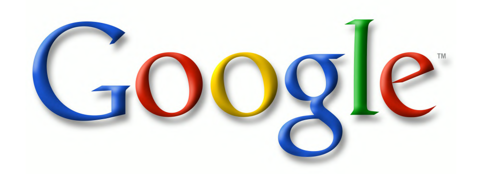
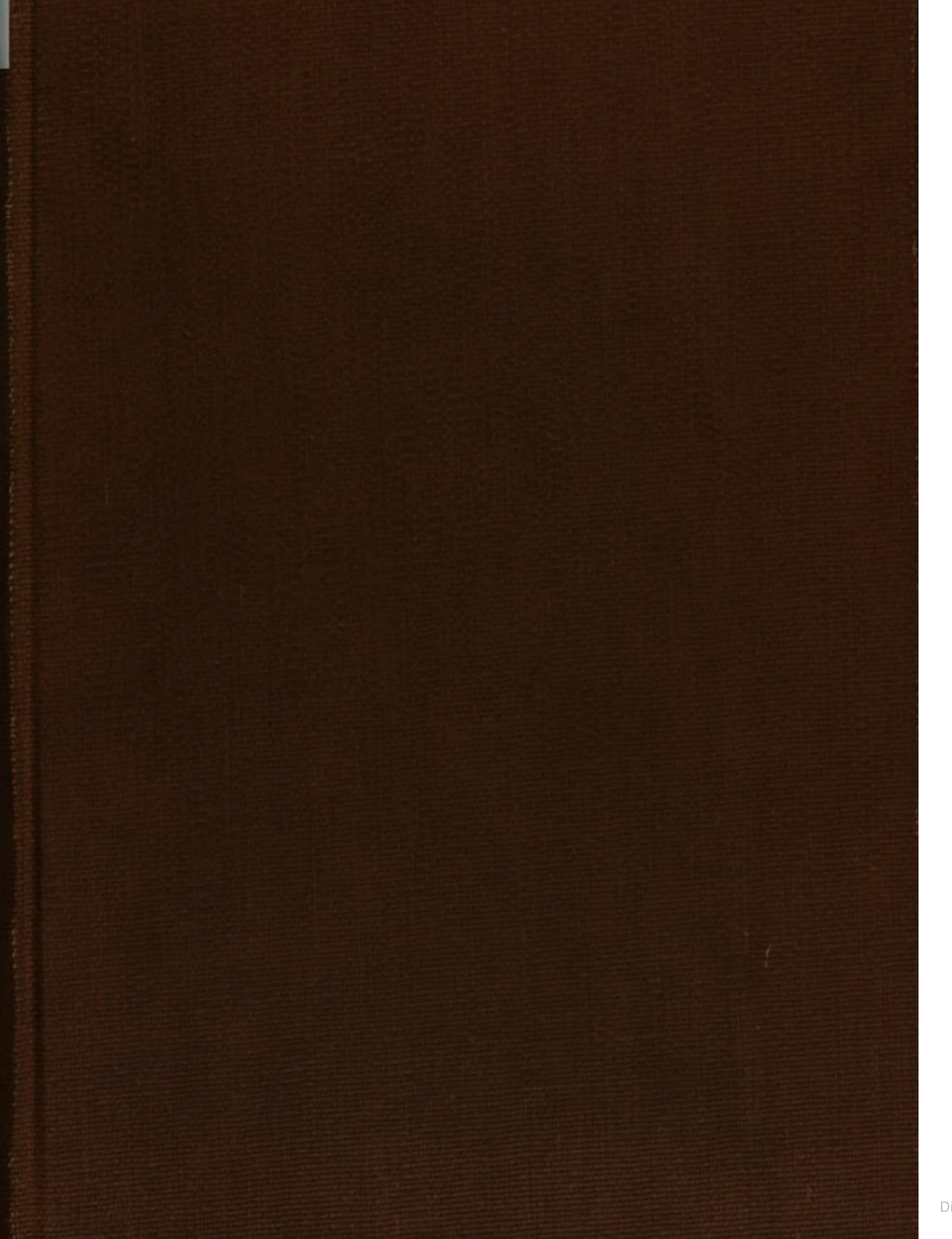
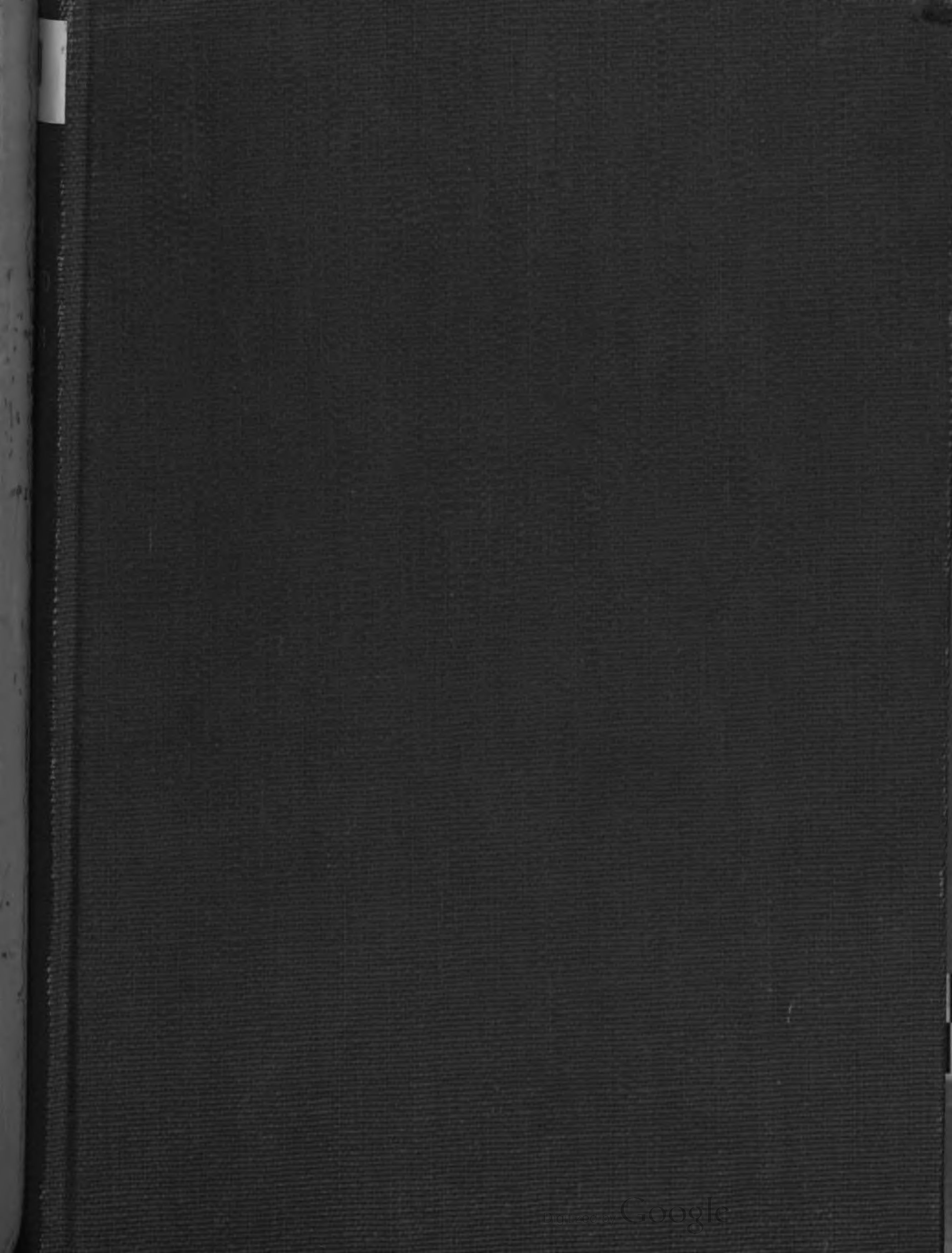


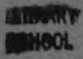






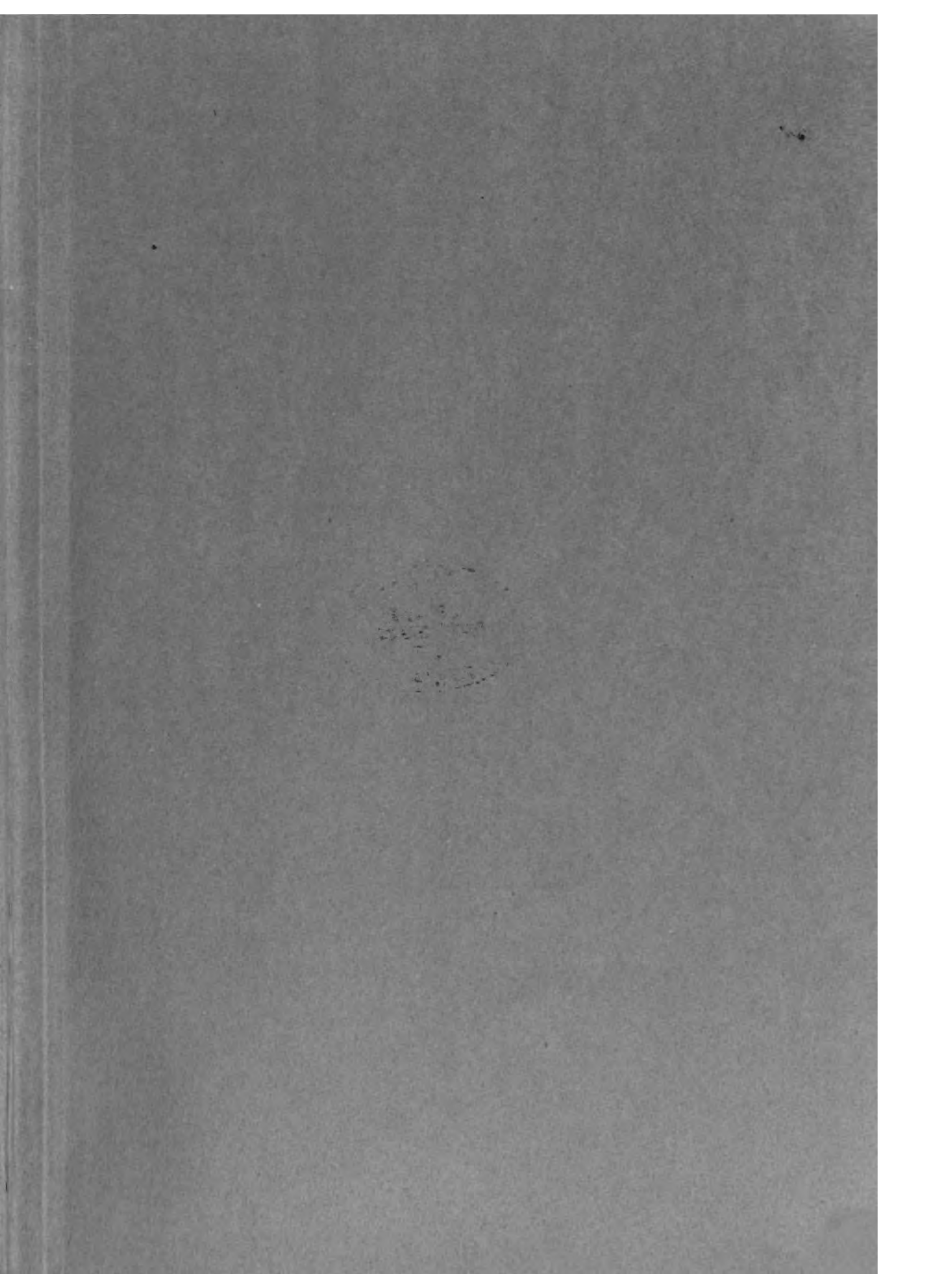





LIBRARY
SCHOOL



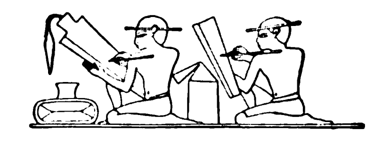

LIBRARY
OF THE
UNIV RSITY
CF
CALIFORNIA



ARCHIV FÜR SCHREIB- UND BUCHWESEN

Herausgegeben von

Professor Dr. Albert Schramm-Leipzig



1. Jahrgang. 1927.

Heckners Verlag, Wolfenbüttel

Inhaltsverzeichnis



Jahrgang 1 Nr. 1 Mai 1927

ARCHIV FÜR SCHREIB- UND BUCHWESEN

Herausgegeben von

Professor Dr. Albert Schramm-Leipzig



Heckners Verlag, Wolfenbüttel
1927

INHALT.

ARCHIV FÜR SCHREIB- UND BUCHWESEN

SCHRIFTLEITUNG: PROFESSOR DR. ALBERT SCHRAMM

1. Jahrgang | Nr. 1 | Mai 1927

Zur Einführung.

Schreib- und Buchweſen einſt und jetzt ſind auch heute noch nicht ſo wiſſenſchaftlich bearbeitet, wie es ihnen zukommt. Vor dem Weltkrieg war ein mächtiger Anlauf genommen worden, hierin Wandel zu ſchaffen. Beſonders für das Buchweſen wurde wirklich manches Wertvolle herausgearbeitet und veröffentlicht. Dem Schreibweſen iſt nicht dieſe Förderung zu Teil geworden. Vor allem aber dauert der beklagenswerte Zuſtand fort, daß die Arbeiten, die tatſächlich erſchienen ſind, weithin durch die Zeitſchriftenliteratur zerſtreut, ja zum Teil an ſo unbekannten Stellen im Druck erſchienen ſind, daß ſie eigentlich als verloren angeſehen werden müſſen. Schuld an dieſer Zerſtreutheit ſind aber auch die wirklichen Vertreter und Förderer von Schreib- und Buchweſen, weil ſie durch unnötige Neugründungen ſich gegenſeitig ſchadeten. Nur Einigkeit macht ſtark. So können wir nur mit Dank begrüßen, daß der Verlag, dem Schreib- und Buchweſen ſchon ſo viel verdanken, Heckners Verlag (Inhaber: H. Weſſel) in Wolfenbüttel es übernommen hat, die zerſtreuten Kräfte in einer gemeinſamen Zeitſchrift zuſammenzuſchließen. Eine große Reihe namhafter Vertreter des umfaſſenden Gebietes ſteht geſchloſſen hinter uns. Je mehr ſie ſich um uns ſcharen, deſto weiter kann unſer „Archiv für Schreib- und Buchweſen" ausgebaut werden. Mitarbeiter ſind uns jederzeit willkommen, ſei es, daß ſie durch Artikel, Mitteilungen, Hinweiſe uſw. uns unterſtützen, ſei es, daß ſie uns Abonnenten zuführen. Verlag wie Redaktion werden nichts unterlaſſen, um das Beſte zu geben und die Wiſſenſchaft von Schrift und Buch Schritt um Schritt zu fördern.

Leipzig, den 1. Mai 1927.
Floßplatz 6.

Profeſſor Dr. Albert Schramm.

* * *

Das Bamum-Alphabet.

Ri nye 1)+wu a e ? i ka (b)pa le m sch na ß(i) la ki ro re kó ta

ßa han li raen ri scha nga ya mu yu 3)+nke mban run njon ni njua ket me rie schu

scho nu ma nua nkuan mbe poa nda nye fe man nku nten lu pi 2)+yo lǫe fu fon ná

su ñga pǫ mi sche ße wi puen kǫ ki

Zahlen: 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10.

1)+ NB. wu = wie englisches w.

3)+ ǫ Strich unter o = wie französisches ô

2)+ ę " " e = deutsches ä

Die Bamumſchrift.

Von Profeſſor Dr. Albert Schramm-Leipzig.

Eine intereſſante Erſcheinung auf dem Gebiete des Schriftweſens ſind die „erfundenen Schriften“, deren wir eine ganze Anzahl haben. Da mir durch Miſſionare über die Bamumſchrift, die in dieſe Schriftengruppe gehört, nicht nur dies und jenes mitgeteilt wurde, ſondern auch Proben überſandt worden ſind, ja ſogar Originalſchriftſtücke des Erfinders mir zugingen, gebe ich das Material hier bekannt, in der Hoffnung damit dem oder jenem einen Gefallen zu tun.

Wer iſt der Schöpfer dieſer Bamumſchrift? Ein Mann von nicht geringer Begabung, dem wir außer ſeiner Schrift noch ſo manches andere verdanken, der eine Vermittlungsſprache, eine Art Eſperanto, für ſeine Stämme geſchaffen, der auch auf dem Gebiete der Baukunſt und der Kunſt überhaupt ſich Verdienſte erworben hat, der Häuptling und König Ndzoya von Bamum, einem Diſtrikt im Hinterland von Kamerun. Sein Anſehen war natürlicherweiſe bald groß, auch ſeine Beſitztümer ſcheinen recht anſehnlich zu ſein, wenigſtens zeigt eine Zeichnung eines ſeiner Diener, die mir überſandt wurde und die ich dem Deutſchen Buchmuſeum zu Leipzig als Geſchenk überlaſſen habe, eine ihm gehörige, große Farm zwiſchen den Flüſſen Mbam und Nyzi öſtlich von Tomban. Ich erwähne dieſe Zeichnung deshalb, weil die Ortsangaben und alle ſonſtigen Beſchriftungen in Bamumſchrift eingezeichnet ſind, wie auch ſein Siegel (ſiehe unſer Bild) die Inſchrift: „Ndzoya, Häuptling von Bamum“ in Bamumſchrift trägt.

Auf die Bamumſchrift und ihre Entwicklung hier im einzelnen einzugehen, liegt nicht in unſerer Abſicht. Daß ſie eine Entwicklung durchgemacht hat, geht aus den im Beſitz des Deutſchen Buchmuſeums zu Leipzig befindlichen Proben und Handſchriften hervor. Die älteſte Form zählt nicht weniger als 370 Schriftzeichen, die „verbeſſerte“ Bamumſchrift weiſt deren nur noch 70 auf. Das „Alphabet“ und eine Textprobe „Die Hyäne und die Ziege“, ein Eingeborenenmärchen mögen zunächſt genügen, um einen Begriff von der von Ndzoya erfundenen Schrift zu geben. Wir hoffen, aus der Feder von Theodor Wilhelm Danzel, dem wir die außerordentlich wertvolle Schrift „Die Anfänge der Schrift“ (Beiträge zur Kultur- und Univerſalgeſchichte. Heft 21) Leipzig: R. Voigtländers Verlag, verdanken, die nicht genug zum Studium empfohlen werden kann,*) hierüber demnächſt Näheres bringen zu können.

Im Jahre 1914 beſtanden 8 Bamumſchulen. Ndzoya hat eine derſelben einige Zeit perſönlich geleitet. Schulmaterialien der Bamum ſind hölzerne Tafeln, die über Feuer geſchwärzt werden; Schreibmaterialien ſind Federn, Stifte aus vierkantigem Blei und rote und ſchwarze Tinte. Letztere wird in kleinen Kalabaſſen aufbewahrt. Die ſchwarze Tinte wird hergeſtellt aus den Früchten eines ſtrauchartigen Baumes Ntien, der im Bamumlande

*) vergl. dort Seite 203—206.

Die Schweine und die Ziegen.
(Ein Eingeborenenmärchen)

Probe der Bamumschrift.

heimisch ist. Die Früchte werden im rohen Zustande zerstampft, die dadurch gewonnene Flüssigkeit wird gekocht, worauf sie eine fast schwarze Farbe annimmt. Die rote Tinte gewinnt man aus den Früchten eines anderen Baumes, Banga, genannt. Der Saft der ausgepreßten Früchte stellt die rote Tinte der Eingeborenen dar.

Die eben gegebenen Mitteilungen verdanke ich verschiedenen Missionaren des Bamumgebietes, und kann dabei mitteilen, daß erfreulicherweise aus den verschiedensten Missionsgebieten jetzt wieder Mitteilungen über Schreib- und Buchwesen eingehen, die wir gern unter dem Namen der Missionsstation und der Missionare veröffentlichen; denn auch hier gilt es, zunächst Bausteine zusammenzutragen, um schließlich ein umfassendes Werk zu ermöglichen.

Siegel Ndzoyas.

Wie kommen wir zur Lösung des in Schule und Leben täglich brennender werdenden Problems einer deutschen Einheitshandschrift?

Von Professor Fritz Kuhlmann, Leipzig.

Die in unserem Vaterlande herrschende Doppelwährung auf dem Gebiete der Schrift, die sogenannte „Zweischriftigkeit", das Nebeneinanderbestehen von „deutscher" und „lateinischer" Schrift, hat unter dem lauten Fehderuf „Hie Antiqua, hie Fraktur" oft und zu den verschiedensten Zeiten Anlaß zu heftigen und zum Teil häßlichen Kämpfen gegeben. Eigenartig ist die Erscheinung, daß sich der Streit stets um die Druck- und Buchschrift drehte, niemals, oder doch nur in ganz nebensächlicher Weise, um die Handschrift. Obgleich auch hier die Zweischriftigkeit voll besteht und den Einzelnen in vieler Beziehung sehr viel peinlicher berührt als dort. Die Nichtbeachtung dieser Seite ist um so eigenartiger und eigentlich um so unbegreiflicher, als gerade hier ein Problem von höchster praktischer Bedeutung und besonderer psychologischer und pädagogischer Tiefe vorliegt. Doch das Psychologische und Pädagogische hat im Schriftstreit leider nie eine Rolle gespielt, ist vielmehr von den dort vorherrschenden politischen, kommerziellen und weltwirtschaftlichen Gesichtspunkten nicht nur unterdrückt, sondern unzweifelhaft geschädigt worden. Sehr zum Nachteil der Sache der Schrift überhaupt.

In dem bisherigen, wenig erfreulichen und, wissenschaftlich bewertet, stets an der äußersten Oberfläche sich bewegenden Schriftstreite hat es sich denn auch stets um die höchst überflüssige, ja, im Grunde unvernünftige Frage gehandelt, welche von den beiden Schriften zu beseitigen sei. Das viel wichtigere und heute brennend werdende Problem, das in diesem Aufsatze aufgerollt wird, die Schaffung einer deutschen Einheitshandschrift, ist nur in ganz unzulänglicher Weise, ja eigentlich überhaupt nicht in den Gesichtskreis der Streitenden und um die deutsche Schrift scheinbar so Besorgten getreten. Höchstens ist es ein oder das andere Mal in irgendeinem pädagogischen Blatte berührt worden. Ein Echo haben dort gemachte Vorschläge oder das Problem an sich niemals gefunden.

Heute sehen wir die Frage nun gerade von dieser bislang kaum beachteten Richtung her mit solcher Kraft auf uns heranrücken, daß wir uns werden gezwungen sehen, sie zu lösen. Heute kommt sie vom Kinde her. Sie wird vor allem unter dem Gesichtswinkel der Schonung seiner und damit des ganzen Volkes Gesundheit gesehen werden müssen. Als Schreibreformer hat Verfasser die Erkenntnis gewinnen müssen, daß die Lösung des Problems heute unumgänglich ist. Und mit ihm wird jeder Pädagoge zu dieser Überzeugung kommen müssen, der ein Herz für die Kinder und ein Verständnis für die Zeichen dieser schweren Zeit des Ringens um den Neuaufbau seines Volkes und Vaterlandes hat. Unsere Überzeugung ist, daß wir damit gegenüber den vorwaltenden, auf grundsätzlichen Streit eingestellten politischen und anderen äußerlichen, unsachlichen Gesichtspunkten, eine der Sache zum großen Vorteil gereichende sicherere Basis gewinnen. Damit erst ist die Voraussetzung für die Möglichkeit einer fruchtbringenden Bearbeitung des Problems gegeben. Durch die auf Grund der Reichsverfassung durchgeführte Schulorganisation ist für die Handschrift in bezug auf das Kind folgende Lage geschaffen:

Die neue, die ersten vier Schuljahre umfassende „Grundschule" soll das Kind so weit fördern, daß es die beiden Schriftarten, Deutsch und Lateinisch, so sicher zu handhaben vermag, wie es der fremdsprachliche Unterricht der höheren Schule, in die das Kind mit dem fünften Jahre eintritt, erfordert. „Schreiben" als solches ist nicht mehr, wie früher, Gegenstand eines besonderen Unterrichts in der höheren Schule.

In der Schulpraxis hat sich nun aber ergeben, daß die hier aufgestellte Forderung von der Grundschule in ihrer Allgemeinheit nicht erfüllt werden kann. Laut und bekümmert erheben die Grundschullehrer die Klage, daß dem Durchschnittskinde der Grundschule mit der Zweischriftigkeit viel zu viel zugemutet werde. Es übersteige unbedingt des Grundschulkindes Kraft, zwei ganz verschieden gestaltete, in ihrer Bewegung sogar sich widerstrebende Schriften nebeneinander zu schreiben. Mit vollstem Recht macht man geltend, daß das Kind dafür in diesem Alter geistig und körperlich zu schwach sei, daß seine Gesundheit dadurch gefährdet werde, wenn man diese Forderung der Schulbehörde mit Gewalt durchführe. Wir stehen vor der betrübenden Tatsache, daß trotz dieser triftigen Einwendungen die Schulbehörde auf ihrer Forderung besteht. Der Beweis ist geliefert durch einen Erlaß des Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung des führenden Staates Preußen vom 11. März 1925, der wörtlich lautet:

„Von mehreren Provinzial-Schulkollegien ſind mir Klagen darüber vorgetragen worden, daß die Leiſtungen der Schüler in den unteren Klaſſen der höheren Lehranſtalten im Schreiben viel zu wünſchen übrigließen, und daß die aus der Grundſchule hervorgegangenen Schüler namentlich die lateiniſche Schrift nur mangelhaft beherrſchten. Wenn ich nun auch Grund habe anzunehmen, daß dieſe Klagen verſtummen werden, ſobald die Sütterlin-Schreibweiſe in allen Grundſchulen eingeführt und vier Jahre hindurch geübt ſein wird, ſo erſcheint es doch notwendig, dafür zu ſorgen, daß im vierten Jahr der Grundſchule die Lateinſchrift, am beſten unter Zugrundelegung der Sütterlinſchen Ausgangsſchrift, gründlich geübt wird. Dies gilt um ſo mehr, als vom 5. Schuljahre ab auch in der Volksſchule kein beſonderer Schreibunterricht mehr erteilt wird. Die Regierungen wollen ſomit das Erforderliche veranlaſſen."

Dieſem Erlaß liegt, ſo peinlich es dem Verfaſſer iſt, es auszuſprechen, eine völlige Unkenntnis der im Schreiben waltenden pſychologiſchen und phyſiologiſchen Zuſammenhänge, wie zugleich der Mangel einer tieferen Einſicht in die Praxis eines neuzeitlichen pſychologiſch vertieften Schreibunterrichts zugrunde. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Hoffnung des Miniſters ſich als eine ſchwere Täuſchung erweiſen wird. Die Folgen des in ſeinem Erlaß geforderten geſteigerten Drillens und Übens der zwei Zwangsformen der ſogenannten Sütterlin-Schrift, werden das Übel nur noch ſteigern. Weil hier Unnatürliches dem Kinde zugemutet wird, muß alles Üben und Drillen nicht nur verſagen, ſondern die ſchlimmſten Folgen zeitigen. Die Bewegungen des Menſchen bilden eine Einheit, können nicht nach Belieben bald auf lateiniſche, bald auf deutſche Schrift, d. h. auf Kommando bald auf ſpitz, bald auf rund automatiſch ein- und umgeſtellt werden, ohne dem Menſchen zu ſchaden. Erzwingt man ſolchen dauernden Wechſel in der Schule durch Gewalt, ſo verſündigt man ſich ſchwer am Kinde. Und es iſt ganz klar, daß ſich die Schreibübel (Schreibkrampf, Nervoſität, Schreibfurcht und wie die Leiden alle heißen mögen) ſich mit dem vermehrten Üben und Drillen noch häufiger als bisher einſtellen werden, und zwar um ſo mehr, als die Sütterlinformen jeder natürlichen Handbewegung widerſprechen. Sind doch z. B. in ihr alle Bewegungen von oben nach unten, alle aufrechten Schäfte der Buchſtaben, die jede Menſchen- und Kinderhand im Schreibzuge, aus natürlichen und ſelbſtverſtändlichſten Bedingungen heraus, flammenartig geſtaltet, geradlinig und ſtarr, und wird doch weiter die natürliche einzügige Schleifenſchwungbewegung grundſätzlich abgelehnt und bekämpft und in mehrere Ruckbewegungen, aus Geraden und Halbkreiſen zuſammengeflickt und unnatürlich zerhackt. Die Schriften werden ganz naturgemäß ſchlechter werden müſſen, als ſie je waren. Vielleicht wird man durch eiſerne Strenge einen Augenblickserfolg erzwingen. Bald aber wird die natürliche Reaktion der Muskeln und Nerven eintreten. Die Schulbehörden werden den Lehrern und den Kindern die Schuld an den betrübenden Erſcheinungen, insbeſondere der immer ſchlechter werdenden Handſchrift zuſchieben, ſtatt ſie bei ſich, ihren unvernünftigen und unnatürlichen Forderungen und der mangelnden Einſicht derer zu ſuchen, die ſolche unheilvollen Ratſchläge unter abſichtlicher Nichtbeachtung der neuen pädagogiſchen Errungenſchaften dem Miniſter

geben und ſolche Erlaſſe ausarbeiten. Mit dem, was hier vom kleinen Kinde verlangt wird, wird mehr von ihm gefordert, als das Leben vom Erwachſenen heiſcht. Der Erwachſene ſchreibt, auch im Geſchäftsleben, als Handſchrift entweder Deutſch oder Lateiniſch. Wenn einmal die zwei Handſchriften nebeneinander von ihm gefordert werden, ſo verſpürt er an Geiſt und Körper, was das bedeutet, wie ſolches Tun ihn innerlich tief erſchüttert und ſchädigt. Schon eine einmalige bleibende Umſtellung von einer Form zur anderen empfindet ſelbſt der Erwachſene als höchſt unangenehm, ſetʒt ihn in erhebliche Erregung und ſehr unbehagliche Zuſtände. Solche nervenerregende Umſtellung wird nun vom kleinen Kind in der Schule dauernd und grundſätʒlich täglich und je nach Willkür unter ſtärkſtem Zwang verlangt. Und zwar in noch höherem Grade als früher, da ſich jener Zeit der Schreibunterricht in der Volksſchule auf im ganzen etwa 6 bis 7 Jahre erſtreckte und eine recht geraume Zeit zum Erlernen der einzelnen Schriftarten verwandt wurde.

Aus dem Erlaß des preußiſchen Miniſters erkennen wir ſomit erſchreckend deutlich, daß im preußiſchen Miniſterium der Bearbeiter des Schrift- und Schreibgebietes die auf dieſem Gebiete ſeit Jahrzehnten vorliegenden ſchlimmen Erfahrungen grundſätʒlich ignoriert, daß nicht einmal die großen neuen Probleme erkannt werden, welche die mit gewaltiger Kraft hervorbrechende neue Zeit und der Aufbau eines neuen Deutſchland an die Schule auf dem in Rede ſtehenden Gebiete des Schreibens heranrollen. Statt hier Neues, Erlöſendes, den Bedingungen der Zeit Entſprechendes der Schule und dem geplagten Kinde zu geben, weiß der Sachberater des preußiſchen Miniſteriums nichts anderes zu empfehlen, als ein Zurückgreifen auf den überlieferten Drill, in den in jeder Weiſe als übel zu betrachtenden zwei Schreibformen der Sütterlinſchrift. Das geſchieht, obgleich unſer ganzes heutiges Schreibelend und unſere ganze Schriftunkultur die Folgen ſolchen Übens und Drillens deutlich aufweiſen. So fehlt es, wie man ganz einwandfrei an dem Aufbau des preußiſchen Schul-Schreibunterrichts feſtſtellen kann, dem verantwortlichen Sachberater des preußiſchen Miniſteriums, Herrn Geh. Oberregierungsrat Pallat, bezüglich des Schreibens an jedem Gefühl für das Natürliche, Geſunde und Zeitgemäße. Sonſt wäre es auch nicht möglich, dem Elementarſten zuwider zu handeln. Das geſchieht ganz unbedingt, wenn man nach wie vor dem Kinde im Schreiben Dauer- und Höchſtleiſtungen in „Zwangsbewegung“ zumutet. Eine Höchſt- und Dauerleiſtung in der Bewegung, im Schreiben ſowohl als auch im Wandern, iſt nur möglich in freier Eigenbewegung. Gegen dieſes elementare Geſetʒ verſtößt nicht nur der angezogene Erlaß des preußiſchen Miniſters, verſtößt auch vor allem die auf den genannten Sachberater zurückzuführende zwangsweiſe Einführung der Sütterlin-Pallat-Methode in den preußiſchen Volksſchulen überhaupt.

So gehen unſere Kleinen allerſchwerſten Nöten entgegen, wenn nicht Hilfe kommt; denn niemand wird leugnen, daß Preußen den anderen Staaten als Beiſpiel und Muſter zu dienen pflegt. Bedenken wir dabei, daß die Not noch eine Steigerung erfahren muß, wenn der Wunſch vieler Eltern nach einer nur dreijährigen Grundſchule in Erfüllung geht, ſo werden wir um das Wohl unſerer Kleinen aufrichtig beſorgt zu ſein allen Grund haben.

Es zeugt in der Tat von der geringen Einsicht und dem mangelnden Weitblick, die auf dem Gebiet des Schreibens im preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung walten, wenn die Sachbearbeiter des Schreibens hier nicht die großen neuen Probleme sehen, die unabweislich aufsteigen und unbedingte Lösung erheischen. Die Zustände, die oben geschildert wurden, zuerst die Nöte des Kindes in der Schule, dann aber auch die Verhältnisse des praktischen Lebens, Handel und Wandel haben für jeden Klarblickenden zwei Forderungen zur unbedingten Folge: 1. die Beseitigung der Zweischriftigkeit durch Schaffung einer deutschen Einheitsschrift, einer Deutschschrift also, in der sich fremdsprachliche wie deutsche Texte auch für den Ausländer leicht lesbar schreiben lassen; 2. eine naturgemäße, auf Eigenbewegung aufbauende Schreiblehrweise.

Der besprochene Erlaß des preußischen Ministers ist in der Tat ein Armutszeugnis für diese höchste Unterrichtsbehörde, weiß sie doch den tiefen Kindernöten und den Unbequemlichkeiten und Schwierigkeiten, die die Zweischriftigkeit auch im praktischen Leben mit sich bringt, noch immer nichts anderes entgegenzusetzen, als eine Kur im Sinne Dr. Eisenbarts: Drill, Drill und nochmal Drill, bis zur tiefsten Ermattung, wie ihn jene Schule pflegte, die auch das preußische Ministerium auf allen anderen Gebieten veraltet hält und zu überwinden sich bemüht. Und es muß jedem als Absonderlichkeit und tiefinnerer Widerspruch erscheinen, wenn das genannte Ministerium und vor allem der genannte Sachberater auf einer Seite systematische Körperschulung auf rhytmischer Grundlage gepflegt wissen wollen und mit allen Mitteln propagieren, auf der anderen Seite aber eine Schreibmethode zwangsweise gegen den Willen der Lehrer einführen, die alles dort Aufgebaute systematisch niederreißt, indem sie den Grundsatz aufstellt, daß die rhythmische, fließende Bewegung zu unterbinden und in einzelne ruckweise, also unnatürliche Bewegungen zu zerstückeln sei. Man lese den für Preußen maßgebenden Leitfaden*), dort wird Seite 41 und 44 diese geradezu frevelhafte Forderung, auf die noch zurückzukommen sein wird, aufgestellt.

So steigt denn, wenn auch leider nicht für das preußische Unterrichtsministerium und seinen Sachberater, so doch für den um das Kind besorgten Pädagogen, jeden wahren Kinder-, Volks- und Vaterlandsfreund vor dem ministeriellen Erlaß, wie vor einem trüben Hintergrunde, das Problem der Schaffung einer deutschen Einheitshandschrift auf. Daß dieses Problem dem preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung und seinem Sachbearbeiter trotz aller Schul- und Kindernöte nicht vor die Seele trat, beweist die vollständige Fremdheit auch den allgemeinen Zeitproblemen gegenüber; denn überall drängt es in der heutigen Menschheit zu Einheiten, Vereinfachungen, zur Zusammenführung des bisher Zerrissenen, gewaltsam Geteilten und auseinander Strebenden. Nicht einmal das Einheitsstreben auf dem Nachbargebiet der Kurzschrift hat das preußische Unterrichtsministerium auf den Gedanken einer Einheits-Verkehrsschrift zu bringen vermocht. Wo doch in der Tat die hier zu solchem Bemühen Anlaß gebenden Gründe an sich noch weit triftiger sind als dort.

*) Neuer Leitfaden für den Schreibunterricht von L. Sütterlin. Verlag Dürerhaus, Berlin.

Freilich, das Problem und seine Lösung würde das Aufgeben der Sütterlin-Pallat-Methode fordern. Da diese aber aus irgendwelchem geheimnisvollem Grunde nicht geopfert werden darf, soll ihr, laut Erlaß, das Kind geopfert werden. Nun wird man mit Recht fragen: Sind die damit aufgestellten Probleme überhaupt lösbar? Erst bei Bejahung dieser Frage können die erhobenen Vorwürfe als berechtigt anerkannt werden.

Der Verfasser darf mit Fug und Recht erwidern: Die Probleme sind nicht nur lösbar, sondern die Lösungen liegen bereits vor, sie sind sogar dem preußischen Ministerium und seinem Sachbearbeiter bekannt, stehen ihnen zur freien Verfügung, sodaß es nur bei ihnen und ihrem guten Willen liegt, sich derselben zum Wohle des Kindes zu bemächtigen. Warum dies nicht geschieht? Das ist wohl allen ein Rätsel, das der Aufklärung unbedingt bedarf, wenn nicht Irrtümern und falschen Mutmaßungen Tür und Tor geöffnet bleiben sollen.

Wie kommen wir nun zu einer deutschen Einheitshandschrift?

Die Schriftform, die wir suchen, die deutsche Einheitshandschrift, die Latein- und Deutschschrift zugleich ist, jeder fremden Sprache sowohl wie der deutschen ein passendes Kleid liefert, für das gesamte westeuropäische Ausland leicht lesbar ist, alle erwähnten Schreibnöte des Kindes, der Schule und des Lebens behebt, liegt klar und deutlich und in geschichtlich anerkannter Form vor uns in dem lebendigen Entwicklungsgange der westeuropäischen Schrift. Die lebendige Schriftentwicklung Westeuropas selbst bringt uns die Lösung eines Problems, das viele unlösbar halten; denn sie durchschritt eine Phase, in der sie die aufgestellten Bedingungen voll erfüllte. Es bedarf also nicht der „Fabrikation" einer neuen Art von „in geheimrätlichem Auftrag" erfundenen Schrift à la Sütterlin. Wir brauchen nur die Geschichte der Schrift zu studieren, dann sehen wir den Charakter der unseren Zwecken dienenden deutschen Einheitsschrift klar vor uns. Und wo finden wir ihn? Dort, wo in der lebendigen Schriftentwicklung Westeuropas die ersten Brechungen der Lateinschrift erfolgen, dort, wo diese Mutterform noch nicht durch den gewandten, abschleifenden Handzug und -fluß überwunden und zu einer ganz neuen Form geworden ist.

Wir vertreten die Behauptung, daß dieser Schriftcharakter die naturgegebene Form der gesuchten deutschen Einheitshandschrift ist. Es kann in der Tat keinen durchschlagenderen Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung geben als die Tatsache, daß im geschichtlichen Verlauf der Schriftentwicklung, etwa vom 14. bis 17. Jahrhundert und noch weiter hinaus, dieser Schrifttyp in Wirklichkeit bereits die Einheitshandschrift für die Texte aller westeuropäischen Sprachen war; denn damals gab es in Westeuropa gar keine andere Schrift. Hat sich doch, wie bekannt, die Spaltung in „lateinische" und „deutsche" erst später vollzogen, und zwar dadurch, daß die Humanisten in ihren Gelehrtenschriften zur karolingischen Minuskelschrift zurückkehrten, die nichtgelehrten deutschen Schreiber hingegen die eben charakterisierte Schriftform weiter zur deutschen „Kurrent" entwickelten. Beweiskräftig ist auch der Name, den diese Schriftform in der Schriftwissenschaft erhielt. Wenn sie von ihr als „Gotische Kursive"

1.

Kolb — Clava
Kol — Carbo
Kolekrut — caulis vel brassica
Kolle cristas — Coloma

2.

Kyng Arthur a nong vight
gan him to make a knight
vppon the selue day
and yaue him armour bright
and with a sworde bright of myght
he gaue him sothe to say

3.

De famulis perit promissa q vixta prudier lupus

4.

Il nest pas a cest heure a la consacration de ce Royaume.

5.

Du gezogen durch got du liebe veben ban
vmb dich hab ich gross arbeit vnd mu
Dass ich dich wider zu mir prong
Du bist mir gar ein süss gesprung

6.

Sebastianus Brant

7.

Martinus Luther

David. de er styn geberde verstellet

8.

von ir gewissen beswert wurden oder
so solche gute die kirche von rechtes
wegen zu gotlichen werken geben
er solt solch gut und habe oder so vil
werdes wid auch die dazu waffen od

bezeichnet wurde, so besagt das sehr treffend, daß sie nach dem ersten Worte deutschen, nach dem zweiten zugleich lateinischen Charakters ist. „Durch Brechung germanisierte Lateinschrift", das wäre wohl die treffendste Bezeichnung ihres Charakters. Der nicht hoch genug anzuschlagende Beweis für die Brauchbarkeit dieses Schriftcharakters als deutsche Einheitshandschrift liegt ja darin, daß alle Nationen Westeuropas (Engländer, Italiener, Deutsche, Schweden, Dänen und wie sie heißen mögen), diese Schrift einst schrieben, und zwar als eine in ihrer Entwicklung natürlich gewachsene Form. Ihr späteres Zurückgehen auf die Lateinschrift ist durchaus nicht im Sinne einer natürlichen Entwicklung, sondern unter der Einwirkung ganz anderer Momente und Impulse geschehen. Alles, was in Westeuropa in der Zeit vom 14. bis 17. Jahrhundert und noch später geschrieben wurde, trägt den gekennzeichneten Schriftcharakter. Belege dafür bietet jedes paläographische Werk in reichlichem Maße. Einige Proben kleineren Umfanges sind dem Aufsatze beigegeben und sollen kurze Besprechung erfahren.

Probe 1: entstammt dem Jahre 1384 und ist einem deutsch-lateinischen Glossar entnommen. In ihr steht deutsche und lateinische Sprache in gleichem (deutschem) Handschriftcharakter unmittelbar nebeneinander. (Aus: Steffens, Lateinische Paläographie. Taf. 110.) Man achte auf die lange Form des *ſ* und die schleifenförmigen *l* und *b*.

Probe 2: ist ein Abschnitt aus der englischen Romanze vom „Schönen Unbekannten", 1457. Kyng Arthur a none right, Gan him to make a knyght, Uppon the silve day, And have him armour bright, And with a swerde brigth of myght, He gurde him tho say. (Steffens, Tafel 115.) Auch diese englische Handschriftprobe ist von ausgesprochenem eckigem Charakter (der Verfasser gibt sie deshalb in deutscher Schrift wieder), mit dem mehrfach erwähnten langen *s*. Man vergleiche die Probe mit der voraufgehenden und sowohl der heutigen englischen wie mit unserer heutigen Druck- und Schreibschrift. Bemerkenswert ist es wohl, daß zu jener Zeit in der englischen Schrift wie in unserer deutschen sowohl *h* mit Oberschleife und Unterlänge sich findet, wie auch im Anlaut das lange *ſ*.

Probe 3: aus dem Jahre 1455; eine Zeile aus „Fabulae moralizate" darstellend, zeigt ebenso lateinischen Text in deutschtümlicher Handschrift. De faucibus peciit promissa que multa promiserit lupus. (Steffens, Tafel 113.) Man achte auf die durchaus deutschtümlichen Ligaturen *sa* und auf die gleichem Charakter entsprechenden scharfeckigen Formen von *m, n* usw. Auch hier finden sich das deutschtümliche lange *ſ* und die schleifenfömigen *l* und *b*.

Probe 4: enthält einige Worte aus einem Briefe Heinrichs III. von Frankreich aus dem Jahre 1502. Die Schrift ist so klar gebrochenen Charakters, daß der Verfasser es sich nicht versagen kann, auch diese Worte in gebrochener (deutscher) Druckschrift hier wiederzugeben. Die Wiedergabe in lateinischer Schrift würde das Bild vollständig entstellen: „a la conservation de ce royaume. Il nest pas a ceste heure". (Steffens, Tafel 119.) Auch diese Schrift hat als französische nicht nur die spitzen *n* und *m*, sondern auch das deutschtümliche lange *ſ* im Anlaut. Ganz außerordentlich ist die Gleichheit des kleinen *a* in dieser Handschrift mit dem *a* der deutschen Kurrent. Vom *h* gilt das gleiche, was in der voraufgehenden Probe gesagt wurde.



Probe 5: ein Abſchnitt aus dem in deutſcher Sprache geſchriebenen Weinſegen aus dem 15. Jahrhundert.

Probe 6: Unterſchrift Sebaſtian Brandts (1456—1521).

Probe 7: Handſchrift und Namenszug Dr. M. Luthers (1520). „David, da er ſeyn geberde verſtellet". Nicht anders als bei den obigen Schriften liegt es bei dieſen Schriften der beiden hervorragenden Perſönlichkeiten. Sie ſind nach dem gleichen Prinzip der Brechung, der Schleifenbildung und Verbindung geſtaltet.

Probe 8: einige Zeilen aus einem derſelben Zeit entſtammenden populären Buche, in deutſcher Sprache.

Die beiden letzten Proben zeichnen ſich vor den voraufgehenden durch Milderung der Brechung und größeren Fluß aus. Wir erkennen darin den Weg, den die natürliche Entwicklung des Handſchreibens geht. Ein Vergleich dieſer beiden deutſchen mit den vorſtehenden engliſchen und franzöſiſchen Schriften läßt keine grundſätzlichen Unterſchiede, wohl aber grundſätzliche Übereinſtimmung in allen bedeutſamen Momenten erkennen. Bei *l* und *b* ſtets Schleifenbildung. (Schluß folgt.)

Arabiſche Kurzſchrift.

Von Profeſſor Dr. Albert Schramm.

Brauchen die Araber überhaupt eine Kurzſchrift, wird jeder, der die arabiſche Schrift kennt, fragen. Der Stenograph ſchlechthin, der die arabiſche Schrift nicht leſen kann, ſie nur vom gelegentlichen Sehen kennt, wird die Frage bejahen, obwohl er ſich beim erſten Blick ſchon ſagt, daß er in der arabiſchen Schrift etwas vor ſich hat, was in ſeiner Flüchtigkeit kaum noch übertroffen werden kann. Bekommt er einen nichtpunktierten Text zur Hand — das Nicht-Mitſchreiben der Vokale iſt die Regel —, ſo verſtärkt ſich der Eindruck der Schreibflüchtigkeit noch ums Vielfache. Wenn er aber einen perfekten arabiſchen Schreiber einmal beim Schreiben beobachten kann, ſo kommt er aus dem Staunen nicht heraus, was dieſer an Schnelligkeit leiſtet. Die arabiſche Schrift, die im übrigen mit kleinen Modifikationen auch für das Türkiſche und Perſiſche gilt und von rechts nach links geſchrieben wird, hat eben tatſächlich Eigenſchaften, die ſtenographiſchen Grundſätzen ſehr nahe ſtehen, ſodaß hohe Schreibgeſchwindigkeiten keineswegs eine Seltenheit ſind und infolgedeſſen das Bedürfnis nach einer Kurzſchrift kein brennendes iſt.

Trotzdem ſind die Verſuche, für die arabiſche Sprache eine Kurzſchrift zu ſchaffen, überaus zahlreich, wie ein Aufſatz einer wohl wenigen nur bekannten arabiſchen Zeitſchrift „El-Mouhit" (Oktober-Nummer 1913) zeigt. Dort finden wir die verſchiedenen Übertragungsverſuche mit Proben zuſammengeſtellt, die wir auch hier in unſerem Archiv für Schreib- und Buchweſen wiedergeben. Auf den erſten Blick ſehen wir, daß nur geometriſche Syſteme für die Übertragungsverſuche verwendet worden ſind, beim genauen Zuſehen wird jeder, der die arabiſche Sprache und Schrift kennt, ohne weiteres feſtſtellen, daß die Schreibflüchtigkeit zum Teil geringer iſt als bei der gewöhnlichen arabiſchen Kurrentſchrift. Bei einigen Entwürfen liegt

Proben arabischer Kurzschriften.

Kurzschrift	System
الفرع لو يدل على الاصل دائما . هل هناك شبه بينه اللباس الذي	
	عن طريقة حسين افندي فهمي جاد المستنبطة في سنة ١٩١٠ D'après le système de HUSSEIN EFF. FEHMY GAD. (Pub. 1910).
	عن طريقة الشيخ عبد الرازق عوض المستنبطة في سنة ١٩١١ D'après le système de CHEIKH ABD-EL RAZEK AWAD. (Pub. 1911).
	عن طريقة المسيو راؤول بينكردي المستنبطة ١٩١٣ D'après le système de Mr. RAOUL BIANKARDY. (Pub. 1913).
	عن طريقة يوسف بك هوكوبوني (المستنبطة ١٩١٠) المعدلة بمعرفة جورج افندي حبيب وشركاه D'après le système de JOSEPH EFF. HOKEBOUNY. (Pub. 1910); modifié par GEORGES EFF. HABIB & Cie.
تجسه و بينه ذلك النبات المأخوذ منه أو هل هناك شبه بينه ذلك	
	حسين افندي فهمي جاد HUSSEIN EFF. FEHMY GAD.
	الشيخ عبد الرازق عوض CHEIKH ABD-EL RAZEK AWAD.
	المسيو راؤول بينكردي Mr. RAOUL BIANKARDY.
	جورج افندي حبيب و حسن افندي رشيد GEORGES EFF. HABIB or HASSAN EFF. RACHID.

Proben arabischer Kurzschriften.

الشباك و بذرته . لو تمكن في الحكم باده مه شب عمل شئ شاب	
حسين افندي فهمي جاد HUSSEIN EFF. FEHMY GAD.	
الشيخ عبد الرازق عوض CHEIKH ABD-EL RAZEK AWAD.	
المسيو راؤول بيانكردي Mr. RAOUL BIANKARDY.	
جورج افندي حبيب و حسن افندي رشيد GEORGES EFF. HABIB et HASSAN EFF. RACHID.	
عليه و لو فيما يمكنه انه يطير الانسان بعد الشرو و الوصول اليه .	
حسين افندي فهمي جاد HUSSEIN EFF. FEHMY GAD.	
الشيخ عبد الرازق عوض CHEIKH ABD-EL RAZEK AWAD.	
المسيو راؤول بيانكردي Mr. RAOUL BIANKARDY.	
جورج افندي حبيب و حسن افندي رشيد GEORGES EFF. HABIB et HASSAN EFF. RACHID.	

die Sache günstiger, obwohl auch hier das Ziel einer wirklich brauchbaren Kurzschrift keineswegs erreicht ist. Wie weit das englisch-französische geometrische Prinzip sich überhaupt für die Hand des Orientalen eignet, die gewohnt ist, in flüchtigen, von rechts nach links geschriebenen Wortzügen dem Diktat oder seinen eigenen Gedanken zu folgen, ist und bleibt eine sehr wichtige Frage, die der Leser an Hand der unseren kurzen Ausführungen beigefügten Schrifttafeln näher prüfen kann.

Von einem Versuche, ein graphisches System dem Arabischen anzupassen, der wirklich Erfolg gehabt hätte, ist mir nichts bekannt. Diese Versuche sind im übrigen an erreichbaren Stellen veröffentlicht und brauchen deshalb hier nicht erwähnt zu werden. Vielleicht ist aber die Tatsache nicht ohne Interesse, daß mein Lehrer im Arabischen, der leider viel zu früh verstorbene Tübinger Universitätsprofessor Dr. Seybold, der als Arabist einen großen Ruf hatte und der selbst die Stenographie praktisch verwandte — er schrieb außerordentlich schön die Gabelsbergersche Stenographie — dem Problem einer arabischen Kurzschrift nachgegangen ist und mit mir manchmal darüber sprach mit dem Resultat: Zur Zeit ist die Frage einer arabischen Kurzschrift zwar nicht zur Ruhe gekommen, sie ist aber nicht so brennend, brennender wird sie, wenn die Versuche, die arabische Schrift zu reformieren (vgl. z. B. die Arbeit von Paul v. Jankò „Türkische Nationalschrift. Vorschläge zur Reform der türkischen Schrift“ im „Archiv für Schriftkunde“ I, 197 ff), die mehr eine Langschrift darstellen, Erfolg haben sollten, wobei freilich eine einheitliche Kurzschrift für das das gesamte Gebiet des Islams von vornherein ins Auge gefaßt werden müßte.

Das Buch der Chinesen.

Von Missionar Pfarrer Wichner.

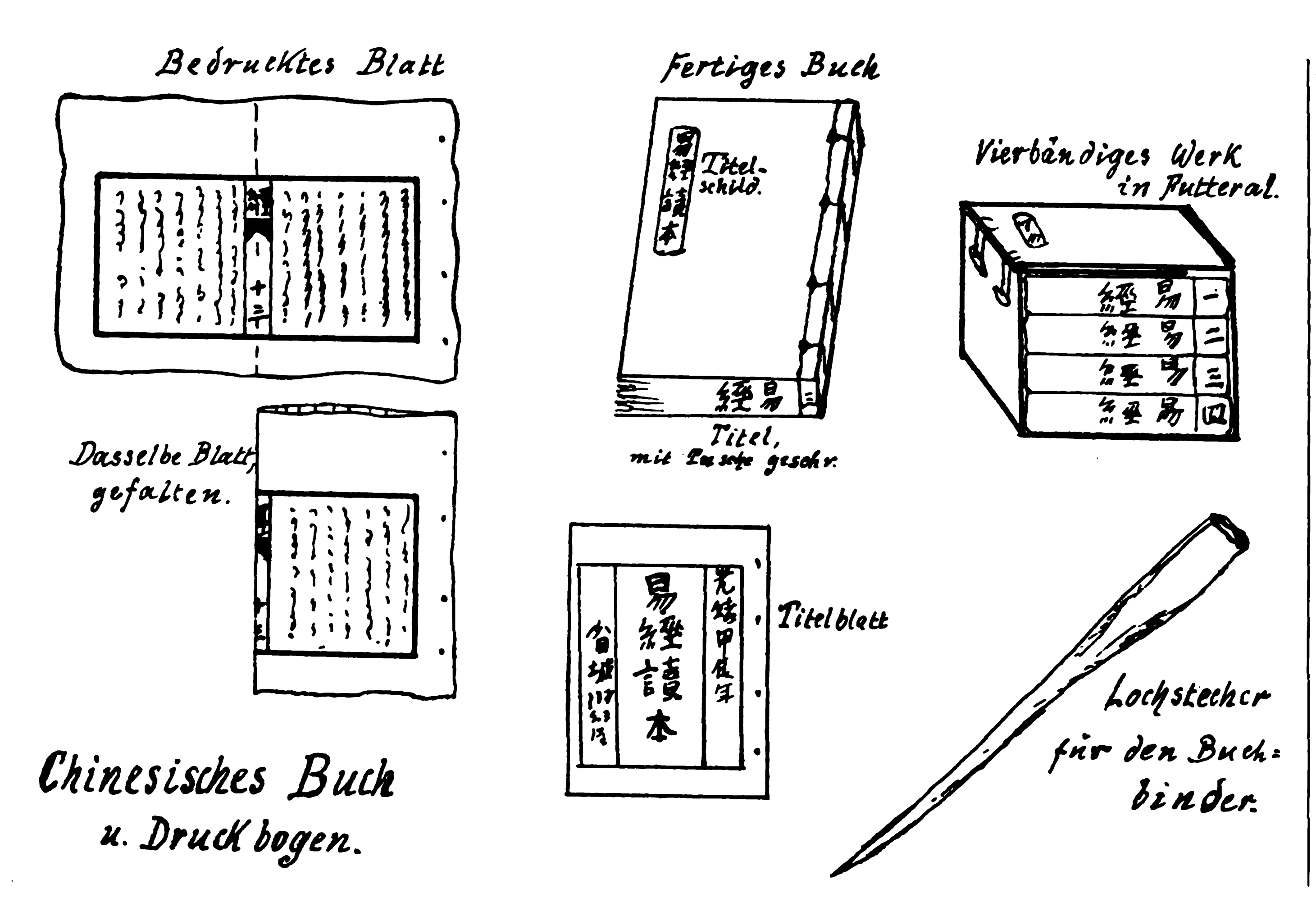
Wohl jeder Gebildete hat einmal ein chinesisches Buch gesehen. Wie es hergestellt wird und was es mit den Einzelheiten für eine Bewandtnis hat, soll hier dargelegt werden. — Papier und Druck gibt es in China seit Alters. Das Papier ist zäh und glatt und eignet sich darum zum Druck kleinster Schriftzeichen. Der Druck geschieht nicht mit beweglichen Lettern, sondern vermittels eines stempelartigen Blocks, der also nur für den einzelnen Zweck benutzt werden kann. Bedruckt wird nur eine Seite, aber durch das Falten, die leere Seite nach innen, die Faltkante nach vorn, macht es den Eindruck beiderseitig bedruckten Papiers, besonders da das Papier meist sehr dünn ist. Der Text beginnt oben rechts, die Zeilen laufen von oben nach unten und schließen sich links an einander an. In der Mitte des Bogens bleibt eine Zeilenbreite frei. Auf ihr werden Buchtitel, Abschnitt und Seitenzahl gedruckt. Genau auf der Mitte dieser Spalte wird der Bogen gefalzt, so, daß der Falz durch die Schriftzeichen geht und diese für den geübten Leser auf beiden Seiten (wenigstens halb) sichtbar sind. Die losen Ränder werden nach hinten mit den andern Bogen zusammengefaßt und gebunden. Bei dieser Art der Seitenzahl- etc. Angabe ist es möglich, leichter als bei unserer Bücherart den Inhalt zu überfliegen, wenn man beim Blättern die Bogen am Daumen vorbeigleiten läßt.



Nun wird der für das Buch nötige Pack Bogen mit der Falzkante auf dem Tisch glattgestoßen, so daß es wie beschnitten aussieht. Ein dicker schwarzer Strich auf der „Seitenzahlspalte“, der gut in die Augen fällt, sorgt dafür, daß die Blätter mit ihrem bedruckten Teil möglichst gleich hoch zu liegen kommen. Nun wird das Buch geklemmt, so daß eine Verschiebung nicht mehr möglich ist, und geheftet. Mit einem nagelartigen Instrument werden ungefähr 1 cm vom Rücken entfernt etwa 4 Löcher der Länge nach durch den Rand geschlagen. Durch diese Löcher zieht man einen Papierbindfaden, d. h. gerolltes zähes Papier. Nun kann die Klemme los sein, ohne daß die Bogen sich verschieben. Die Enden des fidibusartigen Papiers werden geglättet und — 1½ cm lang — aufgeklebt. Vor dem ersten Blatt hatte noch ein oft farbiges Titelblatt Platz gefunden. Auf ihm werden jene Enden mit Kleister geklebt, und nun ist diese Klebestelle geeignet, noch die Deckblätter festzuhalten, die etwa Postkartendicke haben. Mit einem haarscharfen Wiegemesser werden darauf Rücken, Ober- und Unterkante beschnitten, so glatt wie mit unsern Maschinen. Das Buch ist jetzt verkaufsfertig „broschiert“, und wird oft erst vor den Augen des Käufers im Bücherladen fertig gebunden. Noch einmal werden wieder Löcher durchgeschlagen, und durch diese Löcher ein Doppelfaden gezogen, nach hinten, nach oben und unten und zu den einzelnen Löchern untereinander.

Das Ganze erfordert nicht so viel Arbeit wie das Binden eines europäischen Buches. Die Blätter sitzen unbedingt fest, jedoch liegt das aufgeschlagene Buch nicht so gut auf. — Die Vorderseite des Buches ist da, wo wir das Ende haben. Auf dem Umschlag ist oben links der Titel eingedruckt, oder ein andersfarbiges Schild aufgeklebt. Die erste (Titel-) Seite nennt in der rechten Spalte das Druckjahr, in der linken Ort und Firma, in der Mitte großgedruckt den Titel. Dann folgt das Vorwort in besonders schönen Kursivschriftzeichen, ohne Interpunktion — so etwa wie man im Lapidarstil einen griechischen Spruch auch ohne Akzentzeichen setzt. Den Schluß bildet der Stempeldruck des Verfassers in Siegelschrift. Darauf folgt das Inhaltsverzeichnis, und nun kommt der Text. Erklärungen werden oft in kleinerer Schrift gegeben, Exkurse sind abschnittweise eingerückt, d. h. von oben her etwas tiefer. Das Zeichen für „meine Wenigkeit“ und ähnliches tritt klein und bescheiden etwas von der Zeilenmitte zurück, d. h. nach rechts. Vor geehrten Namen läßt man für 1—3 Zeichen Raum frei — oder man bricht die Zeile ab und beginnt die neue etwas höher. Unbekannte Namen, die aus 2 oder mehr Zeichen bestehen, haben rechts einen einfachen oder doppelten Längsstrich. Das Interpunktionszeichen erinnert an unser Komma; den Abschnitt schließt ein Kreis. — Doch führen diese Dinge schon in das Gebiet der Schriftlehre und Stilistik, die über den Rahmen unseres Themas hinausgehen. — Als Illustrationen gibt es einfache und künsterische Holzschnitte. Freie Seiten oder Seitenteile zeigen rechtwinklige Linien; sie sind gezogen, damit das Papier beim Drucken nicht von dem Block berührt und beschmutzt wird.

Einige Bücher haben Doppeltext; auf der oberen Hälfte aller Seiten ist etwa ein Briefsteller, auf der unteren ein Lexikon, so durch das ganze Buch gehend. — Daß es billige und teure Ausgaben gibt, armselige und hochfeine, kann man sich vorstellen. Als Besonderheit sei noch die „Ärmelaus-


Bedrucktes Blatt
Fertiges Buch
Titel-schild.
Titel,
Vierbändiges Werk in Futteral.
Dasselbe Blatt, gefalten.
Titelblatt
Lochstecher für den Buchbinder.
Chinesisches Buch u. Druckbogen.

gabe" erwähnt — wir würden sagen „für die Westentasche" — z. B. ein winziges Lexikon, das in den langen weiten Ärmeln des Examinanden verschwindet.

Der Chinese schätzt seine Bücher; von einem Bücherwurm sagt man wohl: er buhlt mit den Büchern. In der Studierstube sieht man auf dem Bücherbrett, etwa oberhalb des Ruhebettes, schöne Sammlungen. Die Bücher stehen nicht dort, sondern liegen eine kleine Spanne hoch übereinander, so, daß der untere Buchschnitt nach vorn liegt. Auf diesen Schnitt schreibt der Literat Buchtitel und Bandnummer, so wie wir ein Schildchen auf den Rücken kleben. Besonders geschätzte Sammlungen sind packweise mit einer Hülle umgeben. Diese ist aus Pappe, mit Stoff überzogen, versehen mit Elfenbeinriegeln an Bändern.

Mehr als bei uns gibt es in heißen Ländern Feinde der Bücher aus dem Tierreiche. In China vernichten die weißen Ameisen Holz, Wäsche, Kleider und Bücher; nur klägliche Reste findet man da, wo einmal ein Heer dieser Würmer eindringt. In kurzer Zeit ist alles aufgefressen. — Langsamer und mehr einzeln, aber ebenso verderblich wirkt die Moskite. Sie legt ihre Eier in die Bücher, und die Larven fressen sich durch das Buch, so daß die Blätter kläglich aussehen und manches Buch fortgeworfen werden muß. Es ist somit notwendig, die Bücher häufig nachzusehen und zu säubern.

Die neue Zeit und das Vorbild der europäischen Industrie geben dem chinesischen Buche immer mehr ein „westliches" Aussehen. Aber noch ruhen in den besonderen Bücherstraßen der großen Städte tausende und abertausende Bände in schlichtem selbstherrlichem Gewande. Sie sind das Gefäß, ohne das die Schätze einer großen Kultur nicht denkbar wären. — Die chinesische Geschichte kennt Bücher-Katastrophen. Jener gewalttätige Kaiser, der vor zwei Jahrtausenden fast alle Bücher verbrannte, hat die alte Kultur doch nicht vernichten können. Heutzutage wäre solch ein Schlag noch aussichtsloser — wo aber Feuer und Nachspürung unwirksam sind, kann die neue Zeit in anderer Weise schädlich wirken, durch Nichtachtung des Alten, unsinnige Reformen und vandalistische Revolutionen. Wenn aber das Alte, kritisch gesichtet und besonnen gebraucht, befruchtet wird durch echte Religiosität und westliche Wissenschaft, dann wird nach den traurigen Wirren von heute in späteren Friedensjahren eine verjüngte Kultur sich erheben und ihren Niederschlag finden in gediegenen altchinesischen wie in hübschen neuzeitlichen Bänden und Heften, und allezeit wird als bedeutsames Medium der Kultur bleiben

Das chinesische Buch.

Vom Bleistift.

Was ein Bleistift ist, weiß ein jeder, so denken wir. Weiß er es denn wirklich? Oder geht es hier nicht wie bei so manchem, was wir tagtäglich benützen, daß wir die Sache als eine Selbstverständlichkeit hinnehmen und gebrauchen, ohne uns klar zu sein, von wannen diese Dinge kommen und wie sie entstehen.

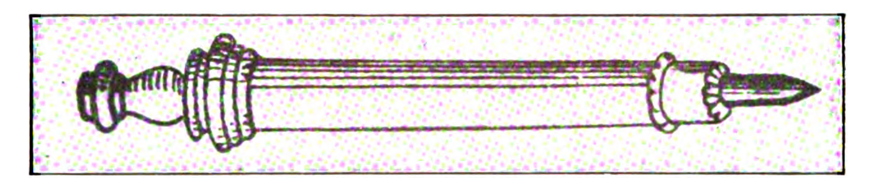
Auf die Streitfrage, wie alt der Bleistift ist, können wir hier nicht eingehen. Stellen wir fest, daß schon die alten Römer eine Art Bleistift in ihrem Rotstein hatten, den man, um sich gegen Unsauberkeit zu schützen und ihn vor dem Abbrechen zu bewahren, in einen Klemmhalter steckte, so zeigt diese Tatsache, daß in frühen Zeiten das Schreiben mit einem Stift keineswegs unbekannt war; stellen wir weiter fest, daß im Altertum kleine, runde, bleierne Scheibchen benutzt wurden, um Linien zu ziehen, so erklärt sich uns der Name Bleistift.

Unser Bleistift ist aber doch trotzdem fälschlich so genannt. Graphit, ein Mineral aus reinem Kohlenstoff, das tiefschwarz abfärbt, ist die Hauptsubstanz des Bleistiftes. 1565 hat ihn der Züricher Gelehrte Konrad Gessner zum erstenmal beschrieben (siehe Abbildung). Um diese Zeit wurden auch die Graphitgruben in der englischen Grafschaft Cumberland entdeckt und im selben Jahre kommen in England bereits die Graphitstifte in Handel. Einfach und primitiv, in Stäbchen geschnitten, wurden sie ohne weitere Behandlung zu Schreibstiften verwendet.

Es hat nicht lange gedauert, da war dieser Bleistift auch in Deutschland bekannt. Die Stadt Nürnberg hat das Verdienst, den Bleistift in Deutschland eingebürgert zu haben. Der „Bleyweißstefftmacher" und der „Bleyweißschneider" waren bald bekannte Berufe. Die ersteren schufen die Holzumhüllungen und leimten die Graphitstäbchen darin ein, die letzteren besorgten das Schneiden der Graphitstäbchen (siehe Abbildung). Wir möchten nicht unterlassen, die unter der Abbildung stehenden Worte hier besonders wiederzugeben. Sie lauten:

„Das Bleyweis schwärtzet dem die Hand /
der solches in dem Grobheits-Stand /
sübtiler macht durch schneiden und schaben /
So wird / statt treuer Mühe Lohn /
wer Böse bessern will / davon
nichts als den schwartzen Undanck habē."

In die älteste Zeit zurück reicht so noch heute die in voller Blüte stehende Nürnberger Bleistiftfabrik, über die wir noch alte Nürnberger Rats-Protokolle aus dem 17. Jahrhundert besitzen, J. S. Staedtler. 1662 wird Friedrich Staedtler bereits erwähnt. Die Firma hat sich in der Familie gehalten. Joh. Seb. Staedtler hat 1835 den Betrieb zum Fabrikbetrieb ausgestaltet. Heute steht die Firma achtunggebietend auf dem Gebiet der Bleistiftfabrikation da, die ihr manche Neuerung und Besserung verdankt. Verständnisvolles Eingehen und Übernehmen des französischen Verfahrens, den Graphit mit Ton zu vermengen, eigene Erfindungen wie der Farbstift, die Einführung des Kopierstifts brachten der Firma einen ungeheueren Aufschwung.



Älteſter Graphitſtift nach K. Geßner



Der Bleyweis-Schneider

Der Laie hat gewöhnlich keine Ahnung von den vielen Sorten von Bleistiften, die es heute gibt: Bleiſtifte zum Schreiben und Zeichnen für Schulen und Büros in bis zu 17 Härtegraden, beſondere Stenographie-Bleiſtifte, Schreiner- und Zimmermann-Stifte mit weichem, breitem Blei, Steinhauer-Bleiſtifte, Förſterſtifte, Kopierſtifte, Tintenſtifte, farbige Kopierſtifte für alle Zwecke, Unterſchreibſtifte, Durchſchreibſtifte, Kopier- und Tintenſtifte für hektographiſche Zwecke, Magazinſtifte, Stifte für Straßenbahnſchaffner, für Poſt- und Bahnbeamte, Farbſtifte für Büro- und Zeichenzwecke, für Künſtler, Architekten, Ingenieure, Farbſtifte zum Schreiben und Zeichnen auf Glas, Porzellan, Steingut uſw., Signierſtifte für alle möglichen Spezialzwecke, wie zum Schreiben und Zeichnen auf trocknes und naſſes Holz, auf Eiſen und Metalle aller Art, Leder in allen Verarbeitungsſtadien, Leinwand, rohes Fleiſch, trockene und naſſe Häute und Felle, Farbſtifte für mediziniſche Zwecke zum Schreiben und Zeichnen auf menſchlicher Haut uſw. uſw. Wer da glaubt, das Bleiſtiftmachen gehe raſch und reibungslos vor ſich, iſt im Irrtum. Genau wie das Papiermachen gar manchen Handgriff oder Maſchinenlauf bedingt, ſo bedarf es auch bei der Bleiſtiftbearbeitung mannigfachſter Vorgänge in allen ſeinen Beſtandteilen, vor allem im Graphit, Ton und Holz. Der Graphit muß ſchon vor der Verſendung von verunreinigenden Beimiſchungen gelöſt werden, dazu kommt das „Schlämmen": Der Graphit, in heißem Waſſer eingeweicht, wird zu dünnem Brei verrührt ſowie der Einwirkung eines Waſſerſtromes ausgeſetzt, damit die Unreinigkeit verſchwindet, der Graphit ſelbſt wird in grobe, feine und feinſte Teilchen zerlegt. Nun muß das Waſſer durch Filterpreſſen aus den graphithaltigen Flüſſigkeiten entfernt werden. Erſt jetzt iſt der Graphitkuchen fertig. Wie mit dem Graphit, wird auch mit dem Ton verfahren. Beide, Graphitkuchen wie Tonkuchen, gilt es nun zu trocknen und nach beſtimmten Grundſätzen zu miſchen. Je mehr Ton dem Graphit beigemiſcht wird, deſto härter wird der Bleiſtift. Man hat es alſo in der Hand, je nach der Miſchung die verſchiedenartigſten Sorten anzufertigen. Nun kommt die „Bleimühle" an die Reihe. Sie verreibt die Miſchungen zu einer feinen Maſſe, wobei wiederum Einfluß ausgeübt werden kann, der zu den verſchiedenen Sorten führt. Der „Bleimühle" folgt die Arbeit der „Bleipreſſe". Sie ſchafft die Form: rund, viereckig oder ſechseckig. Die Stäbchen entſtehen. Es genügt nicht, daß ſie geordnet und getrocknet werden, ſie müſſen noch gebrannt werden, um die Härte zu erlangen, die nötig iſt für einen guten Bleiſtift. In Graphitglühkäſten werden ſie der Weißglut eines Ofens ausgeſetzt und erſt nachdem ſie wieder abgeglüht ſind, können ſie in die Holzeinfaſſung eingeklebt werden. Bis der Bleiſtift nun fix und fertig iſt, iſt noch mancher Handgriff nötig. Es würde zu weit gehen, hier auf Cedernholz einzugehen, zu ſagen, was in Deutſchland während der Einkreiſung als Erſatz gebraucht wurde und heute noch gebraucht wird uſw., es ſei nur noch geſagt, daß die Bleiſtiftfabrikation heute Unerhörtes leiſtet. Allein die Bleiſtiftfabrik J. S. Staedtler in Nürnberg braucht 100 Waggons Holz für ihre Bleiſtifte. Könnte man die jährliche Produktion der Firma übereinandertürmen, ſo würden die 90 Millionen Bleiſtifte den Erddurchmeßer 1⅓mal überſteigen. Was würde der „Bleyweißſchneider" auf unſerem Bilde zu dieſer Entwicklung ſagen!

Die Bedeutung Barodas für das vorderindiſche Bibliothekswesen.

Von Dr. Hans Praesent.

Wo im Nordweſten das Dekanmaſſiv zu dem merkwürdigen Salzſumpfgebiet, dem Ran von Katſch, und der Wüſte Tharr abfällt, hat ſich eine Reihe dem Namen nach ſelbſtändiger, aber vom General-Gouverneur abhängiger Fürſtentümer erhalten, in denen noch das eigentümliche bunte indiſche Nationalleben pulſiert. Hier liegt, halbwegs zwiſchen den großen Hafenſtädten Bombay und Karatſchi die Provinz Gudſcherat und in ihr, in verſchiedene Teile zerſtückelt, der Vaſallenſtaat Baroda, der auf 21 048 qkm im Jahre 1921 2 126 000 Einwohner zählte. Die gleichnamige Hauptſtadt (95 000 Einwohner) liegt inmitten eines Gebietes, das gute Baumwolle, Weizen, Reis, Tabak und Opium hervorbringt und durch Pferde- und Rinderzucht berühmt iſt. Daß der Fürſt dieſes Landes, der Maharadſchah Sayajirao Gaekwad (zu deutſch Kuhhirt) of Baroda als „Pioneer of the Free Public Library Movement in India“ bezeichnet wird, erfährt man aus einem uns ſoeben zugegangenen Bibliothekshandbuch [1]), das gleichzeitig einen recht intereſſanten Einblick in die britiſch-indiſche Volksbüchereibewegung gewährt und erkennen läßt, daß dem kleinen Staate Baroda darin eine führende Rolle zukommt. Auf Grund dieſes Buches, deſſen frühere Auflagen in beſcheidenerem Umfange 1918, 1921 und 1924 erſchienen, ſei es geſtattet, einiges über das dortige Bibliotheksleben mitzuteilen.

Die Anregung zu einer Organiſation des Büchereiweſens in Baroda ging vom Fürſten aus, der für die Erziehung und Belehrung ſeiner Untertanen viel übrig hat und dem auf ſeinen Reiſen in Europa und Amerika gerade die öffentlichen Bibliotheken den größten Eindruck gemacht hatten. Er begründete 1911 als Behörde das „Library Department“ und berief Mr. W. A. Borden, einen tüchtigen Bibliothekar der Vereinigten Staaten von Nordamerika, zur Organiſation des Betriebes. So wurde das Büchereiweſen Barodas ganz nach nordamerikaniſchem Muſter eingerichtet und ähnelt ihm in der Tat, wenn auch die Verhältniſſe hier inſofern beſondere ſind, als verſchiedene Eingeborenenſprachen mit ihrer Literatur vertreten ſind und sich aus der beigegebenen Bevölkerungstabelle errechnen läßt, daß von der oben genannten Einwohnerzahl des Landes nur etwa 13 Prozent als „gelehrt“ bezeichnet werden, während die übrigen wohl mehr oder weniger noch als Analphabeten zu gelten haben. Nur rund 16 000 Bewohner verſtehen auch Engliſch. Es wurden alſo unter Mr. Borden in Baroda eine Zentralbibliothek gegründet, ferner ein ganzes Netz von kleinen Büchereien (650) über das Land verteilt, dazu Wanderbüchereien eingerichtet und anderes mehr, ſodaß ſich heute ein wohlausgebildetes Syſtem erkennen läßt, das für andere Gebiete Britiſch-Indiens als Vorbild angeſehen wird. Aus den einzelnen Teilen dieſer Organiſation ſeien einige Einzelheiten mitgeteilt, wie ſie ſich aus dem nach nordamerikaniſchem Muſter ſehr überſichtlich angeordnetem Geſamtbericht ergeben.

[1] The Baroda Library Hand-Book. By Newton Mohun Dutt. With introduction by Sir Manubhai Nandshankar Mehta. 4. Ed. with 15 illustr. and diagrams. Baroda: Central Library 1926. (XII, 64 S.) gr. 8⁰. Preis 1 Rup.

Der Kern des Ganzen ist die Zentralbibliothek in Baroda, die heute 105000 Bände zählt, wozu in der Abteilung der Wanderbüchereien noch etwa 18600 Bände kommen. Der Grundstock war 1911 die Privatbibliothek des Maharadschah mit einigen 20000 Bänden, beſonders aus den Gebieten der Geſchichte, Biographie und Sozialwiſſenſchaften. Der Leihbetrieb iſt außer Sonntags täglich von 8—10$^1/_2$ und von 4$^1/_2$—7 Uhr geöffnet und unter 3642 Benutzern gingen im letzten Jahre über 83000 Bände um, ausſchließlich 13400 Bänden in der Wanderbüchereiabteilung. Aus den Angaben des Leihverkehrs iſt bemerkenswert, daß das „Open access system" mit Erfolg gehandhabt wird und Lesehefte geführt werden. Für die Systematik wird eine Kombination aus Cutters „Expansive" und Dewey's „Decimal" Claſſification benutzt. Besonders eingeteilt sind die Bücher in Gudscherati, Marathi, Hindi, Urdu und anderen orientaliſchen Sprachen, die Sanskritbücher und die Manuſkripte in Sanskrit, Persisch und Arabisch. Die Autoren- und Sachkataloge werden in Zettelform geführt und liegen für einzelne Gruppen der Bücher in Eingeborenenſprachen ſchon im Druck vor. Bemerkenswert sind ferner ein Raum für eine Handbibliothek und beſonders eine Sammlung von Bibliographien und bibliothekswiſſenſchaftlichen Büchern, deren Vermehrung mit Vorliebe gepflegt zu werden ſcheint. Für die Acceſſionsabteilung macht eine Reihe von ſprachkundigen Bibliothekaren (das Perſonal ſetzt ſich zum größten Teil aus Eingeborenen zusammen) Vorſchläge für Neuerwerbungen. Ein beſonderer Zeitungsraum ist täglich, auch Sonn- und Feiertags, 12 Stunden geöffnet und enthält über 200 Zeitungen und Zeitſchriften. Ganz nach amerikaniſchem Muſter ſind Leſe- und Spielräume für Kinder eingerichtet, in denen auch der Kinematograph in den Dienst der Erziehung gestellt iſt. Auch eine geſondert aufgestellte Bibliothek für Frauen erfreut ſich lebhafter Benutzung. Orientalisten ſeien auf die zweifellos bedeutende Sanskritabteilung aufmerkſam gemacht, deren Schätze im einzelnen beſchrieben werden. Dieſe aus der Handſchriftenbibliothek des Bruders des Maharadſchah begründete Abteilung, die durch berühmte Tempelmanuſkripte vermehrt wurde, erhielt im Laufe der Zeit ihren größten Zuwachs aus ſystematiſch angelegten Sammelreiſen durch ganz Indien, und ſie zählt heute über 13000 Manuſkripte und gegen 6000 gedruckte Sanskritwerke. Seit 1915 wird dieſe wertvolle Sammlung teils in Katalogen, teils in wiſſenſchaftlichen Beſchreibungen von Fachleuten in den „Gaekwad's Oriental Series" der Öffentlichkeit unterbreitet. 29 Hefte sind bisher erſchienen und 14 im Druck. An der Spitze dieſer Abteilung ſteht Dr. Benoytoſh Bhattacharyya, der von 5 Beamten unterstützt wird.

Ein beſonderes Kapitel iſt den kleinen Büchereien in den Städten und Dörfern gewidmet. Über 600 Büchereien und Leſeräume verſchiedener Größe entſtanden ſo, und 41 Orte haben eigene Bibliotheksgebäude errichtet. Sonſt dienen gemietete Räume oder Schulen als Unterkunft. Die Geſamtbücherzahl dieſer Anſtalten wird mit 378000 angegeben, von denen 222000 Bücher an 46500 Leſer im letzten Jahre ausgeliehen wurden. Die „travelling libraries" ſchließlich bedienen ſich verſchieden großer Holzkiſten, die 15 bis 30 Bücher enthalten. Im Gebrauch ſind 413 ſolcher Kiſten mit insgeſamt 18600 Büchern, davon 15000 in Gudſcherati (Mutterſprache von 88 Prozent der Bevölkerung), 2100 in Engliſch, 1300 in Marathi und der

Rest in Urdu und Hindi. Von 123 Orten aus wurden so 13400 Bände in Umlauf gesetzt. Während der letzten 14 Jahre zirkulierten 138700 Bücher allein durch diese Wanderbüchereien. Interessante Angaben werden auch über den Film im Dienste der Volkserziehung gemacht, der auf dem Lande natürlich eine besondere Anziehung ausübt.

Bemerkenswert sind die Anregungen, die von Baroda auf das übrige indische Büchereiwesen ausgehen. Die hier veranstalteten Bibliothekskurse werden auch von Bibliothekaren anderer Staaten besucht. Auch auf mehreren Ausstellungen trat die Zentralbibliothek hervor, so in Bombay, Gwalior, Kotah und Benares, ja sogar auf der Britischen Weltausstellung in Wembley 1924 beteiligte sie sich. Ferner nahm sie teil an den allindischen Bibliothekartagen in Lahore 1918, in Madras 1919 und in Cocanada 1923, auch an den Orientalistentagen in Madras und Calcutta. Von Baroda ging auch die erste bibliothekarische Fachzeitschrift aus. 1912 bis 1920 erschien vom „Baroda Library Department" die Vierteljahrsschrift „Library Miscellany" unter dem Herausgeber Mr. J. S. Kudalkar. Sie war die erste indische Zeitschrift für die Büchereibewegung und erschien illustriert in Englisch, Gudscherati und Marathi. Kürzlich gründete die „Baroda Library Cooperative Society" eine andere Vierteljahrsschrift „Pustakalaya" in Gudscherati. Eine andere Zeitschrift ist das in Bezwada (Prov. Madras) erscheinende „Indian Library Journal" in englischer Sprache. Ebendaselbst wird auch ein „Telugu Library Journal" von der „Andhra Library Association" für die im nördlichen Madras das Telugu sprechende Bevölkerung herausgegeben. Aus dem oben genannten Bibliothekartag in Madras 1919 ging auch eine „Indian Library Association" hervor, die jährlich in verschiedenen Teilen Britisch Indiens Tagungen abhalten soll. Bei der riesigen Ausdehnung des Landes sind jedoch auch lokale Vereinigungen nötig, wie sie in Nordost-Indien, in Poona (Prov. Bombay) und im letzten Jahr in Bengalen entstanden sind.

Daß das Beispiel Barodas für andere indische Staaten vorbildlich wurde, erwähnte ich schon. So entsandte der Tributärstaat Mysore einen Beamten nach Baroda und organisierte dann nach dessen Erfahrungen ein Büchereisystem im eigenen Lande. Auch Bangalore im gleichen Staate erhielt eine gute Bibliothek und veröffentlichte einen vortrefflichen Katalog englischer Bücher im Dewey'schen Dezimalsystem. Der kleine Staat Puddokotah (Prov. Madras) machte gute Erfahrungen mit Dorfbüchereien. Von den indischen Universitäten, die einen lobenswerten Eifer im Verbessern ihrer Bibliotheksverhältnisse zeigten, war Bombay die erste, die einen Bibliothekar nach England zum Studium sandte. Die Punjab-Universität in Lahore verschrieb sich Mr. A. D. Dickinson aus Amerika zur Reorganisation ihrer Bibliothek und Einrichtung von Kursen, die die Bibliothekare nordindischer Städte zur Ausbildung besuchten. Ehe er nach Amerika zurückging, veröffentlichte er im Jahre 1916 ein elementares Bibliothekslehrbuch, das als bestes für die indischen Verhältnisse empfohlen wird. Die Universität in Madras sandte einen Beamten zur Ausbildung an eine amerikanische Bibliotheksschule.

Diese Beispiele mögen genügen, um darzutun, in welchem Umfange die Büchereibewegung im heutigen Indien sich Geltung zu schaffen gewußt hat. Es ist ein kleines, aber beachtenswertes Moment in dem Gesamtbilde des

modernen Indien, daß die Eingeborenen den Wert der Volksbildung und im beſonderen die hohe Bedeutung der Volksbüchereien erkannt haben, und daß der Maharadſchah von Baroda von ſeinen Untertanen wünſcht: „They must be brought to love books; they must be taught to make books a part and parcel of their life. The libraries would not then be a luxury, but a necessity of existence.“

Aus den Anfängen der deutſchen Kunſtzeitſchrift.

Von Dr. Hans Vollmer.

Unſere drucktechniſch wie illuſtrativ zum Teil höchſt luxuriös ausgeſtatteten modernen Kunſtzeitſchriften haben ſich aus ſehr beſcheidenen Anfängen heraus entwickelt. In Deutſchland verwirklichte zuerſt der in Erfurt, ſpäter in Erlangen anſäſſige gelehrte Literarhiſtoriker und Geſchichtsforſcher Johann Georg Meuſel (geb. 17. 3. 1753 in Eyrichshof [Franken], † 19. 9. 1820 in Erlangen) den Gedanken einer periodiſchen Zeitſchrift, die ſpeziell den bildenden Künſten gewidmet war, indem er ſeine „Miscellaneen artiſtiſchen Inhalts“ gründete, deren 1. Heft im April 1779 erſchien. Es gab allerdings ſchon vordem mancherlei periodiſche Druckſchriften (deren Anfänge in Deutſchland ja bis ins 17. Jahrh. zurückreichen), die auch gelegentlich Kunstnachrichten brachten, wie den „Teutſchen Merkur“ oder das „Teutſche Muſeum“, aber in der Hauptſache waren dieſe Zeitſchriften äſthetiſch-literariſchen Inhalts; den bildenden Künſten fehlte bislang ein eigenes Organ. Die im Verlag der Keyſerſchen Buchhandlung in Erfurt in beſcheidenem Oktavformat erſchienenen und noch jeden Bilderſchmuckes entbehrenden Heftchen der „Miscellaneen“ wurden in unregelmäßigen Zeitabſtänden ausgegeben und zwar machten 6 Hefte immer ein Bändchen aus. Nachdem 30 Hefte erſchienen waren — das letzte im Jahre 1787 — ließ der inzwiſchen zum „Hochfürſtl. Brandenburgiſchen und Quedlinburgiſchen Hofrathe, ordentlichen Profeſſor der Geſchichtskunde auf der Univerſität Erlangen, und Mitgliede einiger Akademien“ avancierte Verfaſſer eine Fortſetzung ſeiner „Miscellaneen“ unter dem Titel „Museum für Künſtler und für Kunſtliebhaber“ erſcheinen, deren erstes „Stück“ 1787 in Mannheim bei C. F. Schwan & G. F. Götz zur Ausgabe gelangte. Dieſes „Muſeum“ brachte es auf 18 „Stücke“, die wieder zu je 6 ein Bändchen bildeten, und deren 18. im Jahre 1792 den Leſern vorgelegt wurde. Die bewegten politiſchen Zeiten — im Sommer 1792 brach der erſte Koalitionskrieg aus, im Oktober drang der franzöſiſche General Cuſtine über den Rhein vor, eroberte Speyer, Worms, Mainz und Frankfurt — hatten ein Stocken im Erſcheinen von Meuſels offenbar ſehr gut eingeführter Zeitſchrift zur Folge. Eine Pauſe trat ein und erſt im April 1794 entſchloß ſich Meuſel zur Ausgabe einer Fortſetzung, die er „Neues Muſeum für Künſtler und Kunſtliebhaber“ betitelte und für die er in Leipzig in Voß & Co. einen Verleger fand. „Durch den Dämon eines leidigen Krieges“ — ſo beginnt der Vorbericht — „von den unruhvollen Ufern des Rheinſtroms weggedrängt, ſuchte und fand das artiſtiſche Muſeum eine freundliche Aufnahme und ſichere Freyſtätte an der friedlichen Pleiße.

Möchte es doch dort lange ungestört weilen können. Möchte es doch, zum Vortheil der schönen Künste, die nur unter den Fittigen des goldenen Friedens [Preußen befand sich 1794 bekanntlich noch im Kriege mit Frankreich, der erst im April 1795 durch den Frieden zu Basel seinen Abschluß fand] Pflege genießen, die für die Dauer desselben so nöthige Unterstützung, sowohl von Seiten der Mitarbeiter als der Liebhaber, in gehörigem Maaße finden?" Von dem „Neuen Museum" erschienen in den beiden Jahren 1794/95 insgesamt vier „Stücke", die zusammen ein Bändchen von immerhin über 500 Seiten ausmachen. Einrichtung und Programm der „Miscellaneen" und des „Museums" wurden beibehalten, aber eine wichtige Neuerung wurde eingeführt, die in der Beilage von Kupferstichen bestand. Allerdings war dieser erste schüchterne Versuch, das Wort durch das Bild zu unterstützen, bescheiden genug. In jedem „Stück" wurde dem Titel das Kupferstichbildnis eines berühmten zeitgenössischen Künstlers gegenübergestellt; die Auswahl ist bezeichnend genug: den Vortritt hat Angelica Kauffmann, damals ein hell leuchtendes, heute reichlich verblaßtes Gestirn am Himmel der europäischen Kunst; es folgt Johann Friedrich Reiffstein (Reifenstein), ein herzlich unbedeutender Allerweltskünstler aus dem Litauischen, der beim russischen Kaiser und der Großherzogin von Weimar in Gunst stand, ein eifriger Kunstfreund und leidenschaftlicher Verehrer Winckelmans und kosmopolitischer Hofmann. Als dritter folgt der Franzose Nicolas Guibal, ein Schüler von Mengs und bedeutender Frescomaler, der in herzogl. Württembergischen Diensten stand, seit 1760 auch das Direktorat der Ludwigsburger Gemäldegalerie innehatte und Professor an der Hohen Karlsschule in Stuttgart war. Den Beschluß macht Raffael Mengs, der damals einem Halbgotte gleich verehrt wurde, sehr bald aber seine Entthronung erfahren mußte. Das „Museum" schließlich fand einen Nachfolger in den „Neuen Miscellaneen artistischen Inhalts für Künstler und Kunstliebhaber", die Gerhard Fleischer der jüng. in Leipzig verlegte. In den „Vorerinnerungen" dieser den Titel seiner ersten Publikation wieder aufnehmenden Zeitschrift, deren Untertitel „Fortsetzung des neuen Museums für Künstler und Kunstliebhaber" lautet, und deren 1. „Stück" im Herbst 1795 erschien, gibt Meusel zunächst ein Verzeichnis seiner 50 Mitarbeiter, eines aus Berufen aller Art, Künstler, Pädagogen, Mediziner, Juristen und Theologen, sich zusammensetzenden Stabes, darunter sich Namen von gutem Klange, wie Bause in Leipzig, Fiorillo in Göttingen, Justi in Marburg und Hüsgen in Göttingen befinden. Daran schließt sich ein knappes Resumé über den Charakter der in den bisherigen drei Folgen veröffentlichten Aufsätze. Die „Neuen Miscellaneen" haben es auf den Gesamtumfang von 14 „Stücken" gebracht, die in dem Zeitraum von 1795 bis 1803 erschienen und zwar in zwei starken, durchpaginierenden Oktavbänden mit Generalregister am Schluß des zweiten Bandes, der über 700 Seiten umfaßt, während der erste Band nahezu 1100 Seiten stark ist. Während die ersten 12 Stücke — das 12. kam 1800 heraus — in verhältnismäßig rascher Aufeinanderfolge erschienen, trat 1800 eine Stockung ein, hervorgerufen durch die Ereignisse des zweiten Koalitionskrieges; das 13. Stück erschien erst 1802, das 14. 1803. Dann beginnt Meusel eine neue Folge — die fünfte! —, die er „Archiv für Künstler und Kunst-

freunde" betitelt, und deren Vorwort vom 2. April 1803 datiert ist. Der Herausgeber entschuldigt sich zunächst wegen des schleppenden Erscheinens der letzten Hefte der „Neuen Miscellaneen" und hofft „jetzt, da allgemeiner Friede die Menschheit beglückt" — der Reichsdeputations-Hauptschluß zu Regensburg hatte soeben die Neugestaltung Deutschlands festgelegt — „und sie, nach dem sehnlichen Verlangen aller redlich gesinnten Weltbürger, lange beglücken wird, von nun an das alte Unternehmen durch stärkere Tätigkeit zu verjüngen, umsomehr, da gegenwärtig keine einzige periodische Schrift für die bildenden Künste in Teutschland erschienen ist. Denn Herrn Fueßly's Annalen der bildenden Künste*) beschränken sich auf die österreichischen Staaten. Die meinigen hingegen binden sich an kein einzelnes Land, sondern erstrecken sich in und außer Teutschland, in alle Gegenden, wo Kunst getrieben wird". Das Format dieses von der Waltherschen Hofbuchhandlung in Dresden verlegten „Archivs", der fünften und letzten Folge der Meuselschen Schriften, ist das gleiche bescheidene Oktavformat der übrigen Folgen. 2 Bändchen zu je 4, für sich paginierenden „Stücken" erschienen in den Jahren 1803—1808. Der Mehrzahl der Hefte ist je ein Kupfer im Anhang beigegeben, im Unterschied zu der Ausschmückung der „Neuen Miscellaneen", denen mit Ausnahme des 1. Stückes jeder Kupferschmuck fehlt, „weil" — wie es im Vorwort heißt — „die Bearbeitung der Kupfer die zeitige Versendung der Stücke verhinderte und das Werk für manche Käufer zu sehr verteuerte". Die Auswahl der Kupfervorlagen ist kurios. Zierte die „Neuen Miscellaneen" ein trockener Umrißstich nach einem angeblich von Dürer herrührenden bronzenen Basrelief mit der Darstellung eines neben seinem Pferde stehenden Kriegsknechtes, einer jetzt längst als Kopie erkannten freien Nachbildung des Dürerschen Stiches B. 97, so sieht man im „Archiv" u. a. einen ganz schematisch behandelten Konturstich nach einer geringen antiken Apollostatue, ein Bildnis des 1771 geborenen isländischen Malers Thorstein Elias Hjaltelin und einen Stich nach einer raffaelesken Kreuzaufrichtung des 1787 mit 25 Jahren verstorbenen, die Hoffnungen seiner Generation mit ins Grab nehmenden Dresdeners August Christoph Kirsch. Ist dieser Illustrationsschmuck also mehr als bescheiden zu nennen, so ist der wissenschaftliche Gehalt dieser fünf periodischen Schriftfolgen Meusels für jene Zeit immerhin recht beachtenswert und als Quelle für den Historiker keinesfalls zu unterschätzen. Der jüngere Füßli hat für sein in den Jahren 1806—1821 in Zürich erschienenes „Allgemeines Künstlerlexikon" die Journale Meusels außerordentlich stark benutzt und ihnen eine Fülle von Nachrichten entnehmen können. Genannt seien aus ihrem Inhalt von Aufsätzen ästhetischen Inhalts nur der geistvolle Beitrag Fernows „Über den Begriff des Kolorits" (Neue Miscellaneen 10. Stück), der Exkurs Röschs über „Die Vorzüge der ehemaligen französischen Gärten vor den jetzt üblichen Englischen" (ebendort, 13. Stück) und Cleinows „Von den Säulenordnungen" betitelte Untersuchung (ebendort, 6. Stück), von historischen Abhandlungen so disparate Themen behandelnde Aufsätze wie die anonym erschienene

*) Joh. Rudolf Fueßli. Annalen der bildenden Künste für die österreichischen Staaten, 2 Bände, Wien 1801/2.

Untersuchung „Über die sechszehen berühmten chinesischen Schlachtstücke" (ebendort, 4. Stück) und K. W. Justis „Beschreibung einiger in der lutherischen Pfarrkirche zu Marburg vorhandenen Epitaphien und Kunstdenkmale" (Museum, 11. Stück), von monographischen Aufsätzen der ausführliche Beitrag über Wouwerman im 3. Stücke des 1. Bandes des „Archivs" und die „Lebensgeschichte des Bataillenmahlers Georg Philipp Rugendas" im 1. Stücke desselben Bandes; ferner findet man Galeriestudien wie die ausgezeichnet orientierten „Briefe über einige Gemälde der Reichsgräfl. von Schönbornischen Bildergallerie in Pommersfelden" von C. Lang (Museum, 2. Stück), Kunstnachrichten aus dem Auslande, besonders aus der Schweiz, aus Tirol, England und Rußland, Nekrologe, Personalnachrichten, Reiseberichte, Referate über jüngst erschienene Kunstbücher usw.

1808 erschien das 8. und damit letzte Stück der fünften und letzten periodischen Schrift Meusels, die ursprünglich offenbar auf eine größere Anzahl von Bänden — es sind nur zwei geworden — vorgesehen war, die aber allmählich wohl auf so scharfe Konkurrenz andernorts stieß, daß eine weitere Fortsetzung geschäftlich unratsam erschien. Ein Jahr vorher — 1807 — hatte die I. G. Cottasche Buchhandlung in Stuttgart das „Morgenblatt" begründet, das sich sehr schnell einen großen Leserkreis erobert hatte. Ursprünglich rein literarischen Charakter tragend, brachte diese Zeitschrift doch sehr bald auch regelmäßig Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste. Zur besseren Übersicht für die Kunstfreunde wurde dieser Teil später in einer eigenen Beilage, die den Titel „Kunstblatt" erhielt, untergebracht. Aus dieser in unregelmäßigen Fristen erschienenen Kunstbeilage des „Morgenblattes" ging das 1820 von Ludwig von Schorn begründete „Kunst-Blatt" hervor, die erste von einem Fachwissenschaftler redigierte deutsche Kunstzeitschrift. Während für den Literator Meusel die Kunstgeschichte immer nur Nebenfach blieb, wie rührig er sich auch auf diesem damals ja noch kaum beackerten Felde betätigt hat — man verdankt ihm außer den fünf Periodica ein dreibändiges „Teutsches Künstlerlexikon", das 1778—89 in 1., 1808—14 in 2. Auflage erschien —, so war der 1793 geborene Schorn ein aus dem Theologenberuf hervorgegangener Spezialist, der sich ausschließlich der kunsthistorischen Disziplin gewidmet hat. Im Verkehr mit Sulpice Boisserée, dem kunstliebenden Baron Haller von Hallerstein und dem Archäologen Otfried Müller herangebildet, hatte der Fünfundzwanzigjährige mit seiner Schrift: „Über die Studien der griechischen Künstler", bereits die Beachtung der Kunstkreise auf sich gelenkt. Kein Wunder, daß Cotta, der damals den Plan faßte, seinem „Morgenblatt" eine Parallelzeitschrift, die den bildenden Künsten gewidmet sein sollte, an die Seite zu stellen, sich um den jungen Schorn als Redakteur des neuen Journals bemühte. Er zog Schorn nach Stuttgart, wo dieser bis zu seinem Tode 1842, also 22 Jahre hindurch, die Redaktion des „Kunst-Blattes" innehatte. Seine Nachfolger — denn das Kunstblatt überlebte seinen ersten Redakteur um sieben Jahre — wurden Ernst Förster und Franz Kugler.

Im Vergleich zu der bescheidenen Ausstattung der Meuselschen Veröffentlichungen hat dieses Schornsche Kunstblatt bereits ein wesentlich stattlicheres Aussehen, was schon die Wahl des Quartformats an Stelle des Oktavformats bewirkt. Der Jahrgang umfaßt immer 104 Nummern zu je

vier Seiten; die Zeitschrift erschien also regelmäßig halbwöchentlich; erst von 1846 ab reduzierte man sie auf 64 Nummern pro Jahrgang, vergrößerte dafür aber das Format ganz beträchtlich. Das in der Voranzeige des ersten Bandes entwickelte Programm war, „so viel wie möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurteilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der älteren und neueren Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus älteren und neueren die Kunst betreffenden Werken, sowie eine Übersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurteilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht sein, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten". Die Illustrierung auch des „Kunstblattes" ist zwar immer noch eine überaus dürftige; im übrigen aber ist hier ein streng wissenschaftliches Programm entworfen, das von dem Herausgeber auch durchaus und in allen Punkten erfüllt worden ist. Daß die Zeitschrift wirklich einem „fühlbaren Bedürfnis" entgegenkam, erweist ihr ununterbrochenes Erscheinen durch 30 Jahre hindurch. Sie war allerdings in der glücklichen Lage, als Fachblatt ohne Konkurrenz zu sein. Denn wenn es auch einige Periodica gab, die gelegentlich auch Aufsätze über bildende Kunst brachten, wie z. B. die von dem bekannten Holzschneider Friedrich Wilh. Gubitz 1817 in Berlin begründete, sehr einflußreiche Zeitschrift „Der Gesellschafter", die sogar einen Gottfried Schadow zu ihren Mitarbeitern zählte, so lag der inhaltliche Schwerpunkt aller dieser Blätter doch auf literarisch-politisch-gesellschaftlichem Gebiet. Gelegentlich auftauchende Konkurrenzversuche, wie die von dem rührigen Bamberger Kunstschriftsteller Joseph Heller (1789—1849) 1825 ins Leben gerufenen „Wöchentlichen Kunstnachrichten für Künstler, Kunstfreunde, Literaten, Kunst- und Buchhändler", haben sämtlich nur ein kurzes Dasein gefristet; Hellers Blatt selbst ist nicht über den übrigens recht inhaltsvollen ersten Band hinausgekommen. Eine von dem erst 1869 verstorbenen Berliner Archäologen Ernst Heinr. Toelken unter Mitwirkung der königl. Akademie der Künste seit 1828 unter dem Titel „Berliner Kunst-Blatt" herausgegebene Monatsschrift hat es nicht über zwei Jahrgänge hinausgebracht.

Als Cotta das Erscheinen des von Schorn begründeten, von Förster und Kugler fortgeführten Kunstblattes 1849 einstellte, war es der aus Rostock gebürtige Kunsthistoriker Friedrich Eggers (1819—1872), der 1850 unter Mitwirkung von acht Fachkollegen, darunter Kugler, Förster, Passavant, Waagen und Schnaase, das „Deutsche Kunstblatt" begründete, das Rudolph und Theodor Oswald Weigel in Leipzig verlegten. Diese treffliche, wöchentlich einmal erscheinende Zeitschrift war während ihres neunjährigen Bestehens neben den seit 1856 von Max Schasler in Berlin herausgegebenen „Dioskuren" (die bis 1874 bestanden haben) das führende Kunstorgan Deutschlands, das auch illustrativ einen sehr bedeutenden Fortschritt gegenüber dem Schornschen Kunstblatt darstellt. Vom fünften Jahrgange ab wurde ihm anhangsweise noch ein „Literatur-Blatt" bei-

gegeben, das anfänglich ebenfalls Eggers, später kein geringerer als Paul Heyse redigierte. 1858 wurde das mehrmals den Verlag wechselnde, zuletzt bei Ebner & Seubert in Stuttgart erscheinende „Deutsche Kunstblatt“ zu Grabe getragen. Ein Jahr darauf trat in Paris die heute noch bestehende „Gazette des Beaux-Arts“ ihren Siegeslauf an, der in Deutschland sieben Jahre darauf — 1866 — in der von Lützow herausgegebenen, bei E. A. Seemann in Leipzig erscheinenden „Zeitschrift für bildende Kunst“ ein würdiges Gegenstück erstand

---

Mitteilungen.

Verzeichnis von Werken der Schriftkunde. Das Verzeichnis Nr. 39 des Antiquariats Martin Breslauer, Berlin W 8, hat mehr als Augenblickswert. Es enthält eine reiche Sammlung von Werken der Schriftkunde, Paläographie, Buchmalerei, Reproduktionen alter Handschriften, Kataloge von Handschriften-Sammlungen usw. Für die Vorbemerkung werden viele dankbar sein, sie zeigt aber, daß noch manches der Entwicklung bedarf und daß manches, was bereits einwandfrei herausgearbeitet ist, selbst Kennern auf diesem Gebiet entgangen ist. Gerade deswegen gehört dieses Verzeichnis eingereiht in den Handapparat eines jeden Büchersammlers, vor allem aber unserer größeren öffentlichen Bibliotheken, die Schreib- und Buchwesen besonders pflegen, damit wir Schritt um Schritt die Verzeichnisse vervollständigen können. Der Sammler von Werken der Schriftkunde — und deren gibt es mehr als gemeinhin angenommen wird — sucht gewisse Erscheinungen und kann sie nicht finden. Hier könnte der Antiquar helfend eingreifen und die Sammeltätigkeit befruchten. Nicht überall bekannt ist die Tatsache, daß die stenographische Presse z. B. viel Wertvolles über Schriftkunde in früherer Zeit enthalten hat, und sie ist fast verschollen. Ich erinnere nur an die Zeitschrift für Stenographie und Orthographie, die 1853 zum erstenmal erschien und von Dr. Michaelis, dem Lektor an der Universität Berlin, herausgegeben wurde. Gewiß ist vieles überholt, was über die Entwicklung der Schrift gesagt ist, aber viel wertvolles Material ist in den zahlreichen Jahrgängen verstreut. Eine Fundgrube sondergleichen ist das „Archiv für Stenographie“, insbesondere in den Jahrgängen, die von Dewischeit herausgegeben wurden. Auch das Dresdener Korrespondenzblatt darf nicht übersehen werden. Von den weiteren mehr oder weniger umfangreichen und zum Teil kurzlebigen Zeitschriften möchte ich doch noch erwähnen: den Schriftwart von Eggers, den Schriftwart von Ferdinand Schrey, die Rundschau für Stenographie und Schriftkunde des Verlages Franz Schulze, den Buchdruckteil der „Bunten Blätter“. Gesucht sind auch die ersten Jahrgänge der Zeitschrift des Deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum und die der Zeitschrift für Buchkunde. Im übrigen kann nur nochmals gesagt werden, daß der Katalog Breslauer verdient, in den weitesten Kreisen der Schrift- und Buchfreunde bekannt zu werden.

Gegründet wurde die **Vereinigung der Bücherfreunde in Dresden.** Sie setzt sich die gleichen Aufgaben wie die schon bestehenden bibliophilen Gesellschaften, vor allem wird sie regelmäßige Jahresgaben — nur für ihre Mitglieder — und Sonderveröffentlichungen herausbringen. Die Mitgliederzahl ist auf 200 beschränkt, der Jahresbeitrag auf 25 Mk. festgesetzt, das Eintrittsgeld auf 10 Mk. für diejenigen, die nach dem 31. März 1927 eintreten. Vorsitzender ist der Direktor der Landesbibliothek, Prof. Dr. Bollert, geschäftsführendes Vorstandsmitglied Dr. Noch, Dresden-A 21, Ermelstr. 29, an den Zuschriften und Anmeldungen zu richten sind.

Meyers Lexikon. Fünf Bände sind von der siebenten Auflage, die in vollständig neuer Bearbeitung mit etwa 5000 Text-Abbildungen und über 1000 Tafeln, Karten und Textbeilagen herausgegeben wird, bis heute erschienen. Man kann dem Bibliographischen Institut in Leipzig nur gratulieren zu diesem Erfolge. Beim Erscheinen des ersten Bandes im Jahre 1924 gab es doch manche Skeptiker, die nicht daran glauben wollten, daß wirklich heute wieder ein Konversations-Lexikon in neuer Auflage möglich ist. Das Bibliographische Institut hat mit den bisher erschienenen 5 Bänden den Beweis geliefert, daß es möglich ist. Freilich, viel Arbeit, Ärger, Entsagung, Opfer mögen die Bearbeiter und der Verlag gehabt haben, bis das, was heute vorliegt, geschaffen war. Umsomehr stehen wir dankbar vor der stolzen Tatsache, daß wir bereits 5 Bände des neuen „großen“ Meyer vor uns haben: Band 1: A—Bechstein; Band 2: Bechtel—Conthey; Band 3: Conti—Engmäuler; Band 4: Engobe—Germanität;

Band 5: Germanium—Hornbaum. Mehr als 20 Jahre sind vergangen, seit die 6. Auflage von „Meyers großem Konversations-Lexikon" mit ihrem ersten Bande erschienen war gegenüber der Zeit, da der erste Band der 7. Auflage in die Welt trat. Was aber ist in diesen 20 Jahren nicht alles geschehen? Nicht nur in Deutschland hat sich so vieles verändert, auf der ganzen Welt hat es sich gewandelt und umgewälzt, so daß es ein nicht geringes Wagnis war, mit einem solchen Werk vor die Öffentlichkeit zu treten. Das Wagnis ist zweifellos gelungen. Wer nicht überkritisch ist, muß das zugeben. Eine Leistung sondergleichen liegt schon in diesen 5 Bänden vor, damit Zeugnis davon ablegend, daß das Bibliographische Institut auch heute noch über Kräfte verfügt, die solch ein umfassendes Werk schaffen können. Wir werden bei jedem neu erscheinenden Band darauf zurückkommen, um unsere Leser auf dem laufenden zu halten.

Der kleine Brockhaus. Handbuch des Wissens in einem Band. In einem Band? Ja wirklich in einem Bande hat es F. A. Brockhaus-Leipzig gewagt, mit über 6000 Abbildungen und Karten im Text und auf 89 einfarbigen und bunten Tafel- und Kartenseiten sowie 37 Übersichten und Zeittafeln, einen Band von 804 Seiten herauszugeben, der in der Tat ein wundervolles Nachschlagewerk ist, das nach vielen Stichproben, die wir gemacht haben, in keiner Form versagt. Die Stichproben sind nach den verschiedensten Seiten gemacht worden, nirgends ergab sich eine Lücke oder Unstimmigkeit, von Kleinigkeiten abgesehen, die natürlich einem solchen Riesenwerk anhängen müssen. Es wäre geradezu undankbar, wollte man darauf eingehen. Die geleistete Arbeit ist so groß, so bedeutend, so begrüßenswert, daß man nur der Verwunderung Ausdruck geben kann, daß solch ein Werk entstehen konnte. Ich darf wohl sagen, daß ich es zunächst einfach für unmöglich hielt, daß dieser kleine Brockhaus wirklich eine große Lücke ausfüllt, daß er zur raschen Orientierung tatsächlich auf jeden Schreibtisch nicht nur des Gelehrten und Wissenschaftlers, sondern auch des Kaufmanns und Gewerbetreibenden, ja eines jeden, der Anspruch auf Bildung macht, gehört; und er kann dahin gehören, da die Firma es ermöglicht, ihn in zehn Lieferungen à 2.10 Mk. zu beziehen. Man denkt sich zurückversetzt in Zeiten, in denen Lieferungswerke in Raten nach Pfennigen bezahlt werden konnten, was von so vielen dankbarst begrüßt wurde. Das ist heute wieder möglich!? Ja, es ist und bleibt Tatsache. Vor mir steht der stattliche, gut ausgestattete Band und ich greife immer wieder zu ihm, um ihn auf seine Brauchbarkeit zu prüfen, er versagt nicht. So kann ich mit gutem Gewissen hier sagen: Es müßte Ehrenpflicht von uns allen sein, ihn sofort zu bestellen, um damit dem Verlag zu zeigen, wie auch heute solche wertvolle Arbeit von unserem Volk nicht nur anerkannt, sondern auch belohnt wird. Albert Schramm.

Vitrinka. Seit 1923 erscheint in tchechischer Sprache eine Zeitschrift, die für den Freund des Buches nicht ohne Interesse ist. Sie wird von Arthur Novák in Prag herausgegeben und führt den Titel: Vitrinka. Aus dem Untertitel ersehen wir, was der Herausgeber will. Er lautet: „Für schöne Bücher, Einbände und andere schöne Sachen". Bis jetzt liegen 4 Nummern des ersten Jahrgangs, 6 Nummern des zweiten Jahrgangs und 5 Nummern des dritten Jahrgangs vor. Den Umschlagtitel des ersten Jahrgangs schmückt eine Zeichnung von Dr. Desiderius (Hugo Boettinger), die im zweiten Jahrgang durch eine andere, ebenfalls von ihm entworfene ersetzt ist. Der Inhalt der bis jetzt erschienenen Hefte ist recht mannigfaltig und in mehr als einer Beziehung interessant. — Einmal orientiert er seine Leser über wertvolle Literatur der verschiedensten Länder und über Buchwesen. Dies ist für uns minder wesentlich, wichtiger sind die Originalaufsätze, von denen wir folgende herausheben, die zumeist von dem Herausgeber selbst geschrieben sind: Novák, Hugo Boettinger (Dr. Desiderius). Über eine ganze Anzahl weiterer tschechischer Künstler hat Novák sodann in den folgenden Nummern geschrieben. Über die Schrift von Slavoboj Tusar berichtet ebenfalls der Herausgeber, während uns Jarmil Krecar mit dem Vorkämpfer des bibliophilen Buchs in der Tschecho-Slowakei, Arnost Prodrazka, bekannt macht. Bibliothekar Michl handelt über die Geschichte des Buchhandels in Böhmen. Bemerkenswert ist auch ein Artikel von Obrátil „Neue Spuren des alten böhmischen Exlibris". Vom zeitgenössischen polnischen Buche hören wir durch Smolik. Schließlich erwähnen wir noch einen Artikel „Die Bibliophilie in Pilsen". Alles in allem geht schon aus diesen kurzen Mitteilungen hervor, daß wir es mit einer ernsthaften Zeitschrift zu tun haben, über die wir gelegentlich weiter berichten werden.

Bulletin Officiel de l' Union Syndicale des Maitres Imprimeurs. Wiederum ist von dieser bekannten Zeitschrift eine Sondernummer erschienen, die zum Preise von 50 Fr. durch die Geschäftsleitung: Paris VI, 117, Boul. St. Germain, bezogen werden kann. Das Sonderheft trägt den Titel: „Les Ancêtres du Livre, du Journal et de l' Almanach en France". Reich und wertvoll ist der Inhalt. Der erste Abschnitt ist der: „Introduction

de l' imprimerie dans les villes de France" gewidmet. Was uns bis zum Jahre 1790 hier alles vorgeführt wird, iſt für viele wertvoll, wenn auch nicht alles reſtlos in Ordnung iſt. Die Zuſammenſtellung als ſolche bleibt ein Verdienſt. Der zweite Abſchnitt betitelt ſich: „Les premiers journaux en France". Was hier in alphabetiſcher Reihenfolge der Orte zuſammengebracht iſt, iſt mehr als beachtlich. „Les premiers Almanachs en France" lautet der dritte große Abſchnitt, nicht weniger beachtlich als ſeine Vorgänger. Alle drei Abſchnitte ſind reich mit Bildern verſehen, die den Wert der Sondernummer beſonders erhöhen. Aufmerkſam gemacht ſei hier noch auf das „Supplément au Bulletin Officiel" mit dem Titel: „Les arts du livre à l' exposition internationale des arts décoratifs et induſtrielles modernes, Paris 1925". Auch dieſes bringt wertvolle Aufſchlüſſe.

Aus den Antiquariaten.

Von **Ludwig Roſenthal's** Antiqariat **(München,** Hildegardſtr. 14) liegt uns Katalog 167 vor: Seltene und koſtbare Werke, Manuſkripte, Inkunabeln, illuſtrierte Werke, Reformationszeitalter, Kunſt, Holzſchnitte, Kupferſtiche, Handzeichnungen. Zunächſt werden 142 Handſchriften angeboten, darunter recht bemerkenswerte Stücke. Wir verweiſen vor allem auf Nr. 38: eine franzöſiſche Chronik, beginnend mit der Schöpfung der Welt und reichend bis König Ludwig XI. von Frankreich, eine Pergament-Handſchrift in franzöſiſcher Sprache von ca. 1470, eine Rolle (über 18 m lang und 63 cm breit) mit nicht weniger als 63 Miniaturen in Gold- und Farbendarſtellung, ſowie zahlreichen Initialen in Gold und Farben; auf Nr. 55, eine griechiſche Pergament-Handſchrift in gleichmäßig geſchriebener, gut leſerlicher Handſchrift in ſchwarzer und roter Tinte, datiert 1285; auf Nr. 57, ein Menologium mensis Decembris mit den Lebensbeſchreibungen der Kalenderheiligen, von großem wiſſenſchaftlichen Intereſſe; auf eine griechiſche Handſchrift „Pſalterium Davidis" aus dem 13. Jahrhundert mit prachtvollen byzantiniſchen Miniaturen. Man iſt erſtaunt, was ſich hier alles findet. Sammler dieſer Gebiete werden viel Intereſſantes finden, aber auch öffentliche Sammlungen tun gut, ſich den Katalog genau anzuſehen. Das gleiche gilt von der zweiten Abteilung: Autographen, Urkunden, Stammbücher, handſchriftliche-heraldiſche Werke. Der große wie der kleine Sammler kommt auf ſeine Rechnung. Unter anderem iſt hier eine Autographenſammlung von Otto Baiſch, dem früheren Chefredakteur von „Über Land und Meer", mit nicht weniger als 1780 Stück angeboten. Von den Stammbüchern heben wir die des Kasp. v. Hanſtein und des Kasp. Koch heraus. Auch auf die 67 Originalbriefe des Generaldirektors Louis Spohr (1784—1859) ſei kurz hingewieſen. Eine ſolch reichhaltige Sammlung, die faſt einer Autobiographie des Muſikers gleichkommt, wird ſelten zum Kauf geboten werden können. Das eigen-



händige Muſik-Manuſkript Richard Wagners: Orcheſter-Bearbeitung des Roſſiniſchen Duettes „Die Seemänner“ in Partitur und Stimmen aus dem Jahre 1838 iſt eine Koſtbarkeit allererſten Ranges. Auch die dritte Abteilung „Incunabeln“ iſt gut beſetzt. Wir nennen nur folgende Inkunabeln: Auguſtinus, De civitate Dei, Mainz, Peter Schöffer, 1473; zwei Ausgaben der Breidenbachſchen Reiſe ins heilige Land mit den Holzſchnitten von Erhard Reuwich; die „Cirurgia“ des Hieronymus Brunſchwig, 1497, Augsburg, Hans Schönſperger; die bekannte Kölner Chronik 1499 von Johann Koelhoff d. J. mit ihrem ſo viel genannten Abſchnitt über die Erfindung der Buchdruckerkunſt; des Marcheſinus „Mamonotrectus in Bibliam“, Mainz, Peter Schöffer, 1470; den Schatzbehalter vom Jahre 1491 aus der Offizin Kobergers; und das unter Nr. 479 genannte umſtrittene „Miſſale ſpeciale“, auf das wir, wie wir hoffen, in kurzem in einem zuſammenhängenden Artikel zurückkommen können. Als Preis iſt für dieſen Druck 300000 Mk. angegeben. Dem Freunde des illuſtrierten Buches bringen die Nummern 521—855 reichſte Auswahl geſchätzter und zum Teil recht geſuchter Werke. Es folgen die Abſchnitte: V. Nicht illuſtrierte Bücher, VI. Franzöſiſche Literatur, VII. Reformationszeitalter (beſonders bemerkenswert der Augsburger Katechismus, unter Leitung von Bonifazius Wolfhart vom Augsburger Evangeliſchen Miniſterium herausgegeben), VIII. Bibeln (Nr. 1279—1370; in unſerer heutigen Zeit, wo ſo viele ihre „alte“ Bibel zu Geld machen wollen, wegen der Preiſe beſonders erwähnenswert), IX. Einblattdrucke, nach Jahreszahlen geordnet, und noch einige kleinere Abteilungen, darunter unter XI ein Unikum, von Israel van Meckenem „Vergebliche Mühe“ „Al al verloren aarbeit“, das unſer aller Aufmerkſamkeit verdient (ſiehe Abbildung). Der nur knapp zur Verfügung ſtehende Raum verbietet ein noch weiteres Eingehen auf den überaus wichtigen Katalog.

* * *

„Zur Geſchichte der Medizin“ bezeichnet ſich Katalog 60 von **J. Halle-München,** Ottoſtr. 3a. Er enthält I.: Mediziniſche Inkunabeln und Drucke bis 1520, fünf weitere Abteilungen ſollen folgen, nämlich: II. Allgemeine Medizin, Geſamt-Ausgaben, Sammelwerke; III. Anatomie, Chirurgie, Gynäkologie, Kinderkrankheiten, Augen, Ohren, Naſe, Hals, Epidemiſche Krankheiten, Peſt, Geſchlechtskrankheiten, Syphilis, Balneologie; IV. Mediziniſche Chemie, Kosmetik, Pharmakologie, Toxikologie, Kräuter-Bücher, Nahrungs- und Genußmittel, Koch- und Tranchier-Bücher, Medicina curioſa, Wunderheilungen, Tierarzneikunde, Bibliographie und Nachſchlagewerke; V. Bildniſſe berühmter Ärzte. Ein reiches Programm! Wird es in derſelben guten Form durchgeführt und bearbeitet wie Nummer I, ſo iſt etwas geſchaffen, was bleibenden Wert hat. Wir werden, ſobald alle Kataloge vorliegen, darauf zurückkommen. Bei Katalog I möchten wir nur auf folgendes aufmerkſam machen: Nr. 23 des „artium et medicinarum doctor“ Hieronymus Baldung „Aphorismi“; Nr. 33 des Hieron. Brunſchwig „Buch der Cirurgia“ Augsburg 1534 mit 46 großen Holzſchnitten von H(ans) B(urgkmair) und 13 kleineren Abbildungen von Inſtrumenten; Nr. 37 „Ars bene moriendi“ des Capranica, Landshut 1520; Nr. 41, Columella, De cultura hortorum liber XI; Nr. 59 das Hausarzneibuch „Herbarius“, Paſſau 1485, mit ſeinen 150 Holzſchnitten; Nr. 116. Publicius: Oratoriae artis epitoma, Venezia, Ehrhardt Ratdolt, 1485, mit vielen Holzſchnitten und Initialen, darunter ein Schachbrett mit aufgeſtellten Figuren.

* * *

Joſef Baer & Co.-Frankfurt a. M. verſchickt ſeinen Katalog 730: Graphik, Kupferſtiche und Holzſchnitte des 15. und 16. Jahrhunderts, Japaniſche Holzſchnitte, Handzeichnungen, Aquarelle und Miniaturen des 12.—19. Jahrhunderts, Handbücher zur Geſchichte der graphiſchen Künſte und der Miniaturmalerei. Über den Wert der Baer'ſchen Kataloge Worte zu verlieren, hieße Zeit vergeuden. Wer Kataloge ſammelt, weiß, was ein neuer „Baer“ immer und immer wieder für eine wertvolle Bereicherung iſt. Iſt man von des Tages Laſt noch ſo ermüdet: liegt abends, wenn man nach Hauſe kommt, ein Baer-Katalog auf dem Schreibtiſch, er wird ſtets bei großer beruflicher Übermüdung doch noch zur Hand genommen, und ſei es zunächſt nur, um ſeine Abbildungen zu ſtudieren. Wie viel gibt es da zu ſehen, zu lernen, zu genießen! Nicht ein-, ſondern zweimal begegnet uns hier in Nr. 28 und 29 das bekannte Exlibris des Wilibald Pirckheimer mit ſeinen drei Überſchriften in hebräiſcher, griechiſcher und lateiniſcher Sprache. Nicht weniger als 46 trefflich gelungene Bildtafeln auf Kunſtdruckpapier ſind beigegeben, die glänzend orientieren.



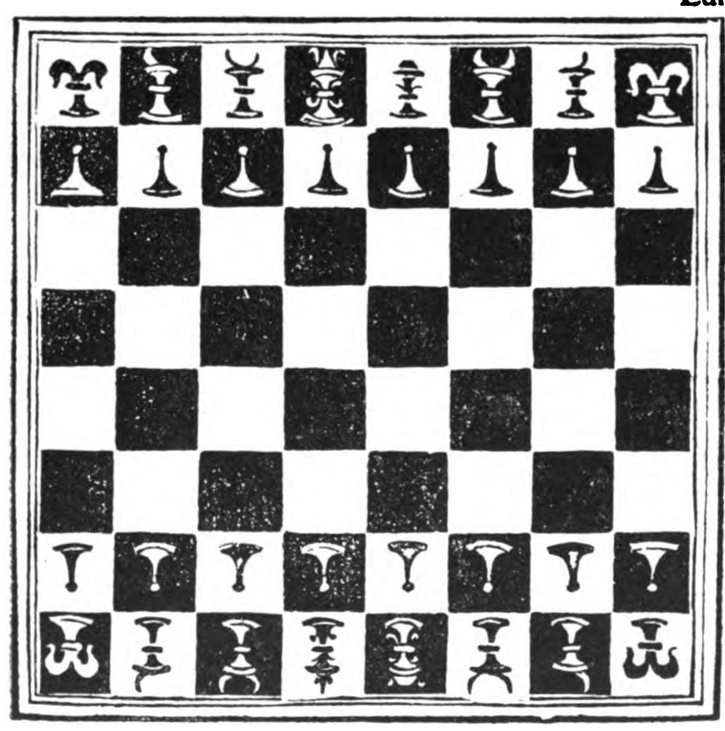
Publicius: Oratoriæ artis epitoma. 1845. Halle 60, 116.

infert cōclusionē: quę nō colligit nisi ex maiori & minori extremitate. Mediū aūt in ꝓposito causam conclusionis illatę dicunt. In qua uirtualiter effectus includit.

Nunc iā de his: quę animū oblectāt: ingeniū acuūt: & mēorię bñ sane signa exprimūt dicam⁹. De qbus tabulā duplicit depictā & arborē i mediū afferā: ut facilior exit⁹ huic opi det. Labor oib⁹ detrahat & iocundū cū laude fructū auditores nostri inde cōsequi ualeāt.

Interrex Eques aurat⁹ Vir consularis Rex Regina Vir consularis Eques aurat⁹ Interrex

Colon⁹ Faber Scriptor Thesaurari⁹ Medic⁹ Caupo Teolonari⁹ Lusor



Publicius: Oratoriæ artis epitoma. 1485. Halle 60, 116.



Exlibris des Willibald Pirckheimer. — Joſeph Baer 730, 28.

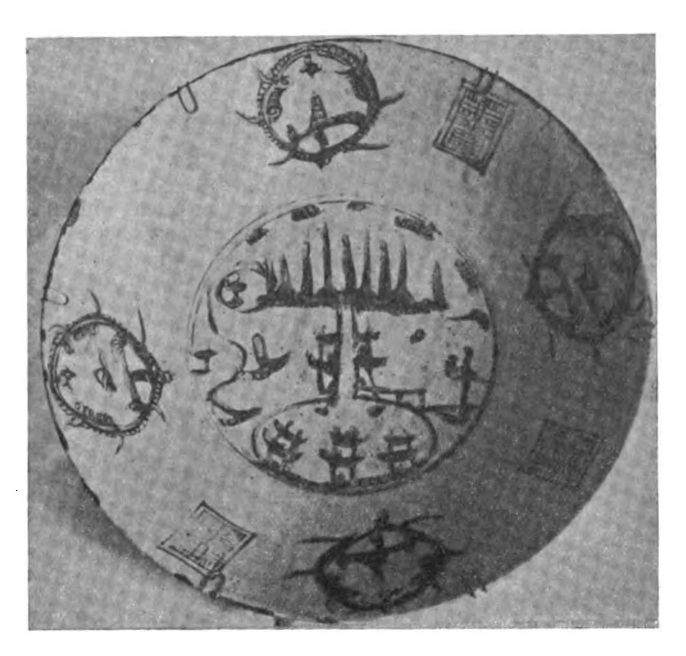
Nach fünfjähriger Pause tritt die Firma **Dr. F. X. Weizinger & Co.-München** wieder mit Katalogen an die Öffentlichkeit. Uns liegt Katalog XIII, die Sammlung eines deutschen Ostasienforschers behandelnd, vor, der unsere Aufmerksamkeit sofort durch seinen reichen Bilderschmuck fesselt. Der Text des Kataloges hätte etwas ausführlicher sein können, da selbst dem speziellen Kenner nicht alles so ohne weiteres geläufig ist, so unter der Abbildung Nr. 174, die Platte mit den stilisierten Schriftzeichen, die aus dem 11.—12. Jahrhundert stammen soll. Gern hätten wir vor allem über die Schrift etwas Näheres gehört. Das sei kein Tadel. Wir werden durch das viele andere so reichlich entschädigt, daß man gern das reiche Material studiert. Sehr eindrucksvoll sind verschiedene Tier-Abbildungen, wie der Höllenhund Fo, der liegende Büffel mit dem lesenden Laotse usw. Fährt die Firma fort, weiter solch wertvolle Kataloge zu schaffen, so können wir Sammler uns nur freuen.

Von **Gilhofer & Ranschburg-Wien** (I, Bognergasse 2) sind uns Katalog 198 und 199 übersandt worden. Der erstere enthält Angebote über Deutsche Städteansichten, Karten, Schlachtenpläne, Flugblätter, Einblattdrucke, Militärkostüme, Trachten aus allen deutschen Landen, der letztere Bücher über Graphik. Beide Kataloge bieten für den Spezialsammler eine Fundgrube schönsten Materials. Der erste weist die nicht geringe Zahl von 2314 Nummern auf, der letztere enthält die Handbibliothek zweier Wiener Sammler und hat infolgedessen persönlichen Wert, der nicht zu unterschätzen ist.

In **München** ist ein neues Buch- und Kunstantiquariat entstanden: **Hahlweg & Stoeckle,** Sophienstraße 6 I, das soeben seinen „Catalogus primus" verschickt. Das neue Unternehmen will als Hauptgebiet „Alte Drucke" pflegen, aber auch das sonstige Gebiet des Buches nicht vernachlässigen. Drucke und Stiche des 17.—19. Jahrhunderts sollen vor allem einbezogen werden. Der uns vorliegende erste Katalog „Bibliotheca librorum rarorum" zeigt, daß die neue Firma aller Beachtung wert ist. Zunächst haben wir 6 „Codices



Koro, Liegender Büffel mit lesendem Laotse. — Weizinger & Co. XIII, 151.



Platte mit ſtiliſierten Schriftzeichen. — Weizinger & Co. XIII, 174.

manuſcripti" verzeichnet, die alle Intereſſe beanſpruchen, dann kommen eine ganze Reihe Inkunabeln, nicht weniger als 80 Stück, zum Teil recht beachtlich, wie auch die Drucke des 16. Jahrhunderts, des 17. bis 19. Jahrhunderts und die Anſichten und Stiche, die ſich anreihen, aller Aufmerkſamkeit wert ſind. Erwähnt ſei nur, daß ſich darunter eine Pergamentausgabe des Theuerdanks vom Jahre 1517 zum Preiſe von 8500 Mk. befindet. Der Katalog, der mit aller Sorgfalt gedruckt und mit einer ganzen Anzahl Abbildungen geſchmückt iſt, zeigt, daß es dem neugegründeten Unternehmen ernſt um die Sache des Antiquariats iſt. Wir werden, wenn weitere Kataloge vorliegen, des näheren darauf zurückkommen.

Bücherbeſprechungen.

Das Schriftmuſeum. Herausgeber: Rudolph Blanckertz. Verlag für Schriftkunde Heintze & Blanckertz, Berlin. Kl. 8°. 133 S.

Ein hübſches, auf den erſten Blick für ſich ſehr einnehmendes Bändchen. Die Ausſtattung iſt gut, die Abbildungen ſcharf, die Beſchreibung knapp, faſt zu knapp. Es ringt noch in mancher Beziehung um die abſolute Wahrheit, aber dieſes Ringen iſt ſehr lobenswert. Wohin ſollen wir kommen, wenn niemand den Mut hat, anzufangen. Es kann nicht unſere Aufgabe ſein, hier alles im einzelnen kritiſch zu beleuchten. Der Einblick, den wir bekommen, iſt wertvoll, ja er iſt in mancher Beziehung reizvoll für immer. Eine Frage freilich wirft ſich dem ſtrengen Wiſſenſchaftler immer und immer wieder auf: Was ſollen die intereſſanten Federzeichnungen von Fritz Janowski? Bringen ſie uns wiſſenſchaftlich weiter, oder verdunkeln ſie uns das, was wir wiſſen wollen, nicht noch mehr? Und von wem iſt die Federzeichnung auf Seite 20, die uns einen perſiſchen Schreiber vorführt? Ich ſtelle trotz dieſer Fragen das Bändchen gern in meine Fachbibliothek. Die Frage bleibt mir aber bei weiterer Anerkennung ſeines Wertes offen: Warum arbeiten wir nicht mehr zuſammen? Wie lange ſoll die Zerſplitterung und das Aneinander-vorübergehen noch dauern? Kann nicht Schreib- und Buchweſen in unſerer Wiſſenſchaft endlich die Stelle finden, die ihr gebührt, losgelöſt von allem, was wiſſenſchaftlich hemmt? Am.

Häbler, Konrad, **Handbuch der Inkunabelkunde.** Leipzig, Verlag Karl W. Hiersemann. Kl. 8°. 187 S.

Es ist nicht schwer, über Bücher abfällige Urteile zu fällen. Wer selbst noch nichts geschrieben hat, das heißt also, sich der Kritik noch nicht ausgesetzt hat, hat es besonders leicht, sich über Druckfehler und anderes aufzuregen und dies und jenes „zu leicht“ zu befinden. Ich denke anders. Das Häbler'sche Buch sagt selbst in seinem Vorwort, daß es „nicht ohne eine gewisse Bangigkeit der Öffentlichkeit übergeben worden ist“. Es kann nicht jeder bis ins Kleinste orientiert sein, auch wenn er recht viel weiß und gesehen hat. Hauptsache ist und bleibt schließlich, daß wir gefördert werden. Wollte man immer warten, bis restlos alles geklärt wird und in einigen Köpfen sich wirklich einwandfrei (?) ausgewirkt hat, wir kämen nicht weiter. Konrad Häbler schreibt selbst, er sehe „einer scharfen Kritik“ entgegen. Für uns, die wir nicht nur kritisch — Kritik muß sein —, sondern auch dankbar sind, die wir lernen wollen, bietet das Häblersche Buch mehr als genug. So sei es auch hier trotz mancher Mängel aufs beste dem empfohlen, der Interesse an diesen Dingen hat; er wird viel Belehrung finden von einem Manne, der unstreitbar große Verdienste um die Inkunabelkunde hat. Am.

Neubert, Otto, **Der Filmlichtdruck.** Leipzig 1927. Verlag Rudolf Becker. 77 S.

Rudolf Beckers „Kleinbücherei“ mit ihren kleinen schmucken Bändchen hat sich erklärlicherweise seiner vielen Vorzüge halber schnell eingebürgert. Das vorliegende Bändchen ist das vierte. Der Leiter der Buchdruckwerkstatt an der Staatlichen Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe zu Leipzig hat es verstanden, das gesamte Gebiet des Filmlichtdrucks in übersichtlicher und erschöpfender Form vorzutragen und zu erläutern, sodaß man das kleine Bändchen mit gutem Recht den weitesten Kreisen empfehlen kann.

Köster, H. L., **Geschichte der deutschen Jugendliteratur.** 4. Auflage. Braunschweig 1927. Verlag von Georg Westermann. 8°. 478 S. In Ganzleinen gebunden 10 Mk.

Daß das Köstersche Buch in verhältnismäßig kurzer Zeit 4 Auflagen erlebt hat, ist begreiflich. Es ist immer ein guter Führer durch die Jugendliteratur gewesen wegen seiner zahlreichen Quellenangaben und seinem leicht faßlichen Überblick. Die 4. Auflage ist im Bericht bis auf die Gegenwart weitergeführt. Das Bilderbuch, das Märchen, die Sage, das Volksbuch, das Kinderlied, die Erzählung wird vor uns lebendig und den Abschluß bildet eine nicht unwesentliche Geschichte der Jugendschriftenkritik. Zeittafeln sind reichlich beigegeben, ein gutes Register fehlt erfreulicher Weise nicht. Kurz: für rasches Nachschlagen leistet das Buch beste Dienste auch dem, der nicht mit allem einverstanden ist. Man muß sich wundern, daß der Verfasser im großen Ganzen wenig Angriffsflächen bietet. Das zeugt von seiner großen Kenntnis der Materie, die allen Interessenten zugute kommt. Albert Schramm.

Buchhändler-Taschenbuch 1927. Zentralstelle für buchgewerbliche Reklame, Emil Fink, Stuttgart, Schloßstraße 84. 192 S.

Gern zeigen wir dieses in schmalem Taschenformat und biegsamen Einband erschienene Nachschlagebuch hier an, um es zu empfehlen. Wir können keinen Überblick über all das geben, was es enthält. Was schon zum Nachschlagen bei der Tagesarbeit alles gesagt wird, würde genügen, um eine solche Empfehlung zu rechtfertigen. Sehr dankenswert über den engeren Fachkreis hinaus sind die zahlreichen Aufsätze zur Herstellungsarbeit des Verlages, zur Organisation des Sortiments, zu Rechts- und Wirtschaftsfragen, über Jungbuchhandel und Berufsausbildung, über Buchhandel und Presse und schließlich über Frühdruck und deutsches Schrifttum.

Schröder, Fritz, **Praktische Winke für den Verkehr zwischen Verlag und Buchdruckerei.** Mit 16 Abbildungen und 8 Buntpapiermustern.

Für die Handbibliothek ist dieses kleine Werkchen, das die Leipziger Buchbinderei A.-G. vorm. Gustav Fritzsche zu Kantate 1926 herausgebracht hat und das zunächst seinem Titel nach nicht von Interesse für den Büchersammler zu sein scheint, wirklich recht wertvoll und ansprechend. Was in diesem Bändchen zu lesen ist, ist im technischen Teil dem Büchersammler recht heilsam zu wissen. Er umfaßt folgende 5 Abschnitte: I. Die verschiedenen Broschur- und Einbandarten. II. Kurzer Überblick über den Herstellungsgang. III. Die Verzierungstechniken des Bucheinbandes. IV. Etwas von den wichtigeren Einbandmaterialien. V. Einiges von der Handbindekunst. Die beigegebenen Abbildungen erhöhen das Interesse für diese hübsche Arbeit.

Artur Mentz, **Antike Stenographie.** Achtes Heft der Tusculum-Schriften. Neue Wege zur antiken Welt. Ernst Heimeran Verlag. München 1927. 16⁰. 29 S. Preis 0,65 Mk.

In den Tusculum-Schriften, die uns Einblicke in die antike Kultur verschaffen und die uns kurz über antike Heilkunde, Technik, Mode u. s. f. berichten, ist nun auch ein Heft erschienen, das uns eine gedrängte, aber klare Übersicht über die antike Kurzschrift gibt. Mentz hat in geschickter Form auch die neuesten Ergebnisse der Forschung auf dem Gebiete der altgriechischen Tachygraphie und der Tironischen Noten seinem Werke zugeführt. Mentz war es unlängst geglückt, an der Hand eines Berliner Papyrus (Signatur P. 5464) sowie mehrerer Wachstafeln des Philologischen Seminars in Halle, die tachygraphische Zeichen tragen, für die altgriechische Kurzschrift neue Aufschlüsse zu gewinnen. Wir besitzen zwar heute eine große Anzahl von Papyri und Wachstafeln mit tachygraphischen Zeichen aus dem 4.—6. Jahrhundert n. Chr.; aber wir konnten die meisten dieser Überreste nicht lesen. Nur dem Scharfsinn Wesselys war es bisher gelungen, einige Silbenverzeichnisse zu enträtseln. Mentz hat nun neue Silbenverzeichnisse entziffert. In einer Abhandlung „die hellenistische Tachygraphie", die im Archiv für Papyrusforschung Bd. 8, Heft 1/2 erschien, hat er uns gezeigt, wie die tachygraphischen Grundzeichen wahrscheinlich nach der Art der Tironischen Noten durch die Hinzufügung von Punkten und Endungszeichen abgewandelt wurden. Da auch der Ausdruck commentarion sich im zweiten nachchristlichen Jahrhundert bei den Griechen findet, so ist Mentz geneigt, anzunehmen, daß in der Kurzschrift die Römer die Gebenden und die Griechen die Empfangenden gewesen sind. Ihm erscheint es als sehr zweifelhaft, ob die griechische Kurzschrift älter als die römische ist. Aus diesem Grunde — und das ist das Neue an der Geschichte der antiken Kurzschrift, die uns Mentz jetzt bietet, — beginnt seine Schrift mit der Darstellung der römischen Kurzschrift, an sie schließt sich die Besprechung der griechischen Tachygraphie. Ob Mentz' Vermutung oder Annahme, die römische Kurzschrift sei älter als die griechische, richtig ist, darüber kann man heute ein sicheres Urteil nicht fällen, weil uns noch nicht genügende Quellen erschlossen sind. Johnen vertritt unter allem Vorbehalt in einem Aufsatz „Aus dem altgriechischen Notenkommentar", der in der „Neuwacht" 1927, S. 33 ff. erschienen ist, die Ansicht, daß es doch vor den Tironischen Noten eine griechische Tachygraphie gegeben haben muß und daß erst später von spitzfindigen Stenographen der nachhellenistischen Zeit ein recht verwickeltes Kürzungsverfahren ausgeklügelt wurde; dabei mögen die nicht mehr verstandenen Tironischen Noten ihren Einfluß ausgeübt haben.

Lehrreich ist, wenn man die Kurzschriften der Griechen und Römer vergleicht, daß man bei den Griechen das findet, was man bei den Römern vermißt: das System. Dies zeigt Mentz in schöner und überzeugender Weise. Er behandelt dann weiter die Geschichte der Tironischen Noten zur Zeit der Karolinger, in der sie immer seltener und auch vielfach entartet auftreten. Mentz zeigt schließlich, wie in den folgenden Jahrhunderten die antike Kurzschrift nicht vergessen wurde und wie sie noch auf andere Kurzschriftsysteme eingewirkt hat. Mentz zitiert auch Gabelsbergers Wort: „Wer Meister werden will in der Redezeichenkunst, muß zu den Römern in die Schule gehen." Er hat dieses Wort nebst der Tironischen Note „Pax" auf den Umschlag seiner Schrift gesetzt. Johnen (Neuwacht, 1927, S. 36) bezweifelt die Richtigkeit dieses Wortes für die gegenwärtige Kurzschrift. Die antike Kurzschrift kann für die Fortbildung der neuzeitlichen Kurzschrift nur wenig geben. Eins hätte man, so sagt Johnen, bei der Aufstellung der Reichskurzschrift aus der hellenistischen Tachygraphie erkennen können: bei den von Mentz mitgeteilten Verbindungen der Selbstlaute mit dem Mitlaut *r* ergibt sich nämlich, daß dieses in fünf Fällen durch einen schrägen Strich, in allen anderen Fällen — es sind über 70 Verbindungen — durch das Kreiszeichen ausgedrückt wird.

Die kleine Schrift von Mentz, die uns Achtung vor der antiken Kurzschrift einflößt, da sie außerordentlich kurz und deshalb besonders leistungsfähig war, kann nur warm empfohlen werden. Dewischeit-Halle.

Romanovskij, V.: **Drukar Ivan Fedorovič, žittja jogo ta dijal'nist'.** (Vidbitka „Trudiv Ukrainskogo Naukovogo Institutu Knigoznavstva" T. 1). Kiev 1925. 55 S. 8⁰. [Der Buchdrucker Iwan Fedorowitsch, sein Leben und sein Wirken. S.-A. aus den „Schriften des Ukrainischen Wissenschaftl. Instituts für Buchkunde, Bd. 1.]

Über den ersten russischen Drucker Iwan Fedorow (Fedorowitsch) liegen zahlreiche Einzeluntersuchungen vor, es fehlte aber bisher an einem das Wesentliche knapp zusammenfassenden biographischen Gesamtbild. Diese Lücke wird nun durch die Arbeit von Ro-

manovskij ausgefüllt. Besonders eingehend behandelt der Biograph die Tätigkeit Fedorows nach dem Moskauer Zusammenbruch. Eigenartig ist die am Schluß erzählte Geschichte von Fedorows Grabstein in Lemberg. 1883 wurde anläßlich der Feier von Fedorows 300. Todestag „festgestellt", der Grabstein sei zertrümmert worden, ja sogar behauptet, er sei bei einem Versuch, ihn zu heben, in Staub zerfallen. Erst 1914, während der Besetzung Lembergs durch russische Truppen, wurde in Erfahrung gebracht, daß der Grabstein bei einem Umbau der Basiliuskirche in Lemberg „versehentlich" mit verwendet worden sei und in einer der restaurierten Mauern stecken müsse. Die Lemberger Schewtschenko-Gesellschaft hat nunmehr einen besonderen Ausschuß eingesetzt, der den Grabstein ausfindig machen und ihm einen würdigen Platz anweisen soll. Arthur Luther.

Bibliologični visti. Časopis prisvjačenij pitannjam bibliografii, bibliotekoznavstva, bibliofilii, vidavnictva ta drukarstva. Nr. 1—2. Kiev: Deržavne vidavnictvo Ukraini 1925. 190 S. Gr. 8⁰. [Bibliologische Nachrichten. Zeitschrift für Bibliographie, Bibliothekskunde, Bibliophilie, Verlagswesen und Buchdruck. Nr. 1—2. Kiev: Ukrainischer Staatsverlag].

Das vorliegende Heft der seit 1923 vom Ukrainischen Wissenschaftlichen Institut für Buchkunde herausgegebenen Zeitschrift enthält wieder eine Fülle wertvoller Beiträge. Es wird eingeleitet mit einem Aufsatz von Prof. M. Kufajew (Leningrad): „Das Buch als Begriff und Objekt der Wissenschaft und die Bibliographie als Wissenschaft vom Buche. Ein Beitrag zur Philosophie der Buchkunde." Es folgt ein Aufsatz von P. Rulin: „Ucrainica in alten russischen Zeitschriften", ein Bericht über die Tätigkeit des Ausschusses zur Katalogisierung der im 16.—18. Jahrhundert auf ukrainischem Gebiet erschienenen Schriften von Prof. S. Maslow, „Voraussetzungen und Aussichten der ukrainischen Buchkunde" von Ju. Meženko. Sehr interessant ist ferner ein Aufsatz von S. Borovyj „Studien zur Geschichte des jüdischen Buches in der Ukraine" (mit Abbild.). Ein Kapitel aus der Geschichte der russischen Zensur und ihres Wirkens in der Ukraine erzählt V. Daniliv: „Die ‚Kievskaja Starina' auf Grund von Zensurdokumenten." „Kievskaja Starina" („Kiever Altertum") war eine in russischer Sprache, aber in ukrainischem Geist redigierte historische Zeitschrift, deren Leiter immer wieder das Mißfallen der russischen Behörden erregten. Prof. V. Bodnarskij (Moskau) tritt in einem Aufsatz „Die Universitätsbibliotheken und die Dezimalklassifikation" für das Deweysche System ein, dessen angebliche „Unwissenschaftlichkeit" er nicht gelten lassen will. B. Komarov berichtet über die „Staatliche Ukrainische Schewtschenko-Bibliothek in Odessa", L. Bikivskij über das „Bibliothekswesen in der Tschechoslowakei." Prof. O. Geraklitow (Saratow) sucht in einem Aufsatz „Zur Geschichte der Anfänge des Buchdrucks in Moskau" nachzuweisen, daß ein in mehreren russischen Bibliotheken vorhandener Evangeliendruck nicht, wie meist angenommen wurde, in Südrußland, sondern in Moskau hergestellt worden ist und zwar vor Fedorows berühmter „Apostelgeschichte", in der Zeit zwischen 1551 und 1563. Über „Neuigkeiten der Technik des Buchdrucks" berichtet E. Richlik. Behandelt werden Offsetdruck, Tiefdruck, Manuldruck, Obraldruck usw. mit zahlreichen Hinweisen auf die ausländische, vor allem deutsche Fachliteratur. Aus den „Miszellen" und der „Chronik" sind hervorzuheben ein zusammenfassender Bericht über die Ausstellungen und Veranstaltungen zur 350-Jahrfeier der Ukrainischen Buchdruckerei in Kiew, Odessa, Poltawa, Lemberg usw. (mit Abbildungen), Berichte über die Buchausstellung in Florenz, über den ersten Kongreß für Bibliographie in Moskau im Dezember 1924 mit kurzen Inhaltsangaben der Vorträge, über die Tätigkeit und Entwicklung der Ukrainischen Nationalbibliothek in Kiev im 6. und 7. Jahre ihres Bestehens (1924—1925) über den Bibliothekarstag in Moskau, über die Jahrhundertfeier des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler in Leipzig usw. Arth. Luther.

Ignatienko, V., **Ukrainska presa.** (1816—1923). Istoriko-bibliografičnij etjud. Kiev: Deržavne vidavnictvo Ukraini 1926. 78 S. Kl. 8⁰ = Naukovo-populjarna Biblioteka Knigoznavstva. V. 6. [Die ukrainische Presse. Historisch-bibliographische Studie. Kiev: Ukrainischer Staatsverlag = Populärwissenschaftliche Bibliothek der Buchkunde. H. 6.]

Die kleine, sehr instruktive Schrift gibt einen Überblick über die Entwicklung der periodischen Presse in der Ukraine, wobei sowohl die in ukrainischer als auch die in russischer Sprache verfaßten Zeitungen und Zeitschriften in Betracht gezogen werden. Verfasser teilt die Entwicklung der ukrainischen Presse in fünf Perioden ein: die erste umfaßt die Jahre 1816—1834, wo die russische Sprache durchaus vorherrschte und die Volkssprache nur in einzelnen, zweisprachigen Zeitschriften zur Anwendung kommen durfte. Dasselbe ist in der zweiten Periode (1834—1904) der Fall, wenigstens so weit es sich um die zum

Zarenreich gehörenden ukrainischen Gebiete handelt; dafür aber entwickelt sich in dieser Zeit jenseits der russischen Grenzen, im österreichischen Galizien (dem „ukrainischen Piemont"), eine außerordentlich starke nationale Bewegung, der bald auch eine einflußreiche Presse in der Volkssprache zur Verfügung steht. Diese Bewegung greift selbstverständlich auch auf die russischen Gebiete hinüber; die erste russische Revolution von 1905 hatte zur Folge, daß die ukrainische Sprache sich nun auch auf russischem Boden wieder freier entfalten konnte, und so bedeutet die dritte Periode (1905—1914) eine Zeit außerordentlichen Aufschwungs und reicher Blüte. Das ändert sich mit dem Ausbruch des Weltkriegs; in der vierten Periode, die die Jahre 1914—1917 umfaßt, wird die ukrainische Presse in Rußland wiederum aufs grausamste unterdrückt. Selbstverständlich wächst nun wieder die Bedeutung der ukrainischen Bewegung in Österreich; der „Bund zur Befreiung der Ukraine" entfaltet eine außerordentlich rege Propagandatätigkeit in den Gefangenenlagern Deutschlands und Österreichs, besonders Rastatt, Salzwedel, Wetzlar und Freistadt. Zu den von den Gefangenen selbst herausgegebenen Blättern kommen die Zeitschriften des Bundes, verschiedener nationaler Organisationen in neutralen Ländern und endlich auch revolutionärer Geheimgesellschaften in Kiev, Charkov usw. Gerade die Mitteilungen des Verfassers über diese „unterirdische" Zeitschriftenliteratur sind von besonderem Interesse. Mit der Revolution von 1917 beginnt dann eine wahre „Renaissance" des ukrainischen Schrifttums. Der Verfasser glaubt aber diese fünfte Periode bereits mit dem Jahr 1923 abschließen zu müssen und 1923 als den Beginn einer neuen Zeit hinzustellen. Denn erst durch die Umwandlung der russischen Räterepublik in eine „Union der Räterepubliken" sei die kulturelle Selbständigkeit völlig gewährleistet und nun erst werde ihre Eigenart zu voller Entfaltung gelangen können. Interessant sind die Zahlenangaben über die Entwicklung der ukrainischen Presse in den Jahren seit der Revolution. Im Jahre 1917 erschienen 172 Zeitungen und Zeitschriften, davon 151 im ersten Jahrgang; man sieht also, wie die Revolution eine ungeheure Menge von Blättern ins Leben gerufen hat. Davon war aber nur ganz wenigen eine längere Lebensdauer beschieden, denn schon 1918 gab es 252 Zeitschriften und Zeitungen, davon 223 neue; von der ganzen Menge aus dem Vorjahre waren also nur 29 geblieben. Das Jahr 1919 brachte wieder 182 neue Zeitschriften, bei einer Gesamtzahl von 243; das „große Sterben" hat also schon ein wenig nachgelassen, ist aber immer noch recht beträchtlich. Für das letzte Jahr seiner Statistik (1922) nennt Verfasser 168 Blätter in ukrainischer Sprache(68 Zeitungen und 100 Zeitschriften), dazu 287 in russischer Sprache. Die letztgenannte Ziffer ist für das siegreiche Vordringen der ukrainischen Sprache besonders bezeichnend: im Jahr 1917 hatte die Ukraine 751 Zeitungen und Zeitschriften in russischer Sprache! Dazu kommt ferner, daß von den 287 russischen Blättern des Jahres 1922 mehr als die Hälfte (146) kommunistisch, d. h. politische Propagandablätter der Moskauer Zentralregierung sind, während von den 168 Blättern in ukrainischer Sprache nur 43, also rund ein Viertel, „voll und ganz" auf dem Boden der kommunistischen Weltanschauung stehen. Arthur Luther.

Kampmann, C. **Die graphischen Künste.** 4., vermehrte und verbesserte Auflage. Neu bearbeitet von Prof. Dr. E. Goldberg in Dresden. Kl. 8°, 138 Seiten mit 78 Abbildungen und 13 Kunstdruckbeilagen. (Sammlung Göschen Nr. 75). Verlag von Walter de Gruyter & Co. Preis in Leinen 1.50 Mk.

Die Sammlung „Göschen" kennt jeder, der sich fürs Buch interessiert. Jeder weiß auch, daß diese Sammlung nur bestes enthält von Fachleuten, die den Stoff beherrschen und ihn in den schmucken Bändchen in knapper, aber durchaus rasch verständlicher Weise vortragen. Dies gilt auch für die Nr. 75, die immer in allen ihren Auflagen weithin geschätzt wurde. Prof. Goldberg, der früher an der Leipziger Akademie für Buchgewerbe und Graphik als Lehrer tätig war, hat die Neuauflage besorgt, die infolgedessen, was die technischen Mitteilungen anlangt, auf der Höhe ist. Schade, daß die historischen Mitteilungen nicht allenthalben richtig sind. Mit Bedauern sieht man zunächst auf Seite 11 die Klemm'sche Rekonstruktion einer Gutenberg-Presse, die „gegenwärtig im Museum des Buchgewerbes in Leipzig" aufgestellt sein soll. Seit 1918, d. h. also seit 10 Jahren, ist im Buchgewerbehaus kein Museum mehr, das Buchmuseum befindet sich in der Deutschen Bücherei; aber auch im Museum vor 1918 war diese sogenannte „Gutenberg-Presse" nicht aufgestellt, da sie nicht scharf genug als plumper Dilettantismus und Phantasterei bezeichnet werden muß. Für eine Neuauflage ist dringend zu wünschen, daß ihre Abbildung aus dem wertvollen Göschen-Bändchen verschwindet. Über den Buchdruck in China hätte man gern mehr erfahren. Die Zeitangaben über die Holztafeldrucke, wie einzelne Angaben aus den ersten Zeiten der Druckerkunst dürften da und dort einer Korrektur bedürfen. Am.

Ehmcke, F. H., **Die Schrift, ihre Gestaltung und Entwicklung in neuer Zeit.** Versuch einer zusammenfassenden Schilderung. Mit 144 Beispielen. Verlegt von Günther Wagner, Hannover.

Eine ganze Reihe wertvoller Bücher hat uns Ehmcke schon geschenkt. Wir wissen, wenn wir sie alle übersehen, im Augenblick nicht so recht, welches das wertvollste ist. Schließlich möchte uns scheinen, daß für unsere Leser die uns eben beschäftigende mit zu den besten gehört, zumal in einer Zeit, in der der Kampf um die Schrift wieder allerorten entbrennt. Knapp und kurz ist der Text, glänzend die Auswahl der Beispiele, die, vorzüglich reproduziert sind. In Beziehung auf Ausstattung hat der Verlag nichts unter lassen, um die Schrift in einwandfreiester Form auf den Markt zu bringen.

Dodeka-Reihe. Nr. 767–770. Verlag E. Liesegang, Düsseldorf.

Das Lichtbild hat sich langsam aller Gebiete des menschlichen Wissens angenommen, ja unter gewissem amtlichen Schutz verlangen die Hersteller solcher Serien die rückhaltlose, selbstverständlich unentgeltliche Mitwirkung von Museen und Bibliotheken; daß man nicht auch noch den Text zu solchen Serien verlangt, ist fast ein Wunder. Rücksichtslos werden Veröffentlichungen, die mit Bildern geschmückt sind, benutzt, um, ohne Verlag und Verfasser zu fragen, Lichtbilderserien mit oft sehr zweifelhaftem Text herzustellen. Was könnte hier nicht Wertvollstes geschaffen werden, wenn Wissenschaft und Industrie Hand in Hand gingen? Das paßt freilich nicht in unsere heutige Zeit, die selbst bei wissenschaftlichen Dingen auf flachem und flachstem Boden bleibt, statt zu suchen, nur das Beste und Einwandfreie dem Volke zu geben. Wir gehen in unserem „Archiv für Schreib- und Buchwesen" grundsätzlich auf solche Machwerke nicht ein, wollen aber an Dingen, die mit Ernst, wenn auch freilich oft mit unzulänglichen Mitteln und Kräften arbeiten, nicht vorübergehen, da wir Förderung solcher Arbeiten für unsere Pflicht halten. So möchten wir heute kurz auf die Dodeka-Reihe der Lichtbildanstalt E. Liesegang in Düsseldorf in ihren Nummern 767–770 kurz eingehen. Der Text stammt von Fr. W. Pollin-Aschersleben, einem Mann, der sich viel Mühe um Schreib- und Buchwesen gibt. Schreib- und Buchwesen ist ein „sehr schweres Kapitel", das wissen wir alle, um so verantwortungsvoller ist es für Verlag wie für Verfasser, hier wirklich zu fördern. Ist dies restlos gelungen? Es kann nicht sein! 767 behandelt die Entwicklung der Schrift. Es kommt natürlich ganz darauf an, wo diese Serie mit diesem Text vorgetragen wird. Sie wird in keinem Kreise die Aufklärung bringen, die notwendig ist, will man nicht bloß „durch Lichtbilder Unterhaltung geben, die nichts als flüchtige Unterhaltung ist, und von wissenschaftlich einwandfreier Darstellung weit entfernt ist". Angriffsflächen bietet diese Nummer mehr als genug. Besser stehts mit Nummer 768: „Das Papier, Geschichte und Herstellung" von demselben Verfasser mit Text begleitet. Hier ist der Verfasser mehr zu Hause, obgleich auch hier die historischen Mitteilungen einer genauen Nachprüfung bedürfen. Nummer 769 ist „Leipzig als Bücherstadt" gewidmet. Sie lehnt sich eng an verschiedene Aufsätze und Mitteilungen an. Soweit sie selbständige Mitteilungen bringt, sind sie sehr mit Vorsicht aufzunehmen. Was die Direktion der Deutschen Bücherei zu Auslassungen wie: „Die hier (gemeint ist im Lesesaal) zur Verfügung gestellte Literatur ist so umfangreich, daß ein großer Teil der Besucher sich darauf beschränkt und keine Bücher aus den Magazinen bestellt", oder: „Augenblicklich steht die Deutsche Bücherei noch ein wenig hinter der Universitäts-Bibliothek zurück" sagt, ist unleicht zu erraten. Nummer 770 „Wie ein Lexikon entsteht", die in ihrem Bildermaterial auf einen Film „Geist und Menschen" zurückgeht, der im Auftrage des Bibliographischen Instituts-Leipzig hergestellt wurde, scheidet für unsere Betrachtung aus. — Alles in allem: Der ehrliche, redliche Wille dieser Nummern, die sicherlich schon manchen Nutzen gestiftet haben, sei rückhaltlos anerkannt, die strenge, exakte Wissenschaft wird aber vor solchen Lichtbildserien doch für ein geschultes Publikum Halt machen müssen. Sollte es nicht möglich sein, hier Wandel zu schaffen? Freilich, billig würde die Sache zunächst nicht sein können, da „Wissen" schließlich doch auch seine Bezahlung fordert.

Kozma, Ludwig, **Das Signetbuch.** Mit einer Einleitung von Emerich Kner. Gyoma 1925. Isidor Kner Verlag. 8°. XIX und 50 S.

Ein recht ansprechendes Bändchen, das den Freunden der modernen Graphik und der modernen Typographie manche Anregung geben wird. Die Ausstattung ist gut, der Überblick, den man gewinnt, sehr dankenswert. Es sind Produkte einer reichen, vielseitigen, durchaus individuellen und modernen Kunst. Alle sind von einem Künstler entworfen; Ludwig Kozma hat sie alle geschaffen. Man spürt's den Signeten an: der sie entworfen, ist Architekt. Gerade diese Tatsache ist wichtig für das ganze Buch, das wir nur aufs Beste empfehlen können.

SCHRIFTEN ZUR BUCHKUNDE.

Schramm, Albert. Schreib- und Buchwefen einft und jetzt. Leipzig 1922. 45 S. und 96 Tafeln. 3.40 M.

Schramm, Albert. Der Bilderfchmuck der Frühdrucke.

Band I: Die Drucke von Albrecht Pfifter in Bamberg. Mit 305 Abb. auf 38 Tafeln. 11 S. 1922. Brofch. 25 M., in Halbleder 30 M.

Band II: Die Drucke von Günther Zainer in Augsburg. Mit 754 Abb. auf 100 Tafeln. 24 S. 1920. Brofch. 60 M., in Halbleder 65 M.

Band III: Die Drucke von Johann Bämler in Augsburg. Mit 781 Abb. auf 113 Tafeln. 52 S. 1921. Brofch. 65 M., in Halbleder 70 M.

Band IV: Die Drucke von Anton Sorg in Augsburg. Mit 3096 Abb. auf 382 Tafeln. 52 S. 1922. Brofch. 200 M., in Halbleder 210 M.

Band V: Die Drucke von Johann Zainer in Ulm. Mit 501 Abb. auf 92 Tafeln. 20 S. 1923. Brofch. 55 M., in Halbleder 60 M.

Band VI: Die Drucke von Konrad Dinckmut in Ulm. Mit 682 Abb. auf 107 Tafeln. 19 S. 1923. Brofch. 60 M., in Halbleder 65 M.

Band VII: Die Drucke von Lienhart Holle, Johannes Reger, Johann Schaeffler und Hans Haufer in Ulm. Mit 407 Abb. auf 116 Tafeln. 15 S. 1923. Brofch. 65 M., in Halbleder 70 M.

Band VIII: Die Kölner Drucker. Mit 956 Abb. auf 198 Tafeln. 24 S. 1924. Brofch. 100 M., in Halbleder 110 M.

Band IX: Die Drucker in Eßlingen, Urach, Stuttgart, Reutlingen, Tübingen, Blaubeuren. 1926.

Band X: Die beiden Brandis in Lübeck. 1927.

Schramm, Albert. Der Dotendantz mit figuren clage und antwort von allen ftaten der werlt. Incunabeldruck (Knoblochtzer). 48 S. 1922. In Pappband 12 M.

Schramm, Albert. Die Illustration der Lutherbibel (Feftfchrift zum Lutherifchen Weltkonvent in Eifenach). 107 S. 676 Abb. auf 331 Tafeln 1923. 35 M.

Schramm, Albert. Tuberinus, De Simone puero. Incunabeldruck (Günther Zainer). 16 S. 1921. Brofch. 10 M.

Schramm, Albert. Die illuftrierten Bibeln der Incunabelzeit. 4°. 24 S. 3 M.

Schramm, Albert. Geiftliche Auslegung des Lebens Jefu Chrifti. Leipzig 1922. 61 S. 90 Pf.

Schramm, Albert. Tafchenbuch für Bücherfreunde. München 1924. 194 S. Mit vielen Abbildungen. 7.50 M. Band II. 1926. 7.50 M.

Schramm, Albert. Tafchenbuch für Exlibris-Sammler. Leipzig 1924. 68 S. Mit vielen Abbildungen. 5 M.

Schramm, Albert. Archiv für Schriftkunde. Leipzig 1914/18. 340 S. 7.50 M.

Schramm, Albert. Zeitfchrift des Deutfchen Vereins für Buchwefen und Schrifttum. Leipzig 1918—26. Pro Jahrgang 20 M.

Schramm, Albert. Zeitfchrift für Buchkunde. Leipzig 1924/25. Pro Jahrgang 20 M.

Schramm, Albert. Brief des Grafen Eberhard. Incunabel-Neudruck. 5 M.

Schramm, Albert. Deutfchlands Verlagsbuchhandel. Leipzig 1925. 10 M.

Jahrgang 1 Nr. 2 August 1927

ARCHIV FÜR SCHREIB- UND BUCHWESEN

Herausgegeben von

Professor Dr. Albert Schramm-Leipzig



Heckners Verlag, Wolfenbüttel
1927

INHALT.

ARCHIV FÜR SCHREIB- UND BUCHWESEN

SCHRIFTLEITUNG: PROFESSOR DR. ALBERT SCHRAMM

1. Jahrgang | Nr. 2 | Auguſt 1927

Die Internationale Buchkunſt-Ausſtellung in Leipzig.

Wer ein gutes und ſchönes Buch zu ſchätzen weiß, wird in den diesjährigen Ferien oder aus Anlaß beſonderer Zuſammenkünfte, die in dieſem Jahre noch ſtattfinden, mit Recht nach Leipzig kommen. Nicht eine Rieſen-Ausſtellung mit Vergnügungspark wartet ſeiner, in geſchmackvoll hergerichteten Räumen wird ihm eine internationale Bücherſchau geboten, die Männer geſchaffen haben, die führend auf dem Gebiete der Buchkunſt ſind. Es kann nicht unſere Aufgabe ſein, hier einen Überblick über die Fülle des Sehenswerten und Genießenswerten zu geben, wir greifen für unſere Leſer nur einiges heraus, was auch, wenn die Ausſtellung einmal geſchloſſen iſt, von bleibendem Wert iſt.

1. Die Buchilluſtration.

Illuſtrierte Bücher ſind immer ein beliebtes Sammelobjekt geweſen. Gewiß gibt es unter den Bücherfreunden gar manche, die jeden Bilderſchmuck im Buche verſchmähen, die nur das Typographiſche in ſeiner Vollendung ſchätzen. Mit ihnen hier zu rechten, iſt nicht der richtige Ort. Die Buchilluſtration iſt faſt ſo alt wie das Buch ſelbſt. Dem Text Illuſtrationen beizugeben, iſt langjährige Sitte. Was von bedeutenden Künſtlern uns im illuſtrierten Buch aller Zeiten und Völker überkommen iſt, kann nicht überſchätzt werden. Die Leipziger Ausſtellung iſt ganz den Buchkünſtlern unſerer Tage gewidmet, und darin liegt ihr beſonderer Reiz. Bei der Beſchränkung des zur Verfügung ſtehenden Raumes nur einige Worte zu den deutſchen Illuſtratoren!

Mit großer Deutlichkeit tritt dem Beſucher die Tatſache gegenüber, daß erfreulicherweiſe in Deutſchland das Intereſſe für die graphiſchen Künſte ſich außerordentlich verbreitet hat, ja daß wir ſogar von einer Blüte derſelben in unſeren Tagen ſprechen können. Künſtler von höchſtem Anſehen ſind an dem illuſtrierten Buch unſerer Tage beteiligt. Freilich ſieht der wahre Buchfreund manches mit gemiſchten Gefühlen. Iſt es nicht ſo: Was wir in jahrelangen Bemühungen zu erreichen ſuchten, die Einheit des Buches in allen Einzelheiten, die richtige Stellung der Illuſtration zum Text und zur Buchausſtatttung, iſt das alles nicht in Gefahr, wieder verloren zu gehen? Ganz unbegründet iſt dieſe Sorge nicht, aber zumeiſt iſt ſie übertrieben. Auswüchſe, die ſich hier ſelbſt bei großen Künſtlern zeigen, werden, deſſen dürfen wir ſicher ſein, verſchwinden, zum mindeſten aber bald ſich abſchwächen, jemehr das „Buchgemäße“ in ſeine Rechte tritt. Des iſt der

prächtige große Saal der Illuſtratoren beredter Zeuge. Man ſpürt, wie bald da, bald dort an Stelle der „freien“ Graphik das tritt, was man „Buchgraphik“ nennt, freilich muß dieſer Ausdruck dann auch nach jeder Hinſicht richtig gefaßt werden.

Als Illuſtratoren ſind in der „Vorauflage“ des Amtlichen Katalogs der Ausſtellung bezeichnet:*)

Ellen Beck, Malerin und Illuſtratorin in Düren i. Rhl.;
Marcus Behmer. Graphiker und Illuſtrator in Neumühl b. Saſſenhagen in Pommern;
Johanne Bemmann, Illuſtratorin und Buchkünſtlerin in Leipzig;
Franz Chriſtophe, Maler und Illuſtrator in Berlin;
Fritz Eichenberg, Graphiker und Illuſtrator in Berlin;
Herrad Fuchs, Graphikerin und Illuſtratorin in Karlsruhe;
Olaf Gulbransson, Maler und Illuſtrator in München;
Willi Harwerth, Buchkünſtler und Illuſtrator in Offenbach;
Rolf von Hoerſchelmann, Graphiker und Illuſtrator in München;
Paul Horſt-Schulze, Maler und Illuſtrator in Leipzig;
Ludwig Kainer, Porträtmaler und Illuſtrator in Charlottenburg;
Eugen Kirchner, Maler, Radierer und Illuſtrator in München;
Hedwig Kruſe, Graphikerin und Illuſtratorin in Leoni am Starnberger See;
Emil Preetorius, Graphiker und Illuſtrator in München;
Otto Schubert, Maler und Illuſtrator in Dresden-Loſchwitz;
Karl Max Schultheiß, Maler und Illuſtrator in München;
Max Schwerdtfeger, Maler und Illuſtrator in Frankfurt a. M.;
Hugo Steiner-Prag, Buchgraphiker und Illuſtrator in Leipzig;
Rahel Szalit-Marcus, Illuſtratorin und Graphikerin in Berlin;
Karl Walſer, Maler, Graphiker und Illuſtrator in Zürich;
Walter Wellenſtein, Porträtmaler und Illuſtrator in Berlin-Wilm.;
Käte Wilczynski, Porträtiſtin und Illuſtratorin in Berlin;
Hanns Zethmeyer, Illuſtrator und Holzſchneider in Leipzig.

Daß damit die Namensliſte der Illuſtratoren nicht erſchöpft iſt, weiß jeder, der dem illuſtrierten Buche näher ſteht. Es iſt ganz intereſſant, zu ſehen, wer von den Künſtlern ſich ſpeziell als Illuſtrator bezeichnet hat. Wir nehmen dabei an, daß die Bezeichnungen und anderen kleinen Mitteilungen (warum ſind die genauen Adreſſen nicht mitgeteilt?) von den Künſtlern ſelbſt ſtammen, wodurch ſie von beſonderer Bedeutung ſind. Slevogt, Kubin und andere bekannte Künſtler nennen ſich Maler und Graphiker, ohne die Tätigkeit als Illuſtrator beſonders zu betonen. Da wir auf dieſe Dinge in einem Sonderheft über illuſtrierte Bücher zurückkommen, mögen dieſe kurzen Angaben genügen. Das ausgeſtellte Material iſt überaus reich und und regt den Beſucher zu den verſchiedenſten Betrachtungen an.

2. Das Kinderbuch aller Völker.

Es iſt ein guter Gedanke der Ausſtellungsleitung geweſen, das Kinderbuch aller Völker in einer Auswahl zuſammenzuſtellen. Kann man auch

*) Die eben erschienene Neuauflage bringt wenig Ergänzung, die wir im letzten Augenblick noch einfügen konnten.

nicht restlos mit der Auswahl einverstanden sein, so darf doch dieser Versuch als gelungen bezeichnet werden. Jedenfalls ist er eine gute Vorarbeit für die Abteilung „Kinderbuch" der „Deutschen Volkskunst-Ausstellung Dresden 1929". Im Katalog sind leider gar keine näheren Angaben, die man hier gerade gern gehabt hätte.

Die Sonderabteilung des Kinderbuches gibt nicht nur Erzeugnisse unserer Tage, sie läßt auch einen Rückblick auf vergangene Zeiten tun. Das ist recht gut! Kommt einem doch dadurch so recht zum Bewußtsein, wie selbst beim besten Willen von guten Künstlern nicht immer das getroffen wird, was nottut.

Die Ausstellung wendet sich laut Katalog an die Eltern, die berufen seien, „ihren Kindern den Blick für das gehaltvoll Schöne zu erschließen, das Spielerisch-Alberne ihnen fernzuhalten". Das sind schöne Worte, aber wissen denn die Eltern wirklich, „welche Fülle des Guten vorhanden ist". Leider versagt die vorhandene Literatur so gut wie ganz. Auch Bücher wie Kösters Geschichte der deutschen Jugendliteratur können die Lücke nicht ausfüllen. Um so wichtiger sind solche Kinderbuch-Ausstellungen. Sollen sie aber nicht wirkungslos sein, so gehören aufklärende Führungen dazu. Der Sinn der Eltern muß erst geweckt werden. Gewiß geschieht das da und dort — ich darf vielleicht auf die Vorlesungen der Deutschen Bibliothekar-Schule aufmerksam machen, in denen durch ein ganzes Semester aller zwei Jahre über das Kinder- und Märchenbuch vorgetragen wird und zwar an Hand zahlreicher Lichtbilder, — es müßte aber noch viel mehr geschehen. Freilich, zu viel Theoretisches ist vom Übel, vor allem sind die Bestrebungen, dem Kinde „Kunst beizubringen", wie sie da und dort im Gange waren und leider zum Teil noch im Gange sind, mit größter Vorsicht und Zurückhaltung zu verfolgen.

Kulturgeschichtlich ist eine Abteilung „Kinderbuch" immer interessant und lehrreich. Was unsere heutigen Kinderbücher betrifft, so muß ohne weiteres zugegeben werden, daß die Verleger alles tun, um nur Einwandfreies zu schaffen; sie sehen auf gutes Papier, auf sachgemäßen Einband, auf kindlich leicht verständlichen Text, auf richtige Farbe, auf einfache Zeichnung und soweit sie dies tun, können ihre Bücher den Eltern nur empfohlen werden. Hier gilt aber: Eines schickt sich nicht für alle. Der Kinder Neigungen sind nicht immer die gleichen, die Temperamente sind sehr verschieden. So gilt es in erster Linie, den Charakter des Kindes zu erkennen und danach das oder die richtigen Kinderbücher auszusuchen. Ein Überblick mit vielen Abbildungen wird mit Hilfe der Kinderbuchverleger demnächst unserem „Archiv" beigegeben werden können, für dessen Vervollständigung und Berichtigung wir jedem Leser nur dankbar sein werden. Jede offene, wohlwollende Kritik, die die Forderung der guten Sache im Auge hat, ist uns immer angenehm.

Soviel ich sehe, sind von deutschen Künstlern in der Ausstellung folgende vertreten:

Walter Bergmann (Die Geschichte vom kleinen Wackel);
Eduard Bäumer (Das Paradies und andere Werke);
Fritz Baumgarten (Das lustige Tierbilderbuch);
Ellen Beck (Illustrationen zu russischen Märchen);



Walter Buhe;
Maria Braun (Das Märchen vom dicken fetten Pfannkuchen);
C. O. Czeschka (Die Nibelungen);
Gertrud und Walter Caspari;
R. Daenert;
Conrad Felixmüller;
K. F. von Freyhold (Bilderbuch);
Josua Leander Gampp;
Olaf Gulbransson;
Paul Horst-Schulze;
Heinrich Hußmann (Die zehn kleinen Negerlein);
Pauline Klaiber (Wunderbare Reise);
Erika von Kager (Die tragische Rettich-Geschichte);
F. W. Kleukens (Ungleiche Spielkameraden);
Alfred Kubin (Andersen, Die kleine Seejungfrau und anderes);
Hans Meid (Kinderlieder);
Erich Ohser (Das kommt davon, Drei Tierschnurren);
Eugen Oßwald (Reineke Fuchs);
Georg Plischke (Vom Osterhasen Schnellebein und den 4 bösen Engelein);
Georg Walter Rößner;
Hans Schwaiger;
Otto Schubert (Schneewittchen);
Tom Seidmann-Freud;
Hans Soltmann (Zwei Kinderlieder);
Arpad Schmidhammer (Der verlorene Pfennig);
Kurt Schwitters (Die Scheuche);
Hugo Steiner-Prag (Andersen's Märchen);
Marie Sinkwitz-Ebersbach;
Rudolf Schiestl (Fröhliche Jugend);
Max Slevogt (Das Märchenbuch, Ali Baba, Der treue Johannes und anderes);
Kurt Szafranski;
Aline Stickel (Der Wunder-Wagengaul);
Walter Trier (Fridolins Zauberland);
Johannes Thiel;
Adolf Uzarski;
A. Weißgerber (Till Eulenspiegel);
Else Wenz-Viëtor (Sonnenkinder-Stuben);
Walter Wellenstein.

Die Ausstellung ist international. Wir nennen die übrigen Staaten in alphabetischer Ordnung:

Belgien ist durch Leo Marfeld, Edw. Pellens, Edmond van Offel, Edgard Tytgat vertreten;
Dänemark durch Sven Brasch und Valdemar Andersen;
Estland durch P. Kundzins, N. Strunke, J. Zeberina;
Finnland durch Signe Hammartsen-Jansson und Rudolf Koivu;

Frankreich durch André Hellé;
Großbritannien und Irland durch David Jones, Wyndham Payne, Arthur Rackham, Albert Rutherſton;
Italien durch Dario Betti, Antonello Moroni. Carlo Nicco, Guſtavo Roſſo, Roberto Sgrilli, Francesco Wildt;
Niederlande durch Nelly Bodenheim und Leo Viſſer;
Norwegen durch Magnhild Havardsholm und Per Krogh;
Öſterreich durch Oskar Laſke;
Polen durch Anna Grammatyka-Ostrowska, Kornel Makuszyński, Teodor Rozenkowski;
Schweiz durch Ernſt Kreidolf (Wieſen-Zwerge, Fizebuze und anderes);
Tſchechoſlowakei durch Joſef Lada;
Ungarn durch Margarete Fiorz, Arnold Gara, Ernſt Jeges, Tiberius Polya;
Union der Sozialiſtiſchen Sowjet-Republik durch Nikolaus Alexejew, Niſſon Chifrine, Wladimir Konaſchewitſch, P. Paſtukoff, Boris Pokrowsky, Marie Scherwinskaja.
Japan hat leider keine Beſchriftungen.

3. Das ſchöne, billige Buch.

Der Präſident der internationalen Buchkunſtausſtellung zu Leipzig, Profeſſor Hugo Steiner-Prag, hat ſich in einer ganzen Reihe von Artikeln und Aufſätzen zu den verſchiedenſten Problemen des Buchweſens geäußert, ſo auch in dankenswerter Weiſe über das ſchöne, billige Buch. Mit ſeiner Genehmigung entnehmen wir hier der Sondernummer der Monatsſchrift „Leipzig", herausgegeben von Stadtamtsrat Dr. W. Schöne, ſeine Ausführungen, die in mehr als einer Beziehung beachtlich und bemerkenswert ſind.

Profeſſor Steiner-Prag ſchrieb dort wörtlich:

Wenn man die von Verlegern, Druckern, Buchbindern und Buchkünſtlern in den letzten 25 Jahren geſchaffene Arbeit überſieht, erſchließt ſich, über achtunggebietende Leiſtungen hinweg, ſelbſt dem kritiſchen Betrachter ein zukunftreiches und erfreuliches Bild. Der Wunſch nach Qualitätsarbeit iſt im Großen und Ganzen ein allgemeiner geworden, und, was beſonders wichtig iſt, alle an der Buchgeſtaltung Beteiligten und Intereſſierten verſtehen es immer mehr und mehr, Gutes von Schlechtem zu unterſcheiden. Der Sinn für handwerklich gute Arbeit iſt geſteigert, und die Zeit, in der das kaufende Publikum auf Imitationen und Blendwerk hineinfiel, iſt endgültig vorüber. Ein vorzüglicher Stamm von einwandfrei arbeitenden Druckereien und Buchbindereien steht Verlegern und Buchkünſtlern zur Verfügung, als abgeſtimmte, auf Feinheiten reagierende Inſtrumente, deren techniſche und geſchmackliche Leiſtung viel Anerkennung verdient. Dadurch ſind alle Vorausſetzungen gegeben, eine weitere kräftige Aufwärtsentwicklung der deutſchen Buchkunſt ausſichtsreich erſcheinen zu laſſen.

Aber niemals wird bei der Geſtaltung eines Buchwerkes die Koſtbarkeit des angewandten Materials für ſeine Wirkung allein entſcheidend ſein. Die künſtleriſche Fantaſie des Buchkünſtlers wird in beſonderem Maße von ſeiner techniſchen getragen, die es ſchließlich allein ermöglicht, auch mit einfachen Werkſtoffen reizvolle und einwandfreie Wirkungen zu erzielen.

Es ist leicht, mit unbegrenzten Mitteln und aus dem vollen schöpfend zu arbeiten, sich aber bestimmten Voraussetzungen und Richtungen anzupassen, um so schwerer. Der Krieg und seine Folgezeiten mit ihren harten Forderungen nach einer immer rationelleren Arbeitsweise, der Materialknappheit und der Verarmung weitester Intelligenzschichten waren ebenso unerbittliche als gute Lehrer. Hier wurde gebieterisch gefordert, mit beschränkten Mitteln Gutes und Brauchbares hervorzubringen, und diese strenge Forderung verlangte erprobtes Können, gute Einfälle und lebendige buchkünstlerische Fantasie. Man hat erkannt, daß nahezu mit den gleichen Kosten ebenso ein gutes als ein geschmacklich gleichgültiges Werk zu erzeugen sei, und man weiß heute, daß, um dies zu erreichen, nur die eine Voraussetzung gilt, auch das einfachste Material durch Geschmack und Schönheit zu veredeln und die technische Herstellung werkgerecht und gesetzmäßig durchzuführen.

Seit langem schon stellt die gewaltige Steigerung der Buchproduktion die Arbeit der Maschine in vollstem Umfang und in nahezu allen Teilen in ihren Dienst, und es kam nur darauf an, diesen Geist der Maschine der künstlerischen Arbeit nutzbar zu machen, in seinen Äußerungen richtig zu erfassen und seine unbegrenzten Möglichkeiten der neuzeitlichen Buchgestaltung unterzuordnen. Bevor aber, zumal in der Buchbinderei, eine reinliche Scheidung zwischen den Arbeitsgängen der Hand und jenen der Maschine geschaffen worden war, bevor in dieser neuen Zeit, in der Verleger, Sortimenter und Käufer die verschiedenartigsten Ansprüche an das Buch stellen, jeder Technik und entscheidenden Erkenntnis ihrer Wesensart und ihres künstlerischen und kulturellen Wertes zu ihrem Recht verholfen wurden, bevor schließlich alle Einsichtsvollen energisch darauf bestanden, daß niemals irreführende Imitation hochwertiger und edler Handtechniken durch minderwertige oder durch Maschinenarbeit geduldet werden, waren manche Kämpfe auszufechten, die aber alle zu Gunsten des Handwerks und der edlen Handtechnik entschieden worden sind.

In dieser Entscheidung, die die Handarbeit vor Verfall bewahrte, lag aber auch gleichzeitig der Sieg der Maschinenarbeit eingeschlossen, deren sich nun die durch technisches Verständnis geschulte Fantasie bemächtigte und ihren besonderen Möglichkeiten zu immer reicherer und vielseitigerer Entwicklung verhalf.

Hier setzte, in treuer Arbeitsgemeinschaft mit den ausführenden Kräften des Buchgewerbes, die Tätigkeit des neuzeitlichen Buchkünstlers ein. Hier wurde er Berater und Treuhänder des Verlegers und des Gewerbes. Das Aufgabenfeld, das sich vor ihm breitete, wurde immer größer und stellte immer neue Forderungen an ihn. Aber wie der Buchkünstler durch das ständige und verständnisvolle Zusammenarbeiten mit dem Mann an der Presse und der Maschinen unendlich viel gelernt hat, so hat auch seine künstlerische Fantasie, sein Sinn für Aufbau und Architektur, sein Streben nach einwandfreier Gestaltung auf die Techniker anregend und befruchtend gewirkt.

Aus dieser Arbeit, die sich der verständnisvolle, ideenreiche Verleger für seine Zwecke nutzbar machte, ist als eines der wichtigsten Produkte der neuen deutschen Buchgestaltung das schöne, billige Buch entstanden. Mit verhältnismäßig geringen Mitteln Bestes zu erzeugen, ist hier die oberste

Forderung der Tagesarbeit: Auch das einfachste Buch mit einem Hauch von Schönheit zu überstrahlen und auch den billigsten Papierband so zu gestalten, daß er seinen Besitzer durch erfreuliches Aussehen und handwerklich gute Arbeit beglückt. Fern liegt die Zeit, da eine graue, farblose und gleichgültige Nüchternheit zur Uniform des Buches geworden war. Der Sieg der Farbe, ihre stärkende, anregende und anfeuernde Wirkung spricht sich im billigen Buch ebenso aus wie im kostbaren.

Mögen auch gerade jetzt, teils durch die bisherige Überproduktion, teils durch die wesentlich verringerte Kaufkraft, die Zeiten für den Buchhandel schwere sein, alle am Werk Beteiligten wissen, daß hier durch intensive Arbeit eine Grundlage geschaffen wurde, die erfolgreiches Weiterbauen ermöglicht.

Die internationale Buchkunstausstellung Leipzig 1927 soll auch auf dem Gebiete des schönen und billigen Buches zu einer Abrechnung werden. Sie wird auch hier den Anteil des Künstlers an der überlegten und sparsamen Buchgestaltung zeigen und soll mit dazu beitragen, die Freude an dem Buch, das jedermann erreichbar ist, zu beleben und jene am Buchbesitz zu steigern.

* * *

Jahresschau Dresden 1927: Das Papier.

1.

Die Buchausstellung der Sächsischen Landesbibliothek auf der Dresdener Jahresschau 1927.

Von Prof. Dr. M. Bollert, Direktor der Sächsischen Landesbibliothek.

So schwierig es ist, eine Bücherausstellung zu beschreiben, so kommt der Verfasser doch gern dem Wunsche des Herrn Herausgebers nach, die Leser dieser Zeitschrift auf die Sonderausstellung der Sächsischen Landesbibliothek im Rahmen der Dresdener Jahresschau „Das Papier" mit einigen anspruchslosen Zeilen hinzuweisen. Es sei dabei bemerkt, daß ein Verzeichnis der ausgestellten Bücher in dem „Amtlichen Führer" der Jahresschau auf Seite 147—167 enthalten ist und daß von diesem Verzeichnis ein mit 6 Bildern geschmückter Sonderdruck erschienen ist, der von der Landesbibliothek für 50 Pfg. bezogen werden kann.

Daß in einer Papierausstellung die kulturell wichtigste Erscheinungsform des Papiers, das Buch, in seinem Wandel durch die Jahrhunderte nicht fehlen durfte, war selbstverständlich. Daß eine solche historisch gerichtete Buchausstellung nur ein Bücherfachmann, und dieser nur auf dem Boden einer alten großen Bibliothek machen konnte, war ebenso einleuchtend. Die Sächsische Landesbibliothek wollte sich daher der von der Ausstellungsleitung an sie gerichteten Bitte nicht entziehen, dem Buch zu einer würdigen Selbstdarstellung zu verhelfen. Wir können sagen, daß das Heraussuchen der geeigneten Bücher aus den Beständen eine sich täglich erneuernde Freude über den Reichtum unserer alten, schönen Bibliothek gewährte, und daß



die fertige Zuſammenſtellung ein überwältigendes Zeugnis wurde von der Liebe, mit welcher ſich der künſtleriſche Genius vieler Nationen und vieler Jahrhunderte am Buche ausgewirkt hat.

Dabei mußten unſere größten Koſtbarkeiten der Ausſtellung vorenthalten werden, da das Pergament mit aller ſeiner Prachtentfaltung in eine Papierausſtellung grundſätzlich nicht gehörte und da viele Schätze der Bibliothek ihres unerſetzlichen Wertes wegen nicht aus den Bibliotheksmauern entfernt werden durften. Und wenn der Kenner hier oder dort eine Lücke bemerkt, ſo möge überdies bedacht werden, daß der Raum zur Beſchränkung zwang und daß es doch nur eine einzige Bibliothek iſt, aus deren Beſtänden geſchöpft wurde.

Angeſichts des gewaltig ſich herandrängenden Stoffes war die erſte große Aufgabe, Ordnung in die Maſſen zu bringen und einen ſinnvollen Plan der Geſamtausſtellung zu entwerfen. Fräulein Dr. Ilſe Schunke, der die Ausſtellungsarbeit hauptſächiich oblag, ſtellte eine Reihe leitender Geſichtspunkte auf, die ſich in der Folge als fruchtbar für Anſchaulichkeit und lebensvolle Abwechslung bewährten. Sie zog es vor, neben einer allgemeinen hiſtoriſchen Überſicht, die für ſich allein vielleicht dem Kenner der Buchgeſchichte überhaupt die gemäße Ordnung geboten hätten, auch die ganze Fülle mannigfacher Geſichtspunkte, aus denen heraus Bücher betrachtet werden können, zur Geltung zu bringen. So entſtanden 8 Abteilungen mit gegen 50 kleinen in ſich geſchloſſenen Gruppen. Zwei dieſer Abteilungen ſind in zwei großen Vitrinen in der Mitte des Raumes untergebracht und enthalten das Buch aſs künſtleriſche Einheit in ſeiner hiſtoriſchen Entwicklung. An den beiden Langſeiten des Saales ſind je drei Kojen geſchaffen, deren jede eine der übrigen Abteilungen aufgenommen hat. Jede Seite mit ihren 3 Abteilungen verkörpert wieder einen einheitlichen Gedanken; auf der rechten Seite ſind die Erſcheinungsarten des Buches unter buchgeſchichtlich oder geiſtesgeſchichtlich bedeutſame Geſichtspunkte geſtellt: Handſchriften, Frühdrucke, berühmte Bücher; auf der linken Seite unter techniſche Geſichtspunkte: Buchform, Buchmaterial, Bucheinband.

Bei der äußeren Geſtaltung der Ausſtellung wurde vor allem Überfüllung zu vermeiden geſucht. In einem Saale von 18,5 × 13,6 m ſtehen nicht mehr als rund 330 Bücher. Ferner iſt angeſtrebt worden, den Aufbau in jeder einzelnen Vitrine harmoniſch zu machen und die Farbenwirkung der aufgeſchlagenen Blätter wohltuend gegeneinander abzuſtimmen. Der Beſucher ſoll ja nicht zum ernſten Studium eines wiſſenſchaftlich ſtrengen Lehrgebäudes, ſondern zur erhebenden Schau über einen Blütengarten veranlaßt werden.

Dieſen Bemühungen um eine äſthetiſch befriedigende Formgebung kamen zu Hilfe die architektoniſch edlen Verhältniſſe des Saales, das hoch einfallende zerſtreute Licht, eine koſtbare ſeidiggraue Tapete, die von der Firma Schade in Dresden geſtiftet wurde, und eine Anzahl ſchöner brauner Glasſchränke, welche die Deutſchen Werkſtätten in Hellerau zur Verfügung ſtellten und die wir mit einem ſamtartig blauen Papier ausſchlagen ließen. Der Raum in ſeiner Gliederung und ſeinen Farben atmet eine gewiſſe heitere Feierlichkeit, die gar wohl zu ſeinem edlen und erfreuenden Inhalt ſtimmt.



I. Das ſchöne Buch im Mittelalter und in der Reformationszeit.

Den Eintretenden begrüßt von der Stirnſeite der erſten Mittelvitrine her Albrecht Dürers Marienleben (Nürnberg 1511), in lebhaften Farben ſäuberlich ausgemalt, oder — wie der alte Bibliothekskatalog ſagt — „ſchön illuminirt und mit Laubwerg umbher gezieret" (Nr. 1,4). Davor liegt je eine Probe aus den Anfängen und der Vollendung des Holzſchnitts jenes Zeitraums: ein derbgeſchnittenes Blockbuch, die Ars memorandi (I,1), und ein Teuerdank von 1517 auf Papier, geſchmackvoll mit Farben und Gold ausgemalt (I,5).

Nach rechts ſchließen ſich vier mit Holzſchnitten geſchmückte berühmte Bibeln der Inkunabelzeit an, die erſte illuſtrierte Bibel Günther Zainers (I,7), die von Quentell gedruckte Kölner Bibel, die erſte in niederdeutſcher Sprache (I,8), Anton Kobergers Bibel, die die berühmten Holzſchnitte der Kölner übernahm, in fränkiſcher Art mit leuchtenden Deckfarben übermalt (I,9) und die wuchtige Lübecker Bibel des Steffen Arndes mit ihren großzügigen Bildern (I,10).

Es folgen vier Chroniken des 15. Jahrhunderts. Unter ihnen Conrad Botho's Chronik der Sachſen, von Peter Schöffer 1492 gedruckt; das Stück ſtammt aus Leibniz' Beſitz (I,13). Ferner Johannes Koelhoffs „Cronica von der hilligen Stadt von Coellen", 1499, in der die berühmte Nachricht über Gutenbergs Erfindung ſteht.

6 Bücher aus der Zeit zwiſchen 1491 und 1557 behandeln in Wort und Bild das Problem des Sterbens. Da ſind Mariengebete mit frühen Totentanzfiguren (I,15), ein ſeltener theologiſch-medizíniſcher Druck von Schönsperger (1493) über Krankheiten und Heilmittel mit dem Bilde eines Sterbenden, deſſen Seele ein Engel in Empfang nimmt (I,16), eine Ars moriendi aus der Druckerei des Leipziger Konrad Kachelofen (I,17), die franzöſiſche „danse macabre" des Nicolaus Le Rouge, bunt ausgemalt (I,18), und je eine lateiniſche und franzöſiſche Ausgabe von Holbeins bekanntem Totentanz (I,19,20).

Hieran ſchließen ſich 6 Erbauungsbücher. Unter ihnen ragt das Livre d'heures des ausgezeichneten Pariſer Druckers Philippe Pigouchet (um 1488) hervor ſowohl durch die Güte des Papiers wie den geſchmackvoll bunt belebten Druck (I,21). Der bei Peypus in Nürnberg gedruckte Hortulus animae (Seelenwürzgärtlein) iſt ein typiſches Beiſpiel eines deutſchen dekorativen Gebetbuches, von Dürers Schülern Schön und Springinklee reich illuſtriert (I,25). Daneben ein ſchönes niederländiſches Miſſale Romanum, 1574 in dem Großbetrieb des Chriſtoph Plantin gedruckt (I,26).

Aus der folgenden Gruppe, die ſich „Nürnberg und Baſel" nennt, glänzen wohlbekannte Titel und berühmte Namen! Vor allem Anton Koberger in Nürnberg, Dürers Pate. Hier iſt der „Schatzbehalter der wahren Reichtümer" 1491, von Dürers Lehrer Michael Wolgemut mit großen Holzſchnitten verſehen (I,27), Hartmann Schedels Weltchronik, geſchmückt von demſelben Wolgemut und von Pleydenwurf (I,28), und die Offenbarungen der heil. Brigitte von 1501 (I,31). Von Basler Druckern ſtammen das Novellenbuch „Der Ritter vom Turn" des Marquard von Stein (I,29) und



Sebaſtian Brants hochberühmtes Narrenſchiff in der ſeltenen erſten deutſchen Ausgabe von 1494 (I,30).

Es folgen 4 illuminierte große Prachtwerke, unter denen die Beſchreibung eines Hochzeitsfeſtes am bayriſchen Hofe (1568), ein Dedikationsexemplar für den Kurfürſten Auguſt von Sachſen, durch die reich ausgemalten Kupfer hervorleuchtet (I,34).

Von der Gruppe „Das humaniſtiſche Buch“ ſei das Lieblingsbuch der italieniſchen Renaiſſance, die Hypnerotomachia Polofili des Francesco Colonna genannt, eins der wenigen illuſtrierten Bücher des Aldus Manutius (I,36), daneben das Erzeugnis der Bücherliebhaberei des Kaiſers Maximilian „Der Weißkunig“, mit trefflichen Schnitten von Burgkmaier, Schäufelin, Springinklee (I,39).

Das Buch der Reformation: 5 Proben aus der Bilder- und Geiſteswelt der Reformation und der vorangehenden Jahre. Gayler von Kaiſersbergs Buch Granatapfel (1511) war ein beliebtes Predigtbuch und mit ſeinen Schnitten von Burgkmaier und Hans Baldung Grien eine Blüte der Holzſchneidekunſt am Oberrhein (I,40). Eine Baſeler Poſtille von 1513 bringt kleine Holzſchnitte von Urs Graf (I,41). In den eigentlichen Reformationsdrucken: der künſtleriſch bedeutendſten Flugſchrift „Paſſional Chriſti und Antichriſti“ (I,42), in der Dezemberbibel (I,43) und in Luthers Katechismus (I,44) herrſcht Cranach und ſeine Schule.

Drei „klaſſiſche Meiſter“ beſchließen die erſte große Vitrine: Lucas Cranach mit dem Wittenberger Heiltumsbuch 1509, einem Führer durch die Reliquien und Heiligtümer der Stiftskirche in Wittenberg (I,45), Hans und Ambroſius Holbeins Buchſchmuck zu des Erasmus von Rotterdam Annotationes in Novum Teſtamentum 1519 (I,46) und Dürers „Unterweiſung der Meſſung“ 1525, die neben Aufgaben aus der Geometrie eine Theorie ſchöner Buchſtaben und Entwürfe zu Denkmälern u. a. enthält (I,47).

II. Das ſchöne Buch der Neuzeit.

Die Zeit, wo man „vom Holzſchnitt zum Kupferſtich“ überging, iſt vertreten mit Jac. Strada: Imperatorum Romanorum imagines, 1559, einem Prachtwerk von Bedeutung für das Kunſtgewerbe der deutſchen Renaiſſance, an der Hans Rudolf Manuel-Deutſch, Rudolf Weißenbach und Peter Flötner mitarbeiteten (II,1), ferner mit einer Frankfurter Bibel von 1561, zu der Virgil Solis kleine Holzſchnitte ſchuf (II,2), mit der kupferſtichgeſchmückten Merianbibel von 1630 (II,3), und mit einem Prachtwerk von Johann Jakob von Sandrart; Ovids Metamorphoſen, Nürnberg 1698 (II,4).

Repräſentations- und Prachtwerke bilden die nächſte Gruppe: je ein franzöſiſches und däniſches höfiſches Prunkerzeugnis, eine pompöſe italieniſche Ausgabe von Taſſos Geruſalemme liberata, Venedig 1745, und die vielleicht ſchönſte der vielen Ausgaben von Lafontaines Fabeln, Paris 1755, von der Meiſterhand Oudry's mit Stichen geſchmückt (II,5—8).

Drei weitere Kupferwerke zeigen die Bedeutung der Niederlande für die Buchkunſt des Barock. Der Verlag Plantin-Moretus, die Künſtler van der Horſt, Pauvvels, Theodor de Bry, Rubens ragen hervor (II,11—13).

Glanzvoll ſteht „Frankreich im 18. Jahrhundert“ da. Faſt alle die großen anmutigen Meiſter des Kupferſtichs ſind vertreten: Boucher, Cochin,

Gravelot, Eifen, Moreau, und zwar in ihren berühmten Stichen zu Molière, Boccaccio, Ovid, Ariost, Longus (II,14—18).

Eine eigene Gruppe bildet im 18. Jahrhundert „die Buchkunst im Zeichen der Antike". Hier sieht man Piranesis Römische Altertümer, 1756, das Römische Carneval von Goethe, 1789, den von Didot ainé als Luxusausgabe 1798 gedruckten Vergil und Tischbeins Zeichnungen zu Homer, 1801 (II,19—22).

In das illustrierte Buch der Klassikerzeit führen ein: Hogarths Werke 1769, Salomon Geßners Schriften 1777, Wielands Werke in der Prachtausgabe von Göschen mit den Kupfern von Ramberg, Schnorr und Füger, 1787—1802, Goethes Schriften 1777 von Unger gedruckt mit den Stichen von Chodowiecki, und die Goethe-Ausgabe Göschens 1790 mit den Bildern von H. Lipps (II,27—31).

War schon vorher (II,21) der berühmte französische Drucker Didot vertreten, so deutet die Gruppe „Typographische Reformen im 19. Jahrhundert" die Rolle des Klassikers unter den Typographen Bodoni in Parma und des trefflichen Wiener Druckers Degen an. Hier folgen noch zwei Vorläufer der modernen deutschen Buchkunst: Klinger mit des Apuleius Amor und Psyche, und die Monumentalausgabe der Nibelungen aus der Reichsdruckerei, ein einheitliches Gesamtkunstwerk von Josef Sattler (II,23—26).

Die Wiederbelebung des Holzschnittbuches im 19. Jahrhundert zeigen, neben einer englischen Dickens-Ausgabe von 1846, Meister wie Rethel, der an der Festausgabe des Nibelungenliedes zum Gutenbergjubiläum 1840 mitarbeitete, Speckter mit seinen Entwürfen zu Klaus Groths Quickborn 1856, und Ludwig Richter mit seinen „beschaulichen und erbaulichen" Bildern (II,32—35).

Wie am Ende des ersten größeren Abschnitts, so stehen auch hier am Schlusse der zweiten Vitrine drei klassische Meister: Adolf Menzel, der aus Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen ein großes deutsches Heldenbuch geschaffen hat, Gustave Doré mit seinen Kompositionen zu Dante, und Beardsley, der für eins der ersten Werke der Caxton Press in London, den King Arthur, die Holzschnitte zeichnete (II,36—38).

Verlassen wir nun das im engeren Sinne, d. h. das um seines Bilderschmucks willen schöne Buch und wenden uns zu der Seite des Saales, die in drei Kojen das Buch von drei verschiedenen buch- oder geistesgeschichtlichen Standpunkten zeigt? Da ist zuerst die Koje mit der Überschrift

III. Handschriften.

Hier in besonderem Maße bringt die gebotene Beschränkung auf das Papier es mit sich, daß wir die Prachtstücke ersten Ranges auf Pergament nicht zeigen können. Wir suchen hier den Weg, den das Papier vom Orient nach Europa nahm, anzudeuten, indem wir in der Gruppe „Der Einfluß von Osten" einen großen und einen kleinen Koran auf einem wunderschönen starken und einem ebenso bewundernswert feinen Papier bringen und daneben zwei frühe griechische Papierhandschriften des 13. und 14. Jahrhunderts stellen, die auf byzantinischem Boden, die eine in der Mönchsrepublik auf dem Berge Athos, geschrieben sind und deren Papier dem orientalischen ganz ähnlich ist (III,1—4).

Die nächſte Gruppe enthält Handſchriften aus „*Papier und Pergament gemiſcht*“, ſie zeigt, wie in Italien und ſpäter in Deutſchland zögernd das Papier dem Pergament weicht. Claudianus, De raptu Proserpinae (III,6) iſt die älteſte Miſchhandſchrift der Landesbibliothek mit lateiniſchem Text; ſie iſt im 13. Jahrhundert in Italien geſchrieben. Daneben liegen mehrere in Deutſchland entſtandene Miſchhandſchriften aus dem 15. Jahrhundert (III,5—9).

Bei den weiteren *Papierhandſchriften des Mittelalters* iſt Wert auf die Qualität des Papiers gelegt: eine italieniſche und eine böhmiſche Handſchrift des 14. Jahrhunderts laſſen die Unterſchiede ihrer Herkunft erkennen. Die bekannte Handſchriftenwerkſtatt des Diebolt Lauber in Hagenau iſt mit einer illuſtrierten deutſchen Hiſtorienbibel vertreten (III,10—13).

Unter den *Handſchriften der Reformation* liegt die Bibel, die Luther zu ſeinem täglichen Gebrauch hatte, mit eigenhändig eingetragenen Sprüchen und ſeiner Unterſchrift (III,14). In einem berühmten Stammbuch mit Bildniſſen ſächſiſcher Fürſten hat Lucas Cranach einen Teil der Bilder mit der Feder gezeichnet und reich ausgemalt (III,15). Zu einer Bibel mit Einträgen und Bildern mehrerer Reformatoren hat Melanchthon eine zwei Seiten lange Niederſchrift beigetragen (III,16).

Neben dieſen Autographen liegen noch drei andere ehrfurchtgebietende *Handſchriften berühmter Männer*. Eine der größten Koſtbarkeiten unſerer Bibliothek iſt das von Dürer mit eigener Hand geſchriebene Buch „Von den Proportionen des menſchlichen Körpers“, das mit ſeinem Skizzenbuch in einem Bande vereint iſt (III,17). Würdige Nachbarn ſind Bach mit einem Teil der Urſchrift der H-moll-Meſſe (III,18) und Goethe mit einer Ausgabe von Hermann und Dorothea, in die er eine Widmung an „Demoiſelle Wilhelmine Herzlieb“ geſchrieben hat (III,19).

Die nächſten Gruppen bringen *Bilderhandſchriften*, und zwar des 16. bis 18. Jahrhunderts. Bunte und prächtige *fürſtliche Feſte*, namentlich am kurſächſiſchen Hofe, und *exotiſche Landſchaften und Koſtüme* bilden den Gegenſtand (III,20—28). Den Beſchluß bildet Hans Jakob Fuggers Ehrenſpiegel des Hauſes Öſterreich, jenes berühmte Prachtwerk, das nur in fünf Exemplaren handſchriftlich hergeſtellt worden iſt (III,29).

IV. Frühdrucke.

Dieſe Abteilung greift in einzelnen Gruppen über das 15. Jahrhundert hinaus.

Es erſchien feſſelnd, neben die ſchon durch die Bedeutung ihres Inhaltes wichtigen Druckwerke der Frühzeit einmal die einfachen *Bücher für das praktiſche Leben* zu ſtellen: ein Viſierbüchlein (Anweiſung zum Ausmeſſen von Hohlmaßen) 1487, ein Lehrbuch der Landwirtſchaft 1495, „Das Buch der wahren Kunſt zu deſtillieren“ 1512, „Ein new Kochbuch“ 1581, „Diss büchlein ſagt, wie man fiſch und vogel fahen ſoll“ 1498 (IV,1—6).

In einer Dresdener Jahresſchau mußte auch ein Überblick über die *Dresdener Frühdrucke* gegeben werden. Am Anfang ſteht eine 1522 datierte Streitſchrift des Hieronymus Emſer gegen Karlſtadt, von einem unbekannten Drucker mit den Typen gedruckt, die Emſer in ſeiner lutherfeindlichen Druckoffizin, der Emſer-Preſſe, in Dresden benutzte. Es folgt der erſte namentlich bekannte Drucker Wolfgang Stöckel, 1526, zunächſt mit anti-

reformatorischen Drucken, dann aber mit dem ersten „Evangelisch Büchlein so zu Dresden durch mich Wolffgang Stöcklein gedruckt 1539". Ihm schließt sich der zweite bedeutende Drucker Gimel Bergen aus Lübeck an und der erste kurfürstliche Hofbuchdrucker Matthes Stöckel (IV, 7—16).

Aus räumlichen Gründen folgen erst jetzt einige bekannte Inkunabeln, die meisten prächtig illuminiert, alle aber eine Augenweide für den, der einen Blick für typographische Schönheit hat! Es sind vertreten Gutenberg mit einigen Blättern aus dem berühmtesten Buchdenkmal aller Zeiten: der 42zeiligen Bibel; die ersten Drucker in Italien: die Deutschen Pannartz und Sweinheim, die zuerst Antiqualettern verwenden, mit einem Caesar von 1469, Nicolaus Jenson, Frühdrucker in Venedig, Peter Schöffer, der große Schüler und spätere Rivale Gutenbergs, Erhard Ratdolt aus Augsburg, der bedeutendste deutsche Drucker-Verleger Anton Koberger in Nürnberg mit den schönen Legenda Sanctorum 1477, Jan Dupré aus Paris, und der größte italienische Frühdrucker Aldus Manutius mit der berühmten griechischen Ausgabe des Aristoteles (IV, 17—24).

Eine besondere Gruppe bildet der frühe Notendruck. Die ausgestellten Stücke lassen die wichtigsten Schritte auf dem Wege zur typographischen Herstellung der Noten samt ihren Linien erkennen. Den Anfang macht das älteste Druckwerk, in dem Noten vorkommen: Joh. Gerson, Collectorium super Magnificat; 1473, die Linien sind mit der Hand gezogen, die Noten mit einem Stempel einzeln gedruckt (IV, 25a). Umgekehrt sind in einem Psalterium von 1516 die Linien gedruckt und die Noten handgeschrieben (IV, 25b). Ein anderes Stadium gibt ein Meißener Missale von 1495 wieder, in dem zwar sowohl Linien wie Noten durch Typendruck, aber jedes für sich mit Einzelstempeln hergestellt sind. Wieder anders ist die Technik in einem Wittenbergischen Chorgesangbuch von 1528, wo das gesamte Linien- und Notenbild von einer gemeinsamen Holzplatte gedruckt ist. Das Verfahren schließlich, bei dem jede Note mit den zugehörigen fünf Linien in einen Stempel geschnitten wird und so Linien und Noten gemeinsam im Typendruck hergestellt werden, zeigt die berühmte Prattica di Musica des Zacconi 1596. Auch ein Beispiel des Notendrucks von der Kupferplatte wird vorgeführt (IV, 25—30).

Einige interessante Besonderheiten enthält die Gruppe des frühen Landkartendrucks. Da ist das erste deutsche Kartenwerk, die Kosmographie des Ptolomäus, gedruckt von Leonhard Holl in Ulm 1482, und der erste mehrfarbige Kartendruck von Johannes Schott 1513, ferner Gerhart Mercators Atlas von 1589 in Kupfer gestochen. Höchst eigenartig ist eine Wegekarte in Rollenform, die sich Kurfürst August 1580 hat machen lassen und die die Gegenden rechts und links von seinem Reisewege in aufgeklebten Federzeichnungen darstellt. Den kostbaren Abschluß bildet eine Probe aus dem Riesenprachtwerk des 19bändigen Atlas Royal, den sich August der Starke von zeitgenössischen Künstlern in Kupfer stechen und aufs prachtvollste mit Bildnissen und Ansichten ausmalen ließ (IV, 31—36).

V. Berühmte Bücher.

Die erste Gruppe dieser Abteilung bietet 11 berühmte Bücher in neueren Liebhaberausgaben, eine kleine aber erfreuliche Schau

für den Freund der modernen Buchkunſt. Es ſind der Heſiod, gedruckt in der Officina Serpentis, der Homer der Bremer Preſſe, Sophokles' Oedipus der gleichen Preſſe, Dante aus der Ashendene Press, Michelangelo's Gedichte aus der Officina Bodoni, Shakespeares Sommernachtstraum aus der Kleukens-preſſe, Klopſtocks Oden aus der Rupprechtpreſſe, Goethes Fauſt von F. H. Ehmcke und Walter Klemm, Schillers Geiſterſeher als Dreiangeldruck des Hans von Weber, Hölderlins Elegien aus der Bremer Preſſe und Kleiſts Erdbeben in Chili aus der Pan-Preſſe — eine ehrfurchtgebietende Reihe von Heroen der Weltliteratur (V,1—11).

Einen eigenen Raum unter den berühmten Büchern darf das Buch der Bücher beanſpruchen, auch wenn es ſchon mehrfach unter anderen Geſichtspunkten in anderen Gruppen vorgekommen iſt. Hier bildet den Mittelpunkt eine große Pariſer Polyglotte von 1645. Im übrigen ſind immer die älteſten und die neueſten Drucke der Bibel in hebräiſcher, griechiſcher, lateiniſcher, deutſcher Sprache nebeneinandergeſtellt, z. B. der erſte deutſche Bibeldruck, der 69 Jahre vor Luthers Überſetzung in Straßburg bei Mentelin erſchien, und daneben die herrliche Bibelausgabe, die gegenwärtig von der Bremer Preſſe veranſtaltet wird (V,19.20).

Eine Überſicht über die in unſerer Zeit und im Dresdener Kulturkreis berühmten Bücher kann die kleine Ausleſe der meiſtbegehrten Bücher der Landesbibliothek geben. Es handelt ſich um folgende Autoren: Freud (Einführung in die Pſychoanalyſe), Gundolf (Goethe), Günther (Raſſenkunde), Ricarda Huch (Romantik), Keyſerling (Ehebuch und: Reiſetage-buch), Klages (Charakterkunde und: Handſchrift und Charakter), Kügelgen (Erinnerungen), Ludwig (Napoleon und: Wilhelm II), Nietzſche (Zarathuſtra), Schleich (Schaltwerk der Gedanken), Eduard Otto Schulze (Koloniſierung und Germaniſierung der Gebiete zwiſchen Elbe und Saale), Spengler (Unter-gang des Abendlandes), Spranger (Lebensformen: und Pſychologie des Jugendalters), Wilhelm II (Aus meinem Leben).

Die meiſtbegehrten Muſikalien der Landesbibliothek ſind Brahms (Sonaten für Violine und Klavier), Grieg (Lyriſche Stücke), Reger (Aus meinem Tagebuche und: Schlichte Weiſen), Hugo Wolf (Mörikes Gedichte).

Wir kommen nun in unſerer Beſichtigung zu der andern Längsſeite des Saales und damit zu den letzten drei Abteilungen, die das Buch von der techniſchen Seite zeigen: Buchform, Buchmaterial, Bucheinband.

VI. Die Buchform.

Hier ſieht man in einer Vitrine den Zuſtand des Folio-, Quart-, Oktav- und Duodez-Formates in ungefalteten Bogen, in gefalteten Bogen und als fertiges Buch.

Die beiden andern Wände derſelben Koje zeigen bemerkenswerte Formate: z. B. ſolche von geringer Höhe und abnormer Breitenausdehnung oder geringer Breite und abnormer Höhe, wie das Apothekerbuch der Kur-fürſtin Anna von 1573, das nur 9,5 cm breit, aber 28,5 cm hoch iſt. Frühere Zeiten liebten narioſe Formen, z. B. achteckige (VI,20) oder herz-förmige (VI,19). Eine beſondere Liebhaberei bildeten ſtets die kleinen Bücher; hier finden ſich einige Erbauungsbücher aus dem 13. und 15. Jahrhundert,

die kaum doppelt ſo hoch wie dick ſind (VI,8,9). In neueren Zeiten kommt der Reiz des manchmal mikroſkopiſch kleinen Drucks hinzu. Unter den zierlichen Drucken haben die Elzevir-Ausgaben (VI,22), die Brindley'ſchen (VI,24) und die Pickeringbücher (VI,25,26) einen Namen. Das kleinste ausgeſtellte Buch iſt in Padua 1896 bei Salmin erſchienen und iſt nur fingernagelgroß 1,5×1,2 cm (VI,21)! — Umgekehrt hat auch das große Buch immer ſeine Freunde gehabt. Großpapierausgaben, bei denen die Papierſeite viel größer iſt, als es dem Satzſpiegel nach nötig wäre, galten ſtets für vornehm und für gewiſſe prunkvolle Drucke wird ein großes Format immer nötig ſein. Wir zeigen hier die große Prachtausgabe des Dresdener Galeriewerkes, Kupferſtiche nach den bedeutendſten Gemälden, 1745, auf beſtem breitrandigen Büttenpapier (VI,30), und ein pomphaftes Werk über Richard Wagner, das eine engliſche Wagnerſchwärmerin Mary Burell 1898 in nur 100 Exemplaren ganz in Kupfer ſtechen und auf handgeſchöpftem Bütten mit dem Waſſerzeichen „Richard Wagner" abdrucken ließ.

VII. Das Buchmaterial.

Die Gruppe „Papierſorten" bringt die verſchiedenſten Qualitäten aus allen Ländern und Zeiten, wie holländiſches, Bütten, Schreibpapier, Japan, Velin. Auch hier herrſchte bei der Auswahl der Bücher das Beſtreben, das Lehrhafte dadurch erfreulich zu machen, daß man nicht beliebige, ſondern ſchöne oder berühmte Bücher zur Veranſchaulichung benutzte. Für die Geſchichte der Papiermacherei von großer Wichtigkeit iſt das Werk des Predigers Schäffer: Neue Verſuche, das Pflanzenreich zur Papiermacherei zu gebrauchen, Regensburg 1767. Der Verfaſſer gibt Proben von Papier aus Kartoffeln, Dachſchindeln, Tannenzapfen, Weſpenneſtern, Weinreben uſw. (VII,1—7).

Die Gruppe „Farbiges Papier" ſchillert in gelb, roſa, grün und blau (VII,8—12).

Als Ergänzung können die farbigen Drucke angeſehen werden in rot, braun, grün, gold. In einem Falle iſt das Hauptwort des Titels in den 7 Farben des Regenbogens gedruckt (VII,22—29).

Neben ſo viel ſchönem und in ſeiner Qualität unzerſtörbarem Papier wird die Wirkung der bücherfeindlichen Mächte in einer Gruppe „Zerſtörtes Papier" gezeigt. Man ſieht hier mit Schrecken die Wirkung der Würmer, der Mäuſe, des Moders, des Waſſers, der fehlerhaften Tinte u. a. Ein Buch zeigt zwei runde große Löcher, es iſt in den Kämpfen der Revolution 1849 von zwei Flintenkugeln durchbohrt worden; daß es „Der Fürſt" von Machiavelli iſt, das iſt ein artiger Witz der Weltgeſchichte (VII,30—34).

Wenn es auch die eigentliche Aufgabe iſt, auf dieſer Ausſtellung Papierbücher zu zeigen, ſo mußten doch wenigſtens mit einem Blick die Bücher aus anderen Stoffen geſtreift werden. Solche zeigen wir in einer Vitrine „Pergament und Seide". Sie gibt Gelegenheit, die Schönheiten der alten Pergamenthandſchriften und -Drucke den Beſchauer wenigſtens ahnen zu laſſen. Es liegt eine große Prachthandſchrift des Boccaccio aus, mit herrlichen ſeitengroßen Bildern von einem Maler der Schule von Fontainebleau um 1520 (VII,13,15), ferner ein auf Pergament gedrucktes und reich illuſtriertes Gebetbuch des Herzogs Johann von Sachſen 1588 (VII,18), ein

Livre d'heures von etwa 1500, köstlich ausgemalt und reich vergoldet, ein Meisterstück französischer Buchkunst (VII,20), schließlich auch ein englischer Liebhaberdruck der Essex House Press vom Jahre 1902 (VII,19). Die Atlas- und Seidendrucke, die vornehmlich im 17. und 18. Jahrhundert als Widmungsexemplare an das Fürstenhaus dienten, treten an historischem Wert neben dem Pergament zurück (VII,14—17.21).

VIII. Bucheinband.

Der Reichtum an schönen Einbänden vergangener Zeiten bildet einen besonderen Ruhm der Landesbibliothek. In der ersten Vitrine stehen 10 wertvolle Einbände aus verschiedenen Ländern in verschiedener Technik vom schlichten „Mönchsbande" des 15. Jahrhunderts im lederbezogenen Holzdeckel mit eiserner Kette bis zum goldgestickten, silberdurchwirkten Seidenbezug des Rokokobuches. Der Pergamentband ist mit einer wundervollen bayrischen Arbeit um 1560 vertreten und eine treffliche Goldschmiedearbeit zeigt der vergoldete Messingband für den Kurfürsten Johann Georg II um 1676. Die übrigen Stücke sind auserlesene goldbedruckte Lederbände teils deutscher, teils französischer Herkunft. Für unsere Bibliothek typisch ist der vornehme Einband für den Grafen Brühl (VIII,9). Tausende ähnlicher Stücke sind mit der Bibliothek Brühls in die Landesbibliothek gekommen: feines braunes Kalbleder mit dem Brühlschen Wappen in der Mitte des Deckels (VIII,1—10).

Die Verwendung von Papier für Einbandzwecke zeigen die Gruppen: Broschierte Einbände, Pappeinbände und Vorsatzpapiere. Daß sich broschierte Bücher aus alter Zeit nur wenig erhalten haben, ist erklärlich; der Umschlag der Augsburger Inkunabel von 1494, der mit einem Holzschnitt bedruckt ist, gehört zu den größten Seltenheiten (VIII,11). Pappbände mit Papierüberzug kommen im 17. Jahrhundert auf und werden in der Zeit der Klassiker im 18. Jahrhundert und in der des Empire in bunten zierlichen Formen gearbeitet. Sehr mannigfaltig sind die zu Vorsätzen und Umschlägen im 18. Jahrhundert verwendeten Kleisterpapiere (VIII,11—47).

Ein Glanzstück der Ausstellung bilden die 12 vergoldeten Krause- und Meuserbände, die den letzten Schrank füllen. Ihre dekorative Schönheit ist hinreichend bekannt, sodaß den Lesern dieser Zeitschrift darüber nichts gesagt zu werden braucht.

Die Geschichte des Briefes in der Dresdner Jahresschau.

Es ist eine reizvolle Sache, einmal den Brief in seiner Entwicklung sich zeigen zu lassen. In verschiedenen Museen sind kleinere oder größere Zusammenstellungen zu sehen. Die berufenste Stelle ist natürlich das Reichspostmuseum in Berlin. Erfreulicher Weise hat dieses in der Dresdner Jahresschau in geschicktester Form die Möglichkeit gegeben, in einer Sonderausstellung die Entwicklung des Briefes im Laufe der Zeiten zu studieren.

Für die ältesten Zeiten hängt die Geschichte des Briefes aufs engste zusammen mit der Geschichte des Schreib- und Buchwesens überhaupt. Tontäfelchen, Leder, Papyrus, Pergament bekommen wir zu sehen. Uns

interessiert hier nur das Spezifische des Briefes. Wir heben deshalb zunächst den griechischen Briefstab (Skytala) hervor. Er war in Sparta im Gebrauch. Die Ephoren benützten ihn, wenn sie geheime Botschaften an auswärts weilende Staatsbeamte zu schicken hatten. Wir sehen dann Wachstäfelchen mit Fäden umschlungen und mit Ring gesiegelt, um als Brief verschickt werden zu können.

Pergament und Papier bedingen die weitere Entwicklung der Briefform. Einfache Blätter sind es nur, auf die die Mitteilungen geschrieben wurden. Selbst im amtlichen Verkehr zwischen Fürsten und Städten waren diese Blätter im Gebrauch, die meist nicht größer waren als ein länglicher Viertelbogen. Das Folioblatt kam im 14. Jahrhundert erst für längere Berichte in Frage. Im 15. Jahrhundert wird das Folioblatt häufiger. Die kleinen Formate beschrieb man in ihrer ganzen Breite, beim Folio wurde unsere heutige Beschreibung angewandt. Gruß und Anrede wurden mit dem übrigen Inhalt in eine Reihe geschrieben, nur die Unterschrift wird durch einen kleinen Abstand am Schlusse besonders hervorgehoben. Das Folio beherrscht im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts, entweder als Blatt oder als gefalteter Bogen, das Briefwesen. Daß es dabei nicht bleiben konnte, ist erklärlich. Das Folio war unbequem. Der Viertelbogen setzt ein; ja, wenn auch nicht allzu häufig, finden wir bald einen dem modernen Briefbogen ähnlichen Achtelbogen. Die häufigste Form des Briefes aber wird das Billet, das meist ein geränderter Oktavzettel war. Goldgerändertes Papier wird im 18. Jahrhundert für den Brief weithin Sitte.

Der Verschluß der Briefe ist ein Kapitel für sich. Ihm wurde große Aufmerksamkeit gewidmet. Auf die Briefverschlüsse der Chinesen kommen wir in der nächsten Nummer unseres „Archiv für Schreib- und Buchwesen" zurück, da uns eine ganze Anzahl von Büchern über dieses Thema aus China zugegangen ist. Aus dem klassischen Altertum zeugt die Ausstellung, wie das Papyrusblatt gefaltet wurde, wie man den Brief mit einem Faden durchnähte und die Fadenenden durch ein Sigel aus Wachs oder kretischer Sigelerde sicherte. Pergament und Papier faltete man später in der Regel zu einem länglichen Viereck, zieht einen schmalen Pergament- oder Papierstreifen durch zwei Einschnitte, die zu diesem Zweck angebracht worden waren, und versiegelte dann den Streifen. Aus den Streifen wurden bald seidene, farbige Fäden. Eine Öffnung des Briefes war so nur möglich, wenn Streifen oder Fäden zerschnitten wurden. Die Wachssiegel sind bekannt und in Archiven, Museen und anderen Sammlungen in großer Zahl erhalten, zumal auch der Privatmann sein eigenes Siegel benutzen durfte, wenn auch für die einzelnen Stände die Farbe des Wachses die Hochstehenden von den anderen Volksgruppen schied. Schwarzes Wachs war auch in diesen Zeiten schon ein Zeichen der Trauer. Der Siegellack ist ein Kind des 17. Jahrhunderts, zunächst braunrot, bald aber auch in anderen Farben üblich.

Briefumschläge tauchten schon im 16. und 17. Jahrhundert auf, erst das 18. Jahrhundert hat sie häufiger angewandt. Wir geben hierzu eine Auslassung wieder, die wir Herrn Ministerial-Amtmann Jacobs vom Reichspostministerium verdanken. Sie lautet: „Coperte sind Umschläge über die Briefe, zu den Ende erfunden, daß, wenn das rechte Schreiben ganz voll-

geschrieben, also daß es den Titel und Überschrift nicht faßen kan, man darauf denselben schreibet, oder wenn die Briefe an gewiße bekante Leute zu bestellen, läßet man es unter ihren Copert und Umschlage fortgehen, welche dem hernach, wo nöthig, ein Neues darüber machen und es ferner weiter befördern ... die Agenten, Befehligte und Unterhändler in großen Handelsstädten haben hierbey vielfältig ihren Schweiß." Noch gab's keine Kuvertfabriken, man mußte sich der Herstellung des heute so selbstverständlichen Briefumschlages selbst unterziehen. Noch der Anfang des 19. Jahrhunderts kennt das Kuvert nicht. 1830 erst beginnt die fabrikmäßige Herstellung von Briefumschlägen. Daß die Reichspost zwei Stücke der „Blauen Briefe" aus dem Kabinett Friedrichs des Großen ausgestellt hat, dürfte manchen interessieren.

Briefbeförderung war früher nicht so leicht wie heute, wo wir einfach dem nächsten besten Briefkasten unseren Brief anvertrauen. Das Botenwesen der verschiedenen Jahrhunderte ist ein recht mannigfaches Kapitel. Der „cursus publicus" der alten Römer, der die Briefbeförderung in den Händen hatte, war nicht für jeden „Sterblichen" benützbar. Schickte man nicht einen speziellen Boten in jedem einzelnen Falle, so mußte eben auf Gelegenheit gewartet werden, ihn einem Reisenden, einem Pilger, einem Fuhrmann oder einem Schiffer mitzugeben. Als sich der Verkehr steigerte, sorgten die Städte, die Ordenshäuser, die Kaufmannschaft für „Botenkurse", die bald auch von der Bevölkerung überhaupt benutzt wurden. Die Post selbst knüpft sich an den Namen derer von Thurn und Taxis. Uns interessieren alle diese Dinge nur insoweit Kupferstiche und Holzschnitte in Frage kommen, die das Postwesen illustrierten und uns manchen Einblick in die Geschichte des Briefes geben. Da wir hoffen, aus der Feder eines Fachmannes der Thurn- und Taxis'schen Hofbibliothek in Regensburg einen mit Bildern ausgestatteten Artikel in unserm „Archiv" bringen zu können, mögen diese wenigen Worte zur Entwicklung des Briefes genügen, die Sonderausstellung des Reichspostministeriums sei aber den Besuchern der Dresdner „Jahresschau" besonders zur Beachtung empfohlen.

Wie kommen wir zur Lösung des in Schule und Leben täglich brennender werdenden Problems einer deutschen Einheitshandschrift?

Von Professor Fritz Kuhlmann, Leipzig. (Schluß.)

Angesichts dieser in der letzten Nummer vorgeführten alten Schriften wird man mit einigem Entsetzen fragen: Und nun das kleine Kind in der Schule? Soll es diese alte Schrift lernen? Darauf zur Antwort: Mitnichten soll es diese Schrift „lernen", d. h. nicht in dem Sinne zu ihr geführt werden, wie es heute im Schreibunterricht in äußerem Aneignen, in Drill und dauerndem Üben geschieht. Es wird in ganz anderer Weise zu dieser Einheitsschrift kommen, nämlich auf einem Wege der natürlichen Entwicklung, der Auswirkung seiner freien (rhythmischen) Eigenbewegung, auf demselben Wege also, auf dem die Menschheit zu ihr kam. Und es wird

ſich zeigen, wenn der Unterricht dieſen Weg geht, d. h. den Akt des Schreibenlernens abrollen läßt als den Naturvorgang, den er in Wirklichkeit darſtellt; daß dieſe als „alt“ angeſehene Schrift durchaus nicht alt in ihrem inneren Weſen iſt, daß ſie täglich neu erſteht unter der Hand derer, die mit empfindſamen Sinnen unter Anwendung der Breitfeder lateiniſch ſchreiben.

Damit wird ausgedrückt, daß die Schaffung dieſer Einheitsſchrift und ihr Entſtehen in unſerem Sinne und im Sinne der Natur aufs innigſte verbunden iſt mit dem Aufbau einer der bisherigen Schul-Schreiblehrweiſe durchaus entgegengerichteten neuen, auf Eigenbewegung und Entwicklung begründeten. Man wird dieſen Ausführungen im allgemeinen mit ungläubigem Kopfſchütteln begegnen. Darum ſei mitgeteilt: Dieſe natürliche, die Einheitshandſchrift im Laufe der lebendigen Schreibentwicklung des Kindes erzeugende Lehrweiſe iſt durchaus kein Phantaſiegebilde, keine Utopie. Sie iſt bereits vollendete Tatſache geworden, beſtätigt an Hunderten von Schulen des In- und Auslandes und Tauſenden von Kindern. Sie iſt niedergelegt in einem Werke, das trotz aller erklärlichen Hemmungen und verſuchten Gegenwirkungen bereits in 7. bis 9. Auflage vorliegt.*). Tatſachen, die ihre unbedingte Brauchbarkeit voll beweiſen.

Es ſei nun kurz dargeſtellt, wie in dieſer Lehrweiſe die deutſche Einheitskurzſchrift auf natürliche Weiſe erſteht:

Wie einſt die weſteuropäiſche Menſchheit, ſo geht auch das Kind in dieſer Lehrweiſe von der römiſchen, der heute „Steinſchrift“ genannten, aus geraden und Kreisteilen beſtehenden ſtarren Form des Buchſtaben aus. Es lernt ſie im Anfang des erſten Schuljahres durch ſeine Fibel kennen. Aus dieſen ſtarren Formen ſchafft es in dem neuen Schreibunterricht ſich ſelbſt, unter Auswirkung derſelben Impulſe und Kräfte, die in der Menſchheitsentwicklung die Schreibſchrift ſchufen (dem Drange zur Verbindung, Abrundung, Abkürzung uſw.), eine Schreibſchrift (Lateiniſch). Dieſe ſtellt ſich im Grunde als reine Epiſode, als Durchgangsſtufe dar, die, wenn unſere Einheitsſchrift zur Geltung kommt, nicht feſtgehalten werden braucht, weil ſie überflüſſig, zuletzt auch wohl im praktiſchen Leben, wird. Heute muß ſie aber feſtgehalten werden, weil Schule und Leben ja die Fähigkeit, ſie fließend zu ſchreiben, verlangen. In Wirklichkeit vergißt das Kind ſie (richtiger: es verliert die für ſie notwendige runde Bewegung), wenn es der Entwicklungsbahn folgt, und ihm dieſer entſprechend das Breitgerät als Schreibwerkzeug in die Hand gegeben wird, und die Bewegungen nun mit ſeinen formgeſtaltenden Kräften in innigſte ſchöpferiſche Gemeinſchaft treten. Das Kind tritt zunächſt in die erſte Stufe der Brechung und damit in die Formregion ein, die oben als die bezeichnet wurde, die den Einheitsſchrift-Charakter verkörpert. Seine Buchſtaben tragen auf dieſer Stufe, wie im 14. bis 17. Jahrhundert, alle die Grundgeſtalt der Antiqua; doch erhalten ſie zugleich durch die perſönliche Brechung kräftigen „deutſchen“ Ausdruck. Leiſe und fein geſtaltet ſich unter der kleinen empfindſamen

Prof. Fritz Kuhlmann, Schreiben in neuem Geiſte. Erfüllung des Arbeitsſchulgedankens im Schreibunterricht, unter Auswirkung der formſchöpferiſchen Kraft der rhythmiſchen Bewegung nebſt Grundlagen der Entwicklung einer tiefer vergeiſtigten Kunſt-Handſchrift. I. Teil: 80 Seiten Text, II. Teil: 68 Tafeln Schriftproben. 7. bis 9. ſehr bereicherte Auflage. Geheftet 7 Goldmark. Verlag Georg Weſtermann, Braunſchweig und Hamburg.



Hand und der Anregung des Lehrers die zuerſt noch urwüchſig und etwas ungelenk erſcheinende Schrift zügiger und zügiger und für die laufenden Arbeiten der höheren Schulen brauchbarer und brauchbarer. Das wird in den vier (und auch wenn es einſt ſein muß, in drei) Grundſchuljahren leicht und vollkommen geſchehen, weil die Hand nur e i n e r einheitlichen Bewegung nachzukommen hat, nicht durch verſchiedene, ſich völlig widerſtrebende Bewegungen irregemacht und verkrampft wird.

In Anſehung der heutigen Schreibverhältniſſe, der Zweiſchriftigkeit, iſt die in dem genannten Werke dargeſtellte Lehrweiſe einſtweilen genötigt, die ſoeben charakteriſierte Durchgangsſtufe der deutſchen Einheitsſchrift möglichſt ſchnell zu überwinden, um möglichſt ſchnell zu der heute geforderten abgeſchliffenen Kurrentform zu kommen. Aber überall iſt in dem Werke zum Ausdruck gebracht, daß dieſe Stufe gerade die ausdrucksvollſten (wenn man will: deutſcheſten) Schriftformen enthält, daß bei mehr Abſchliff viel an Ausdruckskraft verloren geht. So war es alſo ſtets der hier als „Einheitsſchriftcharakter“ bezeichnete Schrifttyp, der dem Verfaſſer am erſtrebenswerteſten erſchien.

Der ſoeben kurz charakteriſierte natürliche Weg, zu einer deutſchen Einheitshandſchrift auf der Grundlage ſchriftgeſchichtlicher Tatſachen und der Arbeitsſchulpädagogik zu kommen, iſt aus der folgenden Zuſammenſtellung, Abb. 9, deutlich zu erkennen.

Nr. 9.

Per aspera ad astra

1 Per aspera ad astra

2 Per aspera ad astra

3 Per aspera ad astra

4 Per aspera ad aſtra

5 Per aſpera ad aſtra

6 Per aſpera ad aſtra

7 Per aſpera ad aſtra

8 Per aſpera ad aſtra

9 Per aſpera ad aſtra

10 Per aſpera ad aſtra

Die Zuſammenſtellung gibt an der Hand des lateiniſchen Satzes „Per aspera ad astra“ ein zuſammengedrängtes Bild der Geſamtentwicklung der weſteuropäiſchen Handſchrift. Sie bringt ſie in u n u n t e r b r o c h e n e r F o l g e von der Lateinſchrift zur heutigen Kurrent zur Anſchauung. Aus ihr können wir deutlich erkennen, wie wir uns einzuſtellen haben, um unſeren Zweck zu erreichen, einen Handſchriftcharakter aufzuſtellen, welcher deutſche und fremde Sprache zugleich darzuſtellen vermag, leicht lesbar für alle weſteuropäiſchen Völker. Es kann kein Zweifel darüber beſtehen, daß Zeile 1 und 2, die ausgeſprochene Lateinſchriften darſtellen (in Zeile 1 mit Rundfeder im Schnurzug, in Zeile 2 im Sinne einer mechaniſchen Nachbil-

dung von Zeile 1 mit Breitfeder in Bandzug geſchrieben), unſeren Zwecken nicht entſprechen. Wie ebenſowenig darüber ein Zweifel walten kann, daß die Zeilen 3—7 den Bereich darſtellen, dem wir zuzuſtreben haben. Auch darüber klärt die hier vorgeführte Zuſammenſtellung auf, daß jenſeits Zeile 7 die Gefahr der Unleſerlichkeit der Schrift für Ausländer ſich ſteigert, und daß wir dieſe Zone als unſeren Zwecken nicht entſprechend erkennen. Wir überzeugen uns auch davon, daß die Breitfederformen Zeile 3—7 auch äſthetiſch eine beſondere Höhe bedeuten. Wer ein feineres Gefühl für dieſe Dinge beſitzt, empfindet ferner, daß mit Zeile 8 ein Senken der Entwicklungskurve auch im äſthetiſchen Sinne ſich vollzieht, die in den Spitzfederformen, Zeile 10, ihren tiefſten Punkt erreicht. So weiſen uns denn mehrfache Gründe auf die Pflege des durch die Zeilen 3—7 bezeichneten Schriftcharakters an.

Der vom Verfaſſer für dieſes Beiſpiel gewählte lateiniſche Spruch erſchien für die gedachten Zwecke beſonders geeignet; denn er bietet die Möglichkeit, neben der Entwicklung anderer Buchſtaben vor allem die intereſſante und für die Leſerlichkeit jeder Schrift wichtige Entwicklung des Buchſtaben *s* zu zeigen, insbeſondere die Entwicklung des urſprünglich kurzen zum langen *ſ*. Zugleich aber zeigt das Beiſpiel auch die lebendige Bildung der Ligatur *ſt*. Wir ſahen an den voraufgegangenen Beiſpielen, wie alle Völker in ihrer Schrift das kurze *s* zum langen *ſ* als Anlautzeichen entwickelt hatten, wiſſen aber auch, daß ſie bei ihrem (zum Teil von den Behörden erzwungenen) Zurückgehen zur Lateinſchrift, ſehr zum Nachteil der Eindeutigkeit ihrer Schrift, die lange Form als Zeichen des Anlautes wieder aufgegeben haben. Wir werden dieſem ſchlechten Beiſpiel bei unſerer Schriftgeſtaltung keine Nachfolge leiſten, ſondern werden bei der Geſtaltung einer Einheitsſchrift im Intereſſe der Deutlichkeit an der Mehrgeſtaltigkeit dieſes Buchſtabens unbedingt festhalten. Auch das Schriftbild gewinnt dadurch an Lebendigkeit und ſomit an Schönheit. (Dem Auslande wäre der dringende Rat zu geben, ſich der einſtigen Errungenſchaft wieder zu erinnern und ſie wieder zur Anwendung zu bringen.) In der uns in Anſpruch nehmenden Formzone wird innerhalb des gegebenen Beiſpiels vielen das *e* als fremd auffallen. Die hier auftretende *e*-Form iſt die geſchichtlich urſprünglichſte und einfachſte. Sie entſpricht vor allem unſerm Sonderzweck: größter Lesbarkeit. Sie vereinigt mit ihr die allſeitige Brauchbarkeit für alle fremden Sprachen und verbindet damit den Vorzug guter Schreibflüſſigkeit. Dieſes *e* (das auch z. B. Dürer und Hans Sachs ſchrieben) iſt mindeſtens ſo ſchnell ſchreibbar wie unſer jetziges Kurrent-e, das außerdem als Verunſtaltung angeſehen werden muß.

Die nebenſtehenden 8 Schriftproben zeigen das Beiſpiel einer nach den aufgeſtellten Grundſätzen gebildeten Handſchrift in ihrer Anwendung auf acht verſchiedene Sprachen: deutſche, lateiniſche, engliſche, italieniſche, finniſche, ſchwediſche, franzöſiſche und ſpaniſche.

In dem italieniſchen Beiſpiel iſt die Schrift ſchräg geſtellt. Das hätte natürlich auch bei jeder anderen Sprache geſchehen können. Die Schriftrichtung iſt rein perſönliche Angelegenheit des Schreibenden. Wie er am ſchnellſten zu ſchreiben vermag, kann nur er aus ſich feſtſtellen und iſt für die Schriftrichtung weſentlich mitbeſtimmend. In den oben beſprochenen Schrift-

proben sind *u* und *n* vollständig gleich. Wir wenden zur Kennzeichnung des *u* im Interesse der Leserlichkeit den üblichen Haken an.

Kein empfindsamer Beschauer wird sich dem natürlichen Reize dieser einfachen, in allen Beispielen im Grundcharakter durchaus deutschtümlichen Handschriften entziehen können. Und trotzdem wird niemand die Behauptung wagen, daß die Schriften, etwa in solcher Schrift geschriebene Geschäftsbriefe, für den Ausländer nicht lesbar seien.

Deutsches Herz, verzage nicht,
Tu was dein Gewissen spricht,
Dieser Strahl des Himmelslichts:
Tue recht und fürchte nichts!

Pater noster,
qui es in coelis:
Sanctificetur nomen
tuum.

God save the King.
God save our noble Queen!
Long live our gracious Queen!
God save the Queen!

Santa Lucia.
Sul mare luccica l'astro d'argento,
Placida è l'onda, prosper è il vento.
Venite all'agile barchetta mia!
Santa Lucia!

Terve, Suomeni maa!
Terve, Suomeni maa!
Sinivetten ni kalvossa kaunina päilyt.
Ainian armainna meille säilyt.

1. Deutsch. 2. Lateinisch. 3. Englisch. 4. Italienisch. 5. Finnisch

Du gamla, du fria,
du fjällhöga Nord,
Du tysta, du glädjerika
sköna!

El Contrabandista.
Yo che soy contrabandista
Y campo por mi respeto,
A todos los desafio
Pres a moi de tengo mio.

Marlbrouk
Marlbrouk s'en va t'en guerre,
Ne sait qu'en reviendra

6. Schwediſch. 7. Spaniſch. 8. Franzöſiſch.

Daß dieſe Beiſpiele keine Muſter zum Zwecke der mechaniſchen Nachahmung darſtellen ſollen, braucht wahrlich nicht erſt noch geſagt zu werden, ſoll gleichwohl im Hinblick auf mancherlei üble Erfahrungen nochmal zum Ausdruck kommen. Die Beiſpiele ſollen lediglich den allgemeinen Charakter einer Einheitshandſchriſtform zur Veranſchaulichung bringen, ſollen dartun, wie einmal einer dieſen Schriftcharakter ſeinem eigenſten Weſen gemäß ausgedrückt hat. In gleichem Sinne möge es jeder andere auf ſeine Weiſe verſuchen.

So wird alſo das Kind ſelbſt ſeine Einheitsſchrift entwickeln, wobei der Lehrer nur darauf zu achten hätte, daß ſie ſich nicht zu weit von der lateiniſchen Grundgeſtalt entfernt. Das wird der Deutlichkeit der Schrift dienen, ohne dem deutſchen Charakter Abbruch zu tun. Es werden ſich allerlei perſönliche Geſtaltungen deutſchen Geiſtes ergeben, die der Lehrer nicht zu unterdrücken, ſondern gewiſſenhaft auf ihre Berechtigung zu prüfen haben wird. Nach der Erfahrung des Verfaſſers wird es vielleicht geſchehen, daß einige beſonders empfindſame und ausdrucksfähige Kinder ſich im Laufe der Zeit für ihre Mutterſprache einen eigenen Ausdruck ſchaffen, eine Spielart der Einheitsſchrift, die keine grundſätzlich andere Bewegung und Form iſt, ſondern der Ausfluß etwa eines beſonderen ſeeliſchen Gefühls, einer tieferen Stimmung, einer Freude an der ſprachlichen Geſtaltung ſein könnte. Denn er iſt doch ſicher, daß beim anſtrengenden Überſetzen oder beim mechaniſchen Aufſchreiben von Vokabeln das Kind nicht in derſelben ſeeliſchen Verfaſſung iſt wie beim Niederſchreiben z. B. eines freudigen Erlebniſſes in ſeiner Mutter- und Kinderſprache. Dort liegt ein Neuland, das jeden Lehrer, jeden Pſychologen, Graphologen, jeden Kinderfreund reizen müßte. Es würde ſich hier, wie ſchon an anderer Stelle geſagt wurde, zu einer Einheit ſchließen: der ſprachliche Ausdruck mit dem ſchriftlich graphiſchen. Man könnte leicht auch dahin wirken, ohne den Ausdruck des Kindes einzuengen, daß in der Darſtellung der verſchiedenen Sprachen ſich das Kind an die betreffenden Formen des Landes anlehnt. Doch ſei ausdrücklich betont, daß nach Anſicht des Verfaſſers der Deutſche das Recht in Anſpruch

nehmen ſollte, ſeine eigene Einheitsſchrift zu haben. Natürlich nur, ſoweit es der Zweck der Einheitsform geſtattet.

In der Tat wächſt hier die Löſung des ſchwierigen Problems, der Schaffung einer deutſchen Einheitshandſchrift, auf ganz natürlichem Wege, ohne ſchulmeiſterlich methodiſche Fineſſen im Sinne des Ablaufs eines Naturvorganges empor. Alles wächſt uns entgegen, was wir zu einer deutſchen Einheitsſchrift bedürfen. Wir ſehen wieder den Beweis vor uns dafür, daß die Natur und ein natürliches Vorgehen des Lehrers alle Hinderniſſe und Schwierigkeiten überwinden, die ſich in Unterricht und Erziehung darzubieten ſcheinen.

Es wird dem Betrachter nicht entgehen, daß trotz des gemeinſamen Schriftcharakters aller Beiſpiele jedes ſein eigenes Geſicht hat. Es tritt ganz deutlich hervor, daß dieſe Erſcheinung durch die eigentümlichen Wortbilder der einzelnen Sprachen, in dem deutſchen Beiſpiel außerdem durch die hier zur Anwendung kommenden Großbuchſtaben hervorgerufen werden. Und ſo erkennen wir, daß unſere Einheitsſchrift außer dem praktiſchen den weiteren großen Wert in ſich ſchließt, jeder Sprache ein ihr wohlanſtehendes Kleid zu ſein.

Solche in deutſchen Schulen auf Grund der vom Verfaſſer begründeten Lehrweiſe von der deutſchen Jugend ſelbſttätig in fröhlichſtem Schaffen, in gutem Sinne „ſpielend“ erarbeitete Schrift würde allen heute ſo laut beklagten Kinderſchriftnöten, wie auch den nicht minder erheblichen Schreibnöten des Kaufmanns, ein Ende machen. Welch eine Erlöſung, wenn das Kind alle ſeine ſchriftlichen Arbeiten in der vielfordernden höheren Schule in dieſer deutſchen Einheitsſchrift ſchreiben dürfte.

Bei allgemeiner Einführung des beſprochenen Schriftcharakters als Handſchrift auf allen Gebieten des praktiſchen Lebens wird die lateiniſche Schreibſchrift, oder genauer geſagt, die Fähigkeit, ſie gewandt und ſicher ſchreiben zu können, für uns Deutſche überflüſſig werden. Wir wollen uns doch einmal fragen: Wozu braucht der Deutſche, und wir ſchließen den mit dem Auslande in geſchäftlicher Beziehung ſtehenden Kaufmann mit ein, im praktiſchen Leben dann noch die Fertigkeit im Schreiben dieſer Schrift? Für den Verkehr im Inlande ſicher nicht. Aber ebenſowenig für den Verkehr mit dem Auslande. Sie iſt auch hier vollſtändig entbehrlich, da der von uns dargeſtellte echt deutſche, klare, einfache Schriftcharakter für jeden Ausländer, der überhaupt leſen kann, genau ſo gut lesbar iſt, wie die heute als „Lateiniſch“ oder „Kurſive“ bezeichnete Handſchrift.

Wie es mit der Handſchrift im praktiſchen Leben ſteht, ſo auch in der Schule. Der beſprochene Schriftcharakter gibt die unbegrenzte Möglichkeit, zugleich mit der deutſchen Sprache alle Fremdſprachen klar und ſchnell darzuſtellen.

So würde denn, wie gewiß einige folgern möchten, die lateiniſche Schrift für Schule und Leben überhaupt überflüſſig. Das wäre ein recht unverſtändiger Schluß. Was die lateiniſche Schrift an ſich für die Schrifterziehung bedeutet, iſt oben erkennbar und in dem genannten grundlegenden Werke des Verfaſſers ausgeſprochen und beſtätigt und liegt im Leben klar vor uns. Auch ſelbſt der Schreibunterricht der Schule kann,



ſofern er wirklich „in neuem Geiſte“ ſich geſtalten, den Wegen der Natur folgen will, ſie ganz unmöglich entbehren, denn ſie iſt ja der Punkt, von dem aus er ſeinen Entwicklungsgang beginnen muß. Er wird alſo auch die Lateinſchrift „Kurſive“ als Handſchriftform zum Erlebnis werden laſſen. Aber es entfällt für ihn die Notwendigkeit, ſie als ſichere Fertigkeit im Kinde feſtzuhalten. Sie iſt für ihn und das Kind Durchgangsſtufe. Sie wird durchſchritten, um weiter der Entwicklungsbahn zu folgen, bis zu der Stelle, die den praktiſchen Lebensbedürfniſſen am meiſten entſpricht. So lernt das Kind alle Schriften kennen und gewinnt die Fähigkeit, alle zu leſen. Für das praktiſche Schreiben aber wird die uns am beſten dienende und dem nationalen Weſen am beſten entſprechende Schriftform gewählt. So erhalten wir Deutſche auch für den Auslandsverkehr unſere nationale Schrift, ohne für das Ausland irgendwie ſchwer oder gar unverſtändlich zu ſein. Unſerm nationalen Preſtige wie den Bedürfniſſen des geſamten praktiſchen Lebens läßt ſich in der Verfolgung der hier gezeigten Bahn in umfaſſendſter Weiſe Rechnung tragen. So löſt denn unſere Lehrweiſe dieſes Problem von großer praktiſcher und kultureller Bedeutung und ſcheinbar größter Schwierigkeit auf eine ganz natürliche und einfache Weiſe.

Wer die Sache noch von höherer Warte überſchaut, der wird erkennen, daß wir mit dieſer Einheitsſchrift, geſchaffen um der Nöte des Kindes willen, auf den Weg gelangt ſind, der in ſeiner vollen Auswirkung zu einer Einheitsſchrift ganz Weſteuropas führen kann. Daß das keine Utopie iſt, beweiſen die nackten Tatſachen bereits, beweiſt zunächſt und vor allem die Tatſache, daß alle Völker dieſen Schrifttyp als Einheitsſchrift bereits ſchrieben, daß ihre beſte alte nationale Literatur in ihr niedergelegt iſt. Es ſind aber auch Belege dafür vorhanden, daß auch heute noch (oder wenn man will: wieder) auch im Auslande ſtatt runder Lateinſchrift von vielen Leuten eine eckige geſchrieben wird. Man beobachtet, daß auch dort ſich die Erkenntnis verbreitet, daß die Spitzfeder dem Ausdruckswillen des Menſchen wenig zu leiſten vermag. Da nun der Erfolg zu verzeichnen iſt, daß die Lehrweiſe nicht nur in Deutſchland durchſchlagenden Erfolg, trotz aller Hemmungen, errungen, daß auch bereits ein pädagogiſch beſonders ſtrebſamer Auslandsſtaat, Finnland, ſie für ſeine Verhältniſſe bearbeitet und zur Anwendung gebracht hat, ſo erſcheint es doch nicht ausgeſchloſſen, daß dermaleinſt in Auswirkung dieſer Lehrweiſe wieder eine ausdrucksvolle Eckenſchrift an die Stelle der ausdrucksloſen, runden Lateinſchrift auch im Auslande tritt, denn daß auf die Dauer dieſe Schrift das Ideal der immer mehr nach Ausdruck trachtenden Völker bleiben könnte, iſt nicht anzunehmen.

Doch zu den nächſten und wichtigſten Zielen zurück! In Deutſchland werden ſich zunächſt die Lehrer der Grundſchule nicht nur, ſondern vor allem auch die Philologen der höheren Schulen mit dieſem Problem auseinanderzuſetzen haben. Doch auch die Kaufmannſchaft hat ein ganz erhebliches Intereſſe an vollkommenſter Löſung des Problems. Es bedarf freilich einer, den meiſten gewiß recht ſchwer fallenden Umſtellung. Doch hofft der Verfaſſer, daß alle geneigt ſein werden, für ihre Stellungnahme den höchſten Standpunkt und die weiteſten Geſichtswinkel zu gewinnen.

Die Lehrer der höheren Schulen werden gewiß die ganze Angelegenheit auch wiſſenſchaftlich zu erfaſſen ſuchen, werden berückſichtigen, daß der hier als Einheitsſchrift gefundene Typ die Handſchrifi des deutſchen „Parſifal", der Dichtungen Walthers von der Vogelweide, die Schrift eines Hans Sachs, eines Luther, eines Zwingli und aller uns bekannten großen deutſchen Männer der Vergangenheit war. Damit iſt denn auch nicht nur jedem Widerſpruch von nationaler und völkiſcher Seite begegnet, ſondern iſt den höchſten nationalen Forderungen vollſte Erfüllung geworden. Sicher iſt, daß in ſolcher Einheitsſchrift der reine Charakter deutſchen Weſens beſſer zum Ausdruck gelangt, als in dem heute von uns als deutſche Schrift gepflegten und gehätſchelten engliſch-deutſchen „Baſtard" und in der entdeutſchten Deutſchſchrift à la Sütterlin, die als ein „Schriftkaſtrat" anzuſprechen iſt. Wie es ebenſo ſicher iſt, daß das Zurückfinden zu ſolcher deutſchen Ausdrucks- und Einheitsſchrift das Symptom dafür ſein wird, daß ſich der Deutſche auch zu ſeinem alten, echt deutſchen Charakter zurückgefunden hat. Denn „Handſchrift iſt Ausdruck des Charakters", nicht nur des einzelnen Menſchen, ſondern auch eines ganzen Volkes. Die heutige ſog. „deutſche" Schrift beweiſt nur zu deutlich den Niedergang und die betrübenden Mängel des Charakters des heutigen „Deutſchen". Daß dieſe „Einheitsſchrift" nicht die Kopie irgend einer alten Schriftform ſein, keine ungehobelte, ſondern eine zeitgemäß flüſſige und gefällige Form erhalten ſoll, ſei nochmal betont!

Nachdem der Schreiber dieſer Zeilen das Problem und ſeine Löſung zunächſt den Lehrerkreiſen in pädagogiſchen Blättern unterbreitet hat, wendet er ſich in dieſer Zeitſchrift an Kreiſe, von denen er eine tiefere wiſſenſchaftliche Kenntnis in Schriftfragen und damit eine bedeutſame Hilfe in dieſer Richtung glaubt erhoffen zu dürfen, um ſo mehr, als ihm gerade aus gelehrten Kreiſen lebhafte Zuſtimmungen auch zu ſeinen Bemühungen um eine deutſche Einheitshandſchrift zugegangen ſind. Es geht in der Tat nicht an, daß die Schrift — und ganz beſonders auch die Handſchriftfragen — des Volkes weiter der Willkür Uneingeweihter und geheimrätlichen Machtgelüſten überlaſſen bleibt. Deutſche Handſchrift iſt nicht die Angelegenheit Einzelner oder der Schulbehörde, ſie iſt die Angelegenheit des geſamten Volkes, iſt, oder beſſer: muß ſein ein Ausdruck deutſchen Weſens und Charakters. Verfaſſer nimmt zu Gunſten des Volkes an, daß die heutige charakterloſe deutſche Handſchrift und die Zweiſchriftigkeit nicht der Ausdruck wahren deutſchen Weſens und Schriftwillens ſind und ruft vor allem auch die heute dem Schul- und dem Einheitsſchriftproblem noch fernſtehenden Schriftſachverſtändigen auf, daß ſie mithelfen, damit deutſche Handſchrift wieder Ausdruck deutſchen Weſens in dem Grade werde, wie ſie es zu den Zeiten der Väter und Urväter war.

Zur Auskunft über alle Punkte, insbeſondere über die Ergebniſſe der dargeſtellten natürlichen Lehrweiſe, die ſelbſt die Erfahrenſten und vor allem auch die paläographiſchen Fachgelehrten auf das allerhöchſte überraſcht, ja verblüfft haben, wie auch zur Vorlage derſelben, iſt der Verfaſſer dieſes Aufſatzes jederzeit gern bereit. Zuſchriften erreichen ihn unter der Anſchrift: Leipzig-S. 3., Zwenkauerſtr. 14.

Zeitschriften für Buchwesen.

Die Zahl der Zeitschriften für Buchwesen ist viel größer als man gemeinhin annimmt. Selbst den größten Bibliotheken fehlen oft bedeutende Buchzeitschriften, von deren Bestehen sie entweder keine Ahnung oder nur eine unklare Vorstellung haben. Seit Jahren beschäftige ich mich mit der buchkundlichen Fachpresse. Gewiß ist in ihr vieles zu lesen, was man immer und immer wieder zu lesen bekommt. Die Zahl der wertvollen Fachblätter mit eigenen Aufsätzen, Mitteilungen, Besprechungen usw. ist aber doch so groß, daß es sich lohnt, in unserem „Archiv" hierüber laufend zu berichten. Für jede Unterstützung dieser unserer neuen Rubrik bin ich immer sehr dankbar. Mitteilungen unter der Adresse: Professor Dr. Schramm, Leipzig, Südstraße 72, erbeten.

De Gulden Passer. Le Compas d'or. Driemaandelijksch Bulletijn van de Vereeniging der Antwerpsche Bibliophilen. Nieuwe Reeks. 5e Jaargang 1927 Nr. 1. Inhalt:

Paul Högberg, Reliures belges à l'université d'Upsal. Seite 1 ff; — Maurits Sabbe, J. Lupsius en Chr. Plantin te Utrecht in 1581. Seite 10ff; — C. Debaive, Niet bestaande of uiterst zeldzaam geworden drukken van Dan. Heinsius' Nederlandsche werken, waaronder Antwerpsche. Seite 13ff; — D. Roggen, Bezoek van Albert en Isabella aan de Plantijnsche drukkerij ter gelegenheid van hun blijde intrede in Antwerpen (December 1519). Seite 22ff; — B. Linnig, Ridder Leo de Burbure van Wesembeek. Zijn huis in de Venusstraat. Seite 26ff; — J. A. Goris, Wellevendheid aan tafel in de XVe eeuw. naar en Antwerpschen vroegdruk. Seite 32ff.

Bibliofilen. Literatur. Bokkultur. Konst. Redaktör: William Lengertz, Lund. 5: te årg. 1927:

Harald Mortensen, Om Tycho Brahes „Astronomiae instauratae Mechanica". Seite 1 ff (mit Bildern); — Svensk-amerikanska samlare. Nr. 2. Seite 1 ff; — Gustav Lindquist, Något om Elzevier-trycken. Seite 3f.

Vitrinka na krásné knihy, vazby a jiné hezké veci. Vydáva Arthur Novák v Praze. Ročník IV. Císlo 5. 15. dubna 1927:*)

Josef Vysoky, Závěs a nasazovaná Vazba. Seite 145ff; — Zdeňka Roubíčková, Z Dějin Knihy. Seite 152ff.

Archives et bibliothèques de Belgique. Bulletin mensuel de l'Association des conservateurs d'archives, de bibliothèques et de musées. 4 me année 1927:

La correspondance administrative de Guillaume de Melun (1618—1632). Seite 1 ff; — La „Columbia Library" de New-York. Seite 17 ff; — Les archives de l'abbaye de Beaulieu. Seite 24ff; Le dépôt des Archives générales du Royaume de 1784 à 1888. Seite 33ff; — Les papiers de Charles Rogier. Seite 49ff.

Biblioteks-Bladet. Organ för Sveriges Allmänna Biblioteksförening. Årg. 12. 1927. Häfte 2-3.

Bibliotekskursen våren 1926. Seite 41 ff; — Oscar Wieselgren. Shakespeareupplagorna. Seite 53ff.

Bibliotheekleven. Orgaan der Centrale Vereeniging voor openbare leeszahlen en Bibliotheken en van de Nederlandsche Vereeniging van Bibliothecarissen en Bibliotheekambtenaren. Jaargang XII. Nr. 6. Juni 1927:

Heruitgave van den decimaalcode. Seite 81 f; — D. Bartling. Sensatiegenot. Seite 83ff. — Vakliteratuur. Seite 99ff.

De Bibliotheekgids. Orgaan van de Vlaamsche Vereeniging van Bibliothecarissen en Bibliotheekbeamten. VI, Nr. 1. April 1926:

Lijst van goedkoope Vakboeken. Seite 5ff. — V. van den Berghe, Keurlijst van vakboeken. Seite 12ff. — Uite onze aanteekeningen. Seite 29ff.

Dansk Boghandlertidende. 73. Aargang. 8. April 1927, Nr. 14:

Kobstadforeningen og Sporgsmaalet om Rabat paa Skoleboger. Seite 132f; — Smaa Rids af danske Boghandlere og deres Virksomhed. Jacob Lund. * 1831, † 1891. Seite 133ff.

Svensk Bokhandelstidning. Svenska Bokförläggare-föreningens tidning för Föreningens, dess medlemmars oo. kommissionärers meddelanden samt för förteckning a utkomna boknyheter m m. 74:e arg. Nr. 23. 12. Juni 1926:

Karl Otto Bonnier 70 ar. Seite 129 ff. — Bör räkenskapsaret omläggas. Seite 131 ff.

Giornale della Libreria. Organo ufficiale della Associazione Editoriale Libraria Italiana in Milano. Anno XL, 21 Maggio 1927, Nr. 20:

Prima Esposizione del Libro Italiano in Buenos Aires Agosto 1927. Seite 331 f; — La Festa del Libro. Seite 333ff.

*) Vergleiche hierzu Archiv für Schreib- und Buchwesen 1927, Nr. 1, Seite 32.

Le Papier. Revue technique des industries du papier et du livre. Organe de l'Association des anciens élèves de l'École Française de Papeterie. 30e Année. 1927. Nr. 1:

J. Micol de Portemont, Notre situation economique en 1926. Seite 11 ff; — L'industrie de la Cellulose en Finlande. Seite 29 ff; — Commerce des papiers et cartons en Syrie. Seite 33 ff; — S. Rosenthal et G. Bonnet, L'Organisation rationelle en papeterie. Seite 47 ff; — Varinois, L'utilisation rationnelle de la Vapeur. Seite 69 ff; — Raoul Blanchard, L'industrie de la papeterie dans le Sud-Est de la France. Seite 73 ff; — G. K. Bergmann, Le Blanchiment des pates. Seite 89 ff.

La Gaceta de las artes Graficas de libro y de la industria del Papel. Anno 5. 1927, Nr. 5 und 6:

Estanislao Maestre, La crisis de las Artes gráficas. Seite 15 f; — Francisco Millá, La estética tipográfica en los impresos commerciales. Seite 16 f; — Enrique Vaquer, El grabado en talla dulce, como expresión artística aplicada a documentos de garantía. Seite 18 f; — La Offset en Urga. Seite 19 ff. — Primitivos materiales que reemplazó el papel. Seite 27 ff.

Papir-Journalen. Fagorgan for Traemasse-, Cellulose- & Papirindustri. Organ for De Norske Papirfabrikanters Forening og Papirindustriens tekniske Forening. 14. aarg., 16. decbr. 1926, Nr. 22:

P. R. Sollied, Norges forste papirfabrik. Seite 264 ff; — S. Samuelsen, Sop i traemasse. Seite 268 ff; — W. Holwech, Papirkvaliteter i statstjenesten. Seite 273 ff; — J. Refsaas, Farvning av papir. Seite 278 ff.

Grafische Revue. Maandblad voor de grafische bedrijven. Uitgave van den Bond van Typografische Studiegezelschappen. Elfde Jaargang 1926/27.

L. Ronner. De Geschiedenis van het Ornament in verband met de Grafische Vakken I. De Gothiek in het boek. Seite 138 ff, 159 ff, 179 ff, 198 ff, II. De italiaansche Renaissance in het boek. 219 ff.

Papel y Tinta. Revista mensual dedicada al comercio de papeleria, objetos de escritorio, dibujo y propaganda, máquinas y material de organización e industrias similares, en España y la América Latina. Año 2. 1927, Nr. 5:

F. Puig Gómez, Las modernas máquinas para oficinas. Seite 9 ff; — J. C., La pluma de escribir a través de los tiempos. Seite 11 ff.

Magnus. Orgaan van den Nederlandschen Bond van Boekbinderspatroons. 17e Jaargang. Dez. 1926, Nr. 21/22:

R. Miquel i Planas. Spaansch-Arabische Boekbindkunst. Een lezing over het herstel van de Spaansch-Arabische Kunst bij de uitwendige versiering van boeken. Seite 169 ff (mit vielen Abbildungen).

Grafica Romana. Revistá pentru desvoltarea artelor grafice române. Anul IV. Martie-Aprile 1927. N-rul 51/52:

Virgil Molin, Rotativa. Seite 1; H. Steinberg, Rotativa in tipografia moderna. Seite 2 ff; Patria Rotativel: Augsburg, Seite 9 (mit Abbildungen).

Le Currier du Livre. Revue mensuelle des industries du Livre. XXIXe année. 1927, Nr. 477:

J. Chatenet, La technique de l'impression en creux. Seite 121 ff, 199 ff.

Papyrus. Revue mensuelle de toutes les industries du papier. 7e année, Nr. 81, 31 décembre 1927.

F. v. Hoessle, Histoire de quelques anciennes papeteries françaises. Seite 843 ff (mit Abbildungen): — Henry Chapront, Les arts graphiques au Salon d'Automne. Seite 845 ff; — Maurice Hébert, A propos des Affiches typographiques. Seite 851 ff; — Fernand Roches, Vieux papiers peints. Seite 859 ff.

Tidning för Boktryckarkonst. Utgiven av Victor Carlsson. 44:e arg. 1926.

Londons boktryckarskola. Seite 37: — Henry Lewis Bullen, Erhard Ratdolt i Venedig och Augsburg. Seite 65 ff; — Rörliga typer i Korea före Gutenberg. Seite 67; — Henry Lewis Bullen, William Morris, förnyvaren av den typografiska konsten. Seite 78 ff; — Ett jättetryckeri i Tokio. Seite 92.

Norsk Bokbinder-Tidende. Utgit av Norsk Bokbinderforbund. 31. arg. Nr. 10 vom 15. Mai 1927:

Fagorganisasjonen er sterk. Seite 33.

Grafisch Weekblad. Orgaan van den algemeenen Nederlandschen Typografenbond. 22. Jaargang. Nr. 21. 25. Mai 1927:

Een belangrijke gedachtenswisseling over het werkloosheidsvraagstuk. Seite 1 f.

Ons Technisch Maandblad voor leden van den algemeenen Nederlandschen Typografen-bond. 1e Jaargang. Nr. 5, Mai 1927:

S. Bonte, Van oude tot nieuwe techniek. Seite 33ff; — J. Aarden, Smoutwerk en en Ornament. Seite 36f; — H. Dupvew Aardt, Het inbinden van muziekboeken. Seite 37.

L'Industrie Papetière. Revue mensuelle de papier. 6me Année. Nr. 64. Janvier 1927:

Varinois, La papeterie américaine et la force motrice. Seite 13; — De l'emploi des indicateurs en alcalimétrie et en acidimétrie. Seite 15ff.

The Paper Container. Published for the makers and users of all kinds of Paper Packages. Volume XVI, Number 6, June 1st, 1927:

Settling the Learnership Question by the Editor. Seite 206; — The News of the Trade by „The Onlooker". Seite 207. — Testing Materials. Seite 213ff. — Making Corrugated Board. Seite 215ff.

Le Journal des Imprimeurs typographes et lithographes. Quinzième année. Nr. 218, Mars 1927:

L. Jacot et E. Honold. Ce que l'imprimeur doit savoir des encres et du tirage. Le repérage dans les tirages polydromes. Seite 1720f. — Alexandre Renaud, chevalier de la Légion d'honneur. Seite 1721f.

Graficus. Weekblad vd Grafische Vakken in Nederland. 11e Jaargang, Nr. 3, 24. Mei 1927:

Van Week tot Week. Seite 1ff; — Tentoonstelling van Offsetdruckwerk (Beilage). — De Zetmachine. Een vergelijking (Beilage).

De Schakel. Orgaan van de Nederlandsche Vereeniging van Chefs in het Grafisch Bedrijf. 15e Jaargang, Nr. 11, 1. Juni 1927:

Onze 15e Algemeene Vergadering. Seite 63ff; — Hoog contra Vlak. Seite 65ff.

Revue Suisse de l'Imprimerie et des Industries qui s'y rattachent. Revue mensuelle. Cinquième année. Nr. 46, Décembre 1926:

Trois nouvelles Linotypes. Seite 7f; — L'art et les typographes. Seite 9f; — Les ornemanistes du livre en Italie. Seite 11ff; — L'Alfa. Seite 13ff; — Le musée allemand du livre à Leipzig. Seite 29ff; Emile Bayard, Notes sur un grand illustrateur. Seite 32ff.

The Pacific Printer and Publisher. Volume XXXVII, Nr. 1, January 1927:

Printer's Relations with his Customer. Seite 33ff; — Runs Printing Business on Golden Rule. Seite 39ff.

La Tipografia è un' arte. Von dieser wertvollen Veröffentlichung gingen uns 2 Nummern zu. „Pagine di Storia e d'Arte Tipografica dedicate ai Giovanni Studiosi. Genova, Gennaio 1924. Inhalt:

La „Tipografia" nella sua storia. Seite 3f: — Cozzani, L'incisione in legno e l'arte della stampa. Seite 5ff; — Cesare Ratta, Stasi o progresso. Seite 9ff; — G. Giannini, La legatura Italiana nel XIX Secolo (mit Bildern). Seite 12ff; Ferdinando Tenze, L'aristocrazia di un arte. Seite 13f; — Giovanni Ansaldo, Le esperienze tipografiche di un giornalista. Seite 17f; — Agostino Gregori. Divagando . . . Seite 19f; Enrico Antonio Cailani, l'tipografi ed il libro. Seite 21f; — Giovanni Papini, Dichiarazione al tipografo. Seite 23.

Genova, Maggio 1925. Inhalt:

I primi Apostoli dell' Arte in Italia. Seite 3f; Raffaello Bertieri, Nuovi aspetti del libro italiano. Seite 5ff; — Cesare Ratta, Il „buongusto" in Tipografia. Seite 8ff; Giovanni Ansaldo, Parabola. Seite 11f; Luigi Papa, La „luce nera", Sua natura, funzione e potenza. Seite 13f; — Ferdinando Tenze, Chiachiere die Tipografia. Seite 15f; — F. Ernesto Morando, I giornali quotidiani Genovesi, Delineamento a panorama. Seite 19ff; — E. Trevisonno, La prima macchina da stampa. Seite 23f.

Bibliofil. Časopis věnovaný krásným knihám jiným zajímavostem. Ročník IV, Heft 6-7. Inhalt:

O. Zemek, Tyršův Hod olympický. Seite 117; — St. Švehla, O výpravě bibliofilských knih. Seite 118ff; — B. B. B., Hostina bibliofilů. Seite 122ff; — Listy autorem pode psané. Seite 125f; — O. F. Babler, Jean Paulsvy myšlenky o knihách a spisovatelich. Seite 127f. — R. Formáček, Rakouská Národní knihowa. Seite 129ff; — Čtyřicáté vyročí literární činnosti N. A. Rubakina. Seite 131f; — Bedř. Beneš-Buchlovan, Za Karlem Wellnerem. Seite 133f; — V. Rudl, Láda Novák. Seite 134ff.

Typothetae Bulletin. Publiſhed Weekly by United Typothetae of America. Volume XXII, No. 15. 1926. Inhalt:

John Clyde Oswald, Printing Organization and Education. Benjam Franklin as a Great Leader in the Printing Industry of the Eighteenth Century. Seite 459; — Henry L. Bullen, Franklin's Printing Plant and Howe He Used it, . . . Seite 461ff. (Fortſetzung folgt).

Mitteilungen.

Keilſchrift. Im „Reallexikon der Vorgeſchichte" des Verlages Walter de Gruyter & Co. in Berlin iſt jetzt ein Artikel über Keilſchrift und über Keiſchriftgriffel erſchienen, der außerordentlich beachtenswert iſt. Eckhard Unger, den wir von ſeiner Schrift „Babyloniſches Schrifttum" (Leipzig 1921, Verlag des Deutſchen Muſeums für Buch und Schrift) bereits aufs beste kennen, iſt der Verfaſſer beider Artikel. Er hat auch hier in geſchickteſter Form, für uns alle verſtändlich, über die Keilſchrift beigetragen, was in knapper Form überhaupt möglich iſt. Er verbreitet ſich über Verbreitung und Arten der Keilſchrift, über die Sprache der Keilſchrift, über ihre Entzifferung, über die Schriftrichtung, über die Änderung der Schriftrichtung, über die Abfaſſung der Schriftzeichen, über Zweigſyſteme, über die Erforſchung der Entſtehung der Keilſchrift uſw. Reichliche Literaturangaben am Schluß der beiden Artikel ſind beſonders dankenswert. Bei dieſer Gelegenheit möchten wir auch auf die von E. Unger bearbeitete Überſicht über die Literatur im „Vorgeſchichtlichen Jahrbuch" (im ſelben Verlag) hinweiſen, da ſie immer für die Freunde des Schreib- und Buchweſens intereſſante Angaben bringt; ſo erfahren wir aus Band I, daß C. Sachs über die Entzifferung einer babyloniſchen Notenschrift in den Sitzungsberichten der preußiſchen Akademie gehandelt hat, daß C. Frank im Reallexikon der Vorgeſchichte Band III über die Elam-Schrift ſchrieb. Da wir beabſichtigen, in unſerem Archiv für Schreib- und Buchweſen regelmäßig eine Bibliographie der einſchlägigen Literatur und der einſchlägigen Aufſätze zu bringen, bitten wir hierfür beſonders um freundliche Mitarbeit, da es kaum möglich iſt, daß man das weitverzweigte Gebiet überſieht. Mitteilungen erbeten an die Schriftleitung.

Die Bibliotheks-Beſtände der Yale-Univerſität. Im vergangenen Jahr wurden der berühmten Yale-Univerſität in New-Haven, Connecticut, durch den verſtorbenen John W. Sterling ſechs Millionen Dollar zur Errichtung eines neuen Bibliotheksgebäudes vermacht. Dieſe neue „Sterling-Bibliothek", die in den nächſten zwei Jahren fertiggeſtellt werden ſoll, wird ungefähr fünf Millionen Bände faſſen und damit die Möglichkeit bieten, alle die bisher in verſchiedenen Baulichkeiten getrennt untergebrachten und ſehr reichen Bücherſchätze der Univerſität in einem Gebäude zu vereinigen. — Von dieſen äußerſt wertvollen Sammlungen verdienen hervorgehoben zu werden: Die orientaliſche Sammlung, die Yale zu einem unentbehrlichen Mittelpunkt für das Studium der orientaliſchen Sprachen macht; die ſorgfältig zuſammengeſtellte erziehungswiſſenſchaftliche Bibliothek; eine reichhaltige Münzſammlung mit Stücken auch aus griechiſcher und römiſcher Zeit. Die Sammlung amerikaniſcher Literatur iſt von großer Bedeutung für das Studium der Literaturgeſchichte Amerikas. In ihr ſind die Werke vorhanden faſt aller bekannteſten Vertreter amerikaniſchen Schrifttums, mitunter auch Briefe, Handſchriften und Familienpapiere. Eine der bedeutendſten Schenkungen aus privatem Beſitz ſind die Bücher und Handſchriften von James Fenimore Cooper, eine Stiftung des gleichnamigen Enkels des „Lederſtrumpf"-Verfaſſers, der auch einmal Student der Yale-Univerſität war. Dieſe in einem beſonderen Raum aufgeſtellte Sammlung beſteht aus einigen Handſchriften von Novellen und ungefähr 150 Bänden von Erſtausgaben von Werken Coopers; ſie enthält ferner zahlreiche Zeugniſſe aus der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts, einen großen Teil des Briefwechſels an den Schriftſteller und Tagebücher. — Im Anſchluß hieran ſei noch die Sammlung gebundener Zeitungsjahrgänge erwähnt, mit wertvollen Zeugniſſen über Krieg- und Friedensbeſtrebungen der Jetztzeit. Sie iſt vermutlich eine der größten amerikaniſchen dieſer Art. — Von ganz beſonderem Intereſſe für die deutſche Buch- und Antiquariatsforſchung iſt die Goethe-Sammlung der Yale-Univerſität, die gewiß eine der reichſten und koſtbarſten des amerikaniſchen Feſtlandes ſein wird. Sie enthält Literaturdenkmäler von und über Goethe und erſtreckt ſich ſogar auf den ganzen Weimarer Kreis jener Zeit. Größen wie Klopſtock, Wieland, Schiller fehlen nicht. In Amerika iſt man zum Teil der Überzeugung, dieſe Goethe-Sammlung, beſonders im Hinblick auf ihre Fauſtabteilung, für die beſte der Welt halten zu können. Wir hoffen, daß es uns möglich ſein wird, bei Gelegenheit Ausführlicheres über dieſe unſere volle Aufmerkſamkeit auf ſich lenkenden Beſtände der deutſchen Literatur mitteilen zu können. — Mit der Yale-Bibliothek iſt auch neuerdings das Schickſal eines der koſtbarſten deutſchen Druckerzeugniſſe eng verknüpft. Die Gutenberg-Bibel des Kloſters Melk wurde aus Amerika käuflich erworben und der Yale-Univerſität zum Geſchenk gemacht. Dr. Cornelie Prange.

Wiſſenſchaft des Mittelalters in Frühdrucken. Emil Hirſch, Antiquariat, München, Karolinenplatz 2, hat unter dieſem Titel ſeinen Inkunabel-Katalog LIV herausgebracht

und damit etwas Neuartiges geſchaffen. Nach Druckorten und Preſſen, oder nach dem Alphabet der Verfaſſernamen, bezw. Titelſtichwörtern waren bisher die Inkunabelkataloge geordnet; Emil Hirſch unternimmt es, ſeinen Beſtand nach dem Inhalt vorzuführen, er geht alſo den Weg, den der Prager Weihbiſchof Dr. Anton Podlaha in ſeinem Katalog der Frühdrucke des Metropolitankapitels zu Prag gegangen iſt, den Weg nach wiſſenſchaftlichen Disziplinen. Darf das ein Antiquar? Warum nicht? Die Inkunabeln nach dieſer Seite vorzuführen, iſt nicht nur reizvoll, ſondern auch verdienſtlich. Es iſt ſehr zu begrüßen, daß von Emil Hirſch einmal der Weg beſchritten wurde; die Inkunabelkunde darf ſich nicht erſchöpfen in Typenkunde! In acht Abſchnitte iſt der Katalog geteilt: 1. Studium classicum. 2. Geſchichte. 3. Judaica. 4. Medizin und Naturwiſſenſchaften. 5. Geiſtliches und weltliches Recht. 6. Bibel-Literatur. 7. Dogmatik und Ethik. 8. Praktiſche Theologie, und dieſen acht Abſchnitten folgen Regiſter, die überaus dankenswert ſind. Man kann wohl ohne Übertreibung ſagen: Emil Hirſch hat in dieſem Katalog wieder einmal gezeigt, daß ihm die Bücher, die durch ſeine Hand gehen, nicht nur Handelsware ſind, ſondern daß er ſie ſchätzt und ſie in jeder Beziehung zu „nehmen" weiß. Gar manches Mal wird es ihm ſicher ſchwer, den oder jenen Band ſcheiden zu ſehen, immer und immer wieder aber verſteht er es, die Lücken aufzufüllen mit wirklich Wertvollem und Erſtrebenswertem. So wird dieſer Inkunabelkatalog vielen nicht nur eine Freude ſein, er wird ihnen ein Wegweiſer ſein für viele Fragen der Inkunabelzeit.

30 Jahre Linotype in Deutſchland. Unter dem Titel „Das Linotype-Haus der Mergenthaler Setzmaſchinenfabrik-Berlin" erſchien aus der Feder von dem leider kürzlich verſtorbenen verdienſtvollen Herrn Otto Schlotke eine Feſtſchrift, die verdient, in weiten Kreiſen der Freunde des Buch- und Schriftweſens bekannt zu werden. Ottmar Mergenthalers Erfindung, ihre Entwicklung, ihre Ausbreitung wird vor unſerem geiſtigen Auge aufgerollt. Die wichtigſten Tage werden uns vorgeführt, ſodaß wir ein lebendiges Bild von den Zeitabſchnitten bekommen, die in der Entwicklung von Bedeutung wurden. ſo der 23. Juli 1884, an dem vor einem Forum von hervorragenden Fachleuten die erſte Maſchine zum direkten Gießen von Maſchinenzeilen vorgeführt wurde. Mit ſpannendem Intereſſe folgt man den lebendig geſchriebenen Zeilen, die in geſchickter Form Erkenntniſſe vermitteln, die ſonſt meiſt nur ganz dunkel vorhanden ſind. Daß die Firma den Bezug ihrer neugeſchaffenen Räume (Berlin, Eckhaus Chauſſeeſtraße-Zinnowitzerſtraße) benutzt hat, um eine ſo wertvolle, mit vielen Bildern geſchmückte Schrift herauszugeben, wird man ihr noch lange danken.

Meinhold 1777—1927. Zum 150jährigen Beſtehen der Firma C. C. Meinhold & Söhne, G. m. b. H., Dresden, iſt eine Denkſchrift erſchienen, die für unſer Buchweſen nicht ohne Intereſſe iſt. Die weithin bekannte Firma bezeichnet ſich als Nachfolgerin der 1526 von Wolfgang Stöckel errichteten Buchdruckerei, was in einem von Otto Ziegler geſchriebenen Abriß mit einem Plan und 20 Abbildungen am Anfang der ſehr gut ausgeſtatteten Feſtſchrift näher beleuchtet wird. Dieſem Abriß ſchließt ſich eine Arbeit von C. Jobſt „Von Stöckel bis Meinhold 1540—1777" an, aus deſſen Feder auch der weitere Aufſatz „C. C. Meinhold und Söhne 1777—1927" ſtammt. Beide Aufſätze bringen wertvolle Mitteilungen für unſere Buchkunde. Dieſe und die vielen Beilagen machen die Schrift für jeden, der ſich für die Geſchichte des Buches des weiteren intereſſiert, recht erſtrebenswert.

Katalog-Kapſeln. Wer eine Bibliothek ſein eigen nennt, kann auf die Dauer ohne Katalog nicht auskommen, ja wir können ruhig ſagen, daß der Bücherfreund am beſten tut, ſich ſchon zu Anfang ſeiner Sammeltätigkeit einen Katalog anzulegen. Gewöhnlich geſchieht das in Form eines Zettelkatalogs, der aber einen Nachteil für den Bücherſammler hat, daß er meiſt nicht ſo handlich iſt, wie man es immer haben möchte. Das Beſte iſt heute die Katalogkapſel, die leicht zu benutzen iſt und leicht von einer Stelle zur andern genommen werden kann. Außerdem hat die Buchform den großen Vorteil, daß die Katalog-Kapſel wie jedes Buch in das Bücherregal eingeſtellt werden kann. Katalog-Kapſeln ſind von verſchiedenen Seiten hergeſtellt worden. Auf dem diesjährigen Bibliothekarstag in Dortmund wurde eine Katalogkapſel „Chaſalla" bes Büro-Bedarfshauſes Wilh. Schlemming-Kaſſel gezeigt, die aus verſchiedenen Gründen beſondere Aufmerkſamkeit verdient. Es iſt eine ſolide, ſtarke Kapſel, die ſich aufſchlagen läßt, bei der ſich die Blätter leicht und ſchnell auswechſeln laſſen, die in der einfachſten Weiſe raſch geordnet werden können, alles nicht zu unterſchätzende Vorteile. Sieht man ſich die Kapſel näher an, ſo fällt einem das auswechſelbare Rückenſchild unter Celluloid-Fenſter auf, das zeigt, daß die Kapſel auf Grund bibliothekariſcher Erfahrung geſchaffen worden iſt. Das iſt auch tatſächlich geſchehen. Der Direktor der Landesbibliothek in Kaſſel, Dr. Hopf, hat

feinen fachmännifchen Rat zur Verfügung geftellt, fo daß etwas zuftande kommen konnte, was wirklich der Praxis gute Dienfte leiften kann. Wir wünfchen der Chafalla-Kapfel weitefte Verbreitung.

Aus den Antiquariaten.

Karl & Faber, München, Max-Jofephftr. 7, verfchicken ihren Katalog 29: Bibliographica über Literatur, Incunabeln, Kunft, Graphik. Man findet mancherlei, wonach man bisher vielleicht vergeblich Ausfchau gehalten hat. Der Hauptwert ift auf die Incunabelliteratur gelegt. Daß der Katalog Klemm, der fchon fo viel Unheil angerichtet hat, mit 10 Mk. angeboten wird, ift nicht ganz verftändlich, zumal er fehr häufig ift. Bei der Abteilung „Kunft" ift die Graphik in den Vordergrund geftellt. Die einzelnen Künftler find alphabetifch eingereiht, fodaß fie leicht zu finden find.

Katalog 65 von **J. Halle** Antiquariat in **München,** Ottoftr. 3a., ift den Druckern des 16. Jahrhunderts von 1501—1530 gewidmet und zwar: I. Deutfchland A-L. Er ift ein weiterer Beweis dafür, daß allgemein dem 16. Jahrhundert in der Bücherwelt mit Recht von Tag zu Tag fteigendes Intereffe entgegen gebracht wird. Der Katalog ift, wie man es bei der Firma Halle nicht anders gewöhnt ist, fchön und überfichtlich gedruckt und mit einer ganzen Reihe Abbildungen gefchmückt, wie auch die Befchreibungen der einzelnen Stücke fo gehalten find, daß man wirklichen Nutzen davon hat. Das aufgeführte Material ift fehr reichlich und bietet dem, der über diefe Literatur arbeitet oder fich orientieren will, wertvolle Anhaltspunkte. Faft 100 Nummern fallen auf Martin Luther, Bibel und Bibelteile, aber auch viel beachtenswerte weltliche Literatur, darunter gefuchte Bücher, machen das genaue Studium des fchönen Katalogs zu einem wirklichen Genuß.

Der Antiquariatskatalog von **Gerhard Tondeur, Leipzig** C 1, Haydnftr. 4III, der uns als Nummer 3 vorgelegt wird, verzeichnet Neuerwerbungen aus allen Gebieten. Es ift kein umfangreicher Katalog, er bringt aber manches Beachtenswerte. Das beigegebene Inhaltsverzeichnis zeigt den erfahrenen Antiquar, wie auch die Befchreibungen und Aufnahmen der Werke von großer Sachkenntnis Zeugnis ablegen.

Rudolf Geering, Buchantiquariat, Bafel (Schweiz). Es ift eine fchöne Sitte der Antiquariate, daß fie neuerdings befondere Anläffe benützen, um ihren Kunden in Form eines befonderen Kataloges oder einer befonderen Veröffentlichung etwas zu bieten, was mehr als Augenblickswert hat. Diefe Kataloge zu fammeln, ift jetzt wirklich nicht nur wichtig, fondern für den Bücherfammler auch eine befondere Freude. Rudolf Geerings Buchantiquariat in Bafel, das feit mehr als 120 Jahren befteht, hat die Nummer 400 feiner Kataloge benützt, um feinen Freunden einen fehr beachtlichen Katalog zu dedizieren: „Catalogue No. 400: Livres anciens, rares et curieux, Autographes, Estampes, Portraits et Vues, Incunables, Musique, Manuscrits, Livres à grav. s. bois, Livres illustrés des XVIII. et XIX. siècles." — Bei der Zufammenftellung diefes Katalogs war der Firma weniger darum zu tun, alles das zu katalogifieren, was fie über beftimmte Gebiete auf Lager hat, fondern fie wollte eine Überficht über die von ihm befonders gepflegten Zweige der Wertbücher geben, daneben sind die Gebiete: Autographen, Anfichten, Porträts, die fich Rudolf Geering befonders angelegen fein läßt, wenigftens durch einige Stücke vertreten, die neben den großen Buchgebieten von dem Basler Antiquariat mit befonderer Aufmerkfamkeit verfolgt werden. Der Katalog 400, der mit 105 Abbildungen gefchmückt ift, gibt tatfächlich einen fehr guten Einblick in das Wirken des Geeringfchen Antiquariats. — Neben den Katalogen gibt Geering feinen Kunden durch „Anzeiger" Kunde von dem, was er auf Lager hat. Neuerdings kommt der „Basler Bücherfreund" hinzu, von dem jetzt 1925 und 1926 vollftändig vorliegt. Eine wertvolle Veröffentlichung! Die erfchienenen Nummern zeigen, daß das Antiquariat Geering feinem Grundfatz treu bleibt, nur Wert-Stücke zu bieten. Was Katalog 400 angekündigt, ift im „Basler Bücherfreund" aufs fchönfte durchgeführt, fo daß diefer im Handapparat keines ernfthaften Bücherfammlers diefer Gebiete fehlen follte.

Henning Oppermann. Das Antiquaritat von Rudolf Geering in Bafel, über das wir eben berichteten, ift in die Hände von Henning Oppermann übergegangen. Henning Oppermann ift uns Buchkundlern kein Fremder. Ift er doch fchon feit rund 20 Jahren in der Firma Rudolf Geering tätig und hat in diefer Zeit manche Beziehungen mit Bücherfreunden anknüpfen können. Im Katalog **410** will er einen Überblick über fein Lager geben. Es ift eine glänzende



Beringer: Das nüw Teſtament. Strassburg. Grüninger 1527 = Halle Katalog 65

Ein Schönes bu-
chlein / von bereytung der wein vnd bier / zu-
gesundtheit vnd nutzbarkeit der menschen.
Vnd wie man guten essick machen sol.



Büchlein von Wein und Bier. Zwickau, Meyerpeck, um 1530 = Halle Katalog 65

Auswahl, die er getroffen hat, und ebenso glänzend ist die Ausstattung, die er dem Katalog hat zuteil werden lassen. Nicht weniger wie 72 Abbildungen im Text und 34 Kunstdrucktafeln und dazu ein Frontispiz schmücken den auch inhaltlich wertvollen Katalog. Dem alphabetisch angelegten Katalog sind 3 Register beigegeben, zunächst ein Verzeichnis der benutzten bibliographischen Hilfswerke, wobei wir freilich den „Bilderschmuck der Frühdrucke" vermissen, ein Verzeichnis der Drucker und Druckorte, ein Sachregister und ein Künstlerverzeichnis. Die Schreibkunst ist mit wertvollster Literatur vertreten, die von Schriftfreunden sehr gesucht ist. Wir nennen nur Werke wie: Cresci, Giovanni, Francesco, Essemplare di più sorti lettere, dove si dimostra la vera nova forma dello scrivere cancellaresco corsivo, Venetia, Rampazetto, 1578 mit 53 ganzseitigen Holzschnitten, die eine reiche Sammlung von Kanzleischriften darstellen; Neudoerffer, Antonius, Schreibkunst, 2 Teile, 1601, die von großem Reiz und allergrößter Seltenheit sind. Anton Neudoerfer ist der Enkel des bekannten Mathematikers und Schreibkünstlers Johannes Neudoerfer. Prachtvoll sind die Vorlagen des Buches, die in ihrer Reihenfolge eine Abwandlung von einfachen Dekorativschriften bis zu den kompliziertesten Prachtschriften des 17. Jahrhunderts geben. Palatino, Giovanbattista, Compendio del gran volume de l'arte del bene et leggiadramente scrivere, Venetia 1578. Marchio Sessa mit seinen gothischen, italienischen, hebräischen und orientalischen Alphabeten, seinen Darstellungen von Schreibutensilien und dem weiteren Bildschmuck; Roylet, Le sieur, Les vrais prinzipes de l'art d'écrire, Paris 1735; Ruinetti, Th., Idea del buon scrittore, Rom 1619, mit dem Brustbild des Schreibkünstlers; Wyss, Urbanus, Libellus valde doctus elegans et utilis, multa et uaria scribendarum literarum genera complectens, 1549, ein außerordentlich wertvolles Stück für die Geschichte des Schreibwesens, in dem wir unter anderem die Darstellung einer Schreibschule, eines Kalligraphen, Abbildungen von Schriften aller Art, darunter griechische, hebräische, arabische, indische, syrische, slawische, Alphabete finden. Sieht man sich nach Werken zur Geschichte des Buchdrucks um, so ist man erstaunt, was sich da alles im Kataloge findet. In erster Linie begegnet unserem lebhaftesten Interesse das Manuale Tipografico del Cavaliere Giambattista Bodoni, Parma 1818, 2 Bände, deren Besitz nur Freude wecken kann. Auf die vielen übrigen wichtigen Drucke hinzuweisen, verbietet der knappe Raum, der uns zur Verfügung steht. Einige Schlagworte mögen noch zeigen, wie vielseitig der Katalog ist. Autographen, Alte Basler Drucke, Bibeln, Bodoni-Drucke, Chroniken, darunter Schedels Weltchronik, Einbände, Erstausgaben, Helvetica, Holzschnittbücher, Illustrierte Bücher des 16.—19. Jahrhunderts, Incunabeln, Kupferstichwerke usw. Immer und immer wieder blättert man den Katalog durch und findet immer wieder interessantes Material für die Buchkunde, sodaß wir den Katalog der weitesten Beachtung empfehlen.

Das 16. Jahrhundert. Für das 15. Jahrhundert, das heißt also: Für die Inkunabelzeit, ist vieles getan, viel Wertvolles herausgearbeitet, viel Irriges berichtigt; die Inkunabelforschung ist außerordentlich weit gefördert. Nicht so liegt es für die späteren Epochen des Buches. Schon das 16. Jahrhundert ist in der Forschung nicht so begünstigt. Gewiß sind recht wertvolle Ansätze vorhanden, auch diese Epoche wissenschaftlich zu bearbeiten, aber weite Strecken sind noch so gut wie unbeackert. Hier tritt eine Katalogserie „Das 16. Jahrhundert" des Buch- und Kunst-Antipuariats Jos. Kösel & Friedr. Pustet-München I, das unser vollstes Interesse beanspruchen muß, seit kurzem auf den Plan, das ein Nachschlagewerk allerersten Ranges zu werden verspricht. Es ist in 3 Sektionen geteilt:

Sektion A: Illustrierte Werke, Holzschnittbücher und Kupferstichwerke (bis jetzt erschienen Lieferung 3/4 und Lieferung 10/11.)

Sektion B: Reformation und Gegenformation (bis jetzt erschienen Lieferung 1, 2, 7, 12).

Sektion C: Humanisten und Neulateiner (bis jetzt erschienen Lieferung 5/6, 8 9).

Preis pro Lieferung 1—9 je 0,50 Mk., Preis ab Lieferung 10ff je 1 Mk.

Wer Buchkunde, speziell des 16. Jahrhunderts pflegen will — man kann nur wünschen, daß sich viel Bücherfreunde und Büchersammler dieser überaus wertvollen Epoche zuwenden — der wird an diesem Katalogwerk nicht ungestraft vorübergehen dürfen. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll: Die prächtige Ausstattung der Serien-Hefte, die Beschreibung der Bücher durch Heranziehung von Quellen, oder die wissenschaftliche Verarbeitung viel wertvollen Materials. Schon die vorliegenden Lieferungen bilden ein unschätzbares Nachschlagewerk; liegt einmal für jede Sektion, wie in Aussicht genommen ist, ein sorgfältig bearbeitetes Namens-, Sach- und Ortsregister vor, so gehört das Katalogwerk in den Handapparat eingereiht, um jederzeit zum Nachschlagen bereit zu sein.

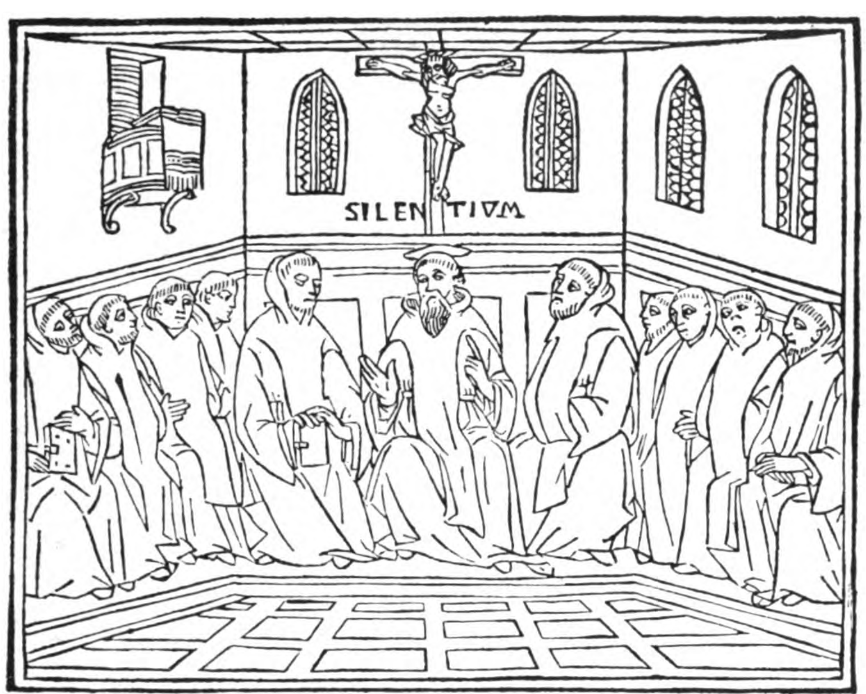
„Katalog I. 1926." Wirklich? Gibt es noch Firmen auf dem Gebiet des Antiquariats, die neu entstehen und es wagen, mit gedruckten Katalogen auf den Markt zu treten

und ſich dem Bücherſammler zu empfehlen? Ja! Freilich, die Kataloge ſind nicht immer auf der Höhe. Meiſt ſpürt man den Anfänger. Sie hier alle aufzuführen, verbietet der zur Verfügung ſtehende Raum. Wir halten es aber für unſere Pflicht, nicht nur den alteingeſeſſenen Firmen zu dienen, ſondern auch dem wertvollen Neuen, was da kommt, an die Hand zu gehen. Zu dieſen gehört, was uns das Antiquariat **P. Dienemann Nf.** in **Dresden** (A 1, Kg. Johannſtr. 21) mit ſeinem Katalog 1 vorlegt. — Katalog 1 iſt betitelt: „Deutſche Literatur des 18.—19. Jahrhunderts in ſeltenen Geſamt- und Einzelausgaben. Fremdländiſche Literatur in Überſetzungen, Almanache und Taſchenbücher." Dem Katalog ſind Worte der Einführung vorausgeſchickt, denen man nur beiſtimmen kann, vor allem den Worten: „Es ſollte ſchon die Achtung vor der vielen Arbeit, die jeder Katalog darſtellt, ihn vor ſolch „wegwerfender" Behandlung ſchützen." Dieſes „Wegwerfen" von Katalogen iſt leider weithin Tatſache, ſelbſt an Stellen, an denen ſo etwas nicht vorkommen ſollte. — Der vorliegende Katalog 1 tritt uns nicht nur äußerlich in Satz und Druck, in Papier und Anordnung anſprechend entgegen, er verdient auch als Nachſchlagewerk aufbewahrt zu werden. Man findet in ihm eine faſt vollſtändige Reihe der Einzelwerke Goethes in erſten Ausgaben, darunter das Fauſtfragment von 1790, den Egmont, den Götz von Berlichingen, Hermann und Dorothea, eine reiche Leſſing- und Heine-Sammlung, darunter das „Buch der Lieder", von Schiller Wertvollſtes und Seltenes, ſo die erſte Ausgabe der Räuber von 1781 uſw. Kurz eine Zuſammenſtellung von Büchern, die man ſo ſchnell nicht wieder in einem Antiquariatskatalog für dieſes beſtimmte Gebiet findet.

Von der Firma: **K. F. Köhlers Antiquarium-Leipzig** und **Oskar Gerſchel** in **Stuttgart** iſt Katalog 39 erſchienen. Er führt den Titel: Manuscripte, Incunabeln, Handſchriften und Incunabelkunde, Fakſimileausgaben, und iſt ſehr gut ausgeſtattet. Was bei anderen Katalogen ſo vielfach vermißt wird, gute Regiſter, iſt hier in beſonders reichem Maße vorhanden. Druckort- und Druckerregiſter, Verfaſſer- und Titelregiſter, Verzeichnis der Drucke bei Hain, bei Hain nicht erwähnte Drucke, chronologiſche Überſicht der Drucke uſw., all dieſe Zuſammenſtellungen erleichtern den Gebrauch des Katalogs weſentlich. Über die Reichhaltigkeit des Katalogs iſt man nicht wenig erſtaunt. Auf 12 ſchön gedruckten Tafeln ſind Seiten aus Handſchriften und Einbände abgebildet, außerdem finden ſich im Text eine Reihe von Abbildungen. Daß Schlußſchriften, Druckerzeichen, Schriftproben uns in

Anno ſalutis noſtre·lxxvj·poſt·M·et·CCCC
vj·nonas may·ingenio et induſtria ·Mihahelis
Wenſzler·ñ abſq̧ ſūma arte et imprimendi peri
cia·completum eſt hoc dignum atq̧ celebratiſſi=
mum opus conſtitucionum Clementis quinti ·in
inclita vrbe Baſilienſi· quam non ſolum aeris cle
mencia et fertilitas agri·verum eciam imprimen
cium ſubtilitas reddit famatiſſimam ·



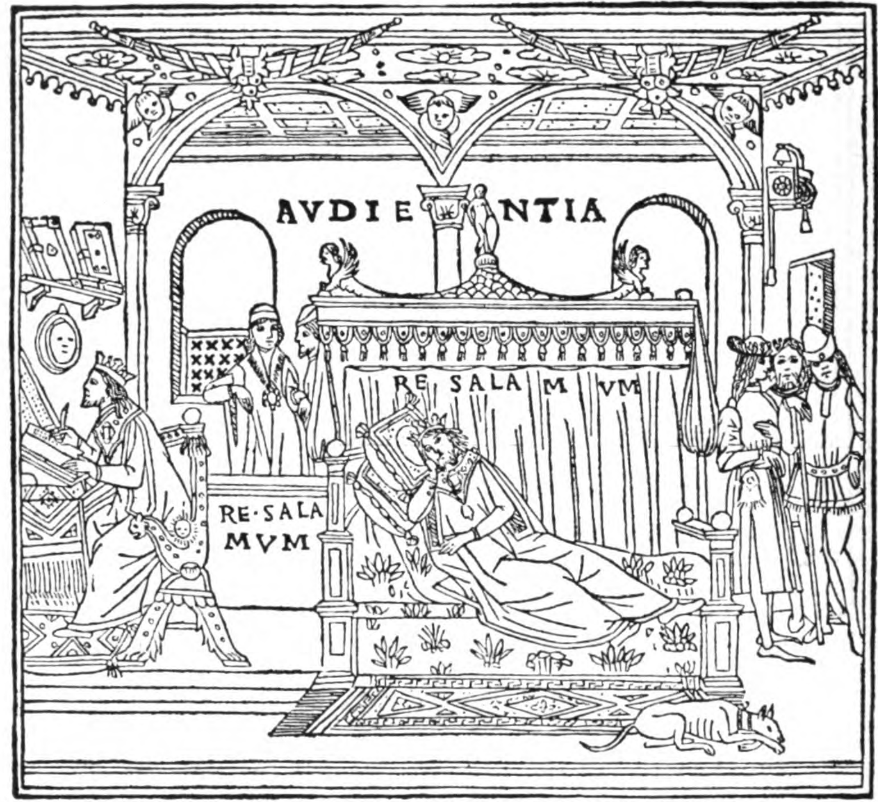


Sermones de tp̄e et de sanctis
cū omelijs beati Bernardi ab-
batis clareuallēß ordinis cister
ciensis cū nōnullis epl'is eiusdē.



Bernardus. 1495 = K. F. Köhlers Antiquarium Katalog 39.

Prouerbia



Incipit liber puerbiorum.

C.S. Intitulatio iscribit: plibat vtilitas opis audit' sapie pmédat. phibet fili' ne acqescat blâdicijs. nec erat i vijs pcôp vel hiti cop: sapia clat.

A



Arabole salomonis filij dauid regis israel ad sciédâ sapiétiam & disciplinâ ad intelligendaz verba prudentie & suscipiendâ eruditioné doctrine iusticiâ & iudicium & eqtaté. Ut detur puulis astutia: & adolescenti scientia & intellect' Audiens sapiens sapientior erit: & intelligens gubernacula possidebit. Animaduertet parabolam & interpretationem verba sapientum & enigmata eorum Timor domini principium sapientie. Sapientiam atqz doctrinam stulti despiciunt. Audi fili mi disciplinam patris tui: & ne dimittas legé mris tue. vt addatur gratia capiti tuo & torques collo tuo. Fili mi si te lactauerint peccatores ne acquiescas eis. Si dixerint veni nobiscum insidiemur sanguini abscondamus tendiculas contra insontem frustra deglutiamus eum sicut ifernus viuété & itegrum

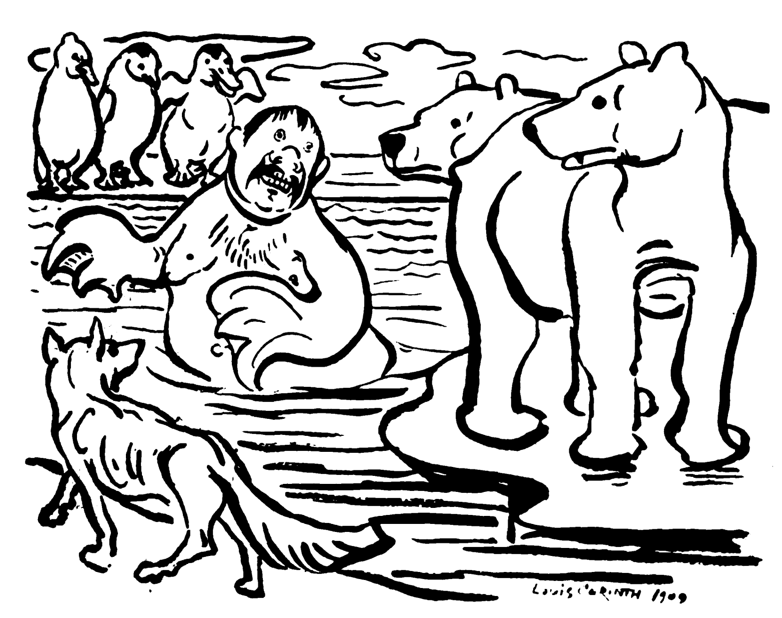
Ps. iis. Ecci. i. b infra. 9

B

Biblia lat. (Malermi-Bibel.) 1498 = K. F. Köhlers Antiquarium Katalog 39.

größerer Zahl vorgeführt werden, iſt beſonders dankbar zu begrüßen. Angeboten werden 10, zum Teil ſehr beachtliche Handſchriften und 177 Incunabeln, unter denen ſich ſolche von nicht zu unterſchätzender Bedeutung befinden. Die Abteilung III., die Literatur für die in Frage ſtehenden Gebiete bringt, enttäuſcht etwas. Sie iſt faſt zu dürftig. Der Bücherſammler nicht nur, ſondern auch der Verwalter öffentlicher oder privater Sammlungen ſieht es immer gern, wenn ihm in ſolchen Abteilungen die wichtigſte Literatur geboten wird. Es dürfte nicht ſchwer fallen, hier in künftigen Katalogen etwas Wandel zu ſchaffen. Wenn ſchon der Katalog der Wiegendrucke aufgenommen iſt, ſo ſollten Häblers Werke, Voulliémes (der Name iſt wieder einmal falſch geſchrieben) Veröffentlichungen, die Geſellſchaft für Typenkunde, der Bilderſchmuck der Frühdrucke, die leicht auf dem Markt zu haben ſind, auch aufgeführt werden. Weniger Zufall in den Beſtänden, mehr ſyſtematiſche Unterſtützung des Sammlers wird ſich immer lohnen. Dieſer Katalog gehört im übrigen in den Handapparat jeder beſſeren Sammlung.

P. H. Beyer & Sohn, Leipzig (C 1, Dittrichring 22) tritt mit ſeinem 50. Katalog an die Öffentlichkeit. Für den Sammler iſt der Katalog eine wahre Freude, nicht nur wegen ſeiner Reichhaltigkeit, ſondern vor allem, weil er zeigt, daß wir wieder ſammeln können. Die Preiſe ſind erſchwingbar, das Angebot gut. Schon die köſtliche Abbildung auf dem Titelblatt „Corinth am Nordpol" wirkt ſehr einladend. Beim Durchblättern ſtaunen wir über das reiche Lager, das vorhanden iſt. Beſonders beachtlich iſt die ältere Sammlung mit ſchönen und ſeltenen Drucken von Goya über Menzel und die Impreſſioniſten bis Kokoſchka. Der Katalog iſt für alle die, die Leipzig anläßlich ſeiner Ausſtellungen jetzt beſuchen, von größtem Intereſſe. Auch die Verzeichniſſe: Exlibris, Gebrauchsgraphik, Bibliophiles überraſchen durch ihre Vielſeitigkeit, vor allem aber, daß alles, was angeboten wird, wirklich preiswert iſt und uns wieder ermöglicht, ſyſtematiſch zu ſammeln. Wer Leipzig beſucht, wird gut tun, ſich auch die Ausſtellungen der Firma Beyer & Sohn anzuſehen, zumal die Entfernnng von den übrigen Ausſtellungen keine große iſt.



Corinth am Nordpol = Beyer & Sohn Katalog 50

Bücherbesprechungen.

Potthast, August, **Geschichte der Buchdruckerkunst zu Berlin (im Umriß).** Mit einem Vorwort von Ernst Crous.

Die Freunde der Buchkunde seien auf das Werk, das der Verein Berliner Buchdruckereibesitzer in 1000 Exemplaren herausgegeben hat, besonders aufmerksam gemacht. Schon der Name Potthast sollte den tiefer gehenden Büchersammler reizen, das Buch zu erwerben. Was er für unser Buchwesen geschaffen, ist heute trotz der vielen Fortschritte, die wir zu verzeichnen haben, noch nicht wertlos. Der Gedanke, seine „Geschichte der Buchdruckerkunst zu Berlin im Umriß" zugänglich zu machen, ist außerordentlich dankenswert.

Peus, **Kurzschrift fürs Volk.** Druck: Arbeiterdruckerei Dessau.

Als „eine ernste Mahnung an die Regierungen" hat Heinrich Peus in Dessau eine Kurzschrift fürs Volk entworfen, für die er gegenwärtig wirbt. Auf die im Vorwort ausgesprochenen Liebenswürdigkeiten gegen die Reichskurzschrift und gegen seinen Parteifreund, den Staatssekretär Heinrich Schulz, gehe ich hier nicht ein, ebensowenig auf seine Gedanken über eine Volkskurzschrift und Weltstenographie, den bekannten Lieblingsgedanken Rollers. Ich will mich auch mit den von Peus aufgestellten 7 Grundsätzen für eine Volkskurzschrift hier nicht auseinandersetzen; jeder Systemerfinder stellt bestimmte Grundsätze auf und hält sie natürlich für die richtigsten oder allein richtigen. Über all das könnte man tagelang reden, hat man seinerzeit im Einigungsausschuß bis zum Überfluß geredet, ohne sich gegenseitig zu überzeugen. Nur darauf möchte ich hinweisen, daß mir der erste Grundsatz: Jeder Buchstabe muß ein Zeichen haben, gänzlich verunglückt zu sein scheint. Buchstaben sind die Schriftzeichen für gesprochene Laute. Aus der Fassung geht nicht hervor, ob der Nachdruck auf e i n oder auf Z e i c h e n liegt. Das Letztere scheint der Fall zu sein, denn für *i* und *u*, für *ch* und *st* sind zwei, für *s* sogar drei Zeichen aufgestellt. — Leider liegt mir für die Besprechung nur die kurze Darstellung in dem Werbeblättchen vor. Meine Ausführungen beziehen sich also nur darauf. Peus will Buchstabe an Buchstabe reihen, er schreibt darum die Selbstlaute buchstäblich. Der kleine Abstrich verbindet die Selbstlaute, der kleine Aufstrich die Mitlaute. Nur zwei Größen werden verwandt: halb- und einstufige Zeichen. Die Schriftgeschichte lehrt, man denke auch an unsere Zahlen, daß man durch über die Zeile hinausragende Zeichen die Deutlichkeit außerordentlich fördert. Über die Notwendigkeit solcher Ober- und Unterlängen ist man sich sonst in der stenographischen Wissenschaft und Praxis einig. Die Peus'sche Schrift entbehrt also von vornherein eines doch wohl von der Mehrheit als wesentlich anerkannten Deutlichkeitsbestandteils. Der Gedanke, harte und weiche Laute nur durch die Veränderung des Zeichenfußes zu unterscheiden, ist gut: *d* : *t*, *g* : *k*, *b* : *p*, *v* (wohl auch = *w*) : *f*. Nicht gefallen dagen will mir die Zeichengebung für *r* und *l*, ersteres durch das aufwärts gehende *l*, letzteres durch das aufwärts gehende *s* der Einheitskurzschrift. Damit ist, gerade in einer Volksschrift, Verwechslungen Tür und Tor geöffnet: Glas : Gras, Planken : Pranken, schlank : Schrank, Klagen : Kragen, Flanken : Franken, blühen : brühen, Flaggen : Fragen, Flucht : Frucht usw. Auch die außerordentlich häufigen *n* und *m* nur durch Kante und Rundung zu unterscheiden, ist gefährlich: man : nahm, nehmen : nennen, wem : wen. Am schlimmsten steht es bei den Zeichen, die — entgegen dem Grundsatz, daß Buchstabe an Buchstabe gereiht werden und daß der Buchstabe immer und überall dasselbe bedeuten muß, — am Wortende nach rückwärts geschlungen werden. Zu diesem Zwecke führt Peus, und zwar ausgerechnet in einem A u f strich, an sich hier eine graphische Unmöglichkeit, die von ihm ausdrücklich verbotene und verdammte Verstärkung ein: Nur mit Hilfe dieser Verstärkung ist es ihm möglich, *las* von *lach*, *Maß* von *mach* zu unterscheiden. Schreibt er den nach oben umgeworfenen Strich um eine halbe Stufe größer, dann wird aus *las* und *lach* „*Last*", aus *Maß* und *mach* „*Mast*". Solch kniffliche Unterscheidungen, die, nicht beachtet, das ganze Wort, den ganzen Sinn des Satzes verändern, sind selbst dem geübten Stenographen unmöglich, sie aber sollen „unseren kleinsten Schulkindern" gelehrt werden, die noch keinerlei Formgewandtheit besitzen, deren Formensinn erst auszubilden ist, aber niemals ausgebildet werden kann, daß sie derartige Schriftpeinlichkeiten richtig schreiben und richtig wiederlesen können. Eine solche Unterscheidung soll dann einen tragfähigen Unterbau abgeben, durch Fortlassung und Auslassung von Buchstaben, für eine Schnellschrift, „die dem schnellsten Redner zu folgen vermag". — Es war mir schwer, unter den fünf am Schluß gegebenen Beispielen das zweite richtig zu lesen, weil das Zeichen, das unserem *d* entspricht, nur als *v*, nicht auch

als *w* bezeichnet ist. Das dritte Beispiel konnte ich überhaupt nicht lesen. — Nein, alle diese Schriftarten werden an dem inneren Widerspruch scheitern, der in dem Wort „Volkskurzschrift" liegt: entweder ist es eine Volksschrift, dann kann es keine Kurzschrift sein, oder es ist eine Kurzschrift, dann kann sie nicht für das gesamte Volk ohne Ausnahme bestimmt sein. Ed. Schaible.

Gardthausen, Victor, **Das alte Monogramm.** Mit fünf Tafeln. Leipzig, Hiersemann, 1924. XII und 188 S. gr. 4⁰.

Der unermüdliche Forscher († Ende Dezember 1926) bietet hier ein vornehm ausgestattetes Werk, das die Frucht ebenso mühevoller wie überaus dankenswerter Arbeit darstellt und zwar auf einem Felde, das nur wenige Berufene zu bebauen imstande sind. Denn um in die Geheimnisse der mehr weniger kunstreichen Verschmelzung von Wort- und Satzelementen in der Schrift, die man als Monogramm im weiteren Sinne zu bezeichnen pflegt, erfolgreich einzudringen, dazu gehört nebst vollkommener Beherrschung der geschichtlichen Tatsachen und gründlicher Kenntnis der Paläographie, Epigraphik und Numismatik eine besondere Begabung: man muß wirklich mitunter ein neuer Ödipus sein, um die dunkeln Rätsel zu lösen, denen man auf diesem Gebiete häufig genug begegnet. Im Hinblick auf den Wert dieses ausgezeichneten Buches sei es gestattet, auf seinen reichen Inhalt etwas ausführlicher einzugehen. — In Übereinstimmung mit anderen Gelehrten fordert der Verfasser mit vollem Rechte, es sei der Begriff des „Monogramms" keineswegs, wie es wiederholt geschah, auf die Namen zu beschränken: vielmehr verbindet es die einzelnen Buchstaben, die ein Wort (oder auch einen Satz) ausmachen, in horizontaler und vertikaler Anordnung zu einer kunstreichen architektonischen Figur und zugleich zu begrifflicher Einheit. Damit ist auch der Unterschied von der bloßen „Ligatur" gekennzeichnet, die nur nach einer Dimension hin nachbarliche Schriftzeichen verknüpft. Um den vorhandenen Raum möglichst auszunutzen, werden im Monogramm diejenigen Buchstaben oder deren Teile, welche von gleichartiger oder ähnlicher Form sind, nur einmal ausgeführt, wodurch der Zusammenhang des Ganzen um so inniger wird. Da sich bei Anwendung eines solchen Compendiums gelegentlich geradezu ein Kryptogramm ergab, wurde, wo es die Deutlichkeit erheischte, mitunter z. B. der Anfang eines Wortes in gewöhnlicher Schrift und der Rest monogrammatisch ausgedrückt, oder es wurde das betreffende Wort — beziehungsweise der Gedanke — in normalen Buchstaben beigefügt. — Nach dieser Feststellung des Wesens der Monogramme erläutert der Verfasser deren verschiedene Arten. Als solche erkennt er zunächst die „Initialmonogramme", die aus dem oder den Buchstaben bestehen, welche den Anfang des Wortes bilden; so erscheint z. B. bei Stadtnamen auf Münzen *A* in Argos, *EPX* monogrammatisch verknüpft in Erchomenos (Arkadien), ähnlich, wie die Lakedaimonier als Schildzeichen ein *Λ*, die Sikyonier ein *Σ* führten (Xenoph. Hell. IV 4). Eine Variante, das „Wappenmonogramm", bieten als „redendes Wappen" (Type parlant) die Münzen, z. B. von Melos (Apfel, Widder) oder Melitaia in Thessalien (Biene). Als religiöses Monogramm läßt sich eine ähnliche Art von Bilderschrift auffassen: auf Münzen erscheinen manchmal die Attribute des Blitzes, Dreizacks oder Doppelbeils, womit vielleicht zunächst die göttliche Gewährleistung für die Güte des Geldes mit angedeutet sein mochte, die später in Form des „Garantiemonogrammes" von Herrschern und Gemeinden (Münzbeamten) übernommen ward. Um Jemandes Eigentum zu kennzeichnen, konnte man Monogramme auf den Grenzsteinen des Grundbesitzes, ebenso auf Tieren anbringen, bei letzteren auch, um Rasse und Herkunft anzugeben; dies geschah z. B. bei den edlen Rossen korinthischer Zucht, denen man das Koppa, den Anfangsbuchstaben des Stadtnamens, einbrannte. Wiederholt, namentlich in jüngerer Zeit, fand das Monogramm weiter Verwendung in der Architektur, wie auf Säulen in Ravenna, oder auch auf kleineren Erzeugnissen des Kunsthandwerks. Schließlich diente es, wie die *ἱερὰ στοιχεῖα*, selbst magischen Zwecken, wie das Pentagramm, als man dieses als Verbindung von fünf *A* faßte (auch Symbol der Pythagoreer). — Alle diese verschiedenen Arten des alten Monogramms erfahren von Seiten des Verfassers eine höchst sorgfältige und erschöpfende Behandlung. Zunächst bespricht er die Münzen der Hellenen, auf denen man solchen Symbolen häufig begegnet. Als ein frühes Beispiel will Gardthausen das durch Diagonalen in fünf Felder geteilte Quadratum incusum äginetischer Statere erkennen (Tafel I Nr. 66), wobei freilich der erste Buchstabe *A* Schwierigkeiten macht. Ob die Anordnung aufeinanderfolgender Buchstaben in bestimmter Gruppierung innerhalb eines Kreises, wie auf Münzen von Mesambria (Tafel I Nr. 69) *META* „im weiteren Sinne" als Monogramm zu fassen sei, wäre im Hinblick auf die früher gegebene Definition einiger-

maßen zu bezweifeln, zumal der Verfasser selber fühlt, daß hier „die Verschmelzung der einzelnen Teile“ fehle (S. 35). Einen Anfang des „Königsmonogramms“ sieht er schon auf einer Münze des Satrapen Mazaios (331–328), wo die beiden ersten Buchstaben des Namens Alexander d. Gr. *A* und *Λ* übereinandergestellt erscheinen. Bald wuchs der Gebrauch des Monogramms bei den Diadochen und den Fürsten des Orients sowie anderer Münzherren. Hinzu traten, zumeist in kleinerer Ausführung, die Symbole von einzelnen Behörden und Münzmeistern. Übrigens muß man bei Beurteilung dieser Dinge mit Vorsicht vorgehen, um nicht, wie es früher mitunter geschah, Monogramme von Personen und Prägeorten zu verwechseln. Durch die Ergebnisse neuerer Forschung ist hier mehrfach erst der richtige Sachverhalt festgestellt worden, wie z. B. bezüglich der ptolemäischen Prägungen. Begreiflicher Weise griff man auch bei den Gegenstempeln, die man zwecks Wiederverwendung aus dem Umlauf gezogener oder aus anderen Gebieten stammender Geldsorten einschlug, gern zum Monogramm, zumal für diese Contremarken nur ein kleiner Raum beansprucht werden konnte; gelegentlich begnügte man sich mit einem figürlichen Zeichen, z. B. dem Seleukidenanker. — Gegenüber der häufigen Verwendung des Monogramms auf griechischen Münzen überwiegt beim römischen Gelde, soweit behufs Raumersparnis von Compendien in den Aufschriften Gebrauch gemacht wird, weitaus die bloße „Ligatur“. — Ein besonderes Interesse wird bei jedem Leser das „Dritte Buch“ des Werkes wachrufen, das dem Monogramm Christi gewidmet ist, da hier die mancherlei in Betracht kommenden Fragen einer neuerlichen gründlichen Prüfung unterzogen werden und zu einer befriedigenden Lösung gelangen. Geraume Zeit vor der Entstehung des Christentums gab es ein orientalisches Symbol, das Zeichen des Sonnengottes, bestehend aus dem Bilde der Sonnenscheibe mit nach verschiedenen Richtungen ausgehenden Strahlen, dessen einzelne Wandlungen der Verfasser eingehend erläutert. Schließlich ergab sich die Gestalt einer über einem Kreuze (oder Andreaskreuze) angebrachten runden Scheibe. Ließ man diese zu einem Halbkreise werden, so näherte sich das Symbol der Verbindung der zwei Anfangsbuchstaben des Namens Christi: so entstand ein Monogramm, wie es lange vorher bei anderen mit denselben Buchstaben anhebenden Namen vorkam, z. B. für Chremonides, den Nauarchen und Münzmeister des Euergetes, den wir auf ptolemäischen Münzen in dieser Art angedeutet vorfinden. Jenes Sonnenbanner begegnet außer auf indobaktrischen Stücken, wie des Apollodotos (Tafel III Nr. 210) namentlich auf „persepolitanischen“ (Tafel III Nr. 211–215). Sehr deutlich sieht man es auf den photographischen Tafeln bei Hill, Catal. of the greek coins in the Brit. Mus., Band Arabia, Mesopotamia and Persia, auf Münzen des Bagadat I. (S. 195 Nr. 1) abgeb. Taf. XXVIII 7 oder des Autophradates I. (S. 201 Nr. 3) abgeb. Taf. XXIX 7, vergl. auch (S. 204 Nr. 1) Taf. XXX 1 und (S. 205 Nr. 4) Taf. XXX 4, ferner Addenda Taf. LII 10 und 11. Dagegen ist es sehr fraglich, ob auf Denaren des Augustus mit der Darstellung der Rückgabe der an die Parther verlorenen Feldzeichen das auf dem unteren Teile eines Signums, welches ein knieender Parther überreicht, sichtbare Vexillum mit einem X auf das Sonnensymbol weise; es ist besonders gut auszunehmen auf den Abbildungen bei Mattingly, Coins of the Rom. empire in the Brit. Mus. I Taf. II Nr. 2 und 11. Offenbar als „starken Zauber“, wie sich der Verfasser S. 84 zutreffend ausdrückt, hat jenes alte Sonnenzeichen Kaiser Constantin I., der es als Verehrer des auf seinen Geldstücken häufig genug dargestellten Sol invictus kannte, auf seinem Labarum übernommen. Als ausschließlich christliches Symbol wird er es, wie Gardthausen betont, kaum verwendet haben, da die Mehrzahl seiner Krieger im Kampfe gegen Maxentius sich nicht zum neuen Glauben bekannte, allein die Christen unter ihnen konnten es in ihrem Sinne deuten. Seine exakten Ausführungen beschließt der Verfasser mit dem Hinweis auf die neben dem gewöhnlichen Christusmonogramm (aus *X* und *P*) vorkommende Verbindung der Buchstaben *I* und *X* für Ἰησοῦς Χριστός, der gelegentlich noch ein *C* (= σωτήρ) beigefügt wurde (Taf. III Nr. 251). — Im Vierten Buch wird auf das „byzantinische Monogramm“ eingegangen, das die direkte Fortsetzung des antiken darstellt. Nur machte sich das Bestreben geltend, es umfänglicher und leichter verständlich zu gestalten. Zudem sollte sein völlig christlicher Charakter hervortreten, was durch kreuzförmige Anlage der Buchstaben oder Verwendung eines Kreuzgerüstes bewerkstelligt wurde. — Einige Schwierigkeiten verursacht die Frage, mit welchem Buchstaben man bei Auflösung der in dieser Art angelegten Monogramme zu beginnen habe. Der Verfasser empfiehlt, der Richtung des Uhrzeigers zu folgen, von links nach oben, dann nach rechts und unten, wie z. B. bei der Deutung eines Monogramms des Erzbischofs Arethas von Caesarea (Tafel IV Nr. 273), wenngleich diese Weisung nicht allemal gelte. Ablehnen möchte ich die von Svoronos vorgetragene Auflösung der Mo-

nogramme Tafel IV Nr. 284 und 285, die um ein Kreuz herumgelegt ſind. Das erſte, auf einer Münze des Romanos IV bei Wroth Cat. of the byzant. coins in the Brit. Muſ. II 527 Tafel LXII 5 und 6, ſoll – unter Berückſichtigung des Kreuzes – geleſen werden: (σταυρὲ) C(ῷ) B(οήθει) P(ωμανῷ) Δ(εσπότῃ) das andere (Münze des Nikephoros III. Botaniates bei Wroth II 538 Tafel LXIII 9 und 10) als (σταυρὲ) C(ὸν) Φ(ύλασσε) N(ικηφόρον) Δ(εσπότην): indes wird, bei Anwendung der vollen Schrift, auf keiner Münze des Britiſchen Muſeums der σταυρός als Helfer oder Beiſtand angerufen, immer nur der Kyrios oder die θεοτόκος; ebenſowenig erſcheint in ſolchen Exclamationen jemals das Poſſeſſivpronomen, das ja etwas überheblich klingen würde (anders ſteht es mit der Formel Κύριε βοήθει τῷ σῷ δούλῳ – ſo iſt auch S. 119 das Druckverſehen K. β. τῷ δούλῳτῷ zu verbeſſern); endlich wechſelt die lateiniſche und griechiſche Buchſtabenform C und K für den K-Laut des öfteren: auf den Goldſtücken des Theophilos bei Wroth II 419 Tafel XLVIII 15 und II 427 Tafel XLIX 11 ſteht CYPIE, aber KYPIE auf einem Silberſtück des Andronikos II. und Michael IX. bei Wroth II 629 Tafel LXXV 6 u. ſ. (vgl. ECΘEY = ἐκ θεοῦ Wroth II 380). Den normalen Formeln entſprechend wird deshalb, was auch Wroth befürwortet, einfach C(ύριε) B(οήθει) P(ωμανῷ) Δ(εσπότῃ) und C(ύριε) Φ(ύλασσε) N(ικηφόρον) Δ(εσπότην) zu leſen ſein. – Gegen Marchants (vgl. Grote, Blätter für Münzkunde II 88, Leipzig 1836) geiſtreiche Erklärung des Monogramms auf einer Bronze Manuels I. (Wroth II 580 Tafel LXX 18 und 19), wo die fünf in Kreuzform angelegten Buchſtaben MAΔKΠ (der letzte in der Mitte) als M(ανουὴ)Λ Δ(εσπότης) K(ομνηνὸς) Π(ορφυρογέννητος) aufgefaßt werden, indem bei der Leſung die beim Schlagen eines Kreuzes nach Art der Griechen beobachtete Reihenfolge einzuhalten ſei, iſt nichts einzuwenden. Bei dem Namen Manuel kommt der Anfangs- und Endbuchſtabe in Betracht, den Schluß bildet Π „au centre de la poitrine" d. h. zuletzt wird nach dem Kreuzeszeichen noch die Bruſt berührt. Mit Recht pflichten auch Engel – Serrure Numism. du moyen âge – II 899 (Figur 1428) dieſer Anſchauung bei. — Außer auf den Münzen fand das byzantiniſche Monogramm mannigfach Verwendung bei Punzierung von Edelmetallbarren, bei Gegenſtänden der Kleinkunſt, ferner nach Art eines Wappens, weshalb es auch auf Grabmälern oder Sarkophagen erſcheinen konnte. Daß es in dieſer Zeit auch oft in der Architektur begegnet, wird vom Verfaſſer beſonders betont. — Von den Byzantinern gelangte das Monogramm nach dem lateiniſchen Abendlande: die Behandlung der einſchlägigen Fragen bildet den Inhalt des letzten großen Abſchnittes in dem Buche. Der ſymmetriſche Charakter des Symbols ward auch im Abendlande feſtgehalten, indem zugleich die Kreuzform mit übernommen wurde. Namentlich die Kirche bediente ſich ſeiner gern, da hauptſächlich die Geiſtlichen die Kunſt des Leſens beherrſchten. Nicht geringe Bedeutung gewann insbeſondere das ‚Kanzleimonogramm' in Erlaſſen und Diplomen, wobei das Verfahren der päpſtlichen Kanzlei bei Abfaſſung und Siegelung der Urkunde als Vorbild galt, wie der Verf. inſtruktiv auseinanderſetzt. Aber auch bei der Münzprägung wird es wiederum ausgiebig verwendet: ſo haben, um nur eines Beiſpiels aus dem frühen Mittelalter zu gedenken, die oſtgothiſchen Könige in Italien, die man als Vaſallen des oſtrömiſchen Kaiſers anzuſehen beliebte, ihr eigenes Bildnis – wenn man von dem Goldmedaillon des Theodorich oder von Stücken des Theodahat und Baduela (= Totila) abſieht – gewöhnlich nicht auf die Münzen geſetzt, wohl aber ihre Monogramme. —

Gardthauſens gelehrtes Werk, das dem Leſer ein feſſelndes und eindrucksvolles Bild der Geſamtentwicklung des alten Monogramms von deſſen erſtem Erſcheinen bis tief ins Mittelalter darbietet, darf allgemeinen Beifalls und Dankes verſichert ſein. Sehr willkommen ſind die Regiſter, beſonders der Abſchnitt S. 176 ff., wo auch auf antike Stadtmonogramme eingegangen wird, die im Texte ſelbſt nicht berührt werden. Die beigegebenen fünf Tafeln ſind vorzüglich geeignet, dem Leſer die Bedeutung und Verwendung dieſer Symbole vor Augen zu führen: ſie belehren ihn aber zugleich ſattſam über die Schwierigkeiten bei ihrer Deutung. Alois Rzach, Prag.

Profeſſor Dr. Karl Löffler, **Romaniſche Zierbuchſtaben und ihre Vorläufer.** Mit einführendem Text und Handſchriftenbeſchreibung. (47 Seiten, 54 Tafeln.) 2°. Stuttgart 1927, Hugo Matthaes.

Der Gedanke, der hier verwirklicht wird, iſt ſehr gut. In den Zierbuchſtaben, mit denen die mittelalterlichen Handſchriften ausgeſtattet ſind, liegt ein Formenſchatz, der zum allergrößten Teil noch ungehoben iſt. Wie ungeheuer viel aus ihm zu holen iſt, zeigt die vorliegende Veröffentlichung. In guter farbiger Lithographie, einer Technik, die gerade für dieſen Zweck richtig gewählt erſcheint, werden auf den Tafeln eine Menge eindrucksvoller frühmittelalterlicher und romaniſcher Zierbuchſtaben dargeboten. Wird ihre

Kenntnis besonders den Bibliothekaren und Kunstwissenschaftlern angenehm sein, so liegt der besondere Wert ihrer Wiedergabe darin, daß sie und die künstlerischen Motive, die in ihnen stecken, als Vorbilder und Vorlagen für alle möglichen kunstgewerblichen Zwecke dienen können. Gerade das heutige Kunstgewerbe hat es notwendig, auf die motivischen Schätze der Vergangenheit immer und immer wieder hingewiesen zu werden, da in den Kreisen der kunstgewerblichen Lehrer sich eine merkwürdige Unkenntnis dieser Dinge zeigt. Die von gewissen Führern auf diesem Gebiet — mit Unrecht — gepredigte Verachtung des „Historismus" übt bereits unheilvolle Wirkungen aus. Hier mit entgegenzuwirken, kommt das Löfflersche Werk gerade zur rechten Zeit. Zu begrüßen ist an ihm, daß es sich nicht auf die Initialen allein beschränkt, sondern daß es außer dem eigentlichen verzierten Anfangsbuchstaben häufig noch das dazugehörige Textstück bringt, so daß außer der Initiale weitere Schmuckzeilen und Schriftproben gegeben werden, aus denen der Stil der betreffenden Handschriften zu erkennen ist. Der Text gibt eine sehr willkommene allgemeine Übersicht über die Entwicklung romanischer Zierbuchstaben und liefert außerdem alle nötigen Auskünfte über die einzelnen Handschriften, denen die veröffentlichten Stücke entstammen. G. L.

Taschenbuch für Büchersammler 1927. (Zweiter Jahrgang des Taschenbuchs für Bücherfreunde.) Verlag der Münchener Drucke, München, Ainmillerstraße. 8⁰. 221 S. mit vielen Abbildungen.

Der zweite Jahrgang dieses Taschenbuches schließt sich in Anordnung und Aufbau eng an den ersten Jahrgang an, ist ebenso reichhaltig wie dieser und mit derselben Sorgfalt in Druck und Bild ausgestattet, sodaß er sicherlich allüberall nur Freude wecken wird. Die Abteilung „Bücherfreunde" behandelt den Großherzog Ernst Ludwig von Hessen, Professor Hans Loubier, die Musikbibliothek Paul Hirsch in Frankfurt a. M. und die Bibliothek Saitschick unter dem Titel „Bücherschätze aus fünf Jahrhunderten". Buchkünstler werden uns diesmal drei vor Augen geführt: Walter Tiemann, Otto Hupp und Emil Preetorius. Letztere beiden sind mit sehr zahlreichem Bildmaterial vertreten, das willkommenen Einblick in das Schaffen der Künstler bedeutet und deshalb nicht nur Augenblickswert hat, wie überhaupt diese Taschenbücher sichtlich für lange Zeit als Beiträge für die Buchgeschichte nachgelesen werden dürften. Auch der Abschnitt „Buchgewerbler" enthält drei beachtenswerte Aufsätze: F. Bruckmann A.G., Georg Friedrich Giesecke und einen Beitrag über Manuldruck. In der Abteilung „Vom Buchbinder" wird über Fritzsche AG. und Franz Weiße gehandelt. Neu ist im zweiten Jahrgang der Abschnitt „Vom Papiermacher". Wir erfahren, mit interessanten Bildern geschmückt, etwas über alte japanische Papierkunst, außerdem dürfen wir 50 Jahre Papierzeitung verfolgen, was nicht ohne Reiz ist. Verleger sind drei je mit Bild aufgeführt: Linnemann, Reclam und das Bibliographische Institut, drei Leipziger. So sehr Leipzig Buchhändlerstadt ist, dürfte sich empfehlen, doch auch einmal Berlin, München oder Stuttgart zu berücksichtigen. Die Antiquare Hirsch und Breslauer schließen sich an. Die Abteilung „Von den Pflegestätten des Buches" ist mit Aufsätzen über das 40jährige Bestehen des Deutschen Buchmuseums in Leipzig, über das Deutsche Museum in München und über die Buchhandels-Professur in Leipzig belegt. Die Vereine und Verbände von Bücherfreunden werden sodann aufgezählt und schließlich kommt etwas, was weithin dankbarst begrüßt werden wird: eine Bibliographie amerikanischer und englischer Veröffentlichungen über Typographie. Alles in allem: Wiederum vielgestaltiges Material von bestem Wert. H. A. Müller.

Bauer, Konrad F., **Beiträge zur Geschichte der mittelalterlichen Monumentalschrift.** gr. 8⁰. 48 S. Verlag des Deutschen Buchmuseums zu Leipzig. Mit zahlreichen Abbildungen.

Zweifellos eine Arbeit von besonderem Wert, die weit über dem Durchschnitt anderer Arbeiten, die der Epigraphik bis jetzt gewidmet worden sind, liegt. Und diese Arbeit, sie wird uns vorgelegt in einer Aufmachung, die alles Lob verdient. Gedruckt in der von Friedrich Bauer gezeichneten Trennert-Antiqua präsentiert sie sich auf bestem Papier in bester Ausführung mit gutem Illustrationsmaterial. Wir kommen in unserer nächsten Nummer ausführlich auf die Arbeit zurück.

Jahrgang 1 Nr. 3 Oktober 1927

ARCHIV FÜR SCHREIB- UND BUCHWESEN

Herausgegeben von

Professor Dr. Albert Schramm-Leipzig



Heckners Verlag, Wolfenbüttel
1927

INHALT.

ARCHIV FÜR SCHREIB- UND BUCHWESEN

SCHRIFTLEITUNG: PROFESSOR DR. ALBERT SCHRAMM

1. Jahrgang Nr. 3 Oktober 1927

Schriftwesen und Schriftdenkmäler im ägyptischen Pelizæus-Museum zu Hildesheim.

Von Museumsdirektor Professor Dr. Rœder.

Den Lesern dieser Zeitschrift ist es geläufig, welche Bedeutung für ihr Gebiet das alte Ägypten hat. Sie würdigen die Tatsache, daß die Ägypter als Bahnbrecher die erste Bilderschrift anwendeten, als andere Völker noch ganz und gar auf einer vorgeschichtlichen und schriftlosen Kulturstufe lebten und blieben. Sie wissen, daß aus den ägyptischen Hieroglyphen durch Umdeutungen und Übertragungen die semitische Schrift hervorgegangen ist, auf der unsere eigene ruht. Sie kennen auch die mannigfache Ausgestaltung nach der technischen wie nach der künstlerischen Seite, die den ägyptischen Schriftarten im Pharaonenreich gegeben worden ist. So darf ich hier die allgemeinen Grundlagen voraussetzen und mich gleich einigen Beispielen zuwenden, die das Pelizæus-Museum in Hildesheim für sie darbietet.

Auf einer Steinvase (Nr. 1554) aus vorgeschichtlicher Zeit ist das Symbol der Göttin Neit von Sais im Delta eingegraben: gekreuzte Pfeile auf einer Stange. Knapp und geheimnisvoll, und doch Jedem verständlich, steht eine solche bildliche Andeutung für den Namen der weithin verehrten libyschen Göttin dicht vor dem Anfang der geschichtlichen Zeit. Die Entwicklung der Kultur ging im Niltal rasch vorwärts, als einmal der Anstoß gegeben war. In der 3. Dynastie setzt die Schaffung der eindrucksvollen Bauten und Plastiken ein, deren Fortwirkung schnell zur Blütezeit des Alten Reichs (3. Jahrt. v. Chr.) hinaufführt. Für dieses besitzen wir in Hildesheim eine der wertvollsten Sammlungen, die in Museen vorhanden sind. Wer den monumentalen Wirkungen der Denkmäler des Alten Reichs nachgeht, stößt schnell auf die starke Beteiligung der Schrift. Was würde etwa der Sarg des Idu (Nr. 2511, Abb. 1) sein, wenn ihn nicht die umlaufenden Schriftzeilen am Kasten und das eine Schriftband auf dem Deckel schmückten? Er wäre ein treffliches und sauberes Erzeugnis des Tischlers, aber nicht das feine Werk eines Künstlers von erlesenem Geschmack, der die Schriftzeilen wie Ornamentbilder angebracht hat und seine Arbeit auf eine künstlerische Höhe hob. Als einen anderen Fall, in welchem Schriftzeilen einen Gegenstand künstlerisch ausgestalten, nenne ich die Opfertafel des mittelägyptischen Gaufürsten Aha-nacht (Nr. 1891, Abb. 2) aus dem Mittleren Reich (2000 v. Chr.). Auf ihr läuft eine Schriftzeile am äußeren Rande um, als Einfassung des Steines wirkend und seine Form betonend. Auch die in der Mitte der Opfertafel eingefügte Bildfläche in Gestalt eines kegelförmigen Blockes

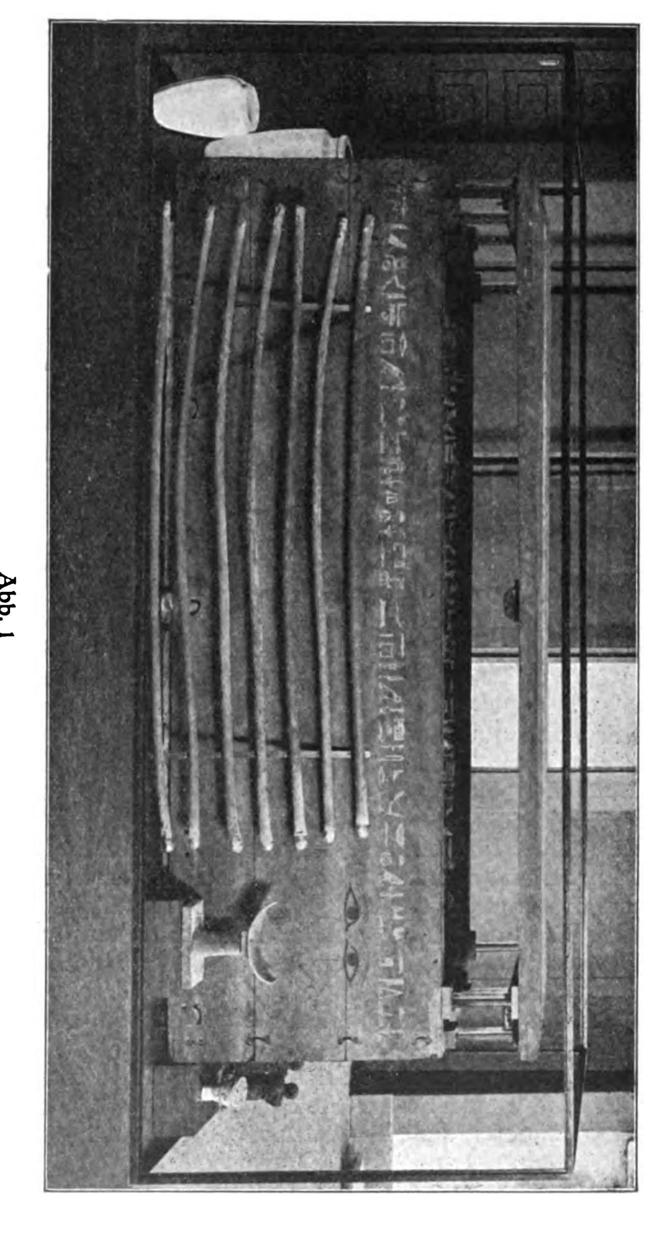


Abb. 1
Sarg des Idu (Nr. 2511, Dyn. 6) aus Zedernholz mit Schriftbändern



Abb. 2

Opfertafel des Fürsten Aha-nacht (Nr. 1891, Mittleres Reich, Kalkstein) mit Schriftzeilen im Sinne der Form des Steines

hat eine Schriftzeile erhalten, die als Randleiste angeordnet ist und wie eine Verzierung wirkt.

Die ägyptischen Zeichner haben es meisterhaft verstanden, Schrift als Flächenfüllung anzubringen und eine bildmäßige Wirkung ohne Benützung von Figuren hervorzurufen. Gewiß haben sie es dabei leichter als moderne Schriftzeichner gehabt, die keine Bilder als Buchstaben zur Verfügung haben und ihren Schriftzeichen erst mühsam die selbständige Kunstform geben müssen, die den Hieroglyphen von vornherein im höchsten Maße innewohnt. Mit diesen gegebenen Mitteln will aber auch gearbeitet sein; da ist die Raumverteilung, die Umrahmung und das Verhältnis

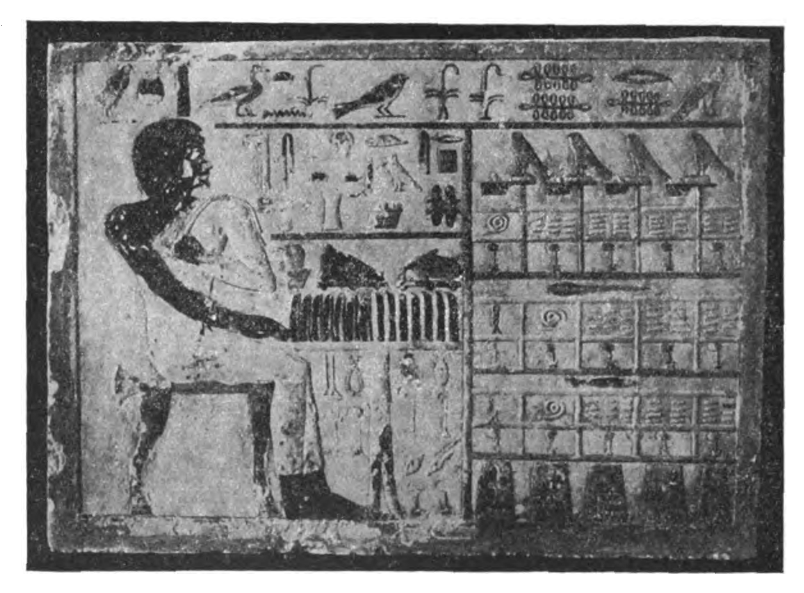


Abb. 3
Opferplatte des Prinzen Onu (Nr. 2145, Dyn. 4, bemalter Kalkstein)

von Schriftzeilen zur freien Fläche zu bedenken. Ein Reliefblock wie die Opferplatte des Prinzen Onu (Nr. 2145, Abb. 3) aus dem Alten Reich ist ein lehrreiches Beispiel für die Art, in der ein ägyptischer Zeichner die Fläche ausnutzt. Das angewendete Motiv ist aus vielen ähnlichen Opferplatten bekannt; immer spielt die Gestalt des Grabherrn vor dem Opfertisch eine Rolle, die Tabelle der in das Grab mitgegebenen Gewebe, die um den Tisch herum aufgehäuften Opfergaben und endlich oben die wagerechte Zeile mit den Titeln und dem Namen des Besitzers. Alle diese einzelnen Teile waren dem Zeichner in der 4. Dynastie durch vorhandene Ausführungen eines bestimmten Schemas gegeben. Er konnte sie leicht verändern durch Vergrößerung oder Verkleinerung der Tabelle, der Opfergaben und der Namenszeile, oder durch Einfügung eines am Tisch sich





Abb. 4

Türsturz mit zwei Schriftzeilen (Nr. 415, Altes Reich, Kalkstein) mit Opfergebet für den Grabherrn Ptah-n-imat und seine Gattin Ant-kas

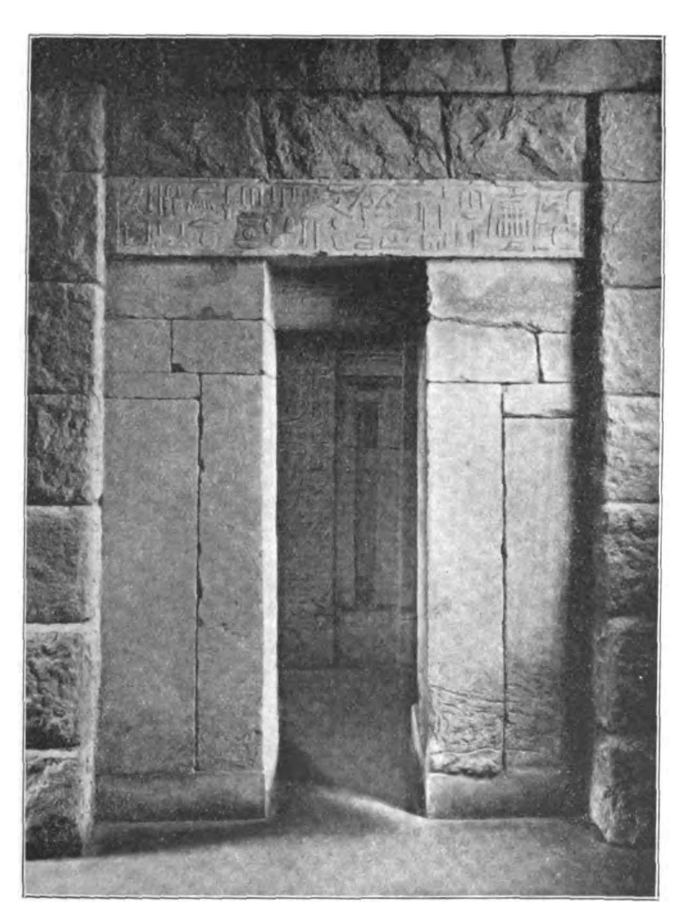


Abb. 5

Eingang zur Grabkammer des Uhemka mit Opfergebet auf dem Türsturz und Namen auf der Türtrommel (Altes Reich, Kalkstein)

gegenüber sitzenden Ehepaares — kurz, er war in der Ausgestaltung seines Entwurfes so frei wie der mittelalterliche Madonnenmaler, für den Mutter, Kind und ein umrahmendes Zimmer oder eine Landschaft die gegebenen Kompositionselemente waren. In unserem Falle hat der Zeichner, der offenbar der besten Schule angehörte, aus seinen Elementen etwas zu machen gewußt; ein Blick auf die Photographie zeigt, daß er seinen Erfolg nicht ohne die Mitwirkung der Schriftzeichen hätte erreichen können.

Der Eingang zu der Grabkammer des Uhemka, die als Teil seiner Mastaba in unserem Museum wieder aufgebaut ist, zeigt als einzigen Bildschmuck nur zwei Schriftblöcke: auf dem Türsturz ein großes Opfergebet für ihn, auf der Trommel seinen und seiner Gattin Namen (Abb. 5). Alles ist außerordentlich schlicht, der Schmuck ist auf diese beiden Glieder konzentriert und völlig auf Schriftzeichen beschränkt, und doch ist die Wirkung so monumental, wie sie an dieser Stelle durch Figuren überhaupt nicht, durch Ornamente nur teilweise erreicht werden könnte. Unsere Sammlung besitzt noch einige lose Türsturze, die ebenso eingesetzt gewesen sind, wie man es an der Mastaba des Uhemka sehen kann. Auch diese weiteren Türsturze bestehen nur aus Schriftzeilen, meist allerdings in einer Gliederung in zwei wagerechte Zeilen, die durch Leisten eingeschlossen werden. Wenn am Ende der Schriftzeilen die Figuren des sitzenden Grabherrn und seiner Gattin hinzugefügt werden, so wirken diese dort kaum noch als Bilder, sondern beinahe nur als Fortsetzung der Schriftzeichen, die sie auch tatsächlich sein könnten, wenn sie nur etwas kleiner gearbeitet wären. (Nr. 415, Abb. 4.) Ähnlich ist auf der Scheintür Nr. 2388 des Ptah-nesu (Abb. 7) das Verhältnis zwischen den langgestreckten Schriftzeilen, die hier die Architekturformen der Tür betonen, und den an ihrem Ende stehenden vier Bildern des schreitenden Mannes.

Für die Verwendung der Hieroglyphen als Flächenfüllung gebe ich aus dem Neuen Reich noch einige charakteristische Beispiele. Wir haben aus Horbêt im Delta einen einzelnen Türpfosten, der als Schmuck drei senkrechte Zeilen mit eingegrabener Inschrift erhalten hat (Nr. 107, Abb. 8). Der Inhalt ist alltäglich: in den üblichen Formeln werden ein paar Götter angerufen, dem Weihenden ein glückliches Leben zuteil werden zu lassen. Der Betende wendet sich dabei auch an die Seele des Königs Ramses II.; der Name des



Abb. 6
Türsturz aus Horbêt (Nr. 1890, Kalkstein) mit dem Königsnamen Ramses II. als dekorativem Mittelglied



Abb. 7

Scheintür des Ptah-nesu (Nr. 2388, Altes Reich, Kalkstein) mit dekorativen Schriftzeilen und kleinen Bildnissen



Abb. 8
Türpfoſten aus Horbêt (Nr. 1889, Kalkſtein), in der Mitte die Namen Ramſes II.

Pharao, wie immer durch einen langgeſtreckten „Königsring“ eingeſchloſſen, ſteht in der Mitte der drei Zeilen in gleicher Höhe, und dieſes dekorative Glied ſteigert den Eindruck der Schrift auf dem Türpfoſten. Auf einem ebenfalls aus Horbêt ſtammenden Türſturze (Nr. 1889, Abb. 6) hat man den Pharao in den Mittelpunkt der Dekoration rücken wollen. Eine Figur des Königs ließ ſich an dieſer Stelle mit Rückſicht auf die rechts und links vorgeſehenen Bilder nicht anbringen, wollte man nicht langweilig wirken. Alſo ſetzte der entwerfende Zeichner den Namen des Königs dort ein. Nun ſtehen die beiden „Königsringe“ mit ihren Hieroglyphen ſo achtunggebietend in der Mitte des Blocks, wie es ſich bei der Anbringung von Figuren kaum beſſer hätte erzielen laſſen. Endlich noch ein gemaltes Beiſpiel von dem Holzſarge des Penju aus Achmim in Mittel-Ägypten (Nr. 1902). Der Sargdeckel trägt nicht, wie es ſonſt oft der Fall iſt, eine Fülle von Bildern über die Fläche verſtreut, ſondern eine große zuſammenhängende Gruppe von Schriftzeilen bedeckt ſeine Oberfläche etwa von den Hüften bis zu den Füßen. Hier ſteht der Text aufgezeichnet, den der Tote im Jenſeits zu ſprechen hat, wenn er vor die 42 Richter tritt, die über ſeine Sünden aburteilen. Seine Rede beginnt jedes Mal mit einem Anruf an den namentlich genannten Richter und fährt dann fort mit den Worten: „Nicht habe ich . . . .“, wobei er die einzelnen Sünden aufzählt, die er nicht begangen zu haben verſichert. Aus dieſer „negativen Beichte“, einem berühmten Stück aus dem 125. Kapitel des Totenbuches, hat unſer Zeichner einen Flächenſchmuck gemacht, der geſchickt gegliedert iſt. In das Liniennetz der Umrahmungen der Schriftzeilen ſind die Anrufungen und Ausſprüche eingefügt. An die Spitze ſind kleine Bilder der Totenrichter geſetzt, die ebenſo gut Hieroglyphen ſein könnten. Die Anrufungen und die Verſicherungen ſind ſo angeordnet, daß jede Zeile mit dem gleichen Schriftzeichen beginnt, und er hat dadurch an zwei Stellen eine wagerechte durchlaufende Gleichmäßigkeit hervorgerufen, die eine wohltuende Auflöſung der ſenkrechten Zeilen darſtellt.

Schrift als Flächenfüllung iſt eine Kompoſitionsweiſe, die wohl auch bei anderen Völkern auftritt, aber bei den Ägyptern einen beſonderen Erfolg erreichen mußte, da ihnen Schriftzeichen von bildmäßigem Charakter zur Verfügung ſtanden. Hieroglyphen im Sinne von Schriftzeichen mit Bildwert kennen wir auch bei anderen Völkern des Mittelmeeres, aber nirgends ſind ſie in ſo glänzender Weiſe zu kleinen Bildern ausgeſtaltet worden, die einen Ausſchnitt aus der lebendigen Umwelt enthalten bezw. Gegenſtände nach Form und Farbe wiedergeben. Die dekorative Geſamtwirkung der von den Ägyptern mit Schrift bedeckten Flächen beruht im weſent-

ichen auf dieser naturnahen Schilderung der Objekte. Dazu tritt die Einfassung und Umrahmung der Schriftzeilen, die wagerecht und senkrecht angeordnet werden können. Nimmt man dazu die Möglichkeit, daß die Hieroglyphen entweder nach rechts oder nach links blicken können, so ergeben sich daraus vier verschiedene Richtungen, in denen Schriftzeilen laufen können; dazu die ringförmige Anordnung der Schriftzeilen, z. B. auf einer kreisrunden Opfertafel.



Abb. 9
Außenwand der Mastaba des Prinzen Hem-On Nr. 2146, Dyn. 4, Kalkstein) mit Bildnis des Besitzers und Beischrift (vergl. Abb. 10)

Die geschlossene Wirkung der als Füllung verwendeten Schriftzeilen hat die Ägypter dazu gebracht, diese einzeln in Bild-Kompositionen einzufügen, wo ein leerer Raum vorhanden war, oder eine Abschlußleiste verlangt wurde. Wir haben diese Verwendung schon oben bei der Opferplatte des Prinzen Onu (Abb. 3) aus dem Alten Reich beobachten können; dort war die am oberen Rande entlanglaufende Zeile gleichzeitig die Beischrift zu dem darunter dargestellten Grabherrn, die seinen Namen mit den Titeln enthält. In ähnlicher Weise ist an der Außenwand der Mastaba des Prinzen Hem-On (Abb. 9) links neben die Figur des schreitenden Prinzen eine Inschrift von drei senkrechten Zeilen gesetzt, die wiederum nur den Namen und die Titel des Dargestellten enthält. Diese drei Zeilen müssen wir uns am linken Rande des Darstellungsfeldes denken, und zwar von oben bis unten durchlaufend, also ebenso hoch wie die Gestalt des schreitenden Mannes; von der Wand sind leider nur die unteren Blocklagen erhalten. Aber wie hat der Zeichner diese drei Zeilen gestaltet? (Vgl. Abb. 10). In monumentalen Bändern, durch senkrechte Linien getrennt und die Randleisten eingefaßt, laufen die Schriftzeichen von oben nach unten; die Zeichen, wie immer in Beischriften, in der Richtung der dargestellten Person, also hier nach links blickend. Jedes Schriftzeichen ist sorgfältig entworfen und vom Steinmetzen sauber ausgehauen, das scharfe Hochrelief im Innern



Abb. 10
Schriftzeilen auf der Mastaba des Prinzen Hem-On (Nr. 2146, Dyn. 4, Kalkstein) mit Titeln und Namen des Besitzers (Linker Teil von Abb. 9)



Abb. 11
Statue des Prinzen Hem-On (Nr. 1962, Dyn. 4, Kalkftein) mit Infchrift auf dem Sockel

durch zarte Linien modelliert. Das natürliche Vorbild jedes Tieres oder Gegenftandes ift mit Sicherheit beftimmbar; bei den nach der Beobachtung gezeichneten Stücken, noch mehr aber bei den ohne Modell erfundenen erfreut wie überall die ftrenge Stilifierung, der wefentlichfte Grundzug der ägyptifchen Kunft. Was diefer Beifchrift im Ganzen wie im Einzelnen ihren Wert gibt, ift nicht ihre Bedeutung als Schrift, fondern ihre Ausführung als Kunftwerk.

Die berühmte Statue des Prinzen Hem-On (Nr. 1962, Abb. 11), in Lebensgröße aus einem einzigen Block feinften weißen Kalkfteins gehauen, gibt uns ein weiteres Beifpiel für die künftlerifche Ausgeftaltung, die der ägypt. Bildhauer der Anbringung einer Beifchrift zuteil werden laffen konnte. Auf dem Sockel des Sitzbildes, der die Füße des Prinzen und feinen Seffel trägt, bleibt der vordere Teil der Oberfläche frei, und auf diefer find in den drei, die Füße umgebenden freien Seiten Schriftmaffen angebracht, in denen die Titel und der Name des dargeftellten Prinzen ftehen (Abb. 12). Die Schrift blickt nach rechts. An der rechten Seite beginnen zwei fenkrechte Zeilen die Titelfolge, an der linken fetzen zwei fenkrechte Zeilen fie fort, und vorn beendet fie ein wagerecht laufender Schriftblock. Hier nützt der Zeichner alfo in gefchickter Weife die in den Hieroglyphen gegebene Möglichkeit der fenkrechten und wagerechten Anordnung aus. In technifcher Hinficht ift die Ausführung bemerkenswert. Sie ift weder reine Bildhauerarbeit, noch eigentliche Malerei. Vielmehr ift die ganze Fläche des Schriftzeichens als Silhouette ausgehoben und dann mit einer farbigen Pafte gefüllt. Das kräftige Schwarz, Rot, Braun, Blau, Gelb und Grün der Füllungen tritt natürlich ftark aus dem weißen Kalkftein heraus und wirkt wie eine dort angebrachte Malerei. Als die dunkelrotbraune Bemalung der Füße noch erhalten war, ift ein folches farbiges Gegengewicht notwendig gewefen, wenn die Schrift nicht zur Bedeutungslofigkeit herabfinken follte. Der Bildhauer hat alfo die leuchtenden Farben

der Schriftbänder mit richtiger Empfindung für die Wirkung der Gesamt-Komposition angebracht, und einer Fläche des Kunstwerks Bedeutung verliehen, die keine selbständige Aufgabe in dem Aufbau des Ganzen zu erfüllen hatte.

Beischriften wie die eben ausführlich geschilderten sind von den Ägyptern grundsätzlich bei jeder wichtigeren Person angebracht worden, die in Grabwänden oder auf Grabsteinen dargestellt sind. Sitzt z. B. der Grabherr mit seiner Gattin vor dem Tisch mit den Speisen des Totenopfers, von

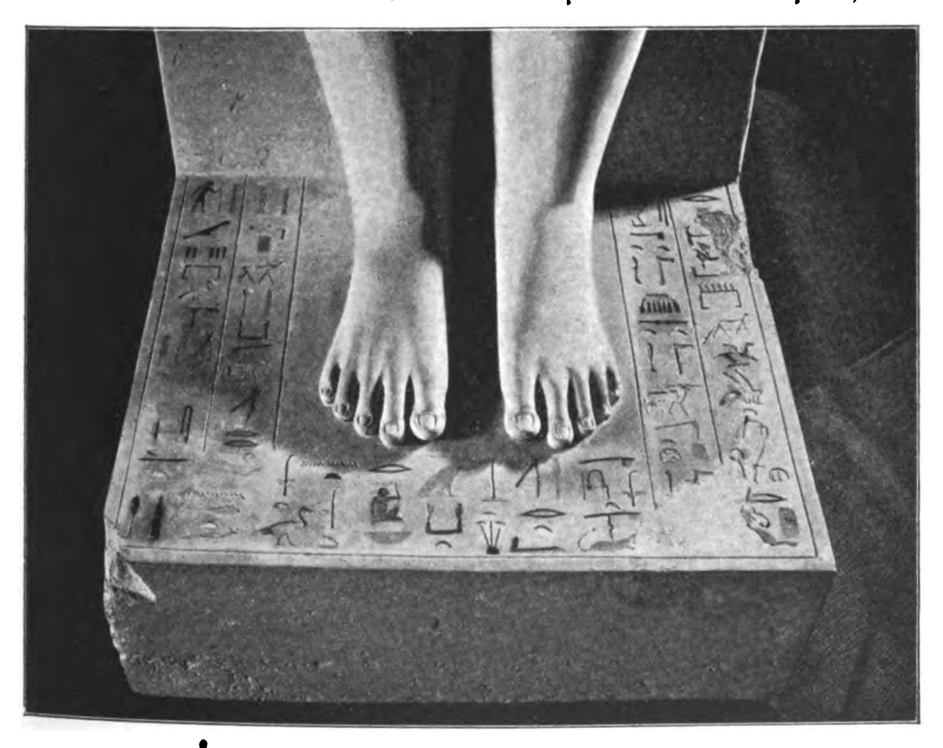


Abb. 12
Inschrift am Sockel der Statue des Prinzen Hem-On (Nr. 1962, Dyn. 4), mit bunten Pasten ausgelegt

denen sie zulangen, so steht über jedem von ihnen ihr Name mit Berufsbezeichnung, Beiwort oder Segenswunsch (vergl. Abb. 13). In der Grabkammer des Uhemka schreiten an den Wänden seine Angehörigen und Angestellten in langem Zuge auf ihn zu, um ihm ihre Gaben darzubringen. Vor oder hinter jeder Person steht eine senkrechte Schriftzeile, sodaß wir ihr Verwandschaftsverhältnis zu dem Grabherrn, ihren Beruf in seinem Dienste und ihren Namen erfahren. Diese Schriftzeichen füllen leere Flächen, die zwischen den Figuren bleiben, und wirken durchaus als Glieder der Gesamt-Komposition mit (Abb. 14). Ebenso ist es bei den Darstellungen von Schlachtern, die ein Rind zerteilen; auch über ihnen steht „Schlachter . . . .“ mit An-

gabe ihres Namens. Derartigen Beischriften verdanken wir eine überaus frische inhaltliche Belebung der Bilder; die stark bewegten, oft beinahe verzerrten Gestalten der Arbeiter ermuntern sich gegenseitig, fest zuzufassen oder fleißig zu sein. In manchen Fällen erwidert der Angerufene ganz bieder: „Ich tue nach Deinem Wunsche!“, aber in anderen beschimpfen sich die Leute mit nicht wiederzugebenden Ausdrücken, die wir aus unseren Grabungen von den heutigen Arbeitern ebenso kennen.

Eine Reihe von Steindenkmälern des Neuen Reichs aus einer Kapelle der 19. Dynastie (13. Jahrh. v. Chr.) bei Horbêt im Delta geben lehrreiche



Abb. 13
Uhemka und seine Gattin am Tisch mit den Opfergaben, von den Speisen zulangend. Relief in seiner Opferkammer, Altes Reich, bemalter Kalkstein

Beispiele für die Anbringung von Beischriften zu Personen. Ein Türsturz (Nr. 1890, Abb. 15) zeigt zweimal den betenden Prinzen Ramses-Meri-Setech, wie er vor seinem unter einem Baldachin thronenden Vater König Ramses II. betet. Vor dem König steht, geschickt in die freie Ecke eingepaßt, sein Name mit den beiden „Königsringen“. Bei dem Prinzen ist die Beischrift ausführlicher; in einer weniger vorbildlichen, aber bei der Symmetrie doch wirkungsvollen Verteilung sind diese Gestalten vollständig von Schriftzeilen umgeben. Diese nennen wiederum nur seine Titel, Beiworte und Namen, eingeleitet durch die Worte: „für die Seele des . . .“, die andeuten, daß hier ein Wunsch für den verstorbenen Prinzen ausgesprochen sein soll.

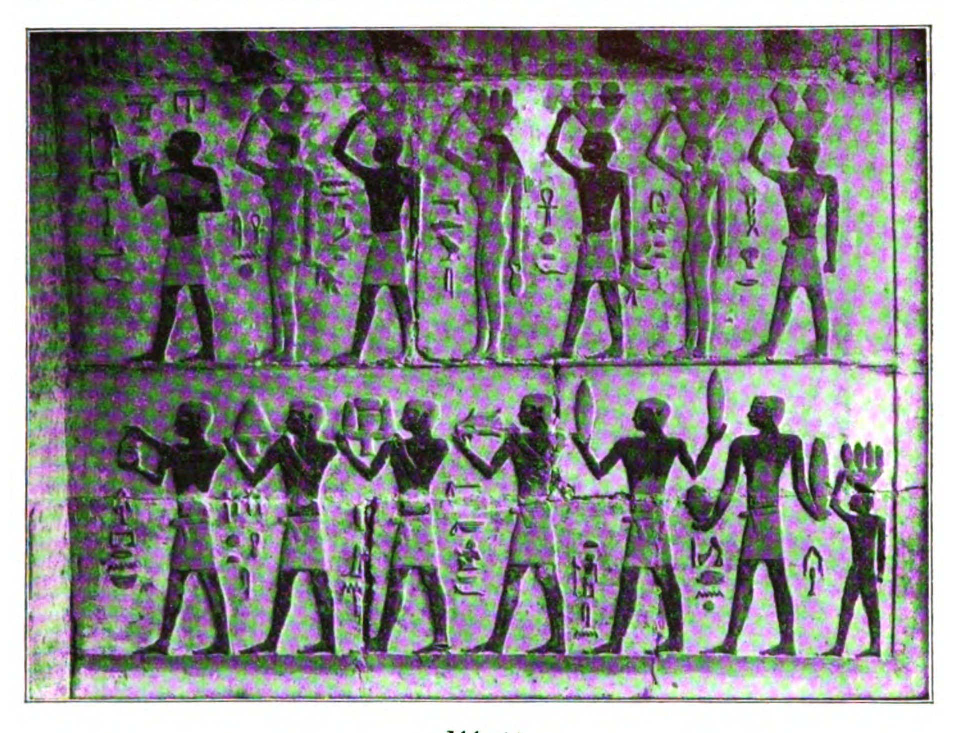


Abb. 14
Angehörige und Angestellte des Uhemka bringen ihm Gaben für sein Totenopfer. Relief in seiner Grabkammer, Altes Reichs, bemalter Kalkstein

Der schöne Denkstein des Offiziers Môse (Nr. 374, Abb. 17) aus Horbet enthält oben rechts und links und unten links zwar auch Beischriften zu den dargestellten Figuren Ramses II. und des Gottes Ptah, aber alle größeren Inschriften enthalten ausführliche Texte. Oben rechts wird die sich daneben vollziehende Handlung beschrieben: „Der König selbst gibt Gold und alle schönen Gegenstände des Königshauses an Mose, weil er zufrieden ist mit



Abb. 15
Türsturz aus Horbet (Nr. 1890, Kalkstein) mit Bildern Ramses II. und seines vor ihm betenden Sohnes

den Aussprüchen seines Mundes". Unten links steht, daß „Seine Majestät zu dem Heer spricht: ‚Möchtet Ihr doch dieses sehen und das tun, was Seine Majestät liebt, während Mose vor dem Pharao steht. Wie schön ist,

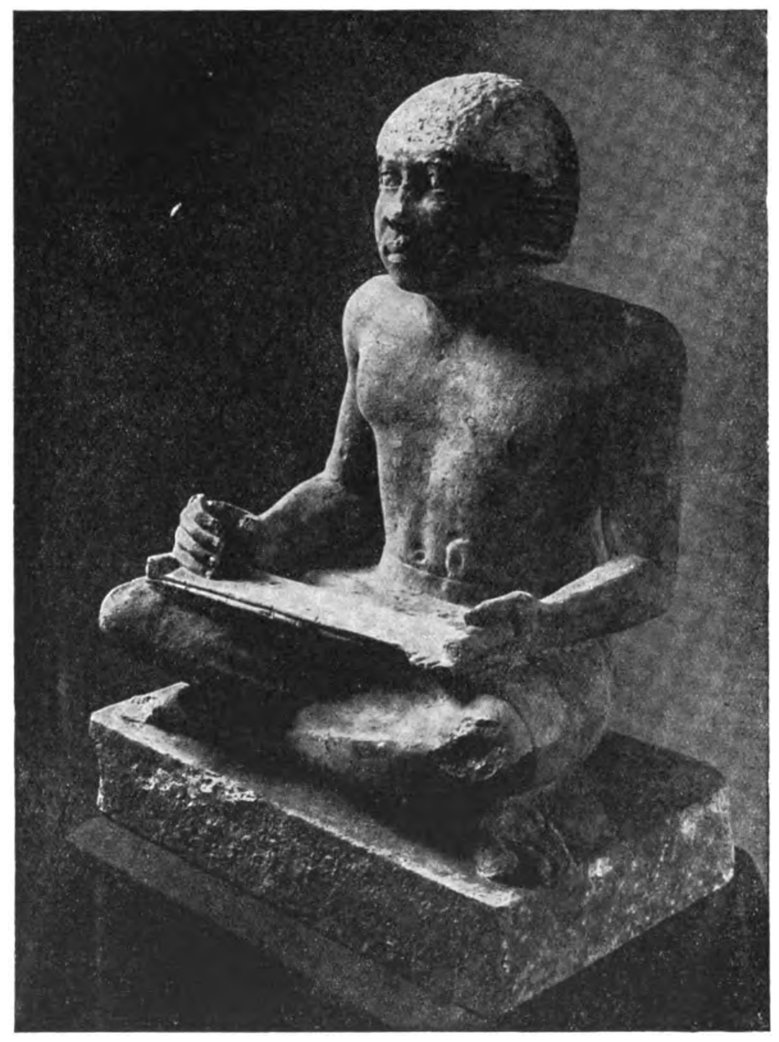


Abb. 16
Statue des Heti (Nr. 2407, Altes Reich, bemalter Kalkstein) als hockender Schreiber mit aufgerolltem Papyrus

was er getan hat!'" Der rechte Teil der unteren Inschrift lautet: „Das ganze Heer ruft, indem es seinen Herrn preist: ‚Du bist Re (der Sonnengott)! Du bist ganz wie er! Wenn du erscheinst, so leben wir, weil wir Dich sehen!'" Mit der Anbringung dieser Inschrift ist der Grundgedanke

fortgesetzt, dem wir bei den Bildern von Handwerkern im Alten Reich begegneten, daß nämlich in den Inschriften die Reden der dargestellten Personen wiedergegeben werden. Dasselbe Verfahren wird an Grabwänden des Neuen Reichs in noch größerem Umfange angewendet, und wir lernen dort beispielsweise die Trauergesänge kennen, die von den dargestellten Klagefrauen bei der Bestattung gesungen werden.

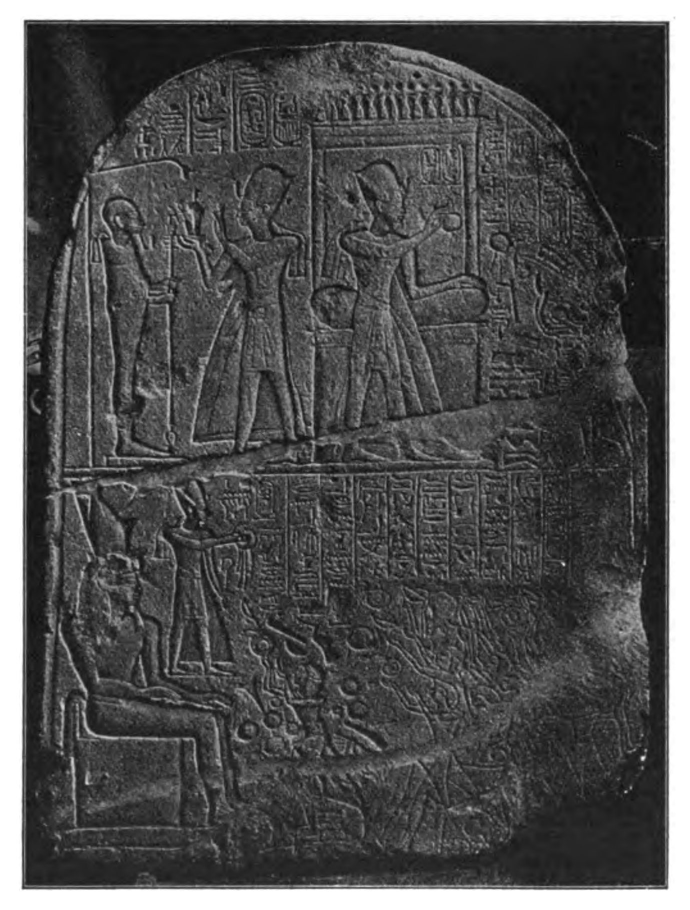


Abb. 17
Denkstein des Offiziers Mose aus Horbet (Nr. 374, Kalkstein) mit Überreichung des Goldes an Mose durch König Ramses II.

Für die Spätzeit (Anfang des 1. Jahrt. v. Chr.), die mit den künstlerischen Elementen des Neuen Reichs weiter arbeitet und sie mannigfach aus- und umgestaltet, greife ich als Beispiel für Beischriften und Schriftzeilen den hölzernen Denkstein der Frau Ta-Mut-anch (Nr. 2127, Abb. 20) heraus, den sie in einen Tempel des Sonnengottes von Heliopolis gestiftet hat. Der Denkstein zeigt ein Tempeltor, durch das man in das Allerheiligste hineinblickt;

die beiden Türpfosten desselben haben eine senkrechte Schriftzeile erhalten, durch die ihre architektonische Form betont wird. Im Allerheiligsten sieht man Bilder der beiden Hauptgötter stehen, vor denen die Stifterin betet. Da sie kleiner als die Götterfiguren ist, bleibt über ihrem Kopfe ein freier Raum, der beiderseits durch 4 senkrechte Schriftzeilen ausgefüllt wird. Das ganze Bild steht auf fünf wagerechten Schriftzeilen, die etwa die Hälfte des vorhandenen Raumes bedecken und so einen erheblichen Anteil an der Flächenfüllung übernehmen.



Abb. 18
Denkstein des Zi-Har-emow (Nr. 9, Kalkstein, saitische Zeit), oben abgerundet, mit Bildern und Inschriften

Ein anderer Grabstein, in saitischer Zeit (etwa 6. Jahrh. v. Chr.) von Zi-Har-emow errichtet, zeigt uns die übliche Einteilung derartiger Stücke (Nr. 9, Abb. 18). Die Aufteilung der Flächen ist so gemacht, daß oben Schrift, in der Mitte ein Bild und unten wieder Schrift steht, also ähnlich wie im Allerheiligsten bei dem eben besprochenen hölzernen Denkstein der Frau. In einzelnen ist die Lösung der Raumverteilung allerdings in anderer Weise gefunden worden, und zwar im wesentlichen deshalb, weil der Denkstein oben abgerundet ist und die senkrechten Schriftzeilen sich dem Verlaufe des Randes anpassen sollten. Die Schrift übernimmt in diesem Falle diejenige Aufgabe der Raumfüllung, die man in ähnlichen Fällen gelegentlich der geflügelten Sonnenscheibe anvertraut hat; dann steht in der Mitte der Rundung die Sonnenscheibe, während die Flügel schräg abwärts gestreckt sind und sich der Schwingung des Umrisses einfügen.

Reliefs von ptolemäischen Königen in ägyptischen Tempeln pflegen im wesentlichen ebenso ausgeführt zu sein, als ob sie unter den großen Pharaonen des Neuen Reichs angefertigt wären. Die griechischen Herrscher des Landes erscheinen völlig als Ägypter und bringen den alten Göttern des Niltals ihre Opfergaben dar. Die Wand eines ptolemäischen Heiligtums, das wir in unserem Tempelzimmer wieder haben aufbauen können,

ist in zweifigurige Bilder aufgeteilt, die jedes Mal das Opfer des Pharao vor einem bestimmten Gotte darstellen. Wie üblich steht vor dem König eine Beischrift, die diese Handlung erklärt, also etwa (in dem auf Abb. 19 rechts sichtbaren Bilde): „Darbringen von Weihrauch und Wasser". Der Raum über dem Kopfe des Königs und des Gottes wird durch senkrechte Schriftzeilen gefüllt, die sich in verschiedener Richtung gegenüber stehen.

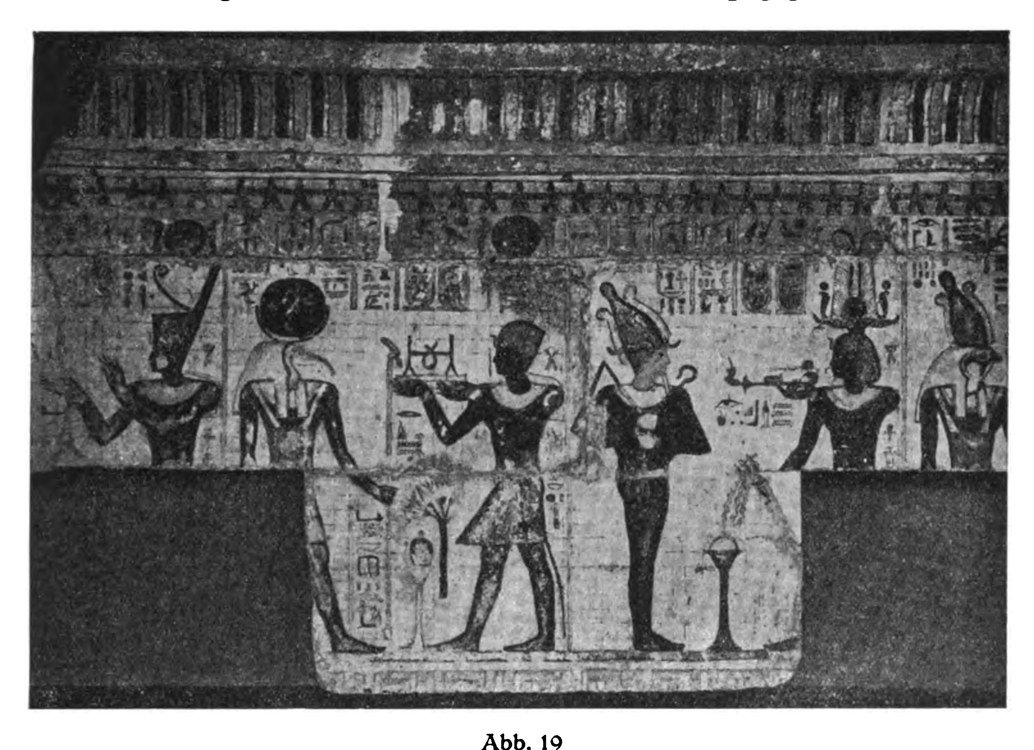


Abb. 19

Tempelwand Ptolemaios I. (Nr. 1883, gemalter Kalkstein) mit Opfer des Königs vor Osiris (Mumie) und Thot (Ibiskopf mit Mond)

Über dem nach links blickenden König stehen in zwei ebenfalls nach links gewendeten Zeilen die Namen des Pharao, wie sonst in die „Königsringe" eingeschlossen. Über dem nach rechts blickenden Gotte stehen, ebenfalls nach rechts blickend, einige senkrechte Zeilen, die zunächst eine Rede des Gottes an den König enthalten wie: „Ich gebe Dir das Königtum des Re (des Sonnengottes)", dann die Namen des Gottes. So wirken auch in diesen Tempelbildern die in Blöcken angeordneten Schriftzeilen als selbständige Elemente neben den Figuren, dem Altar mit den Opfergaben, dem oben entlanglaufenden Himmel mit den Sternen und endlich mit der das Ganze krönenden Hohlkehle zusammen, um das reizvoll bunte, teppichartige Bild zu ergeben, das uns entgegentritt. Würde man die Schrift völlig aus diesen bemalten Reliefs verbannen, so gäbe es für keinen Zeichner eine Möglich-

keit, die gleiche Wirkung durch rein figürliches oder ornamentales Beiwerk zu erzielen.

Alle bisherigen Beispiele waren den Hieroglyphen entnommen, d. h. der monumentalen Schrift, die gemeißelt oder gemalt, aber jedenfalls immer

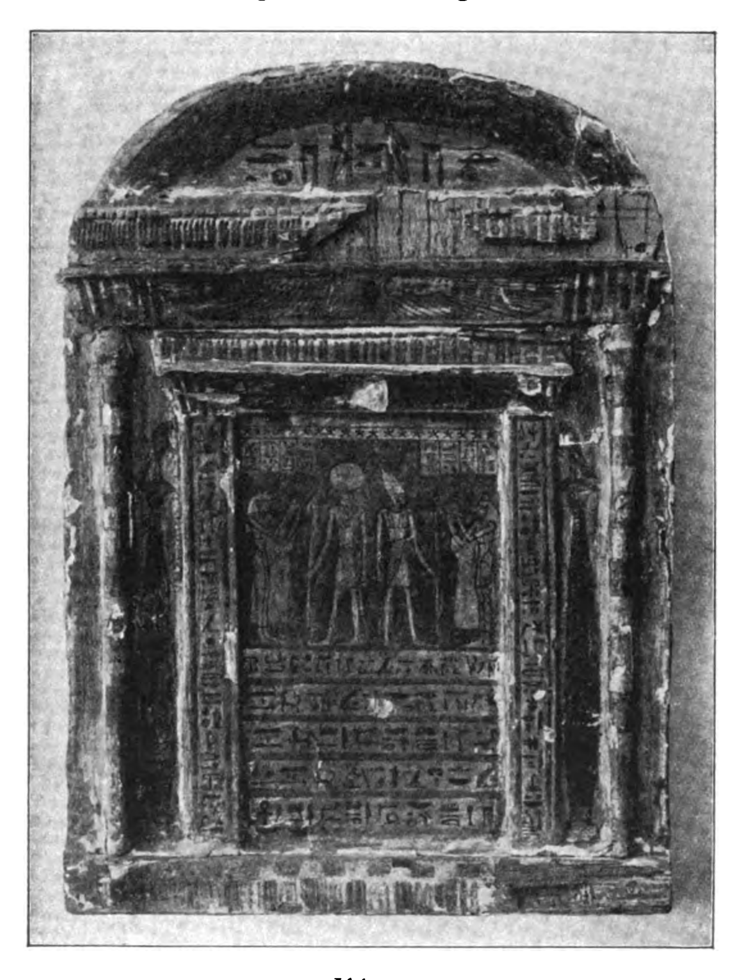


Abb. 20
Denkstein der Frau Ta•Mut•anch (Nr. 2127, bemaltes Holz) mit Gebet der Frau vor Göttern im Allerheiligsten

mit dekorativer Absicht an ihre Stelle gesetzt ist. Ich möchte nun von der ägyptischen Schreibschrift sprechen, deren Entwicklung und Verwendung uns in den erhaltenen Denkmälern häufig entgegentritt. Eine unserer schönsten Statuen des Alten Reiches, von denen die meisten den schreitenden oder sitzenden Mann darstellen, führt uns einen Grabherrn mit untergeschlagenen Beinen am Boden hockend vor (Nr. 2407, Abb. 16). Er hält mit den

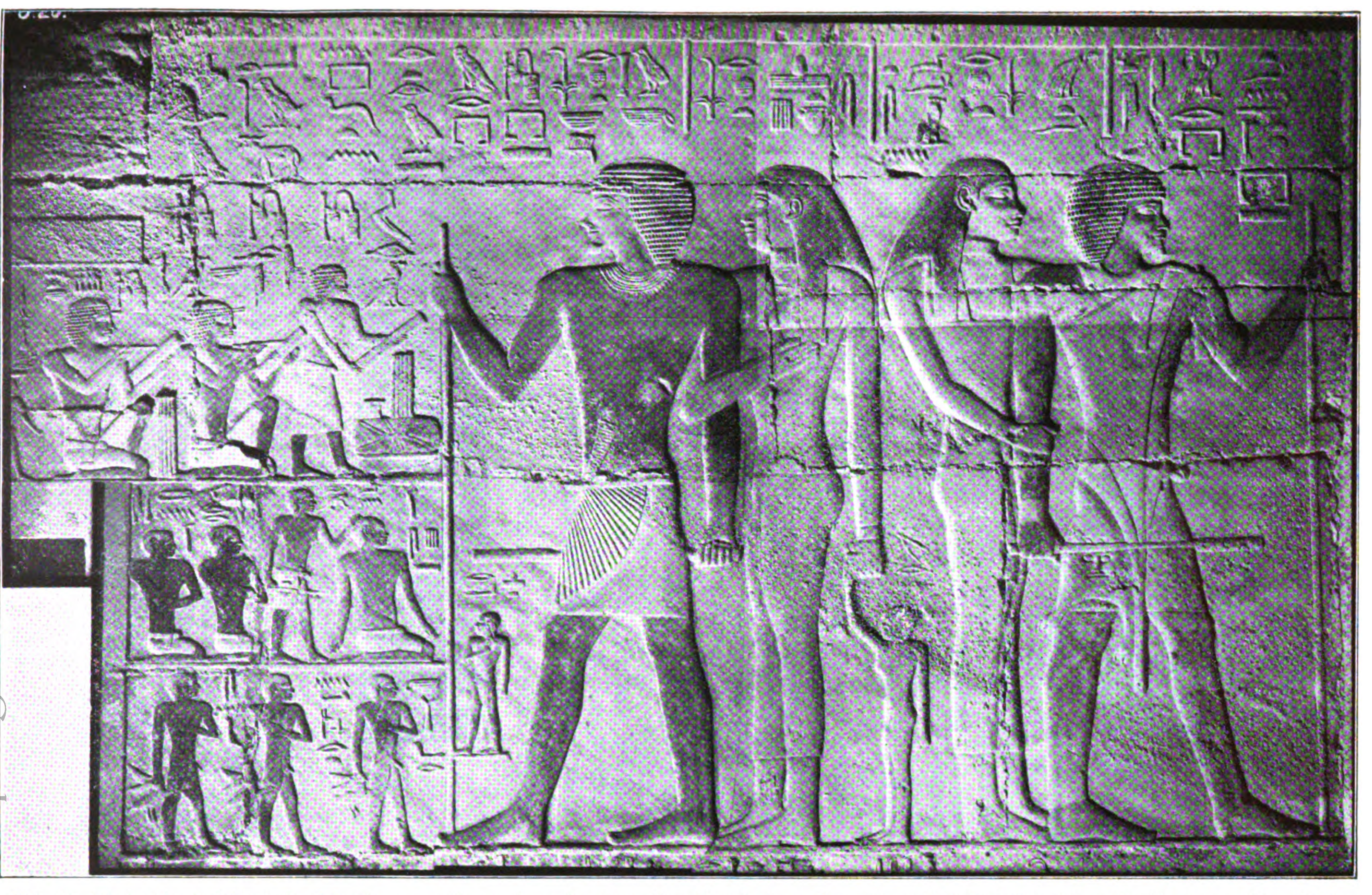


Abb. 21. Uhehemka besichtigt die Schreiber, von denen der erste einen Bericht auf einem Papyrus vorliest (Relief in seiner Grabkammer, Altes Reich, bemalter Kalkstein).

Händen die ein wenig geöffnete Papyrusrolle fest und schreibt mit der Rechten auf ihr seine Zeilen, die wir uns in dieser Zeit des Alten Reichs noch senkrecht laufend zu denken haben. Die Binse, mit der er schreibt, fehlt heute; sie war vielleicht einst durch einen Metallstab angedeutet. Der Dargestellte war ein vornehmer Mann namens Heti, nicht etwa ein untergeordneter Angestellter; er hat es als einen Vorzug betrachtet, lesen und schreiben zu können, und hat sich gewiß nicht ohne Stolz auf seine Fähigkeit in der Haltung eines Schreibers darstellen lassen, wie es auch bei anderen Vornehmen des Alten Reiches geschehen ist. Auch der oben schon genannte Uhemka, der sich die in unsere Sammlung überführte Grabkammer hat arbeiten lassen, war ein „Schreiber", d. h. ein im Bürodienst erfahrener Beamter, und zwar war er Vorsteher der Schreibstube eines Prinzen, also etwa sein Verwaltungsdirektor. Uhemka ließ in den Reliefs seiner Grabkammer ein Bild festhalten, das den Betrieb seiner Schreibstube in dem Augenblick vorführt, in dem er sich über die Ablieferung von Herden Bericht erstatten läßt (vergl. Abb. 21). Der Oberschreiber liest aus einem Papyrusblatt seine Angaben über die Zahl der abgelieferten Tiere vor; neben ihm steht ein Aktenkasten mit fünf weiteren Papyrusrollen. Hinter ihm hocken zwei Schreiber in der heute noch im Orient zu beobachtenden Haltung am Boden und machen emsig Aufzeichnungen auf ihre Papyrusblätter, von denen weitere zwischen ihnen stehen; Ersatzbinsen haben sie hinter das Ohr gesteckt.

Das Gerät des Schreibers ist in Inschriften des Alten Reichs oft als Hieroglyphe abgebildet; es war das Schriftzeichen für „Schreiber, Schreiben, Schreibwesen" und ähnliches. Es besteht im wesentlichen aus einer Dose für die getrockneten Binsenstengel, einem Beutel für die Farbe und einer Holzplatte, auf der zwei Näpfe für die schwarze und die rote Farbe eingetieft waren. Gut gezeichnete Hieroglyphen lassen die Form des Gegenstandes genau erkennen. Im Neuen Reich hat sich die Form des Schreibgerätes geändert. Es ist ein flacher hölzerner Kasten geworden, in den eine Dose für die Binsen eingearbeitet ist (vergl. Abb. 22). Mit diesem Werkzeug

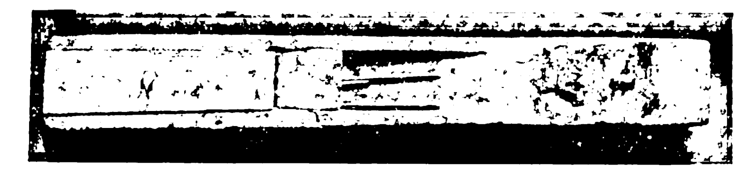


Abb. 22. Schreibgerät mit Binsen in schwarzer bezw. roter Farbe (Nr. 1598, Holz, Neues Reich)

haben die Ägypter bis in die späteste Zeit hineingearbeitet; nur hat man unter den Ptolemäern in den letzten Jahrhunderten v. Christi Geburt die dicke Binse durch ein zugespitztes Rohr ersetzt; deshalb werden die in der älteren Zeit dicken Schriftzüge von da ab fein und dünn. Die Verwendung der Wachstafel, die wir in unserem Pult mit dem Schreibgerät auch ausgestellt haben, gehört erst in die griechische Zeit; sie arbeitet nicht mit Farbe, sondern mit einem zugespitzten Metallstift, der die Buchstaben in die Wachsfläche einritzt.

Unser Pult enthält auch von den Erzeugnissen ägyptischer Schreiber charakteristische Proben. Da ist aus dem Mittleren Reich ein Sargbrett mit Totentexten, die in senkrechten Zeilen die Fläche bedecken (Nr. 1597). In schwarzer Schrift sind die Sprüche aufgeschrieben, in roter die Überschriften der Kapitel. Daneben liegen Scherben von Krügen (Nr. 1595), auf die ein Schreiber des Neuen Reichs die Angabe des Inhalts gesetzt hat: Wein von diesen oder jenen Weingärten, Öle von der und der Art, usw.; den dicken, kräftigen Schriftzügen sieht man es an, daß sie von einem gewandten Berufsschreiber mit der Binse sicher hingesetzt sind. Weniger erfreulich ist ein großer Papyrus (Nr. 2128) mit Texten aus dem Totenbuch. Es ist Fabrikware, in einer Werkstatt von berufsmäßigen Abschreibern schlecht und verständnislos hergestellt. Auf mehrere Seiten Schrift in wagerechten Zeilen folgt immer eine Gruppe von Bildern aus dem Totenreich, die zu den daneben gehörenden Sprüchen gehören. Die in den Texten erwähnten Götter oder Vorgänge des Jenseits sind in den Bildern dargestellt, Schrift und Abbildung greift ineinander — wir haben also die illustrierte Handschrift hier schon ausgebildet, eine Kunstform, die uns aus dem Mittelalter so prachtvolle Beispiele überliefert hat.

Ein Papyrus wurde gerollt dem Toten im Sarge mitgegeben. Wir haben aber auch Beispiele dafür, daß man die Stoffbinden, die man um die Mumie wickelte, mit Schrift bedeckte. Unser Pult mit den Erzeugnissen ägyptischer Schreiber enthält auch ein Stück (Nr. 1349) eines solchen Leinenbandes, auf dem seitenweise die notwendigen Totentexte in wagerechten Zeilen hieratischer Schrift angebracht sind. Daneben ist ein Papyrusblatt mit griechischer Schrift (Nr. 1344) ausgestellt, wie es im Altertum als Urkunde ausgefertigt oder als Brief verschickt worden ist. Die Griechen haben hierin die ägyptische Schreibtechnik vollständig übernommen, in den zierlich geschriebenen Buchstaben leise verändert nur durch den Gebrauch der Rohrfeder.

Hiermit sind wir schon aus der ägyptischen Welt heraus in die griechische gekommen, die auf das Niltal in jeder Hinsicht umstürzend eingewirkt hat. Die Grundlinien der ägyptischen Kunst sind völlig andere als die der griechischen, und durch die Einwirkung des griechischen Geistes wurde der einheimischen Formengebung auf allen Gebieten des Handwerks in Ägypten der Boden entzogen. Das äußerte sich auch in der Verwendung der Schrift, für die alle großen Absichten und eine lange Überlieferung verloren gingen mit dem Augenblick, in dem der ägyptische Stil durch den griechischen ersetzt war. Die völlig veränderte Auffassung von der Bedeutung der Schrift bei den Griechen zeigt sich in den wenigen und künstlerisch bedeutungslosen Inschriften, die wir auf unseren griechischen Denkmälern aus Ägypten haben. Die zahlreichen Gegenstände von griechischen Kunstgewerblern, die gerade unsere Sammlung aus Werkstätten griechischer Zeit aus Ägypten besitzt, sind ausschließlich mit figürlichem und ornamentalem Schmuck ohne jede Beteiligung einer dekorativen Schrift gearbeitet.

Ich habe im vorstehenden die künstlerischen Werte, die in der ägyptischen Schrift und ihrer Verwendung liegen, absichtlich stark herausgehoben gegenüber allen ihren übrigen Eigenschaften, die nur auf den ägyptischen Schrift-

arten als einem Verftändigungsmittel beruhen, weil ich annehme, daß diefe Fragen für Menfchen der Gegenwart befonders intereffant fein werden, die fich mit dem Problem der Schrift in der Kunft auch fchöpferifch abzufinden haben. Die Rolle, die den Ägyptern als Träger einer künftlerifchen Geftaltung der Schrift für die ganze Gefchichte des Schreibwefens zugefallen ift, muß in dem Pelizæus-Mufeum in Hildesheim befonders einleuchtend zur Auswirkung kommen, da in ihm der Schwerpunkt der Sammlung nicht auf der kulturgefchichtlichen, fondern auf der kunftgefchichtlichen Seite liegt.

Japanifche Literatur zum Schreib- und Buchwefen.

Schon in Nr. 1 der Zeitfchrift für Buchkunde habe ich Seite 14 (1914) darauf hingewiefen, daß der ferne Often dem Schreib- und Buchwefen in feiner Literatur immer große Aufmerkfamkeit gefchenkt hat, fo daß eine ganze Reihe von Büchern über diefes Gebiet der menfchlichen Kultur erfcheinen konnte, während anderen Ländern all das, was mit dem Schreiben zufammenhängt, als nebenfächlich oder felbftverftändlich behandelt wurde und fo gut wie keiner Darftellung in der Literatur gewürdigt wurde.

Aus einem Sammelwerk von 30 Bänden findet fich der erfte Band vor mit dem Titel „Kozu-Ru ju“ oder Geordnete Sammlung von alten Bildern, und zwar enthält der vorliegende Band Bilder über Schreibmaterialien. Der Verfaffer heißt Takashima Chiharu. Er fcheint ein fehr gelehrter Herr gewefen zu fein. Im Buche befinden fich zwei Vorworte von anderer Seite aus den Jahren 1822 und 1823. Darin kommt zum Ausdruck, daß zur damaligen Zeit in Japan ein lebhaftes Intereffe für Altertumsforfchung beftand.

In der Einleitung fagt der Verfaffer, daß er alles nach Arten gefammelt habe, nur die Pinfel ftammen vorzugsweife aus einer Zeit, der „Tempe“-Zeit (730—748). Die Sammlertätigkeit habe fich auch auf befonders berühmte ausländifche (China und Korea) Stücke erftreckt (da es damals noch keinen Verkehr mit Europa gab!). Die Abbildungen beginnen mit dem großen Pinfel mit der Jahreszahl 1185; er wurde von einem japanifchem Priefter-Kaifer (Ho-wo) benutzt bei der Darftellung des Großen Buddha (Daibutfu) in Nanto (Nara). Er ift ungefähr 60 cm lang und 15 cm dick. Dann folgen Hornpinfel (eigentlich Zeigeftift oder Brieföffner) und Tufchreibfteine. Bei jedem Gegenftand ift der Name des Befitzers angegeben. Weiter finden wir Tufchtifche und Tufchkäften; ferner Tufchen, Tufchhülfen, Steingewichte, Wafferkännchen, Meffer, Pinfelhalter und Papier. Auf dem 9. Blatt fällt befonders ein Tufchtifch auf, der Tufchreibftein, viele Pinfel, künftlerifche Wafferbehälter, alfo eine ganze Schreibgarnitur enthält. Es ftammt aus dem Bild vom Tempel Yakushiji in Südftadt oder Nara. Nun werden noch alle Formen von Briefumfchlägen dargeftellt, auch Bucheinbände, Bambuseinbände, Päffe und Lofe.

Anfchließend folgen die Gegenftände zur Aufbewahrung von Schriftftücken, wie eine Tafche, Kaften für Briefe, alte Schreibtifche, Schreibfchränke, Wagen zur Beförderung von Büchern. Den Schluß bilden einige Siegel.

(Fortfetzung folgt.)



Tafel zu Otto Plassbergs Abkürzungsſyſtem.

Übertragung der Tafel.

1 Nicht in der Arbeit und nicht in der Ruhe, nicht bei Geſchäften und nicht bei der Erholung, nicht in der Öffentlichkeit und nicht im Hauſe,

2 nicht in Staats- und nicht in Privatgeſchäften kann ich länger ohne deinen lieben und liebenden Zuſpruch ſein."[1]) Ein andermal:

3 „Von dir abgeſehen iſt, glaube ich, niemand weniger ein Schmeichler als ich, und wenn wir beide es zuweilen gegenüber irgend jemand ſind,

4 ſo ſind wir es gewiß nicht unter uns. So höre denn, was ich dir sans phrase ſage: liebſter Atticus,

3 ich will nicht leben, wenn mir — nicht zu Reden vom Tusculanum, wo ich mich ſonſt ſo gern aufhalte —

---

[1]) Att. I 17,6. [2]) XII 3,1.

6 nicht, wenn mir die Inseln der Seligen es aufwiegen, daß ich ſo viele Tage ohne
dich ſein muß." Bei dieſer ſchwärmeriſchen
7 Zuneigung iſt es ohne weiteres verſtändlich, daß Cicero gerade dem Atticus die
kleine Schrift von der Freundſchaft widmet,
8 und daß dieſes eins von ſeinen gelungenſten Werken iſt. Des Atticus Freundſchaft
zu Cicero war gewiß ganz anderer Art: ſie beruhte
9 auf den gemeinſamen geiſtigen Intereſſen und gewiß auch perſönlicher Sympathie,
die gerade durch die Verſchiedenheit der einander
10 ergänzenden Charaktere hervorgerufen ſein mochte; aber von Schwärmerei war ſie
durchaus entfernt. Dazu kannte
11 Atticus doch zuviel vom Leben, und dazu ſtand er mit zu vielen Menſchen auf
freundſchaftlichem Fuß. Aber gerade dadurch war
12 ſeine Freundſchaft wieder für Cicero wertvoll: der heißblütige Mann, der ſich ſo
leicht Feindſchaften zuzog, hat mehr als einmal
13 die ausgleichende Wirkung der Beziehungen des Atticus erfahren, und in mehr als
einem Falle iſt ſein Verhältnis zu andern normal geblieben,
14 weil Atticus zwiſchen beiden ſtand. Atticus hat Cicero viel genützt; aber Cicero
hat dem Freund doch *mehr* gegeben: ſein *Herz*.
15 Dieſe Briefe ſind nun alſo ein Dokument von einzigartigem Wert: ſie zeigen
uns einen antiken Menſchen in den verſchiedenſten
16 Lebenslagen ohne jede Aufmachung, ſie laſſen uns in die Tiefen ſeiner Seele blicken
und ihre zarteſten Schwingungen beobachten.
17 Sie haben alſo vor allem ein *pſychologiſches* Intereſſe. Wer ſie dagegen als
hiſtoriſche Quelle benutzen will, muß große
18 Vorſicht üben. Natürlich laſſen ſich hier und da ohne Bedenken gewiſſe Ereigniſſe
aus ihnen entnehmen, durch die unſere
19 ſonſtige Kenntnis der geſchichtlichen Vorgänge vervollſtändigt wird. Aber ſobald
man daraus entnehmen will, welche *Motive*
20 Cicero oder ſonſt jemand zu dieſer oder jener Handlung geführt haben, muß man
bedenken, daß es Augenblicksbilder ſind,
21 Momentaufnahmen von Stimmungen eines ſehr feinbeſaiteten, aber ebendeshalb
auch ſehr beweglichen und unſtäten
22 Gemüts, das *Grundſätze* ſeines Handelns gewiß oft mit Hilfe ſeiner Verſtandes-
bildung zu gewinnen bemüht iſt
23 und ſie auch wohl eine Weile feſthält, aber immer vermöge der in der *Willens*-
ſphäre vorhandenen
24 Unſicherheit in Gefahr iſt durch irgend ein Ereignis zum Zweifel an jenen Grund-
ſätzen gebracht zu werden — eines Gemüts
25 ferner, das mit einer ſehr lebhaften Phantaſie ausgeſtattet und daher ſehr geneigt
war ſich über Dinge, Menſchen
26 und — ſich ſelbſt zu täuſchen. Man kann daher ſagen, daß die Veröffentlichung
dieſer Briefe dem Andenken Ciceros geſchadet hat,
27 daß ſie ſeinen Feinden Waffen in die Hände gegeben haben, die oberflächlicher
Betrachtung ſcharf und unbeſieglich zu ſein ſcheinen,
28 es aber in Wirklichkeit nicht oder nur zum Teil ſind. Die gehäſſige Darſtellung,
die Drumann, und die einſeitig-
29 ungerechte, die Mommſen von Ciceros Charakter gegeben haben, beruhen eben
großenteils auf dieſen Briefen. Damit
30 ſoll durchaus nicht geſagt werden, daß Ciceros Charakter einwandfrei geweſen ſei;
aber wer uns ihn einmal voll
31 erſchließen will, der muß gerade um dieſe Briefe richtig benutzen zu können, ein
Hiſtoriker ſein von feinſtem pſychologiſchen
32 Verſtändnis, geſchult weniger an Bismarck oder etwa W. v. Humboldt, als an Kleiſt
und Hebbel.

Otto Plasbergs Abkürzungsſyſtem.

Von Dr. Wilhelm Ax.

Die beiliegende Tafel ſtammt aus dem Manuſkript Otto Plasbergs: Cicero in ſeinen Werken und Briefen. Im Winter 1923/24, dem letzten Semeſter eines arbeitsreichen, erfolggeſegneten wiſſenſchaftlichen Lebens, hatte Plasberg unter dieſem Titel eine öffentliche Vorleſung in Hamburg, ſeiner Wirkungsſtätte nach der Vertreibung aus Straßburg, gehalten. Das Manuſkript, das ſich bis ins kleinſte ausgearbeitet in ſeinem wiſſenſchaftlichen Nachlaß fand, beſteht aus 64 einſeitig beſchriebenen Blättern in der Größe von $16^{1}/_{2}\times 21$ cm. In dem Vorwort zu der Ausgabe dieſes Werkes[1]) iſt über das Abkürzungsſyſtem in knappen Worten geſprochen. Dieſe Darſtellung bedarf der Erweiterung, der ſchärferen Faſſung, teilweiſe auch der Berichtigung.

Die Bedeutung des Syſtems liegt in ſeiner Folgerichtigkeit, aus der die unbedingte Eindeutigkeit der Kürzungen hervorgeht, und in der knappen Gedrängtheit, die bei voller Wahrung der Deutlichkeit eine große Schreibflüchtigkeit verbürgt. Der Grundſtein, auf dem ſich das Syſtem aufbaut, iſt die Behandlung der Vokale: ſie bleiben entweder ganz fort, oder ſie werden durch die in der deutſchen Schrift für ſie charakteriſtiſchen Zeichen · ⌣ “ erſetzt. Sigel ſind vorhanden, aber ſie ſind nur ſelten. Für beſonders häufige Wortgruppen, wie Präpoſitionen, Artikel, Hilfsverben, ſind zum Teil ganz ſtarke Verkürzungen zugelaſſen, zum Teil werden auch ſie nach den üblichen Regeln der Vokalbehandlung gekürzt. Die Darſtellung des Syſtems auf den folgenden Blättern beſchränkt ſich faſt ganz auf Beiſpiele, die der beigegebenen Tafel entnommen ſind. Die Tafel verdanken Leſer und Verfaſſer der Liebenswürdigkeit der Kulturwiſſenſchaftlichen Bibliothek Warburg in Hamburg. — Der Darſtellung des Syſtems folgt ein Verſuch, die Herkunft der Kürzungsmethode aufzuhellen, ein Verſuch, der leider mit einem Fragezeichen wird abſchließen müſſen.

Die Vokale.

a.

a wird öfter geſchrieben als ausgelaſſen. Faſt in allen Fällen, wo es fehlt, handelt es ſich um ganz eindeutige Worte, wie 5 *ſhlt* = aufhalte, 21 *ebdshlb* = ebendeshalb, 21 *Momentſnhmn* = Momentaufnahmen, oder um oft gebrauchte, wie 24 *gbrcht* = gebracht, 6. 20. *dſs* = daß, 17. 20. *hbn* = haben; ferner fehlt es in oft vorkommenden Endungen: 12 *Fdschftn* = Feindſchaften, 25 *lbhftn* = lebhaften. Intereſſant ſind die drei Schreibungen: 26 *dhr* = daher, 17 *dggn* = dagegen und 19 *drs* = daraus, in denen das *a* des einſilbigen *da* ausgelaſſen iſt. Im allgemeinen wird dieſes *a* nämlich geſchrieben: 18 *da* 11 *dadch* = dadurch, 10 *dazu*, und die Auslaſſung in jenen drei Fällen beruht offenbar auf der Zuſammenſetzung mit anderen Einſilbigen,

[1]) Otto Plasberg, Cicero in ſeinen Werken und Briefen = Das Erbe der Alten, Zweite Reihe XI. Leipzig 1926.

die ein Mißverſtändnis ausſchließt. Beſonders charakteriſtiſch iſt es, daß zwar in Zeile 25 *dahr* = daher geſchrieben wird, aber in der folgenden Zeile heißt es nur noch *dhr*. Im übrigen bekommen die Einſilbigen ihr *a*: 2 *Staats*-, 3 *abgsh* = abgeſehen, 3 *als*, 4 *was*, 8 *Art*, 27 *sharf* = ſcharf, 32 *an*. Es wären dieſe Einſilbigen ohne *a* leicht unklar, wie auch manche mehrſilbige: 4 *sag* = ſage, 10 *abr* = aber, 6 *Tag* = Tage, 7. 9 *grad* = gerade, 10 *kant* = kannte, 13 *Fall* 13 *rfahr* = erfahren, 15 *also*, 16 *fmachg* = Aufmachung, 18 *lass* = laſſen, 24 *Gfahr*, 26 *gshadt* = geſchadet, 30 *gsagt*, 32 *twa* = etwa. Auf ſolcher Vorſicht, die ſich in dieſen Schreibungen zeigt, beruht auch das *a* in Fremdwörtern: 10 *Charaktr*, 2 *Privatgshftn* = Privatgeſchäften, 13 *normal*, 15 *antkn* = antiken, 25 *Phantasie*. Aber ſehr viele dieſer Beiſpiele zeigen doch, daß Plasberg gerade in der Verwendung des *a* nicht ſparſam geweſen iſt, daß er der Deutlichkeit halber auf Auslaſſungen verzichtet hat, wo ſie doch vielleicht berechtigt geweſen wären. Natürlich iſt in ſolchen Fällen das Urteil ſehr ſubjektiv, aber ich glaube 15 *1zgartgn* = einzigartigen, 16 *zartst*, 19 *sobald* wären auch ohne *a* eindeutig geweſen. Am deutlichſten ſcheint mir dies in Zeile 9 zu ſein, wo das *a* in einer ſo häufigen Endung wie *-sam* ſteht: *gm1sam* = gemeinſam.

ä fehlt in 1 *Gshftn* = Geſchäften (cf. 2 *Privatgshftn*) 24 *Grdstzn* = Grundſätzen, ſteht aber zwei Zeilen vorher in 22 *Grdsätze*. Ferner ſteht es 10 *Shwärmrei* und 6 *shwärmrishn* = ſchwärmeriſchen, 21 *unstät*, 23 *Willnssphäre*. Es bleibt aber doch auffällig, daß das *ä* überhaupt ſo oft geſetzt wird. Denn dieſer Vokal wird ja doch nicht ganz ausgelaſſen, ſondern durch " erſetzt oder angedeutet. Mit Hilfe dieſes Zeichens würde man ſelbſt *unstt* nicht falſch deuten können. Es mag aber bei dieſer Schreibung des *ä* die Vorliebe für das *a*, über die hier ein weniges zu ſagen iſt, mitſprechen. Die Vokale *i* und *u* können durch ˙ oder ‿ eindeutig erſetzt, angedeutet werden. Von *a*, *e* und *o* aber erſcheint *e* weitaus am häufigſten, ſodaß es ohne Bedenken in den allermeiſten Fällen fortbleiben kann: unwillkürlich ergänzt der Leſer an der Stelle fehlender Vokale ein *e*. Bei *a* und *o*, die nicht wie *i* und *u* erſetzt werden können, ergeben ſich dann eben die Schwierigkeiten, und es beſteht immer die Gefahr, daß der Leſer an ihrer Stelle das häufige *e* einſetzt. Daraus erwächſt dann die Notwendigkeit, in manchen Fällen das *a* zu ſchreiben. Und damit wird ſich die Scheu einſtellen, dieſen Vokal auszulaſſen. Nehmen wir dazu Plasbergs gewiſſenhafte Vorſicht, die ſich ja auch im Unſcheinbaren ausprägte, ſo wird man die häufige Verwendung von *a* und *ä* verſtehen. Dasſelbe gilt für *o* und *ö*, doch darüber unten mehr.

Bei *au* ergibt ſich ein einfaches und klares Bild: es wird niemals geſchrieben, ſondern ſtets durch den U-Haken ‿ erſetzt: 1 *Hs* = Hauſe, 3 *glb* = glaube, 10 *dchs* = durchaus, 19 *drs*. Von ſolcher Mittelſtellung aus iſt der U-Haken = *au* auch an den Anfang gekommen, und

ſo entſtehen die kurzen und dabei doch ſo charakteriſtiſchen Wortzeichen wie 18 *ſ* - aus, (13 *ſglchd* - ausgleichende), 9. 11 *f* - auf, (5 *fhlt* - aufhalte, 6 *fwg* = aufwiegen, 16 *fmachg* - Aufmachung), 9. 21 *ch* - = auch. Es ſteht im Anfang endlich auch als erſte Silbe mehrſilbiger Wörter: 20 *gblcksbldr* - Augenblicksbilder.

ai kommt nur einmal vor: 21 *fnbsaitt* - feinbeſaiteten und wird, wie zu erwarten bei ſeiner Seltenheit, ausgeſchrieben.

---

e.

e erſcheint in ſo zahlreichen Fällen, daß es ſich empfiehlt, das Material in drei Gruppen zu ordnen.

Das *e* im Anfang ſteht nur in zwei miteinander verwandten Fällen: 21 *ebdshlb* - ebendeshalb und 29 *eb* - eben. Es fehlt aber im übrigen ſtets. Zunächſt in den Präfixen *er*- und *ent*- 1 *rholg* - Erholung, 10 *rgzd* - ergänzenden, 13 *rfahr* - erfahren, 18 *reignis* - Ereigniſſe, 31 *rschliß* - er- ſchließen; 10 *nfrnt* - entfernt, 18 *ntnhm* - entnehmen. Dazu noch zwei Einzelfälle: 3. 4. *s* - es iſt nicht mißzuverſtehen, da ja das deutſche Schluß-*s* vorher etwas zu ergänzen zwingt. Und endlich noch 32 *twa* - etwa.

e am Ende fehlt ſtets, von einigen wenigen charakteriſtiſchen Fällen abgeſehen. Bei der Fülle der Beiſpiele möge es genügen Zeile 1—10 aus- zuziehen: 1 *Ruh*, *Hs*, 2 *ohn*, 3 *glb*, 3 *bd* - beide, 4 *hr*, 4 *sag*, 5 *fhlt*, 6 *Tag*, 6 *ohn*, 7. 9 *grad* - gerade, 10 *Charaktr* - Charaktere, 10 *mocht*, 10 *kant*. — 8 *bruht* muß = beruhte ſein, denn in 10 heißt es: „aber von Schwärmerei war ſie durchaus entfernt". Auch 25 *Ding* muß = Dinge ſein.

Geſchrieben wird das End-*e* in Fremdwörtern 4 *Phrase*, 9 *Sympathie* und in zwei zuſammengehörigen Fällen, nämlich hinter dem Zeichen / -ein: 7 *kl/e* = kleine, 12 *s/e* - ſeine. — An einer Stelle bleibt die Entſcheidung, ob am Schluß *e* anzunehmen iſt, zweifelhaft. Iſt in 13 *Fall* - *Fall* oder *Falle* ?

Aus beiden Gebrauchsweiſen, am Anfang und am Schluß, ergibt ſich eine ſtarke Neigung, das *e* fallen zu laſſen. Wie ſteht es mit *e* innerhalb des Wortes?

Da iſt *e* der Vokal, der ſchlechterdings ſtets ausgelaſſen wird. Die Bei- ſpiele ſind naturgemäß zahllos. Zeile 1—3 bieten überreichlich Material. 1 *dr* (4×), *Gschft* - Geſchäften, *Öfftlk* - Öffentlichkeit; 2 *Privatgschft*, *lgr* - länger, *lb* - lieben, *lbd* - liebenden, *andrmal*; 3 *abgsh* - abgeſehen, *nimd* - niemand, *wnigr* - weniger, *gg* - gegenüber, *rgd* - irgend.

Hier tritt wirklich einmal der Fall ein, wo die Ausnahmen die Regel beſtätigen: *e* wird geſchrieben in Eigennamen (32 *Hebbel*) und beim Doppel- vokal (16 *Seel* = Seele). Und in den beiden anderen Fällen 6 *Selg* - Seligen und 17 *Quell* = Quelle, wo die Stammſilbe ihren Vokal behält, meint man

wieder Plasbergs Vorſicht zu ſpüren. Denn ſonſt bekommen ja auch Stammſilben, die die Träger der Wortbedeutung ſind und beſonders klarer Behandlung bedürfen, nicht ihr *e*. Man vergleiche das allerdings häufiger gebrauchte Wort: 21 *brvgl,* = beweglichen. — Aus dem Geſagten geht hervor, daß 22 *Vstandsbldg* aufzulöſen iſt in Verſtan*des*bildung. Zweifeln kann man 8 *ls* eines oder eins.

ei, eu. Von den *e*-haltigen Diphthongen überwiegt *ei* bedeutend. Es wird ausgeſchrieben nur in 18 *reigniss* - Ereigniſſe und 30 *lndfrei* - einwandfrei. Sonſt wird es im Wortinnern durch den I-Punkt erſetzt: 1 *Arbt*, 13 *sglchd* - ausgleichende, 28 *ls·tg* - einſeitig, wie auch am Wortende 1 *b·* - bei, 6 *B·* - Bei, 30 *f·* - ſei.

eu findet ſich auf dieſem Blatte nur im Worte *Freund*; der Diphthong wird erſetzt durch ⌣ in Zeile 8. 11. 12. 14., nur in 7 ſteht einmal *Freundsch* = Freundſchaft.

---

i.

Ebenſo regelmäßig faſt, wie *e* fehlt, werden *i* und *ie*, die gleich behandelt werden, durch · erſetzt. Beiſpiele aus 3 Zeilen werden zur Erläuterung genügen:

14 *vl*, 15 *Ds* - dieſe, 15 *Bf* - Briefe, 15 *kzgartgm*, 15 *antk*, 15 *vskdst* - verſchiedenſten, 16 *Ss* = lieten, 16 *Schwngg* = Schwingungen.

i fehlt auch im Anfang von Wörtern. 3. 24 *·rgd* = irgend, 18 *·hn* - ihnen, 16 *·hr* - ihre, 23 *·mr* - immer, 30 *·hn* - ihn. Aber bei der Präpoſition *in* oder *im* ſchwankt der Gebrauch: Zeile 1 zeigt alle gebräuchlichen Fälle: *in*, *i* (aber auf der Zeile, im Gegenſatz zu *i* - iſt), *·m*.

Geſchrieben wird *i* in ſeltenen Wörtern und in Fremdwörtern im Innern und im Anfang: 6 *Insln*, 9. 17 *Intrss* - Intereſſen, 17 *hist* - hiſtoriſche (aber 31 *Historiker*) 9 *Sympathie*; doch wohl nur aus Verſehen in 4 *liebstr*, 25 *Ding* - Dinge.

Da *f·*, wie vorher unter *ei, eu* erwähnt, für *sei* verbraucht iſt, muß für *sie* das *f* allein genügen (10. 15. 17. 23. 27); dem ſchließt ſich dann *d* - die an (16. 18).

Über Beſonderheiten, wie *sd* - ſind, *·ll* - will und die Fälle, wo — *ich* — durch einen kleinen wagerechten Strich durch den vorhergehenden Buchſtaben erſetzt wird, wie in Zeile 2 in *I* - Ich, oder — *ich* — einfach fortfällt, wie in Zeile 1 *Nt* - Nicht, wird ſpäter zu ſprechen ſein.

---

o.

Bei *o* ergibt ſich die Schwierigkeit, daß es wegen ſeines ſeltenen Auftretens nicht ohne Gefahr des Mißverſtändniſſes ausgelaſſen werden kann, daß es aber auch weder in lateiniſcher, noch deutſcher Schrift ein charak-

teriſtiſches Zeichen beſitzt, durch das es vertreten werden könnte. Deshalb wird es ſtets geſchrieben. In Zeile 18—20 häufen ſich die Beiſpiele. 18 *Vorſt* -Vorſicht, *ohn*, 19 *sonstg*, *Vorgg* = Vorgänge, *vvollstdigt* = vervollſtändigt, *sobald*, *Motiv*, 20 *odr sonst odr*. Nur die Präpoſition *von* wird durch *v* allein ausgedrückt: 3. 7. 8. 10; aber ſchon *vom* wird wieder ausgeſchrieben in Zeile 11.

Da bei Erſetzung des *ö* durch " eine Verwechſlung mit *ä* möglich wäre, bleibt es: 1 *Öfflk* = Öffentlichkeit, 4 *hör* = höre, 23 *vmög* = vermöge, 26 *Vöfflg* = Veröffentlichung.

---

u.

u kann ja durch ſeinen Haken angedeutet und vertreten werden. Daraus ergibt ſich, bedenkt man die vorſichtige Handhabung des Syſtems überhaupt, daß der Vokal nur ſelten ganz fehlen wird. Es findet ſich dieſe radikale Auslaſſung auf unſerm Blatt auch nur bei der Präpoſition zu = *z* 5. 11. 20. 26. 27. 31. Wo dieſes *zu* aber in Zuſammenſetzungen erſcheint, da wird es wieder ausgeſchrieben: 2 *Zusprüch*, 7 *Zuneigg*, 10/11 *dazu*, 12 *zuzog*, oder es erhält wenigſtens den Haken: 3 *zwl* = zuweilen, 11 *zvl* = zuviel, 24. 28. *zm*. Dieſer Haken ſteht regelmäßig auch in der Endung *-ung* mit Fortfall des *n*: 1 *Rholg*, 7 *Zunigg*, 13 *Wrkg*, *Bzhg*, 16 *Smachg*, *Schwingg* = Schwingungen, 21 *Stimg* = Stimmungen, 22 *Ustandsbildg*, 27 *Btrachtg*, 28 *Darstllg*. Ebenſo wird die Präpoſition *durch* behandelt: 9. 24 *dch*, 10. 30 *dchs* = durchaus, 11 *dadch*, ferner das häufige *muss*: 6. 17. 20. 31 *mss*.

Aber im Anfang der Wörter heißt es ſtets 4. 15. 16. 30 *uns*, 18 *unser*, auch 21 *unstät*, 24 *Unsichht* = Unſicherheit, 27 *unbsigl* = unbeſieglich, 29 *ungrcht*.

Iſt bis hier das Bild einigermaßen deutlich, ſo wird es verwirrend, wenn man den Blick auf die übrigen *u* oder *ü* enthaltenden Wörter richtet. Dem Wort 10 *hvorgrf* = hervorgerufen ſteht in Zeile 29 *bruh* = beruhen gegenüber; es heißt 14 *grükt*, 31 *bntz* = benutzen, aber in 22 wieder *bmüht*; in 22 und 24 wird *u* erſetzt: *Grdstze* = Grundſätze, aber in 8 wird das *u* ausgeſchrieben: *glungnst* = gelungenſten. Das alles weiſt darauf hin, daß dem Erſatz des *u* doch trotz des Strebens nach Kürze ſich immer wieder Hemmungen entgegenſtellten, Hemmungen, die begründet ſind in dem Mühen nach unbedingter Deutlichkeit.

u = und z. B. 1. 2. 3. 13. 26. 27. 28 gehört zu den leichtverſtändlichen Abkürzungen.

Vokal + *n*.

Die Beſprechung des *u* hat ſchon gezeigt, daß auch das einem Vokal folgende und mit ihm die Silbe bildende *n* fehlen kann. Dabei ergab ſich, daß natürlicherweiſe im Anfang eines Wortes das *un* geſchrieben werden

muß. Dieſe Beobachtung wird durch andere Fälle, wo Vokal + *n* erſcheinen, beſtätigt: 2 *andrmal*, 9 *landr* = einander, 13 *andrr*, 26 *Andk* = Andenken; 10 *ntfrnt*, 19 *ntnhm*. Daß *an* und *en* auch in Fremdwörtern oder ſeltenen und unüberſichtlichen Worten wieder ausgeſchrieben werden, iſt verſtändlich: 4 *sans*, 15 *antk*, 22 *Vstandsbldg*, 25 *Phantasie*; 8 *glungnsh*, 23 *Wllnssphäre*. Ferner bei Doppel-*n*: 10 *kante*, 19 *Kntnis* = Kenntnis. Aber in allen anderen Fällen fallen *an, än, en* aus oder werden erſetzt. 1 *Öfflk*, 2 *lgr*, *lbrs*, 3 *nimd*, *rgd*, *jmd*, 7 *vstdl* = verſtändlich, 9 *Vshidh* = Verſchiedenheit, 10 *rgzd* = ergänzenden, 11. 14 *std* = ſtand, 13 *bglchd*. Hierher gehört auch das vorher bei *i* erwähnte *sd* = ſind. Sogar Diphthong +*n* können erſetzt werden: 8. 11. 12 *Frdsh* = Freundſchaft, *frdshftlm* = freundſchaftlichem. Aber in 14 ſteht das *n*: *Frnd*. (Schluß folgt).

Kurze Einführung in die Schrift der Toba-Bataks.

Die Batakſchrift iſt eine Buchſtabenſchrift, nach van der Tuuk aus dem älteren Indiſch entſtanden. Man ſchreibt ſie von links nach rechts.

a. — Träger der Vokale *e* ( ) und *o* ( ), zuweilen auch *u* ( ) ſowie der Vokale mit dem Auslaute ng: ang; eng; ing; ong; ung; wenn die Vokale keinen Konſonanten als Träger haben.

ba; be; bi; bo; bu; bang; beng; bing; bong; bung.

da; de; di; do; du; uſw.

dja.

ga.

ha.

i, als ſelbſtändige Silbe.

ja.

la.

ma.

na.

nga.

nja.

pa.

ra.

sa.

und ta.

u, als ſelbſtändige Silbe.

und wa.

Der Vokal *a* wird nach einem Konſonanten nicht geſchrieben: bada, radja, haha. — Bei geſchloſſenen Silben wird dem Konſonanten der Vokal genommen durch das Zeichen (pangolat), pat, sap, ngarnger, ngernger, ngutngut, pir, hot, tombak (*h* als Auslaut wie *k* geſprochen). Das Vokalzeichen für *i, o* und *u* ſteht alſo bei geſchloſſenen Silben hinter dem Schlußkonſonanten, zwiſchen dieſem und dem pangolat. — Silben, die mit dem Laut *ng* ſchließen, erhalten kein pangolat: langlang; leleng; langgung-gung; laëng; naing; sibong; igung; naung; saong. Mit einem Vokal beginnende geſchloſſene Silben ſchreibt man wie folgt: ampang; ernga; imbo; imbur; imbaru; ompu; umban.

Eigentliche Diphthonge kennt das Batakſche nicht, die Schreibweiſe von zwei aufeinanderfolgenden Vokalen ergibt ſich aus dem Vorſtehenden landjaan; laë; lai; sait; tao; saor; saudara; saut; aëk; ai; aos; ait; aïli.

Als Vokalträger dienen bei aufeinanderfolgenden Vokalen auch ja und wa. Das findet Verwendung nach *e* und *i*, mijan (ſprich mian) pejol (ſpr. pèol) pejut (ſpr. pèut). Das oder findet Anwendung nach dem Vokal *u* duwa (ſpr. dua) porbuwe (ſpr. porbùe) tuwit (ſpr. tu'it). Die Worte werden nicht nach ihrem grammatikaliſchen Bau ge-ſchrieben, ſondern nach dem Grundſatʒ der Bequemlichkeit: mar- olop - olop ſchreibt man nicht: , ſondern ma- ro- lo- po- lop ; mang - ingani ſchreibt man: ma- ngi- nga - ni . Die Worte und Sätʒe werden nicht voneinander getrennt, dagegen ſind die Kapitelabſchnitte durch die bindu gekennzeichnet bindu na metek genannt im Gegenſatʒ zu den bindu godang den Kopfleiſten der Kapitel-anfänge.

Mitteilungen.

Geschichte der erotischen Literatur. Unter diesem Titel hat Dr. Paul Englisch-Berlin im Verlag Julius Püttmann-Stuttgart, Eberhardstraße 10, in XIII Lieferungen ein Werk herausgebracht, das einen Vorgänger nicht hat und schon deshalb der Beachtung wert ist. Aber auch die Verborgenheit und Seltenheit dieser Literaturgattung rechtfertigt dessen besondere Erwähnung. Man darf es gern glauben, daß es keine kleine Aufgabe war, auch nur das zusammenzubringen, was hier zusammengebracht ist. Der Verfasser wollte keine Bibliographie schaffen, und doch ist er einer solchen weithin nahe gekommen. Jedenfalls findet, wer sich Rat holen will, überraschend viel Hinweise und Mitteilungen und kann dem Verfasser seine mühevolle, zeitraubende und nicht immer leichte Arbeit nur danken. In der Gesamtheit des Schrifttums ist dem Buch eine dauernde Stellung sicher.

Die Alt-Österreichischen Privatpressen. Über sie berichtet Regierungsrat Moriz Grolig, der Wiener Bibliotheksdirektor, im „Archiv für Bibliographie, Buch- und Bibliothekswesen", 2. Jahrgang 1927, in sehr verdienstvoller Weise. „Diese alten Pressen waren vor allem nicht auf die Erzielung eines Gewinnes durch die Unternehmer berechnet. Sie dienten den mehr oder minder idealen Bestrebungen ihrer Besitzer. Ihre Erzeugnisse wurden zur Zeit ihrer Ausgabe zumeist nicht in den Handel gebracht, sondern gewöhnlich verschenkt. Die Auflage war in den meisten Fällen klein, da diese Drucke eben nur zur Verteilung an einen beschränkten Kreis von Personen bestimmt war. Die überwiegende Menge dieser Druckschriften ist längst untergegangen." Diese wenigen Sätze genügen, um zu zeigen, daß sich Moriz Grolig mit seiner Arbeit einer Sache angenommen hat, die wenig bekannt ist, sodaß seine Ausführungen sehr beachtlich sind.

Professor Fritz Kuhlmann in Leipzig wurde am 17. August 70 Jahre alt. Die deutsche Schule verehrt in ihm einen ihrer ältesten und erfolgreichsten Vorkämpfer für eine zeitgemäße Umgestaltung des Zeichen- und Schreibunterrichtes. Als um die Jahrhundertwende die große Frage „Schule und Kunst" erörtert wurde, fanden solche Bestrebungen in dem Lichtwark-Kreise den nachhaltigsten Widerhall. Kuhlmann war es, der dem Zeichenunterrichte neue Ziele steckte und einen Weg aufzeigte, der den Bedürfnissen des Kindes entgegenkam und zugleich den künstlerischen Anforderungen gerecht wurde. Er gab dem Kinde die Freiheit, die der Stuhlmann'sche Schematismus nicht gewähren konnte, und pflegte Zeichnen als Ausdruck. Seine Darlegungen haben heute, obwohl ein Vierteljahrhundert seit ihrem Erscheinen verstrich, noch nichts an Kraft und Bedeutung eingebüßt. Es gibt wohl keine Schule in Deutschland mehr, in der nicht nach den Kuhlmann'schen Grundsätzen unterrichtet würde. Vom Zeichnen zum Schreiben war nur ein kleiner Schritt, der folgerichtig kommen mußte. Der Schule auch hier einen neuen Weg gewiesen zu haben, ist Kuhlmanns Verdienst. Es ist der einzige Weg, den die Arbeitsschule gehen kann und darf. Indem Kuhlmann den geschichtlichen Werdegang zugrunde legt und den natürlichen Rhythmus als formgestaltende Kraft einschaltet, hebt er den Unterricht auf künstlerische Stufe, weit über den Normalduktus hinaus, der nur ein Vor- und Nachmachen kannte. Die Hindernisse, die sich der Kuhlmann'schen Lehrweise heute noch entgegenstellen, werden morgen überhoben sein. Finnland führte den Schreibunterricht nach Kuhlmanns Grundsätzen bereits amtlich ein. Auf dem Wege, den Kuhlmann einschlägt, wird Schreiben wieder Kunst, Volkskunst im besten Sinne des Wortes. Seiner Lehrweise zum Siege zu verhelfen, bedeutet zugleich ein Stück Volkserziehung. Was Kuhlmann der deutschen Schule und damit dem deutschen Volke gab, verpflichtet des Bahnweisers an seinem Jubeltage in Dankbarkeit zu gedenken.

Aus Rußland. In Moskau erscheint bereits das fünfte Jahr ein Journal, das unbedingt einige Beachtung verdient. Es ist dieses „Der Drucker" (Pečatnik), das Organ des Zentral-Komitees und der Moskauer Abteilung des professionellen Vereins der Arbeiter der polypraphischen Werkschaften in S. S. S. R. Dieses Journal erscheint dreimal monatlich, und ständige Abonnenten erhalten halbjährlich gratis ein Büchlein von 6—7 Blättern mit einer großen Auswahl von Illustrationen: „Neuheiten auf dem Gebiete der polygraphischen Technik." — Rein äußerlich erweckt das Journal kein Vertrauen, die Ausstattung ist sehr mangelhaft und primitiv, die Umschlagzeichnungen wirken abschreckend, obwohl sie der heutigen Zeit dort entsprechen. Auch wirkt das Ganze uneinheitlich und unharmonisch, da jedes einzelne Heft eine andere Umschlagzeichnung hat, eine Maßnahme, die deshalb getroffen wurde, um möglichst viele russische Künstler sich betätigen zu lassen. — Inhaltlich erschließt sich uns in großen Zügen in unzähligen kleinen Artikeln die

Tätigkeit der verschiedensten Typographien, die Neuerungen und Abänderungen auf dem Gebiete des Setzwesens und der Technik überhaupt, das Schaffen und Wirken des professionellen Vereins, der die gesamte Druckarbeitermasse auf diesem Gebiete vertritt und sie zu einem großen Ganzen eint. Als Mittler zwischen der großen professionellen Vereinsorganisation und der Arbeitermasse fungieren die Delegationen, die aber ihre Tätigkeit richtig auszuführen noch nicht recht verstehen, und man ist bemüht, die verschiedenen Mängel abzuändern, hat auch schon die Bildung von Sektionen ins Auge gefaßt, die es ermöglichen sollen, sich intensiver mit allen wichtigen Fragen der einzelnen Abteilungen beschäftigen zu können. So ist und bleibt eine der wichtigsten Fragen im Leben der dortigen Arbeiter die der Arbeitslosigkeit, die von Jahr zu Jahr wächst und das Resultat der Krisis in der polygraphischen Industrie ist.

Über die Typographie „Wolodarski" in Petersburg wird ein längerer Artikel gegeben, wie bis ins Kleinste hinein für die Annehmlichkeiten des Arbeiters gesorgt wird und sie vor allem eine Bibliothek von 2200 Bände haben, in den Vitrinen immer die neuesten Bücher mit Rezensionen ausliegen und im Lesesaal die neuesten Zeitungen und Journale.

Verschiedene kleinere Artikel behandeln das Ausbildungswesen, das noch sehr mangelhaft zu sein scheint und einer eingehenden Prüfung unterzogen werden müßte. Am Anfang wurde sogar ohne jedes System unterrichtet, was jedoch 1926 zum Besseren abgeändert wurde. Daß man aber gerade auch auf kulturellem Gebiet bemüht ist Änderungen zu schaffen, zeigt der Artikel über den 7. Kongreß des Vereins für Kulturarbeit, dessen eine der Grundaufgaben gerade die ist, eine Vorbereitung zur professionellen Aktivität zu treffen und hierauf hin die Lehranstalten zu erweitern. Auf diesem Kongreß wird auch eingehend die Frage der Arbeitszeit behandelt, und man ist unbedingt gegen eine große Einschränkung der Arbeitszeit, die ja nur ein Sinken des Interesses an der zu leistenden Arbeit bezwecken würde. Auch wird das Pressewesen ziemlich grell beleuchtet und ungeachtet seiner Vorteile aufs schärfste auf seine Mängel hingewiesen, da es nicht genügend auf die Tätigkeit des professionellen Vereins eingeht und auch wenig die Gebiete streift, die die Masse interessieren. Auch läßt die Literatursprache zu wünschen übrig. Was diese letzte Sache angeht, so entnehmen wir aus einem weiteren Artikel, daß Mitte Januar ein Kongreß der Leser, Schriftsteller, Verleger und Bibliothekare tagte, der die Stellung dieser einzelnen Parteien zur alten und neuen Literatur beleuchten sollte. Diese Versammlung war eine Außerordentlichkeit in der Geschichte ihres Gemeinwesens, waren doch die Leser gekommen, um die Verfasser ihrer Bücher selbst zu hören, ihre Meinungen laut werden zu lassen und ihre Anforderungen an das Buch zu stellen. Der Verfasser wiederum kam, um mit seinen Lesern in direkte Fühlung zu treten und nach der unverhohlenen Kritik seine Schlüsse ziehen zu können. Es ist höchst interessant, die Meinungen dieser zwei verschiedenen Vertreter zu lesen, obwohl es sich auf ein ganz anderes Gebiet hin bewegt. Die Verleger enthielten sich ihrer Meinung, da sie sehr mit den Schwierigkeiten inbezug auf den Absatz der Bücher zu kämpfen haben.

Außer diesem Kongreß taten sich die Drucker in Grusien zu ihrem 6. Allgrusinischen Kongreß zusammen, in welchem hauptsächlich ein Referat über die Zentralverwaltung in Grusien gebracht und die Tätigkeit des verflossenen Jahres beleuchtet wurde. Es ist dort viel geleistet worden, und in Tiflis besteht der bestorganisierte Druckerklub des Gebiets.

Tom Bell bringt einen langen Artikel über die Tagung des 71. Kongresses der Druckervereinigung in Amerika in Colardo-Spring. der fünf Tage währte, der aber zur Stärkung des Vereins und zur Vorbereitung des Kampfes gegen die zu kämpfenden Schwierigkeiten ziemlich nichts gezeitigt hat. Wie immer traten sich auf diesem Kongreß die beiden mächtigsten Parteien — die Juoneten und die Progessisten — feindlich gegenüber, die schon lange um die Machtstellung im Verein kämpfen, weil beide starke Organisationen in allen örtlichen Abteilungen haben. Ungeachtet ihrer Prinzipien unterscheiden sie sich faktisch sonst nur wenig voneinander. Einigermaßen wichtig war außerdem die Bewilligung der Arbitrage mit der amerikanischen Assoziation der Zeitungsverleger aller großen Zeitungen im Lande. — Was sonst noch das Wirtschaftsleben anbelangt, so verdient noch der Artikel „20. Jahrestag der 1. allrussischen Konferenzen der Drucker vom 15.–23. April 1927" Beachtung. Der Gedanke einer allrussischen professionellen Vereinigung der Drucker kam schon 1905 auf und ging von Petersburg aus. Der Druckerverein dort arbeitete ein Projekt einer allrussischen Vereinigung der Arbeiter des Druckerhandwerkes aus und bemühte sich, eine Vereinigung mit den anderen größeren

Städten durch Filialen ihres Vereins zu erzielen, was jedoch vollkommen mißlang. Etwas später im selben Jahre sandte Moskau seine Delegationen in die großen Städte, um eine Verbindung mit den anderen Druckereivereinigungen herzustellen und auch neue Vereine zu organisieren, wo es solche noch nicht gab. Aber auch diese Bemühungen blieben erfolglos. Die allgemeine Wirtschaftslage gestaltete sich allmählich aber derart, daß ein alle umfassender Verein notwendig wurde und so das Organisationsbüro nach der Initiative des Moskauer Vereins gegründet wurde, welches sofort eine allrussische Konferenz einberief und aktiv alle die ihr gestellten Aufgaben erfüllte. Diese Konferenz tagte 1907 in Helsingfors mit 65 Vertretern von 57 verschiedenen Vereinen aus ganz Rußland. Es wurde auch die Bestimmung getroffen, ein Journal des Zentralorgans der Drucker herauszugeben. Die Versuche des Zentralrats jedoch, alle erörterten Bestimmungen ins Leben einzuführen, stießen auf unüberwindliche Hindernisse, so daß der Zentralrat schon im Herbst 1907 seine Tätigkeit einstellen mußte. Aber dessen ungeachtet hatte diese professionelle Bewegung 1905–1907 eine große Bedeutung nicht nur für die Drucker im Kampfe für die Verbesserung ihrer Lage, sondern auch in der allgemeinen politischen Bewegung der Arbeiterklasse Rußlands.

Außer diesen rein werkschaftlichen Erörterungen gibt uns der Pečatnik eine Reihe anderer Artikel, das Fachwissenschaftliche betreffend. So gibt uns der Artikel „Die gegenwärtige Typographie in China" einen netten Überblick über Druckerei und Buchbinderei der „Commercial-Preß A.-G.", des größten und interessantesten Betriebes der chinesischen polygraphischen Industrie. Die „Commercial-Preß" existiert schon 30 Jahre, beschäftigt 3500 Arbeiter, 30 Redakteure, Gehilfen, Übersetzer, auch arbeiten dort Gelehrte, und auf 100 Arbeiter entfallen 30 Leute mit Universitätsbildung, bestehend aus Japanern und Europäern. — Die Bearbeitung in der Typographie mit Ausnahme der chinesischen Setzerei, deren Abteilung äußerst interessant ist, da es ja eine Setzmaschine für chinesische Schrift noch nicht gibt, geschieht nach heutigem Muster. Der größte Teil der Maschinen sind englisch-amerikanischen Fabrikats. Sehr gut ist die lithographische Abteilung mit den Offsett- und Aluminium-Maschinen. Die zinkographische Abteilung ist die einzige Stelle in China, wo man dreifarbige und hydrographische Karten drucken kann, außerdem befindet sich dort eine Kamera (die zweitgrößte der Welt), mit deren Hilfe man das Faksimile ohne Negativ aufs Papier bekommt. —

Das Maiheft des „Petschatnik" scheint ausschließlich mit einigen kleinen Abweichungen — so bringt Kubikow einen interessanten Artikel über Rußland in der Auslegung von Gleb Uspenski, einem beliebten Schriftsteller — dem Pressewesen gewidmet zu sein, was darauf zurückzuführen ist, daß die „Prawda" (Wahrheit) auf ein 15jähriges Bestehen zurückblickte und ihrer nun vor allen Dingen im weitesten Maße gedacht wird. Die Geschichte dieser Zeitung ist die Geschichte des Kampfes der Arbeiterklassen für ihre Freiheit und für die Diktatur des Proletariats, erschien 1912 als Muster der „klassenunversöhnlichen, revolutionär-marxistischen Zeitung" und spielte als Agitator und Propagandist eine ausschließliche Rolle in der Organisation der Arbeiterklasse. Sie vertrat die Meinungen der Arbeitermasse bis ins kleinste hinein und steht an der Spitze der kommunistischen Presse. Wenn man hier die Geschichte der proletarischen Presse hineinflechten will, so beginnt sie mit dem Jahre der Herausgabe dieser „Prawda", der schon 1910 die „Swesda" (Stern) vorausging. Natürlich damals vom Reich furchtbar verfolgt, beschlagnahmt, konfisziert, was aber nie restlos gelang, da die schon gedruckten Nummern von den Arbeitern verborgen gehalten wurden und immer zur Verteilung gelangten. Die „Prawda" mußte lange unter den verschiedensten Namen erscheinen: „Arbeiter-Wahrheit" (Rabočaja Prawda), „Nord-Wahrheit" (Severnaja Prawda), „Wahrheit der Arbeit" (Prawda Truda), „Proletarische Wahrheit" (Proletarskaja Prawda). — Zu Anbeginn ihrer Tätigkeit hatte die „Prawda" nicht einmal ein eigenes Gebäude, sondern mußte mit den Setzern der Zeitungen „Der Tag" (Denj) und „Der Strahl" (Luč) arbeiten. — Ein zweites bolschewistisches Blatt war damals „Unser Weg" (Nač Putj) in Moskau, welches nur 6 Monate unter Mitarbeit von Lenin erschien. Das zweitgrößte Blatt in Rußland ist heute die „Presse" (Preß), erschienen 1922, welches auf die Arbeiter in moralischer Hinsicht eine große Wirkung hervorgerufen zu haben scheint, von großem Nutzen ist und gegen die Unkultur der Arbeiterklassen, wie Trunksucht, Kartenspiel usw. kämpft und aufs schärfste auftritt. Die alles kraß enthüllenden Notizen der „Presse" riefen natürlich den Widerstand der Administration hervor, die aber vergebens gegen die weitere Herausgabe agitierte, und die „Presse" daher nur mit Mühe und Not einmal monatlich erscheinen konnte.

Trotzdem hält sie sich schon das sechste Jahr und genießt die Sympathien der Arbeiter. — Es werden noch andere kleinere Blätter genannt, deren Besprechung aber hier zu weit führen würde.

Bemerkenswert ist noch ein Artikel über die professionelle Presse anläßlich des 10jährigen Bestehens der Sowjet-Macht. Nimmt man einige alte Blätter des „Pečatnik" von 1905 in die Hand, so ist man erstaunt über die komplizierten und vielfältigen Fragen, wie Achtstundentag, Feiertage, Taktik des ökonomischen Kampfes, Tarifwesen, Theorie und Praxis der professionellen Bewegung („Drucker-Mitteilungen" 1905/06, Petersburg). Alles das ist neu für den Zuschnitt der heutigen Zeit. Von Mal zu Mal aber hat die Idee der professionellen Bewegung immer mehr Überhand gewonnen, und die verschiedensten Journale der damaligen Zeit spiegeln schon die Gedanken wieder, die heute verwirklicht sind. Doch würde es zu weit führen, hier noch mehr auf den Ideengang und den Lebenslauf der Arbeitermasse einzugehen, jedenfalls gibt uns dieser oben erwähnte Artikel genügend Aufklärung bis ins kleinste hinein, und eins bleibt immer klar, daß die aktive Unterstützung der professionellen Presse von Seiten der Arbeitermasse erforderlich ist, damit sie restlos der Berater in allen Fragen der Theorie und Praxis ihrer Bewegung sein kann. — Außer diesen größeren Zeitungsbesprechungen gewinnen wir noch Einblick in das Wesen der verschiedensten sogenannten „Stenzeitungen", den Flugblättern, von denen zu nennen wären: „Gedanken des Druckers" (Dumy Pečatnika), „Krokodilchen" (Krokodilščik), eine kleine Karrikaturzeitung, die mit großem Beifall gelesen wird, „Das Auge des Druckers" (Oko Pečatnika) u. a.

Als Letztes wäre noch etwas über die Ausstellung der graphischen Künste im Saale der Akademie der Künste in Petersburg anläßlich des 10jährigen Bestehens der Sowjet-Republik zu sagen. Es ist ein großer Aufwand an Energie verbraucht worden und eine Menge Material hat in den Sälen Verwendung gefunden. Betrachtet man aber die Ausstellung von kritischer Seite, so sind auch hier wieder Mängel bemerkbar, die sich schon allein dahin äußern, daß die Ausstellung ohne einen Plan veranstaltet wurde und manches gar nicht gebracht hat, was unbedingt hineingepaßt hätte. Das ist die Kritik eines Einheimischen dort. Sonst zeigt die Ausstellung wohl so ziemlich alles, was auf dem Gebiete der Graphik geschaffen wurde. Unter den jungen Graphikern sollen aber wenig stark induviduelle Persönlichkeiten hervorgetreten sein, und gerade bekannte gute russische Graphiker, wie Lebedew und Tirse und vielleicht noch andere mehr, sind garnicht ausgestellt oder nur in der Buchabteilung als Kinderbuchillustratoren. Über die Verlagsabteilung wird gesagt, daß sie mehr die Ausstellung des Einbandkünstlers als die der Produktion des Verlegers ist. Wie gesagt: alles recht lückenhaft, da bedeutend mehr im Laufe dieser zehn Jahre geschaffen wurde. Interessant und gut soll der Druckhof gewesen sein, der den Druckvorgang, das Buchbinden, den Vorgang der Chromolithographie, Zinkographie und des Offsettdruckes zeigte. Auch war die Abteilung der Phototypie, der dreifarbigen Autotypie und Photolithographie gut aufgestellt. —

Um nun zum Schluß zu kommen, so bleibt noch zu sagen, daß aus den drei vorliegenden Blättern des „Pečatnik" nicht recht hervorgeht, wer eigentlich die ständigen Mitarbeiter sind. Es werden wohl auch die „Rabkoren" genannt, zu deutsch: „der Arbeiter-Korrespondent". eine starke Vereinigung, die die Annäherung des Journals mit den Arbeitern vermitteln will. Außerdem enthält das Blatt Abbildungen von Serephimow, Iwanow, Bogdanow usw., die auch einige literarische Notizen und Aussprüche dem Blatt beigeben. Die vielen Artikel sind immer von verschiedenen unterschrieben, und es hat den Anschein, daß es die Arbeiter der verschiedensten Typographien und Vereine sind.

Dem Blatt ist außerdem immer ein kleiner Literaturteil eingefügt, der für Unterhaltung des Lesers sorgt. Nicht zu umgehen waren ja auch die Artikel und Gedichte, die dem Erinnern Lenins und dem Feiern des 1. Mai gewidmet sind. Elisabeth Mehlbart.

Münchener Kalender. Mit ungebrochener Kraft und einzig schöner Farbenwirkung erschien bei der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg der 44. Jahrgang des weltberühmten Münchener Kalenders für 1928 von dem bekannten Wappenkünstler Professor Otto Hupp. Er ist wie alle seine vielen Vorgänger, die teils zur großen Seltenheit geworden sind, ein historisches Anschauungs-, Studien- und Vorlagenmaterial allerersten Ranges. Neben dem neuen Staatswappen des Freistaates Baden bringt er die farbenprächtigen Wappen folgender Geschlechter des Uradels: von Bocholtz – von Düring – Finck von Finckenstein – von Galen – Gaugreben – von Gravenreuth – von Gültlingen – Haller von Hallerstein – von Lodron – Löw von und zu Steinfurth – von Sazenhofen –

von Schönau. An Gediegenheit des Inhaltes in künſtleriſcher und wiſſenſchaftlicher Hinſicht, wie an Gefälligkeit und farbenfroher Schönheit der Ausſtattung reiht ſich der neue Jahrgang würdig ſeinen früheren an und vervollſtändigt das Hupp'ſche Wappenwerk von europäiſcher Bedeutung. Wie ſeit Jahren iſt der in ſeiner Art ganz allein daſtehende Kunſtkalender auf gutem Büttenpapier gedruckt und kann von jeder Buchhandlung ſowie direkt von der Verlagsanſtalt vorm. G. J. Manz, Regensburg, zum Preis von nur M. 2.– bezogen werden. Der ſeit einer langen Reihe von Jahren erſcheinende Kalender hat ſich in zahlreichen Adelsfamilien und bei Malern etc. das Bürgerrecht ob ſeiner ſtilvollen Ausſtattung und anerkannt ſchönen Wappen erworben. Der Münchener Kalender iſt der wohlbekannte Freund aller Liebhaber ſchöner und muſtergültiger, farbiger Wappendarſtellungen und ſo bildet auch der neue Jahrgang eine wertvolle Ergänzung dieſer einzig daſtehenden großen Wappenſammlung. Wer frühere Jahrgänge nicht beſitzt, kann ſie ſich durch den Verlag oder jede Buchhandlung beſchaffen. Je mehr Jahrgänge man beſitzt, um ſo mehr wert iſt die Sammlung und damit der einzelne Jahrgang. Mit jedem Jahrgang gewinnt dieſer wundervolle Wappenſchatz an Wert und wer die ganze Serie beſitzt, kann ſich glücklich ſchätzen.

Die Schriften der Offizin W. Drugulin. Nicht ganz zwei Jahre trennen uns mehr von dem Tag, an dem die Offizin W. Drugulin ihr 100jähriges Jubiläum feiern kann. Es iſt ſehr erfreulich, daß die Firma ſich ſchon heute rüſtet, zu zeigen, was ſie bisher geleiſtet hat, und zu beweiſen, was ſie heute vermag. Sie beginnt mit dem erſten Teil der Herausgabe ihrer Schriften. Es erſchien der Katalog der Werkſchriften, deſſen Druck und Ausſtattung Profeſſor F. H. Ehmcke-München überwacht hat. Damit kommt die Firma dem ſo oft geäußerten und langgehegten Wunſche entgegen, ihre früheren Veröffentlichungen wieder aufzunehmen. War doch ſeit der letzten Veröffentlichung eine geraume Zeit verſtrichen. Wie wir erfahren, ſind weitere Veröffentlichungen, insbeſondere auch der fremdländiſchen Abteilung geplant, ſo daß auch ſie zur Jubelfeier vorliegen werden.

Wer die Geſchichte des Buchweſens kennt, weiß, wieviel dieſes der Offizin Drugulin zu verdanken hat. Große Verlagshäuſer unſerer Tage können davon erzählen, was ſie aus ihren erſten Anfängen heraus der Mitwirkung der Drugulinſchen Offizin verdanken. Qualitätsarbeit wurde von Anfang an geliefert und damit der Ruf der Firma gegründet. Nicht allein in der engeren Heimat, weit über deſſen Grenzen hinaus war die Firma bald bekannt und anerkannt. Daß ſie jetzt, nachdem der Weltkrieg und ſeine Folgen nicht mehr hemmen und Schritt um Schritt vorwärtsdrängende Weiterarbeit möglich iſt, wieder beginnt, zielbewußt dem Buchwesen Nutzen zu bringen, iſt eine Tatſache, die es wohl berechtigt, daß wir des Erſcheinens des erſten Teiles ihrer Werkſchriften hier beſonders gedenken und auch auf die fremdländiſche Abteilung in einer beſonderen Beilage hinweiſen.

Eine reiche Fülle von Werkſchriften werden uns vorgeführt. Verleger, Drucker, Schriftfreunde werden ihre Freude daran haben. Zunächſt kommen die Frakturſchriften: Alt-Deutſch, Alt-Gotiſch, Caxton-Type, Ehmcke-Fraktur, holländiſche Gotiſch, halbfette Kanzlei, Renaiſſance-Kanzlei, Krebs-Fraktur, Mediaeval-Gotiſch, moderne Gotiſch, Röſch-Fraktur, alte und neue Schwabacher, Tauchnitz-Fraktur, Triumph-Gotiſch, Unger-Fraktur, Viktoria-Gotiſch, Walbaum-Fraktur. Die Antiqua iſt vertreten durch: Halbfette Aldine, breite halbfette Antiqua, ſchmale Antiqua, Auriol-Antiqua, Bodoni-Antiqua, Clarendon-Antiqua, Ehmcke-Antiqua, Ehmcke-Kurſiv, Elzevir-Antiqua, Elzevir-Kurſiv, Flinſch-Kurſiv, franzöſiſche Antiqua, franzöſiſche Kurſiv, Genzſch-Antiqua, Genzſch-Kurſiv, holländiſche Antiqua, holländiſche Kurſiv, Herold-Antiqua, Künſtler-Antiqua, lateiniſche Antiqua, lateiniſche Kurſiv, Lemmen-Antiqua, May-Antiqua, May-Kurſiv, Mediaeval-Antiqua, Oldſtyle-Antiqua, Oldſtyle-Kurſiv, Renaiſſance-Kurſiv, Renaiſſance-Steinſchrift-Antiqua, Renaiſſance-Titel-Kurſiv, Schelter-Antiqua, Sezeſſion-Antiqua, Sorbonne-Antiqua, Sorbonne-Kurſiv, Steinſchrift-Antiqua, Steinſchrift-Kurſiv, Tabard-Antiqua, Tiemann-Antiqua, Walbaum-Antiqua, Walbaum-Kurſiv.

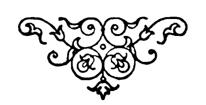
Wahrlich eine ſtolze Reihe Schriften? Bedenkt man, daß mit dieſen der Reichtum der Firma noch lange nicht erſchöpft iſt, überlegt man ſich, daß insbeſondere die orientaliſchen und fremden Schriften einen weſentlichen Beſtandteil bei Drugulin gebildet haben und heute noch bilden, von denen wir auf den folgenden Blättern Proben geben, ſo darf ohne Übertreibung geſagt werden, daß unſer Schrift- und Buchweſen nur mit Dank all das regiſtrieren kann, was die Offizin W. Drugulin im Laufe der Jahre uns geſchenkt hat.

OFFIZIN W. DRUGULIN ZU LEIPZIG



Schon bald nach der Gründung der bekannten Offizin im Jahre 1829 wurde die Herstellung fremdländischen Satzes in Angriff genommen. Die Originale eines grossen Teiles der asiatischen Schriften wurden direkt von Indien bezogen. Es wurde sowohl bei den Fraktur- und Antiquaschnitten, wie auch bei den exotischen Schriften von jeher Wert darauf gelegt, immer Originalschnitte anzuschaffen, die nicht nur ästhetischen Ansprüchen vollauf Genüge leisten, sondern auch infolge des Bezuges von den Ursprungs-Ländern sich durch

Echtheit des Duktus auszeichneten. Im Laufe der vielen Jahrzehnte wurden eine grosse Anzahl fremdsprachlicher Werke bei uns hergestellt, im Auftrage von Bestellern, die fast in allen Teilen der Welt beheimatet waren. Aber auch der Verlag der Offizin betätigt sich mit der Herstellung und dem Vertriebe fremdsprachlicher Werke; so zum Beispiel wurde der Koran in verschiedener Ausstattung hergestellt und ist seit ca. 40 Jahren in vielen Tausend Exemplaren in der gesamten Mohammedanischen Welt verbreitet. Ein geschultes Setzerpersonal und die Mitarbeit gelehrter Korrektoren begründeten den Ruf der Firma für hervorragende und sorgfältige Qualitäts-Arbeit, auf die — zumal in Anbetracht der schwierigen fremdsprachlichen Texte — stets besonderer Wert gelegt wird.



OFFIZIN W. DRUGULIN, LEIPZIG

Cicero[1]

[illegible]

Palmyrenische Schrift

Tertia[1 2]

[illegible]

Zend-Schrift (Awestisch)

Cicero[1]

[illegible]

Georgische Schrift

Seite aus den exotischen Schriftproben der Offizin W. Drugulin.

قَوْمًا صَالِحِينَ ۞ قَالَ قَائِلٌ مِنْهُمْ لَا تَقْتُلُوا يُوسُفَ وَ
أَلْقُوهُ فِي غَيَابَتِ الْجُبِّ يَلْتَقِطْهُ بَعْضُ السَّيَّارَةِ إِنْ كُنْتُمْ
فَاعِلِينَ ۞ قَالُوا يَا أَبَانَا مَا لَكَ لَا تَأْمَنَّا عَلَى يُوسُفَ
وَإِنَّا لَهُ لَنَاصِحُونَ ۞ أَرْسِلْهُ مَعَنَا غَدًا يَرْتَعْ وَيَلْعَبْ
وَإِنَّا لَهُ لَحَافِظُونَ ۞ قَالَ إِنِّي لَيَحْزُنُنِي أَنْ تَذْهَبُوا بِهِ وَأَخَافُ
أَنْ يَأْكُلَهُ الذِّئْبُ وَأَنْتُمْ عَنْهُ غَافِلُونَ ۞ قَالُوا لَئِنْ
أَكَلَهُ الذِّئْبُ وَنَحْنُ عُصْبَةٌ إِنَّا إِذًا لَخَاسِرُونَ ۞ فَلَمَّا
ذَهَبُوا بِهِ وَأَجْمَعُوا أَنْ يَجْعَلُوهُ فِي غَيَابَتِ الْجُبِّ وَأَوْحَيْنَا
إِلَيْهِ لَتُنَبِّئَنَّهُمْ بِأَمْرِهِمْ هَذَا وَهُمْ لَا يَشْعُرُونَ ۞ وَجَاؤُ
أَبَاهُمْ عِشَاءً يَبْكُونَ ۞ قَالُوا يَا أَبَانَا إِنَّا ذَهَبْنَا
نَسْتَبِقُ وَتَرَكْنَا يُوسُفَ عِنْدَ مَتَاعِنَا فَأَكَلَهُ الذِّئْبُ
وَمَا أَنْتَ بِمُؤْمِنٍ لَنَا وَلَوْ كُنَّا صَادِقِينَ ۞ وَجَاؤُ

عَلَى قَمِيصِهِ



Seite aus dem Koran nach dem Manuskript des Kaligraphen Hafiz Osman aus dem Jahre 1094 der Hegira aus dem Verlag der Offizin W. Drugulin.

Meyers Lexikon. Von der 7. Auflage von Meyers Lexikon liegt jetzt der 6. Band vor: Hornberg—Korrektiv. Was wir über die bisherigen Bände gesagt haben, gilt auch für diesen neuen Band: Beste Ausstattung, reicher Inhalt, wertvollstes Material auf allen Gebieten, das beim Nachschlagen nicht versagt, sondern weithin orientiert. An wichtigen Artikeln seien hier nur einige genannt, die beweisen, daß auch Band 6 ein Nachschlagebuch sondergleichen ist. Der Artikel „Huftiere" mit acht gutgelungenen Abbildungen, die Mitteilungen über „Hühnerrassen" mit einer farbigen Doppeltafel und über „Hühnervögel" mit neun Abbildungen sind sehr lehrreich. Nicht weniger wichtig sind die Artikel über „Hunde", denen prachtvolle Bilder beigegeben sind. Was wir über die Geschichte des „Huts" erfahren, wird manchen interessieren. Die vielen Artikel über alles, was mit dem griechischen „hydor" zusammenhängt, sind recht dankenswerte schnell orientierende Mitteilungen. Der Buchstabe J (I) bringt viel Biographisches, fürs rasche Nachschlagen recht dankbar zu begrüßen. Der Freund der Jagd findet in verschiedenen Artikeln lesenswertes Material. Sehr reich sind die Angaben über Japan, zumal eine gute Karte und sonstige Abbildungen (die japanische Kunst ist sogar mit drei vollen Tafeln vorgeführt) den Text reich illustrieren (beachte auch die beiden Abbildungen: Schreibkasten). Über Java, die entwickelste große Sunda-Insel, finden sich dankenswerte Mitteilungen. Mit Interesse habe ich gelesen, was über Jerusalem gesagt wird. Auch hier gibt eine Karte rasche Aufschlüsse. Die Ausführungen über „Illustration" befriedigen leider nicht ganz, ja sind sogar zum Teil dazu angetan, falsche Vorstellungen zu erwecken. Unter der Literatur zu diesem Artikel fehlt der „Bilderschmuck der Frühdrucke". Über „Indische Kunst" und „Indische Literatur" wird man gut unterrichtet. Auch hier tragen gute Abbildungen das ihre dazu bei zu rascher Kenntnis mancher wissenswerter Dinge. Umfangreiche, mit gutem Kartenmaterial versehene Aufklärungen bringen die Artikel, die die Industrie betreffen. Beim Artikel „Initialen" sähe man lieber unter der Literatur den Namen Lamprecht als den von Faulmann, der beim Kenner in jeder Beziehung nur Ablehnung hervorruft. Was über „Incunabeln" gesagt ist, erscheint mir fast zu knapp. Städtemitteilungen, wie die über Innsbruck sind immer eine verdienstvolle Bereicherung des Meyerschen Lexikons gewesen. Eine ganze Anzahl Seiten mit Tafeln ist der Insektenkunde gewidmet. Unter „International" findet man viel Wissenswertes. Daß Männer, die heute noch leben, bereits ins Konversations-Lexikon aufgenommen sind, löst Verwunderung aus. Wo ist da die Grenze? Die Mitteilungen über Irland und Island dürften vielfach beachtet werden. Dem Islam sind wertvolle Zeilen gewidmet. Daß das Schlagwort „Israel" längere Ausführungen hervorgerufen hat, ist erklärlich. Der Überblick, der in geschickter Gliederung gegeben wird, ist außerordentlich klar geschrieben. Dasselbe gilt für den Artikel „Juden." Der Artikel „Italien" und was mit ihm zusammenhängt, ist wieder eine der rühmlichst bekannten Darstellungen von Land und Leuten, an denen das Meyersche Lexikon erfreulich reich ist. Italienische Kunst und italienische Literatur, jene mit recht guten Abbildungen, haben eine besonders liebevolle Darstellung erfahren. Im Buchstaben *K* fällt zunächst der Artikel „Käfer" mit seinen farbigen Tafeln angenehm auf. „Kairo" mit Plan und Verzeichnis der wichtigsten Straßen, Plätze, Gebäude ist dankbarst zu begrüßen. Viele wird der Artikel „Kalender" interessieren, der für den reizvollen Stoff beste Anregungen und Aufklärungen gibt. Daß den Kalium-Verbindungen eine besondere Beilage gewidmet ist, ist besonders hervorzuheben. Dieselbe Tatsache gilt für „Kälte-Erzeugungsmaschinen." Über „Kanada" ist reichliches Material gegeben. „Kanal" und „Kanalisation" sind mit einer großen Anzahl Skizzen erläutert. Beim Artikel „Karrikatur" vermisse ich wichtige Literaturangaben. Die Zusammenstellungen unter „Karl" sind recht dankenswert. Auf die Angaben über Karlsbad, die mit einer recht guten Karte versehen sind, sei besonders hingewiesen. Was wir über die Kartoffel erfahren, wird manchen interessieren. Weitgehenderes Interesse wird auch der Artikel „Katzen" hervorrufen. Vom „Kautschuck", seiner Verarbeitung, Verwendung usw. wird lehrreich berichtet. Die Freunde des Schreib- und Buchwesens seien auf den gut orientierenden Artikel „Keilschrift" aufmerksam gemacht, Freunde der Kunst auf die mit drei Tafeln versehenen Ausführungen über „Keramik". Was in den mit „Kinder" zusammenhängenden zahlreichen Artikeln gesagt ist, ist voller Beachtung wert. Die Mitteilungen über „Kinotechnik" mit vier Tafeln sind recht zeitgemäß. Bei den Artikeln über „Kirche" hätte ich gern mehr Abbildungen gesehen. Die Mitteilungen „Klima" mit der Karte „Klimate der Erde" nach Professor Köppen werden sicherlich von vielen dankbar begrüßt. Bei den Aufnahmen von heute lebenden Personen ist man immer wieder erstaunt über das, was fehlt und das was unnötig ist. Es ist zweifellos mancher ins „Konversations-Lexikon" gekommen und weiß selbst nicht, warum e r gerade dazu kommt. Die Sonderbeilage „Kochherd und Kochmaschinen"

mit einer großen Anzahl Abbildungen werden unsern Frauen sehr willkommen sein, wie auch das, was über Kochkunst gesagt ist. Köln, das durch seine Ausstellungen neuerdings besonders in den Mittelpunkt des Interesses getreten ist, hat zwei Karten und eine Übersicht über die wichtigsten Straßen, Plätze und Gebäude erhalten. Mit Freude sieht man, daß dem Artikel „Kolonien" großer Raum gewidmet ist. Vier recht instruktive Karten sind beigegeben. Von bedeutenden Artikeln ist dann der über „Konstantinopel" zu nennen. Für schnelle Orientierung über unsere deutschen Vertretungen im Auslande sorgt eine zweiseitige Sonderbeilage „Die deutschen Konsulate im Auslande". Noch gar manches wäre zu erwähnen, ich hoffe aber, dieser kurze Überblick über die wichtigsten Artikel genügt, um meine Forderung zu rechtfertigen: Das Meyersche Lexikon müßte eigentlich in jedem Hause vorhanden sein. Albert Schramm.

Aus den Antiquariaten.

Das Buch- und Kunst-Antiquariat **H. D. Frhr. v. Diepenbroick-Grüter** in **Hamburg** I, Ferdinandstraße 26, hat seinen Katalog 18 zum Versand gebracht. Man muß sich nur wundern, woher das Antiquariat immer diese Fülle von Nummern bekommt, zählt doch der Katalog nicht weniger als 3613 Nummern auf. Das den einzelnen Nummern vorausgehende Register erleichtert die Übersicht sehr. Der Katalog 18 nennt sich: Deutschland, Ansichten, Grundrisse, Karten, Belagerungsansichten, Schlachtenbilder, Pläne, Kostümbilder, Urkunden, Einblattdrucke, Bücher und Sammlungen zur deutschen Orts- und Territorialgeschichte.

Utopia, Buchhandlung und Antiquariat, **Berlin** W 15, Kaiserallee 209, verschickt Katalog 30 (Juli 1927): Philosophie. Er enthält 352 Nummern, darunter manche, die dem Interessenten von nicht geringer Bedeutung sind.

Oskar Rauthe, Antiquariat, **Berlin-Friedenau,** Handjerystraße 72, ist mit Juli 1927 bei der Nummer 101 seiner Kataloge angekommen. Er enthält I. Folklore (Sagen, Märchen, Lieder, Sprichwörter, Sprache etc.), II. Neuerwerbungen aus allen Gebieten. Manches Buch, das seit Jahren vergriffen ist, taucht unter den 601 Nummern auf zu einem Preis, der erschwingbar ist, ja manchmal sogar recht mäßig angesetzt wurde.

Heimann & Wolff, Antiquariat, **München** 2, NO, Fürstenstraße 22, haben einen Katalog Nr. 2 und 3 herausgegeben. Katalog 2 enthält: Deutsche Literatur, darunter wesentliche Stücke der Sturm- und Drangzeit und der Klassiker, Almanache, Zeitschriften. Der Sammler von Almanachen, Kalendern, Taschenbüchern findet nicht weniger als 131 Nummern, die zum Teil erstaunlich billig ausgezeichnet sind; der Goethe-Sammler wird ebenfalls seine Freude an dem Katalog haben, da Hirzel und Kippenberg neben anderen Biographien fleißig in den Angaben benutzt sind. Katalog 3 ist der modernen Buchkunst gewidmet: Pressendrucke, Bücher mit Original-Graphik, zeitgenössische Dichtungen, Stefan George und sein Kreis, Blätter für die Kunst, Hofmannsthal, Wilde u. a. Er zählt 366 Nummern, ist recht übersichtlich angeordnet und in den Preisen mäßig, sodaß auch der „kleinere" Sammler kaufen kann.

Willy Janke, Buchhändler und Antiquar, **Dresden-N.,** verschickt Antiquariatsanzeiger Nr. 8: Altes und Neues für Bücherfreunde, zweite Folge und zeigt damit, daß er den Gebieten: Almanache und Taschenbücher, Ansichten, Buchkunde, Bibliographie, galante und kuriose Literatur, Kinderbücher, Robinsonaden, Kulturgeschichte, deutsche Literatur und Literaturgeschichte, alte Reisewerke, Americana, dauernd besondere Beachtung schenkt. Leider spielt darin wieder einmal Klemms Beschreibender Katalog des Bibliographischen Museums eine Rolle, der gar 10 Mark kosten soll. Damit schadet sich das Antiquariat nur, das im übrigen recht Beachtenswertes in diesem Katalog bringt.

Leo Liepmannsohn, Antiquariat, **Berlin** SW 11, Bernburgerstr. 14, tritt mit Katalog 219 an die Autographensammler heran. Wie nicht anders zu erwarten, bietet auch dieser Katalog viel Beachtenswertes. Autographen deutscher Schriftsteller, Dichter, Gelehrten, Naturforscher sind es, die uns angeboten werden. Goethe und der Goethekreis, Schiller und sein Kreis stehen im Vordergrund.

Der Antiquariatskatalog 737 von **Joseph Baer & Co., Frankfurt a. M.,** Hochstr. 6: „Deutsche Literatur in Auswahl" enthält nicht weniger als 2507 Nummern und zeigt wieder einmal, wie reichhaltig das Lager der weltbekannten Firma ist.

Katalog 30 „Alte Pressen" von **Karl & Faber, München,** Max Josef-Str. 7, ist für den Sammler wie für den Buchkundler beachtenswert. Das mag kurz dessen Inhalt

erhärten: I. Aldus Manutius; II. Giunta; III. Officina Plantiniana; IV. Elzevier (die Offizin von Leyden, Republiken, die Offizin von Amsterdam, die Offizin von Utrecht, Pseudo-Elzeviere); V. Giamb. Bodoni. Als Anhang folgt noch eine Liste bemerkenswerter Drucke verschiedener Pressen.

Gilhofer & Ranschburg, Wien I, Bognergasse 2, hat die Bibliothek von Hofrat Dr. E. v. Ottenthal erworben und stellt im Katalog 206 mit andern Beiträgen 2039 Nummern zum Verkauf. Teil I enthält die historischen Hilfswissenschaften: Paläographie, Diplomatik, Archivwesen, Chronologie, Genealogie, Heraldik, Numismatik, Sphragistik; Teil II ist betitelt „Geschichte des Mittelalters". Für den Freund des Buches eine reiche Fundgrube!

Fast 5000 Nummern enthält der Antiquariatskatalog Nr. 270 von **Bernh. Liebisch, Leipzig,** Kurprinzstr. 6, aus dem Gebiete der Ethnologie, Anthropologie, Urgeschichte, Geographie und Reise. Eine erstaunliche Reichhaltigkeit, selbst für den mit diesen Gebieten bekannten Sammler und Wissenschaftler überraschend und aufschlußreich.

Das Interesse weiterer Kreise darf Katalog 598 des Antiquariats **Theodor Akerman, München,** Promenadenplatz 10, beanspruchen. Folklore, alte Kinderbücher, illustrierte Bücher des 19. Jahrhunderts werden uns angeboten. Gar mancher Büchersammler wird seine Freude an diesem Katalog haben, da er viel Fingerzeige gibt. Schade, daß der Katalog ganz ohne Abbildungen ist!

Bücherbesprechungen.

Bohatta, Hanns, **Einführung in die Buchkunde.** Ein Handbuch für Bibliothekare, Bücherliebhaber und Antiquare. Wien 1927. Gilhofer & Ranschburg. 8⁰. VII, 328 Seiten und 16 Tafeln.

Wieder ein Buch über das Buch!, und zwar von einem Mann, den wir bereits von anderen Arbeiten zur Buchkunde rühmlichst kennen. Der frühere Oberbibliothekar an der Wiener Universitäts-Bibliothek, Dr. Hanns Bohatta, ist der Verfasser. Er will die hauptsächlichsten Ergebnisse der Forschung auf dem Gebiete der Buchkunde zusammenstellen und tut dies in den vier Abschnitten: 1. Buchgeschichte, 2. Das Buch und seine Teile, 3. Gattungen des Buches, 4. Einband. Manches will mir nicht ganz glücklich erscheinen, manches, wie einen Abschnitt über das illustrierte Buch, vermisse ich ganz. Doch sind die Fülle des Stoffes und die Literaturangaben so wertvoll, daß man darüber hinwegsehen kann in der Hoffnung, daß in einer recht bald nötig werdenden neuen Auflage dies und jenes geändert, verbessert, ergänzt wird. Kleine Irrtümer lassen sich wohl leicht ausmerzen, so die Mitteilung vom Leipziger „Museum für Buchgewerbe", das in Wirklichkeit „Deutsches Buchmuseum" heißt; die Klemmsche Sammlung ist heute noch vorhanden. Die große zweibändige prächtige Handschrift mit dem Stempeldruck des Buchbinders ist keine Bibel usw. Gern würde ich es sehen, wenn die Literaturangaben so gesetzt würden, daß sie einem sofort auffallen; leider ist jetzt die Übersichtlichkeit recht mangelhaft, was um so mehr zu bedauern ist, als diese Angaben für den Wert des Buches eine große Rolle spielen. Über die Frage Gutenberg und Coster wird sehr ausführlich gehandelt, wie auch über Gutenbergs Leben nicht weniger als zwölf Seiten Ausführungen gegeben sind. Gutenbergs und Schöffers Typen werden eingehend behandelt. Restlos einverstanden wird man nicht mit allem sein, was gesagt ist. Und nun kommen die Inkunabeln, ein besonderer Absatz „Verbreitung der Buchdruckerkunst im 15. Jahrhundert", denen sich eine „Übersicht der Erstdrucke" anschließt. Der Ausdruck „Deutsche Kommission der Wiegendrucke" ist mir neu. Fragen aufzustellen ist hier nicht am Platze. In freundschaftlicher persönlicher Zusammenarbeit würde sich in diesem Abschnitt manches glätten, was auch für die wertvollen kurzen Biographien der wichtigsten Drucker des 15. bis 20. Jahrhunderts, die sich Seite 70 ff. anschließen, gilt. — Der zweite Abschnitt: „Das Buch und seine Teile" ist recht mannigfaltig. Format, Raumverteilung in Inkunabeln, Typen, Signaturen, Kustoden, Seitenzählung, Zahlzeichen, Notenschrift und Notendruck, Buchtitel, Initialen, Signete, Accipies-Holzschnitte, Zensur-Index, Abkürzungen, das ist eine reiche Reihe von einschlägigen Fragen, die nacheinander behandelt werden und viele nützliche Hinweise und Literatur vermitteln. — Nicht weniger wichtig ist der dritte Abschnitt: „Gattungen des Buches". An der Spitze steht die Bibel, ihr folgen Brevier-Missale, dann die Livres d'heures, letztere sehr ausführlich behandelt. Wer Bohattas sonstige Arbeiten kennt, weiß, daß dieses Gebiet von ihm mit besonderer Liebe gepflegt wird. —



Die folgenden Absätze behandeln Themata, die weites Interesse haben und mit Nutzen nachgeschlagen werden können: Der Totentanz, Cisioianus, Kalender und Almanach, Naturwissenschaften und Medizin, Karten und Atlanten, Einblattdruck, Flugblatt, Flugschrift, Zeitung, Broschüre. All das knapp zusammenstellen kann nur ein Mann, der seit Jahren, wie Bohatta, auf diesem Gebiet gearbeitet hat. — Schließlich handelt der vierte Abschnitt über das nicht gerade leichte Kapitel: „Einband". Er ist in folgende Unterabteilungen zerlegt: Geschichte des Bucheinbandes, Geschichte der Buchbinder, Lesezeichen, Hygiene des Buches, Mittel zur Beseitigung von Bücherschäden. So wertvoll dieser Abschnitt ist, so will er doch nicht ganz befriedigen. Schuld daran ist natürlich in erster Linie die Tatsache, daß immer noch nicht genügend Vorarbeiten vorhanden sind und mancher Baustein noch herbeigeschafft werden muß, bis völlig Einwandfreies geschrieben werden kann. — Der Anfänger wird für den nun folgenden Anhang dankbar sein. Er enthält ein Verzeichnis und Erklärung der in fremdsprachigen Büchertiteln am häufigsten vorkommenden Ausdrücke. So etwas hat in der Kürze uns längst für unsere Schüler gefehlt. — Daß zum Schluß ein Register gegeben ist, ist, da der Verfasser dem Bibliothekarstande angehört, selbstverständlich. Daß dem Buch 16 Tafeln mit recht guten Abbildungen beigegeben wurden, ist sehr zu begrüßen. So kommt man zu dem Resultat, daß mit dieser Einführung in die Buchkunde ein Buch vor uns liegt, das mit viel Nutzen gebraucht und, wenn der oder jener Wunsch in einer neuen Auflage erfüllt wird, in der Buchliteratur immer genannt werden wird.

Die deutsche Mark von 1914 bis 1924. E. Schuster, Philatelistischer Verlag. Nürnberg, Gabelsbergerstr. 62. 64 Seiten kl. 8°.

Das Werkchen bringt im ersten Teil sämtliche deutschen Reichsbanknoten, Reichskassen- und Darlehenskassenscheine der Vorkriegs-, Kriegs- und Inflationszeit von 1 Mark bis zum 100 Billionenschein nebst erläuterndem Text, sodaß man über alle Eigenheiten, sowie über den Sammelwert der einzelnen Scheine unterrichtet wird. Der 2. Teil enthält die Briefmarken des Deutschen Reiches von 1914 bis 1924 (von der 2 Pfg.-Germania- bis zur 50 Milliarden-Marke mit allen Nebenausgaben, Provisorien und Dienstmarken in guter photographischer Wiedergabe auf bestem Kunstdruckpapier. Das Werkchen, das 64 Seiten umfaßt, stellt eine interessante Chronik über eine hinter uns liegende schwere Zeit dar. Der Preis desselben beträgt 1 Mark.

Bericht von dem Schriftgießen. Ein Auszug aus dem Handbuch „Die so nöthig als nützliche Buchdruckerkunst und Schriftgießerey" bey Christian Friedrich Geßner, Leipzig 1740. Gedruckt von Ludwig & Mayer, Schriftgießerei. Frankfurt a. M. im Juli 1927. 8°. 8 Seiten und eine Tafel.

Wieder ein hübscher Beitrag für unsere Buchkunde, aber leider nur in 150 Abzügen gedruckt! Die Schriftgießerei Ludwig & Mayer kann auf diesen kleinen Druck in jeder Beziehung stolz sein. Er zeigt uns mehr wie viele Worte die Leistungsfähigkeit der Gießerei, offenbart aber auch das so wertvolle Streben einzelner Gießereien, mitzuhelfen an dem Auf- und Ausbau unserer Buchkunde.

Seilacher, Carl, **Ein verschwundenes Zisterzienser-Kloster.** Mit 19 Abbildungen. C. F. Müller, Verlagsbuchhandlung, Karlsruhe. kl. 8°. 127 Seiten.

Ein ansprechendes kleines Buch, das manchen aufmerksamen Leser finden wird. Heimatkunde wird heute mehr wie je gepflegt. Leider ist die Literatur hierfür nicht immer ganz auf der Höhe, wie ich schon mehrmals ausgeführt habe. Hier aber liegt ein Büchlein vor, bei dessen Durchlesen man nach wenigen Seiten spürt, daß der Verfasser Herr der Situation ist; ein Anhang mit reichen Nachweisungen zeigt des weiteren, daß sein Wissen sich auf gründliche Studien stützt. Unsere Geschichte der Schrift, auf deren Ausbau ich immer und immer wieder hinweisen muß, hat infolgedessen auch Nutzen aus der kleinen Schrift, da die Quellen zum Teil mit Bildern wiedergegeben sind, so die Gedenksteine für die ersten Äbte, das Grabmal des Bischofs Konrad V von Speyer, das Grabmal des Abtes Markus. Der Kundige weiß, von welcher Bedeutung solche Gedenksteine und Grabmäler mit ihren Inschriften für unsere Geschichte des Schriftwesens sind. Um so dankbarer können wir sein, daß mehr und mehr solche Abbildungen den Heimatschriften beigegeben werden, die geeignet sind, den Gemeindemitgliedern den Sinn für solche Denkmale zu wecken.

Tp1

Jahrgang 1 Nr. 4 Dezember 1927

ARCHIV FÜR SCHREIB- UND BUCHWESEN

Herausgegeben von

Professor Dr. Albert Schramm-Leipzig



Heckners Verlag, Wolfenbüttel
1927

INHALT.

ARCHIV FÜR SCHREIB- UND BUCHWESEN

SCHRIFTLEITUNG: PROFESSOR DR. ALBERT SCHRAMM

1. Jahrgang | Nr. 4 | Dezember 1927

Otto Plasbergs Abkürzungsſyſtem.

Von Dr. Wilhelm Ax. (Schluß).

Silbenauslaſſung.

Die Auslaſſung oder Erſetzung der Vokale iſt in Plasbergs Syſtem das wichtigſte Mittel, um die Wörter unter Wahrung der Lesbarkeit zu kürzen, und überblickt man nur wenige Zeilen, ſo wird man leicht erkennen, wie ſtark ſchon durch dieſe Kürzungsmethode die Komprimierung geworden iſt. Daneben tritt eine zweite wichtige Gruppe: die Auslaſſung oder der Erſatz von ganzen Silben.

Daß Präfixe ſtark gekürzt werden, wird bei ihrer Häufigkeit nicht wundernehmen. Beiſpiele wie 8 *bruht*, 13 *gblb*, gehören ja ſchon ins vorige Kapitel. Daneben ſteht der Gebrauch von *v* für ver: 9 *Vshidh* = Verſchiedenheit, 13 *Vhs* = Verhältnis, 15 *vshidnsh*, Auffällig, aber doch wohl ohne beſondere Abſicht iſt es, daß 26 *Vröfflg* mit *Vr* und 7 *rstdl* mit deutlichem *r* geſchrieben iſt.

Daß *2fl* in Zeile 24 = Zweifel iſt, leuchtet ein. Daraus ergibt ſich, daß */* gleichbedeutend mit der Silbe — ein — iſt. Dieſes Zeichen wird nun überall, wo dieſe Silbe erſcheint, angewandt, ob es ſich nun wirklich um das Zahlwort oder den unbeſtimmten Artikel handelt oder um einen rückſichtslos aus dem Stammzuſammenhang gelöſten Lautkomplex. 28 */s·tg* = einſeitig, aber auch 27 *F/dh* = Feinden. Das mag auf den erſten Blick dem Leſer ſeltſam erſcheinen (Plasberg würde *rshh* ſchreiben), wird ihm aber durch die häufige Wiederholung ſo vertraut, daß man ſich eher über dieſe wirkungsvolle Kürzung freut. Die Beiſpiele auf unſerem Blatt ſind verhältnismäßig zahlreich: 2 *d/h* = deinen, *ʃ/* = ſein, 3 */* = ein (6. 10. 12 uſw.), 7 *hllr*, 9 *gm/sam*, */andr*, 12 *F/dshfh*, */x*, 13 */m*, 21 */b*, 23 */r*, 27 *s/h* = ſeinen, 27 *sh/h* = ſcheinen, 30 */wdfrei* = einwandfrei, 31 *f/stm* = feinſtem. Beſonders charakteriſtiſch iſt es, wie dieſes Zeichen im allgemeinen mit dem vorhergehenden oder folgenden Buchſtaben verbunden wird. Man beachte auf der Tafel in Zeile 12, in wie leichtem Zuge das Wort Feindſchaften hingeworfen iſt, um zu verſtehen, welcher Zeitgewinn in ſolcher Abkürzung ſteckt. Oder Zeile 22 */b* = ſeines und */r* = ſeiner.

Zu dieſen Sigeln ſind drei zuſammengehörige Fälle zu ſtellen: 5 *m̄*, 6 *f*, 12. 18. *f̄*, wo der wagerechte Strich den Ausfall der Buchſtabenfolge — ich — anzeigt. Von dieſen Pronomina geht der Gebrauch ins Wortinnere über. Man mag ſich als nächſte Stufe Fälle denken, wie 18 *Nonſt*, 24 *Unſ̄rſt*. Beſonders deutlich wird dann die Verwendbarkeit dieſes Zeichens in dem Beiſpiel 31 *r̄tg* = richtig. Ohne Zweifel gehört hierher *J* ich in Zeile 2.

In ſo häufig wiederkehrenden Wörtern wie *nicht* iſt ſchließlich aber auch der wagerechte Strich überflüſſig: 1 *Nt*, *nt* = Nicht, nicht. Tritt *nicht* aber ins Wortinnere, ſo beſteht ohne Andeutung des Ausgefallenen die Gefahr der Unverſtändlichkeit: *vnl*, wäre ſchlechterdings unverſtändlich. Es wird denn auch auf Blatt 2 (Zeile 14) des Manuſkripts geſchrieben: *vn̄l*; der Strich iſt nicht wie bei *r̄tg* mit dem folgenden *t* verbunden, ſondern liegt frei.

Neben den im Innern der Wörter ausgelaſſenen Silben ſtehen die End≈ ſilben: *≈heit, ≈keit, ≈lich*. Sie werden nur durch den Anfangskonſonanten bezeichnet, ſo daß *≈eit, ≈ich* fortfallen. Dabei wird das *l* von *≈lich* mit langem Strich nach unten gezogen. Es macht nichts aus, wenn auf die Silbe *≈lich* noch andere Endungen folgen.

-lich, -keit 1 *Öfftlk*, 7 *vstdl* = verſtändlich, 11 *frdshftlen*, 18 *Natürl*, 19 *gsl* = geſchichtlichen, 21 *bwgl* = beweglichen, 26 *Vröfftlg*, 27 *obrfläch…*, 27 *unbsgl*, 28 *Wrklk*.

-heit: 9 *Vschdh* = Verſchiedenheit.

-fach findet ſich auf unſerer Seite nicht. Aber Blatt 6, Zeile 7 ſteht *vlf*.

Für die Endſilbe *≈en*, die ſo überaus häufig erſcheint, hat Plasberg ein beſonders leicht ſchreibbares Zeichen verwandt: ein an den letzten Kon≈ ſonanten angehängtes Komma. Bei der großen Verbreitung dieſer Silbe wäre es freilich verführeriſch geweſen, ſie ganz ausfallen zu laſſen. Aber es mußte doch verſucht werden, bei der ſchon vorhandenen ſtarken Kom≈ primierung des Geſchriebenen durch ein ganz einfaches und ſchreibflüch≈ tiges Zeichen eine vollſtändige Auslaſſung der Silbe *≈en* zu vermeiden. Das Prinzip, bei aller Verkürzung auf das Notwendigſte die bedingungs≈ loſe Lesbarkeit zu wahren, mußte alſo zu dieſem Zeichen führen.

1 *Gshftn*, 2 *dln* = deinen, *lln*, *llbdn* 3 *abgshn* *zwln* 5 *llbn* = leben, *Rdn*, 6 *Selg* *fwign* = aufwiegen, *shwärmrishn* uſw. Die Beiſpiele ſind in der früheren Darſtellung ſo häufig erſchienen, daß es ſich erübrigt, ſie hier noch einmal anzuführen.

Nur ſelten wird auch das Kürzungszeichen ſelbſt ausgelaſſen: 30 *gnſ*, aber hiei zeigt das lange *ſ* ſtatt des Schluß≈*s* den Ausfall an, wie auch in Zeile 8: *dſ* = dieſes.

Beachtung verdient die Kürzung *Rdſ* in Zeile 5; das Kürzungszeichen iſt von der hochſtehenden Schlinge des *d* in langem Bogen bis unter die Zeile heruntergezogen. Vergleicht man das in der Zeile darüber ſtehende

Zeichen für *denn* *dn* mit der Abkürzung für *Reden*, ſo ſieht man, daß *dn* nur um den ſenkrechten Strich vermehrt iſt, der offenbar die Doppelung des *n* anzeigt. Ebenſo iſt offenbar das Sigel für *wenn* *qn* 3. 5. 6 zu erklären (über deſſen Anfang mit *q* ſpäter zu ſprechen ſein wird[1]). Gleich im Beginn des Manuſkripts (Bl. 1, Z. 2) ſteht *denen*, das nur aus *d* und zwei aneinandergefügten Haken für *-en* beſteht *dn* : da liegt der erſte Haken im Winkel von etwa 45°; wichtiger aber iſt, daß das Zeichen ſcharf gewinkelt iſt, wie bei *qn*, dem Zeichen für *wenn,* auf unſerm Blatt 3. 5. 6. Es zeigt alſo *qn* denſelben Doppelungsſtrich wie *dn*.

Wortgruppen.

Wenn wir uns zu einigen Wortgruppen wenden, ſo ſtehen an erſter und wichtigſter Stelle die Präpoſitionen. Bei ihrer Häufigkeit iſt ſtarke Kürzung von vornherein wahrſcheinlich, zum Teil muß der Anfangsbuchſtabe genügen.

i = in 1. 13. 15. 24. 27.
z = zu 5. 8. 11. 13. 22. 26. 27. 31.
v = von 3. 7. 8. 10. 15. 21. 29. 31.
f = für 12. *zw* = zwiſchen 14.

gegen findet ſich auf dem Blatt nur in Kompoſitis: 3 *gg* – = gegenüber, 17 *dgg* = dagegen.

In anderen Fällen muß Vokalerſatz eintreten oder auch noch ein Konſonant angefügt werden. Daß *auf* und *aus* keine andere Kürzung als *f* und *s* vertragen würden, leuchtet ein: *f* 9. 11. 29; *s* 18. Und *durch* muß *dch* werden, weil *d* allein für den Artikel *die* ſchon verbraucht iſt. Ebenſo iſt *m* = man, alſo muß *mit* Vokalerſatz bekommen: *mt* 11. 22. 25. Hierher gehören auch *zm* 24. 28; *'m* 1; *b'* 1. 6. Sigel gibt es nur in zwei miteinander verwandten Fällen: 4 – = unter, 25 – = über, vgl. 3 *gg* – .

Dieſen Kürzungen ſtehen andere Fälle gegenüber, in denen Auslaſſungen leicht zu Mißverſtändniſſen hätten führen können: 17. 23 *vor*, 5. 11 *vom*, 24. 32 *an*, 2. 6. 7. 16. 18 *ohn*; 31 *um*, 1. 2. 28 *in*, wo man *'n* oder *'m* erwarten möchte.

In Zuſammenſetzungen werden der Deutlichkeit halber auch ſonſt gekürzte Präpoſitionen häufig, nicht immer, ausgeſchrieben 7 *Zunigg*, 10 *dchs*, 10 *dazu* (aber 11 *zvl*), 11 *dazu*, 11 *dadch*, 13 *bglchd*, 17 *dgg*, 19 *drö*, 23 *vorhdn*, 25 *bgstaltt*, 26 *andk*, 29 *Damt*. 30 *dchs*.

Die Kürzungen der Formen des Artikels ergeben ſich aus dem Syſtem: 1 *dr*, 8 *ds*, 7 *dm*, 9 *dn*, 6 *d* = die (vgl. oben unter *i*). Nur *das* muß ſeine Form behalten, da es bei Verluſt des Vokals gleich *des* = *ds* würde. Bei

[1] Bedenken könnte nur die winkelförmige, nicht wie bei *dn* gerundete, Geſtalt erwecken.

der Kürze, die ſich bei dieſen Formen durch die einfache Anwendung des Syſtems ergibt, erübrigt ſich die Einführung beſonderer Sigel.

Dieſe Feſtſtellung bedarf nur einer geringen Einſchränkung, wenn man ſie auf die einzelnen Formen der Hilfsverben u. ä. überträgt. Nur die allerhäufigſten Formen müſſen ſich eine radikale Kürzung oder ein Sigel gefallen laſſen [1]).

haben: *h* 12. 14 = hat; *hb* 17. 20. 29; *hb* = habe, *hatt* = hatte, *htt*, *hätt* = hätte, *ghbt*.

sein: *ſ* = ſein 2. 6. 10. 13. 27; *i* 3. 7. 8. 22. 24; *sd* = ſind 3. 15. 20. 28; *ſ* = ſei 30; *r* = war 8. 10. 11. 25; *n* = waren; *r* = wäre (die Strichelchen des *ä* mit angeſchloſſenem ganz kleinem *r*).

werden: *d* = wird 19; *wd* = werden 24, 30; *god* = geworden (d. h. nach *g* folgt ein hochgeſtelltes kleines *o*), *d* = wurde, alſo U-haken, *d* = würde, *od* worden. *können*: *k* = kann 2, 26; 31 *kön* = können; *könt* = könnten, *kont* = konnte; *wollen*: *ll* = will 5. 17. 19. 31; *oll* = wollen, *ollt* = wollte.

Von Konjunktionen und dgl. iſt wenig zu ſagen: 3 *als*, 5 *wo*, 6. 7. 8. 20. 26. 27 *dſs* = daß. Jedoch läßt ſich von den Pronomina aus die Erklärung einer vorhin noch offen gebliebenen Frage gewinnen. In Zeile 17, 30 iſt *Wr* aufzulöſen in *Wer*. So mußte dann *welcher* entweder in umſtändlicher Weiſe = *welchr* ausgeſchrieben oder ein Sigel gebildet werden. Es wurde der letzte Weg gewählt: die Kürzung *qr* in Zeile 19 kann nur *welche* bedeuten. Die Beſtätigung finden wir in einer Zuſammenſetzung, die ſich auf Blatt 2, Zeile 15 findet: *rgdqr* = irgendwelcher, d. h. der Anfangsbuchſtabe des lat. *qui* wird für das deutſche *welch*... verwendet. Überraſchend iſt aber, daß dieſes *q* auch in anderen Fällen den Erſatz eines *w* übernimmt: *ql* = weil 14. Damit iſt dann *qn* = wenn erklärt, über deſſen Schlußzeichen vorher pg 139 ſchon geſprochen iſt. Intereſſant iſt, daß Blatt 3, Zeile 18 *Wenn* im Satzanfang ſteht, wo es großgeſchrieben ſein muß: da wird das *q* auf die Schreiblinie geſetzt: *Qn*.

Eigennamen, Fremdwörter.

Eigennamen und Fremdwörter bedürfen in einem Kürzungsſyſtem dieſer Art beſonders vorſichtiger Behandlung; gerade für ſie laſſen ſich beſtimmte Regeln nicht aufſtellen. 9 *Sympathie*, 13 *normal*, 23 *Wltnsphäre*, 25 *Phantasie* werden ohne Auslaſſungen geſchrieben. Aber *i* und *e* werden gern erſetzt oder fortgelaſſen: 2 *Privat*, 9. 17 *Intrss*, 15 *Dokumnt*, 15 *antk*, 19 *Motiv*, 21 *Momt*, 10. 29. 30 *Charaktr*, 31 *Historikr*. Endungen können erſetzt werden: *prsönl*. Auch der Eingriff im Wortinnern kann mehr oder

[1]) Zur Vervollſtändigung füge ich Formen, die auf unſerem Blatt nicht vorkommen, von den erſten Seiten des Ms bei und zwar ohne Zeilenangabe.

minder stark sein: 17 *psycholog*, aber 31 *psychol* = psychologischen, 17 *hist.* historisch.

Die Namen, die auf diesem Blatt die größte Rolle spielen, werden nur mit der ersten Silbe geschrieben: *Cic* 7. 8. 12 usw., *Att* 4. 7. 8. 11. 13 usw. *Drumann* 28 und *Momms* 29 werden in der für das System üblichen Weise behandelt. Eine Gruppe von besonders deutlichen Beispielen für die individuelle Behandlung bringt die letzte Zeile.

Bei der verhältnismäßig geringen Ausbeute an Fremdwörtern auf diesem Blatt ist es nötig, auf die übrigen Teile des Manuskriptes zurückzugreifen. Man muß gerade bei diesen Fällen bedenken, daß das System für zusammenhängende Texte gedacht ist, und der Leser eben aus dem Zusammenhang manche Kürzung, die alleinstehend unverständlich wäre, ohne weiteres auflöst. „Rgt." z. B. könnte viele Bedeutungen annehmen: regt, ragt, Regent, regnet, regiert usw. Wenn es aber Blatt 1, Zeile 23/4, heißt:

da das alt Oligarch, Rgt i widrholt, jhr 10lg, blutig, Kpf, grüg d lw neue, Ordg dr Dg Platz z mch,

so ist die Auflösung *Regiment* ohne weiteres gegeben.

1, 22 *StadtRP* = Stadtrepublik; 2, 1 *Ltur* = Literatur; 3, 29 *Religfrvl* = Religionsfrevel; 4, 36 *ph Sr* = *ph ffr* = philosophischer; dazu gehört 5, 36 *Phie* = Philosophie; 6, 15 *Tlgr-Stil* = Telegrammstil.

In andere Fälle spielen Einflüsse der hss. Abbreviaturen hinein: 1, 9 *Pblematk*; 1, 28 *Pzß* = Prozeß; 2, 3 und 2, 26 *Psönlk* (aber ebenso oft *Psönlk* oder auch *Persönlk*); 2, 27 *ppts Rus*; 1, 22 *imp. R.* 6, 3 *Cos at* = Consulat.

So ergibt sich gerade für die Fremdwörter ein überaus buntes Bild, nur bleibt auch hier immer wieder zu beobachten, daß auch die stärkste Kürzung dem Gebot der Lesbarkeit und Eindeutigkeit im Zusammenhang ohne Zweifel Rechnung trägt.

Besonderheiten.

Dasselbe gilt für eine andere Gruppe stark gekürzter Wörter häufigen Gebrauchs: 12. 19. 26 *M* = Mann, Man; aber 11. 15. 25 *Mz* = Menschen, Bl. 1, Z. 3. 10 *mlz* = menschlichen; 26 *f sst* = sich selbst; 15. 26. 31 *Bf* = Briefe, 29 *Bfz* = Briefen; 8 *Wkz* = Werken; 13 *Vhs* = Verhältnis; Bl. 1, Z. 12 *Vggh* = Vergangenheit. *x* = mal: 12. 30 *1x* = einmal, aber in Zeile 2 wird es ausgeschrieben: *andrmal*. 19 *gsl* = geschichtlichen ist eine der wichtigsten Kürzungen: Bl. 1,6 *Gs* = Geschichte, Bl. 1,9 *wltgsl* = weltgeschichtlichen. Damit sind die Beispiele, die unser Blatt bietet, erschöpft. Doch finden sich in den übrigen Teilen des Manuskripts noch manche hübsche Beispiele: 1, 3 *Wsch* (mit *c*) = Wissenschaft; 2, 2 *im 4. Jh* im 4. Jahrhundert; 2, 3 *Prsönlk ds Vf* = Persönlichkeit des Verfassers, wo auch das im Zusammenhang leicht zu ergänzende Genetiv-s fehlt. 3, 8 *Altm* = Altertum; 3, 24 *sd* = sondern; 3, 16 *Twchsel* = Wortwechsel und dazu

4, i *Antw*-Antwort, 6, 32 *Wn*-Worten; 6, 16 *Spr* = Sprache; 6, 27 *Gtr*=Götter; 6, 30 *je nch Bdf* = je nach Bedarf.

Zwei Zeichen ſind noch beſonders zu erwähnen. Bl. 1, 19 *xl*-chriſtlich, entſtanden aus liegendem Kreuz und dem Zeichen für -*lich*; Bl. 2, 29 X-Schlacht, zwei gekreuzte Schwerter, ein Zeichen, das von hiſtoriſchen Karten her bekannt iſt.

Konſonanten.

Zum Schluß der Darſtellung des Syſtems nur noch wenige Worte über die Konſonanten. Sie fehlen, wie zu erwarten, nur ganz vereinzelt. Wenn das Syſtem auf der Vokalauslaſſung beruht, ſo müſſen ja wenigſtens die Konſonanten, das Gerippe des Wortes, erhalten bleiben. Auf *an*, *än*, *en*, *un*, *eun*, die als häufige ſilbenbildende Elemente fortbleiben oder erſetzt werden können, iſt im Verlaufe der Darſtellung ſchon hingewieſen worden. Auch Einzelheiten wie 8 *Wkn*-Werken, 9 *psönl*-perſönlicher, 10 *hvorgf*, 10 *dchs*, 11 *dadch*, 15. 26. 29 *Bf*-Briefe waren ſchon erwähnt. Plasberg hat ſich auch die in Hss und Iss üblichen und von dort in die moderne Schrift übergegangenen Abkürzungen nicht entgehen laſſen: *m̄*, *n̄*-mm, nn 23 *im̄r* immer, 10 *kan̄t*-kannte, 22 *gwin̄n*= gewinnen, 31 *kön̄n*-können. Und ſchließlich noch eine große Gruppe, in der das für das Verſtändnis des Leſers allerdings ganz überflüſſige *c* von *ſch* ausfällt: *1 Gshft, 3 Shmichler, 6 shwärmrish, 7 Shrift, 9 Ushdh, 12 Fldshftn, 16 Shwngg 26 täushn 26 gshadt, 27 sharf, 27 shln* = *scheinen*

Damit mag die Darſtellung des Syſtems ihren Abſchluß finden. Die Frage, die ſich unwillkürlich erhebt, iſt die nach der Herkunft. Die Vermutung, daß in dem Syſtem eine Übertragung aus römiſchen Inſchriften oder lateiniſchen Handſchriften ſtattgefunden habe, lag bei Plasberg, dem Latiniſten und Handſchriftenkenner, natürlich nahe. Man wäre verſucht, das Syſtem in die beiden großen von Traube [1]) beſprochenen und erklärten Gruppen der Kontraktion und Suſpenſion einzuordnen. Mit der Kontraktion *eps* = *episcopus* vergleiche man etwa *Hd* - Hand, *Vhs* = Verhältnis, *ggbn*, *Wkn* = Werken. Zu den Suſpenſionen würden etwa *M* - Menſch, *k*-kann, *ſ* = ſich, *i* - iſt, *d* - die gehören. Das Plasbergſche *bd* könnte man auch etwa mit *āt* vergleichen: *at* - *autem*, bei den Iren „die ſog. ſyllabare Suſpenſion darſtellend, bei der die Anfangsbuchſtaben der vorhandenen Silben zur Bildung der Kürzung verwendet werden.“ [2]) Und noch eine andere Bemerkung, die Traube [3]) macht, möchte man hier verwenden: . . . „beſonders bei den Juriſten wurde das Abbreviieren eine ausgebildete und ſchließlich ausartende Kunſt und erſtreckte ſich nicht nur auf Wörter des Berufs, ſondern auch überhaupt auf viele häufigere Teile der gewöhnlichen Rede, alſo z. B. auf die Praepoſitionen, die Konjunktionen, einzelne Formen der Hilfsverba und anderes.“

---

[1]) Vorleſungen und Abhandlungen I Zur Paläographie und Handſchriftenkunde, München 1909 pg. 135 ff; vgl. II Einleitung in die lat. Philologie des M. A. pg. 19 f.

[2]) Bretholz, Lateiniſche Paläographie 2 1912, pg. 105. [3]) l. l. I 140.



Und doch treffen alle dieſe Vergleiche das Prinzip des Plasbergſchen Syſtems nicht. Zunächſt, die ſogen. ſyllabare Suſpenſion *āt ~ bd* kommt für Plasberg doch nur in Ausnahmefällen in Betracht, weil er zwar die Vokale ausläßt, aber dabei die Konſonanten alle ſchreibt (bis auf geringe Ausnahmen, wie Auslaſſung von *n* oder von *c* in *ſch*). Wollte man nun aber etwa in Beiſpielen wie *Arbt, lbz, nmd, grſs* nicht ſyllabare Suſpenſion, ſondern eine Art Kontraktion erkennen, ſo würde das dem Weſen der römiſchen Kontraktion durchaus widerſprechen. Denn bei der Kontraktion liegt nach Traube [1]) das Hauptgewicht auf der Endung, die vorhanden ſein muß, wenn die Abkürzung nicht den Charakter der Kontraktion verlieren und zur Suſpenſion werden ſoll. Die Endung bezeichnet Traube als die Hauptſtütze des Verſtändniſſes und charakteriſiert ſo durchaus treffend die lateiniſche Sprache. Das Deutſche aber bedarf bei ſeiner Armut an charakteriſtiſchen Endungen, da die Funktion der Endungen auf die Artikel und Hilfsverben übergegangen iſt, nur ſelten ſolcher Hauptſtütze. Das Abkürzungsſyſtem, das dem Weſen der deutſchen Sprache entſprechen will, kann alſo auf einer ganz anderen Grundlage ſich aufbauen.

Wenn aber ſowohl in den Abbreviaturen der römiſchen Juriſten, wie in Plasbergs Syſtem „Praepoſitionen, Konjunktionen, einzelne Formen der Hilfsverben“ gekürzt werden, ſo kann auch daraus mit Schlüſſigkeit keine Abhängigkeit Plasbergs von der römiſchen Gewohnheit abgeleitet werden. Denn aus dem Aufbau der deutſchen Sprache, die in der Häufigkeit ſolcher Wörter ſich ja mit der lateiniſchen unmittelbar deckt, ergibt ſich die Parallelität der Erſcheinungen. Der Gedanke, gerade dieſe Wörter zu kürzen, braucht nicht aus einer fremden Sprache entnommen zu ſein, er konnte im Deutſchen ebenſogut entſtehen. Zudem gibt es auch unter Plasbergs Kürzungen nur ganz wenige, die man als Sigel anſprechen könnte; die größere Mehrzahl ſind ja nur Anwendungen des gewöhnlichen Syſtems. Auch da braucht Gleichheit nicht auf Abhängigkeit zu beruhen.

Ganz abwegig aber wäre es, etwa an die Abbreviaturen des 13. bis 15. Jahrhunderts zu denken. Denn dieſe beruhen auf der Auslaſſung von Konſonanten und Vokalen, auch ganzen Silben. „Man ſchrieb etwa *monē* für *mon⟨er⟩e*, *minoēm* für *mino⟨r⟩em*, *spes* für *spe⟨cie⟩s*, *aucte* für *auc⟨torita⟩te*, *caū* für *ca⟨s⟩u*.“ Dann heißt es weiter: „ . . . [es] ſchaffen z. B. die Auslassungen von *r* und *s* wohl eine bequeme Freiheit für das Schreiben, aber nicht minder eine läſtige Vieldeutigkeit für den Leſer.“ [2]) So urteilt Traube, der geniale Entzifferer auch der ſchwierigſten Handſchriften. Man wird leicht den weiten Abſtand ſolcher Abbreviaturen von Plasbergs Schreibweiſe empfinden. [3])

Denn dieſes Syſtem iſt ſo gut wie *ganz* auf der Vokalbehandlung aufgebaut. Bei ihr iſt aber ſcharf nach der Häufigkeit der einzelnen Vokale in der deutſchen Sprache unterſchieden. Freilich bedeutet das ja im Grunde

---

[1]) l. l. I. 136. [2]) Traube, Nomina ſacra pg. 251 [3]) Auch mit dem inſchriftlichen Kürzungsweſen hat unſer Syſtem nichts zu tun. Man vergleiche nur wenige Beiſpiele aus Plasbergs Manuſkript mit dem Verzeichnis bei Deſſau Inscriptiones Latinae III 2, pg 752 sqq: Compendia ſcripturae. Litterae ſingulares notabiliores.



eine ſtarke Beſchränkung, denn gerade bei der Häufigkeit der Konſonanten im Deutſchen hätte der Gedanke nahegelegen, auch bei ihnen Kürzungen vorzunehmen. Eine Erleichterung aber für ſolche Vokalbehandlung bietet die deutſche Schrift mit den Haken und Strichen. Neben dieſem Grundzug des Syſtems bedeutet alles andere, Silbenauslaſſung und Behandlung der Praepoſitionen uſw., die wenigen ſonſtigen Beſonderheiten, nur noch wenig. Und die Bedeutung dieſer Kürzungen wird noch durch den Umſtand herabgemindert, daß z. B. die Formen des Artikels, viele Formen der Hilfsverba nichts anderes darſtellen als die Anwendung der Vokalbehandlung. Von den Konſonanten endlich kann man ohne große Übertreibung behaupten, daß ſie ſtets geſchrieben werden. Ein ſolches Syſtem hat aber weder mit den Suſpenſionen, Kontraktionen, noch den übrigen Abbreviaturen der Hss etwas zu tun.

Daß Einzelheiten aus der Schreibweiſe der Handſchriften ſich finden, ſoll damit nicht geleugnet ſein. Auf einiges iſt früher ſchon (pg. 141) hingewieſen. In dieſe Reihe gehört doch auch das Zeichen für *-ich-* : *m̄*, *f*, das als Zeichen der Buchſtabenauslaſſungen ſo häufig iſt in den mittelalterlichen Abbreviaturen. Traube in den Nomina ſacra gibt Beiſpiele ſolcher Kürzungen: *nc̄* = *nunc*, *tc̄* = *tunc* (pg. 260), *ſ* = *secundum* (pg. 264) oder *dt* dixit (pg. 253). Das iſt vielleicht das beſte Beiſpiel etwa für das Plasbergſche *ht*. Hier meint man einmal eine Übernahme aus handſchriftlicher Gewohnheit zu ſpüren. Dem entſpricht, daß dieſer Strich nicht nur am Wortende, ſondern auch im Innern erſcheint. So werden in den Handſchriften der Strich oder andere konventionelle Sigel auch mitten im Worte gebraucht, ſo im Voſſianus 84 De Natura Deorum (pg. 2^r l. 8 = 1, 5, 11) *repſita* , oder das vieldeutige *ʒ* taucht außer am Ende auch in der Mitte eines Wortes ſilbenbildend auf: *oʒtuit* = oportuit.[1]) Und vielleicht gibt folgende Gleichung das Verhältnis zwiſchen Plasbergs und mittelalterlicher Abkürzungsweiſe am deutlichſten wieder:

dt : *dtn* = *p̄* : *pct*

dich : *dichten* = *pro* : *procul* [2])

Von hier aus werden auch Wortbilder wie *flstr*, *dl* verſtändlich.

Handſchriftlicher Übung entſpricht auch die Kürzung der Namen des Cicero und Atticus: *Cic*, *Att*: vgl. Traube l. l. I, 149.

Aber alle dieſe Fälle ſind im Verhältnis zu der überwältigenden Fülle von Beiſpielen, die auf der Vokalbehandlung aufgebaut ſind, nur verſchwindend gering. Man iſt verſucht, auf Plasbergs Syſtem Traubes Worte anzuwenden, in denen er die Beziehungen beſpricht, die zwiſchen dem mittelalterlichen Abkürzungsſyſtem einerſeits und den juriſtiſchen und tironiſchen Noten andererſeits beſtehen[3]): „Alſo auf das Prinzip, auf die Syſtembildung haben die Noten nicht gewirkt; die geiſtigen Urheber der Kontraktion des Mittelalters ſind ſicher nicht die Notarii des Altertums. Wenn einzelnes hüben und drüben ſich entſpricht,

1) Cappelli, Dizionario di abbreviature 2 pg. XXXII. 2) Cappelli l. l. pg. XXXVIII.
3) l. l. I, 142.

muß es herübergenommen ſein, iſt es im mittelalterlichen Syſtem ſozuſagen Fremdwort.“

Es mochte alſo der Gedanke naheliegen, daß Plasberg ſelbſt dieſes Abkürzungsſyſtem erdacht und allmählich immer mehr verfeinert habe. Aber auch dieſe Annahme iſt unhaltbar. Zwar hat Plasberg 1918 kurz vor der Vertreibung aus Straßburg den größten Teil ſeiner ſchriftlichen Aufzeichnungen vernichtet, doch beſitzt die Hamburger Staats- und Univerſitätsbibliothek durch die Güte von Frau Profeſſor Hildegard Plasberg außer koſtbaren Manuſkripten von Vorleſungen uſw. einen reichen Schatz an Kollegnachſchriften Plasbergs aus ſeiner Studienzeit. Was den Leſer dieſer vergilbten Blätter am meiſten überraſcht, iſt die unendlich ausdrucksvolle Handſchrift. Nicht im entfernteſten möchte man ſelbſt bei den älteſten Blättern, die aus den erſten Semeſtern ſtammen, glauben, daß es ſich um die Schrift eines noch nicht achtzehnjährigen Jünglings handelt. Man kann nicht anders, als aus dieſer charakteriſtiſchen Schrift ſchließen auf einen ſelbſtändigen, ſeiner ſelbſt und ſeines Zieles durchaus bewußten Menſchen von einer Reife, die in ſolchem Alter überraſcht.[1])

Die älteſten Aufzeichnungen ſtammen aus Plasbergs erſtem und zweitem Semeſter, S. S. 1887 und W. S. 1887/88, Heidelberg. Zwei Konvolute enthalten „Geſchichte der griechiſchen Philoſophie“ von Kuno Fiſcher S. S. 1887 und „Erklärung ausgewählter Siegeslieder des Pindar“ von Erwin Rohde W. S. 1887/88. In beiden Fällen handelt es ſich nicht um die Kollegnachſchriften ſelbſt, ſondern offenbar um Reinſchriften. Das ergibt ſich nicht nur aus der ſorgfältigen Einrichtung dieſer Blätter, ſondern auch aus der Liebe, mit der in Kalligraphie die Titel, Kapitelüberſchriften uſw. hergeſtellt ſind. Leider haben ſich bei dieſen beiden Reinſchriften keine Reſte mehr von den unmittelbaren Nachſchriften ſelbſt gefunden, wie ſie in Geſtalt von kleinen Notizbuchblättern mit augenverderbender kleiner Schrift ſonſt verſchiedentlich noch zwiſchen den Blättern anderer Kollegreinſchriften eingeſtreut liegen.

Dieſe beiden Konvolute waren nun für die Frage nach der Herkunft des Abkürzungsſyſtems eine vollkommene Überraſchung. Als Reinſchriften ſind ſie zwar zum größten Teil in ungekürzter Schrift abgefaßt, aber es finden ſich doch auf allen Seiten, oft viele Zeilen hintereinander, Kürzungen in großer Zahl; an manchen Stellen überwiegen ſie. Aus ihnen ergeben ſich zwei wichtige Tatſachen. Erſtens: dieſe Kürzungen zeigen — von ganz unwichtigen Kleinigkeiten abgeſehen — denſelben Charakter, wie Plasbergs letztes Manuſkript. Zweitens: dieſe Kürzungen des noch nicht Achtzehnjährigen ſind ſo fließend und ſicher hingeſchrieben, daß man die lange und genaue Vertrautheit des Schreibers mit dieſer Schreibgewohnheit gar nicht verkennen kann. Das Syſtem iſt in dieſen alten Blättern ſchon völlig entwickelt, und es iſt dem Schreiber ſchon geläufig wie die gewöhnliche Schrift.

Einige Beiſpiele aus den erſten Seiten der Vorleſung von Kuno Fiſcher ſollen das Geſagte illuſtrieren; die Reihenfolge entſpricht der oben gegebenen Darſtellung des Syſtems.

[1]) Vergleiche hierüber auch die Vita Plasbergs von Rudolf Helm in Burſians Biogr. Jahrb. 1925 pg. 117 und beſonders den Nachruf vor E. Wendling im Öffentlichen Anzeiger für den Kreis Kreuznach, Jahrg. 77 Nr. 95.

Vokale fehlen oder werden durch „ ˙ ˘ " erſetzt: *˙hpt* = überhaupt, *km* = kaum, *˘ch* = auch, *f˙* = auf, *˘s* = aus (ganz deutlich iſt an mehreren Stellen der U=haken von dem deutſchen Schluß=*s* getrennt); *ndl* = endlich, *s* = es, *Vorlsg*, *Ggstds* = Gegenſtandes; *sowit*, *Bdtg* = Bedeutung; *hr* = hier, *u* = und, *gprft* = geprüft. — Vokal + *n* fallen aus: *Bdtg*, *Ggstds*, *wesntl* = weſentlich, *Offbarg*, *Stdpkt*, *˘sggspkt* = Ausgangspunkt, *Dg* = Dinge, *gz*, *Anfg*. — Silbenbehandlung: *s* = ſich, *nt* = nicht; *=heit*, *=lich*: *ndl* = endlich, *wstl*, *Weish*, *Mh* = Menſchheit, *Geistesfreih*; *=en=*, *:* *Offbarg*, *vorzlieg* = vorzuliegen, *Dg* = Dingen. — Wortgruppen: Präpoſitionen: *v* = von, *f*, *zr*, *vors* = voraus, *i* = in, *b˙* = bei; Artikel: *dr*, *d* = die, *n̄* = eine, aber auch *1* ein, *hn* = einem, auch im Worte: *schtl*, *allgeml*; *˙* = über; Hilfsverba: *k* = kann, *i* = iſt, *˘d* = wurde, *sd* = ſind, *gws* = geweſen; Pronomina: *gr*, *gn*, *gs*, *gm*, auch ſchon *g* = wenn. — Beſonderheiten: *m* = man, *Mh* = Menſchheit, *mschl* = menſchliche; *Ph* = Philoſophie *ph*ieren, *ph*iert, *Gs* = Geſchichte, *Xtms*.

In der Nachſchrift von Rhodes Pindarvorleſung W. S. 1887/88 ſehen die Zeilen 2—7 der pg. 14 folgendermaßen aus:

Geordnt u hrsggb v d Alexandrinern glch ˙m Anfg. Ordng in 17 Bücher, vgl. ob., vll gab es 2 Anordng, doch wd nur 1e ztrt, d wohl f˙ Aristoph zkght. V˙hm rührt d Einführg dr κῶλα her. Die Langzeil rühr v Boeckh hr u sd so gut wie gz sichr. D Alt schreib kle κῶλα ... D Eintlg u Rhfolg v Aristoph ... D Anordng ˙ nt gz zutrffd, da tge Ldr nt dhin ghört.

Bedenkt man, daß es ſich hier um Reinſchrift handelt, ſo wird man die Übereinſtimmung mit dem Cicero=Manuſkript aus dem Winter 1923/4 zugeben.

Weiter zurück dieſes Syſtem zu verfolgen, iſt mit Hilfe des Plasbergſchen Nachlaſſes nicht möglich. Die bisherige Unterſuchung ſcheint alſo nur negative Ergebniſſe gebracht zu haben. Sie hat die Frage nach der Herkunft des Syſtems vom Jahre 1924 ins Jahr 1887 verſchoben.

Und doch braucht die Unterſuchung nicht zwecklos zu ſein. Der älteſte Jugendfreund Plasbergs aus der Kreuznacher Primanerzeit, Herr Prof. Dr. E. Wendling, der die Liebenswürdigkeit hatte, mir aus ſeinen Erinnerungen einiges mitzuteilen, ſchrieb: „Wie er (Plasberg) mir ſagte, hatte er jenes Abkürzungsſyſtem von ſeinem Vater gelernt, der es ſ. Zt. in ſeinen Kollegheften angewandt habe ... Ähnliche Abkürzungen wie die Plasbergs müſſen früher beim Kollegnachſchreiben allgemein üblich geweſen ſein; wenigſtens lernte ich eine Reihe ſolcher als Tübinger Student von ſchwäbiſchen Freunden."

Damit iſt die Unterſuchung in ein Gebiet eingetreten, wo ich meine Unzuſtändigkeit erklären muß. Es eröffnet ſich der Ausblick auf eine auf den Univerſitäten im vorigen Jahrhundert offenbar übliche Schreibgewohnheit, die für die Geſchichte der deutſchen Schrift des Intereſſes nicht entbehrt und von den Kundigen einer Unterſuchung unterzogen werden ſollte. Das Material dazu wird ſich auf den Bibliotheken in den handſchriftlichen Abteilungen dem, der ſucht, leicht darbieten. Die vorliegende Unterſuchung kann und will nicht mehr ſein, als ein kleiner Beitrag zur Biographie eines großen Philologen und eine Aufforderung zu weiterer Forſchung.

Französische Büchermarken des 15. Jahrhunderts.

Von Bibliotheksrat Dr. Ernst Crous-Berlin.

Die erste wertvolle Arbeit über Büchermarken ist nach ein paar ganz unzulänglichen Versuchen das Werk des Pariser Buchhändlers L. C. Silvestre (1853—1867). Es galt den französischen Büchermarken des 15. und des 16. Jahrhunderts. Das Umfassendste, was seitdem für die französischen Büchermarken des 15. Jahrhunderts geschah, enthält der 2. (und der 5.) Band von Haeblers Typenrepertorium; es bringt für Drucker allein mehr als Silvestre für Drucker und Verleger zusammen, aber leider läßt es eben die reinen Verlegermarken weg, und leider fehlen ihm Abbildungen. Nun will es der Zufall, für den man doch nicht allein die politischen Verhältnisse der Gegenwart verantwortlich machen kann, daß im selben Jahre 1926 als Ergebnis längerer Arbeit gleich zwei Werke den französischen Büchermarken des 15. Jahrhunderts gewidmet werden:

Wilhelm Joseph Meyer-Bern, Die französischen Drucker- und Verlegerzeichen des XV. Jahrhunderts, München: Münchner Drucke 1926 (Die Drucker- und Buchhändlermarken des XV. Jahrhunderts, Band 2).

und

M.-Louis Polain, Marques des imprimeurs et libraires en France au XVe siècle, Paris: E. Droz 1926 (Documents typographiques du XVe siècle, Tome 1)

Die beiden Werke müssen viel Ähnliches und Gleiches haben, und so bedauert man die doppelte Arbeit: beide ordnen alphabetisch nach Orten und weiter Druckern bezw. Verlegern, beide geben Verzeichnisse der Namen und der Devisen; beide erfassen Drucker- und Verlegermarken, beide führen den einzelnen Druck an, der die Marke aufweist, beide geben die Nummern von Silvestre sowie kurze Erläuterungen; beide schließen Genf ein; beide bieten noch einige Marken, die Haebler fehlen.

Aber wenn zwei dasselbe tun, ist es schließlich doch nicht ganz dasselbe und so die Doppelarbeit doch nicht ganz verloren. Schon die Einleitungen sind naturgemäß verschieden. Ist bei Meyer die Schärfe der Bilder zu loben, so erfreut Polain durch den saubern Druck. Auch gibt Polain die Maße und reichere Zitate; an der Quelle, schöpft er wohl sorgfältiger aus umfänglicherem Material. So kann er etwa Haeblers Angaben über die Marken von Jean Petit berichtigen und auch die ähnlichen Marken von Maréchal & Chaussard klar neben einander stellen. Kirchheim und Straßburg hat nur er.

Beide aber versäumen leider den regelmäßigen Hinweis auf das Typenrepertorium, was für praktische Arbeit dem Typenrepertorium wie den neuen Werken zu Gute gekommen wäre. Im folgenden habe ich daher, vom Typenrepertorium ausgehend, das Versäumte nachgeholt. Ich habe dabei für das Typenrepertorium einheitlich (römische) Zahlen gegeben; Marken, die bei Haebler fehlen, stehen in eckigen Klammern. Der Überblick zeigt zugleich, wie weit Haeblers und Meyers und Polains Werke sich decken, wie weit nicht. Manchmal, namentlich infolge der gelegentlichen Unsicherheit in den Maßen, ist die Identifizierung überhaupt unsicher. In anderen Fällen

zeigt die verschiedene Behandlung derselben Marke die Verschiedenheit der Auffassung; gerade in diesen Fällen freut man sich, einen zweifelhaften Punkt nicht nur von einem behandelt zu sehen. Nützliche Hilfsmittel zu völliger Klärung sind daher, trotz einzelner Bedenken und in gegenseitiger Ergänzung, auch die beiden Arbeiten von Meyer und Polain.

Übersicht der französischen Büchermarken bei Haebler

(Römische Zahlen), Meyer (M) und Polain (P).

Frankreich.

Angers

1.2 De la Tour und Morel
[I] P 4

Avignon

2 Pierre Rohault
I · P 5
3 Dominicus Anselmus
I · P 5

Chablis

3 Guillaume Le Rouge
I · M 8 · P 12

Chambéry

1 Antoine Neyret
I · M 9 · P 13
II · M 10
[III] P 14

Cluny

1 Michael Wensler
III · M 11 · P 15

Lantenac

1 Jean Crès
I · M 20 · P 28

Lyon

2 Nicolaus Philippi
I · M 54 · P 61
II · M 55 · P 60
[III] P 62
4 Gaspar Ortuin
I · M 53 · P 59
6 Johann Siber
I · M 59 · P 66
II · M 60 · P 68
III · M 61 · P 67
7 Matthias Huß
I · M 38 · P 44
II · M 39 · P 45
III · M 41 · P 46
IV · M 43 · P 48
V · M 42 · P 47
[VI] M 40 · P 206
10 Guillaume Balsarin
I · M 23 · P 32
II · M 22 · P 31
III
12 Johann Neumeister
(I · M 74 · P 29)
13 Jean Dupré
I · M 30 · P 37
II · M 31 · P 38
III · M 32 · P 39
14 Janon Carcain
I · M 26 · P 34
II · M 27 · P 35
III · M 28 · P 36
16 Michel Topié
I · M 63 · P 71
II · M 64 · P 72
III · M 65 · P 73
17 Jean Trechsel
I · M 66 · P 74
II · M 67 · P 75
III · M 68 · P 76
18 Jacques Maillet
I · M 48 · P 54
II Nur 16. Jh.?
19 Johann Schmidt (Fabri)
I · M 33 · P 40
II
III · M 34 · P 205
20 Maréchal und Chaussard
I [a] · M 51 · P 57 —
[b] · P 58
II [a] · P 55 —
[b] · M 52 · P 56
[III] M 50
21 Antoine Lambillon
I · M 44 · P 51
II · M 45 · P 50
22 Engelhard Schultis
I · M 58 · P 65
23 Perrin Le Masson
I · M 46 · P 52
II · M 47 · P 53
25 Jean de Vingle
I
II · M 69 · P 77
26 Michael Wensler
[IV] M 70 · P 207
29 Suigus und Benedictis
IV [a] · M 62 · P 69 —
[b] · P 70
V · M 24?
31 Claude Gibolet
I · M 35 · P 41
31* Paul Reberget
I · P 63
II · M 56
33 Jacques Sacon
I · M 57 · P 64
II
34 Nicolaus Wolf
I · M 71 · P 78
II · M 73 · P 79
[III] M 72 · P 80
35 Johann Klein
I · M 29 · P 49
36 Martin Havard
I · M 36 · P 43
II · M 37 · P 42
III
38 Jacques Arnollet
I · M 21 · P 30
?
M 75

Nantes

1 Etienne Larcher
[I] M 76 · P 81

Orléans

1 Matthieu Vivian
I · M 77 · P 82

Paris

10 Louis Martineau
I · M 128 · P 136
12 Antoine Caillaut
I · M 87 · P 93
II · M 88 · P 95
III · P 96
[IV] P 94
13 Guy Marchand
I · M 119 · P 128
II · M 122 · P 129
III · M 121
IV · M 120 · P 131 a
V · P 130

Valenciennes

1 Jean de Liège
I
[II] P 204

Schweiz.

Genf

1 Adam Steinſchaber
I • M 19 • P 26

4 Louis Cruſe
I • M 13–16 • P 18–21
II • M 17 • P 23
III • M 18 • P 25
[IV] M 187 • P 22
[V] P 24

7 Jean Belot
I • M 12 • P 17

P. B. (Genf oder Lyon oder Spanien)
[I] M 49 • P 16

Elſaß.

Kirchheim

1 Marcus Reinhard
I • P 27
II • P 191

Straßburg

9 Martin Schott
I • P 195

12 Johann Grüninger
I • P 193
II • P 192

26 Johann Schott
I • P 194

Verleger.

Angers

Jean Alexandre
M 2 • P 1
M 1 • P 2
P 3

Caen

Robinet Macé
M 3 • P 6
M 4 • P 7
M 5 • P 8
P 9
M 6

Lyon

Guillaume Boisson
M 25 • P 33

Paris

Antoine Baquelier
M 84 • P 91

Jean de Coblence
M 89 • P 97

Jean de Coulonces
P 98

Guillaume Eustace
M 94 • P 103

Jean Frellon
P 104

Durand Gerlier
M 95 • P 105
M 96 • P 106

Robert de Gourmont
M 97 • P 107

Claude Jaumar
M 99
M 100 • P 109 u. 109a

de Marnef Gebrüder
M 124 • P 134
M 125
M 126 • P 135 u. 135a
M 127 • P 133 u. 133a

Jean Petit
I • M 136 • P 144
II • M 137 • P 146
IIIa • M 138 • P 145

François Regnault
M 144
M 145
M 146

Jean Richard
M 150 • P 159
M 151 • P 158

Denis Roce
M 152 • P 160
M 153 • P 161
M 154 • P 162

Simon Vostre
M 161 • P 171

Rouen

Jean Huuin
M 172

Thomas Laisne
M 176

Jacques Ravynel
M 179 • P 208

Jean Richard
P 209

Schopenhauer und Brockhaus.*)

Es iſt ein Verdienſt des Leipziger Verlages, mit dieſem Bande eine Reihe von Veröffentlichungen aus ſeinem Archiv zu beginnen. Solche Dokumentenſammlungen ſind für die deutſche Geiſtesgeſchichte von doppelter Bedeutung: einmal geben ſie Einblick in die Schaffensweiſe und Schaffenswirkung des einzelnen Autors; und dann bilden ſie weſentliche Bauſteine zu einer künftigen Verlagsgeſchichte.

Jeder geiſtig Schaffende wurzelt in ſeiner Zeit, der er ſeine Schaffensbedingungen verdankt. Daß aber die Wirkungen des Schaffens oft lange auf ſich warten laſſen, zeigt uns Schopenhauers: „Die Welt als Wille und Vorſtellung“, deren erſte Auflage 1818 zu einer Zeit wirtſchaftlichen Tief-

*) Schopenhauer und Brockhaus. Zur Zeitgeſchichte der „Welt als Wille und Vorſtellung.“ Ein Briefwechſel herausgegeben von Carl Gebhardt. (Band 1 der Reihe: Aus dem Archiv F. A. Brockhaus. Zeugniſſe zur Geſchichte geiſtigen Schaffens. Herausgeber Hermann Michel). VII. 282 Seiten. Mit Abbildungen und Fakſimiles. Leipzig 1926.

ſtandes erſchienen iſt. Erſt rund 30 Jahre nachher fand das Werk die verdiente Verbreitung und Aufmerkſamkeit. Und wie vielen großen Geiſtern erging es noch weit ſchlimmer, denn ſie erlebten nicht einmal den Anfang ihres Ruhmes.

Dem Leſer enthüllt ſich in dem Briefwechſel eine wahre Leidensgeſchichte. Man weiß nicht, was man mehr bewundern ſoll: den Wagemut, mit dem Brockhaus das umfangreiche Werk eines unbekannten Autors übernahm oder die unerſchütterliche Zuverſicht, mit welcher der Philoſoph an die Zukunft ſeiner Schöpfung glaubte: „Auch meine Zeit wird und muß kommen und je ſpäter deſto glänzender.“ (1843)

Durch die Vermittlung des badiſchen Freiherrn von Biedenfeld gewann Schopenhauer für ſein Hauptwerk Brockhaus als Verleger. Der im April 1818 abgeſchloſſene Verlagsvertrag bezog ſich ausdrücklich nur auf die erſte Auflage, die auf 800 Exemplare feſtgeſetzt war. Der Autor erhielt 10 Freiexemplare auf ſchönem Papier und ein Bogenhonorar von 1 Dukaten. Der Briefwechſel der folgenden Monate iſt ausgefüllt mit des Autors Klagen über das langſame Satztempo und die mangelhafte Ausführung der Korrekturen. Schopenhauer wird immer gereizter, ſo kommt es im September zum Bruch zwiſchen zwei Männern, denen die Wahrheitsliebe über alles ging und die deshalb vor keiner Schroffheit zurückſchreckten. Wäre die perſönliche Bekanntſchaft des Autors mit ſeinem Verleger nicht erſt kurz vor ſeinem Tode erfolgt, ſo hätte ſich dieſer — allerdings nur vorübergehende — Bruch wohl vermeiden laſſen.

Das Werk fand eine flaue Aufnahme: Rezenſionen erſchienen nur wenige, die meiſten Fachgelehrten ignorierten das Werk; und die warme Zuſtimmung Jean Pauls konnte für Goethes öffentliches Schweigen nicht entſchädigen. Die Zeit war für Schopenhauer noch nicht gekommen, zumal da eben Hegels Glanzzeit begann. Nach ſiebenjähriger Pauſe nahm der Philoſoph den Briefwechſel mit ſeinem Verleger wieder auf. Brockhaus konnte ebenſo wenig wie ſpäter ſein Leipziger Kollege Fleiſcher die von Schopenhauer geplanten Überſetzungen aus dem Engliſchen, Italieniſchen und Spaniſchen*) übernehmen. 1843 trat Sch. in Verhandlungen über einen zweiten Band mit Brockhaus ein, der inzwiſchen vom erſten Band erhebliche Beſtände makuliert hatte. Der Ton, in dem der Autor an den Verleger ſchrieb, iſt jetzt weſentlich milder geworden: „Ich will inzwiſchen durchaus nicht, daß Sie bei meiner Sache Schaden leiden, auch nicht, wenn Sie reich ſind.“ Nie hatte der Philoſoph dem Verleger eine Schuld an dem mangelnden Erfolg ſeines Werkes zugeſchrieben. Eine zweite Auflage, die um einen zweiten Band vermehrt war, erſchien noch im gleichen Jahr. Den Korrekturen und der genauen Befolgung ſeiner Orthographie hatte Schopenhauer wieder ſeine ganze Aufmerkſamkeit zugewandt. Auch war es Brockhaus ſtrenge unterſagt, irgendwelche lobende Anzeigen des Werkes auszugeben. Diesmal erhielt der Autor kein Honorar.

Wieder blieb zunächſt die Wirkung aus. Deshalb konnte ſich auch Brockhaus 1850 nicht entſchließen, die „Parerga und Paralipomena“ zu übernehmen, die dann bei Hayn in Berlin erſchienen ſind.

*) Sch.'s Überſetzung von Gracians Handorakel gab 1862 Frauenſtädt bei Brockhaus heraus.



Die geistigen Folgen des Jahres 1848 brachten auch für Schopenhauers Werk allmählich den Umschwung. 1858 konnte endlich die 3. Auflage in Höhe von 2250 Exemplaren erscheinen, für die das Bogenhonorar drei Friedrichs d'or betrug. Die gleichzeitig begonnenen Verhandlungen über die vom Autor geplante Gesamtausgabe kamen zunächst nicht zum Abschluß, da der Ausverkauf der kleineren Schriften, die bei anderen Verlegern erschienen waren, abgewartet werden mußte. Zu des Autors Lebzeiten kamen nur noch die „Grundprobleme der Ethik" bei Brockhaus heraus. Mitten aus der Arbeit wurde Schopenhauer 1860 durch den Tod gerissen. Sein Schüler und Nachlaßverwalter Dr. Frauenstädt hat in der Folgezeit alle Werke zu Brockhaus übergeführt; 1873/74 erschienen die sämtlichen Werke in sechs Bänden.

Schopenhauer gab sich in seinen Briefen ganz wie er war: ungezügelt und grimmig und dabei im Grunde durchaus vornehm. Neben seinem Humor und seinem bitteren ungerechten Hohn auf die Philosophie-Professoren kommt immer wieder sein starkes Selbstbewußtsein zum Ausdruck. Er sagte von seinem System: „Zu allen Zeiten ist in allen Dingen von einzelnen die Wahrheit gefühlt worden und hat in vereinzelten Aussprüchen ihren Ausdruck gefunden, bis sie von mir im Zusammenhang erfaßt wurde." Und in den „Parerga und Paralipomena" klagt der Philosoph darüber, daß die ausgezeichneten Geister selten bei Lebzeiten durchdringen. Wie sein Leben in Manchem zu seiner Lehre in Widerspruch stand, so paßte der felsenfeste Glaube, den er immer wieder seinem Verleger gegenüber an die Zukunft seines Werkes aussprach, keineswegs zu seiner pessimistischen Lebensauffassung.

Die deutsche Verlagsgeschichte des 19. Jahrhunderts darf in diesem Buch einen wertvollen Beitrag sehen, wenn auch nicht alle Probleme, die der ersten Hälfte des Jahrhunderts ihr Gepräge verliehen haben, in die Erscheinung treten. So spielte 1818 noch die Wahl des Druckortes je nach den örtlichen Zensurenverhältnissen eine gewisse Rolle; Privileg und Nachdruck kamen dagegen bei einem Werke, das zunächst wenig Interesse fand, nicht ernstlich in Frage. Von dem Verkehr zwischen Autor und Verleger geben diese Briefe für ihre Zeit ein anschauliches Bild.

Der Herausgeber ist als bester Schopenhauerkenner bekannt und stellt in seinem begleitenden Text den Philosophen und sein Werk in den Rahmen der Zeitgeschichte. Die zeitliche Abgrenzung der Romantik ist an sich eine schwierige Frage. Vielleicht ließen sich in der Bewertung der einzelnen Perioden der Romantik die Akzente manchmal etwas anders setzen, als dies der Herausgeber tut. Sehr erfreulich und wertvoll ist die eingehende Mitteilung der ersten Rezensionen; auch die in den Anmerkungen enthaltenen Briefentwürfe Schopenhauers tragen zur genauen Kenntnis seines Wesens bei. Erwünscht gewesen wären einige Proben aus den Briefen an andere Verleger, mit denen Schopenhauer in Korrespondenz und in geschäftlicher Verbindung gestanden hat. Das Aufsuchen der einzelnen Anmerkungen ist in der hier gewählten Form zu umständlich. Alles in allem ist dem Herausgeber und dem Verleger zu danken, daß sie nicht allein die intime Kenntnis Sch.'s, sondern auch das Wissen um das deutsche Verlagswesen des 19. Jahrhunderts bereichert haben. Werner Siebeck.

II. Nachtrag zu Otto Günthers Verzeichnis der Wiegendrucke der Leipziger Sammlungen und der Herzoglichen Bibliothek zu Altenburg.[1]

Von Dr. Elfriede Leskien.

Bei einer erneuten Beſtandsaufnahme der Wiegendrucke in der Leipziger Stadtbibliothek haben ſich die nachſtehend verzeichneten 78 Nummern gefunden. Sie waren in dem älteren Wiegendruckverzeichnis der Stadtbibliothek, auf das ſich ſeinerzeit Otto Günther ſtützen mußte, nicht mit aufgenommen. Die hier genannten Drucke ſtammen ſämtlich, da Neuerwerbungen nicht in Frage kommen, aus den alten Beſtänden, vor allem aus den nicht mehr gepflegten Gebieten der Theologie und Jurisprudenz. Gerade die letztere Abteilung, die nahezu unbenutzt iſt, hat, wie ein Blick über das Verzeichnis dartut, weitaus die meiſten Stücke geliefert.

Da drei Fünftel der aufgeführten Wiegendrucke im Güntherſchen Verzeichnis mit Nachtrag [Nr. I] überhaupt fehlen, die übrigen von ihm noch nicht für die Stadtbibliothek aufgenommen worden ſind, ſchien es der Vollſtändigkeit halber angebracht, ſeinem Verzeichnis die ſpäter entdeckten Stücke als Nachtrag Nr. II anzuſchließen.

Die formalen Eigentümlichkeiten ſeiner Art der Verzeichnung wurden von mir daher auch abſichtlich gewahrt und durch die Numerierung der Zuſammenhang hergeſtellt. Den Nummern, die bei ihm vorhanden, aber noch nicht für die Stadtbibliothek verzeichnet sind, iſt nach ſeinem Vorbild nur ein: Auch S (Stadtbibliothek) beigefügt worden.

Für einige nähere Beſtimmungen von Wiegendrucken habe ich der Kommiſſion für den Geſamtkatalog zu danken.

Augsburg.

Anton Sorg

112a. 1480 Sept. 9. Königshofen, Chronik v. allen Kaiſern u. Königen. H* 9773. P 1673.

S. Ulrich et Afra.

147. Auch S.

149a. o. J. Sermones quadragesimales. 2⁰. P 1637. Cop 5002. S.

Baſel.

Johannes de Amerbach.

224. Auch S.

237. Auch S.

Johann Bergmann von Olpe.

289. Auch S.

Michael Wenssler.

418a. o. J. Johannes Nider, Manuale confessorum. 2⁰. H* 11838. P 7472. S.

418b. Auch S.

421a. o. J. Thomas de Aquino, Summa de articulis fidei et ecclesiae sacramentis. 2⁰. H* 1429. P 7473. S.

Brescia.

Boninus de Boninis.

524a. 1490 Sept. 1.
Juli 15.
Okt. 31.
1491 Febr. 12.
Dez. 17.
Baldus de Ubaldis, Con-

[1] XXXV. Beiheft zum Zentralblatt für Bibliothekswesen. Leipzig 1909. Nachträge 1910.

siliorum partes V. HC* 2330.

Cöln.

Johann Koelhoff (Vater).

670. Auch S.

Johann Koelhoff (Sohn).

687. Auch S.

Heinrich Quentell.

707a. 1489 März 8 Maneken, Formulae epistolarum. P 1271. V 769.

722. Auch S.

727. Auch S.

Conrad Winters vom Homborch.

863c. 1480 Aug. 31 Nider, Sermones. 2°. HC* 11804. P 1168. V 861. S. [Bl. 1—214 fehlen.]

Ulrich Zell.

892. Auch S. [Bl. 2 fehlt.]

Unbestimmt.

950a. o. J. Petrus de Rosenheim, Roseum memoriale. 4°. HC* 13988. P 1517. S.

Deventer.

Richard Paffroet.

961a. 1481 Mai 2 Aegidius Aurifaber, Speculum exemplorum. 2°. H 14915. P 8948. S.

Eßlingen.

Conrad Fyner.

1032b. Auch S.

Ingolstadt.

Johann Kachelofen.

1137a. 1499 Locher, Rosarium celestis curiae. 4°. H* 10165. P 3164. S.

Lyon.

Guillaume Le Roy.

1670a. o. J. Le nouveau Testament. Pell. 2364. (F. Barth. Buyer.)

Mailand.

Bernardinus de Castelliono et Jacobus [de S. Nazario] de la Ripa.

1735a. 1490 Dec. 23 Guido de Baysio, Lectura super VI. Decretalium. 2°. HC* 2719. P 6048. S.

Philippus de Lavagnia.

1745a. o. J. Jacobus Bracellus, De bello hispano. 4°. H 3695. P 5865. S.

Leonardus Pachel et Uldericus Scinzenzeler.

1762a. 1489 März 14 Paulus de Castro, Lectura super I. et II. Digesti veteris. 2°. H 4613. S.

Mainz.

Peter Schoeffer.

1880. Auch S.

Nürnberg.

Friedrich Creußner.

1969. Auch S.

Caspar Hochfeder.

1984. Auch S.

Anton Koberger.

2039a. 1483 Okt. 25 Johannes Bertachini, Repertorium utriusque juris. Partes III. 2°. H* 2982. S.

2059. Auch S.

2069. Auch S.

2113. Auch S.

2114. Auch S.

Georg Stuchs.

2152. Auch S.

Paris.

Johann Higman.

2242. Auch S.

Antonius Vérard.

2264a. 1493 April 28 Boccacio, De claris mulieribus, gallice. H 3337. P 8425.

Pavia.

Johannes Andreas de Boscho.

2284a. 1498 Jan. 19 Petrus Philippus de Corneo, Lectura in sextum Codicis. 2°. H 5742. S.

Michael et Bernardinus de Garaldis.

2304a. 1499 Nov. 19 Jason de Maino, In primam Digesti novi partem. 2°. H 10949. S.

Franciscus Girardengus.

2308a. 1485 März 5 Ludovicus Pontanus, Consilia et allegationes. 2°. HC* 13275. S.

Rom.

Leonhardus Pflugl et Georgius Lauer.

2440a. 1472 Juni 15 Clemens V. Constitutiones. 2°. H* 5414. P 3411. S.

Speyer.

Peter Drach.

2569. Auch S.

Straßburg.

Drucker der Vitas Patrum.

2710a. 1486 Okt. 21 Nicolaus de Blony, Tractatus sacerdotalis de sacramentis deque divinis officiis. 2°. HC 3250. S.

Martin Flach.

2748. Auch S.

Ulm.

Johann Zainer.

3045a. 1475 Thomas de Aquino, Quodlibeta. 2°. HC 1403. P 2510. S.

[Bl. 1 u. 7 fehlen].

3068a. [um 1487] Stella clericorum. 4°. H* 15062. S. Typen 8, 9.

Venedig.

Andreas Calabrensis.

3089a. 1486 März 11 Bartolus de Saxoferrato, Super II. parte Digesti veteris. 2°. H 2586. S.

3089b. 1486 Mai 31 Bartolus de Saxoferrato, Super I. parte Digesti novi. 2°. H 2615. S.

3089c. 1488 März 15 Bartolomäus Cepolla, Tractatus de servitutibus praediorum rusticorum et urbanorum. 2°. H* 4857. S.

3117a. 1496 Febr. 1 Jason de Maino, In primam et secundam partem Codicis. 2°. H 10952. S.

Simon Bevilaqua.

3143. Auch S.

Johannes et Gregorius Gregoriis.

3206. Auch S.

Guilelmus Tridinensis gen. Anima mia.

3257. Auch S.

Johannes Herbort.

3270a. 1480 Nov. 30 Baldus de Ubaldis. Super VI. Codicis. 2°. H* 2297. (Für Joh. v. Cöln und Genossen.) S.

3283. Auch S.

Nicolaus Jenson.

3301. Auch S.

Johannes de Colonia et Johannes Manthen.

3326a. 1479 März 31 Gregorius IX., Decretales. 2°. HC 8008. P 4334. S.

Wendelin v. Speyer.

3343a. 1472 Nov. 5 Duns Scotus, Super primum sententiarum. 2°. H* 6422. S.

Hermannus Lichtenstein.

3357a. 1483 Sept. 24 Johannes Balbus de Janua, Catholicon. 2⁰. HC 2257. P 4785. S.

Bonetus Locatellus.

3378. Auch S.

Philippus Pincius.

3552. Auch S.

Berhardinus Ricius et Antonius de Stanchis.

3634a. 1485 Sept. 6 Bartolus de Saxoferrato, Lectura super I. parte Digesti veteris. 2⁰. Pell 1927.

Johannes Rubeus.

3658. Auch S.

3661. Auch S.

Andreas de Soziis.

3692a. 1486 Jan. 31 Bartolus de Saxoferrato, Super I. Codicis. 2⁰. H 2552. S.

Bernhardinus Stagninus.

3695a. 1488 Juni 11 Antonius de Butrio, Super Decretales etc. 2⁰. H 4171. P 4830. S.

3695b. 1488 Juli 23.
Okt. 28.
Alexander Tartagnus, Consiliorum vol. III et IV. 2⁰. H* 15259. S.

3695c. [1488] Alexander Tartagnus, Consiliorum vol. I. II. 2⁰. HC 15257. S.

3698a. 1490 März 2 Tartagnus, Consiliorum vol. V. 2⁰. H* 15253, 5. S.

3699a. 1490 Dez. 23 Alexander Corsettus, Singularia iuris. 2⁰. H* 5764. P 4832. S.

3712a. 1494 Febr. 5 Baldus de Ubaldis, Lectura super I. et II. parte Infortiati. 2⁰. H* 2308. S.

Andreas Torresanus.

3769a. 1487 Jan. 31.
Dez. 5.
Bartolus de Saxoferrato, Super I. et II. parte Infortiati. 2⁰. H* 2592. S.

3769b. 1487 März 9 Bartolus de Saxoferrato, Super II. Codicis. 2⁰. Pell 1911. S.

3776a. 1493 Okt. 16.
1495 Juli 29.
Baldus de Ubaldis, Super I. et II. parte Digesti veteris. 2⁰. H* 2301. S.

3776b. 1495 Aug. 18 Baldus de Ubaldis Super Digesto infortiato et novo. 2⁰. H 2305. S.

3777a. 1497 Sept. 19.
Nov. 18.
1498 März 7.
Jan. 3.
April 2 Felinus Sandeus, Opera s. lecturae super I. II. IV. et V. Decretalium. Vol. I. II. 2⁰. HC 14280. S.

3777b. 1497 Okt. 21.
1499 Jason de Maino, Super I. et II. parte Digesti veteris. 2⁰. H 10939. S.

Bartolomäus de Zanis.

3856a. 1486 Jan. 31 Bartolus de Saxoferrato, Super I. Codicis. 2⁰. H 2552. S.

3861a. 1496 Juni 8 Plutarch, Vitae. H* 13130. P 5335.

Über den chinesischen Kalender.

Von Missionar Pfarrer Wichner.

Es ist noch nicht lange her, da gab es in Deutschland genug Häuser, in denen abgesehen von Gesangbuch und Bibel nur der Kalender als einziges Buch zu finden war. Er war nicht nur der Datumzeiger, sondern das Jahrbuch, das am Türpfosten hing und immer wieder nachgeschlagen wurde. Stand doch darin so manches Wissenswerte, Tabellen, Mittel gegen die kleinen Mißgeschicke des Lebens, lustige Scherze und eine schöne Lebensgeschichte, durch die religiöse Gesellschaften oder philanthrope Geschäftsleute auf das Volk wirken wollten. Man denke an Hebels Schatzkästlein, Jeremias Gotthelf oder — um ein protestantisches Beispiel der heutigen Jahrbücher zu nennen — den alten Kaiserswerther Kalender mit seinen unübertrefflichen Holzschnitten und volkstümlichen Plaudereien der älteren Jahrgänge. Und im Kramladen gab es Ein Buch zu kaufen: es stach dem Jungen in die Augen; er erbettelte sich daheim einen Groschen und erstand nun: den Lahrer hinkenden Boten!

So ist es auch in China. Im kleinen Laden des Dörfleins, der nur in Verlegenheiten aushelfen soll, wenn man nicht gerade Zeit für den Weg zum Marktorte hat, gibt es neben Reis und Hausmittel, Räucherstäbchen, Weihrauchkerzen, Opferpapier, Kontobüchlein und geringem Schreibpapier eine Schulfibel und für 2 bis 3 Zent einen Kalender, 12×20 cm, wenige Blätter enthaltend, rohes Papier, holperige Buchstaben und grobe Holzschnitte; er enthält nur wenig mehr als das Kalendar, wohingegen die größeren Ausgaben ein ganzes Sammelsurium von allerlei Weltweisheit enthalten. Denn darin gleicht der chinesische Almanach dem unsern, daß er nicht nur die Tage und Monate bringt, sondern das, was eben im neuen Jahre gebraucht wird. Wenn nun unsere Jahrbücher Aufsätze, Plaudereien, Gedichte und Novellen bringen, vielfach eigens für dieses Jahr geschrieben, so sind die Bestandteile des chinesischen Kalenders meist stereotype, solche, die immer wiederkehren, es sei denn, daß die neue Zeit neues Wissen und neue Anschauung, ja neue Formen mit sich bringt. Und doch hat man beim Durcharbeiten dieser Bücher oft den Eindruck: tout comme chez nous, wenigstens mutatis mutandis und sobald man die chinesischen Schriftzeichen nicht mehr als Krähenfüße empfindet. Das zeigt sich z. B. bei einer Gegenüberstellung einer europäischen und einer chinesischen Tageslinie resp. -spalte, wie unten ein Beispiel gegeben werden soll.

Vor uns liegt eine ganze Sammlung chinesischer Kalender: einfache und feine, altertümliche und moderne, kleine und große, dicke und dünne, solche gedruckt mit groben Holzstöcken auf rauhem Papier und feine Erzeugnisse der Steindruckkunst mit wundervollen Bildnissen in zartem Tondruck und zierlichsten Schriftzeichen. Interessant ist auch, dieselbe Kalenderausgabe in den verschiedenen Jahren des Umschwungszeitalters zu betrachten, d. h. vor und nach der Revolution von 1911. Sie haben z. T. einen roten Umschlag, etwa geziert mit dem Bilde des Konfuzius, auf dem Titelblatt einen Glücksgott, der den Lesern sein Füllhorn ausschütten möchte. Geheftet sind sie mit rotem Faden, von dem eine Schlinge übersteht und sogleich als Anhänger gebraucht werden kann. Es

gibt Kalender für Chriſten, Abreiß- und Wandkalender, ſowie Taſchen-büchlein für Schüler — Erzeugniſſe der neuen Zeit.

Der Bezeichnungen für Kalender ſind vielerlei; frei übertragen, mit den Nebenbenennungen, laſſen ſie ſich wiedergeben mit: Allgemeines (alldurchdringendes) Buch; Tagestabelle; Zeitrechnungsbuch; Zeitbeſtim-mungsbuch; Bequeme Nachſchlage; Ärmelkoſtbarkeit-Tagesgedenken (d. h. koſtbarer Taſchen-Notizkalender); Beamten- und Handelsnachſchlagebuch; dasſelbe nach der Revolution: Volksnachſchlagebuch; Maſchinenmäßig ge-drucktes mit roten Hauptbuchſtaben verſehenes Mond- und Sonnenzeit-rechnungsbuch; Kalender zum Auswählen der Glückstage und Harmoniſieren der Zeiten, Monatsteilungstabelle. Dazu kommt noch eine poetiſche Bezeich-nung des betr. Jahres und die Einzelbenennung der Kalenderausgabe, der Firma oder ihre Deviſe. So könnte eine deutſche Miſſionsgeſellſchaft z. B. ſchicklich ſchreiben „Wa-Tak (Hwa-Te)-Kalender" d. h. Blumenpracht-Tugend-Kalender, wobei dieſe beiden Zeichen zugleich China-Deutſchland bedeuten. Natürlich lauten die oben genannten Titel im Chineſiſchen ſehr viel kürzer und klingen durchaus nicht ſo unbeholfen wie in der Überſetzung.

Auf den erſten einleitenden Seiten des Kalenders fallen uns drei hier wiedergegebene Abbildungen auf. Die erſte iſt eine Art Kompaß, wie er ähnlich von Geomanten zur Beſtimmung des Platzglückes gebraucht wird. Die Schriftzeichen in den konzentriſchen Achtecken ſind die Namen der 4 Himmelsrichtungen, der Farben, und Serien aſtrologiſcher Bezeich-nungen. Die zweite zeigt den Frühlingsgott mit dem Frühlingsrind. Die dritte, im Original von einem Kranz eben jener myſtiſch-aſtrologiſcher Namen und Sternbenennungen umgeben, zeigt 4 Zeichen mit der Bedeu-tung: der Himmelsregent möge Glück ſpenden! Fig. 1—3. — Dann folgen die kalendariſchen Tabellen und die allgemeinen Zugaben, und ſchließlich das eigentliche Kalendarium. — Noch ein kleiner chine-ſiſcher Zug ſei erwähnt, der uns ſofort an Ähnliches in Deutſchland erinnert: Wir merken uns der Monate Länge und Kürze an den Knöcheln der Fauſt. Der Chineſe merkt ſich die 12 zykliſchen Zeichen (alte Monats-namen) an den Fingergliedern der Handfläche, wie uns Fig. 4 zeigt. — Fig. 6 zeigt uns die Nachbildung eines Diagramms wie Fig. 1, das in Oſt-aſien überall als religiöſes Schmuckzeichen zu finden iſt und in ſeiner Be-deutung verglichen werden kann mit dem Kreuz im Abendlande. Wir ſehen da die Dinge des Kosmos in Syntheſe für die aſtrologiſche Weltanſchaung. Den gleichen Glauben finden wir ſchon bei den Babyloniern, wie in kos-miſchen Spekulationen Götter, Sterne, Sachen, Zahlen und Zeiten in geheim-nisvolle Relationen gebracht wurden.*)

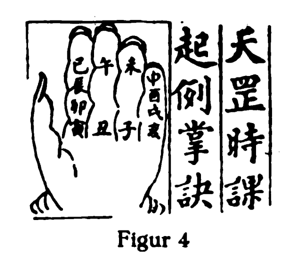
Ehe wir nun zur Beſchreibung des Hauptteils des Kalendariums ſchreiten, muß einiges über die Zeitrechnung der Chineſen geſagt werden. Es kann ſich dabei nicht darum handeln, alles das zuſammenzutragen, was von Chineſen und Europäern über dieſen Punkt geſchrieben worden iſt.*) Einige Könige haben gebaut, und ein Heer von unkritiſchen Kärrnern hat alles mögliche zuſammengetragen und kolportiert. Sie ſchrieben ihre

*) Vergl. Landsberger in Lehmanns Religionsgeſchichtlichem Leſebuch S. 74.

**) cf. Kühnert, Über die Bedeutung der drei Perioden Tſchang, Pu und Ki, uſw., Wien 1891; ſowie Ideler, Zeitrechnung der Chineſen. Berlin 1839.



Figur 1



Figur 4



Figur 5

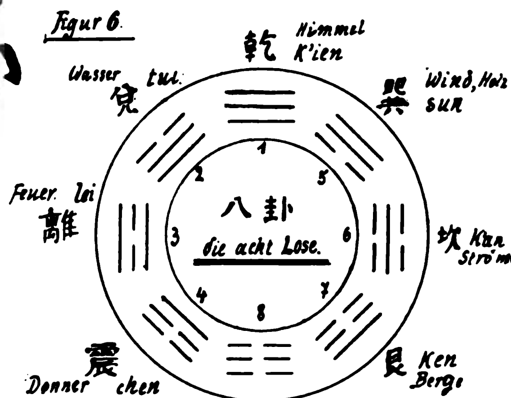
Personification
oder Genius des Feuerplaneten (Mars)



Figur 2



Figur 3



Figur 6

Kalender nicht einheitlich und klar, was Wunder, daß wir Europäer Mühe haben, die Hauptsache klar, richtig und übersichtlich darzustellen. Es handelt sich also hier um den Kalender, um das Jahrbuch als solches, als den Ausfluß chinesischen Geistes und hinwiederum Beeinflusser der Volksseele.

Die chinesische Astronomie kennt ein Sonnenjahr von 365¼ Tagen; es beginnt mit dem Wintersolstitium und hat jedes vierte Jahr einen Schalttag. Die Namen der Monate waren Tsĭ, Tscheu, Yin usw., und bedeuteten Kind, Knospe, Pflanzenkorb, geöffnetes Tor, Bewegung, Vollendung, Zusammenstoß (Monat des Sommersolstitiums), beladene Bäume, Reife, Weinkrug, Zerstörung, Rückkehr zur Ruhe. Man erkennt sogleich die Zeiteinteilung des ackerbauenden Volkes. Heute sind diese Benennungen fast unbekannt; die Bedeutung der Namen ist verblaßt. Sie werden aber weitgehend benutzt als Zählzeichen, besonders in Verbindung mit 10 andern unten zu nennenden; sie dienen zur Bezeichnung der 12 Tagesdoppelstunden, Tsĭ z. B. für die Zeit von 11—1 Uhr nachts („23—1 Uhr"). Als solche sind sie dem Volke gut bekannt; für „guten Morgen", wo wir auch wohl sagen „Na, schon so frühe?" sagt der Chinese Tsao tschin d. h. „frühe Tschinzeit" d. h. die Zeit von 7—9 Uhr. Die Mittagsstunde heißt Ngu; von Vor- und Nachmittag redet man als von Vor- und Nach-Ngu. Für die Astrologie und Stellung des Horoskops ist die Kenntnis dieser Zeichen (bezw. der Tagesstunden) wichtig; man nennt sie die 12 irdischen Zweige im Gegensatz zu den 10 himmlischen Stämmen.

Am Sonnenjahre sind auch orientiert die (im Gegensatz zu obigen im Volke unbekannten 12 Sonnenmonde) wohl beachteteten 24 Natureinschnitte („Knoten" wie beim Bambus). Sie beginnen mit dem 6. Februar und haben Namen wie Frühlingsanfang, Regen(-zeit), Insekten, Frühlingsmitte, Lichtglanz, Hitze, Schnee usw. Es sind also meteorologische Zeiten für den Landmann. Das ist die Eine Seite der chinesischen Zeitbetrachtung. Ein anderes Moment ist besonders im heutigen Kalender die astrologische Beziehung der Stunden, Tage, Monate und Jahre zu den Sternen, Naturkräften und allerlei Dingen. Dabei lernt man entsetzlich viel Aberglauben und Albernheit kennen. Aber das Große ist dabei die Verbindung von Mikrokosmos und Makrokosmos: das Heil des Menschen ist abhängig von seinem Einordnen in die göttliche Weltordnung. Natur und Arbeit, Handel und Wandel und Schöpfung müssen im Einklang sein. Das sagt uns der „alberne" chinesische Kalender! Und, tiefer gesehen, führt die chinesische Taolehre vom Naturhaften ins Ethische; der gute Mensch muß in Einklang mit dem Tao, der göttlichen Weltseele kommen und all sein Böses durch das Gute besiegen.

Fragen wir nun, woher die astronomische und die lebensphilosophische Grundlage des chinesischen Kalenders stammt, so sind zu nennen

1. Die astronomischen Bestimmungen der Urkaiser aus dem 3. Jahrtausend v. Chr. aufgezeichnet im Shu-king, dem Kanon der Urkunden.

2. Der Festkalender mit seinen Opferbestimmungen, Beobachtungen des Jahreslaufs, aufgezeichnet im Li-ki, dem Kanon der Riten, im 3. Jahrhundert vor Christo.

3. Mitwirkung der Inder und Araber, letztere durch das Medium des chinesischen Mohamedanismus.

光緒戊申清年

Jahr Wu-shen der Zeit des Kaisers Kuang-sü (1908) No. 45 des Sechzigercyclus

Zeile	Erklärung.
先師孔子	Geburtstag des Meisters Konfuzius (Hier werden die Gedenktage der Götter und Heroen verzeichnet.)
母倉月德	Notiz über Glückssterne
忌 哭泣 經絡	**Verboten!** (zu vermeiden ist heute:) weben und knüpfen, schreien und schluchzen
廿七	Datum: 20 / 7 } der 27. (des 8. Monats)
庚辰	Die Hauptzeichen des Tages: Keng = No. 7 der Zählserie der 10 himmlischen Stämme; shin = No. 5 der Zählserie der 12 irdischen Zweige. Keng-shin ist No. 17 des Sechziger cyclus, die eigentliche astrologische Bezeichnung des Tages.
金	Kin, Gold (Mineral) eins der 5 Elemente
柳	Liu (Weidenbaum), Sternbild in Hydra, ist No. 24 der 28 Mondstationen (Mondbahn), weniger örtlich als symbolisch und glücksbedeutsam gemeint.
危	wei x), gelber Tag, ist glücklich –
	← Hier stehen gelegentliche Feste, die 24 Naturzeiten, Sonnenfinsternisse u. s. w.
宜 諸事不宜	**Erlaubt!** (Empfehlenswert ist heute, folgende Arbeiten zu tun, d. h. ein Glückstag für diese Dinge:) (Hier werden sonst vielerlei Arbeiten und Familienangelegenheiten genannt, heute heißt es des Konfuziustages wegen: Alle (diese) Angelegenheiten sind (heute) nicht angebracht!)
忌 福 天刑 上元 火 坎 …	Kleinere Bemerkungen
二廿 / 22 TH	22. (des 9 Monats) europäischer („westlicher") Zeitrechnung. Die Sonntage werden ebenfalls vermerkt.

x) Diese Serie umfaßt 12 Zeichen,
4 bedeuten gelbe Tage, glücklich –
4 „ schwarze „, unglücklich –
2 „ weiße „, sehr glücklich –
2 „ finstere „, sehr unglückl.

八月小辛酉

8. Monat, Sin-yu, Klein (d. h. 29 Tage).

Beispiel einer Tageszeile im chinesischen Kalender



(Der 27. des 8. Monats (22. Sept. 1908), Geburtstag des Konfuzius)

Cyklische Zeichen und Reihen zur chinesischen Kalenderkunde und Astrologie, nach denen alles irdische und himlische Sein, Tun und Geschehen in symmetrische Gruppierung und wechselwirkende Beziehung gebracht wird.

太極 das Urprinzip.

二氣 die beiden Kosmischen Dualkräfte —— Yang (positiv, Himmel, hell, masc. etc.) u. – – Yin (negat., Erde, dunkel, fem.)

三合 Himel, Yang, Yin. 三靈, 三才 Himel, Erde, Mensch. 三界, 三官, 三元, Himmel, Erde, Wasser.

四象 die 4 Figuren, Verdoppelung von Yang u. Yin ⚌ ⚍ ⚎ ⚏, Korrespondierend mit den 4 Richtungen (方, 維, 極), 4 肢 Gliedern, 4 Göttertieren 靈, 4 Quadranten 宮 (in der Mondbahn), 4 Sterneinflüssen 精, 4 Gestirnen, 4 Eigenschaften, Tätigkeiten, Fürsten u.s.w.

五行 die 5 Elemente und Planeten, ihre Eigenschaften und Wirkungen, die 5 Getreidearten, 5 Früchte, 5 Sinne, 5 Farben, 5 Töne, 5 atmosph. Einflüsse, die 5fache Verwandlungsfähigkeit im Kreislauf der Elemente, die 5 inneren Organe, 5 Wolken, 5 Geschmackseigenschaften u.s.w.

六氣 der 6fache Hauch des Himmels, Wirkungen und Erscheinungen der Naturkräfte u.s.w.

七政 die 7 Regler der Zeit, Sonne, Mond und Planeten

八卦 die 8 Diagramme ☰ ☱ ☲ ☳ ☴ ☵ ☶ ☷ (1. Linie für Himel, 2. Linie für Mensch, 3. Linie für Erde.) Korrespondierend mit 8 Familiengliedern, den je 8 Haustieren, Naturdingen, Eigenschaften, Körperteilen u.s.w. u.s.w.

九天 die 9 himmlischen Sphären.

十干 die 10 himl. Stämme (wichtige viel gebrauchte Zählzeichen)

甲 乙 丙 丁 戊 己 庚 辛 壬 癸.

十二支 die 12 ird. Zweige, urspr. Namen der alten Sonnenmonate, Zählzeichen, z.B. für die Tages(doppel)stunden,

" 子 丑 寅 卯 辰 巳 午 未 申 酉 戌 亥,

hierzu die 12 Teile der Ekliptik, die 12 Tiere, und mehrere Serien mit alten poetischen Monatsnamen

十二日 [illegible] 12 Tagesprädikate, ob glücklich, unglücklich oder mittelmäßig 建, 除, 滿 u.s.w.

二十四節氣 die 24 Halbmonate (Naturzeiten), genau nach der Sonnenbahn 立春, 雨水 u.s.w. beginnend m. d. 6. Febr.

二十八宿 die 28 Stationen der Mondbahn 角, 亢, 氐 u.s.w. (N: 4, 11, 18, 25 sind 密 „mitra, dies solis.“)

三十 ein Dreißigercyclus entsteht durch eine genau geregelte Folge der 5 Elemente 金 火 木 水 土 (3 × 八卦 u. 12 六氣)

六十花甲子 Sechzigercyclus zur Zählung der Tage, Monate u. Jahre, zus. ges. aus den 十干 u. 十二支 (s. oben)

六十四位 die 64 Diagramme des Yi-King, entstanden durch Verdoppelung bezw. Multiplik. der 八卦 (s. oben)

七十二候 die 72 Hou des Jahres à 5 Tage – (8刻 = 1辰, 12辰 = 1日, 5日 = 1候, 3候 = 1氣, 3氣 = 1節, 2節 = 1時)

4. Das kaiserliche astronomische Kollegium zur Festsetzung des Kalenders.
5. Die Jesuiten in Peking, die freilich nicht an dem Abstrusen beteiligt waren, sondern 1611 gebeten wurden, den Kalender zu reformieren (Sabbatin de Ursis).

1. Wie andere alte Kulturvölker haben auch die Chinesen seit Alters den Lauf der Gestirne beobachtet. Ihre Zeitrechnung, die sich auf Himmelsbeobachtungen stützt, geht zurück auf etwa 2500 v. Chr. Das erste Kapitel des Buches der Urkunden (Shu-king) berichtet von dem Kaiser Yao (2356—2255), daß er seinen Astronomen befahl, sich mit Sonne, Mond, Planeten und Sternbildern zu befassen und dementsprechend die Arbeiten der Menschen zu bestimmen. (Vers 3). Einen schickte er nach Osten, dort „die Sonne in Empfang zu nehmen" und die Reihenfolge der Frühlingsarbeiten festzusetzen. Wenn die Sonne in das Sternbild des Vogels trete, sei Frühlingsmitte (Äquinoktium), wo die Menschen an die Feldarbeit gehen und die Tiere sich paaren. (v. 4.) Ein Zweiter hatte im Süden des Reiches die Sonne zu beobachten und dort dem Sommersolstitium entsprechend die Sommerarbeiten zu bestimmen (v. 5). Ähnlich mußten im Westen und Norden Herbstäquinoktium und Wintersonnenwende berechnet werden; das Leben der Tiere zur betr. Jahreszeit wird beobachtet und die Tätigkeit der Menschen reguliert (v. 6. u. 7.). In v. 8 befiehlt der Kaiser: Der Jahreskreis besteht aus Dreihundert, sechs Dekaden und sechs Tagen; regelt durch Einfügung eines Schaltmonats die vier Jahreszeiten, damit das Jahr vollkommen sei; instruiert die hundert Beamten, damit alles gut werde! — Wie das Einanderentsprechen der astronomischen Zeit und der Feldarbeiten gemeint ist, zeigt weiter unten die ausführlichere Behandlung der gleichen Sache im Li-ki.

Vom Kaiser Shun (2255—2205) heißt es im 2. Kap. des ersten Teiles des Shu-King v. 5, daß er eine kostbare Maschinerie hatte, vielleicht eine Art Planetarium mit Sehrohr, womit die Bewegungen der „sieben Regenten" (Sonne, Mond und fünf Planeten) festzustellen waren. Seine Opfer an die Naturgeister (v. 5.) haben sich wohl auch danach gerichtet. Nach v. 8. empfing er die Fürsten des Ostens und regulierte (machte einheitlich) die Zeiten der Monate und Tage.

Im 2. Teile des Shu-king, Kap. 4 v. 4 wird erzählt, wie zur Zeit einer Sonnenfinsternis (2155) Beamte und Volk Mühe hatten, der Sonne zu helfen. Die Astronomen hatten ihr Amt vernachlässigt und sich dem Weine ergeben, so daß das Ereignis unversehens eintrat und keine Vorkehrungen getroffen worden waren. Wenn nämlich die Harmonie zwischen Sonne und Mond gestört ist, bezw. nach späterer Auffassung der Höllenhund die Sonne verschlucken will, helfen die Beamten des Kaisers durch Lärm und Kampf, das der Sonne drohende Unheil abzuwehren.

Auch ein anderes Kapitel des Shu-king, Bd. IV. Kap. 4. zeigt die Wichtigkeit des Zusammenhangs von Himmel und Erde, Sternenwelt und Mensch. Im Jahre 1122 vor Chr. wurde dem ersten Regenten der Chou-Dynastie ein Büchlein übergeben, gedacht als schematischer Leitfaden für den Regierenden: **Hung-fan**, die große Regel. In den heutigen chinesischen Schulausgaben sind es $8^1/_2$ Seiten, und ein des Chinesischen Beflissener glaubt es abtun zu können mit den Worten „die große Regel

ſit ein Gemenge von hausbackener Moral und vielerlei Klimbim: handelt von 5 Elementen, Wahrſagen aus Schildkröte und Schafgarbe, Witterung, Mißernte, Sonne und Mond, Langlebigkeit, Glück und Unglück.“ Schon die Inhaltsangabe bei Grube*) läßt Anderes ahnen, wenngleich bei der knappen Diktion des Textes erſt durch ein phantaſievolles Ausmalen das ganze Verſtändnis ſich erſchließt. Es wird gehandelt von den 5 Elementen Waſſer, Feuer, Holz, Gold, Erde; von dem entſprechenden Ausüben der 5 Tätigkeiten Gebahren, Rede, Geſicht, Gehör, Denken; von den 8 Gegenſtänden der Regierung; von der entſprechenden Benutzung der 5 Zeitregler Jahr, Monat, Tag, Sternbild, Periode; von den Tugenden; von der Befragung des Loſes; von der überlegten Benutzung der Manifeſtationen des Himmels und ſeiner Reaktion auf die menſchlichen Handlungen (Regen, Sonnenſchein, Hitze, Kälte, Wind, Jahreszeit) wobei normaler Verlauf ein Zeichen des guten Regiments, abnorme Naturerſcheinung eine Folge des ſchlechten iſt. Der Schluß handelt von Segen und Fluch; letzterer iſt ſechsfacher Art; erſterer nennt die 5 Glücksgüter, die wie ein Kalenderwunſch wohl zu Neujahr über die Türe geſchrieben werden: Langes Leben, Reichtum, Frieden, Tugendliebe und ein Lebensende, das harmoniſch das Schickſal beſiegelt — eine Folge der „Kalendriſchen Lebensführung“, eines Wandels dem Ton entſprechend.

Der erſte Kommentar im Buche der Loſe und Orakel (Yih-king), **Hi-tsz**, zeigt die gleiche Anſchauung. Nach der Inhaltsangabe bei Grube a. a. O. wäre das Ergebnis der hierher gehörenden Gedanken:

Der Weiſe, der die himmliſchen und irdiſchen Erſcheinungen zu ergründen vermag, iſt dem Himmel und der Erde ähnlich; ſein Wiſſen umfaßt alle Dinge, daher iſt er frei von Irrtum. Er freut ſich des Himmels und kennt die Beſtimmung, daher iſt er ohne Sorge. Er ſteht feſt in der Menſchenliebe, daher iſt er der Liebe fähig.

Und vorher heißt es u. a.:

Die Tätigkeiten ordnen ſich nach Kategorien, die Weſen teilen ſich in Klaſſen, Glück und Unglück nehmen ihren Anfang.

Was in den alten Aufzeichnungen des Shu-king kurz notiert iſt, findet 2000 bezw. 1000 Jahre ſpäter ein Echo in einem andern kanoniſchen Buch, im Li-ki, dem Buch der Zeremonien. Das vierte Kapitel heißt Yüh-ling, Verordnungen für die Monate, und iſt ſeinerſeits wieder der Auszug eines Kommentars zu den Annalen des Konfuzius (Ch'un ts'iu). Inhaltlich iſt hier alles ausführlicher, hinſichtlich des Stils gedehnter geſchrieben als im Shu-king. Alles dreht ſich hier um die Feſttage der einzelnen Monate, die Opfer für die einzelnen Geiſter und Naturkräfte, die verſchiedenen Landarbeiten und die Bemühungen, durch Beachtung der rechten Zeiten Unheil abzuwehren und alles harmoniſch ſich entwickeln zu laſſen. — Grube nennt in ſeiner Geſchichte der chineſiſchen Literatur, Leipzig 1909 das Kapitel zutreffend eine Art Feſtkalender und bringt im Religionsgeſchichtlichen Leſebuch von Bertholet (Tübingen 1908) S. 37—46 einen ausführlichen Auszug, nach dem hier der erſte Monat gekürzt wiedergegeben ſei.

Im erſten Monat des Frühlings ſteht die Sonne im Sternbild Ying-shih (α und β in Pegaſus); ſein Regent iſt T'ai-hao (Fuh-hi), ſein Schutzgeiſt

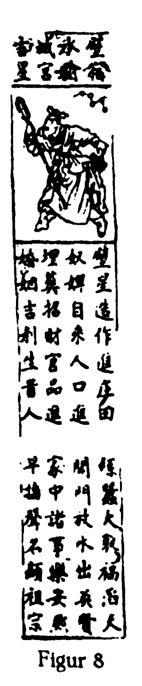
*) Chineſ. Philoſophie, Hinneberg, Die Kultur d. G. I. V. S. 78 ff.



Figur 7



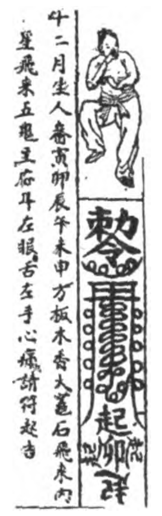
Figur 9



Figur 8



Figur 10



Figur 11

Kou-mang (der Frühlingsgott mit dem Rinde). — Sein Opfer gilt den Türgeistern. Unter den Opfergaben steht die Milz obenan. — In diesem Monat begeht man den Eintritt des Frühlings. Drei Tage vor dem Frühlingsanfang setzt der Großastrolog den Himmelssohn (Kaiser) davon in Kenntnis mit den Worten: „An dem und dem Tage ist Frühlingsanfang. Des Frühlings eigentliche Wirksamkeit liegt im Holze (phantastischer Parallelismus der Phänomene, nach welchem z. B. hier Frühling, Osten, Holz, sauer, grün, Milz einander entsprechen, d. h. je ein Exemplar der Kategorien Jahreszeit, Himmelsrichtung, Element, Geschmack, Farbe, inneres Organ). Alsdann fastet der Kaiser. Am Tage des Frühlingsanfangs begibt er sich mit den drei höchsten Würdenträgern, den neun Ministern usw. zur östlichen Vorstadt zur Einholung (Begrüßung) des Frühlings. — In diesem Monat betet der Kaiser am ersten Tage zum Shang-ti um eine gute Ernte. Darauf wird ein glücklicher Tag gewählt, und der Kaiser pflügt mit den Fürsten und Ministern den dem Shang-ti geweihten Acker. Er selbst zieht drei Furchen, worauf eine Weinfestlichkeit stattfindet. — In diesem Monat darf kein Krieg unternommen werden. — Wollte man (— hier zeigt sich deutlich der angenommene Zusammenhang zwischen Naturwirken und Menschentun!) in diesem Frühlingsmonat die für den Sommer gültigen Vorschriften befolgen, so würde der Regen nicht zur rechten Zeit eintreten, Kräuter und Bäume würden vor der Zeit welken, und die Staaten würden in steter Furcht sein. Wollte man unpassenderweise die Herbst- und Wintervorschriften befolgen, so würden Seuchen, Mißwachs und Naturkatastrophen eintreten.

Yüh-ling ist das Vorbild für viele Werke im Laufe der Jahrhunderte gewesen, die einen ähnlichen Titel führten und deren letztes 1715 erschien.

Diese alten Urkunden kann der Mann des Volkes nicht durcharbeiten und begreifen. Aber der Volksschüler liest in der letzten Zeit seiner Ausbildung ein Manual chinesischer Zitate, Cheng-yü-kao, eine Sammlung von Sentenzen, Anspielungen und Termini. In etwa 30 Kapiteln werden ohne weitere Systematik und Vollständigkeit schulmäßig geformte Sätze geboten, die ganz nach unserm Diktieren klingen,*) wobei ja auch hauptsächlich nur Rechtschreibung und Stil geübt werden sollen und der Inhalt nur allgemein dem betr. Wissensstoff entnommen ist. Die drei ersten Kapitel handeln von Himmels-, Erd- und Zeitkunde. Einige Beispiele mögen hier folgen. „Zur Zeit der Han-dynastie wurde am Jahresende ein Opfertag gehalten, Lah genannt; daher nennt man den zwölften Monat auch wohl den Lah-(monat).“ — „Der Monat hat drei „Wan“ (sonst Sün, Dekade genannt); die erste Dekade wird oberes Wan genannt, die zweite Mittel-wan, die dritte Unter-wan.“ — „Wenn das Mondlicht alle ist, so redet man von Hui (dunkel); das ist der Name des dreißigsten Tages. Lebt der Mondschein wieder auf, so sagt man Shuo (Anfang), womit der Monatserste bezeichnet wird. Stehen Mond und Sonne einander gegenüber, so spricht man von Wang (Anschauen), welches die Benennung des Fünfzehnten ist.“ (Shuo-wang, Neumond = Vollmond, entspricht unserm „14 Tage.“) — In manchen Ausgaben werden diese Sätze noch seziert und sprachlich und

*) Man beachte den stilistisch feinen Wechsel der Synonyme im dritten Beispiel „redet, sagt, spricht“, bezw. „Name, Bezeichnung, Benennung“.





Figur 12



Figur 13



Figur 14



Figur 15

sachlich erklärt. Das Büchlein selbst stammt aus dem 15. Jahrhundert n. Chr.

3—5. Es würde zu weit führen, alle Astronomen zu nennen, die Werke verfaßt, Erfindungen gemacht und den Kalender verbessert haben. Der Buddhismus war dem Verkehr mit Indien, der Islam der Verbindung mit der arabischen Wissenschaft günstig. Die letzte Hand angelegt haben die jesuitischen Missionare, die von 1582 bis 1741 in Peking weilten. Es seien nur noch die Namen Ricci, Schaal und Verbiest genannt. 1611 wurde Sabbatin de Ursis mit der Verbesserung des Kalenders beauftragt; schon Ricci hatte sich um die Regeneration des kaiserlich astronomischen Kollegiums verdient gemacht.*) — Kaiser Kang-hi berief Verbiest zum Präsidenten desselben. — Über die Wirksamkeit dieser Behörde gibt De Groot in einem Abschnitt über kalendrische Lebensführung**) instruktive Auskunft. Sie umfaßt zwei Abteilungen: für die Weisungen der Zeiten (Astronomie) und für die Zeichen am Himmel (Astrologie). Die Observatoren befassen sich mit den Gestirnen, „um die Handlungen der Menschen zu regeln, damit sie mit dem Stand des Himmels übereinstimmen“ (so schon im Buche Chou-kuan). Sie verteilen die 24 Naturzeiten auf das Mondsonnenjahr. Und was sie als geltende Norm im kaiserlichen Kalender veröffentlichen, das macht der Tagewähler auf der Straße dem gemeinen Mann begreiflich: das Wählen geeigneter Zeitpunkte, und das Wahrnehmen geeigneter Stunden. — Die Überreichung des Kalenders an den Kaiser, seine Verleihung an die Fürsten war ein feierlicher Akt. Die Festsetzung des Kalenders war kaiserliches Vorrecht; als Himmelssohn konnte der Stellvertreter Gottes auf Erden allein die Handlungen der Menschheit regulieren.

Aber der echte kaiserliche Kalender ist wenig bekannt; was man zu sehen bekommt, sind Privatausgaben. Sind sie auch nicht anerkannt, so sind sie doch reichhaltig, populär und — unkritisch.

Die heutige Zeitrechnung der Chinesen kennt eigentlich nur das **Lunisolarjahr**, in dessen Tabellen die 24 Naturzeiten des tropischen Jahres usw. hineingearbeitet sind, wie bei uns zuweilen die jüdischen Feste und Monatstage (wie auch die christlichen Feste) in das bürgerliche Jahr gregorianischer Zeitrechnung. Da der Mondzyklus (Chong-ki) 19 Jahre beträgt, gibt es in 19 Jahren 7 Schaltmonate. Das Jahr hat also 354 oder 384 Tage. Die Monate sind groß oder klein, d. h. sie haben 30 oder 29 Tage. Sie sind wirkliche Mondzeiten; am 1. ist Neumond, am 15. Vollmond. Diese Tage sind auch als besondere Opfertage Halbfesttage. Am Monatsdatum ersieht man sofort, ob man für den abendlichen Weg günstiges Licht hat; für die flachen Kanäle in der Nähe der Küste kann man sogleich den hohen Wasserstand der Flut berechnen; Arznei nimmt man natürlich auch je nachdem bei abnehmendem Mond ein. — Für den Handel ist der Monat in 3 Dekaden geteilt. Die Markttage sind jedesmal am 1. 4. 7. oder (im Nachbarbezirk) 2. 5. 8. oder 3. 6. 9. oder 4. 7. 10. (entsprechend am 11. 14. 17. bezw. 21. 24. 27. usw.). Namen haben die Monate für gewöhnlich nicht; sie sind numeriert. Aber im feinen Stil, in Aufsatz und Brief

*) Biernatzki, die Arithmetik der Chinesen, Berlin, nach 1853.

**) De Groot, Universismus, Berlin 1918.

gibt man ihnen poetische Umschreibungen, etwa „Z. Z. der Pfirsichblüte, im Chrysantemumherbst“ usw. Oder aber für die beiden zyklischen Zählungszeichen werden je 2 tiefsinnige Worte eingesetzt, was einen poetischen viersilbigen Satz ergibt, über dessen Anspielung der Uneingeweihte sich vergeblich den Kopf zerbricht. — Wie jeder Tag, so hat auch das Jahr, der Monat und auch die Tagesstunde ein Doppelzählzeichen, das dem Sechzigerzyklus entnommen ist.

Der Sechzigerzyklus entsteht durch Verbindung von jedesmal einem Zeichen des Zehnerzyklus mit einem solchen des Zwölferzyklus, wie wenn wir die Zahlen von 1 bis 10 mit den 25 Buchstaben zusammenstellen würden: 1 A, 2 B, ... 10 K, 1 L, 2 M .. 10 U, 1 V, .. 5 Z, 6 A, 7 B; mit 10 Z wäre der Zyklus zu Ende, was eine Serie von 50 Gliedern ausmacht. Das erste Jahr heißt Kia-tsu, das 61ste und 121ste hat wieder dieselbe Bezeichnung. Numeriert werden die Zyklen nicht; es heißt einfach z. B. für 1908: im Jahre Wu-shen des Zyklus, der z. Z. des Kaisers Kwang-sü der Dynastie Ta-tsing im Gange war. Eine genaue Vorstellung von der Länge eines Zeitraumes hat daher der Chinese nicht; er stellt sich das Zeitalter der betr. Dynastie vor und weiß, wieviel und welche Dynastien derweil gewesen sind. Die Revolution räumte damit auf und sagte: im Jahre des Chinesischen Volkes oder seit dem gelben Urkaiser Hwang-ti 4608, oder: im 3. Jahre der chinesischen Republik.

Der Geburtsschein der Chinesen, bezw. das am Geburtstage notierte Horoskop heißt pa-tsu die 8 Zeichen; es ist die Doppelbezeichnung nach dem Sechzigerzyklus für Jahr, Monat, Tag, Stunde. Hiernach müssen die Verlobungen geschlossen werden; die Kennzeichen für Braut und Bräutigam müssen komplementär, entsprechend sein. Ist es nicht wie auch bei dem Tagewählen und sonstigem Beachten der Himmelszeichen derselbe Sinn wie der, mit dem Paul Gerhardt singt

Auf Sein Werk mußt Du schauen,
Wenn Dein Werk soll bestehn?

Wichtig für die Bewertung eines Tages ist auch das Element, bezw. der Planet, unter dem er steht. Gold, Feuer, Holz, Wasser und Erde bilden in bestimmter Folge einen Zyklus von 30 Tagen (also zweimal in jedem 60-Tage-Zyklus). Neben dem Doppelzeichen (1 u. 2. Siehe Tabelle: „Die Hauptzeichen des Tages“) ist also diese Fünferserie (3) zu beachten, außerdem noch ein Zyklus von 12 Zeichen für glückliche und unglückliche Tage (5), und noch das Zeichen der Mondbahn, das ebenfalls bei Glück und Unglück mitspricht (4).

Einen Sonntag bezw. eine siebentägige Woche kennt man in China erst seit dem Auftreten des Christentums. Wohl ist die 28tägige Mondbahn in vier Teile geteilt, aber jeder erste Tag ist ein Donnerstag. Der vierte wird Mit genannt, was wahrscheinlich mitra, dies solis bedeuten soll und ein verblaßtes Zeugnis dafür sein kann, daß persisch-manichäische Strömungen vor ca. 1700 Jahren zwischen Ost und West vermittelten.*)

Keinen Sonntag? Aber eine Fülle von Festtagen? Sie sind naturhafter, volkstümlicher, geschichtlicher und besonders religiöser Art und Entstehung.

*) cf. F. W. K. Müller, die pers. Kalenderausdrücke im chines. Tripitaka.

Die vier Jahreszeiten und Halbquartale werden gebührend berücksichtigt. Am 5. April (tsing-ming) finden sich die Stammesfamilien in feierlicher Prozession an den Gräbern der Ahnen zum Opferfeste ein. Am 14. des siebenten Monats werden den Nachkommen-losen Seelen Opfer dargebracht, die als aus Papier hergestellte Gegenstände verbrannt werden. Am fünften Tage des fünften Monats findet das große Drachenbootfest statt, wohl das volkstümlichste. Es gibt Belustigungen, Festkuchen und allgemeine Ruderwettfahrten, zur Erinnerung an einen getreuen ertrunkenen Minister. Vielfach sind die Anlässe der Entstehung vergessen oder sagenhaft verschwommen, aber die Festfreude ist geblieben. — Daß die tausend Götter, Götzen, Genien, Geister und Heroen des konfuzianischen, taoistischen und buddhistischen Pantheons all ihre Gedenk- und Opfertage haben, ist verständlich. Nicht vergessen werden darf das Neujahrsfest, mit dem für Arbeiter und Schulen die längsten Ferien des Jahres verbunden sind und zu dem das ganze Haus mit samt seinem religiösen Bilder- und Zeichenschmuck gereinigt und aufgefrischt wird.

Nun können wir an die Betrachtung einer Kalenderspalte gehen (die Zeilen laufen im Chinesischen bekanntlich von oben nach unten). Siehe hierzu abbildende Wiedergabe einer solchen auf Seite 161, wozu die Erklärung angefügt ist.

Es treten also hervor: die 5 Hauptzeichen des Tages, 1. und 2. Keng-shin; 3. Kin, Element Gold, bezw. Planet Venus; 4. Station der Mondbahn Liu; 5. Wei, Zeichen für einen glücklichen Tag; ferner Angaben über verbotenene und erlaubte Arbeiten; wichtige Gedenktage (oben); schließlich (in der Mitte) gelegentliche Hinweise auf Naturzeiten und -erscheinungen.

Wenn wir uns nun noch vergegenwärtigen wollen, wie eine Zeile des deutschen Kalenders aussieht, und wir dabei über die fremde Sprache und Schrift hinwegsehen, so merken wir, wie sehr der Mensch überall derselbe ist, und wie Ost und West doch Einer Menschheit angehören.

1927 Oktober. Andere Lesart: Weinmond, Gilbhart.

		prot.	kath.	Sonne	in:	Mond	in:
9.	So.	17. p. Trin.	18. S. n. Pfingst.	A $6.^{15}$ U $5.^{18}$	Libra	A $5.^{21}$ U $3.^{35}$	Picses
10.	Mo.	Gideon	Franz Borgia	$6.^{17}$ $5.^{16}$		$5.^{40}$ $5.^{04}$	Aries, Vollm.

(außerhalb der Spalte etwa noch: 10. Jüd. Versöhnungsfest, Planetensichtbarkeit, Feste und Bußtage, Tageslänge.)

Aber dieses Beispiel ist nicht vollständig. Nicht geschrieben mit Buchstaben, aber im Bewußtsein vieler Leute steht: am Freitag macht man keine Reise; gewisse Arzneien und Pflaster wendet man bei abnehmendem Monde an. Und anderswo, im Anzeigenteil einer feingedruckten vornehmen Zeitschrift, steht geschrieben: Schicken Sie sofort Adresse und Geburtsdatum zwecks Aufklärung über Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, Heirat, Kinder, Lotterie . . . . . Nein, nicht anderswo mehr, sondern in einem wirklichen deutschen astrologischen Kalender, wie er heutzutage in etwa sechs verschiedenen Ausgaben fast in jeder Buchhandlung der aufgeklärten Universitätsstadt ausliegt. Das ist der Kreislauf geistiger Erkenntnisse und Irrtümer durch die Völkerwelt!

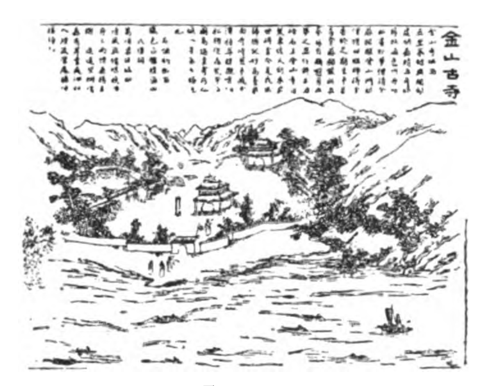
Die übrigen Bestandteile des Jahrbuchs zu durchblättern ist kurzweilig; wir können uns aber mit einer kurz erläuternden Aufzählung begnügen.



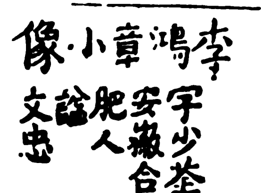
Figur 16



Figur 17

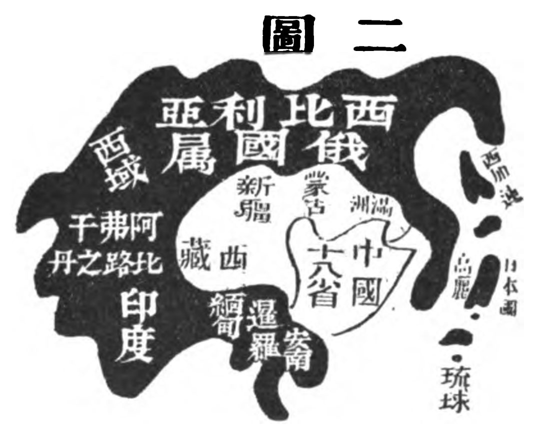


Figur 18





Figur 19



Figur 20

Kalendarische Zugaben sind Tabellen und Bilder der Sternengeister und Personifikationen der Jahreszeiten usw. Fig. 7 zeigt das Bild des Winters, Fig. 8 ein Sternbild der Mondbahn, Fig. 9 die ersten sieben derselben, Fig. 10 eine Personifikation der ganzen Gruppe 1—7, „der glänzende Drache, Osten". Sodann gibt es Listen fürs Tagewählen in erdrückender Fülle; was im Kalender zeitlich verteilt ist, erscheint hier sachlich zusammengestellt, etwa: zum Graben eines Brunnens sind die folgenden Tage empfehlenswert. — Für Sonne, Mond und Planeten gibt es ausführliche Zeittafeln, ebenso für Ebbe und Flut. Andere Kapitel beschäftigen sich mit Traumdeuten, Wahrsagen, astrologischer Medizin, mit Rezepten für allerlei Krankheiten. Greifen wir eins heraus: „Nie mehr Geschwüre! Man esse am Tage des Frühlingsanfang eine Wasserfeldschnecke; für den Lauf eines Jahres wird es dann kein Geschwür mehr geben." — Moskiten, die sich auch nachts gut zurechtfinden (sie plagen den Schläfer), müssen gute Augen haben; man verwendet sie zu Augenmedizin! — Alte Wasseruhren für genaue astronomische Zeitmessung sieht man abgebildet. — Sehr wichtig sind die schriftlichen und bildlichen Schutzzauber gegen hunderterlei Mißgeschicke; sie sollen, auf Tür oder Wand geschrieben, gemalt oder geklebt, die Plagegeister abschrecken. Fig. 11 bis 14. — Die 24 Musterbeispiele der kindlichen Pietät sind in ganz China bekannt. Es wird von berühmten Personen erzählt, die z. T. in übertriebener, ja lächerlicher Weise Kindesliebe gezeigt haben. Fig. 15 zeigt in einfachstem Holzschnitt, wie Einer seinen alten kranken Eltern Kindesliebe erwies. Er ging ans Bambusgebüsch, um zartes Gemüse zu suchen, und weinte. Der Himmel wurde dadurch gerührt und ließ durch die Tränen Bambussprossen hervorwachsen. Fig. 16 zeigt dasselbe Bild in feinerer Darstellung. — Von den acht berühmtesten Landschaften der Provinz geben Fig. 17 und 18 ein Beispiel; es ist das Kloster Goldberg bei Kanton, wieder in einfachster und in feinerer Darstellung.

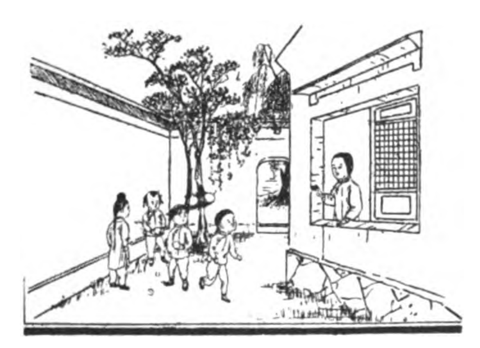
Weitere Zugaben sind allgemeiner Natur. Ein Briefsteller befaßt sich besonders mit den Anreden und Höflichkeitsphrasen. Ein Namenlexikon führt in großen Zeichen die Familiennamen vor mit sachlicher und sprachlicher Erklärung; die berühmtesten Träger eines Namens werden im Bilde vorgeführt. So sehen wir in Fig. 19 das Zeichen Li (Pflaume) und darüber Li Hung-chang — vielleicht nicht gerade zum Wiedererkennen. — Fig. 20 bringt eine allereinfachste Karte von Hinterasien: Indien, Sibirien, die 18 Provinzen Chinas, die Nebenländer, Japan usw. — Nicht fehlen darf die Entwicklung des Fötus, anscheinend eher vom Holzschnitzergesellen als vom Arzt gezeichnet. — Die neue Zeit will einiges von fremden Ländern wissen; dazu sind Flaggentafeln, Orden und Tabellen lehrreich. Abbildungen von neuzeitlichen Kleidungsstücken sowohl für offiziellen als für gewöhnlichen Gebrauch zeigen dem Chinesen, wie er sich europäisch kleiden kann. Aber auch englische Wortlisten helfen ihm weiter: wan heißt 1, teelee 3, tak! ta? Doktor. — Posttarif, Telegrammschlüssel (Ziffern statt der Wortbuchstaben, fast 10000 vierstellige Zahlen!), Eisenbahn- und Schiffsfahrplan sind uns nicht zu erklären. Aber Hochzeits- und Festlichkeitsformulare, Tischordnungen alter und neuer Zeit müssen genau beachtet werden. — Endlich kommen die Gesetze der neuen Zeit, der Ver-

fassung für Reich, Provinz und Gemeinde, gegen das Opium; Schulsachen und Unterrichtspläne, Bank-, Handels- und Landwirtschaftswesen, sowie Beamtenlisten und Landeseinteilungen.

Von den Kalendern der neuen Zeit ist noch zu sagen, daß sie europäische und chinesische Zeitrechnung nebeneinander aufführen; das Abergläubische tritt zurück. Vollends räumen die christlichen Kalender mit allem überlebten Ballast auf; sie bringen die beiden Zeitrechnungen, die 24 Naturzeiten, die wichtigsten chinesen Feste, die den Christen erlaubt sind, und die christlichen Sonn- und Feiertage. Zum Sonntag wird ein „Goldvers" gelernt. Eine Bibellesetafel sorgt für Erbauung. Über Sonnenfinsternis und Kometenerscheinung wird volkstümliche Aufklärung gegeben. Auch sonst sind manche Missionare bemüht, die echten Schätze des chinesischen Altertums ans Licht zu stellen, und chinesische, europäische und biblische Weisheit in rechter und schöner Synthese darzustellen.

Der Kalender der Chinesen ist ein Lebensbuch. Will es sein? Wer sich hinein vertieft, wird ergriffen von dem mühseligen Forschen, von dem herzlichen Sehnen, von dem ehrlichen Dem-Volke-helfen-wollen — und dann dem kläglichen Zustand der Gegenwart und den geradezu kindischen Erscheinungen auch bei gebildeten und klugen Männern. „Daß Keime nicht zum Blühen kommen, — ach, das kommt vor? — Daß Blüten nicht zu Früchten werden, — ach, das kommt vor?" Mit diesem konfuzianischen Ausspruch schließt Grube seine Geschichte der chinesischen Literatur ab. Gilt es nicht auch vom Kalender? Wir sehen, welch schwierige und weit verästelte Arbeit die europäischen Sinologen tun — und auch die Missionare. Vielleicht glauben wir es ihnen, daß sie eine wichtige und lohnenswerte Arbeit haben, nicht gerade nur am Kalender und beim Kulturaustausch, sondern um etwas hineinzustellen in das Volk der 400 Millionen, so daß sie nicht nur nach Dynastien, Republik und gelbem Kaiser ihre Jahre und Kalender richten, sondern durch das sie lernen zu sagen: „im Jahre des Heils".

Friedrich Wichner.



Figur 21: Heutiger chinesischer Holzschnitt.

Mitteilungen.

Der Bilderſchmuck der Frühdrucke. Von dieſem großangelegten Werk (Verlag von W. Hierſemann) — 28 Bände ſind geplant — iſt Band 10 erſchienen. Er bringt von den Druckern in Lübeck die beiden Brüder Brandis. Wieder ein recht ſtattlicher Band mit 480 Abbildungen. Den Reigen eröffnet das große Holzſchnittwerk „Rudimentum novitiorum" vom 5. Auguſt 1475. Dieſes Geſchichtslehrbuch für junge Geiſtliche enthält zahlreiche Initialen, Bilder berühmter Männer, Darſtellungen aus der Geſchichte, Stammbäume und dergleichen mehr. Unter den Männerbildern fallen die vielen Schreiber-Darſtellungen auf, von denen wir einige hier abbilden. Ein weiterer großer Druck iſt die „Nye Ee". Die beiden genannten großen Werke ſtammen von Lukas Brandis, dem außerdem einige kleinere Drucke noch zugeſchrieben werden. Mattäus Brandis, ſein Bruder, iſt nicht ſo fruchtbar geweſen, obwohl wir auch von ihm Beachtenswertes finden. Band 11 ſoll die übrigen Drucker Lübecks bringen, darunter vor allem die wertvollen Illuſtrationen der Bibel von Stefan Arndes und deſſen Totentanzbilder, deren Künſtler leider unbekannt ſind. So werden die Holzſchnitte der Lübecker Inkunabelzeit in ihrer Fülle und Schönheit künftig leicht zugänglich ſein und zu Einzelarbeiten einladen, die ſich recht lohnen werden.

Die mexikaniſche Schrift. Wiederum hat uns Theodor-Wilhelm Danzel, der Privatdozent der Völkerkunde an der Hamburgiſchen Univerſität, ein Buch geſchenkt, das jedem kulturgeſchichtlich, völkerkundlich und geographiſch intereſſierten Gebildeten wertvoll ſein muß. In der Reihe der Handbücher der vom Ibero-amerikaniſchen Inſtitut herausgegebenen „Bibliothek der ibero-amerikaniſchen Auslandskunde (Hanſeatiſche Verlagsanſtalt, Hamburg) ließ er ein „Handbuch der präkolumbiſchen Kulturen in Lateinamerika" mit 2 Karten, 1 Tafel und 88 Abbildungen im Text erſcheinen, das in geſchickter und klarer Form uns in die Hochkulturen der amerikaniſchen Bergländer einführt. Das ſoziologiſch ſo überaus merkwürdige Gemeinweſen der Inka, die Religion und Magie der Azteken, die Aſtrologie der Maya wird in Wort und Bild lebendig. Wer Theodor-Wilhelm Danzel kennt, weiß, daß ſein ſpezielles Studium den Anfängen der Schrift zugewandt iſt. So iſt es kein Wunder, daß wir in dem vorliegenden Handbuch auch einen Abſchnitt über die mexikaniſche Schrift finden, der außerordentlich dankenswert iſt. Führt er uns doch in leichtfaßlicher Weiſe in dieſes nicht allzuleichte Gebiet der Schriftkunde ein. Die beigegebenen Abbildungen tun das Ihre dazu, um die Materie noch begreiflicher zu machen. Aber auch über die Hieroglyphen der Maya finden wir Aufklärung, ſodaß es ſich für jeden Freund von Schrift und Buch ſehr lohnt, das Danzelſche Buch, das mit ſeinen trefflichen, nicht alltäglichen Abbildungen ſo vieles bietet, zu erwerben.

350 Jahre Univerſitäts-Buchdruckerei in Budapeſt. Ein ſeltenes Jubiläum konnte die „Königliche ungariſche Univerſitätsdruckerei" Ende November d. J. feiern. 1577–1927 iſt ein Zeitraum, deſſen Buchdruckgeſchichte in Ungarn uns die prächtige Feſtſchrift, die aus Anlaß des Jubiläums erſchienen iſt, mit zahlreichen Abbildungen vorführt, der recht bedeutſam iſt und für unſere Geſchichte der Buchdruckerkunſt überhaupt manch dankenswerte Aufklärungen bringt. Die Anfänge der Univerſitäts-Buchdruckerei reichen in das 16. Jahrhundert zurück. Schon vor der Univerſitätsdruckerei war in Ungarn die Druckkunſt bekannt. Der erſte ungariſche Druck, die Chronica Hungararum, ſtammt aus dem Jahre 1473, alſo aus der frühen Inkunabelzeit, und iſt von Andreas Heß gedruckt. Es iſt ſehr erfreulich, daß die Feſtſchrift die Schlußſeite dieſes Druckes mit dem Kolophon abgebildet hat. Es wird uns dann gezeigt, wie ungünſtige Zeitumſtände, Krieg und Zwietracht ungünſtig auf die weitere Entwicklung der Buchdruckerkunſt in Ungarn einwirken, wie aber doch bald, beeinflußt durch die Reformation, die Druckkunſt wieder auflebt. Der zurückgedrängte Katholizismus iſt ſich bald bewußt geworden, was ihm durch die Druckkunſt drohte. So entſchloß ſich der ſpätere Biſchof Nikolaus Telegdi einzugreifen, er kauft die Druckerei der Wiener Jeſuiten auf und gründet damit die „Königliche ungariſche Univerſitätsdruckerei", in der bereits im Jahre 1578 eine Erläuterung der Evangelien, von ihm ſelbſt verfaßt, gedruckt wurde. „Die gnädigſte Erlaubnis ſeiner Majeſtät des römiſchen Kaiſers" war erteilt, das Privileg im Jahre 1584 von König Rudolf gegeben worden. Wir können hier auf weitere Einzelheiten nicht eingehen, verweiſen vielmehr auf die wertvolle Feſtſchrift, deren Beſitz ſich jeder Buchkundler ſichern ſollte.

Erinnerungen eines Antiquars. Fedor von Zobeltitz wurde zum 5. Oktober 1927 eine wertvolle Feſtſchrift gewidmet. In dieſer hat der bekannte Berliner Antiquar Martin Breslauer „Erinnerungen" veröffentlicht, die nicht nur für die „großen" Bibliophilen von Intereſſe ſind, ſondern manchem Bücherfreund, der beſcheidenere Anſprüche ſtellt, Freude







Schreiberdarſtellungen aus: Schramm, Bilderſchmuck der Frühdrucke. Band X.

bereiten werden. Martin Breslauer hat mit diesem seinem Beitrag, wie man es nicht anders von ihm gewohnt ist, dem Büchersammler Mitteilungen und Anregungen schönster Art gegeben, in einer Form, die ihm alle Ehre macht, sodaß man nur wünschen kann, daß seine Zeilen in die Hände möglichst vieler kommen, die ein wertvolles Buch schätzen.

Handschriftliches der alten Straßburger Universitäts-Bibliothek, lautet der Beitrag von dem bekannten Hallenser Theologen Johannes Ficker zur Festschrift für Hermann Escher. Ficker, der bekanntlich bis zum Kriege in Straßburg wirkte. hat damit seinen Verdiensten um das Buchwesen ein weiteres hinzugefügt. Er hat auf Andreas Jung, den hochverdienten Bibliothekar und Professor zu Straßburg, und seine unermüdlichen Arbeiten wieder aufmerksam gemacht, insbesondere auf das eigenhändige Folio-Heft Jungs „Manuscrits de la Bibliothèque du Séminaire Protestant. 1846." Es ist sehr verdienstlich, daß dies geschehen ist. Möchte der Wunsch, „das Fragment der Arbeit eines treuen Mannes auch völlig bekannt zu geben", recht bald in Erfüllung gehen.

Die Kunst dem Volke. Als 7. Sondernummer ist in dieser von der Allgemeinen Vereinigung für christliche Kunst (München, Renatastraße 6) herausgegebenen Serie von Dr. Oskar Doering die Schrift „Römische Malerei in deutschen Landen" erschienen. Man muß sich nur immer wieder wundern, daß zu solch billigem Preis solche schönen Hefte geschaffen werden können. Das neue Heft hat nicht weniger als 69 Abbildungen, und darunter 10 farbige in einer Ausführung, wie man sie sich nicht besser denken kann. Das Heft wird sicherlich, wie alle seine Vorgänger, rasch den Weg in die breiteste Öffentlichkeit finden.

„Tod und Totentänze" betitelt sich Katalog 414 von Henning Oppermann-Basel. Selten ist ein so schön ausgestatteter, mit so vielen Abbildungen geschmückter Katalog auf den Markt gebracht worden. Jeder Sammler auf diesem Gebiet, jede Bibliothek, jedes Museum wird ihn besonders stellen. Ist er doch mit seiner Einleitung von Dr. Arnold Pfister ein Nachschlagewerk sondergleichen über diese höchst interessante Materie. Abteilung A bringt Bücher und Mappenwerke, und zwar zunächst allgemeine Literatur über Totentänze. Die nächsten Abschnitte sind überschrieben: Französische und italienische Totentänze, deutsche Totentänze. Basel. Bern; Hans Holbein d. J.; Leichenreden der Renaissance und des Barock; holländische Todesdarstellungen des 17. Jahrhunderts; die Zeit von Holbein bis zur Romantik; die Romantik; das 20. Jahrhundert: Totenkult. Zu all diesen Abschnitten kommt eine Abteilung B: Graphische Einzelblätter. Diese Übersicht schon zeigt, daß wir es mit einem wohl vorbereiteten Katalog zu tun haben. Die Auswahl der Bilder verrät den erfahrenen Antiquar. Die Beschreibungen der einzelnen Nummern sind gut und ausführlich. Kurz ein Katalog von bleibendem Wert.

Tod und Totentänze. Ein Sammelgebiet, das immer und immer wieder seine Anziehungskraft in vollem Maße auswirkt, hat Henning Oppermann-Basel (vorm. Rudolf Geering, Buchantiquariat) durch sein Heft 2–3 des rühmlichst bekannten „Basler Bücherfreundes", der im November zur Ausgabe gelangt ist, uns besonders nahe gebracht. Rund 200 Nummern mit vielen Abbildungen sagt schon viel. Wer aber Henning Oppermann kennt, weiß, daß, was er bietet, nicht in trockener Aufzählung vorgebracht wird, sondern „Fleisch und Blut" hat. Es darf ohne Übertreibung gesagt werden, daß diese Doppelnummer des „Basler Bücherfreundes" von bleibender Bedeutung ist. Selbst dem „Eingeweihten" ist die Nummer so wertvoll, daß er sie besonderer Beachtung nicht nur heute und morgen würdig hält, sondern sie als wertvolles Nachschlagewerk besonders stellt, zumal noch weitere Sammelobjekte, wie Bodoni-Drucke, Buch- und Schriftwesen, Autographen in diesem wertvollen Hefte behandelt werden.

Staackmanns Almanach 1928. Herausgegeben von Rudolf Greinz, Umschlagzeichnung und Kalendarium von Fritz Buchholz. Wieder ein Jahrbuch, ein Taschenbuch, ein Almanach nicht von vorübergehender Bedeutung, sondern für den Bücherfreund etwas, was er seinem Bücherschrank einverleibt, wo von Staackmann so manches andere schon steht. Welche Fülle von Genuß gibt uns wieder dieser kleine Almanach? Ja, der Bücherfreund bekommt diesmal sogar etwas zu hören vom Buche. Gustav Renker: „Die Luther-Bibel." „Eine Heimats-Erinnerung" heißt der Untertitel, der uns die wenigen Seiten noch näher bringt. Und das viele andere, was wir lesen und genießen dürfen, beweist uns, wie L. Staackmanns Verlag rastlos weiter schafft im Hervorbringen bester Literatur für unser Volk.

Eine Reparatur-Anleitung für die „Ideal" B, C und D Schreibmaschine, in der die konstruktiven Eigenarten jedes Modells ausführlich behandelt sind, ist von der Aktiengesellschaft vorm. Seidel & Naumann, Dresden, herausgegeben worden. Es sollte kein

Mechaniker vom Fach versäumen, seine Kenntnisse durch dieses Büchlein zu erweitern, das ein ganz vorzüglicher Ratgeber ist und von der genannten Firma unentgeltlich abgegeben wird.

Das Buch in China und das Buch über China. In Frankfurt a. M. findet in den Räumen des Völkermuseums, Große Eschenheimerstraße 26, eine Ausstellung über das Buch in China und das Buch über China statt, wie wir sie bis jetzt nicht gesehen haben. Sie zerfällt in zwei Abteilungen: A. Historische Abteilung, B. Das Buch der Gegenwart. Die historische Abteilung gliedert sich: 1. Das Buch in China: a) Anfänge der chinesischen Schrift und ihre Verwendung zu literarischen Aufzeichnungen; Quippus, Bambustafeln, Steininschriften; Manuskripte; das Tafelbuch und die Buchrolle; b) Repräsentative Exemplare der chinesischen Buchkunst, wie: Alte Drucke, einfarbig und mehrfarbig. Wichtige Ausgaben von klassischen Werken des konfuzianischen, taoistischen und buddhistischen Kreises. Schöne Literatur, illustrierte Ausgaben. Schwarzholzschnitte und Farbendrucke. 2. Das Buch über China: a) Reisebeschreibungen aus alter Zeit, b) Veröffentlichungen der katholischen Missionare, c) Historisch bedeutsame Werke über China und Luxusausgaben bis in die neue Zeit, d) Sondergruppe: Goethe und China. Goethes chinesische Dichtungen in Erstdrucken und maßgebenden Ausgaben. Die Exemplare der Werke über China, die Goethe persönlich benutzt hat. Die chinesischen Werke, die diesen Büchern zugrunde liegen. Die Abteilung „Das Buch der Gegenwart" ist wie folgt eingeteilt: 1. Das Buch in China: a) Das moderne chinesische Buch in seinen verschiedenen Gestalten. b) Das Ausland im chinesischen Schrifttum, Übersetzungen, Reisebeschreibungen, Beurteilungen. c) Die wichtigsten Verlage und ihre Veröffentlichungen. 2. Das Buch über China: a) Die Veröffentlichungen der außerdeutschen Verlage und Institute. c) Statistische Diagramme und Karten über die Beteiligung der verschiedenen Nationen an der Arbeit über China. Diese Inhaltsübersicht zeigt, daß wir es mit einer überaus wichtigen Veranstaltung zu tun haben. Wir werden ausführlich darauf zurückkommen, zumal auch eine ganze Anzahl Vorträge über das chinesische Buchwesen angezeigt sind.

Aus den Antiquariaten.

Hermann Aupperle, Antiquariatsbuchhandlung in **Schw. Gmünd,** zeigt mit seinem Katalog Nr. 12 wieder, daß er für Religions- und Kirchengeschichte eine besondere Bedeutung hat. Ganze Sammlungen von Reformations-Katechismen, Concordien-Ausgaben, Tübinger Schule, Rationalismus, Idealismus, Unions-Literatur (über 5000 Werke) sind keine alltäglichen Bestände. Der Katalog ist ein weiterer Beweis dafür, daß sich in der Beschränkung auch im Antiquariat der Meister zeigt. Systematisch geht das Antiquariat den Beständen nach und hat damit das Verdienst, der Wissenschaft wirklich zu nützen.

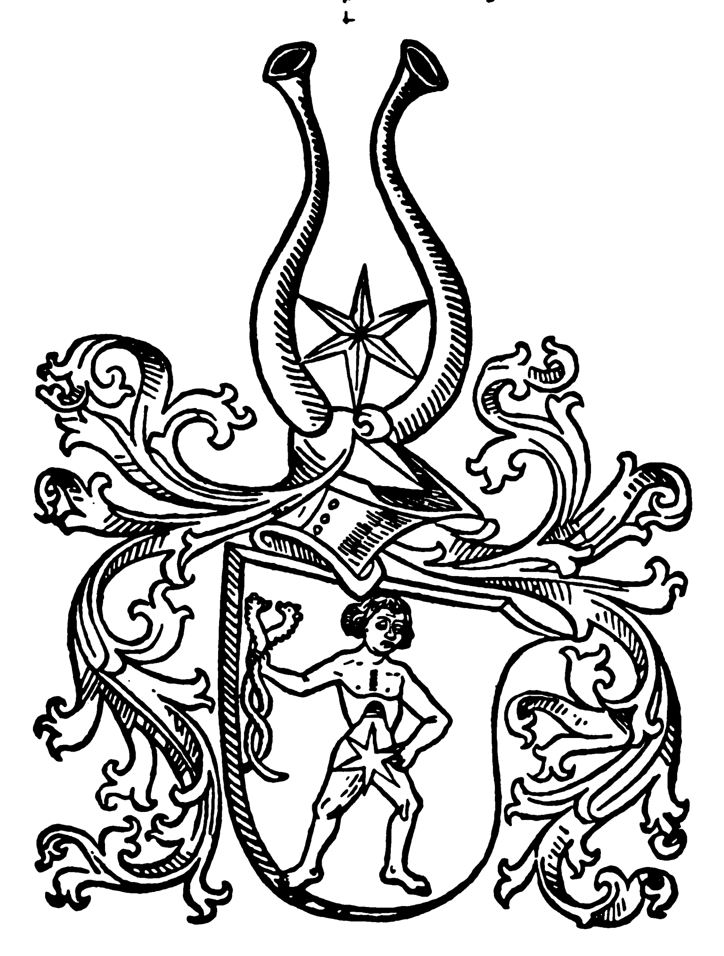
Paul Graupe's Antiquariat, **Berlin W 10,** Tiergartenstr. 4, verschickte seine Auktions-Kataloge 74 und 75, die sich würdig den bisherigen anschließen. Nr. 74 ist der modernen Graphik gewidmet: Sammlung Ernst Troplowitz und Beiträge aus anderem Besitz. Nr. 75 ist für den Büchersammler und Bücherfreund von besonderem Interesse. Ihr Titel lautet: Vom Manuskript zum Luxusdruck. Handschriften, Livres d'heures, Stammbücher, Inkunabeln, darunter die erste niederdeutsche Bibel, Köln 1478, der Bonifatius von Peter Schöffer, Mainz 1470 auf Pergament, die erste Ausgabe von Tomas a Kempis: de imitatione Christi, Ulm, Zainer 1470, sind besonders bemerkenswert. Aber auch die Holzschnitt- und Kupferstichwerke, die französischen illustrierten Bücher des 18. Jahrhunderts, zum Teil in kostbaren Maroquinbänden der Zeit, die Luxus- und Pressendrucke mit Erstausgaben der Moderne in prachtvollen Einbänden beanspruchen unser volles Interesse.

Das Buch- und Kunstantiquariat **V. A. Heck, Wien** I, Kärntnerring 12, bringt in seinem Katalog XXXVIII interessante Autographen, darunter zahlreiche, inhaltlich sehr beachtenswerte Briefe und Manuskripte. Das beigegebene Register ist recht dankenswert.

Karl & Faber, München, Max Josef-Straße 7. Katalog 31 verdient des Büchersammlers besondere Aufmerksamkeit. Er ist betitelt „Holzschnittbücher und Einzel-Holzschnitte des 16. Jahrhunderts" und enthält 336 erlesene Nummern; es ist gar kein Zweifel, daß sich Karl & Faber auch mit diesem Katalog wieder ein allgemeines Verdienst erworben haben. Der Katalog gliedert sich in folgende Abteilungen: Afrika, Deutschland und Schweiz, England, Frankreich, Holland und Flandern, Italien, Spanien. Beigegeben ist ein Verzeichnis der Druckorte sowie ein Verzeichnis der Künstler.

Aus Katalog 31 von Karl & Faber-München:
Holzschnittbücher und Einzelholzschnitte des 16. Jahrhunderts.

Erhardi Ratdolt felicia conſpice ſigna
Teſtata artificem qua valt ipſe manum



Aus: J. Köſel & Fr. Puſtet-München, Katalog: 65 Wiegendrucke.

Das Buch- und Kunſt-Antiquariat des Verlages **J. Köſel & Fr. Puſtet** in **München,** Dienerſtr. 9, hat einen Katalog „Incunabula typographica" herausgegeben, der 65 Wiegendrucke berühmter deutſcher, italieniſcher, holländiſcher und Schweizer Offizinen von 1470 bis 1500 enthält. Die Beſchreibungen der einzelnen Frühdrucke ſind ausführlich und wertvoll. Das Zitieren von *Klemm* ſollte allerdings endlich aufhören und dafür lieber auf andere bibliographiſche Veröffentlichungen verwieſen werden.

Bernh. Liebiſch, Antiquariats- und Sortiments-Buchhandlung, **Leipzig,** Kurprinzſtr. 6, bringt mit ſeinem Katalog 273 den zweiten Teil der Deutſchen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart (K–Z). Wer Liebiſch kennt, weiß, daß er von jedem Katalog etwas zu erwarten hat. Er iſt auch diesmal nicht enttäuſcht. 4571 Nummern ſind aufgezählt. Schade nur, daß keinerlei Gliederung durchgeführt oder ein Regiſter beigefügt iſt.

Friedrich Cohen in **Bonn** zeigt mit ſeinem Katalog 159: Philoſophie, I. Teil, A–K, wie ernſt er es mit wiſſenſchaftlichen Büchern nimmt. 2261 Nummern geben davon Zeugnis. Freilich, auch hier fehlt ein Schlagwortregiſter.

Das Antiquariat **F. Dörling, Hamburg** 1, Speerſort 22, hat vom 17.–19. November „Hamburgenſien" in der Auktion XXIII verſteigert. Selten iſt wohl eine ſolche Anzahl von „Hamburgenſien" gleichzeitig zur Verſteigerung gelangt. Der Bibliograph und ſpezielle Liebhaber wird den Katalog mit Intereſſe und Dank ſtudieren und ſich orientieren.

H. Gilhofer & H. Ranſchburg, Aktien-Geſellſchaft, **Luzern,** Haldenſtr. 33, verſteigerten im November 1927 in Luzern eine koſtbare alte Privatſammlung von Kupferſtichen alter Meiſter des 15.–18. Jahrhunderts, dabei eine Sammlung früher italieniſcher Kupferſtiche, Baccio Baldini, Bonasone, Campagnola, Reverdino, Rosex da Modena u. a., ferner frühe franzöſiſche Kupferſtiche, darunter 6 prachtvolle Blätter von Jean Duvet, eine Sammlung von Kupferſtichen der Schule von Fontainebleau, Kupferſtiche und Holzſchnitte von Dürer, Leyden und der Kleinmeiſter, ſchließlich eine umfangreiche Sammlung köſtlicher Ornamentſtiche des 15.–18. Jahrhunderts. Der verſandte Katalog Nr. X iſt reich illuſtriert und ſehr gut ausgeſtattet, auch wiſſenſchaftlich faſt einwandfrei bearbeitet.

Gerhard Tondeur, Antiquariat, **Leipzig,** Haydnſtraße 4 III, hat in ſeinem Antiquariats-Katalog Nr. 4 wieder ein Spezialgebiet mit beſter Literatur zuſammengeſtellt: Alte Landwirtſchaft, Jagd- und Forſtweſen, Pferdezucht, Nationalökonomie. Der Tondeurſche Katalog iſt wie ſeine drei Vorgänger der vollen Beachtung der Intereſſenten wert, da er wie jene aufs beſte bearbeitet iſt.

P. H. Beyer & Sohn, Leipzig C 1, Dittrichring 22, gibt in ſeinem Katalog Nr. 52 eine kleine Auswahl von Abbildungen ſeiner Ausſtellung: Originalgemälde, Bronzen, Handzeichnungen (Kunſt des 19. und 20. Jahrhunderts), die ſehr anſprechend iſt und wiederum zeigt, daß die Firma Wert auf Qualität legt.

Von **„Le Bouquiniste Belge"** iſt Nr. 27 erſchienen (Moorthamers Frères, Avenue de Keyser, 33, Anvers). Sie enthält 1182 Nummern und zeigt damit die Leiſtungsfähigkeit der Firma in beſter Weiſe. Schade nur, daß dieſen Nummern nicht auch gelegentlich Illuſtrationen beigegeben werden.

Eine Überraſchung bedeutet Katalog 41 des Antiquariats **K. André** in **Prag** I, Prikopy 39. Sein Inhalt iſt: Inkunabeln, frühe Drucke bis 1510, Holzſchnittbücher des 16. Jahrhunderts 66 gute Illuſtrationen ſind dem Katalog beigegeben, der ſich unter der großen Zahl von Antiquariatskatalogen durch ſeine gute Ausſtattung beſonders heraushebt. Es iſt eine ſtattliche Reihe bemerkenswerter Drucke, die angeboten wird. Beſonders hervorgehoben ſeien die Abbildungen von Bucheinbänden wegen der ſcharfen und prächtigen Wiedergabe.

Vom Schleſiſchen Antiquariat **Adolph Baraſch,** vorm. Koebner, **Breslau** 1, Urſulinerſtraße 27–28, iſt uns Katalog 308 zugegangen, der 1180 Nummern enthält und ſich in fünf Abſchnitte gliedert. Wir haben manches Buch in dieſer Fülle des Gebotenen gefunden, das nicht ſo leicht auf den Markt kommt, ſodaß der Katalog eines eingehenderen Studiums wohl wert iſt. Er bietet deutſche und fremde Sprachwiſſenſchaft, Literaturgeſchichte, Pädagogik, Philoſophie, Sexualwiſſenſchaft, Naturwiſſenſchaften und klaſſiſche Philologie.

Ludwig Roſenthal's Antiquariat in **München,** Hildegardſtraße 14, ſtellt in ſeinem Katalog 168 Werke über Mathematik, Aſtronomie und Aſtrologie zuſammen, außerdem Porträts von Mathematikern und Aſtronomen. Der Spezialſammler dieſer Gebiete findet darin manches Bemerkenswerte. Aufmerkſam gemacht ſei beſonders auf die Nummern 833–836, vier ſeltene Inkunabeln.

Die Bücherstube Dr. phil. **Franz Cohn, Berlin-Wilmersdorf,** Kaiserallee 177, hat ihr 35. Verzeichnis verschickt. Für Freunde moderner Buchkunst und Kunstgeschichte ein nachschlagenswertes Heft, das Beachtung verdient, da unter den 322 Nummern manch Begehrenswertes steckt.

Buchhandlung und Antiquariat **Gsellius, Berlin** W 8, Mohrenstraße 52, hat einen für unsere Leser wichtigen Katalog herausgegeben: Nummer 390. Kunst, Architektur, Kunstgewerbe, illustrierte Bücher, die zum Teil aus der Bibliothek von Professor Dr. Voss, dem Konservator der Thüringer Staaten, stammen. — Der Katalog umfaßt nicht weniger als 2712 Nummern.

Joseph Baer & Co., Frankfurt a. M., Hochstr. 6, verschickt Katalog 740: „Bucheinbände". Selten ist wohl ein solch schöner Katalog mit solchen prächtigen Abbildungen an die bücherliebhabende Welt hinausgegangen. Eine Fülle Wissensstoff liegt in ihm, die Literaturnachweise sind reichlich und zum größten Teil einwandfrei; was geboten wird, ist erstaunlich. Freunde des Bucheinbandes werden ihre helle Freude an diesem wertvollen Katalog haben, zumal er mit fünf Registern ausgestattet ist: Verzeichnis der Buchbinder und Stempelschneider, Verzeichnis der Ortsnamen der Buchbinder-Werkstätten, Verzeichnis der Vorbesitzer, Sachregister, Alphabetisches Verzeichnis der Titel.

N. Posthumus, La Haye, Daendelstraat 68, hat seinen Katalog 180 erscheinen lassen, der den Titel trägt „Livres anciens". Wer darin blättert, findet schon beim flüchtigen Durchsehen recht Interessantes, sodaß er gern den Katalog mehrmals in die Hand nimmt. Verwiesen sei besonders auf den Abschnitt „Imprimerie et Bibliographie", der die Nummern 558–643 umfaßt.

Taeuber & Weil, Antiquariat, **München,** Barerstraße 22, fährt fort, zur alten Medizin Listen herauszugeben. Wie nicht anders zu erwarten, bietet auch diese Liste gar manches Beachtenswerte. Sind es auch nur 63 Nummern, die aufgeführt sind, so ist das in Anbetracht der Beschränkung auf ein Spezialgebiet eine Zusammenstellung von größter Bedeutung, die mit viel Gewinn benutzt werden kann.

Bücherbesprechungen.

Unger, Eckhard, **Assyrische und Babylonische Kunst.** (Jedermanns Bücherei.) Ferdinand Hirt in Breslau. 1927.

Unger, Eckhard, **Sumerische und Akkadische Kunst.** (Jedermanns Bücherei.) Ferdinand Hirt in Breslau. 1927.

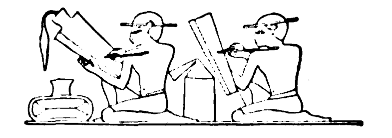
Kees, Hermann, **Ägyptische Kunst.** (Jedermanns Bücherei). Ferdinand Hirt in Breslau.

Drei Bändchen von „Jedermanns Bücherei", die unsern Lesern besonders erwünscht sein werden. „Jedermanns Bücherei" hat bei uns allen schon seit einiger Zeit Hausrecht. Täglich gewinnt sie mehr Boden. Das ist nur möglich, wenn ein Unternehmen auf bester Grundlage beruht, und das ist bei „Jedermanns Bücherei" der Fall. Auch hier in unsern Bändchen Männer von Ruf, die den Stoff übersehen und beherrschen. Zunächst Eckhard Unger? Unsere Leser kennen ihn von verschiedenen früheren Veröffentlichungen. In seinen beiden Bändchen schöpft er wieder aus dem Vollen und gibt in gemeinverständlicher Weise in Kürze beste Orientierung. Zeittafeln und Literaturangaben sind eine höchst willkommene Beigabe, die vielen Abbildungen aber sind besonders wichtig. Für unser Schrift- und Buchwesen finden wir in Text und Bild im Bändchen „Assyrische und babylonische Kunst" recht Bemerkenswertes. Auf dem Relief Tiglatpileser III sehen wir den Abtransport der Beute und die Schreiber, die ein Verzeichnis der Beute anfertigen. Abbildung 90 bringt uns die ältesten Bildzeichen der Keilschrift. Dazu kommen eine ganze Anzahl Inschriften von Interesse. Besondere Beachtung verdient im Text der 9. Abschnitt: Schrift und Kunst. Dasselbe gilt für das Bändchen „Sumerische und Akkadische Kunst". Auch hier erfahren wir im Text über Keilschrift so manches, wie uns auch die prächtigen Abbildungen eine ganze Anzahl Texte vermitteln. Das Bändchen von Hermann Kees ist eine ebenso erfreuliche Erscheinung. Zeittafel und Literaturübersicht orientiert rasch. Die Tafelabbildungen sind außerordentlich dankenswert und überraschend gut. Abbildung 13 zeigt den „Schreiber" des Louvre, Abbildung 37 Haremheb als Beamten. Auch hier in diesem Bändchen spürt man nach dem Lesen weniger Blätter, daß ein „Kenner" den Text geschrieben hat.

ARCHIV FÜR SCHREIB- UND BUCHWESEN

Herausgegeben von

Professor Dr. Albert Schramm-Leipzig



2. Jahrgang 1928.

Heckners Verlag, Wolfenbüttel

Inhaltsverzeichnis

Tpl m ho4f

Jahrgang 2 Nr. 1 Februar 1928

ARCHIV FÜR SCHREIB- UND BUCHWESEN

Herausgegeben von

Professor Dr. Albert Schramm-Leipzig



Heckners Verlag, Wolfenbüttel
1928

INHALT.

Bezugspreis: (jährlich 4 starke Hefte) Mark 12.— postfrei. (Auch durch die Buchhandlungen zu beziehen.)

ARCHIV FÜR SCHREIB- UND BUCHWESEN

SCHRIFTLEITUNG: PROFESSOR DR. ALBERT SCHRAMM
LEIPZIG, SÜDSTRASSE 72

2. Jahrgang | Nr. 1 | Februar 1928

Eine mexikanische Bilderhandschrift aus dem Besitze des Hamburgischen Museums für Völkerkunde.

Von Privatdozent Dr. Th. W. Danzel-Hamburg.

Im Jahre 1925 hatte das Museum für Völkerkunde in Hamburg Gelegenheit, eine mexikanische Bilderhandschrift zu erwerben. Es handelt sich nur um ein einzelnes Blatt, dessen eine Seite mit piktograpischen Darstellungen bedeckt ist. Die Größe ist beträchtlich: $61\frac{1}{2} \times 58$ cm. Der bekannte Codex Borgia weist demgegenüber nur eine Blattgröße von 26×26 cm, ein anderer altmexikanischer Codex, der Codex Vaticanus 3773, eine Größe von nur $12\frac{1}{2} \times 14\frac{1}{2}$ cm auf. Die bisher bekannten Bilderhandschriften des mexikanisch-mittelamerikanischen Kulturkreises sind auf Hirschleder oder auf einer Art Papier aus der Bastschicht von Feigenbäumen oder Agaveblättern mit bunten Farben entworfen. Häufig bildet ein stuckähnlicher Überzug den Schreibgrund der Blätter. Das Material des Codex Hammaburgensis ist andersartig, es ist Baumwolle. Und zwar ist die Baumwolle in sehr primitiver Weise auf einem derberen Baumwollgewebe ausgebreitet und aufgeklebt. Das Klebematerial ist ein Stärkekleister, der anscheinend — so ergab die mikrochemische Untersuchung — nicht über 70° erhitzt worden war. Derselbe Kleister verfestigt auch die Baumwollschicht oberflächlich zu einer papierähnlichen Masse und bildet den Malgrund. Auf der Rückseite der Handschrift sind später gerichtliche Aufforderungen zu Geldzahlungen aus dem 17. Jahrhundert in spanischer Sprache zur Versteifung des Hintergrundes aufgeklebt worden. Ein mit diesen Texten in Zusammenhang stehendes Wappen trägt die Jahreszahlen 1674/1675. Die Struktur der Baumwolle weist gewisse in langen Zeiträumen eintretende Verfallserscheinungen auf, die für ein hohes Alter des Blattes sprechen würden. Uns ist auch durch Sahagun bekannt, daß man und wie man solcherart Baumwollpapiere anfertigte. Die besondere Bezeichnung für sie war Ichcatlaupaualli.

Dem Charakter seiner Darstellungen nach ist der Hamburger Codex als eine mythologisch-historische Handschrift zu bezeichnen. In ihm sind Gehalte mythologischer und gleichzeitig historischer Überlieferung bilderschriftlich wiedergegeben.

Das Verfahren, dessen man sich in den mexikanischen Bilderhandschriften bedient, um einen Inhalt zu fixieren, ist eine Mischung von ideographischer und rebusartiger Kennzeichnung. Neben den, den Inhalt vergegenwärtigenden,



Rechtes, oberes Viertel der Hamburger Handſchrift mit dem Gotte Mictlantecutli.

mehr oder weniger ſzenenhaften Bildern findet man Hieroglyphen, die phonetiſch konſtituiert ſind. An Stelle der einzelnen Worte oder Silben, aus denen der Name eines Ortes oder einer Perſon ſich zuſammenſetzt, treten bei den phonetiſch konſtituierten Hieroglyphen Bilder von Gegen-



Die Göttin Mayauel umrahmt von Schlangen im Zentrum der Handschrift.

ständen, die ähnlich benannt werden, oder deren Name einen ähnlichen oder gleichen Klang bildet. Dabei wird die ursprüngliche Vorstellung, die das betreffende Wort oder die betreffende Silbe darbietet, absichtlich vernachlässigt. Das Verfahren erinnert an unsere „redenden Wappen": der Mönch im Wappen Münchens, der Bär im Wappen Berlins sollen ungefähr den Klang des betreffenden Ortsnamens andeuten. Auch in der vor-

liegenden Handſchrift finden ſich 16 phonetiſch konſtituierte Ortshieroglyphen.

Die bilderſchriftlichen Darſtellungen ſind mit einer überraſchenden Sicherheit auf der zur Verfügung ſtehenden Fläche des Blattes verteilt. Es gibt in der Handſchrift keine Lücken und auch keine zuſammengedrängten Partien. Die Figuren gruppieren ſich in einer zwangloſen Gefälligkeit, in der alles aus einem Gefühl für Raumverteilung in einem vollendeten Gleichgewichte gehalten iſt. Jedes der Bilder, die alle mit deutlichen Konturen vorgezeichnet ſind, hat als Raumteil ſein eindeutiges Verhältnis zum Ganzen der Fläche. Dargeſtellt ſind als Randleiſten die 20 Tageszeichen des mexikaniſchen Kalenders, in den Ecken vier Götter, die die Himmelsrichtungen vertreten. Innerhalb der genannten Gruppen befinden ſich als zweiter, innerer Rahmen 16 Ortshieroglyphen mit zugehörigen — die Zugehörigkeit iſt durch Verbindungslinien ausgedrückt — Bruſtbildern. Das Zentrum des Blattes bildet endlich die Göttin Mayauel, die von Schlangen umgeben ist.

Die Tageszeichen, die in unſerer Handſchrift auf den Randleiſten und zwar je fünf an jeder Kante ſich finden, ſpielen in den altmexikaniſchen Handſchriften eine große Rolle. Der Kalender war im alten Mexiko das Buch der Tage und der durch ſie beſtimmten Geſchicke. Solcher Auffaſſung liegen Anſchauungen zu Grunde, wie wir ſie ähnlich auch in Indoneſien, China, Indien, Alt-Ägyten, Babylon, im europäiſchen Mittelalter finden. Hier überall wie endlich auch bei einer Reihe afrikaniſcher Völkerſchaften iſt der Kalender in hervorragendem Maße ein Schickſalsbuch. Im Kalender des alten Mexiko war nun ein Zeitraum von 260 Tagen in beſonderer Geltung. Dieſer Zeitraum kommt auf die folgende Weiſe zuſtande: Man läßt zwei Reihen von Zahlenperioden, von denen die eine 13 Einheiten, die andere 20 Einheiten umfaßt — (von denen für die erſte lunarer Urſprung vermutet wird, während für die zweite die Anzahl der Finger und Zehen maßgeblich war) — nebeneinander abrollen, derart, daß jeder Tag zweifach, nämlich durch eine Zahl aus einer 13 teiligen und aus einer 20 teiligen Einheit jeweils zu beſtimmen iſt. Erſt nach Verlauf von $13 \times 20 = 260$ Tagen fallen wieder dieſelben Zahlen der 13 teiligen und 20 teiligen Einheit auf einen Tag. Innerhalb der 20 tägigen Einheit werden nun aber nicht die Einzeltage durch Ordinalzahlen gekennzeichnet, ſondern an Stelle der Zahlen treten Symbole; Namen vielfach von Tieren. Im Hamburger Codex kommen die Tageszeichen mit einer Ausnahme, auf die hier aber nicht näher eingegangen werden kann, in der uns vertrauten Form vor.

Die vier Götter, die ſich auf den Ecken des Blattes finden, ſind die folgenden: Xochipilli, d. h. Blumenprinz, der den Oſten repräſentiert, linksoben. Er iſt gekennzeichnet durch eine Blume in der linken Hand und das Bild einer fünfblättrigen Blume auf ſeinem Gewande. Möglich, daß der Gegenſtand in der linken Hand gleichzeitig einen kultiſchen Stab mit einem aufgeſpießten Herzen, durch den dieſer junge Gott in eine merkwürdige Analogie zum altweltlichen Liebesgotte kommt, bedeutet.

Rechts oben in der Ecke auf dem Blatte befindet ſich Mictlantecutli, der Fürſt der Unterwelt, der ohne weiteres an ſeinem Totenſchädel kenntlich iſt. Er verkörpert den Norden.



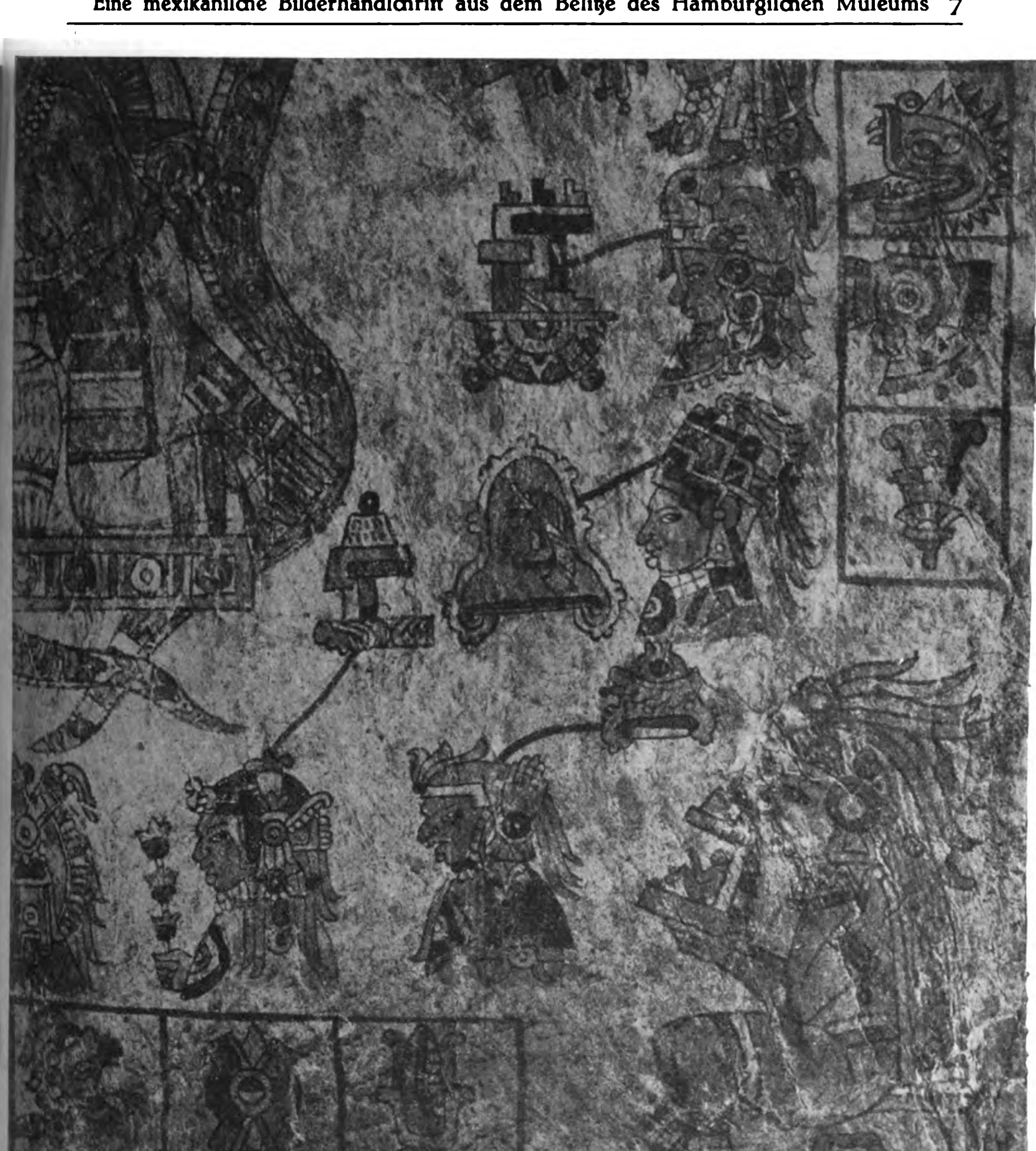
Linkes, oberes Viertel der Hamburger Codex mit dem Gotte Xochipilli.

Rechts unten sehen wir in der Ecke Chalchiuhtlicue, eine Wassergöttin, die Herrin des fließenden Wassers, als Repräsentantin des Westens. Sie ist durch den die Schultern herabfließenden, mit Muscheln und Schnecken besetzten Wasserstrom charakterisiert.



Linkes, unteres Viertel der Hamburger Handschrift mit dem Gotte Tlaloc.

Die letzte der Gottheiten, links unten, ist Tlaloc, der Regen- und Gewittergott der alten Mexikaner. Als Himmelsrichtung kommt ihm der Süden zu, den er auch auf unserem Blatte vertritt. Der Kopf ist in charakteristischer Weise dargestellt: Auge und Mund werden von breiten Streifen



Rechtes, unteres Viertel der Hamburger Handschrift mit der Göttin Chalchiuhtlicue.

umfaßt, der Oberkiefer zeigt mächtige Hauzähne. In der Hand trägt der Gott in unserem Falle einen Unterkiefer, als beißenden, zermalmenden Blitzzack. Er reitet auf einem krokodilähnlichen Tiere, das den Kopf aufbäumt und die Zähne fletscht.

Den zweiten, inneren Rahmen bilden 16 Ortshieroglyphen, deren Namen hier nicht aufgeführt werden sollen. Neben ihnen und durch Linien verbunden befinden sich die reichausgestatteten Köpfe von in den hieroglyphisch gekennzeichneten Orten verehrten Schutzgottheiten oder von Herrschern.

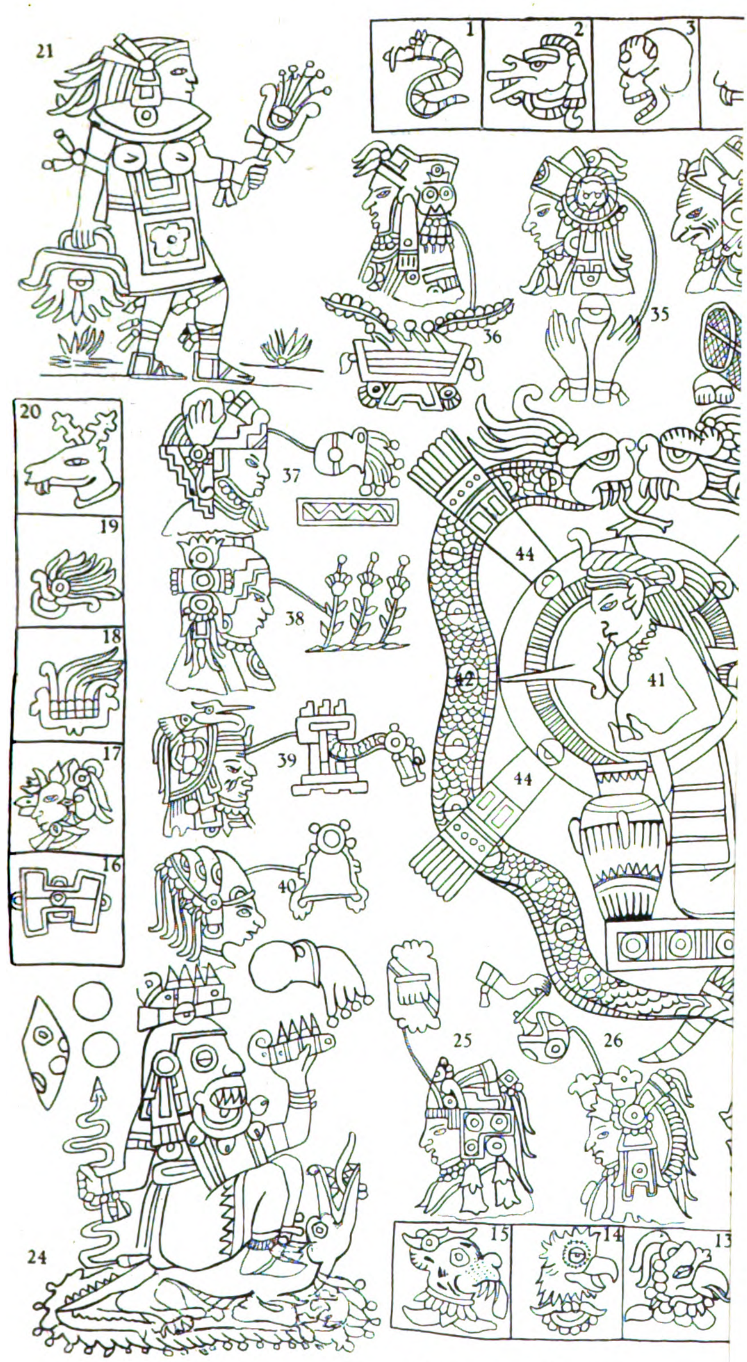
Das Zentrum des Blattes ist vielleicht der interessanteste Teil. Dort befindet sich, wie bereits erwähnt, die Göttin Mayauel. Sie wird umrahmt von zwei züngelnden, zähnefletschenden Schlangen. Die eine der beiden ist geschuppt, die andere gefiedert. Wir haben hier vermutlich die piktographische Verwertung einer bekannten Metapher: „zur Quetzalschlange hat sich die Feuerschlange gewandelt", d. h. die Regenzeit ist eingetreten, die Hungerzeit hat aufgehört. In der Tat sieht man ja die geschuppte Schlange (links) und die gefiederte (rechts) einander gegenüber. Das Innere des von den Schlangen gebildeten Rahmens wird von der knieenden Göttin Mayauel ausgefüllt. Sie hält ihre linke Brust in der Hand, anscheinend um ihre Milch in einen Krug strömen zu lassen, Mayauel, die Göttin der Maguey-Pflanze (Agave americana), aus welcher das berauschende Pulque-Getränk bereitet wurde, galt als eine „unerschöpfliche Spenderin." Sie war es, die nach der Sage die Menschen zuerst den Saft der Maguey-Pflanze gebrauchen lehrte. Man beschreibt sie gelegentlich als eine Frau mit 400 Brüsten, die ihrer ungeheuren Fruchtbarkeit wegen in die Agavepflanze verwandelt wurde.

Der Krug und die Knie der Göttin ruhen auf einem schmalen Streifen, der das Zahlzeichen „vier" (vier Kreise) trägt. Hinter der Göttin befinden sich vier gekreuzte Schäfte und eine Sonnenscheibe. Durch die Sonnenscheibe wird die Mayauel als göttliche Gestalt charakterisiert. Die vier gekreuzten Schäfte tragen die Farben, die im alten Mexiko den vier Himmelsrichtungen zukamen: blau-Westen, gelb-Norden, rot-Osten, grün-Süden. Die Zuteilung von Farben zu Himmelsrichtungen ist ja auch aus Babylon, China usw. bekannt. Die Schäfte in Verbindung mit der Vier ergeben das Datum „4 Rohr" des mexikanischen Kalenders. Der Tag aber, dem dieses Datum zukam, galt im alten Mexiko für besonders günstig zur rituellen Erzeugung neuen Feuers mit dem Feuerbohrer. „Denn der Tag 4 Rohr, das war den Mexikanern soviel als in allen vier Richtungen Feuerbohrer", sagt Eduard Seler.

Das ist in großen Zügen der Inhalt des Blattes. Auf Einzelheiten, die nur für den Spezialisten von Bedeutung sind, soll in diesem Zusammenhange nicht eingegangen werden. Wer eingehendere Belehrung wünscht, sei auf die folgenden Arbeiten hingewiesen.

1. Danzel: „Handbuch der präkolumbischen Kulturen in Latein-Amerika", Hamburg 1927.

2. Danzel: „Codex Hammaburgensis, eine neuentdeckte altmexikanische Bilderhandschrift des Hamburgischen Museums für Völkerkunde" (ausführlicher Kommentar) Hamburg 1926.



Gesamtübersicht der Hamburge
1—20 Tageszeichen, 21—24 Gottheiten der 4 Himmelsrichtunge
41—44 Mayauel, die Göttin der Agavepflan

Eine Vulgata-Handschrift des 13. Jahrhunderts in der Ratsschulbücherei zu Zwickau Sa.

Von Dr. Alb. Schröder-Hamm.

Unter den Schätzen der 1563 gegründeten Ratsschulbücherei zu Zwickau Sa. befindet sich auch eine reich mit Initialen geschmückte Vulgata-Handschrift aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts: eine dreibändige lateinische, zweispaltig auf Pergament geschriebene Bibel.[1]) Die Bände sind mit Holzdeckeln und schwerer Messingmontierung versehen. Die Malerei der Initialen ist in den Farben Blau, Grün, Rosa und Rot hergestellt unter reichlicher Verwendung von Gold, während für die Kapitelüberschriften fast durchgängig die Farben Blau und Rot gewählt worden sind.

Bruck[2]) setzt die Bibel in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts. Vielleicht ist es möglich, auf Grund eines Vergleiches mit der Plastik zu einer genaueren Datierung zu kommen, wobei sich in dem großartigsten Stück des Landes, der Goldenen Pforte zu Freiberg (Sa.), zunächst ein Beispiel bietet, um den terminus post quem festzulegen. Die Goldene Pforte ist im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts entstanden. Wir haben dem Bogenfelde mit der Darstellung der Anbetung (Abb. 2) die Initialen V und E mit männlichen Heiligen gegenübergestellt (Abb. 1 und 3), die etwa in gleicher Weise bewegt sind wie die linke Gruppe der Anbetenden dort. Und doch werden wir erkennen können, daß der Plastiker, sobald er von der reinen Frontal- und Profil-Stellung abgeht, in Konflikt gerät mit den Gesetzen der Perspektive, die der Maler in der so reich bewegten Figur der Initiale E (Abb. 3) in hohem Maße beherrscht (rechtes Bein).

Um einen Schritt weiter auf dem Gebiete der formalen Entwicklung zu gehen und zugleich der Entstehungszeit unseres Werkes näher zu kommen, sei noch ein Vergleich angeführt mit einer plastischen Figurengruppe, die stilistisch und traditionell verbunden ist mit dem Freiberger Stück: die Apostel in der Vorhalle des Paderborner Domes, die Beenken[3]) auf die Mitte des 13. Jahrhunderts datiert, während sie Beissel[4]) erst nach 1260 aussetzen möchte; uns erscheint die Entstehungszeit vor 1260 als einleuchtendste. (Abb. 6)

Wir sehen auch in diesem Falle, daß die „künstliche Unruhe der Gewandung" bei den Paderborner Plastiken in gleicher Weise bei den Initialen der Zwikkauer Bibel in Erscheinung tritt. Mit der Darstellung der Drehung und räumlichen Bewegung der Figuren, in dem Bemühen, die anatomische Struktur des bekleideten menschlichen Körpers und ihr Funktionieren mit plastischen Mitteln im Duktus der Gewandbehandlung zur Darstellung zu bringen, dürfte dieser Plastiker unserem Maler bereits ein beträchtliches Stück näher gekommen sein. Auch von dem immerhin noch stereotypen Ausdruck der Köpfe von den

---

[1]) Blattgröße: Br. 32, H. 43 cm.

[2]) Bruck, Robert: Die Malereien in den Handschriften des Königreiches Sachsen, Dresden 1906 S. 93 ff.

[3]) Beenken: Bildwerke Westfalens, Bonn 1623.

[4]) St. Beissel: Die westf. Plastik des 13. Jahrhunderts in „Stimmen aus Maria Laach", S. 308 ff.





Abb. 1: Zwickauer Bibel: Initale V



Abb. 3: Zwickauer Bibel: Initiale E

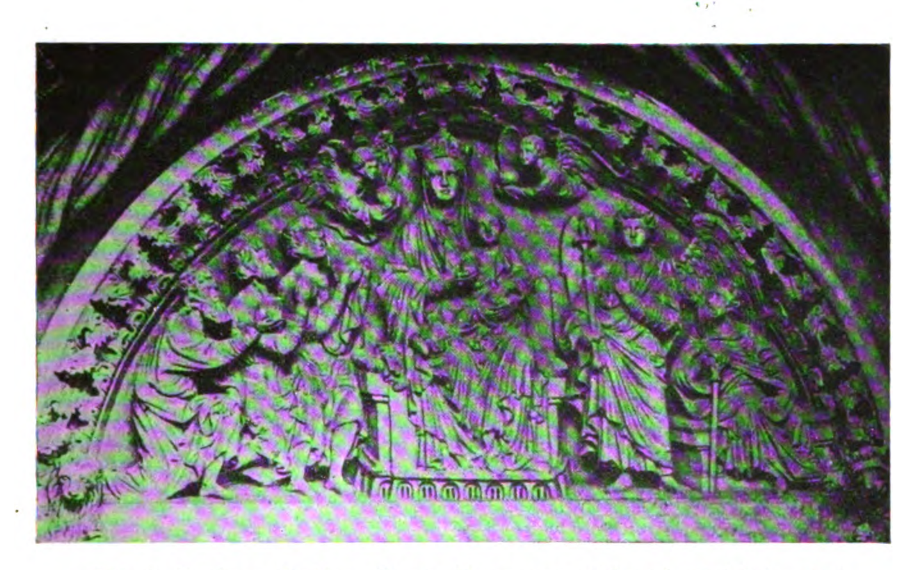


Abb. 2: Freiberg, Goldene Pforte: Tympanon. 2. Viertel. 13. Jahrhundert



Abb. 4: Freiberg, Goldene Pforte



Abb. 6: Paderborn, Domvorhalle



Abb. 5: Zwickauer Bibel: Initiale N



Abb. 7: Zwickauer Bibel: Initiale M

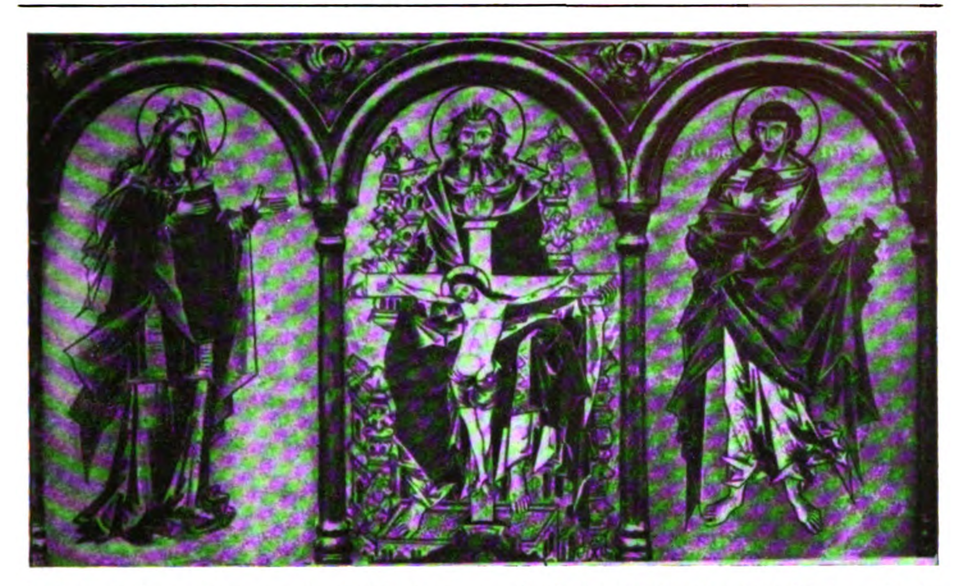


Abb. 8: Antependium aus der Wieſenkirche zu Soeſt, jeӡt Kaiſer Friedrich-Muſeum Berlin



Abb. 10: Zwickauer Bibel: Initiale M mit heilig. Georg

Figuren der Goldenen Pforte (vergl. Abb. 2) erſcheint er gelöſt und nähert ſich dem Maler der Zwickauer Bibel, wofür beſonders ein Vergleich mit dem Kranz der Köpfe in Frage kommt, die den Apoſtel der Initiale N umgeben. (Abb. 5).

Nehmen wir das Motiv der „künſtlichen Unruhe der Gewandung“ noch einmal auf und vergleichen daraufhin die Zwickauer Miniaturen (Abb. 7), ſo finden wir dort neben anderen Motiven ſolche, die in andeutender Weiſe bereits den Stil zeigen, der kurze Zeit ſpäter die geſamte ſpätromaniſche Kunſt ergreifen ſollte, der ſog. „Zackenſtil“, aus dem wir für unſeren Fall als Beiſpiel das Antependium der Wieſenkirche zu Soeſt in Weſtfalen heranziehen (Abb. 8), das ſich jeӡt im Kaiſer-Friedrich-Muſeum zu Berlin befindet. Es iſt ein typiſches Beiſpiel



Abb. 9: Zwickauer Bibel: Initiale P im Schriftspiegel



Abb. 11: Zwickauer Bibel: Initialen A und O im Schriftspiegel

der manieristischen Ausartung dieses Stiles, das uns zugleich als obere Zeitgrenze für die Entstehung des Zwickauer Werkes dient. Da diese Stilphase aus dem Einflusse italienisch-byzantinischer Tafelmalerei resultiert, deren Bekanntschaft in Deutschland durch die Kreuzfahrer und die Verbreitung der italienischen Mönchsorden der Franziskaner und Dominikaner, sowie politische Ereignisse (deutsche Könige heiraten Angehörige italienischer Dynastien) erfolgt, würde dadurch auch in unserem Falle die Erklärung für den „byzantinischen Einfluß" gegeben sein. Da sich die vollständige Ausbildung dieses Stiles erst in den Jahren nach 1260 vollzieht, so ist für unser Werk hiermit der terminus ante quem gewonnen.

Bruck weist bereits darauf hin,[1]) daß im dritten Bande der Zwickauer Bibel Schmuckmotive auftreten, die auf eine außerdeutsche Vorlage zurückgehen, für die er wohl mit Recht Byzanz in Anspruch nimmt. Aber nicht nur die befremdende Form vegetabiler Ornamente weist nach dem Osten (Abb. 12,) sondern vor allem Stellung und Haltung der Figuren innerhalb dieses Ornamentes atmet östlichen Geist, dem im Motiv des reinen Flechtbandornamentes wieder ein durchaus germanisches Formenempfinden an die Seite tritt, das Worringer[2]) bereits als Träger einer geheimen Gotik anspricht. Der überorganische, rein abstrakte Ausdruckscharakter dieser Fechtbandornamente ist von einem Vitalgefühl erfüllt, das in seiner leidenschaftlichen Bewegtheit und Lebendigkeit „stärker ist als unser Leben", die Ausgestaltung des ihm immanenten Formwillens allerdings erst in der reifen, historischen Gotik erhält. Aus der Phantastik dieser anorganischen Lineamentik wachsen organische Wesen: Tierkörper, die nicht aus direkter Naturbeobachtung, sondern Erlebnisreminiszenzen gestaltet, aber mit der Struktur und Dynamik des Flechtwerkes so eng verbunden sind, daß sie ohne dieses existenzlos werden (Abb. 13). Die „Verbindung abstrakter Liniensprache mit der Wiedergabe der Wirklichkeit", jenes Charakteristikum der nordischen Kunst, es findet sich auch hier, und wenn man bereits diese Symptome als erste Ausdrucksstadien einer geheimen Gotik ansprechen will, so darf man noch auf weitere Einzelheiten in den Miniaturen der Zwickauer Bibel aufmerksam machen, die zukünftige Entwicklung vorweg zu nehmen scheinen, wofür z. B. der Heilige mit dem Weihrauchfaß genannt sei (Abb. 9 unten), der nach einer Verstärkung um nur wenige Grade der hier latent vorhandenen Stilmerkmale seine Parallelen in einer großen Zahl frühgotischer Apostelköpfe finden würde.

Betrachten wir die Initialen im Einzelnen, so wird sowohl die lebensvolle Schilderung wie auch die dramatische Bewegtheit in die Augen fallen. Der mit Kettenpanzer und Lanze bewehrte heilige Georg (Abb. 10) ist mit aller Realistik dargestellt, während bei den anderen Einzelfiguren neben einem Zusammenraffen zu würdevoller, gemessener Haltung der Ausfall in reichbewegte Gestikulationen überrascht, was eine lebensvolle Bewegung der Figuren, die durchaus den Gesetzen einer perspektivischen Illusionistik folgt, wie auch eine Steigerung in der Bewegung der Gewandfalten, zur Folge hat. Interessant ist es, zu verfolgen, wie viel freier schon der Maler gegenüber dem Plastiker gestaltet. Obwohl die Mehrzahl der stehenden Einzelfiguren in der ge-

[1]) A. A. O. S. 95.

[2]) W. Worringer: Formprobleme der Gotik. München 1920 S. 27 ff, S. 38 ff.



Abb. 13: Zwickauer Bibel: Initiale E

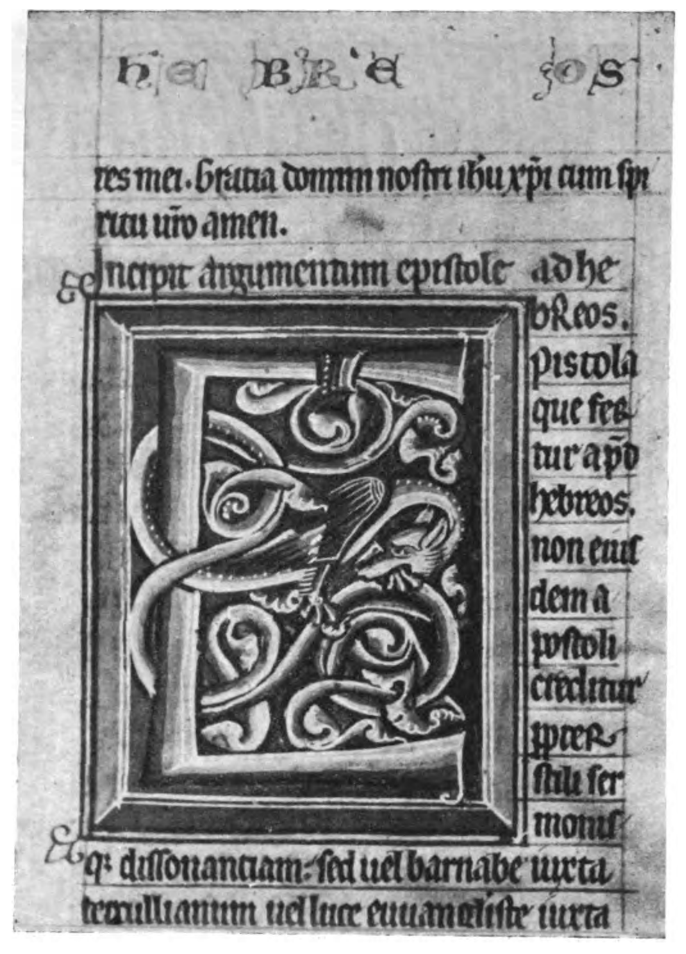


Abb. 12: Zwickauer Bibel: Initiale E

wohnten hieratischen Frontalstellung gegeben sind, überraschen umsomehr die wenigen Beispiele bewegter Schrittstellung — eigentümlicher Weise immer nach rechts —, (vergl. 1, 3 und 11) wobei der Maler versucht hat, teilweise Kontrapoststellungen zu geben mit Überschneidungen oder zentrifugale Drehungen der Extremitäten, die ein Bemühen um perspektivische Realistik erkennen lassen. Desgleichen darf nicht übersehen werden, daß der Maler schon eine gewisse Individualisierung der Köpfe anstrebt.

Fassen wir diese Argumente zusammen, so ergeben sie als Resultat, daß die Zwickauer Bibel sich als ein typisches Spätwerk charakterisiert, das einesteils noch stark verbunden ist mit Stilsymptomen früherer Epochen, das typischer Weise jedoch Ausdrucksmittel ergreift, die Jahrhunderte als Formausdruck gedient haben, aber in sich latent zukunftsweisende Merkmale tragen, anderenteils in manchen Einzelheiten bis hart an die Grenze dieser nachfolgenden Stilepoche geht. Ihre Entstehung dürfte in die 60er Jahre des 13. Jahrhunderts zu setzen sein.

Der Znaimer Kodex.*)

Von Dr. Paul Krasnopolski, Prag.

Der Kodex, welcher das Stadtrecht des südmährischen Znaim umfaßt und in den folgenden Ausführungen besprochen werden soll, nennt seinen künstlerischen und den juristischen Schöpfer und gibt auch Anhaltspunkte für die Zeit seiner Entstehung: mit 1523 ist ein Bild bezeichnet, von 1525 die Recognition des Privilegs König Ludwig II. datiert.

Die bildlichen Darstellungen des Buches haben die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts schon frühzeitig beschäftigt. Aber erst im Jahr 1870 hat sie Albert Ilg vom Standpunkt der damaligen Forschung aus eingehend und kritisch beschrieben, sowie die Initialen besprochen. Die Späteren begnügten sich im allgemeinen damit, auf die Beeinflußung der Kunst des Malers Froelich durch Schongauer und die italienische Renaissance hinzuweisen. Ilg war es auch, der als Erster den juristischen Inhalt des Kodex wenigstens insoweit erwähnt hat, daß er die Quellen des Verfassers Stefan von Wischau nannte. Ueber den, zu diesen gehörigen Druck wußte er freilich nichts näheres zu sagen und beschränkte sich auf die Anführung der zwei Pergamenthandschriften aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert. Sein Beispiel hat keine Nachahmer gefunden: der in dem liber municipalis enthaltene Rechtsstoff ist bisher nicht systematisch dargestellt und mit dem älteren Brünner Recht verglichen worden.

Die vorliegende Schrift versucht dem Werk von der kunstgeschichtlichen und auch von der juristischen Seite gerecht zu werden. Letzteres war allerdings nur in beschränktem Maße möglich, da eine eingehende Behandlung der Satzungen bei weitem Umfang und Absicht der Arbeit überstiegen hätte. Denn diese will eine fachwissenschaftliche Untersuchung nicht ersetzen, sondern möchte ein Buch schildern, bei dem die Justiz ihr Amt noch im prunkvollen

*) Die Abbildungen sind nach Aufnahmen des Herrn Städtischen Oberoffizials Jakob Berghart in Znaim hergestellt, dem wir für sein Entgegenkommen den besten Dank sagen.



Farbenkleide ausübte, die Worte malten und der Pinsel sprach, und das der deutschen Vergangenheit der inclita civitas Znoymensis angehört.

Mit dem Maler und seiner Schöpfung befaßten sich bisher:

Ernst Hawlik: Zur Geschichte der Baukunst, der bildenden und zeichnenden Künste im Markgrafenthume Mähren. Brünn, 1838,

Christian d'Elvert: Historische Literatur-Geschichte von Mähren und Oesterreichisch-Schlesien. Brünn, 1850 (hier wird auf Artikel über den Kodex im Brünner Wochenblatt von 1824 und 1827 hingewiesen),

Albert Ilg: Der Codex des Znaymer Stadtrechtes. In: Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. XV. Jahrgang. Wien, 1870,

Friedrich Lippmann: Alte Wandmalereien in Olmüz. In: Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. I. Jahrgang. Neue Folge der Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung von Baudenkmalen. Wien, 1875,

August Prokop: Die Markgrafschaft Mähren in kunstgeschichtlicher Beziehung . . . . . Wien, 1904,

Ulrich Thieme und Felix Becker: Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart. XII. Band. Leipzig, 1916 (mit Literatur-Nachweis),

Anton Vrbka: Das Znaimer Rechtsbuch. Revue Parlament, Nr. 5 des 2. Jahrganges, Prag, 1923 (tschechisch).

Für den juristischen Teil der Arbeit konnten benützt werden:

Emil Franz Rößler: Die Stadtrechte von Brünn aus dem XIII. und XIV. Jahrhundert, nach bisher ungedruckten Handschriften, Prag, 1852,

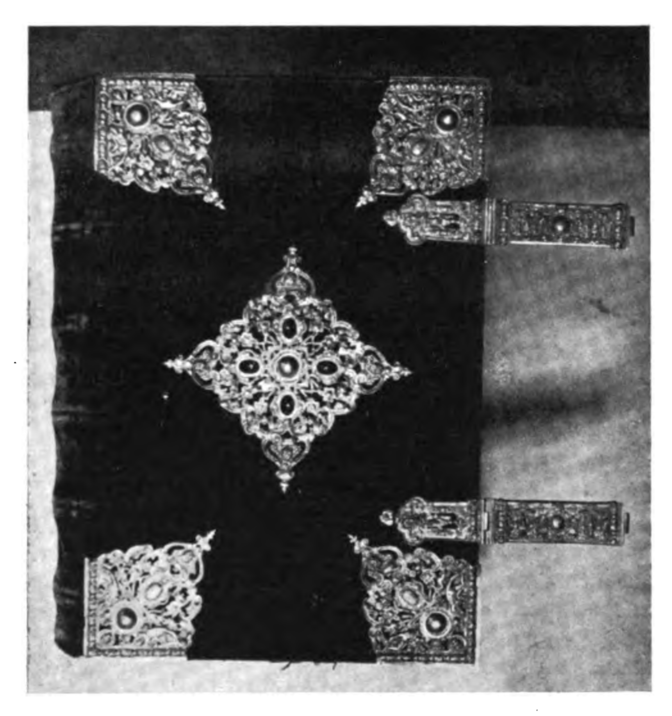
Rudolf Kink: Geschichte der kaiserlichen Universität zu Wien. Wien, 1854.

Die Literatur über den Druck von ca. 1490 ist bei diesem angeführt. Bei Christian d'Elvert: Geschichte des Bücher- und Steindruckes . . . . ., sind hieher gehörige Werke angegeben, die noch aus dem achtzehnten Jahrhundert stammen.

Aus der Geschichte Znaims mit den roten Flecken von Feuer, Krieg und Pest, aus den gassenzerissenen Schollen der Häuser, deren arkadenvergitterte Höfe, deren Giebel und Fassaden Jahreszahlen aus derbem Mauerwerk, schäumendem Stuck und den dunklen Strahlen des Schmiedeeisens geworden sind, wuchs mit schlankem Stengel und der grünen Kupferblüte des Helms der Rathausturm. Den pflanzte zwischen 1445 und 1448 der Steinmetzmeister Nikolaus von Edelspitz und drückte auf die Ostseite des Baues als steinernes Siegel sein Zeichen, zwei gekreuzte Winkeleisen in einem Schildchen. 75 Jahre nach ihm setzte den Turm mit Farben Wolfgang Froelich aus Olmütz in das Bild der Stadt, das er in das liber Municipalis inclitae Ciuitatis Znoymensis malte. Es ist dies ein mächtiger Kodex von 408 Pergamentblättern, 56 cm hoch und 37,5 cm breit. Aus Samt auf Holz sind die schweren Deckel, und wie hellgraue Wolken auf einem verblassendem Abendhimmel, aus dem einzelne Sterne funkeln, stehen die Beschläge auf dem langsam sterbenden Rot des Stoffes und der golden untergehenden Sonne des Schnittes. Vier Ecken und ein Mittelstück sind auf jeder Seite des Einbandes aus Rollwerk, Masken, nackten

Männer- und Frauengeſtalten, Tieren und vergoldeten Sternen von dem Goldſchmied Georg Teufel zu ſilbernen Reliefbildern gegoſſen und ziſeliert, die mit den Jahreszahlen MDLX und 1562 ihr Alter angeben. Ähnliche Schließen halten mit ſchlanken Händen die bunte Pracht des Bandes zuſammen. Die Spangen vertauſchte eine ſpätere Zeit gegen eine grobe Arbeit aus unedlem Metall.

Auf ſeinem erſten Blatt ſtellt ſich das Buch dem Leſer vor: „Sum Tersum Cultum Nitidum Doctumque Volumen". Liber ad Lectorem iſt das zehnzeilige Gedicht überſchrieben, das auch die beiden Schöpfer des Werkes nennt. Verfaſſer war der Znaimer Notar oder Stadtſchreiber Stefan von Wiſchau, welcher es contulit magno labore. Über ſein Leben iſt nichts näheres bekannt. Das gilt auch von Wolfgang Froelich von Olmütz, dem Schreiber des Textes und Maler. Der ließ dem Gedicht auf drei Seiten die Abſchrift eines lateiniſchen Privilegs des Königs Ludwig II. folgen, das dieſer feria Tertia ante Dominicam Quasimodogeniti 1523 zu Olmütz der Stadt Znaim gab.



Samteinband des Znaimer Kodex mit ſilbernen Beſchlägen von Georg Teufel (auf dem Vorderdeckel bz. MDLX von 1562.)

Am 1. Juli 1506 wurde er, der Sohn und (ſeit 1516) Nachfolger des Jagellonen Wladislaw II. geboren, am 29. Auguſt 1526 ſchlugen ihn die Türken bei Mohács. Auf der Flucht ertrank der König von Böhmen und Ungarn im Bache Csele. Drei Jahre vor ſeinem Tode weilte er durch vierzehn Tage in Olmütz. In ſeinem Privilegium werden die alten Freiheiten Znaims beſtätigt, ihre Verletzung unter eine Buße von zwanzig Mark reinen Goldes geſtellt, von welchen die eine Hälfte der königlichen Kammer, die andere der Stadt gebühren ſollte pro conſtructione et reedificatione mvrorum et fortialitiorum. Den Schluß der Urkunde bildet deren Recognition durch den Doctor Leonhard Dobrohoſt, Jurium Caesareorum in vniversali Studio Viennensi Ordinarius lector, deſſen Name 1530 und 1534 in der Geſchichte dieſer Univerſität erſcheint. Eigenhändig anerkennt der kaiſerliche Rat am 25. Auguſt 1525 zu Wien den Wortlaut im ganzen und einzelnen.

Nach zwei leeren ſchließt ſich auf fünfzehn nicht bezeichneten Blättern das Regiſter an, deſſen rote Überſchrift Anordnung und Zweck des Werkes erläutert: „Hie nachuolgend dy Tittl oder Rubriken zu teutsch des ganʒen Municipal der kuniglichen vnd loblichn Statt Znoym. allenthalben wie ain Regiſter formirt nach ordnung des Alphabets. Nach welhen Jetʒlicher vleiſſiger leſſer vnd liebhaber der gerechtikait. leichtlich erfinden mag. all furfall vnd sachen. Wie in Rechten zuhandeln iſt.“ Hierauf iſt ein Blatt weiß gelaſſen — auch am Ende ſind zwei paginierte nicht mehr benüʒt worden —, 385 bezeichnete, von denen das 259. und das 260. leer geblieben ſind, enthalten dann den eigentlichen Text.

Er iſt zweiſprachig abgefaßt, dem lateiniſchen Abſaʒ folgt deſſen deutſche Überseʒung, gleichfalls mit rotem Titel und einer Initiale aus feingeriʒtem Blattgold auf violettroſa und grün ornamentiertem Grunde oder aus dunklem Blau, einmal aus ſtarkem Rot. Eng ſtehen die kräftigen deutſchen Buchſtaben nebeneinander, und das Schriftbild erinnert an rot eingefaßte Beete, aus deren nur wenig gelockertem ſchwarzen Erdreich Glockenblumen oder goldene Blüten mit zartfarbenen Staubfäden aufſprießen.

Der Schreiber war gewiſſenhaft. Als er einmal im Texte eine faſt drei Zeilen umfaſſende Stelle leer ließ, ſeʒte er in die Mitte der zweiten den Vermerk: Hic nullus est defectus, und eine ähnliche Anmerkung fügte er auch am Schluſſe des Buches de littera J ein. Troʒdem widerfuhr es ihm, daß er das Bl. 242 irrtümlich mit 252 bezeichnete.

Das Latein des Buches iſt flüſſiger als das Deutſch, das manchmal zäh ſtockt. Der ganze Stoff iſt in ſiebzehn Bücher eingeteilt, die in alphabetiſcher Anordnung aufeinander folgen, wobei für die Einreihung auch der deutſchen Überſeʒung das lateiniſche Schlagwort maßgebend iſt. So handelt z. B. das Buch E auch vom Wandel, der emenda oder Buße, während peinliche Fragen als tormenta unter T beſprochen wurden, das noch den „Geſchefften“ als Testamenta und den Zeugen als testes Unterkunft gewährt. Der Titel „Von Erblichem nachfuolgen Denen die nit Geſchefft machen“ hat im Buche de littera S im Anſchluß an de Successionibus ab Intestato ſeinen Plaʒ, und das Ganze liber de V füllen vulnera und daher wundten. Jedes Buch beſiʒt ſeine beſondere Initiale, die gleich einem koſtbaren Gewächs aus Gold und Farben in den weißen Boden des Pergaments gepflanzt iſt.

Alt und eng ſind die Beziehungen zwiſchen dem Znaimer und Brünner Recht. An leʒteres, an die Jura originalia König Wenzel I. (als König: 1230—1253) von 1243, ſchließt ſich dicht das Znaimer Stadtrecht vom 29. November 1314 an, das im Jahre 1851 in einer Abſchrift aus dem achtzehnten Jahrhundert in der Lübecker Stadtbibliothek entdeckt wurde. Brünner Recht benüʒte Stefan von Wiſchau bei der Abfaſſung ſeines Buches.

Erläuternd und ergänzend hatten die Schöffen von Brünn die Beſtimmungen der Jura originalia, des Stadtrechtes von 1243, fortgebildet. Insbeſondere auf deutſche, aber auch auf römiſche Rechtsgrundſäʒe ſtüʒten ſie ſich dabei, prozeſſuale Lehren werden gleichfalls eingeſtreut. Schon zu Beginn des vierzehnten Jahrhunderts wurde das älteſte Brünner Stadtrecht ins Deutſche überſeʒt, bald entſtanden auch libri sententiarum, die eine Auswahl der wichtigſten Schöffenſprüche in zeitlicher Ordnung gaben. Als

ſie nicht mehr genügten, da die Notwendigkeit einer nach ſachlichen Geſichtspunkten angelegten Sammlung der beim Brünner Schöffenſtuhl geltenden Rechtsgrundſätze ſich immer ſtärker fühlbar machte, unternahmen es Stadtſchreiber, hier Abhilfe zu ſchaffen. Wiſſenſchaftlich gebildet, ſeit dem vierzehnten Jahrhundert Doktoren oder Magiſter, häufig Kleriker, vermittelten ſie die Aufnahme des römiſchen Rechtes. Beſtimmungen der Jura originalia, des Stadtbrauches und des fortgebildeten Rechtes, dann einzelne Sätze des römiſchen, ſtellten ſie in der damals beliebten alphabetiſchen Reihenfolge der Hauptlehren zuſammen. Namen und Jahreszahlen der Sprüche wurden weggelaſſen. Directorium oder Manipulus juris hieß eine ſolche Arbeit, zuweilen auch nach der urſprünglichen und Hauptquelle: liber sententiarum. Hieher gehören insbeſonders zwei Handſchriften auf Pergament: der Codex Johannis notarii und der Codex Wenceslai de Iglavia, ferner auch ein Druck. Im Jahre 1353 begann der Brünner Stadtſchreiber Johannes das nach ihm benannte Werk, das er 1365 vollendete. Mit ſechzehn Mark bezahlte es der Stadtrat, und erwarb mit den Miniaturen auch im Rahmen einer Initiale das Bild eines Mannes am Pulte, das durch die Aufſchrift: „DNS. JOHS. NOTARIVS . . . .“ zum Porträt des Verfaſſers wird. 1466 brachte der Brünner Notar Wenzel seine Sammlung zum Abſchluß. Hier iſt das Gerüſt des Buchſtabenkörpers bei den Initialen aus Blattwerk gezimmert, von dem die farbigen Triebe der Ranken herabhängen, und im R ſitzen Richter und Dorfſchöffen um den Ratstiſch, mit runden, pelzverbrämten Kappen und langen Röcken mit gleichem Saume. Der Druck, fol., mit gotiſchen Lettern, s. l. a. et t. n., enthält 166 pagin. Bll., deren Zählung mit II anfängt, und ein unbez. Regiſterblatt mit 152 Schlagworten. Ein Titel iſt nicht vorhanden; das Buch beginnt: Rustici de Schibnitz petiuerunt sibi . . . . Während Hain (Repertor. bibliogr.) und Proctor dieſes Jus municipale Maravicum nicht kennen, erklärt es Beda Dudik („Geſchichtliche Entwicklung des Buchdrucks in Mähren, vom Jahre 1486 bis 1621“. Brünn 1879, S. 17, No. 5) für eine der zehn Inkunabeln, die in der Zeit zwiſchen 1486 und 1499 in der Brünner Offizin von Konrad Stahel und Mathias Preinlein entſtanden ſind und gibt als Herſtellungsjahr 1490 an. Als ein wahrſcheinlich Brünner Erzeugnis des gleichen Jahres bezeichnet es bereits Chriſtian d'Elvert in ſeiner „Geſchichte des Bücher- und Steindruckes, des Buchhandels, der Bücher-Cenſur und der periodiſchen Literatur, . . . in Mähren und Oeſterreichiſch-Schleſien“ (Brünn 1854) auf S. 12. Seine Begründung für die zeitliche und örtliche Beſtimmung der Inkunabel hat Dudik übernommen. Auch W. A. Copinger nennt den Druck einen Brünner von c. 1490 in ſeinem Supplement to Hain's Repertorium Bibliographicum (Part II., London, No. 3381 b). In der von Vinzenz Zibrt zuſammengeſtellten „Bibliografie české historie“ (II. Teil, Prag 1902) iſt unter No. 977 das hier Jus municipale bohemicomoravicum genannte Werk mit der auf dasſelbe bezüglichen älteren und zum größten Teil ſchon von d'Elvert gebrachten Literatur angeführt. S. auch: Ernſt Vouillième: Die deutſchen Drucker des fünfzehnten Jahrhunderts, Berlin 1922, Seite 134.

Dieſe drei Werke ſind Stefan von Wiſchau's Vorlagen geweſen. Er folgte ihnen ſehr oft wörtlich, verſah ſie mit einer lateiniſchen, zuweilen deutſchen, an den Rand geſtellten Gloſſe, die ſich häufig ausdrücklich auf die Pandekten

beruft, und ergänzte die Bestimmungen durch örtliche Vorschriften. So wird auf Bl. 7a von den peckhen gesprochen und dabei gesagt: „Was aber die andern hantwerch betrifft das wirt man fynden In dem puech wo die hantwerch vnd ander ir statut vnd gesetz beschriben sein. Das ist mit gruner farb bestrichen vnd ist der Tittel darauff geschriben in den warten Statuta et leges Mechanicorum omnium in hac Ciuitate Znoymensi residentium." Die Glosse zum Titel: „Wer die vorklag soll haben in dem handel der wundten" auf Bl. 19b verweist auf ein priuilegium des Markgraff Johannis Vnd kynig Karoly wider dy die da auffrwer machen. Oder zusamen blasen. Wider Richter vnd Geschwornen des Ratts.

Das erste Buch des Znaimer Kodex beginnt mit A, das zweite mit C, auf J folgt liber de Littera L. „Hic nullus est defectus Sed sequitur de Littera L" sagt ein Vermerk des Schreibers am Schlusse des vorhergehenden Abschnittes. Und an Liber de M schließt sich sogleich das de O an. Die Buchstaben B, K, N fehlen auch den älteren Texten in der alphabetischen Ordnung der Schlagworte, die gleichfalls mit V endigt.

Die siebzehn Bücher des Znaimer Kodex behandeln Privat-, Straf- und Prozeßrecht, wobei der Tatbestand oft mit vielen Einzelheiten geschildert wird. Für die Genauigkeit der Vorschriften spricht es, daß z. B. der Buchstabe Z des Registers sich in 51 Punkten nur mit den Zeugen befaßt, das R ausschließlich mit dem Richter, T mit Totschlag und Testamenten und sonst bloß noch mit den Tauben, für welche, ebenso wie für die „pfaben", bezüglich des Eigentums die römisch-rechtliche Norm des animus revertendi maßgebend ist: ihre Natur ist wild. Alslang sy dein zu sein verstanden werden, als lang sy das gemuet widerzukomen haben. Verlassen sie es, heren sy auff dein zu sein, und werden derselbigen die sy fahen oder bekummen. Und sie verlassen das gemuet der widerkerung, wann sy die gewonhait des widerkumen verlassen haben.

Da, wie schon erwähnt, eine systematische Darstellung des Znaimer Rechtsstoffes und dessen Vergleichung mit den älteren Quellen Rahmen und Absicht der vorliegenden Schrift bei weitem übersteigen würde, sollen aus dem Inhalt des Kodex nur einzelne Bestimmungen hervorgehoben werden, die — inhaltlich und meist auch wörtlich — mit dem Brünner Schöffenbuch übereinstimmen.

In den zahlreichen und eingehenden Vorschriften über den Wandel, die Emenda oder Busse, wird auch die Selbstverstümmelung unter Strafe gesetzt. „So Im ainer selbs ain glid abschnaidt", ist er „billich auss der gemainschafft der guetten wegzutreibn" und darf in seine Stadt, solange er lebt, nicht zurückkehren „bey haupt verlierung". Wurde jemand an einem Markttag durch die markhtlewt „vberwunden" (überwiesen), sein Schwert zu eines andern Übel gezogen zu haben, soll er dem Richter bezahlen 40 gr. und der Stadt 60 gr. „Vnd so er nit pfenning hatt, soll man jm dy handt (manus) durchstechn mit ainem meser". Wer sein Weib einem andern verkaufte, der mußte vierzehn Tage „Im Stok sitzen gefangen" und dreißig Mark geben „zu wandl". Der Käufer aber zahlte gleichfalls dreißig Mark, „der also thierstig ist gewessen einem sein eelich weib abzukauffn". Von diesen Bußen erhielt der Richter ein Drittel, den Rest die Stadt. Hier ist insofern eine Verschiedenheit zwischen den Znaimer und Brünner Satzungen fest-



zuſtellen, als die letzteren eine andere Geldbuße kennen, die für den Verkäufer doppelt ſo hoch bemeſſen wurde als für den Käufer.

Ein ſalomoniſches Urteil wurde über einen Jüngling und deſſen vier Geſellen ausgeſprochen, die einem vom Wein heimkehrenden Bürger die Tochter von der Seite geriſſen hatten. Auf ihr und des Vaters Geſchrei kam eilends der Richter gelaufen; er fand den „zukher", alſo den Entführer, mit der Geraubten in einem Keller. Das Mädchen geſtand, er hab Ir Ir jungfrawſchafft nit genomen, nur über die „zukhung" beklagte ſie ſich kläglich. Wörtlich übernahm Stefan von Wiſchau den Spruch der Brünner Schöffen und überſetzte ihn alſo: „So die Junkfraw in dem cirkel als gewonhait iſt williglich zum zukhr wurdt geen (d. h. in einem Kreis von Verwandten und ehrbaren Zeugen nach altdeutſcher Rechtsſitte aus freiem Entſchluß ſich ihrem Entführer zuwenden würde), Soll man Im ſy zu ainer hawssfraw geben. So ſie aber wenden wurt zu dem vatter So ſcholl der zukher vnd ſeine geſellen dem Vrtail des hauptes vnterwôffen ſein."

Die Frau geſegneten Leibes wurde vom Recht beſonders berückſichtigt. Die Peen einer ſolchen wurde auffgetzogen biss ſy gepert, man ſollte ſie nicht peynlich fragen, war ſie wegen einer Miſſetat gefangen, durfte ſie nicht getötet, ſondern bloß „maſſiglichen" geſtraft werden. Moderate flagellanda eſt, ſagte der lateiniſche Text. Dafür aber konnte im Falle eines Ehebruches, „So wer bey ſeinem weib etwen begreifft, vnd payde den ebrecher vnd ebrecherin alspald erwirigt oder derſchlecht", den Richter und die Geſchworenen rufen und die getöteten Perſonen „zuerſchreklichkait der andern mit einem ſpitzigen ſtecken durchſtechen". Andererſeits mußte der Richter bei einem Ehebruch erforſchen, ob der Mann „erſamklich vnd geſchemig lebend, auch ſeinem weib guett sitten zubrauchen, ein merer geweſt iſt. Es wirt gantz ſchalkhafftig geſehen, das der man geſchemikait vom weib wil haben, die er ſelbſt nicht czaigt mit puebiſchem leben. Die ſelbſach auch den man mag verdamen Auſſgenomen ſy wolten gleichmeſſige laſter mitteynaner tailen So wer der man vnd weib ain rechts hurenfolk". Auf Nottzwang ſtand die Todesſtrafe durch Enthauptung. Doch mußte die Frau in ihrer Klage ſonderlich beweiſen, „das ſy ein geſchrey gethan hat, So ſy nicht ſchreyt und ſchweigt, wirt geſehen werden, das ſy das willig verwilligt vnd erliden hat". Des Mannes nimmt ſich auch der Titel an mit der Überſchrift „Von betriegen eines Junling manlichen geſchlechtes". Er beginnt mit den unfrohen Worten: „Seyntdesmals kayn poſſhait iſt vber die poſſhait der weiber" und beſtimmt, daß, wenn eine Frau oder eine betagte mayd einen Jüngling unter achtzehn Jahren betrueglichen anfurt, ſie ohne den Willen ſeiner Blutsverwandten zu ehelichen, oder mit Im wegk get, der alſo Verführte, der auch bloß ein unwiderrufliches Eheverſprechen abgegeben zu haben brauchte, ſein väterliches Erbteil verliert und beide Teile die Stadt fünfzig Jahre meiden müſſen.

Auch der Eid war Gegenſtand ausführlicher Regelung. Insbeſonders wurde verfügt, daß der Schwur mit der linken Hand khrafft vnd furgang hab, dagegen nicht der mit einem Finger, denn er ſoll geſchehen mit zweyen oder mit ainer hant, und weiter erklärt, daß, wer manige sprach khan, ihn ablegen darf in der natürlichen Sprache, die er von ſeinen Eltern gelernt hat. oder, ob er wolle, mit der, dy er mer gebraucht vnd trifftiger reden khan.

Vermag ein Scherg oder henkher zeugnuss zu geben oder nit? Diese Frage fand erschöpfende Antwort. Der Erstere kann Zeuge sein, der Andere aber, der zuchtiger, nicht, weil er nur in der Hoffnung auf Geld, wie der lateinische Text sagt: „ratione avaritiae et lucri temporalis pretio conductus", sich zum Mörder macht und sein Geschäft ausübt. Im Gegensatze zum Richter, der am Zeugnis nicht gehindert werden darf, si per se ipsum maleficos torquet. Facit enim hoc zelo Justitiae ac ex officii debito. Der Glosse scheint die Begründung der Unfähigkeit des Henkers, Zeugnis abzulegen, nicht genügend zu sein, da ja Jeder der Beiden einen Lohn für seine Arbeit empfängt. Das Entscheidende ist ihr, daß der Henker ihn turpiter et inhoneste sumit non sicut alii mercenarii.

Wer einen „geweichten oder Layen" seiner Habe oder Kleider beraubt oder ihn „emplest" (denudat), darum, daß er ein freyes weib fleischlichen erkennt, der fällt in die peen des diebstals oder rauberey. Die Strafen erscheinen heute bisweilen sehr hart. Auch das Znaimer Recht setzt z. B. auf den Diebstahl an geweihter Stätte das Rädern, auf die Entwendung einer geweihten Hostie die Verbrennung des Täters und verfügt, daß, wer falsche Schlüssel macht, die Hand verliert.

Die Folter als Mittel zur Erforschung der Wahrheit war schon dem älteren Rechte bekannt und diente in Znaim dem gleichen Zwecke. Stefan von Wischau übernahm von den Brünnern die Bestimmung, daß ein Bauer, der seinen Knecht eigenmächtig wegen eines angeblichen Diebstahls gefoltert hatte, dafür mit dem Abhauen beider Daumen zu strafen sei, sich aber mit Geld loskaufen könne. Für jeglichen Daumen sollte er zu Wandel geben fünf markh pragerisch Groschen. Von dieser Summe gehörten dem Knechte fünf markh dem Richter drei und den Geschworenen zwei. „Vnd nym hie darauß Das allain dem Richter vnd den geschworen zuegehort dy warhait von den vbeltettern durch frag vnd peinlikhait zuerforschen". Eine Schlußfolgerung, die vor dem Znaimer Notar schon die Brünner Schöffen gezogen hatten. Beide wollten die Tormenta, die Peinlichen fragen, nur behutsam angewendet wissen, Beide erklärten in völliger Übereinstimmung: „Es ist nit zu glauben ainer bekhantnuss dy ayner in der marter thuet, nur allain er verharet nach der marter in derselben bekhanthnuss". Auch im älteren Texte bildet das Kapitel über Vulnera, über die Wunden, den Schluß, auch dort steht im Lateinischen das deutsche Worte „leem" zur Bezeichnung eines, infolge einer gewaltsamen Verletzung steif gebliebenen Fingers.

Den Beginn des eigentlichen Buches macht auf Bl. 2a ein lateinisches Prohemium. Hier war Stefan von Wischau selbstständig und zeigte seine Kenntnisse des römischen Rechtes. Auf die lateinische folgt, inhaltlich nicht mit ihr übereinstimmend, auf Bl. 3b die Vorrede vernacula lingua. Und diese einheimische, diese gewöhnliche Sprache war die deutsche. Sie erklärt auch die Personen des Gerichts: die Assessores, die da bey siczen, den Clager, der da furt eyn sach wider etwenn Im Rechten, den Anthworter — das Register nennt ihn: Antburter — wider den klagt im gericht, und den Richter als ain person, der die sach Richt oder das Recht gibt und spricht. Und wirt genent von der gerechtikeyt. Und sol sein gerecht, warhafftig, beschaiden, wolberedt, fursichtig vnd anschlegig.

Znaimer Kodex. Bl. 1 oben: König Ludwig II. (rechts vom Throne die Jahreszahl 1523). Unten: die älteste, bisher bekannte Ansicht von Znaim. Links unten Klosterbruck. Oben: in der Mitte der Rathausturm, links von ihm die Niklaskirche, dann die ehemalige Burg.



Znaimer Kodex. Bl. 2a. Einfassung mit Kreuzigungsgruppe, figürlicher Initiale und dem Beginn der lateinischen Vorrede. In der Mitte (unten) das Wappen von Znaim.

Vor der Vorrede beginnt, und zwar auf Bl. 1b, die eigentliche künstlerische Tätigkeit Wolfgang Froelich's, nachdem sie sich bisher darauf beschränkt hatte, auf den nicht bezeichneten Blättern dem Buche Initialen mitzugeben, und zwar ein N dem Privileg König Ludwigs und ein A dem Anfang des Registers, siebzehn kleinere dessen übrigen Abteilungen von einschließlich B an. Bei diesen bildet aufgelegtes Blattgold den Buchstabenkörper, Verzierungen sind eingeritzt als Radierungen auf strahlendem Glanz, während violettrosa und grüne Linien den Grund füllen. Von gleicher Ausführung mit ihrer zarten Ornamentik von Blättern, Blumen und Ranken, aber weniger groß (ungefähr 3,5 cm hoch und 3 cm breit) sind die bereits erwähnten Anfangsbuchstaben in den einzelnen Büchern, mit denen einmal (auf Bl. 16a) ein roter, sonst einfarbig blaue abwechseln. Einigemale hat der Maler übrigens vergessen, dem schon frei gelassenen Platz diesen Schmuck zu geben. Das A beim Register, das einleitende D in der deutschen Vorrede, das W, welches den Titel „Ordnung vnd sytz Im Rath vnd Rechten" eröffnet, das C, mit dem das zweite Buch auf Bl. 71a anhebt, vierzehn von den folgenden fünfzehn Anfangsbuchstaben der übrigen — sie haben alle Balken aus Blattwerk, das grün, rosa, blau, violett, hellbraun, wein- oder dunkelrot auf einen roten, braunen, blauen, grünen, violetten oder fast schwarzen Grunde steht. In seiner Fläche rinnt durch die dünnen Adern der Ornamentik das Blut einer helleren Farbe, reifen oftmals goldene Ranken oder Blumen, indessen feine Eingrabungen auf den Ecken und Einfassungen das Muster des Grundes in einem goldenen Spiegel einzufangen scheinen. Das Bild eines kräftigen Buchstabens als Stab des Buches ist namentlich das S. Mit hellem Violett ruht es auf tiefem Braun, in welchem goldfarbenes Rankenwerk sich aufblättert, und in den vier Ecken funkelt es, als habe der Maler mit den Farben auch ein paar Sonnenstrahlen gepflückt. Verschieden von den übrigen Anführern der Büchertexte mit seinem dunkelflächigen Körper ist das E. Blau tropfen die Wolken vom Himmel auf eine grüne Ebene, auf rosa Häuser unter roten Dächern, mit bläulichen Fingern streicheln Berge den zarten Hintergrund, und gleich einer schwarzen Wolke, von Blitzen zerrissen, deren Widerschein die vier Ecken aufleuchten läßt, liegt die Gestalt der Initiale auf der hellen Landschaft und legt mit dem Querbalken einen tiefen Schatten über sie. Die Größe dieser Zierbuchstaben ist sehr verschieden; nur 3,5 cm ist das I breit, während es das W auf 9 bringt, und die Höhe steigt von den 5,2 cm des R auf 8,5 im P und Q.

In der Handschrift des Notars Wenzel von 1466 fand Froelich die Initialen aus Blattwerksträußen, welche der Pinsel des Malers zum Körper der Buchstaben gebunden. Er hätte vielleicht auch ohne jenes Vorbild sich an die Gotik gehalten. Sie war ihm geläufig, vertrauter noch als die Renaissance. Zwei Stile wohnen in den Augen des Malers, der jüngere denkt, der frühere lenkt gewöhnlich, und während der Meister die Renaissance sucht, findet er die ältere Kunst. Nur im Ornament nicht immer. Das N beim königlichen Privileg, die erste Initiale des Buches überhaupt, hat Italien gesehen mit ihrem Körper, der auf schwarz-rotem Boden mit schlanken Beinen in der funkelnden Nacktheit des Goldes über das Buschwerk gleichfarbiger Ranken schreitet. Mattschimmernd rauscht eine goldene Schleppe feierlicher

Buchstaben hinter ihm: Nos Ludwicus Dei Grã . . . . . ., und voller Süden, der Formen und Farben zu leuchtenden Tönen aufklingen läßt, ist in der Einfassung auf Bl. 2a, welche den Anfang des lateinischen proemium — er ist mit Gold, Rot und Schwarz geschrieben — sowie die Kreuzigungsgruppe und unter ihr die figürliche Initiale C umschließt. Rot durchblutet die Leiste, findet ein Echo seiner Wärme in dem Glanz der beiden Rahmen, die wie goldene Adern den dunkel rauschenden Strom um die Seite leiten, auf dem mit Kränzen, Drachenhäuptern und Füllhörnern bunt der Schmuck der Antike schwimmt. Perlen und Steine sind in die rote Fassung gesetzt, mit goldenen Strahlen das J H S in das blaue Feld der rechten Mitte eingezeichnet, und der Pinsel fing das gedämpfte Licht einer Sonne ein, welche Farben in Blumen aufblühen macht und Trauben zum Relief von Blau, Rosa und Grün reift. Unten in der Mitte ist das Wappen von Znaim — das im Jahre 1339 zum erstenmale erschienen ist*) — der mährische, rot und gelb geschachte Adler mit goldener Krone und je drei gleichfarbigen fleurs = de = lis auf den Seiten eingefügt. Zwei Dunkelgeharnischte halten den blauen Schild, und wie Deutsche in Italien, fremd und ernst, stehen ihre Figuren in dem Licht, das noch nicht lang dem Norden leuchtet. Der lebt mit Gestalten von herber Gedrücktheit, die doppelt fühlbar ist in dieser heiteren Umgebung mit ihrer freien Kraft der Linien, in dem Bild der Kreuzigung und der Initiale C.

Der bärtige Christus mit der grünen Dornenkrone und dem flatternden weißen Lendentuch, Maria zu seiner Rechten im blauen, links Johannes mit dem rosafaltigen, innen grauen Mantel über dem grünen Unterkleid, der kniende Notar, dessen schwarze Schaube mit hellbraunem Pelz verbrämt ist — das sind alles deutsche Bürger des fünfzehnten Jahrhundertes, brave Menschen, die etwas hilflos einen Toten umgeben, stumpfe Alltagsgesichter, denen der Fleiß des Malers zwar Züge, aber keinen Ausdruck, bescheidene Haltung, aber nicht die Größe ihres Augenblicks zu verleihen imstande war. Und auch die Justitia im goldbraunen Faltenkleid, die in der Initiale C vor dem Notar in dessen Gemach steht, ist eine kostümierte Bürgersfrau, die in steifer Unbeholfenheit ihre Waage hält und dem Manne am Tisch ein mächtiges Schwert entgegenstreckt wie ein Kind, das eine eingelernte Aufgabe verständnislos hersagt. Aber alles, was liebevolle Sorgfalt und eine geübte Hand zu schaffen vermochten, alles, wofür die Umgebung sachliche Vorbilder lieferte, und wo sich eigene und fremde Anschauung auf den gemeinsamen Nenner eines herkömmlichen Durchschnittes bringen ließ, alles das ist hier — und auch sonst — gelungen: die Landschaft im Hintergrunde des Kreuzes mit ihrem Himmel, der vom lebenden Wolkenblau zum weißen Tod der Ferne erblaßt, die Gewänder der mehr auftretenden wie handelnden Personen, das Zimmer des Gelehrten mit dem nach innen geöffneten Fensterflügel, dem Gemälde an der angrenzenden Wand und dem bücherbeladenen Tische, an dem, drei weiße Blumen an grünem Stamm in blauem Felde, des Juristen Wappen lehnt. Die ganze Gelehrtenstube, die freundlich ist wie ihre Farben, auf ein nachdenkliches Braun gestimmt. Raum und Mensch ergänzen sich im Bewußt-

*) Anton Vrbka: Chronik der Stadt Znaim. Znaim, 1902.



Znaimer Kodex. Bl. 3b. Einfaſſung mit Initiale und dem Beginn der deutſchen Vorrede.

ſein ihrer Zuſammengehörigkeit zur Einheit von Wohnung und Bewohner.
Wieder erſcheint braun gewandet die Juſtitia, und zwar auf Blatt 3a. Neben ihr ſind drei rote Zeilen mit der Definition: Justitia est constans et perpetua animi voluntas Jus suum vnicuique tribuens. Sie geben den römiſchen Geiſt zum Körper einer biederen Hausmutter, deren Ahnen aus den Niederlanden ſtammen, die Schongauer zum Vater hat, welche die Go-

tik gebar, durch Antlitz und Haltung ſich nimmt und mit dem goldbraunen Blattwerk der Bildeinfaſſung in den vertrauten Rahmen ihrer Zeit ſtellt. Wieder ſind die Landſchaft, deren grüne Ebene zu ſanft bläulichen Hügeln anſchwillt, betont von hellgrauen Gebäuden, der Himmel und ſein weiß verhallendes Blau, als Type aus einer deutſchen Berggegend mit ſicherer Hand eingefangen. Abermals zeigt ſich, daß Froelichs Stärke nicht im Figürlichen liegt. Daher ſind die Ornamente das Beſte in ſeinen Bildern und die Menſchen das ſchwächſte. Sie ſind keine gemalten Schickſale, nicht



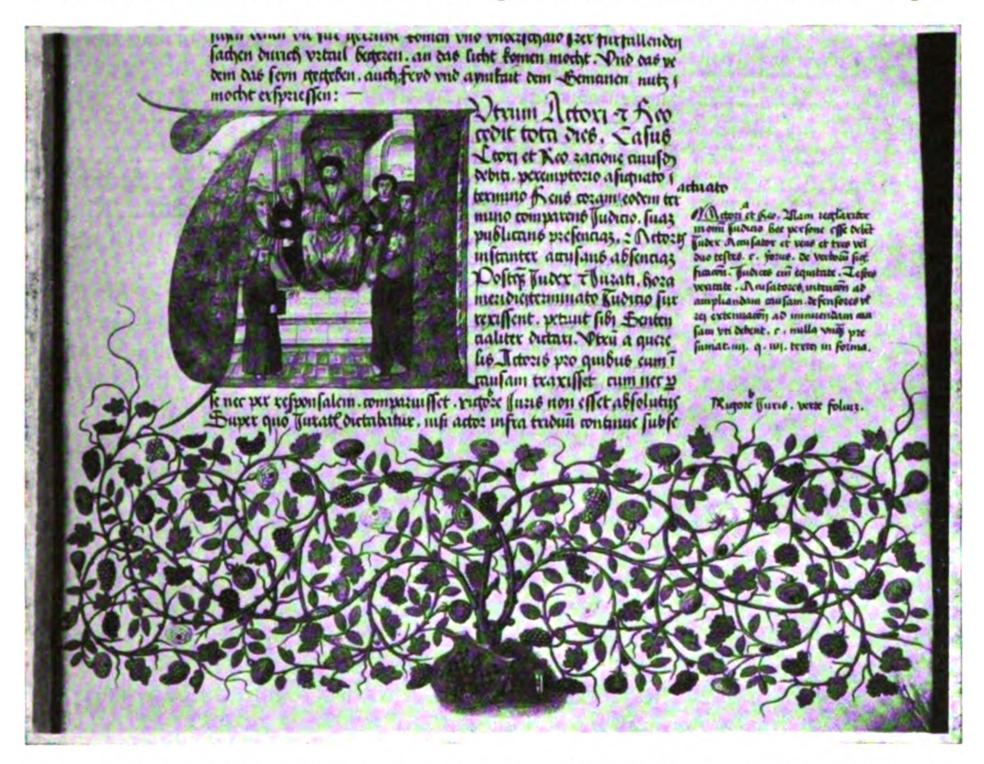
Znaimer Kodex. Bl. 3a: Die Juſtitia



Znaimer Kodex. Bl. 5a. Chriſtus als Weltenrichter. In der unteren Mitte des Rahmens Wappen und Anfangsbuchſtaben des Malers W(olfgang) F(roelich)

Novellen eines Lebens in Farben, ſondern bloß Illuſtrationen zur Wirklichkeit und Erzählungen, welche der Pinſel erfunden und die Zeit wahr gemacht hat. Des Malers Tüchtigkeit im ſchmückenden Beiwerk beſtätigt gleich die Seite 3b, auf welcher die deutſche Vorrede beginnt mit der rot ſchmetternden Ankündigung dreier Zeilen, die In dem Namen vnſſeres herren Jheſu Criſti mit einem Amen ausklingt. Wie ein Kiſſen aus rötlichem Stoff, der mit Gold durchwirkt und von gleichfarbigen Borten eingefaßt iſt, einen grünen Kranz trägt, ſo liegt hier der Körper des Initial-D auf dem Grunde. Um die Seite iſt buntblühendes Rankenwerk geflochten, voll des phantaſtiſchen Realismus, wie ihn ſchon die ältere Buchmalerei

kannte, und mit den Köpfen goldener Nägel auf dem Pergament befestigt.
Mit einer Leiste am unteren Rande des Blattes 8a schließt das bildliche Beiwerk des Kodex, um nurmehr Initialen Platz zu machen. Aus grünem goldgestricheltem Hügel, den ein brauner Lattenzaun hält, wächst hier ein grünblättriger Stamm, streckt die Arme seiner Zweige über die ganze Breite der Seite aus. Als farbiger Tau glitzern Blumen auf den Astfingern dieses Wappenhalters von Znaim, tropfen von seinen Spitzen. Unten lehnt das heraldische Wahrzeichen der Stadt, der rotgelbe Adler, oben hängt das landschaftliche: Trauben in dem greifbaren Relief des Farbenauftrages.



Znaimer Kodex. Bl. 8a. Initiale mit Gerichtsscene und Rundleiste. In der Mitte das Wappen von Znaim

Über der Leiste beginnt der erste Casus des ersten Buches. Er ist prozeßrechtlicher Natur und die Gerichtsszene in den rosa Blattwerkbalken des Buchstabens A die Illustration zu seiner Frage: Vtrum Actori et Reo cedit tota dies. In der Mitte des Bildes der Richter mit dem Stabe, in strenger Symmetrie je zwei Beisitzer und eine Partei um ihn. Bunt gekleidete Gestalten, bis auf den Kläger und Beklagten, den Clager und Antwarther, in der bei Froelich üblichen Weise en face dargestellt. Aber nicht geschaut, sondern aus den Gesichtern seiner Umgebung zum Typus des jüngeren und älteren Mannes destilliert. Auch hier ist das Beiwerk mit sicherer Fein-

heit beherrſcht, der Bezug der Rückenlehne des Richterſtuhls mit dem blauen Granatapfelmuſter auf Goldgrund eine Teppichminiatur von anſchaulichſter Schärfe. Der Stoff wird zum ſchattenverdunkelten Futter des grünen Baldachins.

Wie Froelich eine Schilderung des Gerichtes, das iſt „ain werch dreyer perſon als des Richters, Clagers vnd des Antworters." in der Handſchrift des Notars Wenzel, die Darſtellung eines Schreibers in dem älteren Manuſkript von 1365 zu finden vermochte, hatte er auch in der Kreuzigungsſzene — die ſich noch in andern Rechtsbüchern nachweiſen läßt — Vorgänger, und ſoviele, daß ihm eine Wahl ſchwer werden konnte. Man braucht nur an die liturgiſchen Drucke des fünfzehnten Jahrhunderts zu denken mit ihrem Kanonblatt, dem häufig auf Pergament abgezogenen und gewöhnlich koloriertem Holzſchnitt, der den Krucifixus mit Johannes und Maria zeigt, und im langſam-feierlichen Zuge der Typen gleich einem Gnadenbilde aufleuchtet. Wo es dem Maler an unmittelbar brauchbaren Vorlagen fehlte, half ihm nicht die Phantaſie, ſondern ſein Gedächtnis. Das verſammelte in dem Bild mit dem thronenden Chriſtus auf Bl. 5a ſechs Geſtalten, Kinder aus der treuen Vernunftehe von eigenem Fleiß und der Erinnerung an fremde Vorbilder. Den Weltenrichter fand Froelich in dem Schlußblatt der Dürerſchen Kleinen Paſſion. Älterer Herkunft iſt die Madonna, iſt auch die Juſtitia als nahe Verwandte ihrer beiden Vorgängerinnen. Die Umgebung hatte der Maler für ſeinen Zweck gemietet und mit Wolken möbliert. Das ſind nicht die zarten, in denen eine Farbe als ſüßer Ton in heißem Glanz oder ſchimmernder Dämmerung ſchmilzt, nicht die ſchweren Maſſen ſichtbar gewordenen Donners — das ſind handfeſte Gebilde, aus Grau oder Blau gezimmert, mit Goldfarbe angeſtrichen. Sind die Pulte, auf denen die beiden Poſaune blaſenden, roſa-grün geflügelten Engel Arme und Inſtrumente ſtützen, der Fußboden, auf dem zur Rechten Gottes die Madonna im weißen Mantel und ihr gegenüber Johannes im härenen Gewande knien, die Juſtitia im braunſchillernden, ſehr faltigen Kleide mit Waage und Schwert zu unterſt ſteht, nicht Geſandtin, aber Schildwache des Herrn. Und der Heiland ſelbſt — er ſcheint durch ſeinen Ausdruck nicht Weltenrichter über Leben und Tod, nicht der ſtrenge Gott, der da ſtrafet, nur der gewiſſenhafte himmliſche Juſtizbeamte für menſchliche Übertretungen, dem der Regenbogen zur unbequemen Sitzgelegenheit und der prunkvolle roſa gefütterte Mantel aus goldglänzendem Braum zum Richtertalar wird, der in ſteifen Falten um den wohlgebildeten Körper ſteht. Was Technik und eifriger Fleiß zuwegebringen konnten, iſt auch hier erreicht, macht das Weltenrund zu Füßen Chriſti zur 2 cm breiten Radierung des Pinſels in Farben und den ornamentierten goldgerahmten Rand um das Bild zum ſchwarz-roten Streifenfeld unter den goldenen Spinnweben der Ranken, in deren Netz ſich grauſchimmernde Blüten gefangen haben. Froelich hat das Werk in der Mitte des unteren Randes mit Wappen und Anfangsbuchſtaben gezeichnet, einem geſpaltenen, blau-goldenen Felde mit einer fünfblättrigen, gleichfalls in der Mitte ſenkrecht geteilten Blume unter den Buchſtaben W F in Gold und Blau. Er gab der Schilderung, vielleicht in abſichtlicher Symbolik als Höhepunkt ſeiner Darſtellungen, den Platz in der Mitte der erſten acht bezeichneten Blätter des Buches, die er mit überirdiſchen und

Alltagsszenen, mit Figuren und Ornamenten, Landschaften und Städteansicht zierte. Im Ganzen sind zwanzig größere ornamentale, zwei figürliche Initialen, fünf Bilder mit drei Rahmen und zwei selbständige Zierleisten in dem Znaimer Kodex vorhanden.

Dem himmlischen stellte der Maler den weltlichen Richter gegenüber und räumte ihm, wiederum in einer vielleicht nicht ungewollten Beziehung als zeitlichen Ausgangspunkt der Gerechtigkeit im Lande, das erste Blatt unter den acht ein. Auf 1b — die Vorderseite ist leer — thront oben der König Ludwig II. im langen, gelblichen Gewande mit Kragen und Futter aus dunklem Pelz, mit prächtiger Kette und engen, roten Beinkleidern. Zwei Geharnischte stehen zu beiden Seiten des Herrschers mit Schild und Fahne, die zur Rechten den doppelschwänzigen, also böhmischen, Löwen weiß im roten Felde, links auf gleichfarbigem Grunde den weißen polnischen Adler zeigen, der übrigens keinen Landbesitz des Regenten bedeutet. In goldgehöhtem Braun ist der geschlitzte Leibrock des Ersten, grün, mit einer goldenen Schnur umgürtet, der des Andern gemalt, rot, mit Grün an der breiten Krempe, dessen Barett, dunkel der Helm mit dem offenen Visir des Nachbarn, und die Rüstungen der Beiden. Bartlos und jung das Gesicht des Königs, glatt sein braunes, goldbelichtetes Haar unter der Krone. Mißlungene Verkürzung läßt sein rechtes Bein fast stehend erscheinen. Der Herrscher sitzt, Schwert und Buch in Händen, das Antlitz mit dem ausdruckslosen „Bitte recht freundlich“ des offiziellen Bildes dem Beschauer voll zugekehrt, in der Mitte einer offenen Bogenhalle. Hinter ihr beginnt mit sanftem Grün eine hügelige Landschaft, welche die Ferne mit dem hellen Auflodern weißer Spitzen emporreißt. Bläuliche Bäume, rotbedachte Gebäude reden in diesem Farbenchor mit, der in dem goldenen Rankenwerk des Vordergrundes mit den bunten Blüten von Perlen und Steinen zu Häupten der drei Personen ausklingt und (rechts vom Throne) auf zartvioletter Bogenmauer mit 1523 bezeichnet ist.

Auch hier ist es der ältere Stil, den Froelich bei der Anordnung der ganzen Szene, dem wohlabgewogenen und strengen Gleichmaß der Gestalten zu Rate zog und dem Abschluß des Bildes mit dem goldnen Gerank, welches das Schnitzwerk gotischer Altartafeln mit dem Pinsel nachzieht. Abermals sind die Einzelheiten bis ins Kleinste mit einer sicheren Technik ausgeführt, welche die grünen Steine in der goldenen Krone aufleuchten läßt, die weißen Federn auf den Kopfbedeckungen der beiden Geharnischten mit feinen Strichen zeichnet, den Pelz des Herrschergewandes mit weichem Braunschwarz in fast fühlbarer Anschaulichkeit aufrauht, den Teppich, welcher die Rückwand des Thrones bedeckt und als breiter Strom aus Gold und Purpur vor den Füßen des Herrschers versiegt, mit einem Granatapfelmuster von schärfster Klarheit durchwirkt. Im viereckigen Ornamentrahmen des Gemäldes endlich ist des Malers Können auf seiner vollen Höhe. Es mischt Blumen, Früchte und aufplatzende Schoten, deren wundes Hellgrün vom Blut der Körner gefüllt ist, und diese Botanik des Realen und Möglichen wächst im milden Lichte der Farben zum bunten Gerank. Plastisch steht es auf dem gelblichen Grunde, und der reliefartige Farbenauftrag der blauen und grünen Trauben — vielleicht sollte er den schon damals mehrhundertjährigen Weinstolz und -ruhm Znaims betonen — steigert die Täuschung zur

Wirklichkeit. Die Wappen von Luxemburg, Ungarn, Mähren (links), Kroatien, Lausitz (oben), Böhmen, Schlesien (rechts), Dalmatien (untere Mitte) sind in die Zweige eingeflochten, und der hellgelbe Ärmel mit der, das schwarze Schwert haltenden Hand des letzteren von ausdrucksvoller Feinheit der Farben.

Der Heraldiker findet freilich nicht bloß hier zu tadeln. Der schwertschwingende Arm in Rot gehört in Wirklichkeit nicht Dalmatien. „Ein blouer Schildt die Löwenköpff sampt den Kronen darin gelb" (eigentlich sind es keine Löwen-, sondern drei Leopardenhäupter) ist schon nach Johann Sibmacher's New Wapenbuch (I. Teil, Nürnberg 1605) das Wappen Dalmatiens und nicht Kroatiens (obere Mitte), das nach der gleichen Quelle „Ein Schildt mit einem roth vnnd weißen Schacht abgetheilt" hat. Das Wappen, welches Froelich Dalmatien zuteilt, sieht wie eine in den Farben und auch sonst nicht genaue Kopie von der Gegenseite desjenigen aus, welches der Nürnberger Radierer „Schlavonien" gibt und also beschreibt: „Ein gelber Schildt / darin ein roter Arm mit eim schwerdt an seiner farb". In der modernen Heraldik führt Bosnien in Gold einen aus Wolken kommenden, rot geharnischten, säbelschwingenden Arm mit einer Lilienkrone auf dem Schild. Den schwarzen Adler Schlesiens (rechte untere Ecke) hat Froelich durch Weglassung des silbernen, bekreuzten Brustmondes — den gleichfalls bereits Sibmacher im II. Teil seines Newen Wapenbuchs (Nürnberg 1609) bringt — vereinfacht, und die nicht immer richtigen Stellungen seiner heraldischen Tiere erklären sich wahrscheinlich aus dem Streben des Malers nach symmetrischer Anordnung derselben. Darum muß wohl der mährische Adler aus der linken oberen Ecke des Rahmens seinen Kopf dem Lausitzer Stier zuwenden, und der Luxemburgische doppeltgeschwänzte Löwe (in der linken unteren Ecke) soll in einem zehnmal Silber über Blau quergestreifte Schild in die entgegengesetzte Richtung von derjenigen blicken, in welche ihn auf sieben weiß-blauen Streifen der Olmützer Meister schauen ließ. Der Lausitzer Stier, von Froelich in der rechten oberen Ecke rot auf gelblichen Grund gesetzt, stimmt gleichfalls nicht ganz mit dem Wappen überein, das die Niederlausitz seit dem vierzehnten Jahrhundert gleich ihrer früheren Landeshauptstadt Luckau besaß. Es ist ein roter, nach rechts schreitender Stier im weißen Felde, in anderer Körperhaltung als der Maler dem Tiere verlieh.

Auf der unteren, kleineren Hälfte der Seite 1 b (22 gegen 27 cm oben) ist die Ansicht des Ortes, mit dem goldenen Titel „Znoyma" auf weißem Bandgrunde. Sie ist die älteste, bisher bekannte*). Zwei Stile wohnen in den Augen des Malers, der ältere kennt nur die Gattung, der jüngere sucht das Einzelwesen. Der frühere zeichnete die Stadt, der spätere will eine darstellen, und Froelich versuchte es mit ihm, den schon das zu Ende gegangene Jahrhundert kannte. Der Meister hat seine Absicht nicht erreicht. Herkommen schaute, was die Wirklichkeit sah, und der Pinsel erblickte ein Gemisch aus beiden: die Thaya und die steile Höhe, neben ihr den Hügel mit Pöltenberg, aber unter ihm, hart am Flusse im Griff dunkler Bäume,

*) Anton Vrbka und Rudolf Tochatschek: Die Befestigungsreste von Znaim. Znaim, 1924.

Klosterbruck, aus dem Südosten in nordwestlicher Richtung verschoben — wohl zur Erzielung bildmäßiger Geschlossenheit —, und oben, allzueng aneinander gedrückt und auch übereinander gedrängt, die Häuser mit roten und braunen Dächern in turmgestützten Mauerarmen, und dann wieder eine gotische Kirche, Burg, Türme als geschichtsbekannte Bauten und schließlich auf schlankem Stengel mit der zackigen Blüte des Helmes den Stadtturm von gegenwartsbestätigter Wahrheit. Zwei Säulen, die rosa Schäfte mit Perlen und Steinen bekränzt, umschließen die Stadtansicht und tragen zugleich die obere Darstellung. Sollten sie das Sinnbild Znaims als Stütze des königlichen Thrones sein?

Froelich wendete die rundlichen Köpfe seiner Figuren gewöhnlich dem Beschauer zu, was den zu Füßen des Gekreuzigten knieenden Notar zu unfreier Haltung nötigt, und schliff die scharfe Prägung fremder Gesichter, mochten sie aus seiner Nähe, oder aus dem Südwesten, von Schongauer, stammen, zum stumpfen Durchschnitt seiner Umgebung ab, wobei die Frauen an Bildung des Antlitzes und Zahl der schwächere Teil sind. Nicht immer gelingt die menschliche Gestalt, auch das linke Bein des Kruzifixus zeigt dies. Bäume bekommen eine Goldhöhung; in den Gewändern hatte der Künstler goldschillerndes Braun gern. Goldfarbe verwendet er neben Blattgold, in dessen spiegelnden Glanz er Verzierungen einritzt, und arbeitet mit wohllautenden, kräftigen, aber niemals aufdringlichen Farben. Froelich ist keine starke, namentlich auch keine selbständige Persönlichkeit. Vielmehr ein Eklektiker, der im Formengarten zweier Kunstperioden Gestalten und Ornamente pflückt und unbedenklich, richtiger noch: unbewußt, zum Strauß eines Bildes bindet, mag er so auch das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert unmittelbar aneinander reihen. Vielleicht am besten erklärt dies die Miniatur mit dem Weltenrichter (Bl. 5a) durch den Faltenwurf der Gewänder, der zur ungewollten Gegenüberstellung des neuen — Christus — und des älteren Stiles — Maria und Justitia — wird. Froelichs Menschen entstammen zum Teil dem Südwesten; die beiden Geharnischten neben dem König Ludwig II. scheinen ihre Herkunft aus der Heimat des Malers abzuleiten. Die Ornamentik ist aus der nordischen Gotik und der italienischen Renaissance bezogen. Sie sprießt frei und ungezwungen, wo der Maler sie als Triebe einer fremden Vorlage abschneidet, und entfaltet sich hier in der freundlichen Wärme seiner Farben. Bl. 3b läßt dies erkennen, auch noch der Abschluß von Bl. 8a, dann die Renaissance-Einfassung des thronenden Christus. Sobald der Olmützer Meister aber ein Reis aus dem engen Beete seiner eigenen Kunst aufpfropfen will, wie im unteren Mittelstück der Leiste auf Bl. 2a, verwächst es nicht, sondern steckt nur als kraftloser Zweig in dem Kranz, den ein Anderer geflochten. Und wenn er die Ranken selbständig zum Rahmen um das Bild König Ludwigs windet, zerteilt er gotisches Pflanzenwerk renaissancemäßig in einzelne Zweige. Froelichs Perspektive ist die des fünfzehnten Jahrhunderts. Seine kompilatorische Manier zeigt sich auch in der Zusammenstellung der Figuren. Wieder muß auf das Bild von Bl. 5a oder auf die Darstellung mit dem König Ludwig verwiesen werden, während in der Kreuzigungsgruppe die Madonna und Johannes sicher und fest um das Kruzifix stehen, da er hier nur zu wiederholen brauchte, was vor ihm geschaffen wurde.

Fleiß, Sorgfalt und Genauigkeit bestimmen die Grenzen von Froelichs Können. Den göttlichen Funken vermögen sie freilich nicht aus seiner bürgerlichen Tüchtigkeit zu schlagen. Was sie aber innerhalb ihres beschränkten Rahmens zu leisten imstande sind, das erreichen sie, und lassen Froelich, diesen Kleinmeister des Pinsels, größer erscheinen als er wirklich gewesen ist.

Die historische Entwicklung der abendländischen Schriftformen.

Es sind nicht viel Männer, die sich ernsthaft mit der Entwicklung der Schrift beschäftigen. Von F. H. Ehmcke wissen wir es, daß er mit Eifer schon seit über einem Jahrzehnt den Schriftproblemen nachgegangen ist (vergleiche hierzu: Schramm, Taschenbuch für Büchersammler, Jahrgang III, Seite 51 ff). Wir können ohne Übertreibung sagen: Ehmckes Name wird durch seine Arbeit an der Schrift für immer mit der Schriftgeschichte verbunden bleiben. Im Verlag von Otto Maier in Ravensburg hat er uns nun kurz vor Weihnachten eine weitere Arbeit vorgelegt, die weithin mit Befriedigung aufgenommen werden wird: Die historische Entwicklung der abendländischen Schriftformen.

Mit Recht weist Ehmcke in seinen einleitenden Worten darauf hin, daß es eigentlich „zum Bestand wahrhafter Bildung gehören sollte“, sich klar zu werden über den Entwicklungsgang der Schrift. Wie Architektur, Bildende Kunst und Literatur durch bestimmte Zeitabschnitte bestimmt sind, so auch die Schrift. An Hand zahlreicher wertvoller Beispiele in schönen Abbildungen führt uns Ehmcke durch das reizvolle Gebiet der abendländischen Schriftformen. Gemeißelte, geschriebene, gedruckte Schriften bekommen wir zu sehen. Einzelne Beispiele können wir dank Entgegenkommen des Verlages unseren kurzen Zeilen beigeben. Sie beweisen den Reichtum des Bildermaterials. Dabei ist Ehmcke nicht die alten Bahnen gegangen, immer und immer wiederholte Beispiele zu zeigen, sodaß seine Schrift ein wertvolles Nachschlagebuch geworden ist.

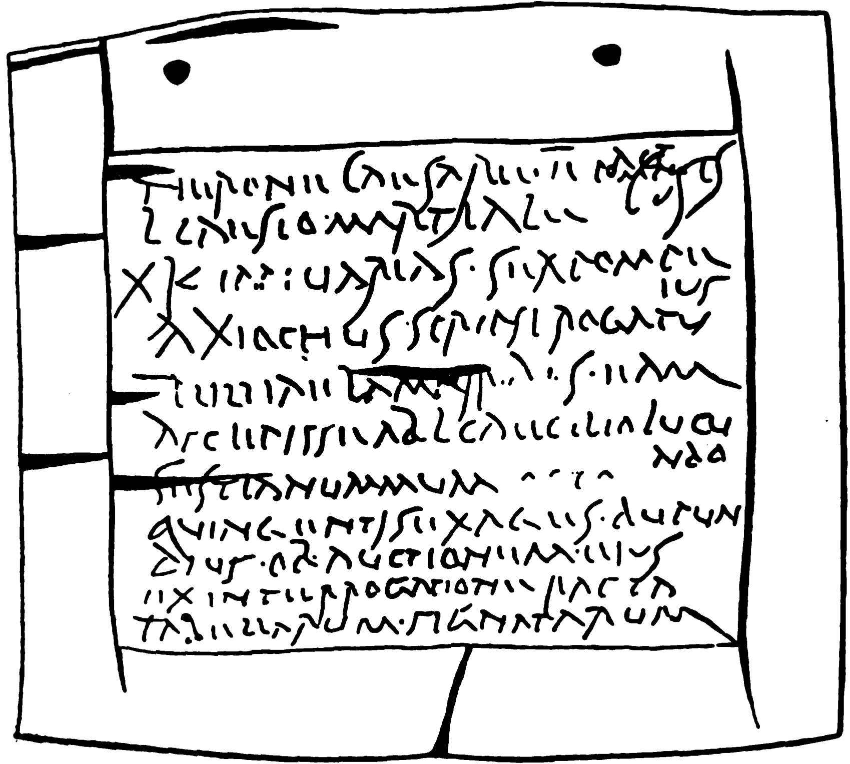
Was den Text betrifft, so kann er knapper, übersichtlicher und klarer kaum gegeben werden, dabei ist er keineswegs abstrakt trocken, man liest ihn rasch und gern. Zunächst sehen wir die Columella der Laïs, die wahrscheinlich in die Mitte des 4. Jahrhunderts vor Christus gehört. Trajans-Bogen und Vespasians-Bogen, jener aus dem 2. Jahrhundert nach Christus, dieser aus dem 1. nachchristlichen Jahrhundert schließen sich an. Architektur und Schrift in machtvoller Entwicklung! Ehmcke vergißt dabei nicht, auch auf die Schrift des Alltags hinzuweisen. Die ältere römische Kursive ist in der Wiedergabe einer Wachstafel aus Pompeji, die sich im Nationalmuseum in Neapel befindet, uns näher gebracht. Und dann die Kapitale, sowohl die Capitalis quadrata wie die Capitalis rustica, kann sie uns schöner klar gelegt werden, als es im Ehmcke'schen Buch geschieht? Was

wir über das „Formende Prinzip“ hören, ist recht dankenswert. Roms Glanzzeit tritt uns klar vor Augen.

Mit knappen Worten führt Ehmcke uns über die Verfallzeit der römischen Weltgeschichte zum Aufstieg des Christentums und zeigt uns die Wandlungen, die unter dem Einfluß der neuen Zeit sich vorbereiten. Die Unziale tritt auf, die an einer ganzen Reihe trefflicher Beispiele vor Augen geführt wird. Was über sie gesagt wird, läßt uns deren wahren Wert erkennen. Immer reicher wird das von Ehmcke beigezogene Material. Die Halbunziale mit ihren verschiedenen Wandlungen kommt an die Reihe. Wir hören von England und Irland, und dann von Karl dem Großen und den Schreibschulen in Tours und Aachen. Wir lernen die karolingische Minuskel kennen, auch hier wieder an gut gewählten Beispielen. Daß die Merowingische Gitterschrift nicht vergessen ist, brauchen wir wohl kaum zu sagen. Unser Interesse beansprucht nun die Gotische Schrift, die Bruchschrift, die in der Literatur so große Auseinandersetzungen hat erfahren müssen. Was uns Ehmcke sagt, ist überzeugend und übersichtlich.

Und dann Gutenberg und seine Erfindung? Mit Recht stellt Ehmcke fest, daß nun die Geschichte der Schrift vorwiegend eine Geschichte der Druckschrift ist, weist aber mit eben solchem Recht darauf hin, daß die Schreibschrift in ihrer Geschichte keineswegs aufhört. Für das, was Ehmcke im weiteren Verlauf über die Renaissance sagt, können wir ihm besonders dankbar sein. Der uns zur Verfügung stehende Raum gestattet nicht, hier auf all das einzugehen, was in reicher Fülle geboten wird, wir können auch nicht uns über die Schwabacher Schrift und andere verbreiten, es genüge der Hinweis, daß für ein erfolgreiches Einarbeiten in die Schriftmaterie hier textlich und bildlich ein Stoff vorgetragen wird, wie man ihn selten sonst findet. Es sei nur auf die Ausführungen über Current, Schwabacher und Fraktur aus ehemals Ungerschem Besitz hingewiesen, auf das, was über die Barock- und Rokokozeit gesagt wird usw. Bis zum letzten Blatt hält uns die Darstellung in Spannung. Sie fordert geradezu heraus zum weiteren Studium all dessen, was hier in Kürze vorgetragen wurde. So bleibt es ein weiteres Verdienst Ehmckes, mit seiner neuesten Schrift Förderer und Anreger zu sein, weitere Freunde und Anhänger zu werben, Verständnis und Aufklärung zu schaffen für ein Gebiet, das jeder Unterstützung wert ist. Möchte jeder, dem diese Zeilen zu Gesicht kommen, sich bewußt werden, daß er Dank dafür schuldig ist, was sich ihm in dem neuen Ehmcke'schen Buche bietet. Das Buch müßte in allen Kreisen, wo Kultur noch um ihrer selbst geachtet wird, restlos verbreitet sein.

Durch freundliches Entgegenkommen des Verlags von Otto Maier in Ravensburg ist es uns möglich, auf den folgenden Seiten eine Anzahl Schriftproben des Ehmckeschen Buches wiederzugeben. Sie zeigen mehr wie viele Worte den Nutzen, den das Buch stiften kann.



Wachstafel aus Pompeji. Ältere römische Kursive

Aurū et argentū et vestimentū quo o-
perti sunt auferent illis et abibūt: nec
sibi auxiliū ferent. Itaq; melius est esse
regem ostentantē virtutē suā aut vas
in domo utile i quo gloriabitur qui
possidet illud q̄ falsi dii: vel ostiū i do-
mo qd custodit que in pace sunt: q̄
falsi dii. Sol quidē et luna ac sidera
cum sint splendida et emissa ad utili-
tates obaudiunt: similiter et fulgur
cū apparuerit p̄spicuū est. Idipm̄ aūt

Druckschrift: Johann Gutenberg, Mainz. 42 zeilige Bibel

Ein Vor red diez buchs genant die Guldin Bibel·Innhaltend belonung der tugennt vnnd strouf der laster

Druckschrift: Kloster St. Ulrich und Afra.
Augsburg um 1475

se:sed nil rupe oportet. Nō pdest inste
pgredi: sed pondus oportet excutere.
mundum discurrunt: aut quia locum n
quo suoꝝ viciorum plenitudinem exerc
quia iactanciam de suis itineribus sper
de peregrinacione corporali hoc tantū
sed eciā de spirituali: quia multi pereg
in meritis pficere fingunt dant elimosi
giter munera impendunt: ecclesias vis
laudem vel comodum exinde sperant t
secum onus deferunt: & peregrinacion

Antiqua von Adolf Rusch in Straßburg, seit 1464

het gebawē. vn̄ aufgerichtet. Als aber darnach
vnser veter. got des hymels zu dē zorn bewegtē
Vn̄ er antwurtet sie in die hende nabuchodo-
nosor. des künigs babilon der caldeer. Vn̄ er-
störet ditz hauß. vn̄ vbertrug sein volck in babi-
lon. Aber in dē erstē iar cyri des künigs babi-
lonis. Cyrus der künig fürleget ein gebot. das
dz haus gots wurde gebawen. Wañ cyrus der
künig der bracht herfür von dē tempel babilo-
nis die silbrin vaß. vnd die güldin des tempels
gotz. die nabuchodonosor het genumen von dē
tēpel. der do was in iherusalē vn̄ het sie hingetra
gen in den tēpel babilon. vn̄ do sein gegebē mit

Deutsche Bibel, Koberger — Nürnberg 1483

Alexander ppa VI · manu propria ·

Handschrift Alexanders VI. Borgia 1430—1503

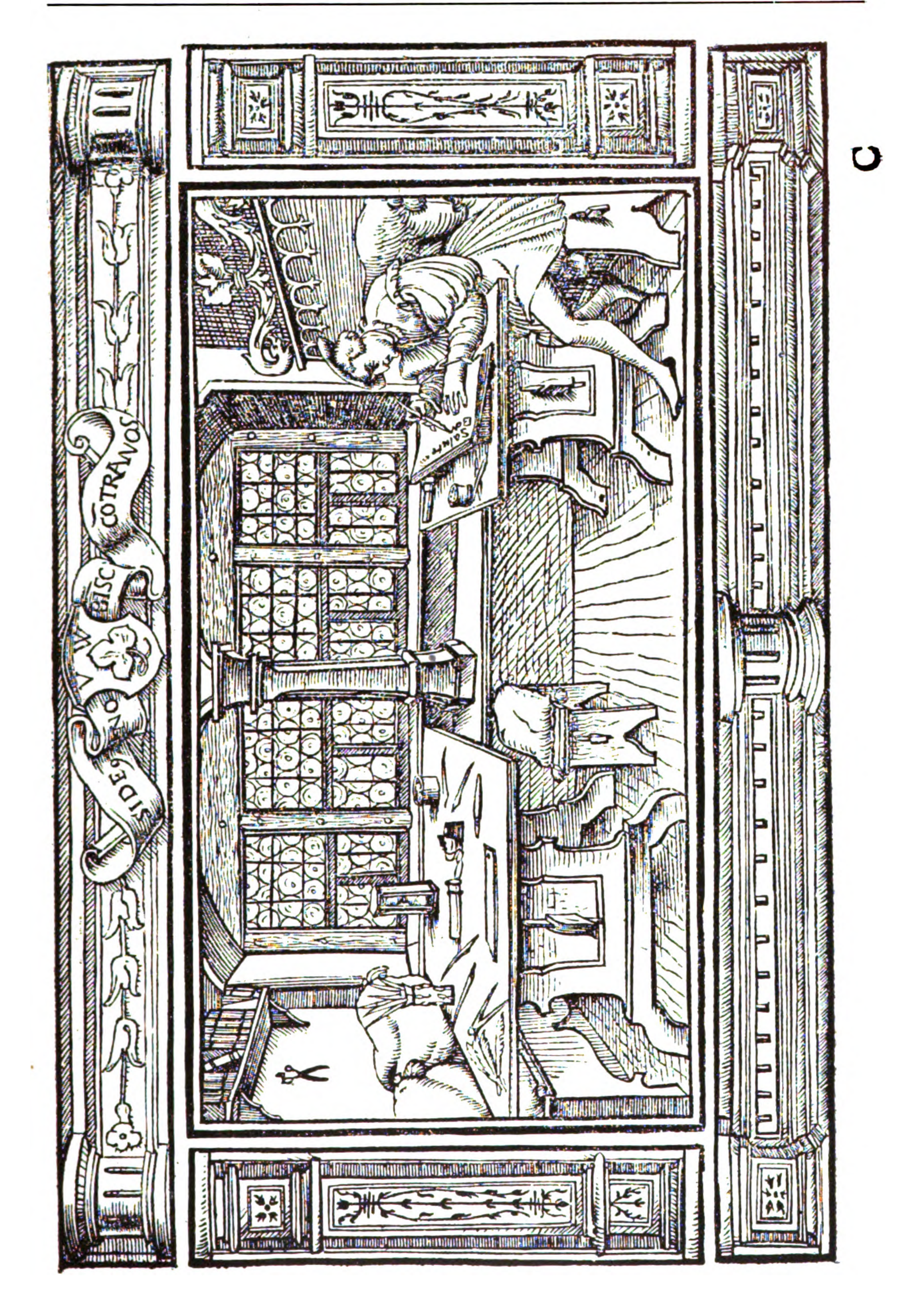
Der Edelmuth ist durch seine Benennung
schon erklärt, dennoch könte man sagen, er
sey der gesunde Verstand des Stoltzes und
das edelste Mittel Lob zu erwerben.

Erster Versuch der Unger-Fraktur, Ende 18. Jahrhunderts

Das Schreibbuch des Urban Wyss.

Wer die dem sächsischen Staate gehörige „Klemm-Sammlung" des Deutschen Buchmuseums zu Leipzig durchsieht, findet unter den vielen Kostbarkeiten auch eine ganze Anzahl Schreibbücher des 16. und 17. Jahrhunderts. Ebenso besitzt die Staatliche Kunstbibliothek (früher Bibliothek des Kunstgewerbemuseums) in Berlin eine ganze Reihe dieser beachtenswerten Drucke. Auch andere Institute haben unter ihren Beständen recht schöne Stücke dieser Art. Der leider viel zu früh verstorbene Direktor der Berliner Kunstbibliothek Peter Jessen hat ein besonderes Werk „Meister der Schreibkunst aus drei Jahrhunderten" mit 200 Bildtafeln im Jahre 1924 herausgegeben, das uns diese Schreibmeister näher bringen sollte. Das ist ihm weithin gelungen dank der vielen Abbildungen. Man bekam einen Begriff von diesen interessanten Schreibbüchern, aber wie es immer so ist: einzelne Abbildungen aus Werken ersetzen das Werk selbst nicht, man möchte noch tiefer sehen. Bei der großen Seltenheit dieser Schreibbücher ist es mit größtem Dank zu begrüßen, daß der Verlag von Henning Oppermann in Basel es unternimmt, diese Schreibbücher in Reproduktionen weiteren Kreisen zugänglich zu machen, und daß er dies in einer Form tut, die alle Anerkennung verdient. Reproduktion und die gesamte Ausstattung sind mit aller Sorgfalt durchgeführt. Zunächst liegt uns das Schreibbuch des Urban Wyß „Libellus valde doctus, elegans et utilis, multa et uaria scribendarum literarum genera complectens" in der Reproduktion vor. Henning Oppermann hat ganz recht getan, daß er dieses Buch uns in erster Reihe zugänglich macht; gehört doch Urban Wyss zu den interessanten Erscheinungen auf diesem Gebiete unseres Buchwesens.

Die Neudörffer in Nürnberg sind unter den Freunden von Schrift und Buch weithin bekannt. Kein Wunder! Ist doch über sie so manches geschrieben worden, sind doch ihre Bücher nicht gerade selten. Es wäre reizvoll, auf die Entwicklung in der Schweiz näher einzugehen, der zur Verfügung stehende Raum gestattet es nicht. Das Schreibbuch von Urban Wyss stammt in seiner ersten Auflage, die wir jetzt als Reproduktion vor uns haben, aus dem Jahre 1549 und ist in Zürich gedruckt. Beim ersten Durchblättern fallen uns zunächst die blattgroßen Abbildungen des Lehrers mit seinen zahlreichen Schülern, des Schreibmeisters in seiner Werkstatt, der Abbildungen „De paranda penna" und „Penna quomodo dirigenda" auf, den Schriftfreund fesseln aber vor allem die vielen Tafeln mit Schriften der verschiedensten Natur. Urban Wyss führt nicht nur einseitiges Material vor. In dem, was er gibt, steckt Formsinn, Formgestaltung, Formbeherrschung. So ist sein Buch, das er den Schülern für den Schreibunterricht geschaffen hat, nicht nur für seine Zeit ein Quell reichen Erkenntnisses gewesen, sondern wirkt heute noch fort. Dem bekannten Schulmann Johann Fries hat er es gewidmet, dessen Schüler waren von ihm als Benutzer gedacht. Schreib-„Kunst" will er gepflegt wissen, Schreib-„Kunst", die heute so gut wie vergessen ist, wenn auch von Tag zu Tag mehr Stimmen sich erheben für Erneuerung unserer Schreib-„Kunst". Hat die Buchdrucker-„Kunst" wieder eine Erneuerung erlebt, warum soll die Schreib-„Kunst" nicht wieder eine solche erleben? Es wird nicht lange dauern, so wird man auch hier neuen


SIDE NO
V W
GISC
COTRANOS


Litteræ apud Latinos ſunt tres & uiginti.
A a b c d e f g h i k l
m n o p q r ſ t u x ÿ z
Conſonantes ſunt ſeptemdecim.
b c d f g h k l m
n p q r ſ t x z
Vocales quinque
a e i o u
Diphthongi quinque
æ œ au eu ei.


Est boni Magistratus, commoda
ciuium defendere, non diuellere, atq; om-
nes æquitate eadem continere.
A B C D E F G H I K L R
M N O P Q R S T V X Z
Aabbccdææfffſſggbhyiklmnopqrſsuvwxyz.

Aufſtieg erleben. Um ſo dankbarer iſt es zu begrüßen, daß die Firma Henning Oppermann mit ihren Reproduktionen zu Hilfe kommt. Die Kenntnis dieſer Schreibbücher wird, des ſind wir gewiß, der Erneuerung unſeres Schreibunterrichtes viel Anregung geben.

Das Schreibbuch von Wyss hat noch, was, wie es ſcheint, nicht allgemein bekannt iſt, eine weitere Auflage erlebt, in kleinerem Format, datiert „Anno Domini 1561“, „conscripta per Vrbanum Vuyß Tigurinum et impressa per Christophorum Froschouerum Iuniorem“. Ein Exemplar dieſer Ausgabe befindet ſich z. B. im Buchmuſeum zu Leipzig. Sie iſt in mancher Beziehung ſympatiſcher als die erſte Ausgabe, aber nicht ganz ſo umfangreich. Die Randleiſten ſind gefallen, die ganzſeitigen Bilder neu geſchnitten, die Schriftſeiten etwas verringert.

Es ſollte eigentlich Verpflichtung aller derer ſein, die mit Schrift zu tun haben, dieſe Schreibbücher zu ſtudieren und zu ermöglichen, daß die wichtigſten reproduziert werden. Mit Gleichgültigkeit über dieſe Dinge wegzugehen, iſt billig, ernſtes Studium führt erſt zum vollen Verſtehen, bringt Anregung, die mit Erfolg für unſere Tage ausgenützt werden kann. 20 M nur koſtet die gut gelungene Reproduktion des Wyss'ſchen Schreibbuches, uns allen alſo erreichbar. Mitarbeit an der Geſchichte der Schrift heißt Mitarbeit an Kulturgeſchichte, zu der wir auch in dieſer Beziehung aufrufen.

Mitteilungen.

Minerva-Handbücher. Über die „Minerva, Jahrbuch der gelehrten Welt“ brauchen wir kein Wort zu verlieren, ſie ist uns allen längſt bekannt; wir kennen ſie in ihrer Bedeutung für unſer wiſſenſchaftliches Leben, wir bewundern immer und immer wieder die entſagungsvolle Arbeit, die von den Herausgebern in aller Stille geleiſtet wird. Jetzt treten „Minerva-Handbücher“ hinzu. Sie wollen das Minerva-Jahrbuch entlaſten. Das ist höchſt verdienſtlich und wertvoll. Dem Jahrbuch ſollen die veränderlichen Daten, wie Perſonalangaben, Etats u. a. vorbehalten bleiben, alles hiſtoriſche und weniger der Veränderung unterworfene Material ſoll den Handbüchern zugewieſen werden. Zunächſt liegt Lieferung 1 (Bogen 1—15) Aachen bis Freiberg von der erſten Abteilung: Die Bibliotheken, Band 1: Deutſches Reich, herausgegeben von Dr. Hans Präſent vor. Es iſt gar kein Zweifel, daß Walter de Gruyter & Co., Berlin N. W. 7, Univerſitätsſtraße 3b, anfangen, etwas zu ſchaffen, was bleibenden Wert hat, und daß ſie für den in erſter Lieferung vorliegenden Band auch den richtigen Mann gefunden haben. Hans Präſent iſt uns ja kein Unbekannter. Es iſt erſtaunlich, welche Fülle von Material zuſammen gekommen iſt. Haben auch manche kleineren Inſtitute nicht geantwortet, ſo tut das dem Ganzen keinen Eintrag, zumal der Herausgeber in einem Nachtrag Ergänzungen geben will. Es iſt dringend zu wünſchen, daß ihm in dieſer Beziehung von allen in Frage kommenden Stellen die weitgehendſte Unterstützung zuteil wird. Allgemeines, Geſchichte, Beſtände, Literatur sind die vier Abteilungen, in der die Mitteilungen eingereiht ſind. Man weiß nicht, welche der Abteilungen die wichtigſte iſt. Sie ſind alle ſo wertvoll, daß man für alle herzlichen Dank zollen kann. Was die Vollſtändigkeit anbelangt, ſo könnte naturgemäß von dem oder jenem ergänzend dies oder jenes mitgeteilt werden. Wollte man warten, bis reſtlos alles Material zuſammengebracht iſt, ſo würde man nie mit dem Druck beginnen können. Auch kleine Unſtimmigkeiten ſind nicht zu vermeiden. Sie hier anführen hieße ſich dem Undank derer anſchließen, die immer etwas zu bekritteln haben, ohne ſelbſt etwas zu leiſten. Das gewaltige Material, das in dem bis jetzt vorliegenden Teil zuſammengetragen iſt, kann jedem, dem es um Förderung unſerer Kultur zu tun iſt, Nutzen bringen. So wünſchen wir dem Werk erſprießlichen Weitergang und allſeitige Unterſtützung.

Hortulus animae. Das unter dieſem Namen bekannte Erbauungsbuch der Wittenberger Reformation hat in letzter Zeit vielfache Beachtung gefunden. Freilich fehlt immer

noch eine einwandfreie Bibliographie. Aber erfreulicherweise mehrt sich die Zahl derjenigen, die sich ernstlich mit der Frage der Erbauungsbücher beschäftigen. W. Heinsius Nachfolger Eger und Sievers-Leipzig hat nun in Faksimiledruck eine Handschrift herausgegeben unter dem Titel: „Hortulus animae evangelisch (1520), das älteste evangelische Gebetbuch," das dem Nestor reformationsgeschichtlicher Forschung Professor D. Otto Albrecht-Naumburg gewidmet ist. Daß der Verlag D. Ferd. Cohrs, der auf diesem Gebiete kein Neuling ist, gewonnen hat für die Herausgabe und daß Cohrs nicht nur eine Übertragung der Handschrift, sondern auch wertvolle Ausführungen beigegeben hat, ist besonders dankenswert. Wie weit letztere gehen, mag kurz die Angabe der 7 Abschnitte dartun: 1. Das Suchen D. Martin Luthers und der Seinen nach evangelischem Gebet. Die ersten Grundlagen eines evangischen Gebetbuches; 2. Die Bedeutung unseres „Hortulus animae evangelisch" für die Geschichte evangelischen Gebets. Spalatin und Martin Luthers „Buchle"; 3. Die Meß- und Abendmahlsgebete des „Hortulus animae"; 4. Mittelalterliches Gut in unserem Gebetbuch; 5. Stücke von Johann Agricola in unserem Büchlein? 6. Die allmähliche Entstehung des Büchleins. Agricola der Sammler unserer Gebete?; 7. Ort der Entstehung des Büchleins. Zeit seines Abschlusses. Je mehr wir Reproduktionen der Reformationszeit mit solchen wertvollen Erläuterungen bekommen, desto mehr kann die Reformationsgeschichte ausgebaut werden. So wünschen wir dem kleinen Faksimiledruck weiteste Verbreitung.

Museum der Stadt Ulm. Wer die Museumsverhältnisse in Deutschland kennt, weiß, daß Ulm einen Museumsdirektor von außerordentlicher Rührigkeit und Sachkenntnis hat. Ulm ist sich seiner früheren Bedeutung wieder bewußt geworden. Das zeigt der zweite Bericht des Museums der Stadt Ulm, der vor kurzem veröffentlicht worden ist. Professor Dr. Baum, der verdienstvolle Leiter hat sich mit diesem mit 24 wertvollen Abbildungen geschmückten Bericht nicht nur den Dank der Ulmer Bürger, sondern unserer aller erworben. Der Oberbürgermeister Dr. Schwammberger kann für die Stadt Ulm ein wichtiges Moment buchen, er hat den richtigen Mann an die richtige Stelle gesetzt und ihm durch die Stadt auch die Mittel zur Verfügung gestellt, die notwendig sind, um etwas Wertvolles zu schaffen. Es wäre reizvoll, dem umfangreichen Bericht im einzelnen nachzugehen, bei der Fülle des Stoffes, den unser „Archiv für Schreib- und Buchwesen" zu bewältigen hat, müssen wir uns mit dem Hinweis auf dieses aufschlußreiche Buch begnügen, dem wir die weiteste Beachtung wünschen.

Der **familiengeschichtliche Fachverlag Degener & Co.**, Leipzig, Hospitalstraße 15 hat die „Oratio Vber der Leich des Ehrwirdigen Herrn D. Martini Luthers / gethan durch Philippum Melanchton / Am XXII. tag Februarij. Verdeutscht aus dem Latein durch D. Caspar Creutziger" zum 50. Geburtstag von Werner Konstantin von Arnswaldt faksimiliert herausgegeben, der für seine Verdienste um die Familienforschung dadurch geehrt werden soll. Es wäre eine schöne Sitte, wenn diesem Beispiel auch andere folgten gelegentlich von Ehrentagen, ehren sie doch damit nicht nur den verdienten Mann, sondern unterstützen auch die von ihm geförderte Forschung im besonderen. Das Heftchen wird sicherlich manchen Freund finden.

Hopfer-Kartei. Die Buchdruckerei Hopfer in Burg bei Magdeburg hat eine recht gute Idee durchgeführt. Sie hat für den Bücherfreund Katalogkarten in Kästen, die überraschend brauchbar sind, hergestellt. Jeder Büchersammler weiß, daß eine nicht-katalogisierte Sammlung, besonders wenn sie langsam größer wird, viel Verdruß und Ärger macht. „Meine Bücher" nennt sich die Kartei. Handliche Kästen mit je 500 Bücherkarten mit Vordruck und den dazugehörigen Hinweis- und Buchstabenkarten mit einer Anleitung zur bequemen und vorteilhaften Benutzung zum Preise von 6.50 M ist etwas, was nur mit Dank registriert werden kann. Wer sich noch nicht einen Katalog seiner Bücher angelegt hat, greife getrost nach dieser bequemen Einrichtung, zumal er, wenn seine Sammlung umfangreich wird und geworden ist, mehrere dieser handlichen Kästen sich eintun kann.

Aus den Antiquariaten.

Ernst Dannappel, Buch- und Kunstantiquariat, **Dresden-Blasewitz,** Berggartenstraße 8, hat mit seinem Katalog 41 „Kultur- und Volkskunde. Ethnographie, Geographie, Reisen, deutsche und fremde Literatur, Kunst" mit 1169 Nummern eine reiche Auswahl wertvollsten Büchermaterials vor uns ausgebreitet. Wir nennen nur Merians Topographie in

31 Teilen mit Hauptregister, die für 4200 M angeboten werden. Der Sammler von Literatur zur Kultur- und Volkskunde wird gnt daran tun, sich den Katalog im einzelnen anzusehen und ausführlicher zu studieren.

„Catalogus librorum rarorum saec. XIV.—XIX." lautet der Titel des „Catalogus quartus" des Antiquariats **Weiß & Co.-München** (Karolinenplatz 1). Ein in jeder Beziehung hervorragender Katalog, den zu besitzen jedem Büchersammler nur Freude bereiten kann. Der Untertitel „Codex Salmasii Ms. saec. XIV., illuminierte und illustrierte Druckwerke des 15. Jahrhunderts, Holzschnitt- und Kupferstichwerke des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, Reformationsdrucke, Turcica, Americana, Geographica, Medicina, Varia" läßt schon ahnen, daß wir es nicht mit Alltäglichem zu tun haben. Dies sagt uns auch die Einführung, die dem Katalog beigegeben ist, die mit Recht betont, der Katalog wäre von kunsthistorischer, literarhistorischer und fachwissenschaftlicher Bedeutung. Ist schon die Ausstattung in Papier, Satz und Druck eine glänzende, so ist man noch dankbarer für das reiche Anschauungsmaterial. 10 Autotypien auf 8 Tafeln und 87 Textillustrationen in Zinkätzungen schmücken den für immer wertvollen Katalog. Auf die Beschreibungen der einzelnen Nummern muß ebenfalls aufmerksam gemacht werden. Sie sind gut, orientieren schnell, bringen viel Wissenswertes. So wird dieser „Catalogus quartus" der Firma Weiß & Co. in der Geschichte des Antiquariats immer genannt werden und auch beim Büchersammler, in den Bibliotheken und wissenschaftlichen Instituten nachhaltig wirken. Auf Einzelheiten einzugehen, ist unmöglich, es soll aber wenigstens auf einiges aufmerksam gemacht werden. Unter den Inkunabeln befindet sich ein unkoloriertes Exemplar des Kobergerschen „Schatzbehalter", unter den Holzschnittwerken ein Caoursin von Martin Flach 1513, unter den italienischen Werken ein Exemplar von



Seneca, Toledo 1510 (aus Weiss, Catologus quartus)



Dullart, Paris 1506 (aus Weiss, Catalogus quartus)

Petrarchas italienischen Dichtungen, in der französischen Abteilung drei Bücher Lemaires, Spanien ist mit recht guten Drucken vertreten. Auf die Bodoni-Drucke sei aufmerksam gemacht. Die beigegebenen Register: Autoren- und Künstler-Register, Sachregister, geographisches Register sind recht dankenswert. Unser Spezialgebiet: Schreibwesen ist durch 4 Drucke vertreten: Samuel Zimmermann, New Titularbuch. Ingolstadt 1579, in dem die Herstellung von Papier, Tinte, Gold- und Silbergrund, Schreibfedern, Schreibtafeln, Siegellack usw. gelehrt wird und viele Schriftproben in lateinischer, griechischer, hebräischer arabischer, persischer, indischer, tartarischer und anderer Alphabete in Holzschnitt vorgeführt werden; G. B. Palatino, Libro nuovo d'imparare a scrivere tutte sorte lettere antiche et moderne di tutte nationi. Rom 1540, ein vielbenütztes Schreibbuch, das besonders interessant ist durch seinen Schlußteil: Anleitung und Abbildung sämtlicher Schreibinstrumente; schließlich die Kalligraphie-Bücher von Rutlinger und Gabriele de Sanctis. Solch ein Katalog ist mehr als was sein Name sagt. Er gehört zu den besten bibliographischen Hilfswerken.

Katalog 580 von **Karl W. Hiersemann** (Leipzig, Königstraße 29) ist betitelt: „Der Protestantismus. Zweiter Teil der Theologica-Sammlung von Alex. Wm. Earl of Crawford-Balcarres, Lord Lindsay. „Bibliotheca Lindesiana." Wenn Karl W. Hiersemann einen Katalog schickt, so liest man immer mit einer gewissen Spannung ihn durch. Ist doch immer etwas von Bedeutung darin, vor allem aber weiß man schon vorher, daß die Bearbeitung gut ist. Das gilt auch für den Katalog 580. Gleich Nummer 1, die „Biblia Germanica" 1524 läßt uns aufhorchen: Ein schönes Exemplar zum Preise von 14000 M! Möchte es in gute Hände kommen! Welche Fülle von Wissenswertem bietet uns dieser Katalog in fast einwandfreier Form. Die heilige Schrift kommt in den verschiedensten Sprachen zum Verkauf: Äthiopisch, Englisch, Finnisch, Französisch, Gaelisch, Griechisch, Hebräisch, Holländisch, Italienisch, Koptisch, Kreolisch, Lateinisch, Negro-Englisch, Polyglotten, Rhätoromanisch, Singhalesisch, Syrisch, Tschechisch, Ungarisch. 105 Bibeln sind es, die wir damit kennen lernen. Der Abschnitt „Bibelkunde. Exegese" bringt 180 Nummern. Abschnitt III: Die Reformation ist in Unterabteilungen getrennt: 1. Die Vorläufer der Reformation; 2. D. Martin Luther; 3. Luthers Zeitgenossen; 4. Der Kalvinismus. Er geht bis 738, umfaßt also rund 450 Nummern. Dann folgt ein Abschnitt IV, der besonderes Interesse verdient: Der Protestantismus in Großbritannien und Irland. (1. Book of Common Prayer. Liturgie. 2. Anglikanismus. 3. Schottische Episkopal-Kirche. 4. Presbyterianer. Puritaner. V. Der Protestantismus in Amerika. VI. Monographien zur protestantischen Theologie und Kirchengeschichte.) Damit sind wir bis Nummer 1334 gekommen. Und doch nicht zu Ende. VII. ist christlichen Sonderkirchen. Sekten gewidmet, VIII. den Missionen, IX. bringt Zeitschriften, und all diesem schließt sich ein gutes Register an. Alles in allem: Wieder einmal ein Katalog, der für die einschlägige Literatur weit über die Bedeutung des Alltags hinausgeht.

Bücherbesprechungen.

Kultur des Handwerks. Amtliche Zeitschrift der Ausstellung München 1927 „Das Bayerische Handwerk". 12 Hefte. Dezember 1926 mit Oktober 1927. Selbstverlag der Ausstellung. Druck: „Deukula" München.

Wohl kaum je hat eine Ausstellung eine solch wertvolle Zeitschrift herausgebracht. Inhalt wie Ausstattung sind des vollen Lobes würdig. Man kann ohne Übertreibung sagen: Was hier geboten wird, hat bisher seinesgleichen nicht gehabt. Bekannte Männer von Fach haben ihr bestes gegeben. Die Geschichte des Handwerks ist nach den verschiedensten Seiten behandelt. Schöne, zum Teil wenig oder gar nicht bekannte Illustrationen erfreuen den Leser ganz besonders. Sie werden für kulturgeschichtliche Arbeiten immer nachschlagenswert bleiben. Es ließe sich vieles über den prächtigen Band sagen. Auch Schreib- und Buchwesen kommt in mancher Beziehung zum Wort. Dafür nur einige Beispiele! Der Schreibtisch: Im Artikel Kunsthandwerk und Kunstgewerbe kommt Hans Rose auf ihn zu sprechen. „Er muß in besonderem Sinn als Schöpfung der merkantilistischen Manufaktur angesprochen werden. Den Handwerkern lag es fern, aus dem sachlichen Gebrauchszweck des Schreibens einen eigenen Möbeltyp herzuleiten. Man schreibt an einem gewöhnlichen Tisch, dem allenfalls ein frei beweglicher, kleiner Schreibpult aufgesetzt wird und auf dessen Platte die Schreibutensilien in kecker Unordnung

ausgeſtreut ſind. Auch das Tintenzeug beſteht aus Einzeldingen und dieſe bedürfen nicht einmal des Tabletts. So malt es Carpaccio in Venedig und Holbein in London. Man kannte es nicht anders, auch in fürſtlichen Häuſern nicht. Erſt dem merkantilen Zeitalter war es vorbehalten, den Schreibtiſch mit Schubladen zu behängen, in der Mitte den Kanal für die Beine frei zu laſſen und das Tintengeſchirr, am Tablett befeſtigt, zu einer förmlichen Schreibgarnitur, d. h. zu einer abſcheulichen merkantiliſtiſchen Maſchinerie zuſammenzubauen. Zuweilen wird dem Schreibtiſch dann noch ein Aufſatz beigegeben und das Ganze als ein ſogenanntes „Meuble à deux corps" behandelt." Dieſe kleine Probe, die vielleicht manchen intereſſiert, ſoll nur zeigen, daß auch in Aufſätzen, die nicht direkt dem Buchweſen gewidmet ſind, manch leſenswertes ſteckt. „Über das Gewerbe des Holzſchneiders" finden wir eine beſondere Abhandlung. Der „Augsburger Ornamentſtich und das Handwerk", ein Aufſatz von Albert Hämmerle, ſei beſonderer Beachtung empfohlen. Oberbibliothekar Dr. Otto Hartig behandelt in ſehr inſtruktiver Weiſe „Die Globen in der bayeriſchen Staatsbibliothek und ihre Münchener Meiſter". Otto Hartig beſchreibt uns auch das Buch über Büchſenmeiſterei und techniſche Erfindungen von Criſtof Seſelſchreiber. Aufmerkſam ſei gemacht auf „Ein außbündig und artig neu lied zu ehren und wolgefallen der edler kunſt buchdruckerei" von Paul von der Aelſt. Das Sonderheft Augsburg enthält einen das Buchweſen beſonders betreffenden Beitrag: „Ein ſeltenes und ſeltſames Augsburger Druckwerk". Eine Säkularerinnerung von Oberbibliothekar Dr. Otto Hartig. der außerdem einen Beitrag über den Buchbinder Jakob Krauſe und ſeine Augsburger Zeit beigeſteuert hat. Über den Augsburger Buchdruck im 15. und 16. Jahrhundert handelt im ſelben Heft Dr. Ernſt Darmſtaedter. Über „Eine bayeriſche Druckerei des 16. Jahrhunderts" berichtet ſchließlich Dr. Auguſte Gruber. Dieſe Hinweiſe mögen genügen, um darzutun, daß dieſe Zeitſchrift auch für unſere Leſer weiteſtgehende Beachtung verdient. Nicht genug! Neben den wertvollen Band traten noch die Eligius-Drucke, genannt nach dem Biſchof und Heiligen, dem Goldſchmied Eligius. Der Bücherfreund kann an dieſen Drucken nur ſeine helle Freude haben. Der erſte Eligius-Druck iſt betitelt „Das alte Bayern, dreißig Zeichnungen und achtunddreißig Holzſchnitte aus der Werkſtätte Philipp Apians und Joſt Ammans, beſchrieben und herausgegeben im Jahre 1927 von Otto Hartig, München." Ich habe ſelten ein Buch in der Hand gehabt, das mich ſo feſſelte und ſo befriedigte, wie dieſer erſte Eligius-Druck. Der zweite Eligiusdruck ſteht dem erſten nicht nach: „Das Erbauungsbuch des guten Handwerkers". Emil Barth und Cajetan Maria Freund haben es geſchrieben. Und der dritte Druck „Die Predig von dem Glaßmachen", auch er iſt ein Meiſterwerk. Kein Wunder, hat doch Theodor Heller die Ausſtattung überwacht und die Druckerei „Deukula" (Deutſche Kunſt- und Verlagsdruckerei Graſſinger & Co.) in München die Ausführung in Händen gehabt. So kann das Urteil über die Veröffentlichungen der Ausstellung „Das Bayeriſche Handwerk" zuſammenfaſſend nur lauten: In jeder Beziehung ſind dauernde Werte geſchaffen worden, die nicht zu überſchätzen ſind.

Taſchenbuch für Bücherſammler 1928. Dritter Jahrgang. Verlag der Münchener Drucke. München, Jakob Klarſtr. 5. 8°. 224 S. mit vielen Abbildungen. 5 M.

Mit Recht hat auch der dritte Jahrgang des Taſchenbuchs für Bücherſammler ſeinen Grundſatz nicht verlaſſen, dem „kleinen" Bücherſammler zu dienen. Er will weder wiſſenſchaftliche Aufſätze bringen, noch dem „Bibliophilen" Neues vortragen, ſondern den vielen, die dem Buch „auch" Intereſſe entgegenbringen, in gemeinverſtändlicher Form Aufklärungen geben. Das iſt zweifellos auch bei dem dritten Jahrgang gelungen. Wiſſenswerter Stoff iſt auf den verſchiedenſten Gebieten geboten. Wieder beginnt das Taſchenbuch mit dem Abſchnitt „Vom Bücherfreund". An der Spitze ſteht ein Aufſatz von Dr. Johne, dem Direktor der Sammlungen in Donaueſchingen: Die Grafen und Fürſten zu Fürſtenberg als Bibliophile. Ihm folgen kurze Mitteilungen über Fritz Milkau und Georg Leidinger, ſowie über den Hallenſer Theologen Johannes Ficker. Alle Aufſätze ſind mit den Porträts der betreffenden Männer geſchmückt. Daß Conrad Höfer, der Sekretär der Bibliophilen-Geſellſchaft dieſer Gruppe beigefügt iſt, werden viele Freunde von ihm begrüßen. In der Abteilung „Buchkünſtler" iſt Fritz Hellmuth Ehmcke, Hans Alexander Müller, Alfred Kubin behandelt. In dem Abſchnitt „Vom Buchgewerbler" kommt zuerſt die Reichsdruckerei in Berlin zur Behandlung, dann die Offizin Drugulin in Leipzig, C. G. Röder-Leipzig und die Schriftgießerei J. D. Trennert & Sohn-Altona. Die Abteilung „Vom Buchbinder" orientiert über Jakob Krauſe, über das Jahrbuch der Einbandkunſt, über die Becherſammlung im Deutſchen Buchmuſeum zu Leipzig und über die heutigen Einbandkünſtler. Von den Verlegern wird Artur Meiner, J. P. Bachem, Baedeker,

Hans von Weber, von den Antiquaren und Kunsthändlern C. G. Boerner, Beyer & Sohn, Leo S. Olschki, Henning Oppermann vorgeführt. Für den neuen Jahrgang gilt also dasselbe wie für seine Vorgänger: Reiches orientierendes Material für den Anfänger im Buchsammlungswesen, der dafür recht dankbar ist. Bibliophilie im höheren Sinne oder gar wissenschaftliche Buchkunde liegen dem Taschenbuch fern. Möchte es noch lange Jahre uns „kleinen" Bücherfreunden dienen. Heinrich Alfred Müller.

Literatur über Kunst und Kunstgewerbe.

Schreib- und Buchwesen kann nur der voll verstehen, der Kunst und Kunstgewerbe mit Verständnis und Interesse gegenübersteht. Das veranlaßt uns, auf Wunsch einer Anzahl unserer Freunde, jeder Nummer unseres Archivs für Schreib- und Buchwesen vom neuen Jahrgang ab einen besonderen Abschnitt „Literatur für Kunst und Kunstgewerbe" anzufügen, soweit uns solche vorgelegt wrd. Wir beginnen mit Literatur, die, wie wir vorausschicken können, von größter Bedeutung ist.

Oberrheinische Kunst. Viertelsjahrsberichte der Oberrheinischen Museen. Herausgegeben unter Mitwirkung der Museumsvorstände. Redaktion: Direktion der Städtischen Sammlungen Freiburg im Breisgau. Preis des Jahrgangs 20 M, des Einzelheftes 6 M. Urban-Verlag, Freiburg im Breisgau, Hansastraße 2.

Uns liegt Jahrgang II, 1926/27, vor, ein stattlicher Band von 194 Seiten und 53 Seiten Berichte mit 244 Abbildungen auf 102 Tafeln und 16 Abbildungen im Text, und das alles auf bestem Papier und in bestem Druck. Man kann sich nur wundern, wie diese prachtvollen Hefte zu so billigem Preis möglich sind. Aber auch der Inhalt ist überaus wertvoll. Daß die Schriftleitung durch 4 Verzeichnisse: Künstlerverzeichnis, Ortsverzeichnis, Sachverzeichnis, Verzeichnis der Kunstschriftsteller, dem Benützer wertvollen Dienst geleistet hat, wird jeder beim Gebrauch sofort feststellen. Uns interessiert in erster Linie, was uns über Buchmalerei geboten wird. Zur großen Freude entdecken wir im Sachverzeichnis unser Schlagwort und erfahren zunächst aus dem Mittelalter gar manches, was wir gern hier mitteilen:

1. **Mittelalter.** Buchmalerei des 8.—13. Jahrhunderts, Ausstellung Darmstadt 1927, 187. Tafel 65, Abb. 1;
   Aschaffenburg, Schloßbibliothek. Ausgießung des heiligen Geistes, Evangeliar aus Mainz. Erste Hälfte des 13. Jahrhunderts. 187. Tafel 95, Abb. 2.
   München, Staatsbibliothek, Sakramentar Heinrichs II. aus Bamberg (Cod. lat. 4456, Cim. 60). 81.
   Weimar, Landesbibliothek. Goldinitiale des 10. Jahrhunderts eines Evangeliars aus St. Alban in Mainz. 187. Tafel 95, Abb. 1.
2. **14. und 15. Jahrhundert.** Buchmalerei des 14. und 15. Jahrhunderts. Ausstellung Darmstadt. 189. Tafel 96.
   Berlin, Preußische Staatsbibliothek. Sebastian, Pergamentminiatur aus: Orationum libellus. Herrenalb. 1482/83. 189. Tafel 96, Abb. 1.
   Berlin, Preußische Staatsbibliothek. Französisches (Pariser) Gebetbuch um 1390 1400, 16, 23.
   Französische Buchkunst um 1400 (Motiv des ummauerten Gärtleins) 23.
   Gotha, Herzogliche Bibliothek. Breviarium des Mainzer Administrators Adalbert von Sachsen. Pergamenthandschrift um 1483. 189. Tafel 96, Abb. 2.
   Konstanz, Rosengartenmuseum, Vita St. Augustini, Bilderhandschrift von 1460. Ber. 23 f. Tafel 73.
   Laurin von Klattau, Hasenburgisches Missale. 1409. 16.

Bequemer kann man uns die Benützung nicht machen. Baukunst, Plastik, Malerei, Glasmalerei, Keramik, Ikonographie usw. sind ebenso übersichtlich behandelt. Und dazu die vielen prächtig gelungenen Abbildungen von wirklichem Wert. Nicht ein bunt zusammengewürfeltes Bildermaterial, sondern sorgsam ausgewählte Abbildungen, die zur Sache gehören.

Alles in allem können wir Verlag und Herausgeber nur beglückwünschen zu dieser in jeder Beziehung hocherfreulichen Leistung und möchten unsern Lesern dringend ans Herz legen, daß sie solche Arbeit durch möglichst viel Abonnements unterstützen. Die Herstellung ist sicherlich nicht billig. Es gehört schon ein ganz Teil Idealismus dazu, solche Publikationen herauszubringen. Wir werden jeweils auf die Hefte zu sprechen kommen und unsere Leser auf dem Laufenden halten.

Jahrgang 2 Nr. 2 Juli 1928

ARCHIV FÜR SCHREIB- UND BUCHWESEN

Herausgegeben von

Professor Dr. Albert Schramm-Leipzig



Heckners Verlag, Wolfenbüttel
1928

INHALT.

Bezugspreis: (jährlich 4 starke Hefte) Mark 12.— postfrei.
(Auch durch die Buchhandlungen zu beziehen.)

ARCHIV FÜR SCHREIB- UND BUCHWESEN

SCHRIFTLEITUNG: PROFESSOR DR. ALBERT SCHRAMM
LEIPZIG, SÜDSTRASSE 72

2. Jahrgang | Nr. 2 | Juni 1928

Ueber ein Blatt eines Karolingersakramentars aus der Fuldaer Schreibschule.

Von Prof. Dr. Carl Scherer.

Die Landesbibliothek zu Fulda besitzt in ihrer Kleinquart-Handschrift Aa 136 einen Liber exequialis, der in seinem ersten Teil die Vigilien für die Verstorbenen, das Officium missae usw. für sie enthält. Voran steht ein Kalender für die Jahre 1470—1567, der durchaus Fuldaisches Gepräge hat. Ein zweiter Teil, nur stückweise von demselben Schreiber wie der erste herrührend, bringt Vorschriften über das Noviziat, über den Profeß der Mönche, einen Ordo über das Sakrament der letzten Ölung u. a. m. Am Schlusse des ersten Teiles heißt es: Explicit ordinarius mortuorum 1491 und dann weiter Bl. 64 r. unten: In die Johannis ante portam latinam completos atque ligatos est iste liber per fratrem Johannes hennick professum in Monasterio Sancti Andree apostoli Novimontis nuncupati prope Fuldam Anno Millesimo quingentesimo secundo. Qui legis in isto libro Ora propter deum pro anima eius psalmum de profundis vel unam commendationem mortuorum.

Ein Professe des Klosters Neuenberg, das direkt gegenüber Fulda, nur durch den gleichnamigen Fluß von ihm getrennt, lag, hat also einen 1491 von einem Unbekannten abgeschlossenen Liber exequialis elf Jahre später kopiert und das Ganze, dem gleich noch einige Blattlagen zu späterem Beschreiben beigegeben wurden, gebunden.

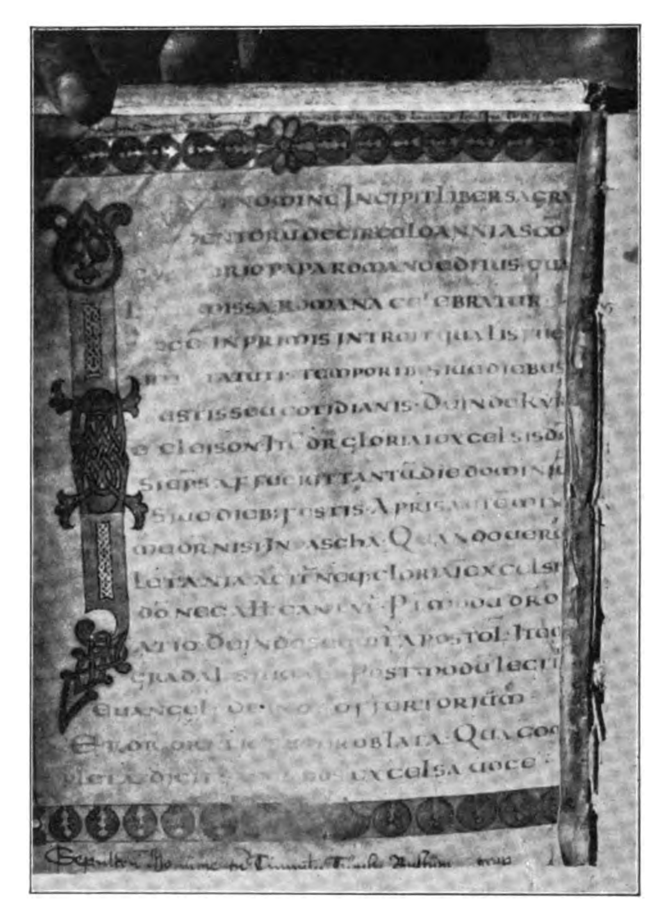
Der jetzige Einband ist von Holz und mit glattem Pergament überzogen. Vertiefte Linien feldern das Ganze. In der Mitte steht ein ziemlich kleines Mittelfeld, mit dem Muster eines Plattenstempels ausgeziert, herum laufen mehrere Borden, die, meist in Rollenstempelpressung, stilisierte Pflanzen, antikisierende Medaillons und biblische Persönlichkeiten oder Darstellungen (wie Moses, die eherne Schlange, die Kreuzigung Christi usw.) darbieten.

Fuldaer Lokalpatriotismus möchte gern diesen heutigen Einband für den alten Neuenberger halten. Indessen ist das nicht möglich. Es handelt sich hier um eine ausgesprochene Renaissancearbeit, und die ist, ebenso wie die Verwendung des glatten Pergaments für das Jahr 1502, nicht denkbar.*) Man muß deshalb eine Neubindung annehmen, die etwa um 1550 ausgeführt ist und sicher auch in oder nahe bei Fulda. Damals müssen weitere Bogen hinzugekommen sein, so die Blätter am Schluß, die u. a. ein Regi-

*) Loubier: Der Bucheinband. 2. Aufl. (Leipzig 1926) S. 89 und 198 ff.

strum praesentiarum maioris ecclesiae Fuldensis (des Domes) enthalten, und vorn ein Blatt mit Noten, als deren Schreiber ſich ein Georgius Graſch Salmons. (d. i. aus Salmünſter) nennt.

Die Handſchrift würde kaum von beſonderer Bedeutung ſein, höchſtens für Fulda als Fuldenſe nach Entſtehung und Einband. Ihren Wert erhält ſie



Nach Aufnahme von Sigrit Büttner-Fulda

erſt durch ein pergamentenes (nicht eingeklebtes!) Vorſatzblatt, deſſen Vorderſeite leider abgebimſt und neu beſchrieben, deſſen Rückſeite aber bis auf die ſtark beſchnittenen Ränder intakt iſt. Ein goldener Rahmen, verziert mit kleinen goldornamentierten Runds in grauviolettem Farbton, umläuft das Blatt, das in goldener Unzialſchrift des 9. Jahrhunderts, alſo beſter Karolingiſcher Zeit, den Anfang eines Sakramentartextes bietet. Er beginnt: JN XPI NOMINE JNCIPIT LIBER SACRAMENTORUM DE CIRCULO ANNI A SCO GREGORIO PAPA ROMANO EDITUS QUALITER MISSA RO-

MANA CELEBRATUR usw. und endet mit den Worten: DICIT SACERDOS EXCELSA UOCE am Schluß der Seite.

Wir haben ein Fragment einer Prachthandschrift eines Sakramentars vor uns, leider nur ein Fragment. Wundervoll ist die Goldschrift, vor allem das erste J, das als fast seitenhoher Randinitial ausgebildet ist, ein 1,2 cm breiter goldener Stamm, rot umrissen, oben in eine Art von Bekrönung, unten in eine geschwungene Spitze auslaufend; diese wie jene in verschlungenem grauvioletten Bandornament gebildet. Durch eine ebensolche 3,5 cm hohe Riemenverschlingung wird der Schaft des J in der Mitte durchbrochen; die beiden goldenen Hälften führen in oblongen Feldern zierliches Flechtmuster, welches in weiß auf dunkelbraunem Grunde ausgespart ist.

In der Leipziger Stadtbibliothek liegt eine Handschrift XCX, die ein auf der Reichenau geschriebenes Evangeliar enthält. Diesem sind vorgebunden sechs Blätter eines Sakramentartextes in Kapital- und Unzialbuchstaben des 9. Jahrhunderts. Auch sie sind nur ein Fragment, das bis zum Beginn des Kanons der Messe reicht, und in dem das den Titel und die Einleitung enthaltende erste Blatt fehlt.

In einem zuerst Leipzig 1912, in zweiter textlich unveränderter Auflage 1923[1]), erschienenen Werke „Die Buchmalerei in St. Gallen vom 9. bis zum 11. Jahrhundert“ hat ein junger Kunsthistoriker, der im Weltkrieg leider gefallen ist, Adolf Merton, auch das Leipziger Bruchstück behandelt und die Möglichkeit angedeutet, daß es einst auf der Reichenau oder in Konstanz beheimatet gewesen sei. Es entging Merton nicht, daß der Initial des Fuldaer Blattes hinsichtlich seines künstlerischen Charakters in enger Verwandtschaft mit dem Leipziger Sakramentar stehe, und so war er geneigt, das Fuldaer Stück als das dem Leipziger Fragment fehlende erste Blatt anzusehen, wobei er die Behauptung aufstellte, daß der Fuldaer Codex Aa 116 ursprünglich auch in Konstanz gelegen habe.

Bei einer Besprechung der ersten Auflage des Mertonschen Buches (Frankfurter Zeitung v. 3. August 1913) äußerte ich meine Bedenken gegen die Hypothese, daß unser Fuldaer Blatt und die Leipziger Blätter zu ein und derselben Handschrift gehört hätten, und wies darauf hin, daß der Fuldaer Codex Aa 116 nach seiner Provenienz durchaus auf Fulda deute, nimmermehr aber für eine Orientierung nach dem Bodensee in Betracht kommen könne. Es ist schlechterdings nach dem, was damals in der Frankfurter Zeitung und eingehender jetzt oben, unter voller Herausarbeitung des Fuldaer Ursprungs, ausgeführt worden ist, nicht zu verstehen, wie Merton, der doch die Handschrift Aa 136 gekannt haben muß, sie aus ihrer Verbundenheit mit Fulda hat herausreißen können.

Neuerdings hat Adolf Schmidt in der „Festschrift zum 250 jährigen Jubiläum der Leipziger Stadtbibliothek“ (Leipzig 1927), in der er „Das Reichenauer Evangelistar, Hdschr. CXC der St. B. zu Leipzig“ untersuchte, mit voller Sachkenntnis auch die von Merton zuerst aufgeworfene Frage nach dem Zusammenhang des Leipziger Sakramentarfragments mit dem Fuldaer Blatt wiederum behandelt und die von mir früher ausgesprochene Vermutung, wie ich glaube, zur Gewißheit erhoben. Er stellt zunächst nach Au-

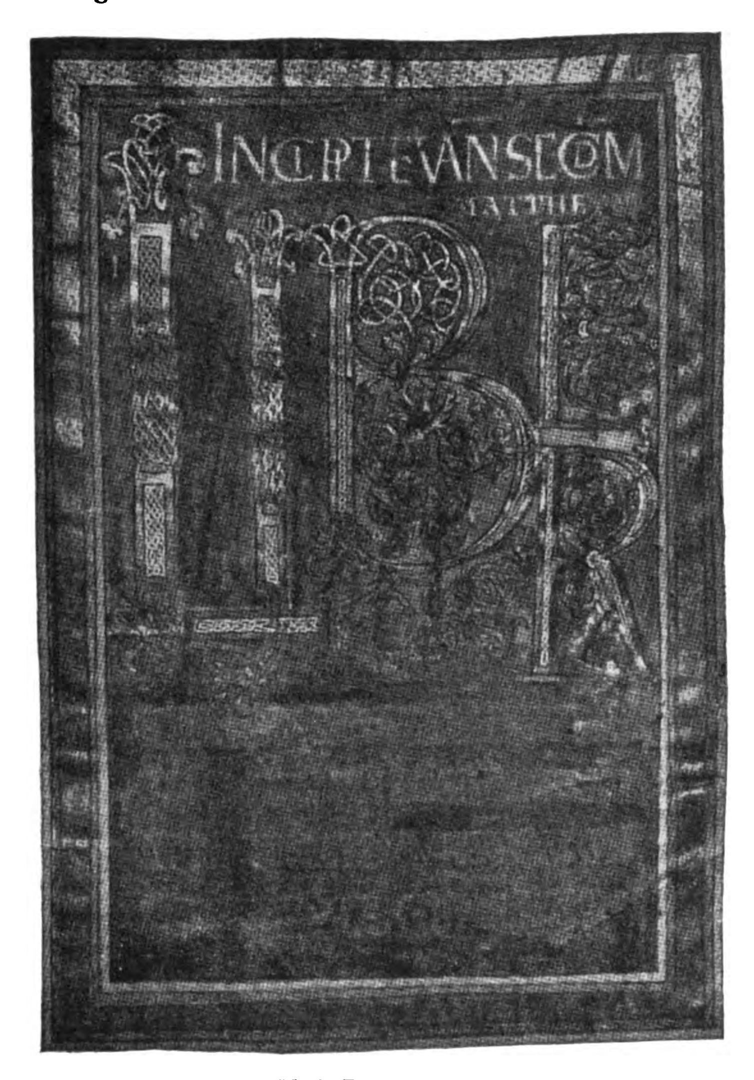
[1]) Eine farbige Tafel des Fuldaer Blattes ist hinzugekommen.

topſie der Leipziger Blätter feſt, daß in der Formung der Buchſtaben zwiſchen jenen und dem Fuldaer Fragment kleine Verſchiedenheiten ſind. Man pflegt aber nicht, ſagt Schmidt a. a. O. S. 15 mit Recht, bei derartigen Manuſkripten ſofort auf der zweiten Seite den Schreiber zu wechſeln. Das Fuldaer Blatt endet mit den Worten dicit sacerdos excelsa voce, das erſterhaltene Leipziger beginnt mit Dominus vobiscum. Die unbedingt erforderlichen, dazwiſchen gehörenden Sakramentarsworte Per omnia saecula saeculorum Amen fehlen alſo und die Blätter ſchließen ſomit textlich nicht aneinander an. Nun könnte man vermuten, und Schmidt hat es getan, daß die abgebimſte Seite des Fuldaer Blattes urſprünglich Blattrückſeite geweſen ſei und daß auf ihr die Fortſetzung geſtanden habe. Es iſt herzlich wenig von der abgeriebenen Schrift heute noch zu leſen, dies wenige von mir entzifferte aber hat mit einem Sakramentartext nichts zu tun (Schmidt S. 15) und zudem iſt es nicht golden, ſondern mit gewöhnlicher Tinte, und nicht in Unziale ſondern in Minuskel des 9./10. Jahrhunderts geſchrieben. Man nimmt aber doch nicht gleich auf der zweiten Seite eine andere Schriftart als auf der erſten. Zudem — meine ich —, hätte wirklich auf dem abgeriebenen Fuldaer Blatt Sakramentartext geſtanden, ſo würde man ja, bei der Annahme, daß die Leipziger Blätter zu ihm gehörten, zweimal dieſelben Worte haben ſchreiben müſſen. Nein, die erſte Seite des Fuldaer Fragments war zuerſt freigelaſſen und wurde erſt ſpäter zu drei Vierteln beſchrieben mit irgendwelchem anderen Texte. So iſt's auch ſonſt oft gemacht worden.

Schließlich geht Schmidt auf die Faſſung des Textes ſelbſt ein, die ja in dieſer frühen Zeit in Sakramentaren nicht überall die gleiche war. Nach ſeinen Unterſuchungen weichen die Leipziger Worte von dem ſogenannten Authenticum, der in Aachen verwahrten Urſchrift, ab und können deshalb in der Reichenau, wo man dieſes angenommen hatte, kaum entſtanden ſein. Aber auch das Fuldaer Blatt gibt, ſoweit ſich aus dem beſcheidenen Stück ſchließen läßt, weder die Feſtſetzung des Authenticum wieder noch die von Alkuin vorgenommene Überarbeitung.

In der Univerſitätsbibliothek zu Göttingen liegt ein bildergeſchmücktes Sakramentar, das man jetzt nach Vonderaus Ausführungen (16. Veröffentlichung des Fuldaer Geſchichtsvereins S. 37—38) wohl etwas früher anſetzen muß, als es Zimmermann tat, alſo etwa um 950, in beſte Ottoniſche Zeit. Nach Beißel hat ſich E. Heinrich Zimmermann in ſeinem Werke „Die Fuldaer Buchmalerei in karolingiſcher und ottoniſcher Zeit“ (Kunſtgeſchichtl. Jahrbuch der K. K. Zentral-Kommiſſion 1910. Ich benutze den Sonderabdruck) eingehend mit dieſer Handſchrift beſchäftigt. Zwei Jahre ſpäter (1912) haben Gregor Richter und Albert Schönfelder ſie in den „Quellen und Abhandlungen zur Geſchichte der Abtei und der Diözeſe Fulda“ Bd. 9 (mit 43 Tafeln) herausgegeben. Dieſer Codex iſt ein Werk der Fuldaer Schreiberſchule und in verſchiedener Hinſicht für uns vom größten Werte. Schmidt vergleicht das Fuldaer Blatt mit ihm nach der liturgiſchen Seite hin und findet zwiſchen den beiden Niederſchriften enge textliche Verwandtſchaft. Er hält es deshalb für durchaus wahrſcheinlich, daß die Handſchrift, zu der es gehörte, früher der Abtei Fulda gehört hat und daß ſie als Vorlage des Fuldaer Sakramentars in Göttingen benutzt worden iſt, an Alter etwa 100 Jahre vor dieſem ſtehend.

Die karolingiſchen Sakramentare ſind ſpäter zum großen Teil verſchwunden, weil ſie überflüſſig wurden, als man die früher, jedes einzeln für ſich benutzten liturgiſchen Bücher zum Miſſale zuſammenfaßte.



Nach Zimmermann

Wo iſt nun das Sakramentar, das unſer Blatt enthielt, entſtanden? Sicher nicht in St. Gallen, auf der Reichenau oder in Konſtanz. Der Charakter des großen Initialen verweiſt es in die Gruppe der Buchkunſt, die wir als frankoſächſiſch bezeichnen. Sie hat den Norden von Frankreich in der Zeit Carls des Kahlen († 877) zur Heimat und iſt von dort namentlich in ver-

brüderte Klöster übertragen worden. Eine bestimmtere Bezirksumgrenzung vermögen wir heute noch nicht zu geben. Der verstorbene Leitschuh dachte, als ich mit ihm vor langen Jahren über das Fragment sprach, an Tours als Heimat. Gewiß, der Einfluß von Tours auf Fulda war früh und dauernd, man denke nur an Hrabanus Maurus und seine Beziehungen nach dort.

Aber warum ein Touronisches Erzeugnis und seine Wanderung nach Fulda annehmen, wenn eine näher liegende Lösung möglich ist. Zimmermann untersucht in seinem Buche eingehend ein Evangeliar der Berliner Staatsbibliothek, das unter dem Namen Codex Wittechindeus jetzt bekannt ist; er weist die enge Verwandtschaft mit dem Göttinger Sakramentar nach und stellt es überzeugend zur Fuldaer Malerschule. Ich habe den Wittechindeus nicht im Original gesehen, aber was Zimmermann aus ihm nachbildungsweise gibt und erläutert, ist meines Erachtens zur Entscheidung unserer Frage genügend. Die dort wiedergegebenen Initialen — zum besonderen Glück bietet Figur 25 auch ein L und ein J zum Vergleiche — stehen unserem J ganz nahe. Der goldene Initialstamm mit Miniumkontur dort wie hier, die Endigungen in Bandverschlingung sehr ähnlich, das kettenartige Geflecht als Ziereinlage des Schaftes genau dasselbe. Wenn aber Zimmermann die Unterbrechung des Initialstammes in der Mitte und die Verknüpfung der beiden Hälften durch eine Riemen- oder Bänderverschlingung als ganz besonders charakteristisch für die in Fulda geübte Initialbehandlung bezeichnet*) und wir sie im Wittechindeus und ganz genau so in dem J unseres Blattes sehen, so kann kein Zweifel sein, daß letzteres auch nach Fulda zu setzen ist. Im Wittechindeus ist alles entwickelter, man kann auch sagen manirierter; im Blatte des Liber exequialis klarer und einfacher. Letzteres ist ein Anfang, jener eine um 100 Jahre später liegende Weiterentwicklung. Dankbar erinnere ich mich des längst dahingegangenen einstigen Altmeisters der Paläographie, Ludwig Traube, der vor etwa 25 Jahren die Codices der Landesbibliothek durchstöberte, wozu mir, dem eben erst nach Fulda gekommenen, der Dienst noch keine Zeit gelassen hatte. Er fand dabei das Blatt, in dem ich ein Fragment des ältesten uns bekannten Fuldaer Sakramentars sehe.

* * *

*) Man vergleiche auch dazu, was Zimmermann a. a. O. S. 34—35 über das in Fulda entstandene Aschaffenburger Lektionar sagt, das 16mal die Initiale J bietet: „Die Initialen sind stets golden mit Miniumkontur gegeben; . . . . . Das Hauptcharakteristikon ist die Unterbrechung des Initialstammes in der Mitte durch einen vielfach verschlungenen Riemenknoten, der ungefähr ein Drittel der Initiale ausmacht und den oberen Teil der Initiale mit dem unteren verbindet. Diese bestehen aus goldenen Bändern, die ein auf braunem Grunde ausgespartes Flechtwerkmuster von länglich rechteckiger Form umschließen und an den Enden in Verschlingungen auslaufen." Und dazu halte man nun die Beschreibung oben S. 52—53.

Schriftprobleme aus Elam.

Von Ferdinand Bork.

Ehe ich an einige Probleme der elamischen Keilschrift herangehen kann, muß ich einige Bemerkungen vorausschicken, da das Wissen unserer Gebildeten um den Alten Orient eher ab- als zunimmt. Es ist in weiten Kreisen fast unbekannt, daß die Funde von Sousa und von Boghazköi grundstürzende und grundlegende Änderungen unserer Auffassung von der ältesten Geschichte gebracht haben. Nicht nur sehen wir immer klarer, daß begabte Völker am Werke sind, Gedanken zu schaffen und diese über den Erdball hin zu verbreiten, wir nehmen auch Völkerwanderungen größten Ausmaßes wahr, die, von Europa ausgehend, die Reiche des Ostens in Trümmer legen und neue Staatsgebilde schaffen, die zum Teile noch heute bestehen. Als etwa von 2000 v. Chr. an die Inder den Kaukasus überschritten,[1]) setzten sie um 1750 das Volk der Kaspier in Bewegung, das etwa im heutigen persischen Azerbaidschan gewohnt haben mag. Die Kaspier überfluteten Akkad,[2]) und eine indische Welle drückte das Reich Assur zu völliger Bedeutungslosigkeit herab. Sogar die Hauptstadt Ninua ging an die Inder verloren, die im nördlichen Mesopotamien und im südlichen Armenien ein Heerkönigtum gegründet hatten. Die Kaspierflut überdeckte aber auch das Reich Elam, das seit uralter Zeit im Zagrosgebirge etwa im Bereiche der heutigen persischen Landschaften Luristan, Chosistan und Fars bestand und vermutlich weite Gebiete im Innern Irans einnahm. Elam, das schon vor der indischen Wanderung eine große Rolle im Völkerleben Vorderasiens gespielt hatte, erstarkte gar bald und erlebte etwa von 1300—1140 v. Chr. eine reiche Kulturblüte, die durch die Eroberung des Landes durch Nabukudrossor I von Akkad (1146—1123) ein jähes Ende fand. Bis zu den Griechen war der Ruhm dieser elamischen Renaissance gedrungen, und sie lassen Memnon, den Sohn des Tithonos und der Eos, — wir wissen heute, daß der elamische König Humbannumena gemeint ist — Priamos mit seinen Scharen zu Hülfe kommen.

Aber auch die Zeit der babiläischen Fremdherrschaft ging zu Ende. Um 900 herum beginnt das Land Elam sich wieder zu regen und in die Geschicke Vorderasiens einzugreifen. Es begann mit Assur um Akkad zu kämpfen. Innere Zwistigkeiten führten aber dazu, daß das Land unter Assurbanapal von Assur (668—627) seine Selbständigkeit verlor, und daß die Oberschicht des Volkes in die Gefangenschaft weggeführt wurde. Was übrig blieb, ward eine leichte Beute der Perser, die im neunten Jahrhunderte, dem Wege der Inder folgend, den Kaukasus zu überschreiten begannen, die Inder nach Osten abdrängten und nach Südosten vordrangen. Im Perserreiche lebte aber das elamische Volk immer noch als Kulturmacht weiter. Man kann es daraus ersehen, daß die Inschriften der Achamanidenkönige sowohl in

[1]) Vgl. G. Hüsing: Die Inder von Boghazköi (Baudouin de Courtenay Festschrift, "Prace Lingwistyczne".) Krakau. 1921. S. 151—162, und derselbe: Die Wanderung der arischen Inder. (Tagungsber. d. Dt. Anthropolog. Ges. 48. Versammlung.) Salzburg. 1926. — Wien. 1927. S. 120—124.

[2]) Die beiden Staaten des Zweistromlandes sind Assur im Norden mit der Hauptstadt Ninua und Akkad im Süden mit der Hauptstadt Babel.



perſiſcher und akkadiſcher als auch in elamiſcher Schrift und Sprache abgefaßt waren.

Den Typ der elamiſchen Keilſchrift kennen wir aus einer Strichinſchrift etwa aus dem Anfange des dritten Jahrtauſends v. Chr., aus einer Reihe von Inſchriften in Keilſchrift der Renaiſſancezeit (1300—1140), aus ſolchen der neuelamiſchen Herrſcher (900 v. Chr. ff.), und der Chosizeit der Achamanidenkönige. Dazu kommen noch einige Briefbruchſtücke aus Aſſurbanapals Tagen und die Kladde eines Geſchäftshauſes aus Souſa ſchon aus perſiſcher Zeit.

Die elamiſche Keilſchrift iſt eine Abart der altakkadiſchen. Sie iſt eine Silbenſchrift mit Determinativen und eingeſtreuten Ideogrammen, die nach der ſpäteren Zeit zu an Häufigkeit zunehmen. Durch rückſichtsloſe Vereinfachung verwickelter Zeichen und durch allmähliche Ausmerzung der Doppelformen der alten Vorlage wurde nach und nach die Schrift verbeſſert. Als Nebenergebnis trat das Fünfvokalſyſtem zutage, deſſen Kenntnis wir G. Hüſings Scharfblicke verdanken. Im Gegenſatʒ zur akkadiſchen Schrift, die ſchon früh auf die Dreivokaligkeit *(a, i, u)* zuſteuerte, behält die elamiſche die fünf Vokale *a, e, i, o, u* bei und entwickelt für die Stoßlaute je fünf Silbenbeginner und zwei bis drei Silbenſchließer, z. B. ***ka, ke, ki, ko, ku; ak, (i)k, uk.*** Um dieſes Ergebnis zu erzielen, mußte man freilich noch weiter vereinfachen. Als altkaukaſiſche Sprache hatte das Elamiſche in den Stoßlautreihen nur ſtimmloſe Laute, alſo nicht wie wir neben dem ſtimmloſen ***k*** ein ſtimmhaftes ***g,*** ſondern etwa neben ***k*** ein ***k'*** oder ***k‘*** oder ***kch*** oder die ſtimmloſe Media. Auf die Unterſcheidung ſolcher Laute mußte die Schrift verzichten. So können wir niemals mit Gewißheit ſagen, welcher ***k***-Laut gegebenen Falles durch ein elamiſches ***k***-Zeichen ausgedrückt werden ſoll. Das iſt im Grunde auch nicht ſo wichtig, da wir uns gelegentlich auch mit ſolchen unbeſtimmten Lautandeutungen begnügen. Wir ſchreiben z. B. ein *ch* in machen und Mamachen, und es ſind doch zwei recht verſchiedene Laute.

Ein weiteres Problem der elamiſchen Keilſchrift iſt, wie ſie Laute auszudrücken beſtrebt iſt, die ſich durch Keilſchriftzeichen nicht unmittelbar wiedergeben laſſen. Wenn „der König" einmal *sukir,* ein anderes Mal *sunkir* geſchrieben iſt, ſo darf man wohl vermuten, daß hier ein naſaliertes *u,* ein *ũ* vorliegt. Ebenſo hat Hüſing in ſeinen „Einheimiſchen Quellen zur Geſchichte Elams I.", Leipzig, Hinrichs, 1916, S. 91 f. Beiſpiele zuſammengeſtellt, wie man Laute ausdrückt, die man als Abwandlungen des lateralen *l* bezeichnen kann.

Neben dieſen inneren Problemen des Keilſchriftſyſtemes gibt es in Elam aber noch andere, die zum größten Teil ihrer Löſung harren. Die Ausgrabungen der Franzoſen in Souſa haben allerlei Überraſchungen zutage gefördert. Es fanden ſich Steininſchriften aus dem dritten Jahrtauſend v. Chr. in einer ſeltſam ſtiliſierten Strichſchrift, deren Sprache, wie mir ſcheint, kein reines Elamiſch, ſondern eine Mundart ſein dürfte. In meiner Schrift „Die Strichinſchriften von Souſa", Leipzig, Hahn & Seifarth, 1924, habe ich die Weſensart dieſer Schrift zu deuten verſucht.

Ferner fanden ſich eine Reihe von Täfelchen in einer ganz unbekannten Keilſchriftart, die noch der Entzifferung entgegenſieht. Die erſten Tafeln

hat V. Scheil in Bd. VI der Mémoires de la Délégation en Perse, Paris, 1905, herausgebracht.

Berückſichtigt man weiterhin, daß die nordweſtindiſchen Funde in Mohendſcho Daro und Harappa noch unentzifferte Keilſchriften in Indien geliefert haben, ſo gewinnt das vorperſiſche Iran, alſo Elam, als Durchgangsland für die Geſchichte der Wanderungen der Schrift eine ungeahnte Bedeutung. Zu dieſem Zwecke iſt aber eine umfangreiche Ausgrabungstätigkeit in Iran erforderlich, die hoffentlich bald einſetzen und das Privileg der Franzoſen beiſeiteſchieben wird.

In der Hauptſtadt Elams, in Souſa, wurde auch akkadiſch geſprochen und geſchrieben. Die zahlreichen Einfälle hin und her mußten in der Hauptſtadt eine fremde Bevölkerung anſäſſig werden laſſen. Es ſpricht auch manches dafür, daß dieſe Schicht einen Ausgleich zwiſchen Elamier- und Akkadertum darſtellt. Das Folgende möge zeigen, wie ſich die beiden Beſtandteile gegenſeitig durchdrungen haben.

In Band XIII der Revue d'Aſſyriologie hat V. Scheil ſieben Grabtäfelchen aus Souſa veröffentlicht, die in akkadiſcher Sprache abgefaßt ſind. Dieſe ungebrannten Täfelchen in ſchwer lesbarer Schrift und in einer von Schwierigkeiten wimmelnden Sprache ſtellten die größten Anforderungen an den Scharfſinn des Entzifferers. Wohl niemand könnte dieſe Aufgabe beſſer bewältigen, als Scheil ſie bewältigt hat. Dieſe Urkunden gewähren einen Einblick in die Vorſtellungen etwa des 6. bis 8. vorchriſtlichen Jahrhunderts vom Leben nach dem Tode. Keins der Täfelchen nennt den Namen des Toten. Aber dieſer tritt entweder ſelbſt redend auf oder ſeine Angehörigen ſprechen ihre Sorgen und Wünſche aus, die ihn betreffen. Nach dieſen Texten iſt es nicht ſo einfach, Bürger der Unterwelt zu werden. Der Tote muß zunächſt das Grab „überſchreiten". Zwei Götter, Iſchnikarab und Lagamal, führen ihn vor die Enunaki (!), die ihres Richteramtes walten. Alles dies wird nicht ausgemalt, ſondern nur flüchtig angedeutet. Man erfährt nichts über das Verfahren der Totenrichter; nur wird gelegentlich angegeben, daß ſich der Tote auf ſeine Fürſprecher verläßt, anſcheinend Götter, denen er in dieſem Leben Verehrung gezollt hat. Dieſe Fürſprache betrifft aber anſcheinend in erſter Linie die Verpflegung des Toten in der Unterwelt. Ein Gott, der den akkadiſchen Namen *Muſchekili,* d. i. „Ernährer", führt, hat dafür zu ſorgen. Wein, Öl (in Nr. 1, Z. 14, wird wohl ſtatt *ſchamma,* das Scheil mit „Gras" wiedergibt, *ſchamna* „Öl" gemeint ſein), klares Waſſer, und auch feſte Nahrungsmittel wie Fleiſch und Getreide (jedoch beides nicht recht ſicher) werden genannt. Das Leben in der Unterwelt iſt alſo im Grunde eine gleichartige Fortſetzung des diesſeitigen.

Der Hauptfürſprecher der Toten iſt der dreimal genannte, von Scheil ***Schu-gur-na-ak*** geleſene Gott. Es iſt mir nicht zweifelhaft, daß der Entzifferer dieſe vier Zeichen, die jeder Akkadiſt ſo umſchreiben würde, richtig geſehen hat. Da es aber keinen Gott dieſes Namens gibt — wenigſtens iſt er bisher nicht zum Vorſcheine gekommen — ſo hat Scheil an ſeiner Leſung gezweifelt und die Leſung ***Schu-si-na-ak*** erwogen, freilich nachher abgelehnt. Die Zeichen *gur* und *si* ſind einander ähnlich, und Delitzſch führt in ſeinen „Aſſyriſchen Leſeſtücken", Leipzig 1900, auf

Seite 124 unter Nr. 85 eine neuakkadiſche Form des *si* auf, die in allem Weſentlichen als *gur* gelten könnte. Aber nicht die Verwechſelbarkeit der Zeichen hat Scheil veranlaßt zu ſchwanken, ſondern die Überlegung, daß hier wirklich nur der Hauptgott der Stadt Souſa, *In-Schu-schi-na-ak (In-Su-usch-na-ak)*, „Der Herr von Souſa", gemeint ſein könnte, der unendlich oft in den Bauinſchriften der elamiſchen Renaiſſancezeit zu finden iſt.

Dieſer Grund iſt für mich durchſchlagend, und ich möchte trotz der klaren Form des *gur* mich doch für die Leſung *si* entſcheiden. Da auf den Grabtäfelchen das fragliche Zeichen viermal vorkommt, ſo iſt natürlich eine einmalige Verwechslung ausgeſchloſſen; dagegen wird es ſich um eine örtliche Schriftart handeln, die regelmäßig dem Zeichen *gur* den Lautwert *si* zuweiſt. Für dieſe Möglichkeit dürfte eine von mir ſoeben gemachte Beobachtung an den „Strichinſchriften" ſprechen. Die Entzifferung dieſer geht von den beiden Namen (In-) Schuſchinak und Schuschun aus. Als ich meine Schrift über dieſe Urkunden abfaßte, habe ich wiederholt über die Möglichkeit nachgedacht, das in dem erſten Namen an Stelle des *schi* vorkommende Zeichen Nr. 15 (Seite 21) von dem altakkadiſchen Zeichen *gur* (vgl. F. Thureau-Dangin, Recherches. S. 11 Nr. 53, erſte Form) abzuleiten, ließ den Gedanken aber fallen, da ich, trotzdem mir die Ähnlichkeit der beiden Zeichen *gur* und *si* geläufig war, doch keine Brücke von *gur* zu dem Lautwerte *si* fand. Jetzt aber, nachdem mir Scheils Aufſatz über die Grabtäfelchen zu Geſichte gekommen iſt, ziehe ich meine frühere Ableitung meines Zeichens 15 zurück und entſcheide mich für die Herleitung aus dem Zeichen *gur*, das den Lautwert *si* habe. Ich leſe alſo jetzt die fragliche Strichſchriftgruppe Schuschinak als *Lu(w)-si-ma-ak*. Das erſte Zeichen beginnt mit dem lateralen *l*.

Die ältere Abart der Keilſchrift auf elamiſchem Boden dürfte alſo in der Weiſe nachgewirkt haben, daß ſogar in Urkunden in akkadiſcher Sprache ſtatt eines *si* regelmäßig das Zeichen *gur* verwendet werden konnte. —

Auf dem Grabtäfelchen 6 kommt zweimal ein Zeichen vor, das der Entzifferer zweifelnd mit *usan* zuſammenſtellt. Er erwägt auch die Herleitung von *zag* und *kir*, wenn ich ihn recht verſtehe. Meiner Meinung nach ſind alle drei Vorſchläge unannehmbar. Das fragliche Zeichen kommt vor in dem Namen *Schu-si(?)-x* . . . und *Ba-asch-di-x*, von denen der erſtere leider unvollſtändig iſt. Da es aber in beiden Fällen auf ein auf *i* ausgehendes Zeichen folgt, ſo möchte ich auf ein ſilbenſchließendes Zeichen raten, das mit *i* beginnt. Es käme m. E. als nächſtverwandtes Zeichen nur das neuelamiſche *in* in Betracht, das ſeit Aſſurbanapals Tagen in Souſa die Form hat. Eine Wanderung des mittelſten Keiles nach rechts iſt m. E. durchaus im Bereiche der Möglichkeit, wie es der Befund an den elamiſchen Tontäfelchen nahezulegen ſcheint (vgl. dazu F. H. Weißbach, Suſiſche Thontäfelchen in Beiträge zur Aſſyriologie. IV. S. 168–201, und derſelbe: Die Keilinſchriften der Achämeniden. [Vorderaſiatiſche Bibliothek.] Leipzig. 1911. S. LXXX. Nr. 72).

Zu beachten ist jedenfalls, daß das Zeichen der Grabtäfelchen und das *in*-Zeichen je acht Keile enthalten.

Anscheinend liegt hier ein zweiter Fall vor, daß die einheimische Schrift auch ein Zeichen der in Sousa geschriebenen neuakkadischen beeinflußt hat.

Der erste Fall aber ist wichtiger; er zeigt, daß die Bedeutung der Schriftzeichen in Elam nicht immer die gleiche ist wie in Akkad. Das war uns Elamisten auch schon vorher bekannt, hatte z. B. doch schon G. Hüsing längst für das Zeichen *la* die Bedeutung *hir* festgestellt. Aber jede neue Beobachtung solcher Art ist willkommen, da sie ein Baustein für die Geschichte der Schrift ist, die in Elam vielfach andere Wege gegangen ist als in Akkad.

Anderseits aber lehren solche Abweichungen von gewohnten Bahnen, daß es nicht richtig ist, sich in jedem Falle auf die akkadische Bedeutung eines Zeichens festzulegen, wenn gewichtige Gründe eine andere nahelegen. Ich möchte hier noch daran erinnern, daß V. Scheil auf Grund einer Schreibung *Ha-ta-am-ti* irrtümlich die gut begründete Lesung des Namens „Elam" als *Ha-pir-ti* wegfegen zu können vermeint hat. Man wolle zu dieser Frage vergleichen G. Hüsing, Die einheimischen Quellen usw. S. 89–91.

Pariser Bibliotheksausstellungen.

Von Ernst Crous, Berlin.

Als für einige Tage das Ausscheiden Roland Marcels aus der Leitung der Bibliothèque Nationale zu drohen schien*), rühmten die Zeitungen an diesem „right man in the right place", der die Bibliothèque Nationale aus dem Schlafe geweckt habe, unter anderem besonders die Veranstaltung zahlreicher großer Ausstellungen. Man habe zuvor in 30 Jahren deren ganze vier in der Rue de Richelieu gesehen, in den erst drei Jahren unter Roland Marcel ihrer bereits sechs, die tout Paris zu dem alten Hôtel laufen ließen, das einst nur die geistigen Arbeiter gekannt hätten. Die Anregung, die das stärker als bei uns museale Wesen der französischen Bibliotheken eigentlich nur folgerichtig fortentwickelt, hat inzwischen auch andere Bibliotheken erfaßt: neben einer Ausstellung der Stadtbibliothek zu Versailles „Marie Antoinette, ihre Kinder und ihr Hof" boten Pfingsten 1927 nicht weniger als drei der vier großen Pariser Bibliotheken Ausstellungen: die

*) Am 3. November 1923 war Roland Marcel, damals Kabinettschef des Unterrichtsministers, zum Leiter der Bibliothèque Nationale ernannt worden. Zwei „archivistes-paléographes" hatten beim Staatsrat gegen diese Ernennung Einspruch erhoben, weil eine Ordonnanz vom 31. Dezember 1846 über die École des chartes bestimmt habe, daß die archivistes-paléographes Anspruch hätten auf die Stellungen der „employés dans les bibliothèques publiques du royaume, dans la proportion d'une place sur trois vacances", und weil weder Roland Marcel archiviste-paléographe sei noch seine beiden Vorgänger es gewesen seien. Am 27. Mai 1927 annullierte daraufhin der Staatsrat die Ernennung. Nachdem aber ein neues Dekret vom 2. Juni die Wirksamkeit des Artikels 19 der alten Ordonnanz auf die nichtleitenden Bibliothekarstellen eingeschränkt hatte, wurde Roland Marcel am 4. Juni erneut — und diesmal in einer nunmehr allen gesetzlichen Bestimmungen entsprechenden Form — zum Leiter der Bibliothèque Nationale ernannt.



Bibliothèque Nationale selbst, die eben erst mit einer solchen über das Zeitalter Ludwigs XIV. den größten Anklang gefunden hatte, zeigte eine „Exposition de la critique dramatique et musicale", die Bibliothèque de l'Arsenal „Le Salon de Charles Nordier et les Romantiques" und die Bibliothèque Sainte-Geneviève „Les Pays du Nord autrefois".

Neben der schönen Galerie Mazarine steht der Bibliothèque Nationale für vorübergehende Ausstellungen die Salle Th. Mortreuil zur Verfügung. Prächtige Gobelins schmücken die lange Rückwand, kleine Vitrinen füllen den Raum, Nischen der fünf hohen zum Garten gehenden Fenster ermöglichen eine vorteilhafte Gliederung. Die Fünfzigjahrfeier der Association de la critique dramatique et musicale war der Anlaß für eine sehr abwechslungsreiche, aus öffentlichen und privaten Beständen zusammengebrachte Ausstellung der dramatischen und musikalischen Kritik. Wir sahen Bücher und Handschriften, Zeitungen und Theaterzettel, Einladungs- und Speisekarten, Briefe und Gagenquittungen, Porträts und Karikaturen und Theaterbilder, das Opernglas von Jules Janin und die Hausjacke von Jules Claretier. Von Théophraste Renaudot, der 1631 die Gazette de France gründete, an begegneten uns in diesem Zusammenhange die größten Namen bis auf Wagner, Ibsen und Zola herab, und namentlich wurden uns in Streitschriftenreihen die berühmten Kämpfe, die Querelle du Cid, die Querelle des Gluckistes et des Piccinistes usw. usw. belehrend vor Augen geführt.

Der Bibliothèque Sainte-Geneviève angegliedert ist eine Bibliothèque Scandinave von 50000 Bänden, im Anschluß an die Privatbibliothek von Dezos de la Roquette aus Geschenken der Verleger, der gelehrten Anstalten und der Regierungen Skandinaviens entstanden. Eine behelfsmäßig recht gut untergebrachte Ausstellung ihres Leiters, Reidar Oeksnevad, ließ aus Büchern, Bildern und Karten das alte Dänemark, Finnland, Island, Norwegen und Schweden neu erstehen, um den Skandinaviern in Paris teure Erinnerungen der politischen und literarischen Vergangenheit zu beleben und bei den der skandinavischen Sprachen und Kulturen Unkundigen Wohlwollen und Anteil für sie zu erwecken. Die Bücher gehörten sämtlich der Bibliothek, die Bilder und Karten waren von skandinavischer Seite hergeliehen. An Abwechselung fehlte es auch hier nicht: Landschaften und Städte, Volkstypen und bedeutende Persönlichkeiten erschienen im Bilde. Manuskripte und Autographen, Drucke vom 15. bis zum 20. Jahrhundert, Originale und Faksimilia, Titelblätter, Textseiten, Abbildungsseiten, Seiten des ersten in schwedischer Sprache geschriebenen gedruckten Buches (1495) und des ersten in Norwegen gedruckten Buches (1643), die erste finnische Bibel (1642), das erste französische Buch über Island (1663), das früheste schwedische Exlibris (um 1440), die älteste Bibliographie schwedischer Schriftsteller (1680), ein Schriftchen, in dem der große dänische Anatom Thomas Bartholin den Brand seiner Bibliothek beklagt (1670), der Katalog der berühmten dänischen Bibliothek Rostgaard (1726) und der bedeutenden norwegischen Bibliothek Deichman (1790) waren zu sehen. Manche Stücke zeigten die Beziehungen Frankreichs und der Abtei Sainte-Geneviève zu Skandinavien durch die Jahrhunderte hindurch.

Besonders glückliche Umstände ermöglichten der Bibliothèque de l'Arsenal auch einen besonderen Erfolg. Charles Nodier war seit 1824 Bibliothekar

des Arſenal geweſen und hatte in ihm gewohnt. So brauchte die Bibliothek zur Jahrhundertfeier der franzöſiſchen Romantik (1827 Vorrede des Cromwell von Victor Hugo) ſich nicht darauf zu beſchränken, in ſchönen, durch die Beziehung zu Sully geweihten Räumen Bilder und Plaſtiken, Handſchriften und Druckwerke — von vielen Seiten hergeliehen — zu zeigen, um uns den Romantikerkreis der Reſtaurationszeit wieder lebendig zu machen. Sie konnte darüber hinaus die reizenden Zimmer Nodiers im Stil jener Zeit wieder herſtellen und ihre Beſucher in denſelben Salon führen, in dem vor eben hundert Jahren Nodier, unterſtützt von Frau und Tochter, die Victor Hugo, Lamartine, Musset, Sainte-Beuve, Balzac, Gautier, Dumas, Delacroix, David d'Angers und ſo viele andere mehr Sonntags abends um ſich verſammelte; ſie konnte ihnen ſo die „Wiege der Romantik" ſelbſt noch einmal leibhaftig vor Augen ſtellen.

Die Ausſtellung der Bibliothèque Nationale wurde durch Führungen in ihrer Wirkung geſteigert, für die beiden anderen Ausſtellungen waren hübſche illuſtrierte Kataloge erſchienen (Verlag Albert Morancé). Die Société des Amis de la Bibliothèque Nationale et des grandes Bibliothèques de France hatte die Sache gefördert, der norwegiſche Geſandte den Druck des ſkandinaviſchen Katalogs durch eine Gabe ermöglicht, der Vertreter der ſkandinaviſchen Sprachen und Literaturen an der Sorbonne, zugleich „Vice-président du Comité de patronage de la section finno-scandinave de la Bibliothèque Sainte-Geneviève", zu dieſem Katalog eine Vorrede beigeſteuert, die den engen Zuſammenhang zwiſchen Frankreich und Skandinavien betonte. Bei der Eröffnung der Verſailler Ausſtellung redete nicht nur der Präſident der Société des Amis de la Bibliothèque de Versailles, ſondern auch der Bürgermeiſter der Stadt. Durch Plakate in der Straße, durch die Zeitungen, die Vornotizen brachten, über die Eröffnung berichteten, auf wichtige Stücke noch einmal einzeln hinwieſen, durch einen Aufſatz im Vergnügungsanzeiger (La Semaine à Paris) lenkte man die Aufmerkſamkeit des Publikums auf die Sache. Die Ausſtellungen blieben mehrere Wochen geöffnet, tagsüber — auch Sonntags — eine Reihe von Stunden. Der Eintritt koſtete in der Regel 50 Pfennige, Freitags mehr, Sonntags weniger oder auch garnichts. Der Beſuch ſchien zum mindeſten befriedigend zu ſein.

Der heutige Beſtand der Welt an Gutenbergbibeln

mit beſonderer Berückſichtigung derer in den alten Einbänden.

Von Dr. Rudolf Stöweſand, Buchmuſeum, Leipzig.

Man hat ſich des öfteren (Schaab, Geſchichte der Erfindung der Buchdruckerkunſt I 270 ff.; van der Linde, Geſchichte der Erfindung der Buchdruckerkunſt III 871 ff.; Copinger, Incunabula Biblica 4 f.) Mühe gegeben, den noch vorhandenen Beſtand der Welt an Gutenbergbibeln zu ermitteln und zuſammenzuſtellen. Der letzte, der ſich dieſer Arbeit unterzogen hat, iſt der frühere erſte Direktor der Preußiſchen Staatsbibliothek in Berlin Paul Schwenke (geſt. 19. Dezember 1921) geweſen, der in der „Feſtſchrift der Gutenbergfeier, herausgegeben von der Kgl. Bibliothek zu Berlin am 24. Juni 1900", 38 Exemplare aufzählt, wobei er auf den Nach-



weis von Einzelblättern verzichtet, in ſeinem großen, posthum erſchienenen Werke „Johannes Gutenbergs 42zeilige Bibel“ (Ergänzungsband zur Facſimileausgabe 1923) dagegen 45 regiſtrieren kann, nämlich 12 Pergamentexemplare und 33 Papierexemplare, dazu 30 Einzelblätter. Das iſt eine ſtattliche Anzahl, wenn man bedenkt, daß von der 36zeiligen Bibel höchſtens 14 Papierexemplare und gar keins auf Pergament, von der Mentelinbibel nur etwa 25 Exemplare erhalten ſind.

Es ſoll nun im Folgenden eine Überſicht darüber gegeben werden, wo heute die Bibeln liegen und in welchem Zuſtande ſie ſich befinden, insbeſondere inwieweit ſie vollſtändig oder gar noch etwa im alten Einbande erhalten geblieben ſind. Die Arbeit fußt ſelbſtverſtändlich auf Schwenkes Feſtſtellungen, namentlich hinſichtlich des Zuſtandes der Exemplare; hingegen werden ſeine Angaben über den Ort nach dem heutigen Stande der Dinge korrigiert werden müſſen, da manche Bibeln gerade in den letzten Jahren ihren Beſitzer gewechſelt haben.

Bleiben wir zunächſt in Deutſchland. Deutſchland hat noch zwölf Exemplare, nämlich drei in Leipzig, zwei in Trier, je eins in Mainz, Berlin, München, Aſchaffenburg, Frankfurt a. M., Fulda, Göttingen. Von dieſen zwölf ſind ſieben Papier- und fünf Pergamentexemplare. Zu den ſieben papiernen gehören die in Mainz, München, Aſchaffenburg, Frankfurt a. M., eins in Leipzig und die zwei in Trier, zu den fünf pergamentenen die in Berlin, Fulda, Göttingen und zwei in Leipzig.

Uns intereſſiert am eheſten Mainz. Als Wiege der Buchdruckerkunſt und Mutter Gutenbergs und der Gutenbergbibel hat es bis etwa in die Zeit der franzöſiſchen Revolution noch vier Exemplare in ſeinen Mauern erhalten können; die um 1789 einſetzenden Wirren aber haben die Stadt um alle vier gebracht. Drei fanden den Weg nach Frankreich, zwei davon beherbergt jetzt Paris, eins iſt ſpurlos verſchollen. Das vierte gelangte nach Aſchaffenburg in die dortige Hofbibliothek und blieb ſomit Deutſchland erhalten. Etwa 130 Jahre lang iſt Mainz dann ohne Gutenbergbibel geblieben. Das wurde immer ſchmerzlich bedauert, beſonders nachdem 1900 bei der 400-Jahrfeier der Erfindung der Buchdruckerkunſt ein Gutenbergmuſeum gegründet war. Um ſo erfreuter war man, als am 16. Februar 1925 die mit dem Gutenbergmuſeum in einheitlicher Verwaltung verbundene Stadtbibliothek, die frühere Univerſitätsbibliothek, das Exemplar der Gräflich Solms-Laubachiſchen (Laubach liegt in Heſſen) Bibliothek zu einem Preiſe von 70000 RM und mit der (gern übernommenen) Verpflichtung des Nichtwiederverkaufs erwerben konnte. Eine ganze Bibel hat Mainz damit freilich noch nicht wieder, das Exemplar iſt nur der zweite Band eines Papierexemplares, auch nicht ganz vollſtändig, da die letzten drei Seiten fehlen; desgleichen iſt durch früheres Abſchneiden der gemalten Randleiſte auf Seite 1 dort zwar kein Textverluſt entſtanden, doch bei dieſer Manipulation auch Seite 2 beſchädigt worden und um drei Zeilen Text gekommen. Sonſt aber iſt das Exemplar bis auf einen durchgehenden Fleck und einige Wurmſtiche gut erhalten, beſitzt auch noch den alten Einband, worüber weiter unten näheres geſagt werden ſoll.

Wie eben erwähnt, hat die jetzt in Aſchaffenburg befindliche Bibel urſprünglich Mainz gehört. Noch jetzt ſteht auf dem erſten Blatt jedes

Bandes (die Aſchaffenburgbibel iſt die vollſtändige zweibändige Gutenbergbibel) ganz gut leſerlich, obwohl radiert: Cartusiae Moguntinae. Von dem Mainzer Kurfürſten Erzbiſchof Friedrich Karl Joſeph von Erthal aus dieſer Bibliothek der Mainzer Karthauſe erworben, iſt das Werk 1792 mit Erthals Bibliothek nach Aſchaffenburg gebracht worden und liegt noch heute in der dortigen Hofbibliothek. Auf Papier gedruckt, iſt es bis auf viele Tintenkorrekturen und auf das Fehlen von 14 Blättern in Esdra III und IV (die Gutenbergbibel hat nämlich im Unterſchied von der Lutherbibel auch III. und IV. Es ra) gut und ebenfalls im alten Einbande erhalten.

Die meiſten Exemplare in Deutſchland hat die altberühmte Stadt der Bücher Leipzig, nämlich drei. Zwei beſitzt die Univerſitätsbibliothek, eins das Deutſche Muſeum für Buch und Schrift. Das erſte Exemplar der Univerſitätsbibliothek, auf Pergament gedruckt, in vier Bänden gebunden und im alten Einbande, nach der Angabe in Band III und IV aus dem Beſitze des Franziskanerkloſters in Langenſalza, iſt bis auf eine fehlende Seite und ein paar Wurmſtiche ſehr gut erhalten; ebenſo iſt das zweite Exemplar der Univerſitätsbibliothek ganz vollſtändig und vorzüglich erhalten, wenn auch nicht mehr im alten Einband, ſondern in einem etwa 100 Jahre alten von rotem Maroquin. Das dritte Exemplar Leipzigs, der öffentlichen Beſichtigung zugänglich im Deutſchen Buchmuſeum, iſt ein würdiger Genoß ſeiner Gefährten. Auf Pergament gedruckt, iſt es ſo gut wie vollſtändig, denn das wenige Fehlende (eine ganze Seite, mehrere einſt mit Textverluſt beſchnittene Blätter) iſt in Facſimile ergänzt. Zwei Dinge heben das Buchmuſeumsexemplar ſogar aus der Schar der übrigen heraus, das ſind ſein Farbenſchmuck und ſeine Datierung. Die Initialen nämlich, die Seitenüberſchriften und Kapitelzahlen ſind in einer Weiſe ausgemalt worden, wie ſie außer dieſem Exemplar nur noch das Pergamentexemplar von Pierpont Morgan in New York beſitzt. Natürlich iſt dieſe Ausmalung von eines beſonders geſchickten Rubrikators Hand nicht in Gutenbergs Werkſtatt entſtanden. Nach Schwenke iſt ſie franzöſiſch-burgundiſchen Urſprungs. Dazu enthält das Buchmuſeumsexemplar am unteren Rande vieler Seiten farbige Miniaturen, die bibliſche Szenen darſtellen; ſie beſitzt kein anderes Exemplar der ganzen Welt. Dieſe Miniaturen ſind z. T. alt, z. T. — das ſieht man an den anderen Waſſerfarben — ſpäteren Datums. Neben dieſen Farbenſchmuck tritt als weitere große Beſonderheit eine Datierung; die letzte Seite des erſten Bandes trägt die Jahreszahl 1453. Nur ein Exemplar iſt außer dieſem datiert; das der Pariſer Nationalbibliothek weiſt, freilich in Buchſtaben und ausgeſchrieben, die Zahl 1456 auf. Schwenke weiß nicht ſo recht, ob er die Zahl 1453, obwohl die Zahlenformen durchaus die in dieſer Zeit üblichen ſind, für echt halten ſoll. Ihn macht ſtutzig, daß die Lücken gerade dieſes Exemplares, wie vorhin geſagt, in ſpäterer Zeit durch Facsimilia ausgefüllt ſind. Es will mir zwar nicht einleuchten, daß der Ergänzer, dem daran lag, ſein Exemplar vollſtändig zu machen, durch die Einfügung einer erfundenen Jahreszahl zu einem Fälſcher herabgeſunken wäre; möglich iſt es allerdings. Iſt die Zahl aber echt, dann hätten wir in dem Buchmuſeumsexemplar das frühеſte datierte Exemplar der Gutenbergbibel überhaupt und zugleich einen feſten Zeitpunkt für Gutenbergs Leben ſelbſt, über das wir ja bekanntlich nur recht dürftig unterrichtet ſind.

Nächst Leipzig hat in Deutschland die Stadtbibliothek zu Trier die meisten Exemplare, nämlich zwei. Sie sind Papierexemplare und stammen vermutlich aus Trierer Klöstern, worauf die Randbemerkung in Exemplar II: Hucusque legitur in refectorio hinweist. Beide sind erst vor 100 Jahren etwa wiedergefunden worden, Exemplar II im September 1818 in einem Bauernhaus in Olewig bei Trier, und zwar von dem Oberbibliothekar der Trierer Stadtbibliothek Wyttenbach, der sie dann der Bibliothek geschenkt hat, Exemplar I schon 1803. Exemplar I ist nur Band I, aber vorzüglich erhalten. Exemplar II hat die vollzählige Bandzahl zwei, ist aber sehr lückenhaft und in schlechtem Zustande.



Jahreszahl 1453.

Je ein Exemplar haben Berlin, München, Frankfurt a. M., Fulda, Göttingen und wie bereits besprochen Aschaffenburg.

Das Exemplar der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin ist eine tadellos erhaltene Bibel auf Pergament in den üblichen zwei Bänden, auch so gut wie vollständig, da nur zwei Seiten fehlen. Schwenke hat eine vollständige Facsimilewiedergabe davon 1913 im Inselverlag herausgegeben, allen Schmuck inbegriffen, der an Farben, Gold und vielgestaltigem Rankenwerk reich ist, soweit das Exemplar zum sogenannten ersten Druck gehört; die übrigen Teile hat er in dem 1923 erschienenen Ergänzungsband reproduziert.

Fast noch besser, da gar nichts fehlt, dafür aber nur auf Papier ist das Exemplar der Bayrischen Staatsbibliothek in München. Einst im Besitz des Benediktinerklosters Andechs ist es 1803 bei der Säkularisation nach München gekommen.

Ihm gleich kommt in seiner vollständigen Erhaltung das Papierexemplar der Stadtbibliothek der alten Buchstadt Frankfurt a. M. Der Eintrag des 17. Jahrhunderts: Ecclesiae Collegiatae S. Leonardi Francofurti zeigt als alten Besitzer das Frankfurter St. Leonhardstift.

Die Landesbibliothek zu Fulda hat nur Band I, doch ist er auf Papier und so vollständig und tadellos erhalten, daß Schwenke einige Seiten daraus für seine Facsimilewiedergabe der Gutenbergbibel benutzt hat. Noch wertvoller wird das Fuldaer Exemplar durch den alten Einband, der es noch umhüllt.

Desgleichen ist das Exemplar der Universität Göttingen bis auf eine Anzahl ausgeschnittener Randverzierungen vollständig und vorzüglich erhalten. Ursprünglich Klosterbesitz, kommt es im 16. Jahrhundert in den Besitz des Herzogshauses Braunschweig, nach manchen Schicksalen in die Bibliothek Wolfenbüttel, mit dieser 1614 nach Helmstedt und von dort zur Zeit des Königreichs Westfalen nach Göttingen.

Von Schwenke wiederentdeckt wurde das Papierexemplar des bischöflichen Priesterseminars zu Pelplin, das hier gleich eingefügt sei. Pelplin, einst in Westpreußen gelegen, gehört jetzt zu Polen und ist der Sitz des Bistums Kulm. In der Pelpliner Bibel fehlt der Schluß der Apokalypse, auch hat Feuchtigkeit Papier und Druck vielfach beschädigt. Ein Vorzug ist der alte Holzeinband. Der Eintrag: Pro loco Lubauiensi zeigt, daß es früher dem (1502 gegründeten) Bernhardinerkloster Löbau gehört hat; aus dessen

Bibliothek ist es 1833 nach Pelplin gekommen. Schwenke hat in seiner Festschrift von 1900 einige Stellen aus dieser Bibel in Facsimile aufgeführt.

Unser deutsches Bruderland Oesterreich hatte noch zu Schwenkes Zeiten drei Exemplare, heute besitzt es nur noch eins.

Es liegt in der Nationalbibliothek zu Wien. Ganz und gar vollständig und bis auf nicht der Erwähnung werte geringe Altersmängel tadellos erhalten, hat es öfter zu Reproduktionen dienen müssen; so hat Schwenke in seinem Ergänzungsband fünf Blätter wiedergegeben, und das bekannte Facsimile im Brockhaus zu dem Artikel Buchdruckerkunst ist ebenfalls von dem Wiener Exemplar genommen. Es stammt von dem Kloster Steinach und war vordem verschiedentlich in Privathand.

Das Exemplar der Stiftsbibliothek Melk a. d. Donau ist nach England, das der Bibliothek des Benediktinerklosters St. Paul im Lavantal in Kärnten nach Amerika verkauft worden. Der Anlaß dazu war bei beiden der Druck der wirtschaftlichen Not der Nachkriegszeit. Die Melker Bibel, auf Papier und gut erhalten, ist im Jahre 1925 durch Vermittlung von Ludwig Röhrscheid in Bonn von einem Londoner Händler erworben und von diesem am 15. Februar 1926 in New York versteigert worden. Hier erwarb sie Dr. Rosenbach in Philadelphia für 104000 Dollars (ca. 420000 Mark), der sie im selben Jahre der Yale Universität in New Haven (U. S.) schenkte, wo sie der wertvollste Schmuck des demnächst fertigen, neuen, besonders schönen Bibliotheksgebäudes sein wird.[1]) Die Lavantaler Bibel, noch besser als die Melker, da sie auf Pergament, vollständig und ganz vorzüglich erhalten ist, hat noch jetzt in jedem Band (sie ist dreibändig gebunden) das Kupferstichexlibris seines — vermutlich ersten — Besitzers, des Benediktinerklosters St. Blasien im Schwarzwald. Von St. Blasien ist sie 1796 oder 1801 vor den eindringenden Franzosen in Sicherheit gebracht und auf die Weise 1809 von den ausgewanderten Blasianern in St. Paul deponiert worden. 1926 hat sie nach längeren Verhandlungen der bekannte Inkunabelsammler Dr. Vollbehr in New York für mehr als 1½ Millionen Schilling erstanden, der als Ausfuhrtaxe außerdem noch 250000 Dollar erlegen mußte.[2]) Das ist wohl der höchste Preis, der bisher für eine Gutenbergbibel tatsächlich bezahlt worden ist, so daß das Börsenblatt für den deutschen Buchhandel (Jahrg. 93 Nr. 230 vom 2. 10. 1926) recht hat, wenn es die Verkaufsnotiz unter der Überschrift „Das teuerste Buch der Welt" bringt. Die Lavantaler Bibel ist freilich auch ein Prachtexemplar.

Außer den genannten Exemplaren, den zwölf in Deutschland, dem je einen in Polen und Österreich sind in Europa in England zehn, davon allein vier in London, in Frankreich vier, davon allein drei in Paris, in Spanien zwei, je eins in Lissabon, Kopenhagen, Leningrad, Rom, in Amerika sind elf, davon neun allein in New York.

---

[1]) Vgl. Zeitschr. f. Bibliothekswesen 1926 S. 191 und S. 518. — Börsenblatt 93 Nr. 215 (v. 15. 9. 26) Aufsatz von Cervus, Inkunabelpreise einst und jetzt.

[2]) Von dieser Bibel handelt Edwin Emerson, Incunabulum Incunabulorum, the Gutenberg bible on vellum in the Vollbehr collection. Tudor Press, New Jork 1928, eine mehr populäre Darstellung, desgleichen ein Privatdruck von Herbert Reichner, Die Gutenbergbibel, erhältlich in der Bibliotheca Typographica, Wien I, Tiefer Graben 19, den ich freilich nicht mehr habe erhalten können.

Die vier Londoner Exemplare bieten nichts ſonderlich Bemerkens- wertes. Zwei hat das Britiſche Muſeum, eins auf Papier, eins auf Pergament, beide gut erhalten und allem Anſchein nach vollſtändig. Das Pergament- exemplar ſoll übrigens — wie das heutige Aſchaffenburger — der Mainzer Karthauſe entſtammen und iſt erſt nach langer Reiſe durch viele Privathände in das Muſeum gekommen. Nr. 3, nur das Neue Teſtament, auf Pergament, nach Schwenke „von außerordentlicher Friſche der Erhaltung", wird in der Archiepiscopal Library im Lambeth Palaſt aufbewahrt. Nr. 4, auf Papier, ebenfalls gut erhalten, ging Februar 1889 aus dem Beſitz des Earl of Hopetoun durch Verſteigerung in den von Quaritch[1]) über und kam durch ihn an A. W. Young, dem es noch immer gehört.

Die übrigen ſechs engliſchen Exemplare ſind ſämtlich Papier- bibeln und gehören der Advocates Library in Edinborough, der Eton College Library, John Rylands Library in Mancheſter, der Bodleian Library in Oxford, den Privatbibliotheken C. W. Dyſon Perrins in Davenham (Mal- vera, Worcestershire) und Col. Douglas J. Proby in Elton Hall (Peterborough). Ausgezeichnet erhalten ſind von ihnen die Bibeln in Eton, Mancheſter, Oxford und Davenham; Eton und Davenham haben ſogar noch die alten Holzdeckeleinbände. Die Exemplare von Edinborough und Elton Hall ſind nur mäßig.

Von den vier franzöſiſchen Exemplaren ſind drei in Paris, nämlich in der Bibliothèque Nationale eins auf Pergament und eins auf Papier, in der Bibliothèque Mazarine eins auf Papier. Dann hat noch die Bibli- othèque Communale in St. Omer im Departement Pas de Calais Band I eines bis auf eine fehlende Seite gut erhaltenen Papierexemplars.

Das ſehr gut erhaltene Pergamentexemplar der Pariſer Nationalbibliothek, das jetzt in vier Bänden eingebunden iſt, iſt dasjenige, das früher Mainz und zwar dem dortigen Benediktinerkloſter St. Jacob gehört hat, deſſen Beſitzeintragung noch deutlich erkennbar iſt. Bereits 1767 hatte es in Mainz dem in ſeiner Inkunabelleidenſchaft ſkrupelloſen Benediktinermönch Dom Maugérard[2]) überlaſſen werden müſſen, der es an Dupré de Geneste ver- kaufte. In und mit deſſen Bibliothek kam es über den Kardinal Loménin de Brienne 1788 an die Bibliothèque Royale, die heutige Bibliothèque Nationale.

Das Papierexemplar der Pariſer Nationalbibliothek iſt die am ſchlechteſten erhaltene Gutenbergbibel der Welt und zugleich die wichtigſte Gutenberg- bibel der Welt. Eine ganz beträchtliche Anzahl von Seiten iſt heraus- geriſſen und überhaupt nicht mehr da, viele weitere ſind mehr oder weniger zerfetzt. Das Übriggebliebene haben an manchen Stellen Wurm und Näſſe beſchädigt. Die Einbanddeckel fehlen und ſind nicht erſetzt, zwei Käſten

[1]) Ich kann es mir nicht verſagen, ein Geſchichtchen wenigſtens in der Anmerkung mitzuteilen, das Quaritch und ſeine Bedeutung prächtig charakteriſiert und das Martin Breslauer in ſeinen „Erinnerungen eines Antiquars" in der Feſtſchrift für Fedor von Zobeltitz zu deſſen 70. Geburtstage (Geſellſchaft der Bibliophilen, Weimar 1927, S. 209) mitteilt. Als Quaritch 1847 ſeinen Chef Bohn verließ, ſagte er zu ihm: „Mr. Bohn, you are the first bookseller in England, but I mean to be the first bookseller in Europe." Und Quaritch wurde mehr als das, man gab ihm den Ehrennamen des prince of the booksellers in the world.

[2]) Vgl. zuletzt Emil Jacobs, Zur Kenntnis Maugérards in Wiegendrucke und Handſchriften, Feſtgabe für Konrad Häbler, Leipzig 1913, S. 64 ff., wo alle weitere Literatur angegeben iſt.

bewahren jetzt das Exemplar. Dennoch ſind dieſe jämmerlich zugerichteten Bände von geradezu unſchätzbarem Werte. Denn ſie ſind es, die als einzige Gutenbergbibel der Welt eine ſichere Datierung enthalten. Wohl zeigt auch das Exemplar des Leipziger Buchmuſeums eine Jahreszahl, 1453; doch läßt ſich, wie geſagt, über deren Echtheit ſtreiten. Hier aber ſind beide Bände durch Zufügung einer längeren Eintragung feſt datiert. I 324^{v} leſen wir: Et sic est finis prime partis biblie scilicet veteris testamenti. Illuminata seu rubricata et ligata per Henricum Albch alius Cremer Anno domini M° cccc° lvi° festo Bartolomei apostoli. Deo gracias. Alleluia. Das Bartholomäusfeſt iſt der 24. Auguſt. Und II 318 heißt es: Iste liber illuminatus ligatus et completus est per henricum Cremer vicarium ecclesie collegate sancti Stephani maguntini sub anno domini Millesimoquadringentesimoquinquagesimosexto festo Assumpcionis gloriose virginis Marie. Deo gracias Alleluia etc." Mariä Himmelfahrt iſt der 15. Auguſt. So iſt — beſonders durch die in Buchſtaben lang ausgeſchriebene Jahreszahl — feſtgeſtellt, daß Heinrich Albch genannt Cremer, Vikar in St. Stephan in Mainz, im Auguſt 1546 beide Bände in Rubrizierung und Einband fertiggeſtellt hat. Die hier überlieferte Jahreszahl iſt zuſammen mit dem Helmaspergerſchen Notariatsinſtrument vom 6. November 1445 unſer einziger Anhalt für die zeitliche Anſetzung dieſes größten bewundernswürdigſten Druckwerkes des Erfinders der ſchwarzen Kunſt. Eine gleichfalls II 318 befindliche, heute kaum noch leſerliche Notiz läßt als älteſten Aufbewahrungsort Oſtheim b. Mainz erkennen. Von dort iſt das Exemplar in die Mainzer Kurfürſtliche Bibliothek gekommen, die es 1789 an denſelben Maugérard überlaſſen mußte, der ſchon 22 Jahre vorher dem Kloſter St. Jakob in Mainz die Gutenbergbibel abſpenſtig gemacht hatte. Wie jenes verhandelte er auch dieſes und zwar gleich direkt an die Natonalbibliothek, während jenes erſt auf Umwegen dort endete.

Vollſtändig und vorzüglich erhalten iſt das dritte Pariſer Exemplar, das der Bibliothèque



Notiz im Pariſer Exemplar.

Mazarine. Es muß schon früh nach Paris gekommen sein, da die auf Blatt 1 jedes Bandes enthaltene Einzeichnung beginnt: Liber bibliothecae Jani Joberti camerarii laici ecclesiae parisiensis.

Über die zwei Papierexemplare, die Spanien hat, das eine in der Provinzialbibliothek in Burgos, das andere in der Universitäts- und Provinzialbibliothek Sevilla, ist nichts weiter zu sagen, als daß beide gut erhalten sind, daß aber die Sevillabibel nur das Neue Testament befaßt.

Neben den bis eben aufgezählten gibt es in Europa noch vier Gutenbergbibeln: in der Nationalbibliothek in Lissabon, in der Königl. Bibliothek zu Kopenhagen, in der öffentlichen Staatsbibliothek in Leningrad und in der Vaticana zu Rom. Die drei ersten sind auf Papier, die letzte ist auf Pergament gedruckt. Vorzüglich erhalten sind die Bibeln in Lissabon und Kopenhagen; die Kopenhagener ist freilich nur Band II, die Leningrader, bis auf ein später handschriftlich zugefügtes fehlendes Blatt vollständig und in ziemlich gutem Zustande, hat die Eintragung: Sum B. V. Mariae in Rottenbuch. Bei der Säkularisation an die Münchener Staatsbibliothek abgeliefert, ist es von dieser am 3. Mai 1858 in Augsburg versteigert und für 2336 Gulden von der St. Petersburger Bibliothek gekauft worden. Noch später hat die Vaticana ihr nicht ganz vollständiges Exemplar erhalten. Man vermutet in ihm das oben erwähnte verschwundene Mainzer Exemplar; zur Gewißheit kommt man nicht, da auch eine Besitzeintragung fehlt. Fest steht, daß es seit 1837 in der Barberini-Bibliothek war; mit dieser ist es 1902 in die Vaticana übergegangen.

Die elf in Amerika befindlichen Exemplare verteilen sich auf folgende Besitzer. In New York sind neun, nämlich drei in der Bibliothek Pierpont Morgan, je eins in der Public Library, im General Theological Seminary, in der Bibliothek H. E. Huntington, in Privatbesitz von James W. Ellsworth, in Privatbesitz von Dr. Vollbehr, in Privatbesitz von Gabriel Wells. Die restierenden zwei liegen in der Yale-University in New Haven und in der Privatbibliothek des Joseph E. Wildener in Elkins Park, Philadelphia.

Pierpont Morgan hat ein Pergamentexemplar und zwei auf Papier. Das Pergamentexemplar ist dasjenige, das, wie schon oben kurz erwähnt, in seiner eigenartigen Ausstattung an Farbenschmuck der Initialen, Verzierungen und Blattwerk dem des Buchmuseums in Leipzig ähnelt; beide, das Buchmuseums- wie das Morganexemplar, lassen auf diese Weise erkennen, daß sie ihre Rubrizierung Frankreich-Burgund verdanken. Auch darin ähnelt das Morganexemplar dem Leipziger, daß es, wie dieses im allgemeinen gut erhalten, doch viele Blätter aufweist, deren alte Initialverzierungen am oberen oder unteren Rande abgeschnitten und erst später durch Facsimilierung wiederhergestellt worden sind. Von den beiden Morganschen Papierexemplaren ist Nr. 1 sehr gut erhalten, Nr. 2 dagegen nur ein wurmstichiger, fleckiger und vielfach beschädigter Band, nur das Alte Testament, der nach der Eintragung von 1565 damals einem Superintendenten zu Werdau in Sachsen gehört hat.

In dem Papierexemplar der Public Library hat man die ersten vier Blätter, die fehlten, zu ersetzen versucht durch einen modernen Nachdruck, dessen Typen in Anlehnung an die alte Type Gutenbergs ad hoc hergestellt worden waren; Schwenke hält sie für verunglückt. Die Initialen hat man

aus einer Bibelhandſchrift herausgeſchnitten und hier eingeklebt, ebenfalls ein Verfahren, das man beanſtanden muß. Das Exemplar iſt vermutlich gewaſchen worden, ſodaß es ſich in gutem, ſauberem Zuſtande präſentiert, nur hat die Näſſe manches verwiſcht.

Ähnlich iſt in dem Papierexemplar, das Ellsworth beſitzt, verfahren. Hier ſind ſiebzehn fehlende Blätter durch Photographiefacsimilia erſetzt. Das Exemplar iſt „außerordentlich gut" erhalten, hat auch noch den alten Einband. Es iſt erſt 1870 von ſeiner Beſitzerin, der Reglerkirche in Erfurt, verkauft worden und durch verſchiedene Hände gegangen, bis es Ellsworth 1891 für 14800 Dollar erſtanden hat.

Das Papierexemplar des General Theological Seminary ſtammt nach alten Eintragungen aus der Zeit der Wende des 16. Jahrhunderts aus Offenburg in Baden; es iſt ausgezeichnet erhalten.

Das gleiche gilt von dem Pergamentexemplar in der Huntingtonbibliothek. Noch wertvoller wird es durch den alten Holzeinband.[1])

Die erſt 1926 von Vollbehr erſtandene Bibel iſt die Lavantaler, von der ſchon oben die Rede war.

Nichts Erfreuliches iſt zu berichten von der Bibel, die Gabriel Wells vor ein paar Jahren von dem Antiquar Sabin in London gekauft hat. In dieſer Bibel fehlten 53 Blätter; 96 weitere waren der Initialen beraubt. Sonſt war ſie bis auf einige Wurmſtiche gut erhalten. Was aber tat der jetzige Beſitzer? Er hat die Bibel auseinandernehmen laſſen und verkauft nun Bruchſtücke, Einzelblätter ſowohl als auch ganze Bücher. Die Geneſis z. B. hat Reverend Dr. Roderick Terry in Newport (Rhode Island, U. S. A.) gekauft. Es kann natürlich jeder Beſitzer eines Buches mit ſeinem Eigentum machen, was er will; dennoch, glaube ich, wird man mit mir übereinſtimmen, wenn ich ein ſolches Verfahren, wie man es hier in Amerika übt, Vandalismus nenne. Der Besitzer war vermutlich der Meinung, ſo höhere Summen zu erzielen. Das Gegenteil trat ein; kaum war ſein Vorhaben bekannt, da ſank – ganz logiſch – der Preis der Einzelblätter.

Über die beiden außerhalb New Yorks ſonſt in Amerika befindlichen Exemplare iſt nicht viel mehr zu ſagen. Das der Yale-Univerſitity zu New Haven iſt das ehemalige, ſchon beſprochene Melker Exemplar; und das Wildener in Philadelphia gehörige iſt ein vollſtändiges Papierexemplar, das nach der Eintragung von 1471 urſprünglich der Prieſter und Beneficiarius der Kathedrale in Utrecht Johannes Vlyeger beſeſſen hat.

[1]) Philobiblon, eine neue Zeitſchrift für Bücherfreunde (bei Herbert Reichner in Wien) ſchreibt in ihrem 1. Heft (April 1928): „Eines der längſt in Nordamerika befindlichen Exemplare der 42 zeiligen Gutenbergbibel und zwar eines auf Papier hat den Beſitzer gewechſelt. Dr. Roſenbach hat dieſe Bibel einige Zeit auf Lager gehalten. Ein kaliforniſcher Milliardär-Bibliophile und Konkurrent des verſtorbenen Huntington hat ſie einige Tage lang beſeſſen, dann aber in nüchterner Stunde den Kauf bereut und die Bibel an Dr. Roſenbach zurückgegeben. Jetzt iſt ſie in der Sammlung eines der bedeutendſten Sammler alter Bibeln, des Mr. J. H. Sch. in Titusville, Pennſylvanien. Auf Wunsch des gegenwärtigen Beſitzers geben wir nur die Initialen seines Namens an." Dieſe Nachricht iſt in mehr als einer Beziehung rätſelhaft. Nicht nur bleibt der Name des neuen Besitzers im Dunkel, ſondern auch die Herkunft ſeines Exemplars. Die Bibel von H. E. Huntington ſelbſt, von dem wir übrigens hier erfahren, daß er geſtorben iſt, kann es nicht ſein, denn dieſe iſt ein Pergamentexemplar. Welche von den elf in Noramerika befindlichen iſt ſie dann?



Damit ist der erste Teil meiner Arbeit getan, der darin bestand, eine kurze Registrierung aller jetzt bekannten Gutenbergbibeln zu geben. Es sind also 45, besser 44, da man die von Walls zerschnittene nicht mehr gut dazu rechnen kann.

Es liegt mir nun noch ob, auf der Basis dieses ersten Teiles den Hauptbau zu errichten, nämlich — und darin besteht das eigentlich Neue, das diese Arbeit bringt — in einem zweiten Teile diejenigen Exemplare gesondert und im Zusammenhange zu besprechen, die noch den alten Einband der Gutenbergzeit tragen, und damit einen zwar kleinen, doch nicht uninteressanten Beitrag zur Geschichte des Bucheinbandes zu liefern.

Gutenberg selbst war ja nur Drucker, nicht Buchbinder. Es sind immer andere gewesen, die die gedruckten Bogen kollationiert und in einen haltbaren Rahmen gefügt haben. Das Exemplar des Buchmuseums in Leipzig ist heute in einen neuen schweren geschmacklosen Holzeinband mit Lederrücken, Silberbeschlägen und Schließen gebunden, von dem sonst so verdienstvollen bekannten Inkunabelsammler Heinrich Klemm (gestorben 1889) veranlaßt; er war, wie er es in dem Katalog seiner großen in den Besitz des Buchmuseums übergegangenen Sammlung ausspricht, der irrigen Meinung, er müsse „alte Originaleinbände mit Einschluß der Metallbeschläge nach alten Mustern neu" herstellen lassen. Dabei hat er aber bei seiner Gutenbergbibel den großen Fehler gemacht, ihr den alten Originalholzeinband auszuziehen, der mit gepreßtem Leder überzogen war, den Rest einer Kette aufwies und vermutlich von dem bekannten Dominikaner Konrad Forster in Nürnberg herrührte, dem wir so manche wertvolle Buchbinderarbeit des 15. Jahrhunderts verdanken. Es kam Klemm augenscheinlich sehr sinnig vor, stattdessen der Bibel wie auch seinem Katalog einen Einband zu verschaffen, der zum größten Teile „aus einem zweitausendjährigen Stamme von den Fundamenten der ehemaligen Mainzer Römerbrücke geschnitten" war, über die Gutenbergs Fuß so oft geschritten. Glücklicherweise ist der alte Einband von Klemm dem Germanischen Museum in Nürnberg überwiesen worden und so wenigstens nicht verloren gegangen. (Schluß folgt.)

Wilhelm Müller als Erzähler und Kritiker.*)

Wilhelm Müller, der einstens durch seine Griechenlieder für den griechischen Freiheitskampf zu wirken suchte, lebt heute eigentlich nur noch durch seine Gedichte, die in Franz Schubert einen unsterblichen Vertoner gefunden haben. Dabei hat Müller eine umfangreiche schriftstellerische Tätigkeit entfaltet, von der heutzutage die wenigsten noch wissen. Denn er war nicht nur Lyriker, und als solcher von Romantikern, wie Arnim, Brentano und Tieck beeinflußt, sondern er hat auch eine große Anzahl literarischer Kritiken und zwei Erzählungen verfaßt. Aus dem anregenden Spiel des

*) Wilhelm Müller als Kritiker und Erzähler. Ein Lebensbild mit Briefen an F. A. Brockhaus und anderen Schriftstücken. Herausgegeben von Heinrich Lohre (Band 2 der Reihe aus dem Archiv F. A. Brockhaus). Leipzig 1927.



Schriftstellers wird allmählich das Schreiben um des Erwerbes willen. Besonders lag M. das Encyklopädische, dem er auch in manchen Lexikonartikeln für Brockhaus und für das große Lexikon von Ersch-Gruber seinen Tribut zollte. Der damaligen Zeitströmung entsprechend hat M. auch über ausländische Literatur geschrieben und sich mitunter als Uebersetzer betätigt. Ausgehend vom altphilologischen Studium hat er auf seiner Reise nach Italien, der sein hübsches Buch „Rom, Römer und Römerinnen" zu danken ist, sein Augenmerk mehr auf das italienische Volksleben gerichtet, auch darin wirkte sich der Einfluß aus, den in den Berliner Studienjahren die „jüngeren" Romantiker auf ihn ausgeübt hatten. Als Bibliothekar und Lehrer hatte Müller in seiner Heimatstadt Dessau reiche Gelegenheit, seiner Liebe zu Büchern zu leben. Als der Dreiunddreißigjährige 1827 früh verstarb, war die Sendung seines Lebens erfüllt: denn es darf füglich bezweifelt werden, ob er der Welt noch wirklich Neues, Bleibendes geschenkt hätte. Es ist oben schon die Begrenzung seiner Begabung und damit auch seiner Bedeutung umschrieben. Seine geistesgeschichtliche Einordnung läßt sich in klarer Weise aus seinen Werken ablesen: er stellt mit manchem seiner Zeitgenossen, den Übergang von der Romantik zum jungen Deutschland dar.

Wilhelm Müller's Briefe an Brockhaus, welche den wesentlichen Inhalt dieses Bandes bilden, stammen aus den Jahren 1819 bis 1827 und bilden einen wertvollen Beitrag zu der Geschichte des damaligen Geschäftsverkehres. Müller stand wie so mancher zeitgenössische Schriftsteller nicht etwa in ausschließlicher Geschäftsverbindung mit Brockhaus. Schon seine ausgedehnte Tätigkeit für die damals noch in starker Blüte stehenden Almanache brachte ihn in Verbindung mit vielen Verlegern. Sicherlich war aber Br. derjenige unter seinen Verlegern, mit dem er in ausgedehntestem, ja freundschaftlichem Briefwechsel stand. Diese Freundschaft vermochte auch eine Verstimmung, die bei Müller durch Br.'s Ablehnung einer neuen Gedichtsammlung entstanden war, zu überwinden.

Das wesentliche, was der Betrachter des damaligen Verlags- und Bücherwesens aus diesen Briefen gewinnen kann, ist ein, wenn auch begrenztes, Bild über das rege Getriebe, das damals um die Almanache und Taschenbücher ging. Auch für die nähere Kenntnis des zeitgenössischen Zeitschriftenwesens und der literarischen Kritik fällt manches Interessante ab, war doch F. A. Brockhaus neben der Arbeit für sein Konversationslexikon besonders auf dem Gebiete der Zeitschriften tätig. Im Zusammenhang damit erfahren wir aufs neue, daß die Zensur in Leipzig weit gefürchteter war als in kleinen Residenzstädten, wie etwa Dessau. In den Briefen sind naturgemäß, neben den Verhandlungen über Aufsätze, Artikel und Gedichte, die in damaliger Zeit so gewohnten Klagen über Korrekturen und deren mangelhafte Ausführung häufig. Auch für die Kenntnis der Honorare, welche Almanache, Lexika und Zeitschriften zahlten, läßt sich manches ersehen. Immer wieder, wenn man Briefe, die zwischen Autoren und Verlegern gewechselt worden sind, aus jener Zeit in die Hand bekommt, erstaunt man über die Unentwickeltheit der technischen und verkehrswirtschaftlichen Verhältnisse. Nicht zuletzt sei aber darauf hingewiesen, daß auch auf Leben und Charakter M.'s, wie auf seine wissenschaftliche und dichterische Arbeitsweise viel Licht fällt.



Der Herausgeber des Bandes hat den Briefen, die durch diejenigen seiner Witwe an Brockhaus, Müllers an den schwedischen Dichter Atterbohm und verschiedene andere Freunde, sowie durch einen Dokumentenanhang und eine eingehende Bibliographie ergänzt sind, eine sehr ausführliche Einleitung, die in das Leben und Wirken des Dichters gut einführt, vorangestellt. In manchen Dingen ist die Einleitung entschieden etwas zu breit geraten, so etwa in der langen Darstellung der M.'schen Novellen, die doch nur Augenblicksbedeutung hatten. Wie schon im ersten Bande der Veröffentlichungen aus dem Brockhaus-Archiv so sind auch diesmal wieder die Anmerkungen schwer aufzufinden. Vielleicht hätte sich auch über Schriftsteller und Dichter, die in den Briefen vorkommen und die uns heute kaum mehr bekannt sind, in wenigen Worten einiges sagen lassen.

Auch von diesem Bande darf wieder gesagt werden, daß er einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des Verlagswesens vor hundert Jahren darstellt; wir knüpfen daran den lebhaften Wunsch, daß der Verlag mit Veröffentlichungen aus seinem reichen Archiv fortfahren und damit manche andere Firma zu einem gleichen Vorhaben anregen möchte.

Werner Siebeck.

Schreib- und Buchwesen in den Museen.

Schon im Jahre 1916 hatte ich im „Archiv für Buchgewerbe" Seite 288 ff. begonnen, über das Buchwesen in den deutschen Museen zu berichten, da es für viele Interessenten nicht ohne Bedeutung ist, darüber etwas zu erfahren. Heute, wo der Deutsche Museumsbund wieder in volle Tätigkeit getreten ist und ein Jahrbuch der deutschen Museen geschaffen werden konnte (Heckners Verlag, Wolfenbüttel, Preis 5 Mk.), wird es leicht, solche Berichte fortlaufend zu geben. Wir beginnen mit einigen kleineren Museen und geben zunächst Herrn Geheimrat Dr. Dittrich-Neiße das Wort.

1. Aus dem Museum in Neisse.

Im Jahre 1897 wurde in der alten Bischofstadt Neisse, der Hauptstadt des ehemaligen weltlichen Besitzes der Breslauer Bischöfe bis zur Säkularisation von 1810, ein Kunst- und Altertums-Verein gegründet, dessen Sammlung sich aus kleinen Anfängen erfreulich entwickelt hat und der im September 1927 auf ein dreißigjähriges Bestehen zurückblicken konnte. Im Jahre 1916 sind dem Verein durch den Magistrat sämtliche Räume der „alten Kommandantur" (Vorraum, Hof und 18 Zimmer) überwiesen und vom Vorstand als Heimatmuseum ausgestaltet worden. Es umfaßt kirchliche Altertümer aus der bischöflichen Zeit, militärische Erinnerungen, besonders aus der Zeit Friedrichs d. Gr., Innungsgerät, Zinn, Schmiedeeisen, kostbare Gläser und Erzeugnisse der Keramik, Trachten, Bilder und Kupferstiche, eine umfangreiche Sammlung schles. Münzen, eine Bauernstube, ein Biedermeierzimmer und eine ansehnliche Bücherei. Diese ist in einem als Klosterstudierstube eingerichteten Raume im Erdgeschoß (Zimmer 4) aufgestellt. Hier steht, an einem gotischen Stuhl gelehnt, umgeben von Folianten die Figur eines Kreuzherrn im Ordenstalar.[1]) Die eine Schmalseite des Raumes nimmt ein Schrank mit altem Apothekengerät und medizinischen Schriften und Instrumenten ein, die Fensternische enthält Inventarstücke eines alchymistischen Laboratoriums und ein Schreibzeug von Messing, bestehend aus Hülse für Federkiele und Tintenfaß. Eine Ampel hängt von der gewölbten Decke, gotisches Schnitzwerk von 1518 ziert den stimmungsvollen Raum, durch dessen Butzenscheibenfenster man in das freundliche Grün eines Gärtchens blickt. Die Rückwand des Stübchens nimmt die Bücher- und Urkundensammlung ein, soweit letztere nicht in den Truhen der Innungs-

[1]) Der Orden der Kreuzherrn entstand zur Zeit der Kreuzzüge; seine Mitglieder sollten die Hüter des heiligen Grabes in Jerusalem sein. Nach Neisse kamen sie schon um 1190; ihr Abzeichen ist das doppelte rote Kreuz. Ein anderer schles. Zweig dieses Ordens waren die Kreuzherrn mit dem sechszackigen Stern in Breslau.



stube (Erdgeschoß Zimmer 3) verwahrt sind. Die Bücherei (i. G. 1800 Bände) ist nach neun Titeln geordnet. Den größten Umfang nehmen die Drucke religiösen Inhalts (221), die geschichtliche und kulturgeschichtliche Literatur und die geographischen Werke ein.

1. Die religiösen Werke reichen bis in das 15. Jahrhundert zurück, so ein kleines psalterium von 1459 in gotischer Minuskelschrift, ein psalterium hebraicum von 1533, ein psalt. romanum von 1560, novum testam. p. Erasmum Rotterdamum, Antuerpiae typ. Guilelmi Montani v. 1540 mit kleinen Bildern, testam novi ed. vulgata Lugduni ap. Anton. Vincentium 1556, ferner mehrere geschriebene Choralbücher in Gr. Folio von 1588 und 1684 in alten, notenbeschriebenen Einbänden, cantiones sacrae von 1571 und eine handschriftliche Passion von 1594, beide in Pergamenteinbänden mit gotischer Minuskelschrift und ein manuale chorale aus Venedig 1684, Folio-Lederband mit Metallbeschlägen.

An Bibeln sind 25 vorhanden, darunter acht große Folianten mit schönen Kupfern, z. B. eine von 1661, zwei von Dietenberger, 1705 und 1732 mit 13 Kupfern, eine kleine Bibel von Hieron. Burkhardt, Basel 1759, in goldgepreßtem Lederband, je eine Bibel von Gilher, Nürnberg 1678, Rosalino, Wien 1781, Thom. Erhard, Augsburg 1730 (2 Bände), Jac. Brucker, Leipzig 1765 (4 Bände), Biblia, Lüneburg 1683 in reich gepreßtem Schweinslederband, und Würzburg 1738 mit schönen Titelkupfern. — Die Vita Sanctorum ist vertreten durch einen Folioband aus Cöln 1628 von Valent. Leuchtius, ein in Neisse 1704 gedrucktes Buch Pretiosa mors Sanctorum, eine Legende der Heiligen von P. Fried. Herlet Praemonst, Nürnberg 1732, in schön verziertem Lederband und „Sammlung heiliger Diener und Dienerinnen" gedruckt zu Glatz bei Pompejus. Eine Reihe von Schriften und Abbildungen betrifft die legendäre „Heil. Kümmernis" (S. Wilgefortis), von der ein holzgeschnitztes Cruzifix im Neisser Museum hängt.[1]) — Ein Band Predigten von Abraham a. S. Clara, Salzburg 1684, und von P. Canisius, Augsburg 1730, sind die hauptsächlichsten aus der Reihe der Predigtbücher. — Marianischen Inhalts sind folgende: „Erneuertes und vermehrtes Warthenbuch" (Mutter Gottes von Wartha i. Schl.) von P. Rob. Kleinwächter Cist., Neisser Druck von 1711, Marianische Festlust von Bernh. Finette, Augsburg 1696, Mariale Symbolicum (Lobreden) von P. Sabiniano Fritsch, Ingolstadt 1737, Speculum Marianum mit dem Gnadenbild Maria in rosis über dem Bild der Stadt Neisse, gedruckt in Neisse 1705, und die Historia B. Mar. Virg. Glacensis von Joh. Müller, Glatz 1690. — Bücher, deren Abbildungen von Marianischen Gnadenbildern durch zahlreiche Bildchen auf Pergament, Papier und Seide ergänzt werden. — Einige Andachtsbücher fallen durch ihre überschwänglichen Titel auf, z. B.: „Die betrübte Tulteltaube oder bußfertige Seele", Sulzbach 1741, und „Sakramentalische Seelenlabung einer gegen das H. H. Sakrament verliebten Seele", Glatz 1795.

In der im Jahre 1555 durch den Bischof Balthasar v. Promnitz in Neisse gegründeten Buchdruckerei[2]) des Johann Kreutziger sind viele theologische Schriften gedruckt worden. Im Museum befinden sich außer den drei schon oben erwähnten Büchern folgende Neisser Drucke: „Samson excaecatus, der blinde Samson" (Wiederlegung der Predigt des Johannes Samson, abgefallenen Mönches, durch Martinum Phil. Walterum) 1649 gedruckt bei Joh. Schubert; rituale Vratislaviense von 1682, gedr. von Christoph Lertz, eine Neisser „Hahnenfibel" von 1707, gedr. bei Joh. Schlögel und ein Kalender von 1664. Verschiedene Gebet- und Andachtsbücher von der Wende des 18. Jahrhunderts nennen als Drucker F. A. Rosencranz, später Rosencranz & Bär; die Bär'sche Druckerei besteht noch heute.

Geschriebene Gebetbücher sind 10 vorhanden von 1670, 1689 und aus dem 18. Jahrhundert, z. T. mit Handmalereien und schönen farbigen Ledereinbänden.

Als curiosa seien noch erwähnt: Ein handschriftliches Gebetbuch des weil. Kriegsgefangenen Joh. Peter Nachrott von 1763, ein in Mitau 1812 gedr. preuß. Militär-Gesangbuch und ein aus Teplitz stammendes Gebetbuch, welches sich Vandamme nach seiner Gefangennahme in der Schlacht bei Culm geborgt hat.

Aus dem Titel B (Urkunden) sind die ältesten die Pergam.-Urkunden der Kaufmannsinnung von 1413, 1426, 1431, 1433 usw. denen sich Innungsurkunden aller Art in großer

---

[1]) Die Legende sagt: Eine Königstochter, welche den ihr vom Vater bestimmten Gemahl ausschlägt, bittet Gott, dem sie sich geweiht hat, er möge sie so verwandeln, daß sie keinem auf Erden gefalle. Darauf wuchs ihr ein Bart. Der erzürnte Vater läßt sie an's Kreuz schlagen. Ein Geiger kommt des Weges und geigt vor dem Kreuz; zum Lohn gibt sie ihm ihren goldenen Schuh. Daher ist der eine Fuß unbekleidet.

[2]) Der Bischof schenkte sie dem Magistrat zur Förderung der städtischen Schulen mit allem dazu gehörigen Druckgerät und Utensilien.



Zahl anreihen (433). Zwei Lehnsurkunden von 1746 zeichnen ſich durch große anhängende Biſchöfl. Breslauer Siegel in Kapſeln aus, 2 Adelsdiplome [1]) von 1663 und 1652 durch ſchöne Wappenmalerei auf Pergament; Beſtallungsurkunden, z. B. des Neiſſer Scharfrichters, und Stammbäume durch lederne Einbanddecken, zwei mit reichem Ornament und dem Neiſſer Lilienſchild. Mit geſchmackvollen Randzeichnungen iſt ein Geleitsbrief für einen Forſtlehrling von 1772 verziert; ſehr gefällig wirken die zahlreichen Pathenbriefe aus der Biedermeierzeit. Edikte, Statuten, Peſt-, Infektions- und Feuerlöſch-Ordnungen, alte Päſſe, Poſtſcheine, Brot-, Bier-, Mehl-Taxen bilden den weiteren Inhalt dieſes Titels.

Der Abſchnitt C — Geſchichte und Culturgeſchichte — umfaßt Sileſiaca, Geſchichte und Vorgeſchichte der Stadt Neiſſe und der Ortſchaften des Neiſſer Landes, die Feſtungsgeſchichte nebſt Tagebüchern aus der Zeit der Belagerungen von 1741, 1758, 1807, Kriegslieder, Biographien und Berichte über beſondere Ereigniſſe. Hierunter iſt beſonders der umfangreiche Bericht in Verſen über das große Freiſchießen in Neiſſe von 1612 zu nennen, von Georg Reutter; dieſes Feſt wurde durch den Biſchof Erzherzog Carl veranſtaltet, und bildete durch Wochen einen Sammelpunkt von Fürſtlichkeiten in Neiſſe; auch ein Dukaten iſt darauf geprägt worden. — Die Aufzählung der großen Chroniken, welche die Bücherei enthält, würde zu weit führen.

Beſonders umfangreich iſt der folgende Titel D, welcher die geographiſchen Werke, Landkarten, Reiſebeſchreibungen und Städteanſichten enthält und Anlaß zu einer durch Vorträge erläuterten Sonderausſtellung gegeben hat. An erſter Stelle iſt die älteſte Karte von Schleſien zu nennen, welche um 1550 der Neiſſer Schulrektor Martin Helwig angefertigt hat. Mehrere Atlanten von Joh. Bapt. Hohmann in Nürnberg werden ergänzt durch zwei Bände Städteanſichten von Braun und Hogenberg (civitates orbis terrarum von 1572 und Contrafaktur der vornehmſten Städte von 1582.) Aus Schleſien bringt Friedr. Bernh. Werner's [2]) Scenographia urbium Silesiae auf 11 Blättern 82 kolorierte Anſichten von Städten, Schlöſſern, Kirchen und Klöſtern. Auch Math. Merian's Topographie von Schleſien von 1650 iſt vertreten. Der Zobtenberg wird ausführlich beſchrieben in Dr. Gottfr. Heinr. Burkhard's Iter Sabothicum von 1733. Groß iſt die Zahl der illuſtrierten Reiſebeſchreibungen gelehrter Männer nach dem Orient, z. B. des Adam Olearius Reiſe nach Perſien und Indien von 1696, eine Reiſe nach Guinea von 1602, eine Geſandſchaftsreiſe nach China von 1666, nach Amerika von 1799 u. a. — Einen „Bädeker" aus jener Zeit ſtellt das Büchlein „Der getreue Reißgefährt", Nürnberg 1686, dar und „Der zu Hauß und auf der Reiß andächtige Handelsmann" Leipzig 1687, welches Büchlein neben Gebeten auch Rezepte, Tabellen, Märkte uſw. enthält. An einzelnen alten Landkarten ſind etwa 100 in der Sammlung vorhanden, auch ein „Meilenzeiger" aus dem 16. Jahrhundert.

Mediziniſche, naturwiſſenſchaftliche, chemiſche und Zauberbücher enthält Titel E. Es ſeien erwähnt: Ein geſchriebenes Hausarzneibuch von 1671, Hebammenbuch von 1675, Hippokrates Lehrſätze 1744, Hufeland's Kunſt das Leben zu verlängern von 1792, Dr. Jacob Horſt's Bücher vom goldenen Zahn 1596, Adriani Mynſicht Mediz. chem. Schatz- u. Rüſtkammer von 1686: ferner Lithogeneſia oder Wunderſtein, Arzneybuch von 1609, Seydenham, opera medica, Amſterdam 1687, Dr. Steph. Blancard „Theatrum chimicum" (Scheidekunſt) 1700, Metalliſche Probirkunſt 1706. Auch dieſe Bücher ſind zuſammen mit altem Apotheker-Inventar und mediz. Inſtrumenten kürzlich zum Gegenſtand einer kleinen Sonderausſtellung im Muſeum gemacht worden.

Bei den Rechtsaltertümern (Richtblock, Richtſchwert, Handſchellen, Daumenſchrauben) haben Bücher juriſtiſchen Inhalts Platz gefunden, darunter Kaiſer Carl V „Carolina" peinliche Gerichtsordnung, ein corpus juris von 1688, Pandekten 1625, des Marquis v. Beccaria Buch von den Verbrechen und Strafen 1788 und auch ein handſchriftliches Folter-Protokoll des Amtes Bielau b. Neiße vom Jahre 1736. Dieſe Bücher gehören dem Titel Fan, welcher auch Werke aus anderen Wiſſenſchaftszweigen umfaßt. So: die Meßkunſt, ein 1564 in Frankfurt a. M. erſchienenes Werk mit vielen Kupfern, Vitruvius. die Baukunſt,

[1]) Adelsbrief des Johann Georg Khöler von Mohrenfeldt vom Kaiſer Leopold, für Verdienſte in der Schlacht von Nördlingen; Perg.-Urk. v. 1663 mit dem farbigen Wappen, und Adelsbrief des Martin Frümel von der Witte vom Kaiſer Ferdinand III., Perg.-Urk. v. 1652 in Leder-Umſchlag mit farbigem Wappen und großem Kaiſ. Inſiegel.

[2]) Fr. B. Werner, der ſchleſiſche Scenograph, wurde um 1730 in Reichenau bei Camenz geboren, beſuchte in Neiſſe die Schule, durchwanderte faſt alle Länder Europas und hat unzählige Landſchaftsbilder der Nachwelt hinterlaſſen.



Basel 1548, Antiquitates Romanorum 1726 (zahlreiche Kupfer von römischen Skulpturen). Einige schöne illustrierte Ausgaben von Klassikern bilden: Ovid's Metamorphosen in 150 Kupfern, Homer's Odysse 1784, Demosthenes Orationes 1549, Sonette von Petrarca, Venedig 1564, und handschriftlich auf Pergament mit kleinen farbigen Initialen die Epistolae Phalaridis tyranni Agrigentini. Unter den philosophischen Büchern sind zu nennen die Werke des Philosophen von Sanssouci 1761; militärischen Inhalts ist Vauban's Festungslehre 1770; Gartenbaukunst behandelt Joh. Gottfr. Grohmann's Magazin für Liebhaber von Gärten, Leipzig 1796 (reich illustriert), Forstbotanik, Borkhausen, Handbuch von 1800 und Landwirtschaft ein eng. Buch „The complet farmer" London 1777. Die Kunst zu Sticken lehrt ein Werk von Letto-Lehmann, Leipzig 1804, mit 50 farbigen Mustertafeln von Stickereien aus der Biedermeierzeit.

Aus den Abschnitten G (Theater, Musik) und H (Belletristik, Poesie) sind nur alte Neisser Theaterzettel und einige Musikalien vom Anfang des 19. Jahrhunderts, sowie poetische Werke von Neisser Verfassern (Friedrich v. Sallet, geb. in Neisse 1812, Hermann Kunibert Neumann, gest. in Neisse 1875, Direktor Zastra, gest. 1890, Aug. Pohl, geb. 1820, August Kastner, gest. 1872, Philo vom Walde, gest. 1906) zu nennen.

Eines größeren Umfanges erfreut sich schließlich Titel J, welcher Kalender, — Almanac de Göttingue pour 1790, milit. genealogische Kalender von 1794, 1796, 1806 mit Kupfern — Stammbücher vom Anfang des 19. Jahrh., Ranglisten von 1791, 1803, 1804, 1829 uff. enthält, die von 1791 mit 294 handkolorierten Uniformtrachtenbildern, und zahlreiche schlesische, oberschlesische und Neisser Zeitungen und Zeitschriften umfaßt, z. B. die Schles. Zeitung von 1813 und 1814, den Breslauer Erzähler, Oberschles. Bürgerfreund, Neisser Erzähler, bis zu den Kriegszeitungen aus dem Weltkrieg. Aus der jüngsten Zeit sind natürlich auch Notgeldscheine, besonders schlesische, gesammelt worden, desgleichen Karikaturen aus alter und neuer Zeit, unter welchen die auf Napoleon I. bezüglichen reichhaltig vertreten sind.

Von alten Neisser Spielkarten mit der Lilie, dem Neisser Stadtwappen, gefertigt von Friedrich Dohn 1562, sind nur 2 Blatt vertreten; der Ankauf eines vollständigen Spiels mußte wegen des hohen Preises unterbleiben; es ist vom Breslauer Kunstgewerbemuseum erworben worden. Einige hübsche Proben der graphischen Kunst geben alte Druckstöcke in Holz und Metall, mehrere Blätter „Feinschreiberei" in minutiöser Ausführung, sowie eine größere Anzahl alter Glückwunschkarten und Glückwunschbogen mit bunten Zierleisten. Andere Buchverzierungen bilden viele zart empfundene Holzschnitte nach Ludwig Richter's Entwurf, welche von seinem Mitarbeiter und Schwiegersohn, dem 1823 in Köppernig (Kr. Neisse) geborenen Holzschnittkünstler August Gaber, gefertigt sind. — Exlibris sind nicht vorhanden. Einige Originalbriefe von Schiller, Tieck, Eichendorf, Gust. Freytag, Humboldt u. a. stammen aus dem Nachlaß des Gymnasialdirektors Dr. Zastra, welcher als Dichter und Schriftsteller sich einen Namen gemacht hat und eine umfangreiche Correspondenz mit solchen geführt hat.

Eine Anzahl von chinesischen Schriften sowie auch zwei Druckstöcke mit chinesischen Buchstaben sind im „China-Schrank" ausgestellt. Auch die der Stadt Neisse vermachte sehr umfangreiche Kupferstichsammlung des Stadtältesten Jos. Radloffsky (23 große Mappen) ist dem Museum einverleibt.

So ist im Laufe der 30 Jahre eine immerhin stattliche Bücherei entstanden, ein Beweis, was Sammeleifer zu Stande bringen kann; zwar kann sie sich mit den kostbaren Schätzen großer öffentlicher Bibliotheken nicht messen, doch wird sie manchem, der sich darein vertieft, erbauliche Stunden bringen. Getreu dem Wahlspruch: „Colligite fragmenta ne pereant" hat der Verein auch hierin sich der Aufgabe der kleineren Ortsmuseen gewidmet, das Strandgut zu bergen, das sonst unrettbar verloren war.

Geheimrat Dr. Dittrich-Neisse.

Mitteilungen.

Zum Plasbergschen Abkürzungsverfahren. Dr. Ax hat in diesem Archiv (1927 Nr. 3, 4) das Abkürzungsverfahren des Ciceroforschers Otto Plasberg (= Pl.) mit liebevoller Genauigkeit geschildert uud zum Schluß die Frage nach der Herkunft dieses Verfahrens aufgeworfen. Er hat ermittelt, daß Pl. es schon in seinen Universitätsnachschriften seit 1887 angewandt und es von seinem Vater erlernt hat, der es s. Z. ebenfalls in seinen Kollegheften gebraucht hat. Der Vater Dr. Karl Albert Pl. war 1840 in Wermels-

kirchen geboren, Kandidat der Theologie und Dr. phil., und von 1867 bis zu ſeinem Tode (15. Januar 1890) Rektor der höheren Schule (Progymnaſium ſeit 1869) in Sobernheim. Der zeitige Direktor der Anſtalt, dem ich dieſe Angaben verdanke, konnte mir weiter nur mitteilen, daß Pl. (Vater) in ſeinem Unterricht den Schülern für das Nachſchreiben gewiſſe Abkürzungen, wie die Darſtellung der Endung *-en* durch einen ſenkrechten Abſtrich, empfohlen habe. Das Abkürzungsverfahren Plasbergs ſteht indes nicht vereinzelt da.

Karl Faulmann führt in ſeiner „Hiſtoriſchen Grammatik der Stenographie" (Wien 1887) S. 296 ff. eine ganze Reihe ſolcher „Vereinfachten Kurrentſchriften" auf. Namentlich die Anleitungen eines „Ungenannten" von 1814 und Gerbodes von 1828 weiſen manche Ähnlichkeit mit der Kürzungsweiſe von Pl. auf. Erſtere, die 1814 bei Schreiber in Jena anonym erſchienene „Kurze Anleitung zur Tachygraphie oder zu der Erlernung des Geſchwindſchreibens vermittelſt einfacher Abkürzungen beſonders für Studierende auf Univerſitäten" wird dem Philologen und Schulmann W. A. F. Gensler zugeſchrieben, der von 1810 bis 1830 verſchiedene Schriften teils zu Jena, teils zu Koburg veröffentlicht hat. Mitzſchke vermutete dies deshalb, weil das in der Univerſitätsbibliothek Jena befindliche Exemplar des Buches auf dem Titelblatt, und zwar in dem freien Raum unter dem Titel (übrigens nicht in Klammern, wie Mitzſchke im Magazin f. Sten. 1892, S. 78 angiebt) handſchriftlich den Namen Gensler enthält. Es war mir aber ſ. Z. bei Einſicht dieſes Exemplares doch zweifelhaft, ob der Name nicht ebenſogut den (früheren) Beſitzer des Buches bezeichnen und von dieſem herrühren könne. Der Verfaſſer lehrt vier allgemeine Regeln mit nur wenigen Beiſpielen auf einer Kupfertafel, die in der damals üblichen deutſchen Kurrent (*ſ, s, ß, st* mit linksſchrägen Anſatzſtrichen) geſchrieben ſind. Bei der geringen Anzahl der Beiſpiele, die zudem nicht einmal alle in den von Dr. Ax gegebenen Beiſpielen des Plasbergſchen Kürzungsverfahrens wiederkehren, iſt ein genauer Vergleich nicht möglich. Aber es wäre doch gut denkbar, daß dies Buch die Quelle war, aus der Vater und Sohn Pl. oder ihre Lehrer geſchöpft haben; daß im Laufe der Zeit ſich manche Kürzungen verändert haben, einige abgeſtoßen, andere hinzugekommen ſind, iſt leicht erklärlich. Ich gebe die vier Regeln des Ungenannten kurz wieder.

1. Auslaſſung der aus dem Zuſammenhang ergänzbaren Vokale, oder Andeutung der Vokale durch Zeichen oberhalb der Konſonanten, und zwar nach den Beiſpielen von *i* und *ei* durch den *i*-Punkt, von *u* und *au* durch den *u*-Haken, von *ä ü äu* durch die zwei Strichlein dieſer Buchſtaben. Ganz dieſelben Abkürzungsweiſen wendet Pl. an.

2. Auslaſſung von Konſonanten, die aus dem Zuſammenhang leicht zu ergänzen ſind, wie *n* in *Dg* = *Ding*; *n*, zuweilen auch *m*, können durch einen Querſtrich angedeutet werden: *hḡ* = *hang*. Auch dieſe Kürzungsart findet ſich bei Pl., wie *ēē* = *eine* (bei Ax, S. 146).

3. Auslaſſung ganzer Silben, wenn ſie der Zuſammenhang erkennen läßt, wie *n̄tw.* = *entweder*. Oft genügt es, wenn man von den Wörtern nur den Anfangsbuchſtaben oder nur den Endbuchſtaben oder Anfangs- und Endbuchſtaben zugleich ſchreibt. Von den Beiſpielen decken ſich manche mit den Kürzungen Plasbergs, wie *d* = *die, s* = *sie, v* = *von, ill* = *will* (bei Pl. = *i̇l*, auch *oll* = *woll), r* = *war, ṙe* = *wäre* (bei Pl. *war* = *r* über der Zeile, *wäre* = *ä*-Striche mit *r* über der Zeile), *ṙd* = *wird* (bei Pl. = *ḋ), ſtd̄* = *ſtand* (bei Pl. = *ſtd), Hd̄* = *Hand* (Pl. = *Hd), nt* = *nicht* (auch bei Pl.).

4. Beſondere Züge und Zeichen, die den Buchſtaben oder Silben, die ſie bedeuten ſollen, möglichſt ähnlich ſind, namentlich

a) Erſetzung eines Wortes durch die gleichlautende Ziffer, z. B. *ein* = 1, *Einheit* = *1ht*, ein auch von Pl. oft angewandtes Kürzungsmittel;

b) Zeichen aus einer fremden Sprache, wie ein durchkreuzter Kreis, wohl griechiſches theta, für *Gott* (= Θεός), *t. t.* = *entweder oder (= aut aut?)*; dem entſpricht bei Pl. die von Ax mitgeteilte Kürzung für *Götter* (S. 142), auch von *q* für *welcher (= qui)*.

c) Durchkreuzung der Buchſtaben zur Unterſcheidung von anderen Kürzungen, z. B. *ſ* = *ſie*, durchkreuztes *ſ* = *ſich*. Beide Formen finden ſich auch bei Pl., der dann die Buchſtabenfolge *ich* mehrfach durch den über einen Buchſtaben geſetzten oder ihn durchkreuzenden wagerechten Strich andeutet.

d) Abkürzung der Endung *-en* durch einen komma-artigen Haken, der Endung *-lich* durch ein verlängertes *l*. Beides findet ſich auch bei Pl., während dieſer die weitere Ausdehnung der beiden Kürzungen auf andere Fälle (*-en* auch = *enn, em, er; -lich* auch = *ig, iſch, ich* u. a.) ausgeſchieden hat, aber doch den *-en*-Zug auch bei *denn* benutzt. Das verlängerte *l* dient dem Verfaſſer der Anleitung überhaupt als Abkürzungszeichen

für andere Silben hinter dem Anlaut, z. B. mit *M* verbunden für *Mensch*, was sich ebenfalls bei Pl. findet (*Menschen* bei Ax S. 141).

Die Kürzungen in Gerbodes Büchlein über „Geschwindschreibekunst" (Göttingen 1828), worin keine Regeln, sondern nur ein Wörterverzeichnis gegeben wird, sind vielfach ähnlicher Art, z. B. die Auslassung oder Andeutung von Vokalen, die Durchkreuzung von Buchstaben zur Unterscheidung der Kürzungen, die Kürzung für *-lich*, die Benutzung von Ziffern für gleichlautende Wörter und Silben u. a.; auch die von Pl. benutzte Kürzung für *Schlacht* (zwei durchkreuzte Schwerter) findet sich bei Gerbode für *Streitmeinungen*. Faulmann gibt eine Schriftprobe aus der Anleitung von 1814 und mehrere Beispiele von den Kürzungen Gerbodes, aus denen die Ähnlichkeit des Plasbergschen Verfahrens namentlich mit dem der Anleitung von 1814 ersichtlich ist.

Eine unmittelbare Ableitung, etwa durch Zwischenglieder, nachzuweisen, wird nicht mehr möglich sein. Einige Abkürzungsmittel drängen sich jedem auf Kürzung der gewöhnlichen Schrift bedachten Schreiber auf, und vielen werden wie mir Kollegen bekannt sein, die in ihren Konzepten oder Nachschriften z. B. bei häufigen Wörtern (Hilfszeitwörtern u. dergl.) die Vokale auslassen, Vor- und Nachsilben nur durch ihre ersten Buchstaben bezeichnen und sich besondere Kürzungen, wie eine Null für *nicht*, ein stehendes Kreuz für *und*, ein liegendes für *mal* angewöhnt haben. Kürzungsweisen wie die Vokalauslassung, den *-en*-Haken, die Kürzung für *-lich*, die Benutzung der Ziffern (*2fl = Zweifel*) verwendet beispielsweise der Geschichtschreiber Johannes Müller in seinen umfangreichen, bis zu seinem Tode (1809) fortgesetzten Auszügen aus allerlei Werken, und zwar selbst in fremden Sprachen (Arch. f. Sten. 1882, S. 382ff.). Manches davon reicht zweifelsohne weit zurück. So finden sich die Abkürzung für *-en* und die Benutzung des verlängerten *l* (= *lich* bei Pl.) als allgemeines Abkürzungszeichen schon bei Kolroß (1530, vgl. meine Geschichte der Stenographie, Bd. I, 1911, S. 283, 284). Einiges geht sicherlich, wie schon Dr. Ax hervorgehoben hat, auf das mittelalterliche (lateinische) Abkürzungsverfahren zurück, aus dem auch die Geschwindschreiber der Reformationszeit geschöpft haben (vgl. Dewischeit, Georg Rörer, ein Geschwindschreiber Luthers, Berl. 1899). Aber von einer „auf den Universitäten im vorigen Jahrhundert offenbar üblichen Schreibgewohnheit", wie Dr. Ax vermutet, wird man kaum sprechen können. Es werden immer nur einzelne wenige gewesen sein, die in größerem Maßstabe sich ein solches Abkürzungsverfahren, sei es aus einem Lehrbuch oder durch Übermittelung von anderen, angeeignet haben. Auch die Einheitlichkeit des Kürzungsverfahrens, wie es im Mittelalter bestand (meine Gesch. d. Sten. I, S. 282), ist nach der Durchführung des Buchdrucks verschwunden. Jeder bildet seine Kürzungen selbständig weiter, und Kürzungen wie die Anwendung des *q* für *w* und die seltsame Kürzung für *wenn* bei Pl. werden sich kaum noch anderswo finden. Mit einem solchen ausgedehnten Kürzungsverfahren steht es nicht anders als wie mit der Anwendung der älteren deutschen geometrischen Kurzschriften. Ich besitze z. B. Kollegienhefte, die mit den Stenographiesystemen von Horstig und von Leichtlen geschrieben sind, aber auch das waren, soweit ich beurteilen kann, Seltenheiten. Erst mit der Verbreitung der neueren Kurzschriften von Gabelsberger, Stolze und anderen und namentlich seit der Einführung des Kurzschriftunterrichts in den höheren Schulen einzelner Länder steigert sich die Anwendung der Kurzschrift in den Hörsälen der Universitäten und bei eigenen Niederschriften und Entwürfen und ersetzt die älteren unzulänglichen „Halbstenographieen", wie sie ein Johannes Müller und ein Plasberg sich angeeignet hatten.

Als Vorläufer und Seitengänger der Kurzschrift hatten solche vereinfachten Kurrentschriften gewiß ihren geschichtlichen und wirtschaftlichen Wert (vgl. meine Allgemeine Geschichte der Kurzschrift, 3. Aufl. 1928, S. 5, 117), und darum kann jede Mitteilung über ihre Verbreitung und Anwendung nur willkommen sein. Johnen.

Jahrbuch der Einbandkunst. 1927. Im Verlag für Einbandkunst-Leipzig haben Hans Loubier und Erhard Klette erstmalig ein „Jahrbuch der Einbandkunst" erscheinen lassen, das, um es vorweg zu nehmen, der weitesten Unterstützung wert ist, wie nicht anders zu erwarten war. Hans Loubier und Erhard Klette haben bereits so viele Verdienste um die Geschichte und Technik der Einbandkunst, daß man nur Bestes zu finden hofft. Es ist ein ansehnlicher Band von 253 Seiten, der uns vorgelegt wird, dem jeder Bücherfreund recht viel Nachfolger wünscht. Druck von Pöschel & Trepte, Autotypien von der Graphischen Kunstanstalt Körner & Sohn, Umschlagentwurf von Otto Pfaff, diese kurzen Tatsachen sagen mehr als viele Worte. Und der Inhalt dieses ersten Jahrgangs! Reichhaltiger konnte er wohl kaum sein. Der Band ist in zwei Teile geteilt: I. Die alte Einbandkunst, II. Die neue Einbandkunst. Im ersten Teil eröffnet Alexander Birkenmajer den Reigen der

Auffätze mit dem Thema: Die nächften Aufgaben bei der Erforfchung der Frühgefchichte des gepreßten Ledereinbands im chriftlichen Europa; 32 Abbildungen auf 5 Tafeln find den wertvollen Ausführungen beigegeben. Der Fachlehrer für Buchbinderei an der Kunftgewerbefchule zu Erfurt, Adolf Rhein, fteuerte einen Beitrag „Zur Gefchichte der Stempeldruck-Einbände. Bemerkungen bei einer Arbeit über den Erfurter Einband von 1430 bis 1530" bei, der vielen willkommen fein wird. Staatsbibliothekar Dr. Heinrich Endres-Würzburg handelt über „Die Einbandforfchung in Franken. Ihr Werdegang und ihre wichtigften Probleme" und gibt feinen auffchlußreichen Mitteilungen 14 Abbildungen auf 5 Tafeln bei. Aus reicher Sachkenntnis gibt der im Ruheftande lebende Landesbibliothek-Direktor in Darmftadt, Adolf Schmidt, Mitteilungen über Albert Hus und Hanns Öfterrich, zwei Buchbinder des 15. Jahrhunderts. Bibliotheksrat Dr. Max Jofef Hufung kann über „Paul Schwenkes Nachlaß" berichten, was befonders dankenswert ift; hatte doch der leider zu früh verftorbene ehemalige erfte Direktor der Preußifchen Staatsbibliothek zur Gefchichte des kleinen Einzelftempels im XII.—XV. Jahrhundert eingehende Studien angeftellt, die Hufung nun der Öffentlichkeit zugänglich macht. Nochmals greift Heinrich Endres zum Wort mit einem Auffatz „Neues von alten Erfurter Meiftern des 15. Jahrhunderts. Nachträge und Neufunde aus der Univerfitätsbibliothek zu Würzburg". Ilfe Schunkes Hauptarbeitsgebiet find die Einbände Jakob Kraufe's; ihnen widmet fie wie auch im nachfolgenden Artikel Ignaz Reinwald ihre Zeilen. Über den Straßburger Renaiffancebuchbinder Philippus Hoffott gibt Hofrat Ferdinand Eichler, der uns Buchkundlern ja allen kein Unbekannter ift, nähere Mitteilungen. Konrad Häbler läßt keine Gelegenheit vorbei, um Studien zu machen; feinen Aufenthalt im Süden Deutfchlands hat er benützt, um über Stuttgarter Buchbinder im 16. Jahrhundert fich zu orientieren, das Ergebnis legt er hier vor. Hermann Herbft, Bibliothekar in Wolfenbüttel, der im Buchmufeum zu Leipzig an Hand der Becher-Sammlung Kenntniffe zum Bucheinband fich erworben hat, berichtet über den braunfchweigifchen Hofbuchbinder Lukas Weifchner und gibt feiner Studie 22 Abbildungen auf 7 Tafeln bei. Auch Hildegard Zimmermann findet fich unter den Mitarbeitern und zwar hat fie aus ihrem Spezialwiffen etwas in den Band gut herein paffendes herausgegriffen: Holzfchnitte und Plattenftempel mit dem Bild Luthers und ihre Beziehungen zur Werkftatt Cranachs. Jofef Theele, der jetzt die Landesbibliothek in Fulda leitet, behandelt in feinem Beitrag „Die Spes-Platte der Meifter IB und IP" und liefert damit einen Beitrag zur Beziehung zwifchen Graphik und Einbandkunft. Freiherr Johannes Rudbeck in Stockholm, dem unfere Einbandforfchung fchon fo vieles verdankt, hat es fich nicht nehmen laffen, auch für das Jahrbuch etwas beizufteuern. Er fchreibt über vier Lyoner Einbände aus dem 16. Jahrhundert; Adolf Rhein greift nochmals zum Wort und fpricht über das Abreibeverfahren bei Bucheinbänden. Johannes Hofmann und Hans Loubier geben uns fchließlich Anregungen und Mitteilungen. Diefe Überficht über den erften Teil des Jahrbuchs der Einbandkunft zeigt, was wir auch in künftigen Jahrgängen zu erwarten und zu hoffen haben: Reichftes Material aus berufener Feder und damit Literatur von dauerndem Wert. Auch der zweite Teil des Jahrbuchs, der der neuen Einbandkunft gewidmet ift, bringt nur Beftes. Der Raum verbietet die Einzelaufführung der Beiträge. Alles in allem kann nur gefagt werden: Die Literatur zur Buchkunde hat durch das Jahrbuch der Einbandkunft reichfte Mehrung erfahren.

Kirjath Sepher. (Jerufalem, Mea Shearim, P.O.B. 36). Unter diefem Namen erfcheint feit dem Jahre 1923 vierteljährlich eine Zeitfchrift, die unfere volle Beachtung verdient. Sie enthält Nachrichten der National- und Univerfitätsbibliothek in Jerufalem, die ein Bild von der Entwicklung der Bibliothek, über wichtige Erwerbungen von Büchern und Handfchriften, über Zuwachs von größeren Sammlungen gibt. Dabei wird die Statiftik befonders gepflegt. Die Statiftik des letzten Hefts gibt z. B. einen datierten Überblick der Fächer und eine Statiftik der Sprachen und zwar fowohl nach den Neuerwerbungen (45% der im letzten Jahre erworbenen Bücher waren deutfch), als auch der gelefenen Bücher (43% der im letzten Jahre gelefenen Bücher waren hebräifch, dann folgt deutfch mit 20,25%). Wichtig ift die Bibliographie. Sie gliedert fich in folgende Abteilungen: a) fämtliche Paläftinadrucke ohne Unterfchied der Sprache und des Gegenftandes. Die Zahl der in Paläftina während eines Jahres gedruckten Bücher beträgt rund 500. b) judaiftifche Literatur aller Länder, foweit fie der Redaktion irgendwie bekannt wird. Diefe Abteilung gliedert fich in Periodica, Sammelbücher, Bibliographie, Bibelkunde, Apokryphen und neues Teftament, Gefchichte und Hilfswiffenfchaften, Rabbinifche Literatur, mittelalterliche hebräifche Literatur, Philofophie, Kabbala und Chaffidismus, jüdifche Religion, Paläftinakunde, Zionismus, die Lage der Juden in den verfchiedenen Ländern, neue hebräifche Literatur, neue jiddifche Lite-

ratur, jüdische Belletristik in fremden Sprachen, Kinderliteratur, Lehrbücher, allgemein wissenschaftliche Literatur in hebräischer und jiddischer Sprache, Kunst, Diverse. In der Abteilung Bibliographische Forschung veröffentlicht die Bibliothek Artikel zur Bibliographie der hebräischen Literatur. Die Abteilung „Aus den Schätzen der Bibliothek" veröffentlicht Handschriften der Bibliothek. Genannt seien aus dieser Abteilung Veröffentlichungen von Briefen der karäischen Gemeinde in Cairo aus dem 11. und 12. Jahrhundert, das „Buch der Palme von Abu Aflah aus Syrakus", persönliche Briefe des bekannten Begründers der Wissenschaft des Judentums S. J. Rappoport usw. Am Schluße jeden Heftes erscheinen Glossen.

Miniaturen aus Handschriften der Bayerischen Staatsbibliothek in München. Wie bekannt, gibt Geheimrat Direktor Professor Dr. Leidinger von der Bayerischen Staatsbibliothek unter diesem Titel seit Jahren wertvolle Bände heraus, für die ihm die Wissenschaft nicht genug danken kann. Der Buch- und Kunstverlag A. Reusch, München, Jägerstraße 12, legt jetzt Band IX vor, betitelt: Bildnisse des IX.—XVIII. Jahrhunderts. Erster Teil IX.—XIV. Jahrhundert, herausgegeben von Eugen Stollreither. Je mehr Quellenmaterial uns zugänglich gemacht wird, um so ergiebiger kann unsere Wissenschaft arbeiten. Das ist das große Verdienst dieser Veröffentlichungen. Mit Hilfe der trefflich wiedergegebenen Abbildungen und dem kurzen, knappen, aber einwandfreien Text gibt uns auch dieser Band die beste Möglichkeit, einen Überblick und einen Einblick zu gewinnen, der uns ohne diese Veröffentlichung nicht möglich wäre. Die Zusammenfassung des verstreuten Materials ist von nicht zu überschätzender Bedeutung. Für das Vorwort kann man Eugen Stollreither besonders dankbar sein, da es rasch orientiert und mit seinen Literaturangaben, die überhaupt im ganzen Band reichlich beigegeben sind, vorzüglich an die Hand geht. Über 20 Seiten Anmerkungen geben Aufschluß über die einzelnen Bildnisse. Herkunft und Zeitbestimmung der Handschriften konnten in dieser Weise, wie es geschehen ist, nur von einem berufenen Fachmann, wie es der Herausgeber ist, festgelegt werden. Daß bei den Literaturnachweisen auf die neuesten Veröffentlichungen eingegangen ist, werden viele außerordentlich begrüßen.

In der Zeitschrift „Deutsche Kurzschrift, Monatsblätter für Freunde der Schrifterneuerung, zugleich nationalstenographische Bundeszeitung", März 1928 Seite 48ff., findet sich ein Aufsatz von Professor Jos. Prete, Asti, Italien, über **„Chemische Zeichensprache und Stenographie"**, der der Beachtung weiterer Kreise wert ist. Raum und Zeit zu sparen, mit wenigen Strichen ausgedehnte Begriffe darzustellen, ist bei allen Wissenschaften immer ein Bedürfnis gewesen. Jos. Prete hat in geschickter Weise in seinem Artikel für die Chemie uns auf ein interessantes Gebiet hingewiesen, was vieler Interesse erregen wird.

Ein **„Jahrbuch der mittleren Bibliotheksbeamten und -angestellten Deutschlands"**, herausgegeben von Charlotte Wäntig und Martha Debes, Assistentinnen am Buchmuseum in Leipzig, ist jetzt in Heckners Verlag, Wolfenbüttel erschienen. Es füllt eine Lücke aus, die nicht nur diese Beamten längst gefühlt haben, die von Bibliotheken und insbesondere von Museen immer und immer wieder empfunden worden ist. Wie bei allen solchen Veröffentlichungen ist für die erste Ausgabe eine lückenlose Mitteilung natürlich nicht erreicht; haben doch gar manche jede Angabe verweigert. Das wird aber jährlich besser werden, wie auch der Ausbau des Jahrbuches bei fördernder Mitarbeit rasch erfolgen wird. Jedenfalls verdienen die beiden Herausgeberinnen den Dank ihrer Kollegen und Kolleginnen, daß sie den Anfang gemacht haben. Teil I enthält das alphabethische Verzeichnis der mittleren Bibliotheksbeamten und -angestellten, Teil II führt in alphabethischer Reihenfolge die Bibliotheken auf, die mittlere Beamte angestellt haben. Für diesen Einblick in die Möglichkeit einer Stellenbesetzung werden viele dankbar sein. In einem Anhang sind die verschiedenen Prüfungsbestimmungen aufgenommen, die hoffentlich bald im gesamten Deutschen Reiche sich angeglichen werden, damit nicht die Grenzen der Länder hemmend auf die Entwicklung des mittleren Dienstes wirken.

„Die Druckerei der Universitas" behandelt Paul Nadai (Budapest IX, Üllői ut 121) in der Fachzeitung zur Förderung der graphischen Gewerbe „Ungarische Graphik". Viele Abbildungen schmücken das schöne Heft, das in der Literatur der Buchdruckkunst für immer genannt werden wird. Man kann für solche Arbeiten nicht genug dankbar sein, bilden sie doch die Bausteine für eine allgemeine Geschichte der Buchdruckkunst, die uns ja leider immer noch fehlt und wohl auch so schnell nicht geschrieben werden kann.

Eine Zeitschrift der Bücherfreunde hat nun auch Ungarn, „Könyvbarátok Lapja" (Budapest VI, Andrássy — út 16 SZ.). Sie will die allgemeine und die ungarische Kultur

fördern. Das erste Heft macht einen recht guten Eindruck und ist sehr vielseitig. Sobald wir einen Referenten für die in ungarischer Sprache erscheinende Zeitschrift haben, werden wir ausführlicher auf sie zurückkommen.

Türkenkalender für das Jahr 1455. Zur Erinnerung an die Internationale Presse-Ausstellung in Köln hat die Schriftgießerei D. Stempel A. G. in Frankfurt a. M. den im Dezember 1454 gedruckten sogenannten „Türkenkalender", den ersten vollständig erhaltenen Druck in deutscher Sprache, nach einer Lichtdruckwiedergabe des im Besitze der Münchener Staatsbibliothek befindlichen Original herausgegeben, was außerordentlich dankenswert ist. Die D. Stempel-A. G. hat damit ihren Verdiensten um die Buchkunde ein weiteres hinzugefügt.

Von der Pressa in Köln. Die Presse-Ausstellung ist eröffnet, ein Amtlicher Katalog von genau 400 Seiten, zu denen noch 252 Seiten Annoncen kommen, liegt uns mit einem Umschlagtitel von Professor Hugo Steiner-Prag schön gedruckt und übersichtlich angeordnet vor. Es ist kein Zweifel, daß dieser Katalog manchen erst ganz davon überzeugen wird, daß ein Besuch der „Pressa" für ihn nicht nur lohnend, sondern notwendig ist. Die Leser unseres Archivs für Schreib- und Buchwesen interessiert natürlich in erster Linie die kulturhistorische Abteilung, der die Seiten 67–94 des Kataloges gewidmet sind. Professor Dr. Karl d'Ester von der Universität München leitet den Text zur kulturhistorischen Abteilung mit „Gedanken zu ihrem Wollen und Werden" ein. Der Empfangsraum will uns „Die Zeitung als Spiegel der Zeit" nahe bringen. Es ist nicht möglich, all die Abteilungen hier anzuführen, die in der geschichtlichen Entwicklung sich ergeben. Wir nennen nur folgende: Nachrichtenwesen früherer und fremder Kulturen; die historische Entwicklung der abendländischen Schriftformen; volkstümliche Journalistik (Das Lied als Nachricht, Das Bild als Nachricht); Vom Brief zur Zeitung; Deutsche Publizistik des 16. Jahrhunderts; Post und periodische Zeitungen; Publizistik des 17. Jahrhunderts; Intelligenzwesen; Die Anfänge der Fachpresse; Das deutsche Zeitschriftenwesen im 17. und 18. Jahrhundert bis zum Beginn der französischen Revolution; Friedrich der Große und die Presse; Französische Revolution; Das Zeitalter Napoleons; 1815–1848; Die Zensur; Die Entwicklung der Post ab 1650. Diese Übersicht zeigt mehr als viele Worte die Vielgestaltigkeit der kulturhistorischen Abteilung, der Besuch der Räume wird aber nicht nur dem Interessenten, sondern auch dem Fernerstehenden beweisen, daß Zeitungskunde sehr wohl eine Wissenschaft ist, die an unsern Universitäten zu pflegen wir alle Veranlassung haben. Auf die übrigen zahlreichen Darbietungen gehen wir in der nächsten Nummer unseres „Archivs" ausführlich ein, nachdem wir die Ausstellung persönlich besichtigt haben.

Eine Bibel-Handschrift des 15. Jahrhunderts in der Stadtbibliothek Nürnberg. Im 3. Heft des 2. Jahrgangs des „Mitteilungsblattes" der Städtischen Volksbildungskurse mit offenem Zeichen- und Arbeitssaal in Nürnberg berichtet Karl Fischer über eine der bedeutendsten Handschriften, welche die Stadtbibliothek Nürnberg aus dem späteren Mittelalter besitzt. Der Bericht ist mit einer guten Reproduktion zweier Seiten geschmückt. Da der Buchmalerei mehr und mehr Interesse entgegengebracht wird, ist es recht dankenswert, daß solche Beschreibungen erfolgen. Ebenso ist es dankbarst zu begrüßen, daß bei solchen Beschreibungen dem Bucheinband erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt wird. Der kurze Bericht ist es wert, nachgelesen zu werden.

Alte Schreibgerätschaften. Max Ziegert, Antiquariat, Frankfurt a. M., Hochstr. 3, bietet folgendes an: Aus Dacca, Nordost-Bengalen: 2 Palmblätter, Schreibtafel der Kinder. 1 Schreibfeder aus Schilf, 1 Schreibfeder aus Vogelfeder. 8 Stücke Tinte. Zusammen 40 RM. — Ferner: 1 handgeschriebenes Zauberbuch aus Baumrinde. Batak. Sumatra. 65 RM. — 1 Buch aus 21 Palmblättern. Siam. 40 RM. — 1 Tintenfaß aus Messing. Sehr schön. Nepal. 85 RM. — 1 Scherben mit arabischer Schrift ca. 1100 n. Chr. Ausgegraben in Fostat bei Kairo. 10 RM. — 1 Scherben mit kufischer Schrift. Ausgegraben in Fostat bei Kairo. 20 RM. — Diese Mitteilung wird viele interessieren.

Meyers Lexikon. 7. Auflage, 7. Band. Korrektor—Marunke. Rasch ist der 7. Band gefolgt, wofür man besonders dankbar ist. Je schneller die Bände erscheinen, desto größer ist der Gewinn für den Benutzer des Lexikons. Der Inhalt ist wiederum wie bei den vorhergehenden Bänden reich und vielgestaltig, sodaß weitesten Kreisen rasche Belehrung und Orientierung möglich ist. Wir heben wieder wie beim letzten Bande (siehe S. 133 des Jahrgangs 1 des Archiv für Schreib- und Buchwesen) die wichtigsten Artikel hervor. Der erste größere Artikel, der auffällt und durch die beigefügten Tafeln noch von größerer Bedeutung ist, ist der über Kostüme, den man mit Gewinn nachschlägt. Daß in der heutigen Zeit ein Artikel „Kraftwagen" nicht nur ausführlich, sondern auch bis auf die

neueſten Errungenſchaften auf dieſem Gebiete referierend eingehen muß, iſt ſelbſtverſtändlich. Das Lexikon geht aber weit über die gehegten Erwartungen hinaus, insbeſondere iſt die Beilage mit ihren vielen Abbildungen ſehr aufſchlußreich. Techniſche Artikel gehören überhaupt zur Stärke des Meyerſchen Lexikons, das beweiſt auch der nächſte größere Artikel „Krane und Winden" mit ſeiner Beilage. Einen großen Komplex nehmen die Artikel ein, die ſich mit dem Begriff „krank" und ſeinen Wandlungen beſchäftigen. Für Krankenhäuſer und Krankentransporte ſind beſondere Bilderbeilagen beigefügt. Daß der Kunſt im Meyerſchen Lexikon immer ein beſonderes Augenmerk gewidmet worden iſt, iſt bekannt. Die kretiſch-mykeniſche Kultur und Kunſt hat ſogar zwei Seiten Bilderbeilagen erhalten. Auf den Artikel „Kriegsſchuldfrage" ſei beſonders verwieſen, wie auch die Ausführungen über „Kriegswirtſchaft" verdienen, beachtet zu werden. Für die zwei Seiten „Künſtlermonogramme" wird mancher dankbar ſein. Recht bedeutungsvoll und umfangreich ſind die Ausführungen über „Kupfer" und was damit zuſammenhängt. Bei dem Buchſtaben *L* kommt als erſter bemerkenswerter Artikel „Lampen" mit einer vierſeitigen Beilage. Der Artikel „Landhaus" fällt durch ſeine bunten Abbildungen angenehm auf. Das Schlagwort „Landwirtſchaft" iſt natürlich mit einer ganzen Reihe von Artikeln vertreten, die nach Anſicht von Fachleuten nur das Beſte bringen. Was über „Lateiniſche Schrift" geſagt iſt, will nicht ganz befriedigen. Gut orientierend iſt der Artikel „Legierungen". Der Artikel „Leipzig" iſt mit Recht etwas ausführlicher, die beigefügten Karten ſind ſehr dankenswert. Daß Revolutions- und Nach-Revolutionsminiſter bereits im Konverſationslexikon ſtehen, wird bei manchem Kopfſchütteln erregen. Was über Lithographie geſagt iſt, wird den ſpeziellen Freund des Buch- und Druckweſens intereſſant ſein. Daß über Livres d'heures keine andere Literatur als Soleil angegeben iſt, iſt recht bedauerlich. Lokomobile und Lokomotive ſind zwei Artikel, die der Natur der Sache nach in einem heutigen Konverſationslexikon ausführlichere Darſtellung erheiſchen. Dieſe iſt ihnen unter Beigabe guter Bilder zuteil geworden. „London" hat eine Darſtellung erfahren, die beſſer und treffender wohl kaum ſein kann. Über Luftſchiffe erwartet man weitere, über das gewöhnliche hinausgehende Aufklärung und wird darin nicht getäuſcht. Noch enthält der 7. Band den Anfang des Buchſtaben *M*, bei dem wir unter „Marine" längere Ausführungen finden. Die Nachrichten über „Marokko" verdienen beſonderen Dank. Und die vielen, vielen kleinen Artikel, was ſteckt nicht wieder in ihnen alles an Wiſſensſtoff! Alles in allem bleiben wir bei unſerm Urteil, das wir den früheren Bänden zuteil werden ließen: Es iſt das menſchenmöglichſte geſchehen. Dies verdient nicht nur Anerkennung, ſondern auch volle Unterſtützung nach allen Seiten hin.

Miniatur-Kunſtgaben. Otto Quitzow Verlag, Lübeck, Breiteſtraße 97, hat einen neuen Satz ſeiner billigen Miniatur-Ausgaben auf den Markt gebracht zu dem unglaublich billigen Preis von 2 Mk. pro Heftchen. Uns liegen vor: Nr. 1: Goethe, Der Muſen Sohn. Radiert von F. Häffcke-Hamburg; Nr. 2: Novalis, Die Liebe. Radiert von F. Häffcke-Hamburg; Nr. 5: Heinrich Heine, Drei Lieder. Ebenfalls radiert von Häffcke; Nr. 6: Goethe, Über allen Gipfeln. Von demſelben Radierer; Nr. 8: Goethe, Oſtern. Radiert von A. Johannes, Lübeck; Nr. 9: Mörike, Der Feuerreiter. Radiert von A. Johannes; Nr. 10: Lenau, Sturmesmythe. Radiert von A. Johannes; Nr. 12: Grenzen der Menſchheit. Radiert von L. Thieme, Lübeck; Nr. 14: Goethe, Mailied. Radiert von A. Johannes-Lübeck. Dieſe unſignierte Serie wird, des ſind wir gewiß, den Beifall eines ſehr großen Kreiſes von Bücherliebhabern finden; ſie iſt geeignet, Geſchmack und Freude am ſchönen Buch weit hinein in alle Schichten unſeres Volkes zu tragen. Gleichzeitig legt der Verlag „Joſef Ponten, Die letzte Reiſe" vor, ein intereſſantes Buch, vor allem wegen ſeiner vier achtfarbigen Offſet-Tafeln von Julia Ponten und Hermann Heſſe, die es beſonders ſchätzenswert machen

Die deutſche Buchbinderei-Literatur von 1644—1927. Paul Kerſten, deſſen Name mit der Geſchichte des Bucheinbandes ſchon heute für immer verbunden iſt, hatte im „Allgemeinen Anzeiger für Buchbindereien" eine von vielen Seiten mit größter Freude begrüßte Zuſammenſtellung der deutſchen Buchbinderei-Literatur von 1644–1927 veröffentlicht. Dieſe Zuſammenſtellung liegt jetzt als privater Sonderdruck vor. Es wurden 15 Exemplare auf echt Büttenpapier für Paul Kerſten und ſeine Freunde und 25 unnumerierte Exemplare auf gewöhnlichem Papier gedruckt. Keines der Exemplare kommt in den Handel. Den Druck beſorgte die Druckerei Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Deutſche Schriftfragen. Der Kampf „Antiqua oder Fraktur" iſt noch lange nicht beendet. Nun hat auch die Deutſche Akademie in München durch eine Schrift „Deutſche Schriftfragen. Das Ergebnis einer Sachverſtändigen-Ausſprache über Fraktur und Antiqua",

(Sonderdruck der „Mitteilungen", 16. Heft, der Akademie) in das Für und Wider eingegriffen. Es ist recht dankenswert, daß dieser Sonderdruck erschienen ist. Er bietet außer dem Bericht über die Aussprache folgende sieben Referate: Über Schrift und Sprache. Von Dr. Willy Wiegand, „Bremer Presse" München; Sprachbau und Schrift. Darlegungen über Fraktur und Antiqua als deutsche Wortschrift und romanische Silbenschrift. Von Dr. Wilhelm Niemeyer, Direktor der Kunstgewerbeschule in Hamburg; Pro Antiqua. Von Geh. Hofrat Universitäts-Professor Dr. Arnold Sommerfeld in München; Die volkspolitische Bedeutung der Schriftfrage. Gemeinsamer Bericht von Dr. C. von Loesch, Senator der Deutschen Akademie und Präsident des Deutschen Schutzbundes, und Dr. Franz Thierfelder, Presse-Referent der Deutschen Akademie; Die Handschriften in der Ausstellung der Bayrischen Staatsbibliothek zur Geschichte der deutschen Schrift. Von Geh. Regierungsrat Universitäts-Professor Dr. Georg Leidinger in München; Die deutsche Druckschrift. Von Oberbibliotheksrat Dr. Karl Schottenloher in München; Antiqua oder Fraktur im ersten Schreib- und Leseunterricht der Volksschulen? Von Hauptlehrer Hans Brückl in München. – Es liegt nicht in unserer Absicht, zu diesem Sonderdruck Stellung zu nehmen. Unsere Meinung haben wir bereits in Nr. 1 des „Archiv für Schriftkunde", das der Vorgänger unseres heutigen Archivs ist und durch den Krieg unterbrochen wurde (Jahrgänge sind noch durch Köhlers Antiquarium in Leipzig zu erhalten), durch die Veröffentlichung der Antritts-Vorlesung von Professor Krabbo zum Ausdruck gebracht.

Minerva-Handbücher. Rasch ist der Lieferung 1 dieser wertvollen Publikation, die wir Seite 44 anzeigten (Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin W 10, Genthinerstraße 38), Lieferung 2 gefolgt. Sie umfaßt die Bogen 16–32 und führt von Freiberg bis Lyck. Der Bearbeiter, Dr. Hans Praesent, hat wieder alles aufgeboten, um möglichst viel Material zusammenzubekommen. Das ist ihm weithin gelungen. Wer sich einen Begriff von der Fülle des Gebotenen machen will, braucht nur „Leipzig" durchzuprüfen. Volle 50 Seiten bringen Mitteilungen von größtem Wert, wie wir sie in der Vollständigkeit nirgends zusammengestellt finden. Freilich vermissen wir einige Kirchenbibliotheken, die Staatsbauschule usw. Je schneller die Einzellieferungen folgen, desto mehr wird der Wert der „Minerva-Handbücher" zu Tage treten, desto mehr werden sie Nutzen stiften und als Ratgeber in den allerverschiedensten Fragen herangezogen werden.

L' Italia Stenografica. Unter der Leitung von Professor Mario Boni und unter Schriftleitung von Dott. Prof. Ausilio Fantaguzzi (Milano, Via Nerino 3) erscheint im 2. (6.) Jahrgang im Format einer Tageszeitung „L' Italia Stenografica", das offizielle Organ der italienischen Schule Gabelsberger-Noe. Ihr Inhalt ist so reichhaltig und interessant, daß wir gern hier auf sie aufmerksam machen. Nr. 3–4 vom März-April 1928 enthalten u. a. folgenden Aufsatz: „La stenografia nella pratica giudiziaria" von Prof. Dr. D. Medugno, der durch beide Nummern läuft und viel Bemerkenswertes sagt.

Accademia Italiana di Stenografia. Das Bollettino dieser Akademie gehört zum Besten, was wir auf diesem Gebiete haben. Direktor ist Cav. Off. Prof. Giuseppe Aliprandi (Padova, Via Gregorio Barbarigo 5a). Es ist eine wirkliche Freude, die Hefte zu durchblättern. Nehmen wir Heft 1 des 4. Jahrgangs Gennaio-Febbraio 1928, so finden wir u. a. darin folgendes: „Tachigrafia sillabica latina in Italia" mit einer Schriftbeilage, die in Transskription außerdem beigegeben ist, von dem bekannten Forscher Luigi Schiaparelli. Der Artikel wird fortgesetzt; „La Stenografia Esperantista" von P. Flageul; „Le frequenze nella lingua italiana" von Giorgio Roncagli; „Lo stato attuale della stenografia in Germania" von Christian Johnen-Düsseldorf; „Contributi alla storia della stenografia parlamentare"; S. Bernardino da Siena e il suo tachigrafo" von Francesco Giulietti.

Die Kunst dem Volke. Mehrfach schon haben wir auf diese Serie von Kunstheften aufmerksam gemacht, immer tun wir es wieder mit demselben Vergnügen, auch jetzt, wo uns Nr. 65/66 (Allgemeine Vereinigung für christliche Kunst, München, Renatastraße 69): Hans Kiener, Meisterwerke der deutschen Malerei des 19. Jahrhunderts, I. München, vorgelegt wird. Wieder erstaunlich viel gute Abbildungen, 96 an der Zahl! Wiederum trefflicher, leicht verständlicher Text, wirklich etwas für das Volk!

Eine wertvolle Musik-Bibliothek. Die Firmen Martin Breslauer (Berlin W 8, Französische Straße 46) und Leo Liepmannsohn (Berlin SW 11, Bernburger Straße 14) haben in den Tagen vom 13.–16. Juni d. J. den ersten Teil der Musikbibliothek Dr. Werner Wolffheim versteigert. Wer die Verhältnisse kennt, weiß, wer Werner Wolffheim ist und was es bedeutet, daß seine Musikbibliothek versteigert wird. Viele werden gehofft haben, daß diese wertvolle Bibliothek zusammenbleibt und einmal geschlossen einer öffentlichen Samm-

lung zufällt. So schön ein solcher Gedanke ist, so ist er eben doch nur schön, wenn die Sammlung mit derselben Liebe, demselben Verständnis, derselben Zielbewußtheit fortgesetzt wird. Wie oft aber ist es so, daß eine solche Sammlung in einer großen Bibliothek aufgeht, wo die bisherige Pflege ihr nicht mehr zuteil wird. Gibt es doch Fälle, und sie sind nicht gering an Zahl, wo die Sammlung sozusagen zum Stillstand gebracht wird. Es ist ein großes Verdienst der beiden versteigernden Firmen, daß sie einen Katalog geschaffen haben, der auch nach der Versteigerung von Bedeutung bleibt. Text-Band und Tafel-Band sind getrennt. Man wird gut tun, beide in den bibliographischen Apparat einzustellen. Sammler der Musikliteratur werden eine große Freude haben an dem, was ihnen an Belehrung und Kenntnis zukommt. Sammler, die über Geld verfügen, werden freudigst die Gelegenheit ergreifen, ihre Sammlung auszubauen und das Wertvolle weiter pflegen und hüten.

Offenbach a. M. Nun hat auch Offenbach a. M. seinen „Dari" bekommen, d. h. in der Reihe „Deutschlands Städtebau", die der Deutsche Architektur- und Industrie-Verlag in Berlin-Halensee herausgibt, einen Würdigungsband. Warum wir ihn hier erwähnen? Einmal wegen seiner Ausstattung: Wilhelm Gerstung-Offenbach hat ihn gedruckt, Umschlagzeichnung und Schriften zum Satz des Textteils stammen von Professor Rudolf Koch-Offenbach und die Netzätzungen von Gebr. Klingspor in Offenbach. Das sagt mehr wie viele Worte. So ist aus dem Buch ein „schönes Buch" im wahren Sinne des Wortes geworden, das sicher in mancher Mustersammlung seinen Platz finden wird. Der Bücherfreund sei übrigens auf das Leder-Museum in Offenbach, das darin neben vielem anderen behandelt wird, aufmerksam gemacht, da dieses ihm viel überraschend Schönes bietet.

Basler Bücherfreund. Der Basler Bücherfreund, den Henning Oppermann (Blumenrain 27) herausgibt, beginnt seinen 4. Jahrgang mit einer Doppelnummer 1/2. Gleich an der Spitze begegnen wir unter „Buchkunst" einer Mitteilung von weitgehendem Interesse. Wir erhalten Kenntnis von einer Sammlung von 331 Originalzeichnungen, Aquarellen usw. zu Initialen und Zierbuchstaben, die auf keinen Geringeren als den italienischen Maler und Kupferstecher Benigno Bossi (1727–1806) zurückgehen. Erinnern wir uns, daß Giambattista Bodoni Entwürfe von Benigno Bossi verwendete, so ist das, was wir zu hören und zu sehen (die beigegebenen Abbildungen sind besonders dankenswert) bekommen, noch von besonderem Interesse.

Aus den Antiquariaten.

Hermann Aupperle-Schw. Gmünd hat Antiquariatskatalog 13 verschickt, der nicht weniger als 4000 Werke aus Theologie und Kirchengeschichte enthält. Er ist wie „Angebot und Nachfrage Nr. 11", die gleichzeitig versandt wurde, wieder ein Beweis dafür, daß Aupperle es versteht, planmäßig zu sammeln und damit der Wissenschaft zu nützen. Die „Suchliste", die mit den beiden genannten Drucksachen ausgegeben wurde, weist 1176 Nummern auf. Aupperle selbst sucht alles von bayrischen Theologen und alles zur Geschichte der evangelischen Kirche in Bayern überhaupt, ferner alles zur Geschichte des schwäbischen Pietismus sowie alles zur Geschichte der evangelischen Fürsorge und des Armenwesens im engeren und weiteren Sinn. Schade, daß die Suchliste nicht auch dasselbe Format hat wie Antiquariatskatalog und „Angebot und Nachfrage". Für das Binden — und es gibt eine ganze Anzahl Sammler, die sich solche Drucksachen binden lassen — sind die verschiedenen Formate störend.

K. F. Koehlers Antiquarium-Leipzig / Oskar Gerschel-Stuttgart lassen ihrem ersten Katalog über die Bibliothek Robert Saitschick-Zürich einen zweiten folgen unter dem Titel „Sechs Jahrhunderte Buchkunst". Dem Katalog ist ein Vorwort von Professor Dr. R. Saitschick beigegeben, das den Büchersammler interessieren dürfte. Das Vorwort ist überschrieben „Meine Bibliothek". Der Katalog selbst teilt sich in elf Abschnitte: I. Bibliographie und Buchwesen; II. Schöne Einbände; III. Handschriften und Inkunabeln; IV. Werke aus berühmten alten Pressen (Aldus, Bodoni, Froben, Giunta, Plantin usw.). V. Alte Drucke und illustrierte Werke des 16. Jahrhunderts, VI. Alte Drucke und illustrierte Werke des 17. Jahrhunderts; VII. Alte Drucke und illustrierte Werke des 18. Jahrhunderts; VIII. Französische illustrierte Bücher des 18. Jahrhunderts; IX. Illustrierte Werke des 19. Jahrhunderts; X. Werke aus neuen Pressen, Vorzugs- und Luxusdrucke; XI. Nachtrag. Wir haben also einen Katalog vor uns, der dem Büchersammler gar manches bietet. Daß der Katalog eine ganze Reihe Abbildungen enthält, macht ihn noch wertvoller. Wie bekannt, hat

Saitfchick dem Einband feiner Bücher viel Liebe angedeihen laffen. So finden fich unter den Werken folche von erlefenen Einbänden, wie der Einband der Kurfürftenbibel, der wirklich ein Pracht- und Zierftück erften Ranges ift; der Maroquin-Band mit dem öfterreichifchen Wappen, der die Heures Nouvelles vom Jahre 1735 umfchließt; der Kalbsleder-Band mit Wappen des Kardinals Forbin Janfen mit dem Inhalt „Pancirolus“ 1608, und andere.

Bruno Handkel, Antiquariat in **Osnabrück,** Krahnftr. 17/18, bietet in feinem Katalog Nr. 7 „Kunft, Alte Graphik und Moderne Graphik“ an. Er enthält 1350 Stücke und ift in gar mancher Beziehung eine Fundgrube für den Sammler, bringt auch in Beziehung auf die Preife einige Überrafchungen.

Jofef Baer & Co., Frankfurt a. M., Hochftraße 6, widmet Antiquariatskatalog 739 der Geographie und Reifen. Die Zahl der angebotenen Nummern ift 2450. Der Katalog ift in zehn Teile geteilt: I. Zeitfchriften und Sammelwerke. II. Allgemeine Erdkunde, Nautik, Atlanten. III. Weltreifen. Reifen in mehrere Erdteile. IV. Europa. V. Afien. VI. Afrika. VII. Amerika. VIII. Auftralien und die Südfee. IX. Arktis. X. Nachtrag. Über die Reichhaltigkeit des Katalogs kann man nur erftaunt fein. Gar manches gefuchte Stück findet fich unter den zahlreichen Nummern.

Grafton & Co. (Frank Hamel), Coptic House, 51 Great Russell Street, **London,** W C 1. ift in der Nr. 64 des Jahres 1928 für Bücherfammler von Bedeutung. Das zeigt fchon der Titel „Printing Arts and Bibliography“. Rund 2000 Nummern find folgenden Abteilungen gewidmet: Bibliography, Bookbinding, Bookplates, Bookselling and Publishing, Colour Printing, Engraving, Etching and Illustration, Facsimiles and Reprints of rare books, Liberty of the Press, Manuscripts, see also writing, Nature printing, Paper, Photography and photographic engraving, Printing historical and practical, Wood engraving, Writing, Autographs and Illumination.

Hans-Dietrich v. Diepenbroick-Grüter, Buch- und Kunftantiquariat, **Hamburg** 1, Ferdinandstraße 26, verfandte Katalog 19: Bildniffe. Angeboten werden 4431 Nummern. Der Katalog ift mit einem Schlagwortregifter und einem Ortsregifter verfehen. Unter den Bildniffen find 29 Buchhändler vertreten: Chriftoph Arnold, Dresden, 1763–1847 (Lithographie); A. F. G. Baumgärtner, Leipzig, 1758–1843 (Lithographie); J. J. Ch. Bode, Braunfchweig, Celle, Hamburg, Weimar, 1730–1793 (Kupferftich); Joh. Mich. Dunft, Bonn (Lithographie); Heinrich Franke, Leipzig (Lithographie); Joh. Chrift. Gädicke, Berlin, 1763–1837 (Lithographie); Salomon Geßner, Berlin, Hamburg und Zürich, 1730–1787 (Kupferftich); J. F. Gleditsch, Leipzig, 1653–1716 (Kupferftich); N. Henning, Gotha (Lithographie); Salomon Hirzel, Leipzig, 1804–1877 (Kupferftich); N. Horvath, Potsdam (Lithographie); Ernft Keil, Langenfalza, Leipzig, 1816–1878 (Kupferftich); Joh. Gottl. Korn, Breslau, 1765–1837 (Lithographie); Jul. Korn, Breslau (Lithographie); E. S. Mittler, Halle, Berlin, 1785–1870 (Kupferftich); Chrift. Ludw. Palm, Erlangen, 1772–1837 (Lithographie); Joh. Phil. Palm, 1806 erfchoffen (Gedenkblatt); Friedrich Perthes, Rudolftadt-Gotha, 1772–1843 (Kupferftich); Karl Auguft Reimer, 1801–1858, Leipzig-Berlin (Lithographie); H. R. Sauerländer, 1776–1874, Frankfurt a. M.-Aarau (Lithographie); O. A. Schulz, Leipzig, 1803–1860 (Lithographie); Aug. Schumann, Zwickau, 1773–1826 (Kupferftich); Heinrich Vogler, geb. 1772 zu Heffen i. Braunfchweig (Lithographie); B. F. Voigt, Weimar, 1787–1859 (Lithographie); J. J. Weber, Leipzig, 1803–1880 (Kupferftich); Rudolf Weigel, Leipzig, 1804–1867 (Kupferftich); Georg Wigand, 1808–1858, Göttingen-Leipzig; Otto Wigand, 1795–1870, Göttingen-Leipzig (Lithographie); L. W. Wittich, Berlin, 1773–1832 (Lithographie). Schade, daß das Schlagwortregifter nicht noch mehr ausgebaut ift. Bei genauem Zufehen findet man noch manches Bildnis, das unfern Lefern intereffant und erwerbenswert erfcheinen dürfte. Das Schlagwort „Buchdrucker“ fehlt und doch find eine ganze Anzahl einfchlägiger Bildniffe aufgeführt: Gutenberg, Fuft, Koberger, Hans Lufft, die Breitkopfs ufw. Daß Bildniffe Senefelders, Gabelsbergers und anderer mit angeboten werden, ift aus dem Schlagwort-Verzeichnis nicht zu erfehen. Vielleicht kann künftig das Schlagwortregifter etwas ausgebaut werden, das wird Käufer wie Verkäufer nur nützlich fein und den Umfatz fördern.

K. F. Koehlers Antiquarium, Leipzig, Täubchenweg 21, widmet feinen Antiquariatskatalog 44 der Kunftgefchichte und dem Kunftgewerbe. Er enthält u. a. die Bibliothek des württembergifchen Landeskonfervators Prof. Dr. Eugen Gradmann. Wieder hat Köhlers Antiquarium damit eine Überficht über die in Frage ftehenden Gebiete gefchaffen, die nicht bloß dem kaufenden Publikum, fondern auch dem Wiffenfchaftler als bibliographifches Material von Wert ift. Dies zeigt fchon die Einteilung: A. Kunftgefchichte. I. Zeitfchriften; II. Allgemeine Kunftgefchichte, Lexika, Nachfchlagewerke, Oftafien, Stilkunde;

III. Malerei, Graphik und Plastik; IV. Leben und Werke der Künstler; V. Kunststätten, Galeriewerke, Auktionskataloge; VI. Porträtmalerei und Porträtwerke; VII. Kostümkunde und Kostümwerke. B. Kunstgewerbe. VIII. Allgemeines, Geschichte des Kunstgewerbes; IX. Keramik, Glas, Porzellan; X. Holzarbeiten, Möbel, Innenkunst; XI. Textil, Teppiche, Handarbeiten; XII. Schmiedekunst, Schmuck, Waffen; XIII. Ornamentik, Vorlagewerke.

Internationaal Antiquariat (Menno Hertzberger), Singel 364, **Amsterdam,** bringt in seinem Katalog 43 eine Auswahl wichtiger Bücher aus den verschiedensten Gebieten von der Handschrift und Inkunabel bis auf unsere Tage. Manch interessantes Buch begegnet uns in diesem Katalog, der übrigens auch mit einer Anzahl Abbildungen versehen ist, was ihm mehr als vorübergehenden Wert verleiht.

Utopia, Buchhandlung und Antiquariat, **Berlin W 15,** Kaiser-Allee 209, enthält 811 Nummern zur Geschichte. Auf die Bücher zu Geographie und Reisen und zur Numismatik seien unsere Leser besonders aufmerksam gemacht; auch was für außerdeutsche und außereuropäische Länder aufgeführt ist, ist bemerkenswert.

Die **Librairie Théophile Belin (Paris,** 29 Quai Voltaire) versandte unter dem 15. März 1928 ihre Nr. 369 „Livres anciens". 632 Nummern sind aufgezählt, darunter Bücher, die recht gesucht sind. Die alphabetische Anordnung der angebotenen Werke hat viel für sich, zwingt aber dazu, den ganzen Katalog durchzusuchen, wozu man nicht immer die Zeit hat. Eine Anzahl Abbildungen kommen zu Hilfe, wofür man dankbar ist. Im übrigen empfehlen wir das Studium des inhaltsreichen Verzeichnisses, das auch in die Preisgestaltung interessante Einblicke gewährt.

Henning Oppermann, vorm. Rudolf Geering, **Basel,** Blumenrain 27, bietet mit seinem Katalog 415 „Kunst" wieder etwas, was der Büchersammler und Bibliophile sich aufbewahren wird. Professor H. A. Schmid hat dem Verzeichnis einen Aufsatz voraufgeschickt: „Erasmus und Hans Holbein d. J. zur Faksimile-Ausgabe des im Baseler Kupferstich-Kabinett befindlichen Exemplars der Laus Stultitiæ", der rasch orientiert und besonders hervorgehoben sein soll. Der Katalog ist gegliedert in XV Abteilungen, die zum Teil wieder Unterabteilungen erhalten haben, sodaß man rasch einen Einblick hat. Die Schreibkunst ist unter XI: Kunstgewerbe b) Schreibkunst, eingereiht. Auf die Abteilung „Graphische Künste" sei besonders aufmerksam gemacht.

J. A. Stargardt, Berlin W 35, ist in seinem Katalog 276 sehr vielseitig. Der Katalog umfaßt Bücher und Autographen, unter jenen Inkunabeln, kostbare Holzschnittbücher und Livres à Figures, Jesuitica, auch wertvolle Einbände und Kinderbücher; unter den Autographen befinden sich wichtige Stücke zur Geschichte der Freiheitskriege, des Jahres 1848 und des Sozialismus sowie Stammbücher. Die Stargardtschen Kataloge, das wissen wir alle, enthalten immer etwas für den Sammler, das wirklich erstrebenswert ist.

Librairie Thomas, Paris, 19 rue de Tournon, bietet in Katalog 28 „Bons livres anciens" an. Es sind 689 Nummern mit vielen Abbildungen. Der Katalog teilt sich in sieben Abschnitte: I. XVe et XVIe siècles; II. Livres du XVIIIe siècle; III. Romantiques illustrés; IV. Livres de divers genres; V. Médecine ancienne; VI. Bibliographie; VII. Dernières acquisitions. Auch hier findet der Büchersammler, vor allem derjenige, der besondere Gebiete pflegt, manch Wertvolles.

Im Katalog 34 (März 1928) von **Karl & Faber, München,** Max Josef-Straße 7, der der Kunstgeschichte, Kunstgewerbe, Archäologie, Architektur, Buchkunst gewidmet ist, befassen sich die Nummern 1623–1810 mit Buchkunst. Wäre es nicht besser, künftig den Ausdruck „Buchkunst" auf „Buchkunde" zu erweitern, wie es in der „Zeitung für Buchkunde" des öfteren vorgeschlagen ist? Beschränkt sich doch das Gebiet der angebotenen Literatur nicht auf die Buchkunst in engerem Sinne, sondern auf das Buchwesen überhaupt.

Die Buchhandlung **Alfred Lorentz, Leipzig,** Kurprinzstraße 10, hat unter Nr. 326 einen Katalog ihres Sonderraumes „Das schöne Buch" herausgegeben. Dieser Sonderraum ist seit langer Zeit rühmlichst bekannt und der vollsten Beachtung wert. Schöne Literatur, Klassiker, Märchen, künstlerische Bilderbücher, Kunst, Buchillustration, Bibliophilie, Ledereinbände, Pressendrucke, Bibliographie, Graphik, das ist kurz sein Inhalt: also reichhaltig sondergleichen. Ich habe viel Interessantes und Bemerkenswertes in dem Katalog gefunden, auf gar manches bin ich durch den Katalog erst richtig aufmerksam gemacht worden.

Arthur Rogers, 18 Eldon Square, Newcastle-on-Tyne, hat in Katalog XVI „Books, old Miscellaneous and modern first editions" manch wertvolles und interessantes Angebot, wie überhaupt die Kataloge der Firma besonderer Beachtung wert sind.



Inneres der Göttinger Universitäts-Bibliothek, ehemals Bülowsche Sammlung, aus Heumann, Abbildungen der Stadt Göttingen. — Halle Katalog 68.

Antiquariat Beckmann, Berlin-Schöneberg; Gotenstr. 78, übersandte Katalog 1 und 2. Der erstere bietet Werke aus den Gebieten: Geschichte, Kulturgeschichte, Volklore, Volkskunde, Spezialgeschichte an, der letztere solche über Theatergeschichte aus dem Nachlaß eines bekannten Berliner Kritikers, denen Werke über Kunst, Kunstgewerbe, deutsche Literatur, Musik und Kulturgeschichte angefügt sind.

L'art Ancien S. A., Lugano, 7 Piazza A. Manzoni hat den dritten Teil (M—Q) seines Katalogs „Early Bocks on medicine, Natural Sciences and Alchemy" verschickt. Viel wertvolles ist darin zu finden; dankbar wird man für die zum Teil recht ausführlichen bibliographischen Notizen und Mitteilungen sein, die den Katalog über das Niveau der meisten Antiquariatskataloge weit hinaushebt.

Otto Harrassowitz, Leipzig C 1, Querstr. 14, zeigt mit Katalog 412 wieder, mit welchem Interesse er fremden Sprachen, vor allem dem Orient zugetan ist. „Uraltaische Völker und Sprachen" lautet der Titel des Katalogs, der nicht weniger als 2703 Nummern aufweist.

Dr. Junkelmann, München, Frauenstr. 6a, hat seine neueste Kunstliste herausgegeben. Darin findet sich als Nr. 4 eine Grabstelle für den Schreiber Nebt-en'-Maat. 18. Dynastie. (450 Mk.); Keilschrifttäfelchen (Quittungen über Vieh-, Getreidelieferungen usw.) aus der Zeit des Königs Dungi, Herrschers von Lagash, pro Stück 35 Mk.; babylonischer Siegelzylinder, Papyrusfragmente, Pergamente usw., auf die hiermit aufmerksam gemacht sei.

Arthur Rogers, 18 Eldon Spuare, **Newcastle-on-Tyne** (England), verschicken ihren Katalog 15: Books. Old miscellaneous and modern first editions. Auch der deutsche Sammler findet hier manches Interessante und erfährt von manchem, was ihm unbekannt ist.

Jean Brunier, Libraire, 47 Quai des Grands-Augustins, **Paris** VI, übersendet einen „Catologue de quelques bons livres anciens et modernes". Die Nummern 423 bis 436 Lafontaine werden manches Sammlers Interesse erregen, ebenso die Nummern 540 bis 563 Molière. Die Nummern 883 bis 911 sind der Bibliographie gewidmet, worauf besonders aufmerksam gemacht sei.

Oskar Schloß-Verlag, Antiquariat, **München-Neubiberg,** hat einen kleinen Lagerkatalog über Kunst und deren angewandte Gebiete herausgegeben. Unter den 738 Nummern steckt manches Beachtenswerte.

Walter Christiansen & Co., Hamburg 11, Graskeller 10, lud zur Versteigerung der „Holsteinischen Schloßbibliothek des Gesandten Freiherrn Dr. v. H." ein. Seltene alte Chroniken, wertvolle deutsche und französische illustrierte Werke, Genealogie und Heraldik, Almanache und Taschenbücher, Einbände gab es zu kaufen. Der kleine Katalog gab erwünschte Aufschlüsse. So ist auch er für den Forscher der Buchgeschichte nicht ohne Bedeutung.

Au vélin d'or, 67 Rue de Seine, **Paris** VI, versandte Katalog 19. Für Bücherfreunde sind die Abteilungen „Imprimerie; Bibliographie; Livres illustrés; Autographes" beachtlich.

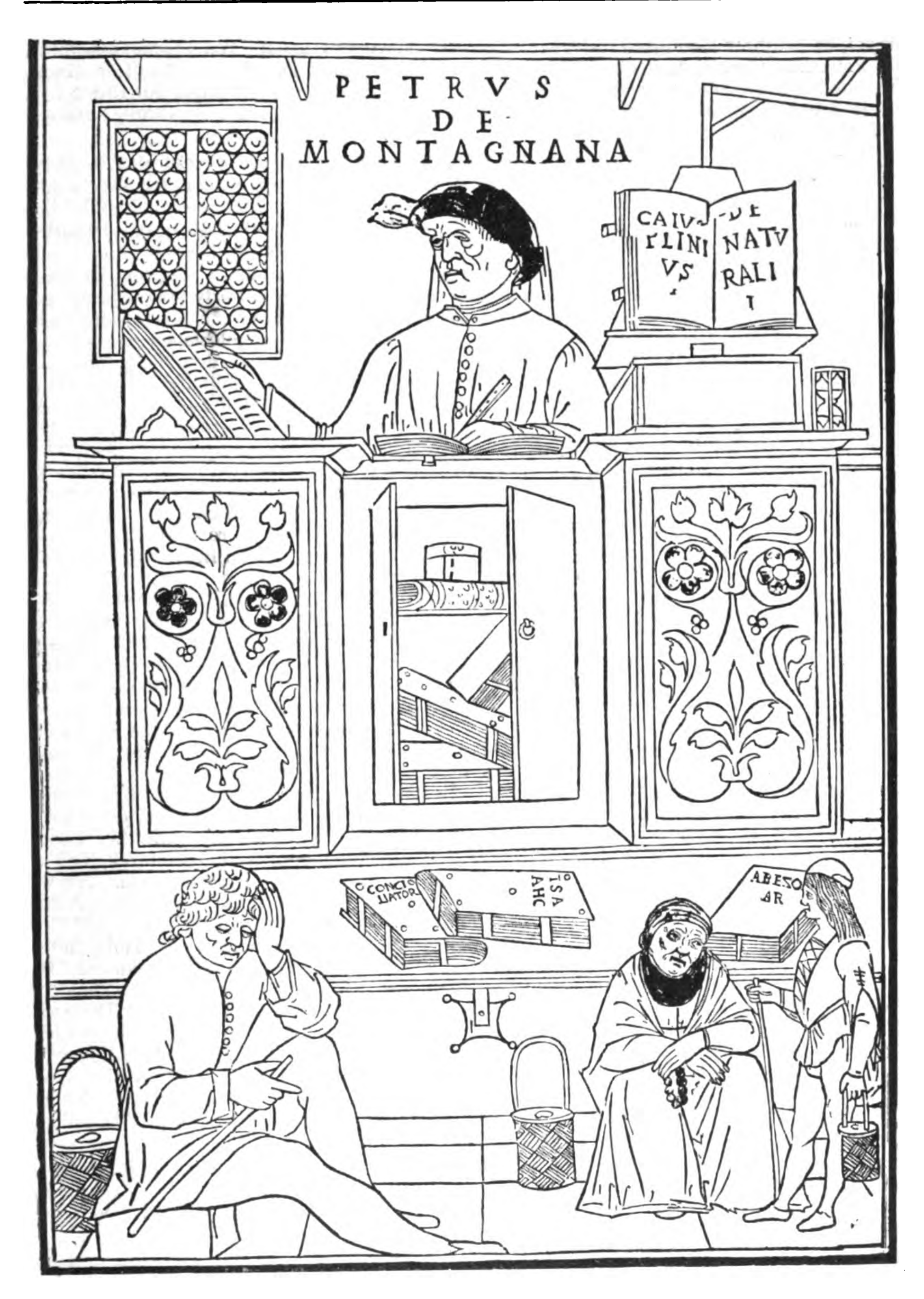
Bei **Paul Graupe, Berlin** W 10, Tiergartenstraße 4, fand vom 16.-18. April 1928 die Auktion 78 statt. Der schöne Katalog ist überschrieben: Manuskripte, Inkunabeln, Holzschnitt- und Kupferstichwerke, alte Naturwissenschaften, illustrierte Bücher des 18. und 19. Jahrhunderts, deutsche Literatur, moderne Luxus- und Pressendrucke, Kunstliteratur, Bibliographie. Dem Katalog sind 16 Bildtafeln beigegeben. Interessant sind die „Schätzungspreise". Greifen wir nur einige Inkunabeln heraus: Unter Nr. 22 finden wir die „Geistliche Auslegung des Lebens Jesu Christi", einen sehr beachtenswerten Druck von Johann Zainer-Ulm, der für die Geschichte der Buchillustration immer von Interesse bleiben wird; er ist auf 2000 Mk. geschätzt. Für den etwaigen Käufer wäre ein Hinweis auf den „Bilderschmuck der Frühdrucke", der alle Holzschnitte bringt, sehr erwünscht gewesen. Die Koberger-Bibel von 1483 ist mit 2500 Mk. angesetzt. Die Speyer'sche Ausgabe (Peter Drach) von Breidenbachs Reise ins heilige Land, die angeboten wird, ist leider unvollständig; die Sorg'sche Ausgabe vom 22. April 1488 ist mit 3500 Mk. notiert. Denselben Preis mißt der Katalog der ersten deutschen Ausgabe von Boccaccio, „Von etlichen frowen", Ulm, Johann Zainer, zu. Erhard Ratdold's prächtiger Evangelien- und Epistel-Druck soll 5000 Mk. bringen; der Preis dürfte weit überholt werden. Dieselbe Summe ist dem „Schatzbehalter" von Koberger (1491) zugedacht, in einem Lederband der Zeit auf Holzdeckeln, überzogen mit dem Fragment eines hebräischen Pergament-Manuskripts aus dem 14. Jahrhundert. Zwei weitere Exemplare, deren Einbände nicht so beachtenswert sind, sind mit 3000 bzw. 4000 Mk. geschätzt. Daß Schedels Weltchronik mit unter den angebotenen Drucken sich be-

Herr Anthoni Fugger /
Deß gehaimen Raths.

6



Aus: Gilhofer & Ranschburg, Katalog 200. Geschlechter-Buch. Frankfurt a. Main 1580.



Aus: Gilhofer & Ranschburg, Katalog 200. Ketham, Venedig 1522.

findet, ist bei ihrer Häufigkeit nicht verwunderlich. Die erste Ausgabe von Thomas a Kempis, De imitatione Christi, und die erste typographische Ausgabe der Ars moriendi in einem Sammelband mit einigen anderen kleineren Schriften steht in der Schätzung auf 15000 Mk. Diese wenigen Zeilen schon genügen, zum aufmerksamen Lesen des Auktions-Katalogs aufzufordern.

Der Katalog 31 des Antiquariats **Otto Küfner, Berlin** NW 6, Albrechtstraße 25: Inkunabeln, alte Drucke, alte Medizin, Naturwissenschaften usw. überrascht durch eine ganze Anzahl beachtenswerter Angebote, z. B.: Teuerdank 1517, auf Pergament, 20000 Mk.; Schatzbehalter, Koberger 1491, mit 6000 Mk.; Schedels Weltchronik, lateinische Ausgabe, 1200 Mk. Schade, daß dem Katalog kein ausführlicheres Register beigegeben ist.

Gilhofer & Ranschburg, Wien I, Bognergasse 2, versandten ihren Katalog Nr. 200. Der Bücherfreund weiß, was wir in den bisherigen Katalogen an wertvollstem Inhalt gefunden haben. Die Kataloge von Gilhofer & Ranschburg gehören zu denen, die nicht bloß Augenblickswert haben, sondern gar manchmal noch nachgeschlagen werden. So ist auch der Katalog Nr. 200 mit besonderer Sorgfalt behandelt worden. Sein Inhalt ist reich. „Incunabula typographica, zum Teil aus einer Nürnberger Bibliothek des 15. Jahrhunderts" nennt sich die erste Abteilung. Wir erfahren, daß ein Teil aus der Bibliothek Hieronymus Münzer (Monetarius), des ehemaligen Stadtarztes zu Nürnberg, stammt, daß diese Bücher später im Besitze von dessen Schwiegervater, Hieronimus Holzschuher, des Freundes Albrecht Dürers, sich befunden haben, und dazu kommen Stücke aus einer österreichischen Schloßbibliothek. Der Inkunabelsammler wird aufhorchen, wenn er erfährt, daß u. a. folgende Stücke zum Verkauf stehen: des Aesopus „Vita et Fabulae", Straßburg, Heinrich Knoblochtzer (18000 Frs.*); die Steffen Arndes-Bibel vom Jahre 1494 (12500 Frs.); die Koberger-Bibel vom Jahre 1483 (4500 Frs.); die erste Ausgabe von Breydenbachs Reise ins heilige Land, Mainz 1486 (15000 Frs.); S. Brigitta. Revelationes, Nürnberg, Anton Koberger (3000 Frs.); Cicero, De officiis. Mainz, Fust & Schöffer, 1465 (45000 Frs.); die Editio princeps des Galenus, Venedig 1490 (6000 Frs.); der Hortus sanitatis. Augsburg, Johann Schönsperger, 1485 (8000 Frs.); derselbe in der Ausgabe von 1488 (3600 Frs.); der Erstdruck von Johannes Chrysostomus Homiliæ super Matthæum. Straßburg ca. 1466 (6500 Frs.); Conrad Megenbergs Buch der Natur. Augsburg, Bämler 1478 (3600 Frs); Salernitanus Antidotarium, Nicolaus Jenson, Venedig (10000 Frs.); die Cosmographie des Ptolemæus, Ulm 1482, Leonhard Holle (12000 Frs.); aus dem seltenen Druckort Avignon: Ubaldis, Solemnis atque aureus tractatus de duobus fratribus (12000 Frs) usw. Es sind 75 Nummern. Ein großer Teil Abbildungen ist beigegeben. Warum bei den Literaturangaben der „Bilderschmuck der Frühdrucke" nicht genannt wird, ist nicht ersichtlich. Seine Nennung wäre bei Megenbergs Buch der Natur und bei der Cosmographie des Ptolemæus wohl angebracht gewesen, zumal sämtliche Holzschnitte, auch die zahlreichen Landkarten, darin wiedergegeben sind. Nicht nur der Inkunabelsammler findet Interessantes in diesem Katalog Nr. 200; das mögen kurz folgende Schlagwörter der anschließenden Drucke beweisen: Seltene Werke über Amerika, Asien und Australien, Bodoni-Drucke, eine reichhaltige Sammlung von botanischen und zoologischen Kupferstichwerken, klassische Philologie, englische, französische und spanische Bücher, germanische Philologie, Holzschnittbücher des 16. Jahrhunderts, illustrierte Bücher des 17.–20. Jahrhunderts, illuminierte Manuskripte, alte Medizin und Naturwissenschaften, Kunst-Publikationen und Zeitschriftenwesen. Auch für all diese Dinge eine Fülle schöner Abbildungen. Wenn man Direktor eines Buchmuseums ist, hält man Umschau, ob nicht dies oder jenes erworben werden kann. Die Mittel hierzu fehlen; so muß der Privatsammler eingreifen und der Museumsdirektor kann immer und immer wieder nur hoffen, daß auf einem glücklichen Weg diese Kostbarkeiten doch an eins der Buchmuseen im Laufe der Jahre kommt. Katalog 200 von Gilhofer & Ranschburg wird wohl bei vielen einen dauernden Platz im „Handapparat" behalten.

Josef Baer & Co., Frankfurt a. M., Hochstraße 6, hat in seinem Lagerkatalog 744 Teile der Bibliothek Heinrich Wallau-Mainz zusammengestellt. Der Katalog enthält Bibliographie, Buchdruck und Buchhandel, die graphischen Künste, Paläographie und Handschriftenkunde, Miniaturmalerei, Bibliothekswissenschaft, ist also für die Leser unseres Archivs von besonderer Bedeutung.

Erich Carlsohn, Buchhandlung und Antiquariat, **Leipzig** S. 3, hat in seinem Antiquariats-Katalog 13 deutsche Literatur 1750–1850 zusammengestellt. Besonders interessant dürfte das

*) 100 Frs. = 81 Reichsmark.

vorliegende Gesamt-Angebot einer Almanachsammlung von über 550 Almanachen und Taschenbüchern aus der Zeit von etwa 1760–1850 sein, eine wahre Fundgrube. Nicht weniger als 80 Almanache sind mit Originalradierungen Chodowieckis geschmückt, 50 enthalten Erstdrucke Goethes und Schillers, 14 Erstdrucke von E. T. A. Hoffmann usw., alles Dinge, die recht erstrebenswert sind.

Leo S. Olschki, Florenz, Lungarno Corsini 2, hat in seinem „Bulletin des derniers achats" Nr. 87 Bibliographie und Bibliophilie zusammengestellt, worauf Büchersammler und Bibliotheken besonders aufmerksam gemacht seien.

Otto Harrassowitz, Leipzig, Querstraße 14, verschickt Bücherkatalog 413: Klassische Philologie und Altertumskunde, enthaltend die Bibliothek von Geheimen Hofrat Professor Dr. Alfred v. Domaszewki-Heidelberg, von dessen Werken und kleineren Schriften eine Zusammenstellung in chronologischer Reihenfolge den Beständen der Bibliothek vorangeht. Unter ihnen ist eine besondere Abteilung: Epigraphik, Paläographie, griechische und hellenistische Papyruskunde.

W. Weber, G. m. b. H., **Berlin** 68, Charlottenstraße 48, hat seinen beiden Katalogen Nr. 207 und 208 („Deutschland" und „Deutschland Neue Folge") nun Lagerverzeichnis Nr. 211: Deutschland III, Reichs-, Landes-, Orts- und Familiengeschichte, folgen lassen.

Heimann & Wolff, München 2, Fürstenstraße 22, nennt seinen Katalog 5 „Querschnitt aus unseren Sondergebieten" und nennt als solche: Deutsche Literatur, illustrierte Bücher des 19. Jahrhunderts, moderne Buchkunst, zeitgenössische Dichter in Erstausgaben, Autographen.

Illustrierte Bücher.

Wir haben in Nr. 1 des zweiten Jahrgangs unseres „Archiv für Schreib- und Buchwesen" begonnen, bei den Bücherbesprechungen die Literatur über Kunst und Kunstgewerbe mit einzubeziehen. Es geschah das auf Wunsch einer Anzahl Leser. Wir können jetzt feststellen, daß diese Rubrik freudig begrüßt wurde. So wagen wir es auch, den weiteren Wunsch, über illustrierte Bücher zu berichten, durchzuführen. Mit Recht wird gesagt, daß in der Geschichte des Buches das illustrierte Buch eine besondere Rolle spiele, ja, daß ihm eine überragende Bedeutung zukomme. Wir werden in gemeinverständlicher Weise über die uns jeweils zugehenden illustrierten Bücher berichten.

Illustrierte Märchengaben des F. W. Hendel Verlages-Leipzig. Wer die Geschichte der illustrierten Bücher verfolgt, weiß, daß Märchenbücher mit zu den besten illustrierten Büchern gehören. Er weiß aber auch, daß Ludwig Richters Name aufs engste damit verbunden ist. Uns Älteren sind die Richterschen Bücher in ihren ersten Auflagen noch bekannt, unsere heutige Jugend kennt nur die späteren Auflagen, ja vielleicht diese nicht mehr. Daß die späteren Auflagen nicht mehr die Schönheit der ersten Auflagen aufweisen, ist betrüblich, aber erklärlich, wenn man die näheren Umstände verfolgt. So ist es eine nicht genügend zu würdigende Tatsache, daß der F. W. Hendel Verlag in Leipzig, dem wir schon so manches andere Wertvolle zu verdanken haben, in seine Ausgaben auch die Märchenbücher Ludwig Richters aufgenommen hat. Uns liegen vor:

Ludwig Bechsteins Märchenbuch. Mit 184 Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Ludwig Richter. Neudruck der Original-Ausgabe von 1857. Man braucht den schmucken Band nur in die Hand zu nehmen, um sofort für die Ausgabe des Hendel-Verlages gewonnen zu sein. Einband, Ausstattung, Wiedergabe der Bilder stehen auf erfreulicher Höhe. Der Kenner Richterscher Kunst aber freut sich vor allem, die Wiedergabe der Originalzeichnungen Richters zu finden. Das Knusperhäuschen, das in späteren Auflagen unter dem Einfluß der Buchentwicklung sich wie so manches andere Bild, Hintergrund, buchgewerbliches Zierwerk usw. hat gefallen lassen müssen, haben wir hier in der Einfachheit und Schlichtheit des ersten Richterschen Entwurfs; den kleinen Däumling mit seinen Brüdern sehen wir in unverfälschter Richterscher Erst-Darstellung. Und so manch anderes Bild, wie ist es später so verflacht worden! Das gute Buch ist ein Kulturträger ersten Ranges. Zum guten Buch im wahrsten Sinne des Wortes gehört diese Hendel-Ausgabe der Bechsteinschen Märchen. Die Zahl der Freunde des guten Buches mehrt sich erfreulicherweise. Wir meinen damit nicht die großen Bibliophilen. Nein, im ganzen deutschen Volk rührt es sich. Bleibende Werte werden im Buche gesucht, das mehr und mehr seine Heimat im deutschen Hause findet. Und dieses gute Buch

kommt jetzt in einem Gewande zu uns, das nichts mehr gemein hat mit den auf Massenabsatz berechneten mangelhaften Ausgaben früherer Tage, und doch ist es trotz seiner guten Ausstattung und Aufmachung kein unerreichbarer Besitz. 3,80 Mk. kostet diese Ausgabe von Bechsteins Märchen. Ein Band von 348 Seiten; Einbandentwurf und Ausführung stammt von Magda Gerber, gedruckt ist der Band in Breitkopf-Fraktur in der bekannten Offizin Fischer & Kürsten, gebunden ist er von der Großbuchbinderei H. Sperling; und das Papier: es ist eigens für die Ausgabe nach der Vorlage der seltenen Original-Ausgabe von 1857 von der Wiede'schen Papierfabrik in Rosenthal hergestellt worden. Mit all dem wird der Sinn für das gute Buch in weitesten Kreisen geweckt. Das ist neben allen Verdiensten ein nicht zu vergessender Vorzug der Hendelschen Ausgabe.

J. K. A. Musäus. Volksmärchen der Deutschen. Mit den Abbildungen der Holzschnitte nach Originalzeichnungen von Ludwig Richter, L. Schrödter, R. Jordan und G. Osterwald und den 12 Titelblättern von Ludwig Richter. Wie Ludwig Bechsteins Märchenbuch, so sind auch die Volksmärchen der Deutschen von Musäus von Dr. Karl Martin Schiller im Hendel-Verlag herausgegeben. Hat er jene durch ein kurzes Nachwort uns nähergebracht, so gibt er hier eine beachtenswerte Einleitung. Das ist zu begrüßen schon um deswillen, weil nicht jeder Freund des Buches so ohne weiteres unterrichtet ist über das, was mit diesem Buche zusammenhängt. Es ist eine ganz andere Sphäre, die uns hier umgibt. Was die Illustrationen betrifft, so ist auch hier Ludwig Richter in hervorragendem Maße beteiligt. Neben seinen Illustrationen sind aber Bilder von anderen getreten, die an Illustrationskraft nicht an Ludwig Richter heranreichen. Die beiden Düsseldorfer und Rudolf Jordan sowie Georg Osterwald sind vielen als Illustratoren schon kaum mehr bekannt. Und trotzdem hat Verlag und Herausgeber gut daran getan, ihre Bilder nicht auszumerzen, sondern nach den Klee'schen Ausgaben von 1842 und 1845 zu belassen. Für den, der sich näher mit dem illustrierten Buch beschäftigt, ist die Reproduktion auch dieser Bilder wertvoll und lehrreich. Der Band umfaßt XVII und 642 Seiten; der Einbandentwurf stammt von Georg A. Stroedel; gedruckt ist er in Breitkopf-Fraktur bei Fischer & Kürsten in Leipzig, gebunden von der Leipziger Buchbinderei Akt.-Ges. vorm. G. Fritzsche. Auch hier ist das Papier eigens für das Werk getreu nach Vorlage der seltenen Originalausgabe von 1845 von der Wiedeschen Papierfabrik in Rosenthal hergestellt. Und der Preis für den in jeder Beziehung wertvollen Band beträgt . . . 6,80 Mk.!

H. C. Andersens Märchen, mit den Abbildungen der Holzschnitte nach Originalzeichnungen von Ludwig Richter, Graf Pocci, Theodor Hosemann und Raymond de Baux und 12 Kunstblättern von Otto Speckter und Graf Pocci sind wiederum von Dr. Karl Martin Schiller mit einem Nachwort versehen. Der Preis ist ebenso gering wie der der Bechsteinschen Märchen: 3,80 Mk. Es ist keineswegs so, wie der Herausgeber meint, daß es in Deutschland „wohl kein Haus" gibt, „in dem man nicht die Märchen Andersens wenigstens dem Namen nach kennt". Ich habe zu meinem Bedauern manchmal feststellen müssen, daß es sogar im Staatsexamen Leute gibt, die auf eine Frage nach Andersens Märchen versagen, geschweige denn, daß sie von den Illustrationen näheres wissen. Um so verdienstvoller ist diese Ausgabe des Verlages von F. W. Hendel-Leipzig. Von den Illustratoren steht wieder an erster Stelle Ludwig Richter, an den auch hier die übrigen nicht heranreichen und doch wert sind, durch die Ausgabe bekannter zu werden. Der Herausgeber hat die alte Übersetzung Julius Reuschers wieder hergestellt und daran gut getan, wie man auch dankbar die seinerzeitigen Bildbeigaben begrüßt. Theodor Hosemann ist als Illustrator von Kinderbüchern bekannt, wie auch Graf Pocci. Daß Bilder aus anderen Ausgaben zur Ergänzung mit hinzugezogen worden sind, werden manche begrüßen, da Otto Speckter wegen seines liebenswürdigen Humors und seiner reichen Phantasie auch heute noch von vielen geschätzt wird. Der Einbandentwurf und die Ausführung dieses Bandes wurde von Elisabeth Schwahn besorgt; wieder ist Breitkopf-Fraktur verwandt; die Einbandarbeiten waren der Großbuchbinderei H. Sperling-Leipzig übertragen; das Papier stammt von der Wiedeschen Papierfabrik in Rosenthal. So reiht sich auch dieser dritte Band würdig den beiden anderen Märchenbüchern an.

Man traut aber seinen Augen kaum, wenn man die Hendelsche Ausgabe von „Tausend und eine Nacht" in die Hand bekommt. 12 Oktavbände von je etwas über 300 Seiten zusammen für 30 Mk., der Band also nur 2.50 Mk., geschmackvoll gebunden, vermitteln uns die Kenntnis der weltberühmten arabischen Märchen „Tausend und eine Nacht". Deutsch von Max Habicht. Fr. H. von der Hagen und Carl Schall. Neu herausgegeben von Dr. Karl Martin Schiller. Die Bücher sind zwar nicht illustriert — nur Titelvignetten von Moritz von Schwind sind beigegeben —, es wäre aber eine Lücke in unserer Bericht-

erstattung, wenn wir den Freund des guten Buches nicht auf diese Bändchen hinweisen würden. Zu Grunde gelegt ist die erste und vollständigste deutsche Übersetzung von Habicht, v. d. Hagen und Schall aus dem Jahre 1824, die heute im Original ein kostbarer Besitz sind. Sie durch einen Neudruck wieder zugänglich gemacht zu haben, ist ein bleibendes Verdienst des Hendelschen Verlages.

Illustrierte Sagen, Geschichten und Erzählungen des F. W. Hendel Verlags in Leipzig. Neben Märchen hat F. W. Hendels Verlag auch Sagen, Geschichten und Erzählungen auf den Markt gebracht, die sicherlich allüberall Freude erweckt haben. Das gilt vor allem für die „Spinnstube“ in 6 Bänden mit vielen hundert Bildern von Ludwig Richter. 6 Bände zum Gesamtpreis von 20 Mk. sind erschienen. W. O. von Horn, oder, wie er eigentlich heißt: Wilhelm Örtel aus Horn, hat die Spinnstube 1846 begründet. Reich, überreich ist der volkstümliche Stoff, den er darin verarbeitet hat. Es lag nicht in der Absicht des Herausgebers, all diese Geschichten aus den Volksbüchern vorzulegen. Er greift die Jahre 1849–1860 heraus, und dies mit Recht. Damit konnte er illustrierte Geschichten auswählen, die kein Geringerer als Ludwig Richter 1849–1860 mit Bildern schmückte. Ludwig Richter zeigte sich auch hier als der gegebene Künstler. Was die „Spinnstube“ brachte, das lag ihm besonders zum Illustrieren. Gewiß ist nicht alles in den Holzschnitten, die er schuf, auf derselben Höhe, aber gar manches Bild zeigt den Meister in seiner ursprünglichen Kraft. So wird man gern zu der wohlfeilen Ausgabe des F. W. Hendel-Verlags greifen und sie gern in seinen Bücherschrank einstellen, um in Zeiten der Muße in den 6 kleinen 8° Bändchen zu blättern und zu lesen.

Zu den illustrierten Werken des Hendel-Verlages gehört dann noch ein Großquartband: Goethe, Reineke Fuchs. Es ist ein Faksimiledruck der seltenen Ausgabe von 1846 mit sämtlichen Stichen von Rahn und Schleich nach Zeichnungen von Wilh. v. Kaulbach (Preis: 20 Mk.). Dr. Hildegard Heyne vom Museum der bildenden Künste in Leipzig, die als Leiterin der graphischen Sammlungen nimmermüde ihre Schätze dem Publikum nahebringt, hat die Reproduktion überwacht, was dem Band sehr zustatten gekommen ist. Der Band ist in Bresma-Druck von Max Breslauer; der bekannten Leipziger Kunstanstalt, hergestellt und wohl gelungen. Einbandentwurf und Ausführung besorgte der Graphiker Fritz Kempe in Leipzig. Auch hier ist das Papier eigens für das Werk von der Wiedeschen Papierfabrik in Rosenthal hergestellt. Der Band eignet sich vor allem als Geschenkband zu jeder Gelegenheit, wie Geburtstag, Weihnachten usw.

Der uns zur Verfügung stehende Raum gestattet uns heute nicht, auf alle weiteren Veröffentlichungen des Hendel-Verlages-Leipzig einzugehen. In der nächsten Nummer werden wir weiteres berichten.

Bücherbesprechungen.

Johnston, Edward, **Schreibschrift, Zierschrift und angewandte Schrift.** Mit Illustrationen vom Verfasser und Noel Rocke. 8 Schwarz- und Rotdruckseiten und 24 Tafeln. Aus dem Englischen übersetzt von Anna Simons. Dritte deutsche Auflage. Leipzig 1928. Verlag von Klinkhardt & Biermann. 492 S.

Das Buch von Eward Johnston erfreut sich in England großer Beliebtheit und dies mit Recht, aber auch bei uns in Deutschland ist es verbreitet. In dritter Auflage liegt es nun auch in deutscher Sprache bereits vor. Wie reichhaltig das Buch ist, zeigt sein Inhaltsverzeichnis auf den ersten Blick. Der erste Teil betitelt sich „Schreibschrift und Zierschrift“ und zerfällt in 13 Kapitel, die der Entwicklung der Schrift, dem Erlernen der Buch-Schrift, dem geschriebenen Buch, den Versalien und farbigen Initialen, schwarz und rot, der Vergoldung, dem farbigen Schriftschmuck, der Entwicklung der Illumination gewidmet sind. Der zweite Teil behandelt die angewandte Schrift, während Anhang A praktische Aufgaben, Anhang B Inschriften in Stein bringen. Sehr wertvoll sind die vielen Abbildungen, die dem Buche beigegeben sind und mehr wie viele Worte rasch einen Begriff von den in Frage stehenden Dingen geben, zumal sie glänzend ausgeführt sind. So kann auch die dritte deutsche Ausgabe allen Interessenten nur empfohlen werden.

Volf, Josef. **Geschichte des Buchdrucks in Böhmen und Mähren bis 1848.** Mit 41 Abbildungen. Verlag Straubing & Müller (Inh. Richard Matthias), Weimar. 262 S.

Was uns Josef Volf hier vorlegt, ist nichts Neues. Und doch ist es ein Verdienst, daß er in dieser Form zusammenfaßt, was er bisher über dieses Thema geschrieben hat. 1925

eröffnete Volf zum erstenmal in der tschechoslovakischen Buchdrucker-Zeitschrift „Typografia“ ganz kurz mit einigen Bildern einen Überblick. Als 1926 der Internationale Bibliothekartag in Prag stattfand, erweiterte Volf seine Ausführungen in der Festschrift „Ceské knižní umení“ (Die tschechische Buchkunst), um sie im selben Jahre in der Sammlung „Knihy ó knihách“-Bücher über Bücher neuerlich erscheinen zu lassen. Das vorliegende Buch bringt nun in deutscher Sprache und damit weiteren Kreisen zugänglich eine neue Bearbeitung des Stoffes. Es ist kein Zweifel, daß Josef Volf damit dem Buchkundler einen Dienst getan hat. Der erste Abschnitt behandelt den Buchdruck in Böhmen und zwar zunächst die Wiegendrucke, dann die Prager Buchdruckereien nach dem Jahre 1500 und die Druckereien der böhmischen Provinzstädte nach 1500. Der zweite Teil des Buches ist dem Buchdruck in Mähren gewidmet. Weiter werden wir über die Geschichte der Schriftgießkunst in Böhmen seit dem 17. Jahrhundert orientiert. Eine ausführliche bibliographische Übersicht schließt sich an, Namen- und Ortsverzeichnis beschließen das mit vielen Abbildungen versehene, sauber gedruckte Buch.

Heinrich Schreiber: **Die Bibliothek der ehemaligen Mainzer Kartause. Die Handschriften und ihre Geschichte.** (Zentralblatt für Bibliothekswesen, Beiheft 60). Harrassowitz, Leipzig, 1927. XII, 237 S. 16 M.

Rekonstruktionen verschwundener Bibliotheken sind reizvolle Kapitel in der Geschichte des Buchwesens und dankbare Aufgaben. Sie geben oft die einzige Grundlage zur Schilderung des Geisteslebens an alten Kulturstätten, lassen vergessene Orte in ihrer geistigen Auswirkung wieder aufleben, bringen manchmal überraschende Entdeckungen für die Überlieferungsgeschichte berühmter Schriftwerke, ja selbst auf die Entwicklung der Schrift überhaupt lassen sie gelegentlich neues Licht fallen. Sie machen in gewissem Sinn große Umwälzungen der Geschichte rückgängig; man denke nur an alle die Veränderungen in den Bibliothekbeständen, die die Säkularisation mit sich brachte. In solchen Veränderungen sehen heute noch manche Kreise nur rechtswidrige Gewalttaten. Aber auch von ihnen werden die meisten im Interesse der Wissenschaft nicht einfach Wiederherstellung des früheren Zustandes wünschen, ganz abgesehen davon, daß dies aus allen möglichen Gründen nicht ausführbar wäre; auch sie werden damit einverstanden sein, daß die Schätze früherer Klosterbibliotheken am besten in ihren heutigen Stellen großer, öffentlicher Bibliotheken verbleiben. Aber es bringt diesen Kreisen doch eine gewisse Genugtuung, wenn wenigstens in solchen Rekonstruktionen die Säkularisation aufgehoben und in einem Gesamtbild der Welt gezeigt wird, was ihre Vorgänger durch Gelehrsamkeit und Sammeleifer geleistet und zusammengebracht haben.

Die Seele solcher Forschungen, in denen die Werkzeuge alter Stätten der Wissenschaft wieder zusammengesucht werden und damit eine neue Grundlage für die Ergründung des Geisteslebens vergangener Zeiten geschaffen wird, ist der Nachfolger Traubes, Deutschlands erster Palaeograph, Paul Lehmann von der Münchner Universität, der Herausgeber der mittelalterlichen Bibliothekskataloge. Aus Lehmanns Schule stammt auch die neueste Veröffentlichung, die sich mit einer verschwundenen Bibliothek befaßt und die der Mainzer Kartause gilt. H. Schreiber faßt seine Aufgabe in anderer Weise an, als es sonst meist geschieht. Inhalt seines Buches ist nicht ein Katalog, der die verlorene Handschriftenbibliothek wieder zusammenstellt; doch nimmt er dies für später in Aussicht und die Rekonstruktion des mittelalterlichen Bestandes bleibt auch für ihn das Ziel der Geschichte der Bibliothek. Aber er konnte die im Ausland zerstreuten Stücke der Sammlung noch nicht einsehen; deshalb nimmt er zunächst davon Abstand, die einzelnen Handschriften der Bibliothek in einem Katalog vorzuführen und begnügt sich vorläufig damit, aus den Einträgen der Stücke, die er zusammenfaßt und die auf jeden Fall zusammen den größten Teil des früheren Bestandes darstellen, sowie aus der Literatur und aus Urkunden alles zusammenzutragen, was uns ein möglichst anschauliches Bild vom Werden der alten Bibliothek, ihrer Verwaltung und ihrer Benutzung geben soll.

Die Hauptmasse der Handschriften aus der Kartause, einer Gründung des 14. Jahrhunderts, die durch ihre wundervolle Lage auf dem Michaelsberg berühmt ist, liegt in der Mainzer Stadtbibliothek, wo sie etwa 2/3 des Handschriftenbestands ausmacht, da aus andern Mainzer Klöstern nicht viel erhalten ist. Ein besonders günstiger Umstand für Schreibers Studien war, daß noch ein Katalog der Kartauserbibliothek aus dem 15. Jahrhundert vorhanden ist, aus dem die Signaturen zu ersehen sind und der auch mancherlei über die alte Aufstellung verrät. Weiterhin ist eine alte Bibliothekordnung ebenfalls aus dem 15. Jahrhundert erhalten, die unter anderem zeigt, daß der Bibliothecarius in

allem, auch in rein technischen Dingen, an seinen Prior gebunden war, und die zugleich einen regen Studieneifer im Kloster verrät. Auch aus dem 16. Jahrhundert liegt noch ein alter Katalog vor, den Schreiber als Quelle benutzen kann. Es werden dann weiterhin sehr interessante Einzelheiten über die Aufgaben des Bibliothekars zusammengestellt, es wird die Ausleihe veranschaulicht, die Schreibetätigkeit geschildert, dabei über Lagenzählung, Blattzählung, Schreiberverse und dergl. eine Fülle von Angaben beigebracht, auch die einzelnen Schreiber genauer verfolgt.

An besonders berühmten Stücken war die Sammlung nicht reich. Durch Buchschmuck besonders ausgezeichnet waren nur zwei, eine Prachthandschrift, die heute sich in Gräflich Schönbornschem Besitz befindet, und eine Bibel aus dem 14. Jahrhundert, die im Staatsarchiv von Koblenz liegt.

Es kann hier natürlich nicht Alles aufgeführt werden, was aus den alten Handschriften über das geistige Leben in der Kartause, über die dortigen Studien im Buch erzählt ist, wo auch das Verhältnis der Mainzer Kartauser zum Frühdruck noch untersucht wird. Wir finden einen Überblick über den Inhalt der Gesamtbibliothek; ihre Schicksale in der neueren Zeit werden geschildert, ihre Spuren in der Literatur, wie sie sich besonders auch in Reiseberichten nachweisen lassen, aufgedeckt, usw.

Diese dankenswerte Fülle von Einzelheiten und dieses reiche Bild aus dem Gebiete des Buchwesens, die uns Schreibers Arbeit bringt, lassen den Wunsch rege werden, es möchte dem Verfasser vergönnt sein, zu dieser Vorarbeit auch das corpus selbst, den eigentlichen Katalog der rekonstruierten Sammlung, noch der Öffentlichkeit vorzulegen.

K. Löffler.

F. Schneeberger, **Lernolibro de Esperanta stenografio** (unuiga sistemo Stolze-Schrey). Berlin, Möller & Borel. 1905.

A. Schramm, **Esperanta stenografio laŭ la sistemo de Gabelsberger.** Wolfenbüttel, Heckners Verlag. 1910.

K. Wallon, **Rapido. Esperanto-stenografio laŭ la oficiala germana unueca sistemo.** Berlin, Apitz und Ellersiek & Borel. 1927.

Die Zaghaftigkeit, mit der die Welt der Weltsprachenbewegung folgt, läßt auch die Teilnahme an der Schaffung einer Esperanto-Stenographie nur spät erwachen. Die drei Entwürfe, die von deutscher Seite vorliegen, stammen aus verschiedenen Zeiten, aber daß inzwischen die Muttersysteme Gabelsberger und Stolze-Schrey veraltet sind, spielt für die Bewertung ihrer Esperanto-Übertragungen keine Rolle, denn teilweise sind die Bearbeiter so frei mit dem ihnen vorliegenden Stoffe verfahren, daß der Unterschied gegenüber der Vorlage beinahe so groß ist, wie der gegenüber der neuen Reichskurzschrift. Das soll natürlich kein Tadel, sondern ein Lob sein, und in der Tat löst das Studium dieser geistreichen Arbeiten Vergnügen, ja Bewunderung aus. Das gilt in erster Linie von der Vokalbezeichnung bei Schramm. Während die anderen das zur Verfügung stehende Schema fleißig mit Vokalen, Diphthongen und Vokalfolgen belegen, findet Schramm heraus, daß das Esperanto mit Vokalen sparsam ist, indem Diphthonge seltener sind und Umlaute ganz fehlen, und so spart er aus Rücksicht auf das Gedächtnis die enge Tiefstellung, die verstärkte Hochstellung usw., hat an sinnbildlicher Bezeichnung nur die Verstärkung für a, aber die enge Hochstellung tritt als Vokalschreibung auf (i als steiler Aufstrich), und ebenso ist vokalschreibend die weite Verbindung in zweifacher Form: o als langer Strich, bis zur halben Doppellinie reichend (= Gab. Doppel-e) und u als schräger langer Strich (= Gab. ei). Dadurch kommt Schramm um alle Fußpunktschwierigkeiten herum. Auf sinnbildliche Bezeichnung ist ganz verzichtet bei au, ej, auch aj; das letztere wird als Endung nur im Bedarfsfalle geschrieben, wie überhaupt der Gabelsbergeraner sich verrät durch Ersparung der sich von selbst ergebenden Endungen: o wird nie geschrieben, aj nur bei Bedarf, auch der Akkusativ ist wahlfrei. Für die Endung oj wird geschickt die Durchkreuzung verwertet, die Wallon nur vereinzelt, Schneeberger — begreiflich? — garnicht benutzt. Gut gabelsbergerisch ist auch die Berücksichtigung der Deutlichkeit: lieber keine Bezeichnung als eine unsichere? So ist zwischen wagrechtem und schrägem kurzem Ausstrich nicht unterschieden, während Schneeberger den ersteren für die Endung o, den letzteren für die Endung a nimmt. Den Systemkenner weist auch die Behandlung des t aus: Gabelsbergerscher Haarstrich beweglich, nicht an die Zeile gebunden, überall nach oben oder unten zu ziehen? Die Handhabung dieses behilflichen Instruments wird dem Gabelsbergeraner viel Vergnügen bereiten. — Die Entbehrlichkeit des „Wortcharakters" führt bei Schramm zur Weglassung nicht nur des o, sondern auch des au am Wortende. Die andern beiden, die diesen Schritt nicht wagen, müssen eine Menge der betreffenden Ad-

verbien besigeln. Schneeberger streicht nur das e des Adverbs, was weniger lohnend ist als das o des Substantivs.

Fesselnd ist die verschiedene Stellung der Bearbeiter zu den zusammentreffenden Vokalen, die infolge der zahlreichen „Tabellenwörter“ eine große Rolle spielen. Die Regelmäßigkeit der „Tabelle“ legt nahe, den ersten Teil der Zusammensetzung zu besigeln, also ki, ti, ĉi usw. So bei Schramm und Wallon. Schneeberger kürzt das Mittelstück, den vokalischen Teil, indem er in eigenartigerweise das i einer Vokalverbindung (ia, io, iu) durch die betreffende weite Verbindung ausdrückt, bei ie durch Hochstellung.

Die Sigel sind weder bei Schneeberger noch bei Schramm zahlreich, während Wallon in dieser Beziehung seine gabelsbergersche Abstammung nicht verleugnet. Man kann sich beide Weisen gefallen lassen, nur scheint mir bei Schramm das Sigel für den Artikel (verstärktes l) nicht kurz genug. Vielleicht a-Punkt über der Zeile? Oder wenigstens Verbindung mit den Präpositionen? Der halbstufige Abstrich, zumal in der Verbindung, bei Schneeberger und Wallon ist ja fein. Die Konsonanzen für die seltenen spr und ŝpr sind bei Schramm wohl absichtlich weggeblieben.

Wie die buchstäbliche Vokalbezeichnung bei Schramm, so fesselt bei Schneeberger die sinnbildliche Bezeichnung von Konsonanten, und zwar des t. Er wird dazu geführt, weil er darauf verzichtet, das t auch aufwärts zu ziehen, nach Konsonanten, und nun sonst zu viele umständliche Konsonantenfolgen bekäme, wie es z. B. lt bei ihm ist. Er hilft sich mit Vergrößerung des p, f, k, nk, ch um eine halbe Stufe und benutzt die Vergrößerung auch, um aus sp und stp: ŝp und ŝt zu machen. Die Schwierigkeit dieser Unterscheidung beruht auf der Länge der Zeichen im Verhältnis zu dem Hinzugefügten, und wenn man sie schon bei den Stolze-Schreyschen Doppelkonsonanten zu beanstanden hatte, so wird sie hier geradezu bedenklich, weil die vergrößerten Zeichen hier nicht orthographische Abweichungen darstellen, sondern andere Laute. Bemerkenswert ist die kurze Bezeichnung des passiven Partizips (at, it) durch aufwärts gezogenes t, das, wie wir eben sahen, für andere Zwecke nicht benutzt wird. An Konsonanzen ist auch bei Schneeberger nicht gespart, obwohl er ja das weite e zur Unterscheidung zur Verfügung hat. Dabei sind r und l in der bekannten, nich unanfechtbaren Weise durch Kreis und Punkt ausgedrückt. r wird, wie ebenfalls von Stolze-Schrey her bekannt, auch linkswendig geschrieben, eine Zwiespältigkeit der Bezeichnung, die nicht recht zu dem Charakter des Systems Stolze-Schrey paßt. Das weite e macht sich natürlich nicht besonders, wenn es mehrmals hintereinander auftritt, und das Esperanto ist so unhöflich, das deutsche „empfehlenswert“ mit seinem „entreprenemeco“ noch zu überbieten (an dreisilbigen Wurzeln ist kein Mangel).

Bei Wallon, der sich im ganzen an die Vorlage hält, ist die Zahl der langen Zeichen gegenüber Alt-Gabelsberger bedeutend vermehrt durch die Verschmelzungen mit r, ferner durch die Zeichen für p, ĝ und j. Wenn dadurch lange Bindestriche notwendig werden und auch vereinzelte Zeichen wie für oj eine gewisse Gedehntheit aufweisen, so ist durch ausgiebige Besigelung der Fürwörter, Verhältniswörter und anderer für die wünschenswerte Kürze gesorgt. Das Zeichen für ĥ (= dem Gab. ch) ist wohl etwas zu gut für den seltenen Laut. Feine Unterscheidung wird am Wortende verlangt durch dreifache Richtung des Ausstrichs für u, e, i. Bemerkenswert ist die Vereinfachung der Fußpunktregel, indem bei s durchgängig der obere Rand als Fußpunkt angenommen wird, also auch „sag“ mit hochgestelltem g geschrieben.

Ein abschließendes Urteil über das Güteverhältnis der drei Systeme zu fällen, wäre wohl verfrüht. Ich persönlich gedenke mir den Schramm einzuverleiben, dessen „fundamentale“ Dürftigkeit — selbst einschließlich des beigefügten, sehr erwünschten Schlüssels — auch äußerlich den Vogel abschießt. Jeder wird wohl zunächst zu dem System greifen, das seiner bisherigen stenographischen Ausübung am nächsten liegt, und dadurch für seine private Schreiberei Nutzen ziehen. Eine Einigung der ganzen Welt über die Weltstenographie ist ja noch nicht gleich zu erwarten. W. Reichel.

Jahrgang 2 Nr. 3/4 November 1928

ARCHIV FÜR SCHREIB- UND BUCHWESEN

Herausgegeben von

Professor Dr. Albert Schramm-Leipzig



Heckners Verlag, Wolfenbüttel
1928

INHALT.

Bezugspreis: (jährlich 4 starke Hefte) Mark 12.— postfrei. (Auch durch die Buchhandlungen zu beziehen.)

ARCHIV FÜR SCHREIB- UND BUCHWESEN

SCHRIFTLEITUNG: PROFESSOR DR. ALBERT SCHRAMM
LEIPZIG, SÜDSTRASSE 72

2. Jahrgang | Nr. 3/4 | Oktober 1928

Der heutige Bestand der Welt an Gutenbergbibeln
mit besonderer Berücksichtigung derer in den alten Einbänden.

Von Dr. Rudolf Stöwesand, Buchmuseum, Leipzig.

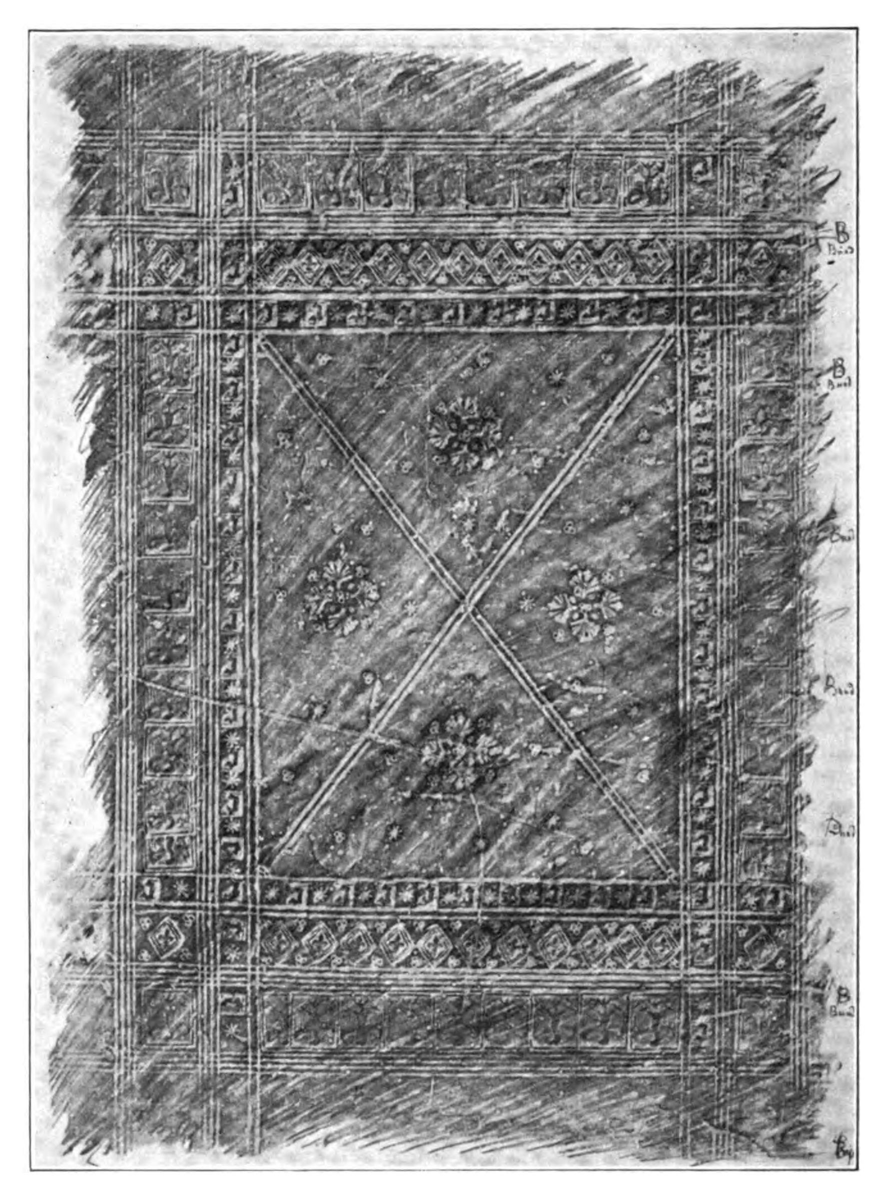
(Schluß.)

Von den oben aufgezählten Gutenbergbibeln sind also erklärlicherweise nur noch wenige in ihren alten Holzbänden, nämlich neun, vier davon in Deutschland, eine in Polen, zwei in England und zwei in New York. Es sind die Exemplare von Mainz, Aschaffenburg, Fulda, Leipzig, Pelplin, von Eton und Davenham, von Ellsworth und Huntington.

Wohl der am wenigsten wertvolle ist der in Aschaffenburg in seinem jetzigen Zustande. Der ursprüngliche Holzband ist zwar noch da, aber der sich ehemals in braunem Leder mit starken Beschlägen präsentierte, ist heute mit einem Bezug von unverziertem Schafleder überzogen. Damit ist das alte Bild des Einbandes zerstört. Man kann nur vermuten und wird damit kaum fehlgehen, einfach aus der alten Mainzer Herkunft der Aschaffenburger Bibel, daß sie auch in einer Mainzer Werkstatt ihr Einbandkleid erhalten haben wird.

Mit Sicherheit darf man das von dem jetzt in Mainz befindlichen Exemplar behaupten. Der braune Lederüberzug der alten Holzdeckel, die bis auf die üblichen Wurmlöcher und die selbstverständliche Abschabung gut erhalten sind, zeigt eine Menge der verschiedensten Blindpressungen. Am ehesten fällt ein Unterschied zwischen Vorderdeckel und Rückdeckel auf, der darin besteht, daß sämtliches Ornament auf der Rückseite auf dem Kopfe steht, zweifellos ein Versehen des Meisters oder seines Gesellen, das, zu spät bemerkt, nicht wieder gut gemacht werden konnte. Die abgebildete Durchreibung (Abb. A) ist nur von der Rückseite genommen, weil dort die Pressungen besser sind als auf der Vorderseite; sie zeigt deshalb auch alle Stempel verkehrt. Auf der Vorderseite stehen sie aber im Original richtig.

Betrachten wir die Zierungen im einzelnen, so sehen wir an den vier Außenrändern des Deckels je ein Band neben-, resp. übereinandergeordneter Adlerstempel. Oben und unten, aber nicht rechts und links an den Seiten, läuft, die Adlerbänder durchschneidend, je ein Band nebeneinandergeordneter Lilienstempel; in die Zwischenräume zwischen den Lilien sind Dreikreispunzen eingedrückt. Dazu kommt ein drittes Band, das an allen vier Rändern, die vorigen Bänder durchschneidend, entlangläuft: es

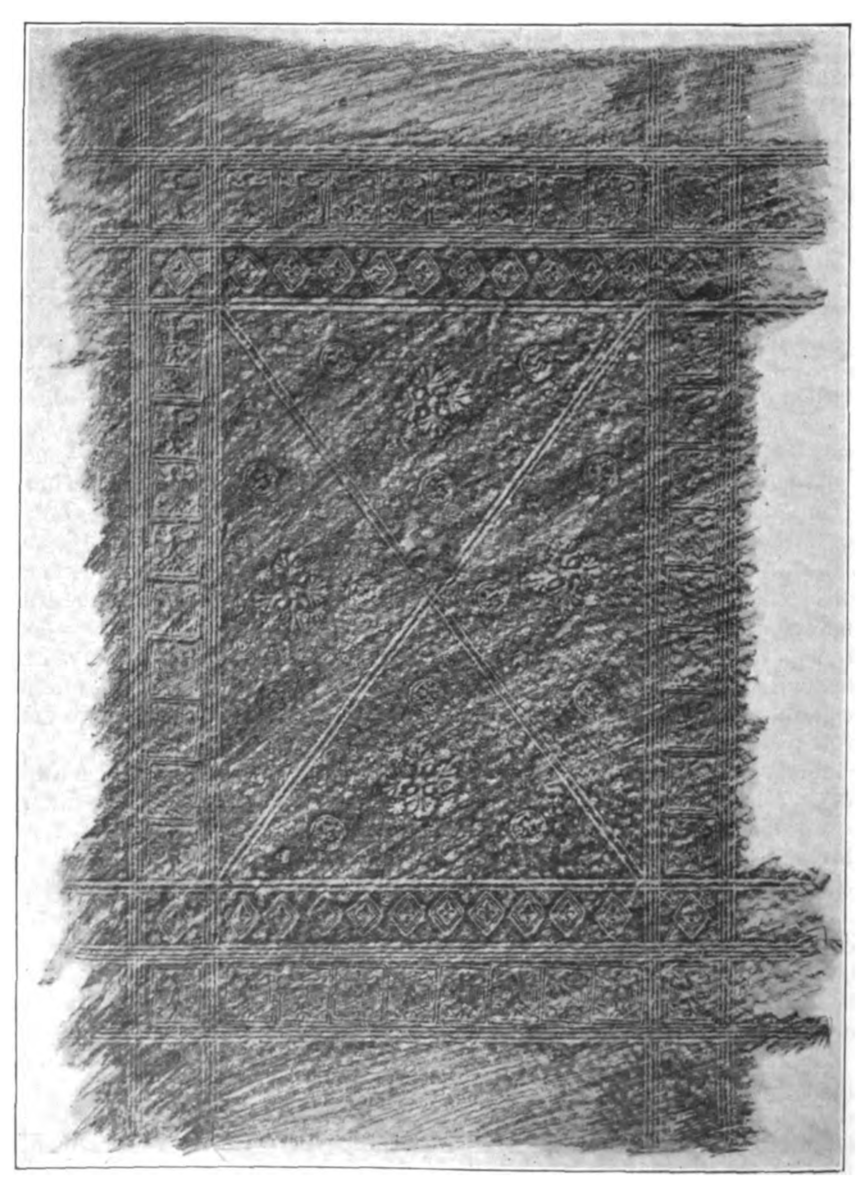


Rückseite des Einbandes der 42 zeiligen Bibel im Gutenbergmuseum zu Mainz.
(Abbildung A.)

enthält Sterne, abwechſelnd mit einem gotiſchen Buchſtaben, der mehrfach gedeutet werden kann, er kann ein r, er kann ein c, er kann ein J ſein. Alle drei Stempelbänder ſind von mehreren parallelen Streicheiſenlinien eingeſchloſſen. Das innerhalb dieſer Außenrandbänder übriggebliebene große Mittelrechteck iſt durch diagonale Streicheiſenlinien in vier Dreiecke geteilt. Sie ſind nicht nur mit mehreren ſymmetriſch verteilten gepunzten Dreikreiſen gefüllt, ſondern auch etwa in ihren drei Winkelräumen mit je einem Stern verſehen, der derſelbe iſt wie in dem dritten Außenrandband. In der Mitte jedes Dreiecks prangt ferner eine ganz merkwürdige, aus mehreren Stempeln kombinierte, komplizierte Blätterfigur. Fangen wir an, ſie von der Mitte aus zu beſchreiben, ſo ſehen wir die oft benutzte Dreikreispunze auch hier verwendet; außer ihr iſt eine Zweikreispunze gebraucht, nämlich viermal rundherum um den Dreikreis gedrückt. Um dieſe alſo gepunktete Mitte ſind nun vier größere fächer- oder muſchelförmige Blätter derart angeordnet, daß ihre Stiele ſämtlich nach der Mitte zu zeigen. Und nicht genug damit, ſind noch einmal je vier Dreikreiſe in die Zwiſchenräume zwiſchen den gefächerten Blättern geſetzt. Dieſe komplizierte Blätterfigur iſt es, die dem Einband ſein charakteriſtiſches Gepräge gibt und von ferne an den Blätterſtempel der Fuldabibel erinnert, der uns ſpäter noch des längeren beſchäftigen wird. Neben dieſem großen ſofort ins Auge fallenden Merkmal gibt es nun noch ein zweites kleineres, das man nur beim aufmerkſamen Hinſehen entdeckt: in der Reihe der Adler ſind zwei übereinandergedrückte Stempel vorhanden, einer davon nur halb, und zwar links unten gerade über dem Rande, der von dem mit Sternen abwechſelnden mehrdeutigen Buchſtaben gebildet wird. Das iſt kein Zufall, wie man zuerſt anzunehmen geneigt iſt, ſondern wohl Abſicht, da genau dieſelbe Art uns noch einmal begegnen wird.

Je länger man ſich in die wohlüberlegte Schmuckverteilung dieſes Einbandes vertieft, deſto mehr wird man von der eigenartigen Schönheit der Arbeit gefeſſelt; und ich bin Herrn Dr. Ruppel, dem Direktor der Mainzer Stadtbibliothek und des Gutenbergmuſeums, für alle bereitwillig erteilte Auskunft, ganz beſonders aber Herrn Oberbibliothekar Dr. Tronnier dankbar, der ſich in liebenswürdigem Entgegenkommen der großen Mühe unterzogen hat, eine Durchreibung herzuſtellen und mir zu überlaſſen, ſo daß ſie hier zum erſten Male publiziert werden kann.

Die für den Bibeleinband benutzten Stempel laſſen ſich auch ſonſt in Mainz nachweiſen. Der Handſchriftband II 61 der Mainzer Stadtbibliothek hat, wie die Abbildung B zeigt, genau dieſelbe Einteilung, dazu die meiſten Stempel. Auch hier bilden von Streicheiſenparallelen umſchloſſene Stempelbänder die äußere Umrahmung, das Adlerband, das Lilienband. Das Buchſtaben-Sternband fehlt. Das innerhalb der Ränder übriggelaſſene Mittelrechteck iſt wieder durch Diagonalen in vier Dreiecke geteilt. Sie haben jedes in ihrer Mitte wieder die komplizierte Fächerblätterfigur, nur iſt diesmal bei ihr der Raum zwiſchen den Fächerblättern nicht durch Dreikreiſe, ſondern durch Sterne ausgefüllt. Dafür fehlen dann die Sterne in den drei Winkelräumen; ſtatt ihrer iſt ein größerer runder Stempel vorhanden, der ein kunſtvoll geſchwungenes, von Zierpunkten umgebenes



Mainz: Stadtbibliothek. Vorderseite des Einbandes der Handschrift II 61.
(Abbildung B.)

Fraktur-s birgt. Auffällig ist, daß zwei übereinandergedrückte Adlerstempel auch hier vorkommen, diesmal links oben unter der Lilienreihe. [1])

Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß der Binder der Mainzer Gutenbergbibel derselbe ist, der diese Mainzer Handschrift gebunden hat. Er wird gewiß auch in Mainz ansässig gewesen sein. Dafür spricht noch die interessante Beobachtung, die man an und in der Bibel machen kann. Bei ihr hat nämlich der Buchbinder beim Binden, um recht solide Arbeit zu leisten, in der Mitte jeder Lage einen schmalen Pergamentstreifen eingepaßt, damit der Faden beim Heften nicht in das Papier einreißen könnte. Diese Pergamentstreifen sind an manchen Stellen innen beschrieben und sind Teile alter Urkunden, die Mainzer Verhältnisse betreffen. An einer Stelle ist sogar eine Datierung zu entziffern: CCCC tercio, d. h. 1403. [2]) Vergegenwärtigen wir uns endlich, daß Tronnier bereits 1908 der Nachweis gelungen ist, daß es in Mainz gegen Ende des 15. Jahrhunderts eine Buchbinderwerkstätte gegeben hat, die eine reiche Tätigkeit entfaltet und die mit der Schöfferschen Officin geschäftliche Beziehungen unterhalten hat, [3]) so ist unser Schluß gewiß nicht voreilig oder leichtsinnig, daß — wie die Aschaffenburger — auch die Mainzer Bibel in einer Mainzer Werkstätte von einem Mainzer Meister gebunden worden ist.

Gleichfalls in Mainz gebunden ist die jetzt in Davenham befindliche Bibel. Auch bei ihr sind die Holzdeckel mit gepreßtem braunen Leder überzogen. Auch bei ihr sind Stempel verwendet, die sich in Mainz feststellen lassen; die Handschrift der Mainzer Stadtbibliothek, der früheren Universitätsbibliothek, Nr. 83 hat genau dieselben. Der Rücken der Davenhambibel ist übrigens erneuert worden.

In einer alten Werkstatt zu Leipzig scheint die Bibel der Huntingtonbibliothek in New York gebunden zu sein. Der Rücken, der naturgemäß beim Gebrauch am stärksten beansprucht wird, ist hier ebenfalls erneuert; der übrige Einband aber ist der ursprüngliche mit gepreßtem Leder überzogene Holzdeckelband, in den Pressungen eingedrückt sind. Das Leder ist schon arg abgeschabt, die Pressungen sind schlecht erkennbar, dennoch meint Schwenke nach Durchreibungen, die man von ihnen gemacht und ihm übersandt hat, feststellen zu können, daß sie nach Leipzig gehören und die Bibel also dort gebunden sei.

In Lübeck hat die Pelpliner Bibel ihren Einband erhalten. Das festzustellen ist sehr einfach: der mit dem üblichen braunen gepreßten Leder überzogene Holzdeckelband hat nämlich den Namensstempel des Lübecker Buchbinders Heinrich Coster in der von ihm beliebten Form, daß zwei zusammen gehörige Stempel das Schriftband bilden: **hric cost / bant bit.** Beide Stempel sind auf der Vorderseite des Einbandes oben wie unten ange-

[1]) Auch diese Abreibungen verdanke ich Herrn Dr. Tronnier.

[2]) Zentralblatt für Bibliothekswesen 1926 S. 134 (Berichterstattung Ruppels über den Kauf der Laubacher Bibel für Mainz).

[3]) Adolph Tronnier, Die Missaldrucke Peter Schöffers und seines Sohnes Johann in Veröffentlichungen der Gutenberg-Gesellschaft V, VI, VII (Mainz 1908), S. 140 ff., eine umfangreiche grundgelehrte Arbeit, der neben der minutiösesten wissenschaftlichen Kleinarbeit die Einordnung des Ganzen in die weiten geistigen Zusammenhänge geradezu glänzend gelungen ist.



bracht und durch die in der damaligen Zeit wohl im Beſitze eines jeden Buchbinders befindliche Lilie geſchieden. Die Abbildungen [1]) geben Vorderdeckel und Rückdeckel wieder, da ſie etwas voneinander verſchieden ſind. Gemeinſam iſt bei beiden der Geſamtaufriß der Verzierungen. Mit dem Streicheiſen gezogene Längsparallelen bilden den äußeren Rahmen, in deſſen

Pelplinbibel. Vorderdeckel.

[1]) Für die frdl. Überſendung der Aufnahmen ſpreche ich dem Bibliothekar des Biſchöflichen Prieſterſeminars zu Pelplin, Herrn Profeſſor Dr. Sawicki, auch an dieſer Stelle meinen verbindlichſten Dank aus.



Mitte die Lilie und ein klar und ſcharf geprägter Pelikanſtempel in vielfacher Wiederholung abwechſeln. Die äußerſten Parallelen ſind in gewiſſen Abſtänden von Dreikreispunzen unterbrochen. Das Mittelfeld wird begrenzt von einem mit Streicheiſenlinien umſchloſſenen Akanthusblattmuſter, das mit Hilfe der Rolle eingepreßt iſt. Innen ſind neben dieſen Akanthusblattrahmen rechts und links über einander geordnet Stempel eines laufenden Löwen, oben und unten ſtatt ihrer je ein Lilienpaar. An dieſer Stelle, alſo gleichfalls oben und unten, liegt zwiſchen den Lilienpaaren das bereits



Pelplinbibel. Rückdeckel.

erwähnte Namensband des Coster. Längs den Löwen folgen wieder übereinander wechselnd die Pelikan- und Lilienstempel, untermischt mit den Dreikreispunzen und noch kleineren Blütchenstempeln. Ganz in der Mitte des ganzen Einbandes zieht sich ein Streifen von oben nach unten, der eine Heiligenfigur, **s paul** unterschrieben, einmal über einander geordnet zeigt. Auf dem Vorderdeckel steht zwischen den Heiligenfiguren ein Lilienpaar, auf dem Rückdeckel zweimal der auf zwei Stempel verteilte Spruch: **help got / un maria.** Der Einband ist eine originelle reizvolle Arbeit, der Reproduktion wohl wert, die m. W. hier zum ersten Male geschieht.

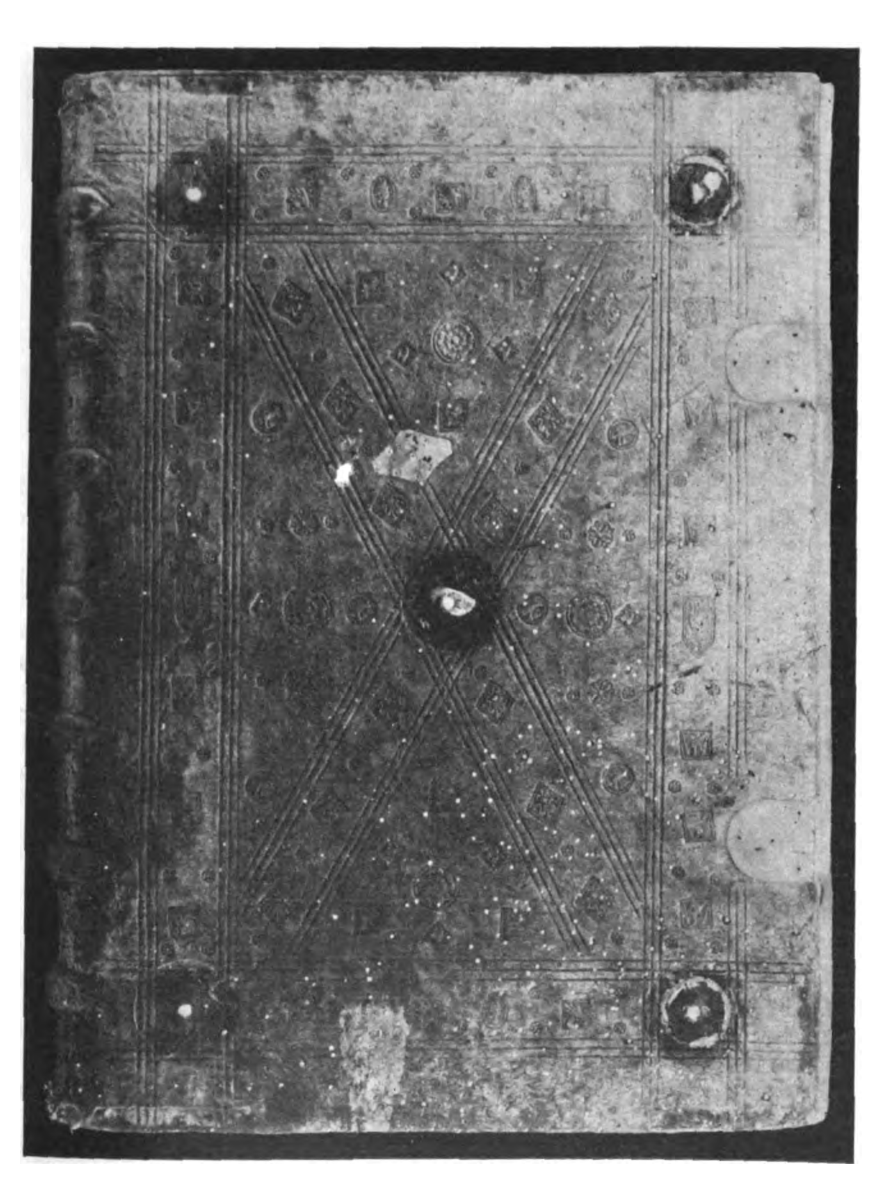
Die nun noch restierenden vier Einbände stammen sämtlich aus Erfurt, wenn auch aus verschiedenen Werkstätten. Wieder ist es Schwencke, der uns hier Führer ist mit seiner klaren und übersichtlichen Arbeit über die Erfurter Buchbindermeister, die einzige, die er aus seinem großen Material von Stempelabreibungen, Studien und Sammlungen zu der Sache, einem ersten Anfang des von ihm geforderten Corpus der Stempel, hat veröffentlichen können.[1])

Michaelis 1455 wurde ein Johannes Voghel de Francfordia in die Matrikel der Universität Erfurt eingetragen. Das ist Johannes Fogel, der berühmteste Buchbinder des 15. Jahrhunderts. Seine Immatrikulierung — unter den Erfurter Buchbindern ist nur noch Ulrich Frenckel von Hirschau gleichfalls 1455 immatrikuliert worden — beweist, daß er auch in geistiger Beziehung den Durchschnitt seiner Zunftgenossen überragt hat. Von ihm ist die Bibel des Eton College gebunden, die mit hellem Schweinsleder überzogene und mit reicher Stempelverzierung geschmückte Holzdeckel hat. Johannes Fogel zeichnete sich durch einen stattlichen Reichtum von Stempeln und durch eine vorzügliche Technik aus; auch hat er scheinbar alle seine Einbände mit seinem Namensstempel versehen.

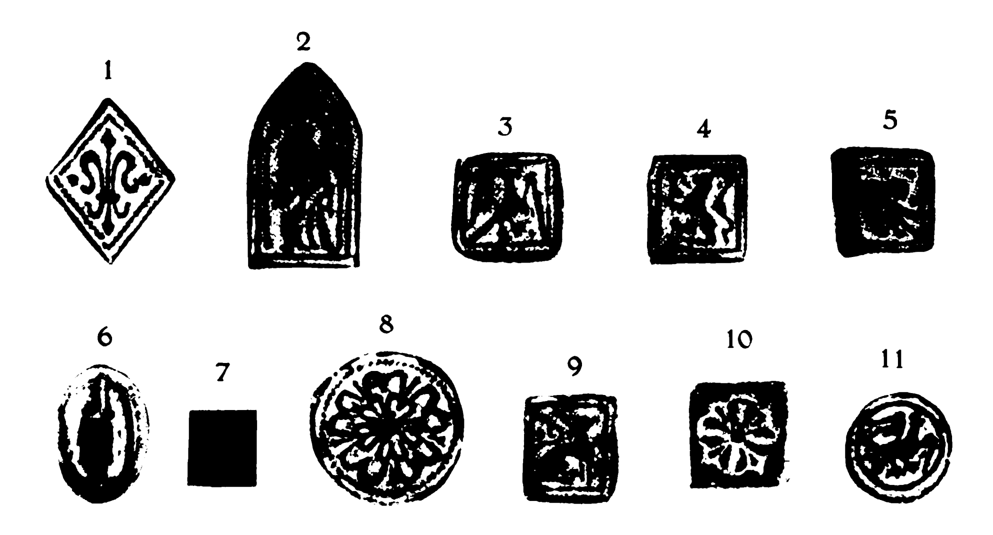
Um 1460 muß Fogel gestorben sein. Seine Stempel gehen in andere Hände über, die meisten in den Besitz eines dem Namen nach unbekannten Erfurter Meisters, für den Schwencke die Bezeichnung Fogels Nachfolger vorschlägt. Zu dessen frühesten Arbeiten gehört das vierbändige Pergamentexemplar der Gutenbergbibel in der Universitätsbibliothek zu Leipzig. Da unter dem handschriftlichen Inhaltsverzeichnis im dritten Bande das Jahr 1461 angegeben ist, wird der Einband auch in diesem Jahre fertiggestellt sein. Seine Photographie zeigt vorzüglich zweierlei. Das erste ist die Einteilung der Fläche: rechteckig auf ihr liegt ein Doppelrahmen, der von je drei mit dem Streicheisen gezogenen Parallelen gebildet ist; dasselbe Rahmenmuster teilt die Mitte diagonal. Das zweite ist die verschwenderische Fülle von Stempeln, die, wie man bald erkennt, durchaus symmetrisch in die Rahmen und in die Felder dazwischen eingestreut sind. Während Fogel selbst die Fläche anders einzuteilen liebte — er zog senkrechte und wagerechte Streifen vor —, sind die Stempel alle die alten Fogels. Wir sehen in den diagonalen Rahmen immer wiederkehrend die Lilie (Abreibung Nr. 1), in den äußeren Rahmen ist auf der Längsseite die Madonna

[1]) Paul Schwenke, Die Buchbinder mit dem Lautenspieler und dem Knoten. In der Festschrift für Konrad Haebler zu dessen 60. Geburtstag „Wiegendrucke und Handschriften" Leipzig 1919, S. 122—144 mit 8 Tafeln von Stempelzusammenstellungen.





Leipziger Bibel.



Nr. 2) hier von je drei Adlern (Nr. 3) eingefaßt, dort von je drei ſtehenden Löwen (Nr. 4); auf der Schmalſeite ſind oben wie unten drei von einem gefiederten Pfeil durchbohrte Herzen (Nr. 5) von zwei Mannesfiguren (Nr. 6) unterbrochen. Nicht genug damit, ſind alle dieſe Rahmen noch mit gepunzten Blüten (Nr. 7) überreich geziert, und zwar ſtehen je eine Blüte zwiſchen den Lilien der Diagonalen, je zwei zwiſchen den Stempeln der Außenrahmen. Änlich ſind die dreieckigen Zwiſchenfelder gefüllt. Das obere wie das untere hat in der Mitte je eine Roſe (Nr. 8), um ſie herum miteinander wechſelnd drei Greifen (Nr. 9) und drei pfeildurchbohrte Herzen, dieſe ein kleinerer Stempel als der ſchon genannte Herzſtempel.[1]) Die Seitendreiecke haben zur Rechten wie zur Linken in der Mitte wieder die Roſe, über und unter ihr je eine Blume (Nr. 10), neben ihr außen das kleinere Herz, innen in den drei Dreieckswinkeln je einen fliegenden Vogel (Nr. 11). Wieder ſind auch hier Blütenpunzen (Nr. 7) verwendet, jede Blume iſt von zwei umgeben. Ich habe dieſen Einband deshalb ſo ausführlich beſchrieben, weil er eine ſo gut wie unbekannte und dabei ſehr tüchtige und äſthetiſch befriedigende Arbeit der Fogelſchen Schule darſtellt, die bisher noch nie in einer Abbildung einem weiteren Kreiſe bekannt gemacht worden iſt.

Die Einbände in Fulda und des Mrs. Ellsworth in New York endlich ſind beide aus der Werkſtatt jenes Ungenannten hervorgegangen, den man den Binder der 42-zeiligen Bibel heißt. Auf beiden Exemplaren fallen ſofort die überaus charakteriſtiſchen großen Stempel ins Auge, die von Schwencke in ſeinem ſchon genannten Aufſatz über die Erfurter Meiſter abſichtlich in den Titel geſetzt ſind: der Lautenſpieler und der Knoten.

[1]) Außer der Einbandphotographie, die die Verteilung der Stempel erkennen läßt, ſind noch Einzelabreibungen beigefügt, die die z. T. eigenartige Form der Stempel zeigen. Die Photographie iſt Originalaufnahme für dieſen Aufſatz; die Abreibungen ſind von verſchiedenen Tafeln, Beigaben zu dem Schwenckeſchen Aufſatz in der Konrad Häbler-Feſtſchrift. Eine Abreibung von dem kleinen Herzſtempel fehlt dort und infolgedeſſen auch hier.

12



14



13



15



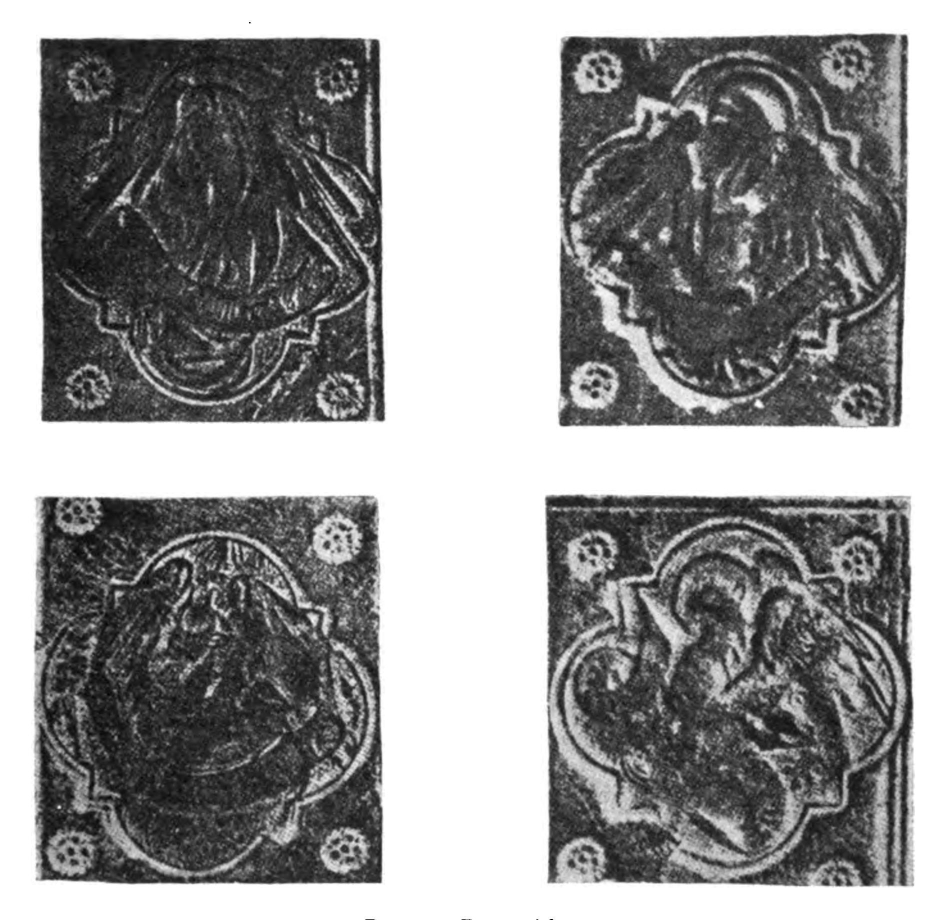
16





Einband des Binders der 42 zeiligen Bibel der Landesbibliothek Fulda.

„Die Buchbinder mit dem Lautenspieler und dem Knoten“ sind mehrere. Der erste, der beide Stempel zusammen verwendet, ist ein gewisser Johannes in Erfurt, dessen Werkstatt etwa von 1435 bis 1445 dort bestanden hat. In diesem letzten Jahre finden wir beide Stempel im Besitze eines gewissen Hermann in Erfurt. Da sie bei Johannes unserer Kenntnis nach nur einmal vorkommen, ist es nicht ausgeschlossen, daß er sie sich überhaupt nur von jenem Hermann für diesen einen Zweck geborgt hat und daß Hermann alleiniger Besitzer war. Hermanns Werkstatt hat von 1445 bis etwa 1447 floriert. Sein Stempelvorrat hat sich dann geteilt vererbt: der Lautenspieler und der Knoten ist auf Johannes Fogel übergegangen, die übrigen Stempel verwendet der ungenannte Binder der 42zeiligen Bibel. Man hat gewiß recht, wenn man in beiden, in Johannes Fogel und dem Ungenannten, Schüler und Gesellen von Hermann sieht, die sich — wahrscheinlich nach ihres gemeinsamen Meisters Tode — in dessen Stempelvorrat teilen und jeder für sich selbständig machen. Jeder der beiden selbständigen jungen Meister hat dann etwas nicht weiter Verwunderliches getan: er hat seinen Stempelvorrat erweitert, insbesondere das ihm aus Hermanns Nachlaß



Die vier Evangeliſten.

Fehlende durch das Prägen neuer Stempel erſetzt. So wiſſen wir genau, daß ſich Fogel zwei von den Stempeln, die auf den Ungenannten übergegangen waren, hat neu herſtellen laſſen, der Ungenannte den Lautenſpieler und den Knoten. Die Abbildungen 12 bis 15 zeigen nebeneinander nach Schwenckeſchen Abreibungen die alten Hermannſchen Stempel vom Lautenſpieler und Knoten und die neuen. Die Konfrontierung beider zeigt deutlich, was ſonſt leicht überſehen werden kann, daß hier verſchiedene Stempel vorliegen, ein urſprünglicher und ein Nachſchnitt, zeigt ferner deutlich, daß gerade der Nachſchnitt dem Original künſtleriſch durchaus überlegen iſt.

Wo beide Motive, „ein grotesker, die Laute ſpielender Blattmenſch in Halbfigur und ein kunſtvoller, aus endloſem Riemenwerk gebildeter Knoten“ in Schwenckes plaſtiſchen Worten, eigentlich herrühren, kann nur vermutet werden. Aus der Tatſache, daß kleine blätterbekleidete und lautenſpielende Männer beim Meiſter der Spielkarten und ſeiner Schule vorkommen, darf

man wohl mit Recht schließen, daß Bilder auf Spielkarten die Anregung zu dem Lautenspielerstempel gegeben haben. Ich erinnere auch an die komplizierte Blätterfigur auf der Mainzer Bibel, die ähnlich angeregt sein wird. Knotenornamente gibt es infolge orientalischen Einflusses in Italien, gibt es auch im Norden. Wo die Anregung zu dem Knotenstempel herrührt, läßt sich deshalb schwer sagen.

Der Einband der Fuldaer Bibel ist bereits 1892 reproduziert von dem damaligen Konservator der Kunstdenkmäler in Hessen-Kassel Ludwig Bickell.[1]) Leider steht hier aber der Lautenspieler auf dem Kopf, so daß er nicht auf den ersten Blick erkannt werden kann; ich füge deshalb eine neue Aufnahme[2]) bei, die schön die geradezu prachtvolle Mustergestaltung und Verzierung des Einbandes erkennen läßt. Wagerechte und senkrechte Linien schaffen ein Rahmen- und Gitternetz über die Fläche. Rechts und links von dem kunstvollen Mittelbeschlag prangt der Lautenspieler, der also zweimal vorkommt. Der Knoten kommt zehnmal vor, an den Ecken z. T. verdeckt durch die Zungen der Eckstücke. Dann ist noch ein sehr schöner Stempel da, der zwei Vögel darstellt, die mit dem Rücken gegeneinander gestellt und in dem Zwischenraum zwischen ihren Köpfen durch ein Dreiblatt getrennt sind (16); er umläuft in 30facher Wiederholung den äußeren Rand des Einbandes, an allen vier Ecken je einmal ganz verdeckt unter den Beschlägen. Das von 40 Lilien umgebene Mittelfeld ist ganz und gar gefüllt mit zwei abwechselnd eingedrückten Stempeln, einer vierblättrigen Blüte und einer sitzenden Mannesfigur. Der Einband ist unbestritten der schönste der erhaltenen der Gutenbergbibeln und deshalb mit Recht als Vorbild für den Verlegereinband der schon öfter genannten großen Facsimileausgabe benutzt worden.

Die von demselben Meister gebundene Bibel des Mr. Ellsworth in New York hat außer den Stempeln vom Lautenspieler und vom Knoten, von der Lilie und der vierblättrigen Blüte noch andere, unter denen die Darstellungen der vier Evangelisten die auffälligsten sind.

So ergibt sich bei Betrachtung der neun alten Einbände das bemerkenswerte Resultat, daß sie den vier Orten Mainz und Leipzig, Lübeck und Erfurt und mehreren Meistern ihre Entstehung verdanken: in Mainz sind die Bibeln zu Mainz, Aschaffenburg, Davenham gebunden, vielleicht alle drei von demselben Meister, in Leipzig entstand der Einband der Huntingtonbibel, in Lübeck band Heinrich Coster die Pelplinbibel, in Erfurt Johann Fogel die des Eton College, Fogels Nachfolger die der Leipziger Universitätsbibliothek, der unbekannte einfach nur Binder der 42zeiligen Bibel genannte Hermannschüler die von Fulda und des Mr. Ellsworth.

[1]) Ludwig Bickell, Bucheinbände des 15. bis 18. Jahrhunderts aus hessischen Bibliotheken. Leipzig. Hiersemann. 1892. Tafel VI. — Ludw. Bickell, Bookbindings from the Hessian historical exhibition illustrating the art of binding from the XVth to the XVIIIth Centuries. Leipzig. Hiersemann. 1893. Table VI.

[2]) Diese Aufnahme verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn Direktors der Landesbibliothek Fulda Dr. Theele, für die ich auch an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank aussprechen möchte.



Damit hätte ich meine Aufgabe nach meinem besten Wissen gelöst. Da es aber nicht unmöglich ist gerade bei diesem Thema, daß mir doch noch etwas entgangen sein könnte, so bin ich für jede sachliche Berichtigung aufrichtig dankbar.

Verlegereinbände Anton Kobergers zu Nürnberg in der Landesbibliothek zu Darmstadt.

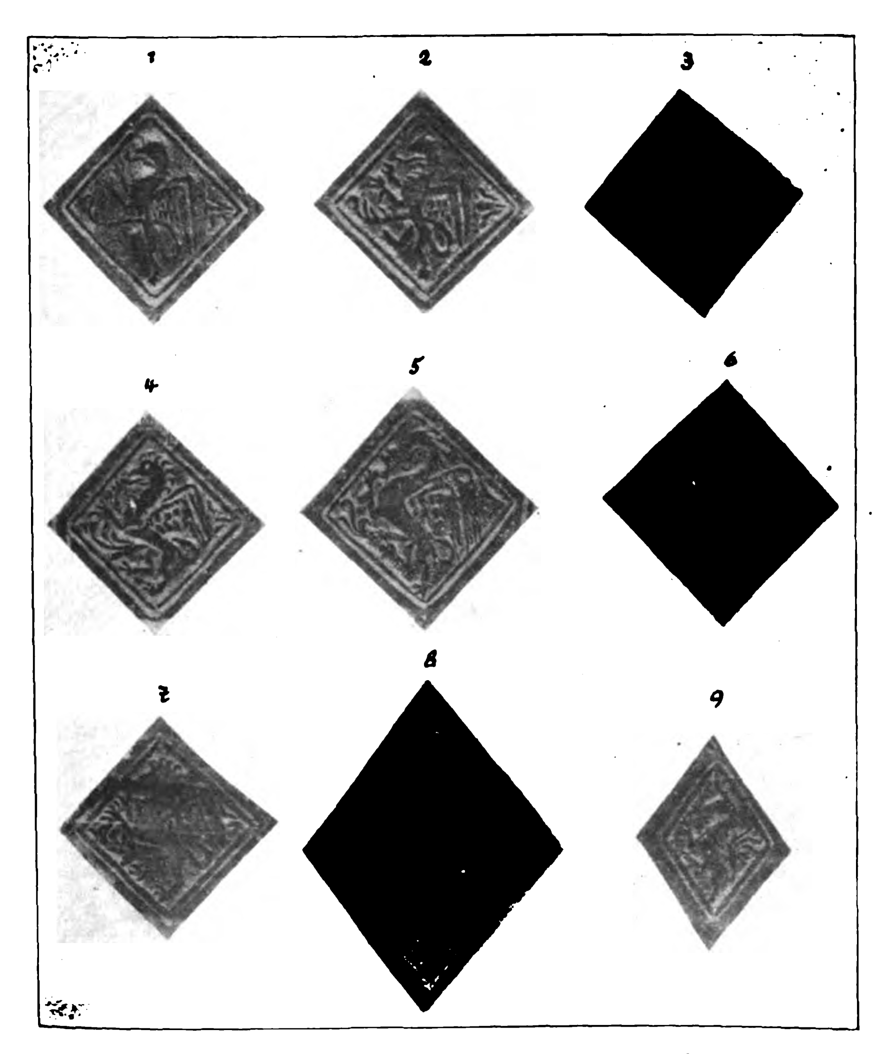
Von Adolf Schmidt.

Unter den deutschen Druckern und Verlegern des fünfzehnten Jahrhunderts, die Erzeugnisse ihrer eigenen, sowie anderer für sie tätigen Pressen nicht nur, wie es im allgemeinen in der Frühzeit üblich war, in losen Bogen verkauften, sondern sie auch in ihrer Hausbuchbinderei oder bei selbständigen Buchbindern ihres Wohnorts mit Einbänden versehen ließen, um sie gebunden auf den Markt bringen zu können, ist der berühmte Nürnberger Buchdrucker und Verleger Anton Koberger der bekannteste. Proben seiner Einbände sind heute noch in den meisten Bibliotheken mit alten Beständen zu finden, und auch im Handel kommen sie nicht gar so selten vor; der Vertrieb gebundener Verlagswerke durch Koberger kann daher nicht so unbedeutend gewesen sein, wie Oscar Hase: Die Koberger, Leipzig 1885, S. 141, annehmen will. In Darstellungen der Geschichte der Buchbinderei wird diese Seite der alle Gebiete des Buchgewerbes umfassenden Tätigkeit des bedeutendsten deutschen Verlegers jener Zeit meistens kurz erwähnt, so in Loubiers Bucheinband, 1. Auflage 1904, S. 82, 2. Auflage 1926, S. 109, bei W. Salt Brassington: A History of the Art of Bookbinding, London 1894, S. 128, und in anderen Werken. Merkwürdigerweise findet man aber noch nirgends eine eingehendere Erörterung darüber, so daß vielfach Kobergereinbände beschrieben und abgebildet werden konnten, ohne als solche erkannt zu werden. Selbst der „Katalog der im Germanischen Museum vorhandenen interessanten Bucheinbände", Nürnberg 1889 führt wohl verschiedene Einbände auf, die der Beschreibung nach zu den Verlegerbänden Kobergers gehören, nennt aber dabei dessen Namen nicht (vgl. Nr. 24, 162, 165, 167, 168). Auch K. Westendorp, der in seinem Buche „Die Kunst der alten Buchbinder", Halle a. S. 1909 auf Tafel 8 den Hinterdeckel eines Kobergerbandes abbildet, hat dessen Herkunft nicht angegeben. Am gründlichsten, wenn auch nur kurz, hat sich noch Paul Schwenke in seinem vor der Bibliothekarversammlung zu Dresden 1897 gehaltenen Vortrag „Zur Erforschung der deutschen Bucheinbände des 15. und 16. Jahrhunders", abgedruckt in Dziatzkos „Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten", Leipzig 1898, mit der Sache befaßt. Er gibt S. 115, Anm. 1 auch einige Kennzeichen dieser Einbände an und bildet S. 124 einen der am häufigsten gebrauchten Stempel ab. Seinen Spuren ist neuerdings im ersten Bande des „Jahrbuchs der Einbandkunst", Leipzig 1927, S. 30 Heinrich Endres: „Die Einbandforschung in Franken" gefolgt, wobei er auf Tafel 6 Teile eines Verlagsbands der Koberger nach einem Exemplar in der Würzburger Universitätsbibliothek verkleinert wiedergegeben hat. Nicht besonders deutlich ist die Abbildung eines Kobergerbandes in der Stadt-

bibliothek zu Metz bei Westendorp, besser sind die Wiedergaben in Katalog 80 von Jacques Rosenthal in München: „Inkunabeln in gotischen Einbänden", 1924, Tafel III und in „Codices manuscripti, Incunabula typographica", Katalog I von Weiß & Co., München 1926, Tafel XI.

Als Vorarbeit für eine künftige Geschichte der Kobergereinbände, die zu verfassen eine Ehrenpflicht der Nürnberger Einbandforscher dem berühmten Sohne ihrer Stadt gegenüber wäre, beschreibe ich hier die in der Landesbibliothek zu Darmstadt vorhandenen Kobergerbände und bilde deren Stempel nach Abreibungen ab. Diese Einbände sind nach Schwenke daran kenntlich, daß sie in der Regel schwarzen Titelaufdruck oben auf dem Vorderdeckel tragen (hier sind die großen Buchstaben vielfach vergoldet oder versilbert) und mit großen kräftigen Stempeln verziert sind, unter denen ein in verschiedenen Varianten vorkommender aufrechtstehender Greif in rautenförmiger Umrahmung besonders charakteristisch ist. Loubier fügt dem noch bei, daß auch ein schöner, aus einzelnen Stempeln zusammengesetzter Laubstab immer wiederkehrt, und Endres erwähnt außerdem den Doppeladler mit Krone und Kreuz in Raute und das geschmackvolle Granatapfelmuster in der gotischen Rautenranke. Schwenke hat ferner schon darauf aufmerksam gemacht, daß zur Beklebung der Innendeckel vielfach Kobergersche Makulatur verwendet worden ist, so daß es nicht zweifelhaft sei, daß die Einbände auf Veranlassung und Rechnung des Druckers hergestellt sind. Es ist wichtig, festzustellen, zu welchen Werken diese Makulaturblätter gehören, weil sich dadurch einigermaßen ermitteln läßt, wann die betreffenden Bände gebunden worden sind. Da diese Blätter meistens einseitig bedruckt und mit der Druckseite aufgeklebt sind, muß man sie ablösen, aber es empfiehlt sich, das nur soweit zu tun, bis man die Herkunft erkennen kann, die Blätter aber mit dem weißen Rande am Holzdeckel befestigt zu lassen, um auf diese Weise die Belege für das Alter des Einbands für die Zukunft bei den Büchern zu erhalten. Wenn es sich um an sich wertvolle Einblattdrucke handelt, wird man natürlich anders verfahren. An diesen Blättern, mit denen die Innendeckel verklebt sind, kann man übrigens ersehen, wie sehr sich das Schönheitsgefühl im Laufe der Jahrhunderte gewandelt hat. Aufgeklebte Druckbogen oder Reste von Handschriften wären uns heute an dieser Stelle ganz unerträglich, damals hat niemand daran Anstoß genommen, ja weder Buchbinder noch Käufer haben etwas dabei gefunden, wenn auf eine abgerissene Ecke eines Makulaturbogens einfach ein Fetzen eines anderen Papiers geklebt worden ist. Nicht bei allen Bänden hat man übrigens Druckmakulatur zum Verkleben der Innendeckel verwendet, und in späterer Zeit scheinen Kobergers Buchbinder das für uns so aufschlußreiche Verfahren überhaupt vermieden und weißes Papier genommen zu haben. Es ist wahrscheinlich, daß die Makulatur, an der es ja in einer großen Druckerei niemals mangelte, bald nach dem Ausscheiden von dem Buchbinder zu jenem Zwecke benutzt worden ist, so daß die Druckzeit des Werkes, aus dem die Makulatur stammt, ungefähr mit der Zeit übereinstimmen wird, in der der betreffende Band gebunden worden ist. Nicht unbedingt dafür maßgebend ist natürlich der Tag der Vollendung des Druckes, da ja die Makulatur schon früher entstanden sein kann, weil der Druck umfangreicherer Werke meistens längere Zeit in Anspruch genom-

men hat. Blätter, die aus irgend einem Grunde ausgeſchieden werden ſollten, ſind gewöhnlich durch Rötelſtriche auf der Druckfläche unbrauchbar gemacht worden. Die Druckzeit der gebundenen Werke und die der eingeklebten Makulaturbogen ſind manchmal durch lange Jahre von einander getrennt, woraus ſich ergibt, daß Koberger nicht die ſämtlichen Exemplare eines Werkes, die für den Vertrieb in gebundenem Zuſtand beſtimmt waren, auf einmal bald nach der Fertigſtellung des Druckes hat binden laſſen, ſondern einzelne Abzüge je nach Bedürfnis. Wenn gebundene Bände verlangt wurden, hat man die in loſen Bogen aufbewahrten Werke raſch binden laſſen. Daß aber manchmal auch eine größere Anzahl ge-



Stempel auf Verlegereinbänden Anton Kobergers in Nürnberg.

bundener Bände auf Lager war, zeigt die Schlußabrechnung über die Schedelsche Weltchronik. Unter den 571 noch nicht verkauften Exemplaren waren 37 gebundene (vgl. Hase a. a. O. S. 141—142).

Die Frage, ob Koberger seine Bücher in eigener Werkstatt oder bei anderen Buchbindern hat binden lassen, ist noch nicht mit voller Sicherheit gelöst. Bei seinem Unternehmungsgeist wäre man zunächst geneigt, das erstere anzunehmen, namentlich da die Art der Einbände und ihre Verzierungen eine große Gleichmäßigkeit zeigen, und unter Kobergers Gesellen von Johann Neudorfer in Nürnberg in seiner 1547 verfaßten und 1828 von Friedrich Campe zum erstenmal herausgegebenen Schrift „Nachrichten von den vornehmsten Künstlern und Werkleuten, so in Nürnberg gelebt haben", neben Setzern, Correctores, Druckern, Posselirern, Illuministen, Componisten (alii Comportisten) auch Buchbinder angeführt werden (vgl. Oscar Hase: Die Koberger. 2. Auflage, 1885, S. 139 und 397). Paul Schwenke bemerkt aber a. a. O. S. 115, die eigene Buchbinderwerkstätte Kobergers sei ihm zweifelhaft geworden, nachdem er auf einem Kobergerbande in der Bibliothek des Klerikalseminars in Pelplin (Alexander de Hales: Summa theologica P. IV. Nürnberg: Anton Koberger 23. August 1482) einen Meisterstempel mit dem Namen Francz Staindorffer gefunden habe. Ein Buchbinder dieses Namens ist nun tätsächlich in den Jahren 1487 und 1488 in Nürnberg und zwar als für den Rat tätig urkundlich nachweisbar, wie zuerst J. Petz in seinem 1886 in den „Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg" VI, 123ff erschienenen Aufsatz „Urkundliche Beiträge zur Geschichte der Bücherei des Nürnberger Rates 1429—1538" veröffentlicht hat. In Rechnungen des mit Verwaltung der „Librei" beauftragten Hans Tucher des Älteren, des bekannten Palästinapilgers, ist zu lesen:

(Petz S. 153): Item am 13. Tag Junyo (1487) beczalt dem Francz Steindorffer vnd rechett mit im ab mitsampt Jörgen Spengler [dem Ratsschreiber], das er eingepunden hett 54 pucher, zw 7 lb. für einß, macht 378 lb. zw 8 lbr. 10 dn., macht 45 gulden 3 lbr., me von einem puch einzwpinden genantt „consilis et tractatibus Bartoly" 6 lb., me von einem klein puch „epistoly Leonhardi Aretiny" 3 lb.; fur das alß gab ich im 46 gulden 3 lb., daran er nichcz nachliß. Facit . . . . fl. 46. sl. 7. hl. 3.

(S. 153): 1488. Item am andern tag August beczalt dem Francz Steindorffer von 7 ge. puchern, die man von Michell Paulen kauffet vmb 31 gulden, nach laut der czetell nr. 19 vorn; der pucher warn 8 vnd sein in sibene eingepunden, ie 7 lb. von einem vnd 20 dn. zw trimckelt (!), facit 49 lbr. 20 dn. machen . . . . Rhein. fl. 5. sl. 19. hl. 2.

(S. 154): Item am 22. tag (August) dem Francz Steindorffer von dem puch nr. 23 „Vocabularius" einzwpinden 1/2 gulden; facit . fl. —. sl. 10. hl. —.

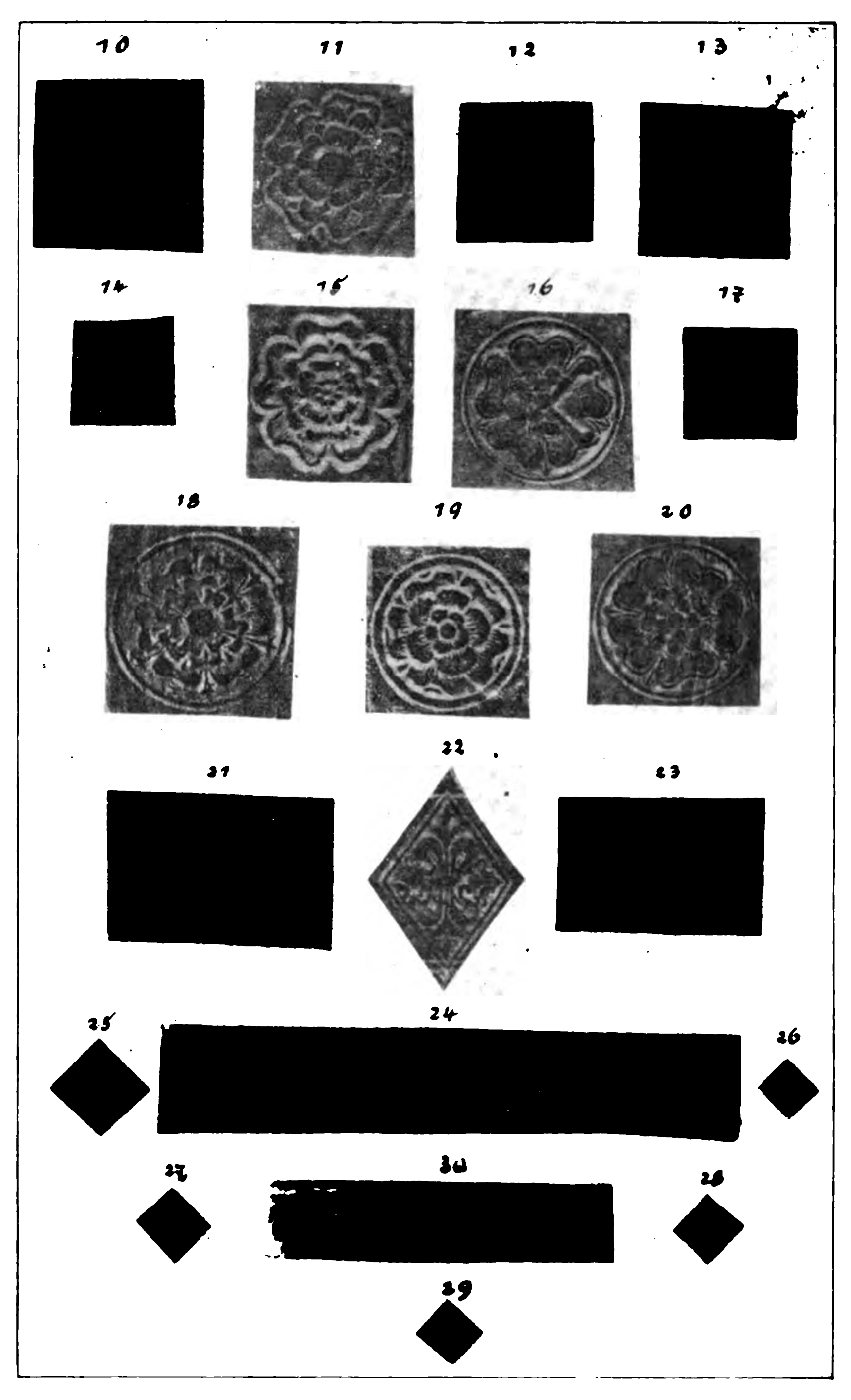
In Tuchers Gesamtrechnung (S. 154) heißt es:

Dem Francz Steindorffer von 63 puch einczepinden in suma fl. 52. sl. 16. hl. 5.

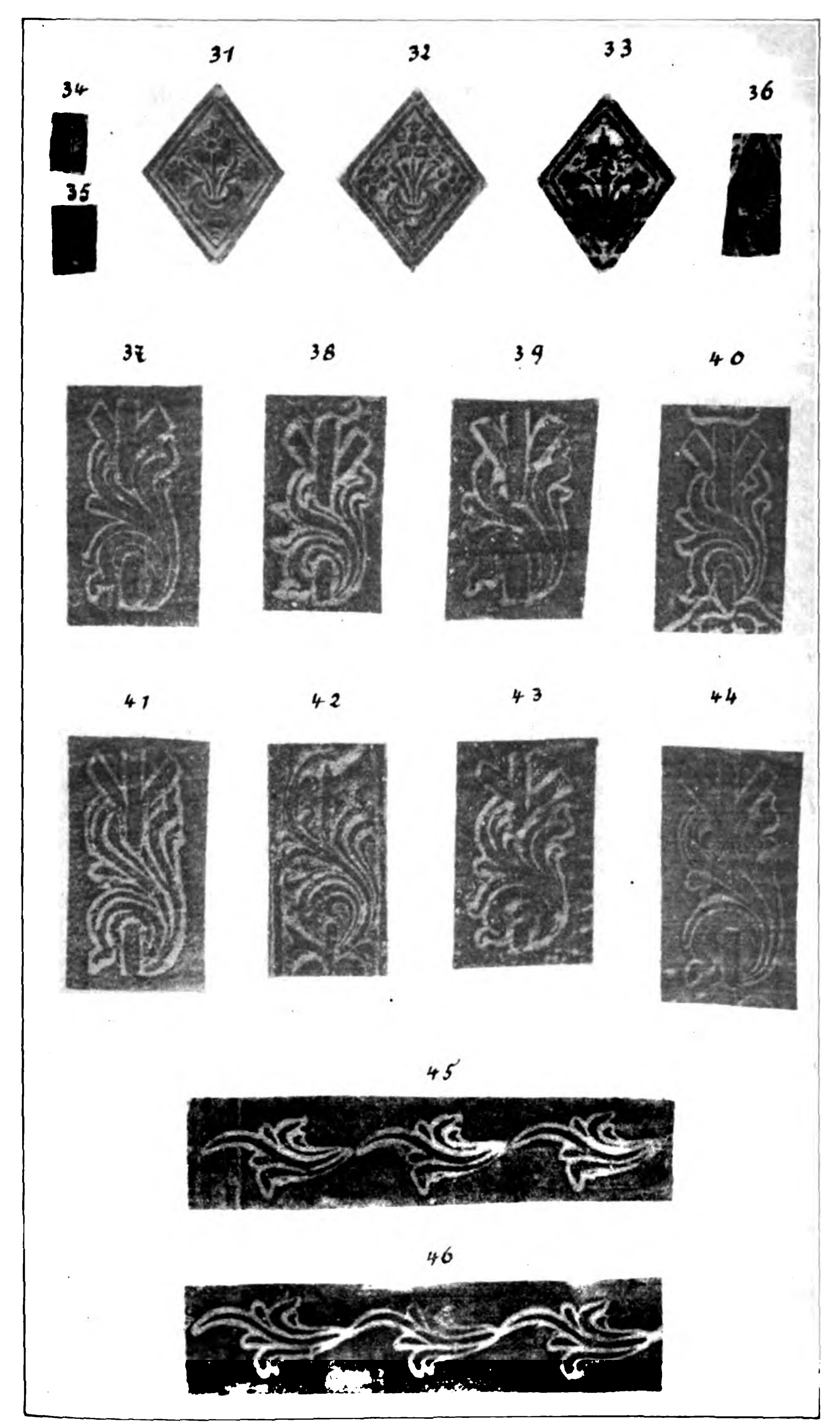
Später scheint Steindorffer Buchführer geworden zu sein, was bei Buchbindern ja so oft vorkam, daß die Ausdrücke Buchbinder und Buchführer in älterer Zeit vielfach als gleichbedeutend galten. Albrecht Kirchhoff: Die Sortiments- und Kleinbuchhändler Leipzigs bis zum Jahre 1600, bez. 1650 im „Archiv für die Geschichte des Deutschen Buchhandels", Leipzig 1890,

XIII, 1 ff. erwähnt S. 16, der Leipziger Buchhändler Blasius Salomon habe 1518 Franz Steindörfer in Schneeberg wegen 18 fl. bekummert, und erst 1532 seien ihm die beschlagnahmten Gegenstände zu seiner Deckung ausgehändigt worden. Wenn wir annehmen, daß Steindorffer etwa 1460 geboren war, kann er recht gut 1532 noch gelebt haben oder damals gerade gestorben sein, was die Ablieferung der von Salomon beschlagnahmten Sachen nach so langer Zeit als aus seiner Hinterlassenschaft geschehen erklären würde.

Der vierte Band der Summa des Alexander de Hales ist am 23. August 1482 im Druck vollendet worden. Schwenke gibt leider nicht an, ob das Pelpliner Exemplar (II. B. f. 4) mit Staindorffers Namen damals gleich gebunden worden ist; ich konnte aber aus einigen Angaben, die mir der Bibliothekar des dortigen Priesterseminars, Herr stud. theol. J. Manthey, auf meine Anfrage gütigst gemacht hat, feststellen, daß das dem Vorderdeckel aufgeklebte, einseitig bedruckte Makulaturblatt (das des Hinterdeckels ist unbedruckt) aus Kobergers Justinianus: Digestum vetus, 1482, X. Kal. Decembris [22. November], H* 9550 stammt. Es sind die beiden Seiten A iiii a und [A7] b, die auf einen Großfoliobogen, den vierten der zehnblättrigen Lage A gedruckt sind. In der Pelpliner Bibliothek trägt auch der zweite, 1481 III. Kal. Decembris [29. Oktober] vollendete Band des Alexander de Hales (II. B. f. 2) auf dem Hinterdeckel den Namen Francz Staindorffer. Der Einband ist dem des vierten Bandes gleich. Zum Verkleben der Innenseite des Hinterdeckels ist ein unbedrucktes Blatt benutzt, das einseitig bedruckte Makulaturblatt im Vorderdeckel hat Herr stud. Manthey als ein Blatt aus dem vierten Bande des Hales festgestellt. Staindorffer hat also beide Bände vermutlich Ende 1482 oder Anfang 1483 gebunden. Er könnte damals als junger Geselle in Kobergers Werkstätte gearbeitet und sich erst gegen 1487 selbständig gemacht haben. Wenn man bedenkt, wie viele Werke er in diesem und dem folgenden Jahre für den Rat gebunden hat, sollte man annehmen, daß sein Namensstempel heute noch auf manchem Einband der Stadtbibliothek in Nürnberg zu finden sei. Das ist aber merkwürdigerweise nicht der Fall; wie mir Friedrich Bock mitgeteilt hat, ist ihm der Stempel bis jetzt dort niemals begegnet. Staindorffer hat ihn also offenbar als selbständiger Meister nicht mehr benutzt, sondern ihn nur das eine Mal gebraucht, als er noch in Kobergers Diensten stand. Bei dem strengen Regiment, das Antoni Koberger nach Johann Neudörffer über seine Gesellen geführt zu haben scheint, wäre es sehr leicht möglich, daß der selbstbewußte große Drucker und Verleger in der Anbringung des Namens eines seiner Buchbinder auf Verlagseinbänden eine Eigenmächtigkeit erblickt hat, gegen die er sofort eingeschritten ist. Als Beweis gegen eine eigene Buchbinderwerkstätte Kobergers, die neuerdings wieder E. R. Goldschmidt: Gothic & Renaissance Bookbindings, London 1928, I, 37 ff für unwahrscheinlich erklärt hat, dürfte dieser Namensstempel kaum zu verwerten sein, und ebensowenig scheint mir dagegen die Tatsache zu sprechen, daß in der Werkstätte, aus der die Kobergerbände hervorgegangen sind, gelegentlich auch Erzeugnisse anderer, sogar auswärtiger Drucker gebunden worden sind. In dem schönen Werke „Frühdrucke aus der Bücherei Victor von Klemperer", Dresden 1927 in 2°, das ich in der „Zeitschrift für Bücherfreunde", 1928,



Stempel auf Verlegereinbänden Anton Kobergers in Nürnberg.

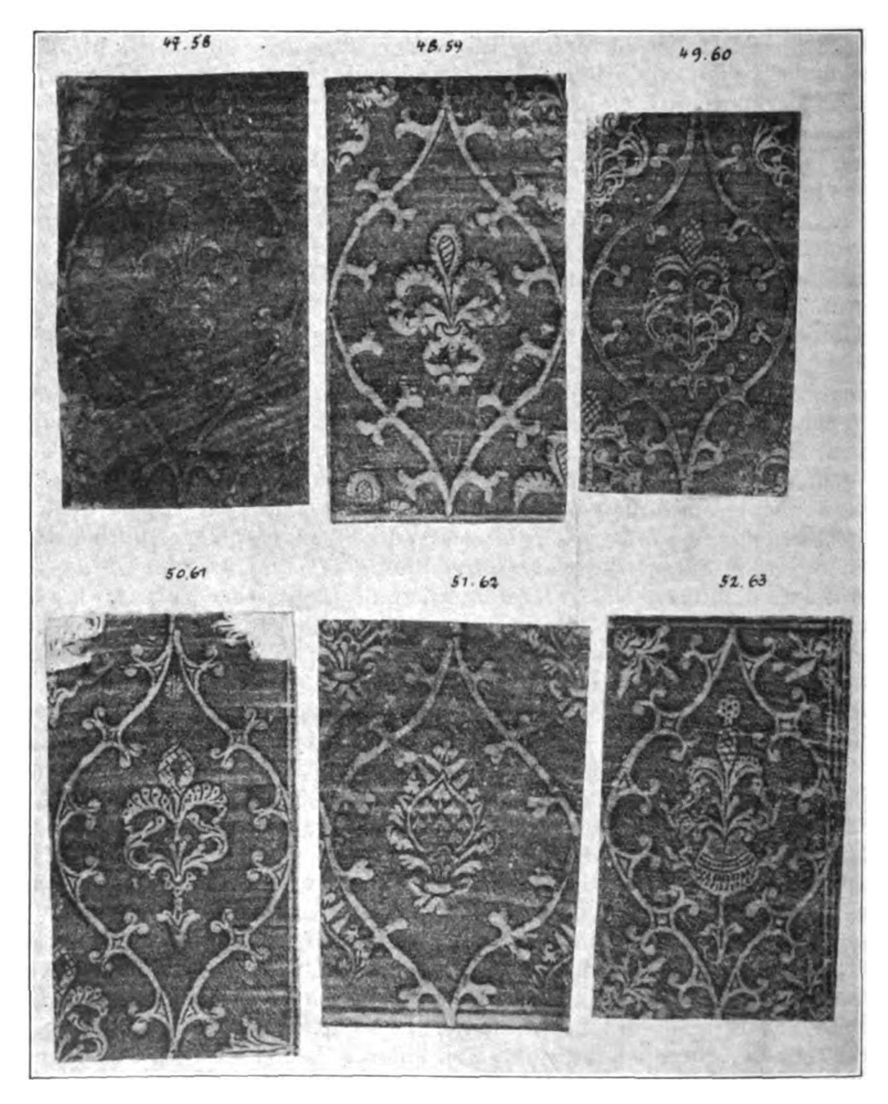


Stempel auf Verlegereinbänden Anton Kobergers in Nürnberg

Heft 1, S. 1ff ausführlich angezeigt habe, ist auf den Abbildungen 19 und 20 der Einband der Opera des Thomas a Kempis, Nürnberg: Caspar Hochfeder, 1494 in vigilia Andreae [29. November] H* 9769 dargestellt. Er ist ganz in der Art der Kobergerbände verziert. Die Zentralbibliothek in Zürich, wo ich bei rascher Durchsicht der Inkunabelnbestände in kurzer Zeit mehr als zwanzig Kobergereinbände feststellen konnte, die zumeist sehr gut erhalten sind und vielfach noch die alten schönen Kobergerschen Beschläge tragen, besitzt darunter in einem Kobergereinband ein Druckwerk des Johannes Reger in Ulm, die bekannte 1486, XII, Kal. Augusti [21. Juli] für Justus de Albano de Venetiis vollendete Ausgabe der Cosmographia des Ptolemaeus, H* 13540. Daß der auf Seite 128 abgebildete Einband, der alle Kennzeichen der Verlagseinbände Kobergers aufweist, für dieses Werk hergestellt worden ist, zeigt der dem Vorderdeckel oben nach Kobergerscher Gepflogenheit in Schwarz aufgedruckte Titel: Phtolo9 de situ orbis. Geschäftliche Beziehungen Regers oder des Justus de Albano zu Antoni Koberger sind bis jetzt weder aus dem Briefbuch der Koberger noch aus anderen Quellen nachgewiesen worden. Sie müssen aber bestanden haben. Es gäbe nun zwei Möglichkeiten, das Vorkommen eines Kobergereinbandes um ein Regersches Druckwerk zu erklären. Man könnte entweder annehmen, daß die tüchtige Arbeit und die schönen Verzierungen der Kobergereinbände, die damals ja überall verbreitet und bekannt waren, den Ulmer Drucker veranlaßt haben, eine Anzahl von Exemplaren des Ptolemaeus in Nürnberg binden zu lassen. Oder Koberger, der wie andere Drucker, die gleichzeitig Sortimenter waren, auf den Messen nicht nur die Erzeugnisse seiner eigenen Pressen feilhielt, sondern, wie sich aus seiner Bücheranzeige von 1479—80 (Burger Nr. 22) ergibt, in weitem Maße auch Werke anderer Drucker vertrieb, könnte von Reger Exemplare der Ptolemaeusausgabe, deren Wichtigkeit und gute Verkäuflichkeit er als tüchtiger Geschäftsmann sofort erkennen mußte, übernommen und sie im Interesse des Absatzes in seinen Verlagseinband haben binden lassen. Einen ähnlichen Fall erwähnt Max Joseph Husung in seinem Aufsatz „Das Porträtsignet des Johann von Paderborn als Bucheinbandstempel" im „Gutenberg-Jahrbuch" 1927, S. 235, Anmerkung 2. Ein Kölner Druck in der Sammlung E. P. Goldschmidt-London ist in den Verlegereinband des Löwener Druckers Johann von Paderborn 1474—1496 gebunden, der also „in seiner Werkstätte auch solche Drucke hat einbinden lassen, die er, wie damals üblich, im Wege des Tausches aus anderen Offizinen sich besorgt hatte." Ich bin überzeugt, daß bei Durchforschung der Bibliotheken nach Koberger-Einbänden sich noch manches Werk anderer Drucker in einem solchen Einband finden wird. Unter den Wiegendrucken des Benediktinerstiftes St. Paul im Lavanttal in Kärnten ist dies z. B. der Fall bei Innocentius IV. Papa: Apparatus super V libros Decretalium editus ab Baldo de Perusio, emendatus per Andream Hartmanni de Eppingen Argentinae [Heinrich Eggesteyn] 1478. Hain* 9191. Alles das reicht aber nicht hin, die Berechtigung, die oben in ihrer Eigenart beschriebenen Nürnberger Einbände „Kobergereinbände" zu nennen, umzustoßen, denn es ist eine bis jetzt nicht widerlegte Tatsache, daß derartige Einbände hauptsächlich bei Druck- und Verlagswerken Kobergers vorkommen.

Die Kobergereinbände unſrer Bibliothek ſtimmen in allen techniſchen Eigentümlichkeiten und den Verzierungen untereinander ſo ſehr überein, daß die Herkunft aus einer Buchbinderwerkſtätte nicht zu verkennen iſt. Es ſind nur Folianten oder Großfolianten. Die dicken Holzdeckel haben gerade Kanten, die nur für die beiden Schließen etwas ausgeſchnitten ſind. Nur bei zwei Bänden ſind ſie in der Mitte abgeſchrägt. Die Deckel ſind meiſtens mit ſchönem rotbraunen Kalbleder überzogen, daneben kommt manchmal auch ungefärbtes, jetzt gelbliches Schweinsleder vor. Die meiſten Bände ſind auf vier, zwei auf drei Doppelbünde geheftet, die auf den Innenſeiten der Deckel verpflöckt ſind. Das Kapital iſt, wo es ſich erhalten hat, mit bunten Schnüren umflochten, der Schnitt iſt gelb. Die Vorderdeckel ſind gewöhnlich reicher verziert als die Hinterdeckel. Einfache oder mehrfache Rahmen, die durch mit dem Streicheiſen gezogene Drei- oder Vierlinien, deren innerſte Linie manchmal breiter iſt als die äußeren, gebildet werden, ſind mit Einzelſtempeln verziert. Sie umſchließen ein großes Rechteck, das auf den Vorderdeckeln ganz mit gotiſchen Rankenrauten ausgefüllt iſt, in deren Mitte Sträuße mit Blüten oder Granatäpfeln ſitzen. Auf der einen Querleiſte oben iſt der Titel des Werkes mit großen gotiſchen Buchſtaben in Gold-, Silber-, Schwarz- oder Blinddruck angebracht. Ob das auch ſchon bei den älteren Kobergereinbänden der Fall war, wäre noch näher zu unterſuchen. Auf den Hinterdeckeln iſt das rechteckige Mittelfeld einfacher gehalten; die Ecken ſind durch mehrfache blinde Linien, deren Zahl einmal ſogar bis zu 11 anſteigt, verbunden, und in den dadurch entſtandenen Dreiecken ſind größere Einzelſtempel entweder einzeln oder zu Gruppen vereinigt abgedruckt. Nur ein Band weiſt auch hier die Rauten mit Sträußen auf. Die erhabenen Bünde ſind auf dem Rücken manchmal durch mehrfache blinde Linien zu beiden Seiten, die auf den Deckeln in ſpitze Dreiecke und andere Verzierungen auslaufen, hervorgehoben, die Felder des Rückens mit Roſenſtempeln, einmal mit halben Rauten und einmal mit Bogenſtempeln verziert. Die Ecken und die Mitte der Deckel waren durch ſchöne Beſchläge mit Buckeln, meiſt Blätter und Blüten, geſchützt, die Befeſtigungsplättchen der Schließen ſind mit einzelnen gotiſchen Buchſtaben des Namens maria aus einer geſtempelten Meſſingleiſte, mit Blüten und Ranken, einem Blumenſtock in Topf, einem Mannskopf mit Gugelhut geſchmückt. Manchmal ſind ſie auch unverziert geblieben.

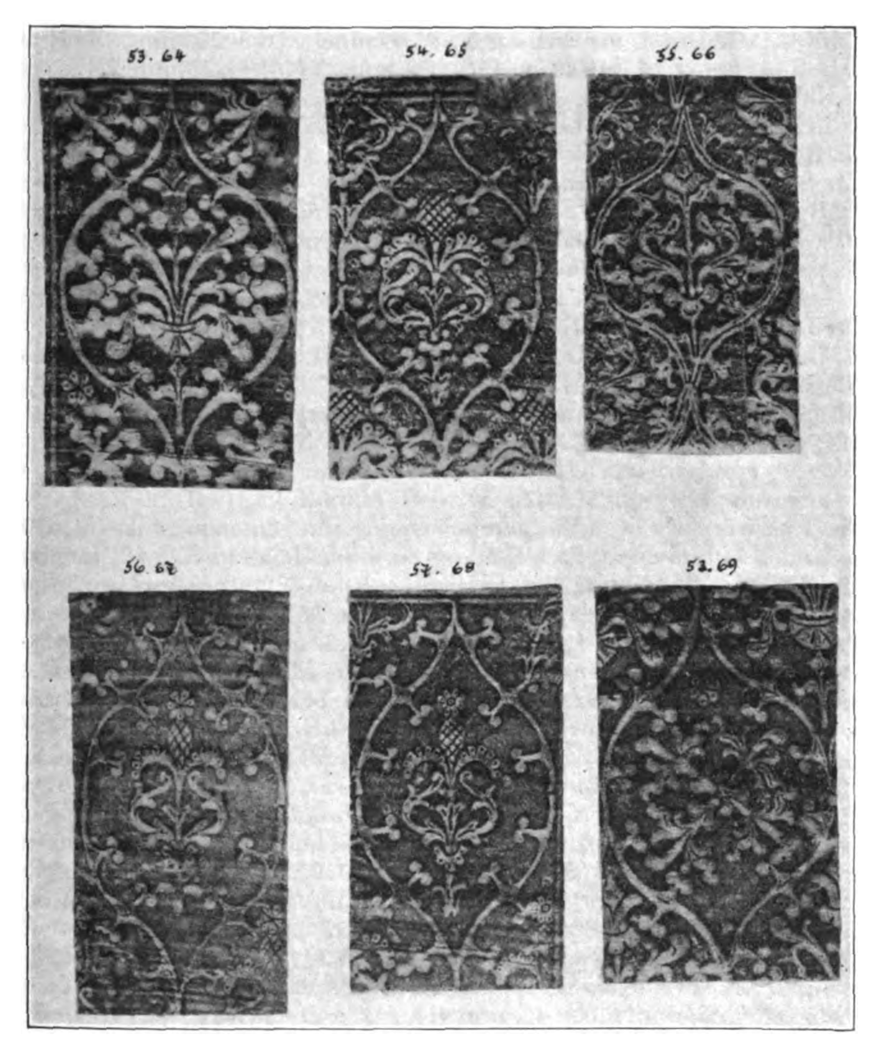
Die Zahl der Stempelbilder, die auf unſeren Einbänden vorkommen, iſt nicht groß, es ſind im ganzen nur zwanzig. Da aber die ſelben Bilder, offenbar weil die Stempel ſich raſch abnutzten, immer neu geſchnitten worden ſind, was natürlich nicht ohne kleinere oder größere Veränderungen abgegangen iſt, ergibt ſich ſchon bei dieſen elf Bänden die überraſchend große Zahl von ſechsundſiebzig Einzelſtempeln. Bei den vielen Kobergereinbänden der Zentralbibliothek in Zürich habe ich nur ein hier nicht vertretenes Stempelbild gefunden, auf Band IV von Bonaventura: Perluſtratio in libros Sententiarum von 1491 (Inc. K. 201) einen Bogenſchützen in Rund, der auch auf einem im Katalog 39 von K. F. Koehler, Leipzig und Oskar Gerſchel, Stuttgart, 1927, unter Nummer 84 beſchriebenen, nicht als Kobergerband bezeichneten Einband der Summa Praedicantium des Johannes de Bromyard, 1485, H* 3994 vorkommt. In der nachfolgenden Überſicht habe ich



Stempel auf Verlegereinbänden Anton Kobergers in Nürnberg.

immer die auf zeitlich genauer beſtimmbaren Einbänden vorkommenden Stempel an die Spitze geſtellt und die Nummer des Einbandes aus der am Schluſſe gegebenen Aufzählung unſrer Kobergerbände zugefügt. Man kann daraus erſehen, wann die betreffenden Stempel benutzt worden ſind.

I. Greif in Raute. 7 Stempel, meiſt 34×33 mm groß, nur 5 hat 35×34, 6 36×34, 7 32×31. Man kann ſie am beſten an den Flügeln unterſcheiden, je nachdem die Federn mehr oder weniger reich geſtaltet ſind. Bei 1 und 3 iſt die Zunge nach oben gebogen, bei 2 nur gewellt. 4—7 haben reicher



Stempel auf Verlegereinbänden Anton Kobergers in Nürnberg.

geſtaltete Flügel, die ſo ſtark voneinander abweichen, daß ſie leicht auseinander zu halten ſind.

1 : I., 2 : III. V. VII. Hinterdekel, 3 : II. XI., 4 : VII. Vorderdeckel, 5 : IV. VI., 6 : VIII. 7 : X.

II. Doppeladler mit Krone in Raute. 8. 48×38 mm. I.

III. Einhorn in Raute. 9. 28×20 mm. VII.

IV. Roſe. a) ohne Umrandung. 6 Stempel. 10 : Durchmeſſer 29 mm. I., 11 : 29 mm. Zacken der Blätter ſehr deutlich. V., 12 : 22 mm. II. Vorderdeckel, 13 : 26 mm. Blätter ſtark geſtrichelt. IV., 14 : 18 mm. VIII., 15 : 28 mm. Fruchtknoten punktiert. VII. X.

b) Mit runder Umrandung. 5 Stempel. 16 : 29 mm. II. Hinterdeckel, 17 : 18 mm. IV. Rücken, 18 : 32 mm. VI., 19 : 28 mm. IX., 20 : 28 mm. XI.

V. Lilie in Raute. 21 : 22×19 mm. II., 22 : 33×24 mm. IV.

VI. Blüte mit dicken Fruchtknoten. 23 : 25×18 mm. VI.

VII. Blüte mit Frucht und Ranken im Rechteck. 24 : 16×33 mm. III.

VIII. Fünfblättrige Blüte. 25 : 9 mm. XI. Rücken.

IX. Sechsblättrige Blüte. 26 : 5 mm. VI. (vgl. 52, 63), 27 : 7 mm. VII. (vgl. 53. 69.)

X. Siebenblättrige Blüte. 28 : 6 mm. X. (vgl. 56. 67.)

XI. Achtblättrige Blüte. 29 : 6 mm. XI. (vgl. 57. 68.)

XII. Blüten in gewundenem Band. 30 : 11×31 mm. IX.

XIII. Blumenſtock mit Topf in Raute. 31 : 27×21 mm. I., 32 : 26×21 mm. III., 33 : 27×20 mm. V.

XIV. Vergoldetes Blättchen. 34 : 6×5 mm. IV. (vgl. 50. 61), 35 : 8×5 mm. V. (vgl. 51. 62), 36 : 18×8 mm. VI. (vgl. 52, 70.)

XV. Laubſtab. Die acht Stempel ſind leicht an dem links von dem Stabe in der Mitte befindlichen Ranken zu unterſcheiden. 37 : Höhe 35 mm. I., 38 : 32 mm. II., 39 : 32 mm. IV. VI., 40 : 32 mm. V., 41 : 38 mm. VII., 42 : 32 mm VIII., 43 : 33 mm IX., 44 : 38 mm. X.

XVI. Blattranken ohne Rand. 45: 13×26 mm. X., 46: 14×27 mm. XI.

XVII. XVIII. Gotiſche Rankenraute mit Strauß. Der Raumerſparnis wegen bringe ich die Abreibungen beider Stempelbilder zuſammen, z. T. mit den kleinen Blüten und Blättchen. Abb. 25—29, 34—36. Die erste Ordnungszahl bedeutet die Raute, die zweite den Strauß. Ein paar ohne Raute vorkommende Sträuße habe ich am Schluſſe angefügt.

XVII. Rankenrauten. 11 Stempel. Die angegebene Höhe ist die der ganzen geſchloſſenen Raute, die Stempel ſind nur halb ſo hoch. 47 : 98×53 mm. I., 48 : 98×52 mm. II., 49 : 80×40 mm. III., 50 : 95×53 mm. IV., 51 : 86×54 mm. V., 52 : 82×54 mm. VI., 53 : 81×50 mm. VII., 54 : 81×42 mm. VIII., 55 : 58×40 mm. IX., 56 : 88×43 mm. X., 57 : 82×42 mm. XI.

XVIII. Strauß. 17 Stempel. 58 : Höhe 39 mm. I., 59 : 38 mm. II., 60 : 41 mm. III., 61 : 48 mm. IV., 62 : 40 mm V., 63 : 56 mm. VI, 64 : 60 mm. VII., 65 : 45 mm. VIII., 66 : 46 mm. IX., 67 : 43 mm. X., 68 : 43 mm. XI., 69 : 21 mm. VII., 70 : 19 mm. VI., 71 : 41 mm. III., 72 : 28 mm. IX., 73 : 28 mm. IV., 74 : 20 mm. VII. (als Verzierung des Auslaufs der Bünde auf den Deckeln.)

XIX. Bogenfries in Rechteck. 75 : 13×34 mm. I. XI.

XX. Bogen mit Zweiblatt. 76 : 28×14 mm. II. Rücken.

Konrad Haebler hat in ſeinem Auſſatʒ über den Rollſtempel in der „Nordisk Tidskrift för Bok – och Biblioteksväsen.“ XI. 1924 S. 32 f. die Vermutung ausgeſprochen, „daß die Erfindung der Buchbinderrolle nicht ſowohl am Niederrhein, ſondern vielmehr im Fränkiſchen, vielleicht in Nürnberg ſelbſt erfolgt iſt, und daß ſie nur eine techniſche Fortbildung einer in dieſer Gegend ſchon ſeit langem geübten Art des Buchſchmucks geweſen iſt.“ Er weiſt auf die fortlaufenden Muſter am Rande der Kobergereinbände hin, die dadurch hergeſtellt ſind, daß ein und derſelbe Stempel nebenein-

ander immer wieder in das Leder eingepreßt ist, und bemerkt dazu, es könne doch wohl nicht gut ein bloßer Zufall sein, daß wir genau den selben Motiven auf zahllosen Einbänden begegnen, die im Anfang des XVI. Jahrhunderts, sei es in Nürnberg selbst, sei es in anderen Städten des Frankenlandes hergestellt sind, aber nicht mehr mit Hilfe einzelner Stempel, sondern mit Hilfe der Buchbinderrolle." Man kann diesen Ausführungen durchaus zustimmen; wenn aber Heinrich Endres a. a. O. S. 32 Haebler die Vermutung zuschreibt, die Buchbinderrolle sei wahsscheinlich zuerst bei Koberger in Nürnberg zur Anwendung gekommen, so gibt er Haeblers Worten einen engeren Sinn und mehr Bestimmtheit, als sie in Wirklichkeit haben. Bis jetzt fehlt noch ein sicherer Beweis dafür, daß auf Kobergereinbänden schon Bandverzierungen mit der Rolle hergestellt worden sind. Bei unseren Einbänden kann man, selbst wenn die Verzierungen mit großer Sorgfalt eingedruckt sind, doch stets an sicheren Kennzeichen nachweisen, daß die fortlaufenden Verzierungen mit Einzelstempeln eingepreßt sind, sei es dadurch, daß man wie bei dem von Endres auf Tafel abgebildeten Bogenfries (Bild XXI, Stempel 75) deutlich sieht, wo die Einzelstempel aneinander stoßen, oder daß wie bei der Leiste mit Laubstab und Rose die Stempel manchmal etwas übereinander gedruckt sind, oder daß wie bei den selben Bildern auf Einband VIII der Laubstabstempel gelegentlich verkehrt eingesetzt worden ist. Man sollte aber gerade bei späteren Kobergereinbänden auf diese Art der Verzierungen achten, denn bei ihrem massenhaften Vorkommen und der Möglichkeit, durch die eingeklebte Makulatur die Entstehungszeit einigermaßen genau bestimmen zu können, bieten sie vielleicht mehr als vereinzelte Bände anderer Bindereien Gelegenheit, das erste Auftreten der Buchbinderrolle festzustellen.

Bei der folgenden Aufzählung der Darmstädter Kobergereinbände glaube ich von einer genauen Beschreibung der Technik und der Anordnung der Verzierungen der einzelnen Bände absehen zu können, da die oben angegebenen Kennzeichen auf alle zutreffen, und die Art dieser Einbände zudem aus den Abbildungen hier und in anderen Werken genügend ersehen werden kann. Dagegen halte ich es für nützlich, bei jedem Bande die Nummer der benutzten Stempel anzugeben. Wenn einmal ähnliche Zusammenstellungen aus anderen Bibliotheken vorliegen, wird sich daraus die Zeit der Anwendung der einzelnen Stempel und damit die Möglichkeit ergeben, die Kobergereinbände ziemlich sicher zeitlich festzulegen.

Ich beginne mit den Bänden, bei denen Druckmakulatur zum Verkleben benutzt worden ist. Sie sind nach der daraus zu erschließenden Herstellungszeit angeordnet. Wenn nichts anderes angegeben ist, sind die Deckel mit braunem Leder überzogen, die Rückenfelder mit Rosen verziert. Mit Schließenplättchen bezeichne ich die Messingstückchen mit denen die Lederschließen an den Deckeln befestigt waren. Werden sie nicht erwähnt, so sind sie unverziert.

I. Biblia Germanica. Montag nach Invocavit [17. Februar] 1483. gr. 2°. H. *3137. Band II: Sprüche—Offenbarung.

Vorn eingeklebt Bl. ff ii a, hinten [ff 5]b aus Johannes Bertachinus: Repertorium juris utriusque. VIII. Kal. Nov. [25. Oktober] 1483. Band II. gr. 2°. H. *2982. Die Blätter 2a und 5b der sechsblättrigen Lage ff bilden die eine Seite eines Doppelbogens. Da sie in einem Abzug gedruckt worden sind,

muß die dabei benutzte Presse im Gegensatz zu den ältesten Pressen, die nur den Druck einer Folioseite auf einmal erlaubten, einen sehr großen Tiegel gehabt haben. Der Einband dürfte noch im Jahre 1483 angefertigt sein.

Titel schwarz: Das ander teill.

Stempel: 1, 8, 10, 31, 37, 47, 58, 75.

II. Gregorius IX. Papa: Decretales. Pridie Idus Julij [14. Juli] 1482. 2°. H. *8014.

Die Makulatur ist dem Breviarium ordinis praedicatorum. 1485. 8°. H. *3879 entnommen. Es sind immer vier Oktavseiten einer achtblättrigen Lage auf ein Folioblatt gedruckt und zwar die beiden oberen Seiten in von den unteren abgewandtem Satze. Vorn: Bogen i ii a mit den Seiten 80a = i ii a / 85b = [i 7] b, 81 b = i iii b / 84a = [i 6] a. Hinten: Bogen i iiii a mit den Seiten 82a = i iiii a / 83b = [i 5] b, 79b = i [1] b / 86a = [i 8] a.

Titel in Blinddruck: Decretales.

Stempel: 3, 12, 16, 21, 38, 48, 59, 76.

Rücken: Bogen mit Zweiblatt. (Stempel 76.)

Schließenplättchen: Rose.

III. Gratianus: Decretum. Pridie Kal. Martias [28. Februar] 1483. 2°. H. *7899.

Zum Verkleben ist Bogen i iii aus dem bei II. erwähnten Breviarium verwendet worden und zwar vorn und hinten die nämlichen vier Seiten: 81 a = i iii a / 84b = [i 6] b, 80b = i ii b / 85a = [i 7] a.

Titel in Golddruck: Decretales.

Stempel: 2, 24, 32, 49, 60, 71.

Schließenplättchen: Rose.

IV. Bonifacius VIII. Papa: Liber VI. Decretalium. XII. Kal. Julij [20. Juni] 1486. 2° H. *3613. Daran: Clemens V. Papa: Constitutiones. 15. März 1486. 2°. H. *5485.

Eingeklebt sind die selben Makulaturblätter wie in II., vorn ii, hinten i iiii. II., III„ IV. sind demnach gleichzeitig gebunden, und zwar vermutlich bald nach dem 20. Juni 1486. Das Breviarium aber, das nur die Jahreszahl 1485 ohne Monat und Tag angibt, dürfte wohl erst Ende jenes Jahres die Presse verlassen haben.

Titel in Golddruck: Sextus 7 clemētin.

Stempel: 5, 13, 17, 22, 34, 39, 50, 61, 73.

Schließenplättchen: vorn Rose mit Blatt, hinten Rose allein von derselben Messingleiste.

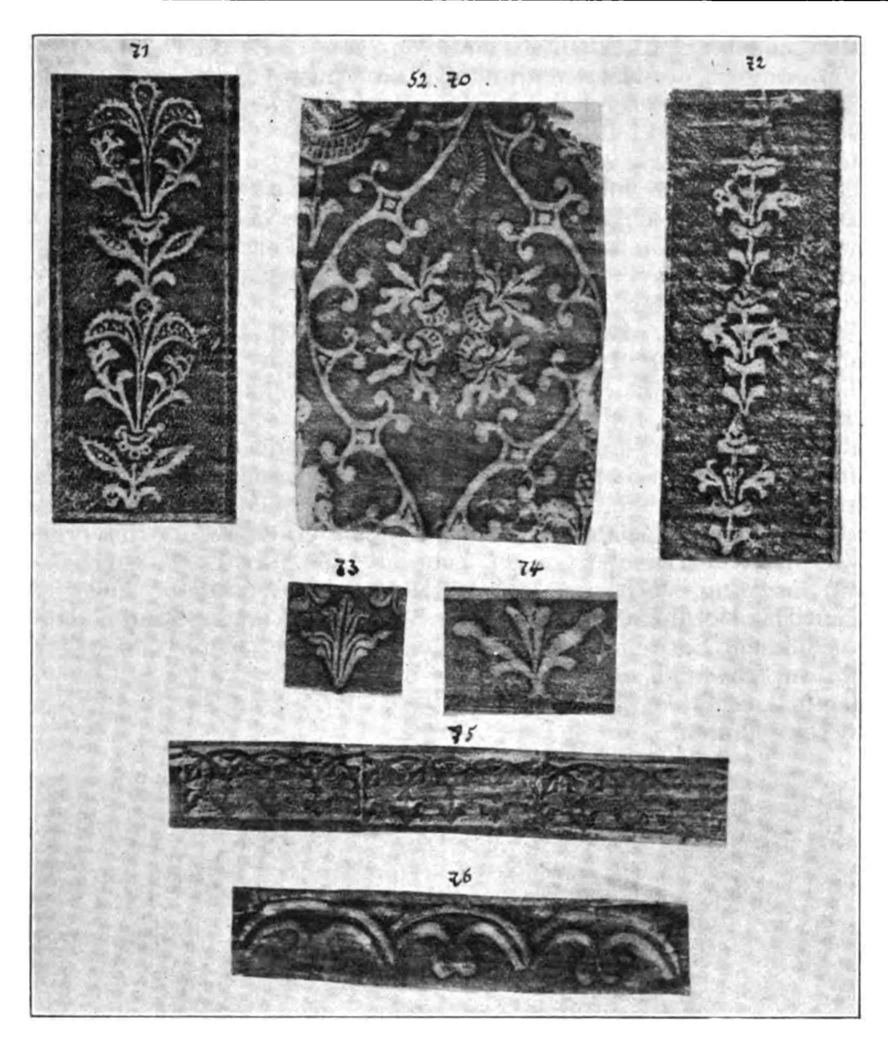
V. Biblia Latina cum postillis Nicolai de Lyra etc. Sabbato post Johannis ante Portam Latinam [7. Mai] 1485. 2°. H. *3166.

Der Band dürfte 1487 gebunden sein, denn zum Verkleben sind hinten Blatt qq a und vorn Blatt [qq6] b aus Petrus de Palude: Sermones thesauri novi de tempore. X. Kal. Mart. [20. Februar] 1487. 2°. Cop. III, 5409 = 5415 benutzt worden. Auf die fehlende eine Ecke des Blattes im Hinterdeckel hat man einfach ein abgerissenes Stück weißes Papier geklebt.

Titel in Golddruck: Prima ps lire.

Stempel: 2, 11, 33. 35, 40, 51, 62.

Schließenplättchen: vorn Blätter und Ranken, hinten die gotischen Buchstaben m und ri aus einer Leiste mit dem Namen maria.



Stempel auf Verlegereinbänden Anton Kobergers in Nürnberg.

Beſchläge mit herausgetriebenen Blättern und hohen Buckeln.

VI. Alexander de Hales: Summa Tomus I. 24. Januar 1482. gr. 2°. H. *643. G W. I, 871.

Die eingeklebten Makulaturblätter ſtammen aus den 1494 In die ſancti Adriani [4. März] vollendeten Geſta Romanorum cum applicationibus moralisatis et myſticis in 4°. H. *7748. Auf jedem Bogen befinden ſich vier Seiten, vorn Sign. o iiii b = Bl. C VIII b / [o 5] a = Bl. C IX a und im Satʒ davon abgewendet [06] b = Bl. C X b / o iii a = Bl. C VII a. Eine in o iii a fehlende Ecke war durch ein von Sign. [i 6] b = Bl. LXX b abgeriſſenes Stück ergänzt. Hinten m iiii b = Bl. XCII b / [m 5] a = Bl.

XCIII a und [m 6] b = Bl. XC iiii b / m iii a = Bl. XCI a. Dieſer Band des Alexander de Hales dürfte alſo im Anfang des Jahres 1494, erſt zwölf Jahre nach Vollendung des Druckes gebunden worden ſein.

Titel in Golddruck: Prima ꝑs ſüme allexādri.

Stempel: 5, 18, 23, 26, 36, 39, 52, 63, 70.

Schließenplättchen: fünfblättrige Blüte.

Bei den folgenden Bänden ſind die Innenſeiten der Deckel mit weißem Papier verklebt; man kann daher nur aus der Zeit der Vollendung des Druckes auf die des Einbandes ſchließen, aber nicht ſagen, ob das Werk gleich oder erſt ſpäter gebunden worden iſt.

VII. Alexander de Hales. Summa. Tomus II. III. Kal. Dec. [29. November] 1481. gr. 2⁰. H. *643. GW. I, 871.

Titel in Silberdruck: Scd'a ꝑs allexādri de ales.

Stempel: 2, 4, 9, 15, 27, 41, 53, 64, 69, 74.

Schließenplättchen: die auch auf dem erſten Bande vorkommende fünfblättrige Blüte. Man darf daraus und aus dem gleichen ſchönen rotbraunen Leder wohl entnehmen, daß der zweite Band, wenn auch die Stempel verſchieden ſind, ungefähr gleichzeitig mit dem erſten gebunden worden iſt.

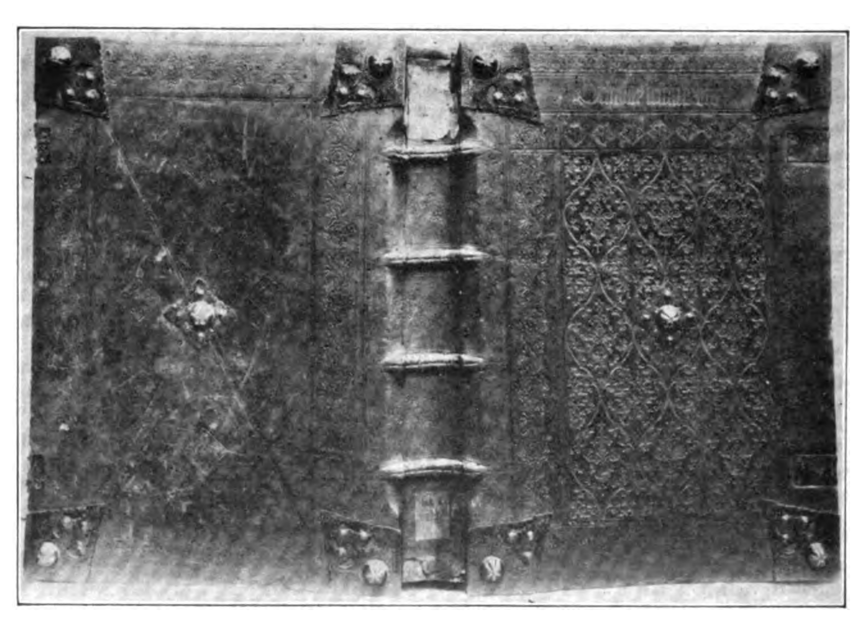
VIII. Biblia Germanica. 17. Februar 1483. Teil I. gr. 2⁰. H. *3137.

Mit ſorgfältig, wahrſcheinlich in Kobergers Werkſtätte ausgemalten Bildern. Die Holzdeckel haben in der Mitte abgeſchrägte Kanten und ſind mit gelblichem Schweinsleder überzogen.

Titel in Schwarzdruck: Erſt teil der bibel.

Stempel: 6, 14, 42, 54, 65.

Rücken: Rauten.



Einband der Cosmographia des Ptolemäus in Zürich.

Beſchläge: Die jetzt auf den Deckeln befindlichen großen Eck- und Mittelbeſchläge mit hohen Buckeln und getriebenen Blättern ſind erſt neuerdings von einem als Doppelſtück verkauften Abdruck dieſer Bibel auf dieſen Band übertragen worden. Sie ſind ein ſchönes Beiſpiel Koberger'ſcher Beſchläge.

IX. Biblia Germanica. 17. Februar 1483. Teil II. gr. 2°. H. *3137. Mit ſchwarzen Holzſchnitten. Die Art des Einbandes iſt der von VIII. gleich, auf dem Rücken ſind aber Roſen angebracht.

Titel in Schwarzdruck: Ander teil der bibel.

Stempel: 19, 30, 43, 55, 66, 72.

X. Biblia Latina cum poſtillis Nicolai de Lyra etc. III. Non. Dec. [3. Dezember] 1487 Pars I. 2°. H. *3167.

Titel in Golddruck: Prīa ꝑs lire.

Stempel: 7, 15, 28, 44, 45, 56, 67.

Schließenplättchen: vorn Blumenſtock in Topf mit zwei Blüten und einem Blatt, hinten fünfblättrige Blüte.

XI. Pars II. von X.

Titel in Schwarzdruck: Secūda ꝑs lire.

Stempel: 3, 20, 25, 29, 46, 68, 75.

Schließenplättchen: Männerkopf mit Gugelhut, darüber zwei Sterne.

Beſchläge: Getriebene Blätter mit abgeflachten Buckeln. Auf den Eckbeſchlägen noch laufender Hund flach eingeritzt.

Pfarrer und Graphiker.

Unweit der Biſchofsſtadt Rottenburg a. Neckar liegt ein kleiner Ort namens Hemmendorf. Dort amtiert Pfarrer Hermann Aich, den meiſten wohl kaum bekannt und doch ein Mann, dem Schreib- und Buchweſen ſo manches verdankt. Neben ſeinem geiſtlichen Amte hat er als Graphiker ſo manches geſchaffen, was weiteren Kreiſen mehr bekannt ſein ſollte. Zwar iſt die Zahl der Geiſtlichen, die für unſere Gebrauchsgraphik Sinn und Verſtändnis haben, in den letzten Jahren erfreulicherweiſe gewachſen. Man ſpürt es da und dort, daß der Geiſtliche bemüht iſt, in kirchlichen Urkunden, Vermählungsanzeigen uſw. unſerer heutigen hochſtehenden Schrift- und Buchkultur Rechnung zu tragen und die Süßlichkeiten und Geſchmackloſigkeiten früherer Zeiten zu bannen, daß aber ein Geiſtlicher ſelbſt mit unter die Graphiker geht und in voller Hingebung und Freude mithilft, ſelbſt Gutes zu ſchaffen, dürfte eine große Ausnahme ſein.

Man iſt nicht wenig erſtaunt, wenn man das Pfarrhaus in Hemmendorf betritt und ſich dort etwas umſehen darf. Das Parterre iſt des Pfarrer-Graphikers Werkſtatt. Eine echte Künſterwerkſtatt, die ſich in nichts von dem unterſcheidet, was man als Künſtlerwerkſtatt gemeinhin zu ſehen gewohnt iſt. Die Tiſche voll von Entwürfen und fertigen Arbeiten, von Pinſeln und Farben, Pergament und Papier; ein einfaches Stehpult mit den nötigen Utenſilien; an den Wänden Skizzen und Blätter; alles Zeugnis ablegend von der emſigen Tätigkeit des Pfarrer-Graphikers.

Pfarrer H. Aich ist in der alten Reichsstadt Schw. Gmünd am 27. April 1878 im weitbekannten Gasthaus „Zum Josefle“ geboren. Er besuchte die Schule in Feldkirch, sodann in Ravensburg, dann gings nach Tübingen. Ein Jahr hielt sich H. Aich im berühmten Beuron auf. Im Jahre 1904 erhielt er die Priesterweihe, wurde dann Vikar und Pfarrverweser in verschiedenen Orten, um 1909 in Ohmenheim, Oberamt Aalen, als Pfarrer amtieren zu dürfen. Seit 1919 wirkt H. Aich als Pfarrer in Hemmendorf.

In der Wirtschaft der Eltern hatte der junge Aich Gelegenheit, illustrierte Zeitschriften und Blätter der verschiedensten Art zu sehen. Aus ihnen zeichnete er Köpfe und anderes ab. Dort sah ein Kunstgewerbeschul-Professor des Knaben Zeichnungen. Er riet, den Knaben als Kunstgewerbelehrer ausbilden zu lassen. Aus dem Plan ist aber nichts geworden, der Zeichenunterricht ist dem jungen Aich aber immer besonders am Herzen gelegen gewesen. Schließlich konnte H. Aich in späteren Jahren wenigstens noch ein Jahr die staatliche Kunstgewerbeschule in Stuttgart besuchen, wo Professor Schneidler sein Lehrer war, dem er viele Anregungen verdankte.

Heraldik und Gebrauchsgraphik lagen und liegen H. Aich besonders. Was er im Laufe der Jahre geschaffen, ist erstaunlich. Schon ehe er die Kunstgewerbeschule in Stuttgart besuchen konnte, hat er autodidaktisch gar manches Bemerkenswerte gezeichnet und geschrieben; heute ist er nimmermüde, auf den ihm besonders liegenden Gebieten uns immer Neues und Schönes von seiner kunstfertigen Hand zu schenken.

Nennen wir zunächst seine klaren und wirkungsvollen Exlibris. Am besten gelungen sind zweifellos seine heraldischen Stücke, deren er eine ganze Anzahl für die verschiedensten Personen und Bibliotheken entworfen und ausgeführt hat. Ihnen reihen sich beachtenswerte Siegel und Stempel für Behörden an. Exlibris wie auch Siegel und Stempel sind zum Teil für hervorragende Persönlichkeiten von ihm angefertigt worden, so für den Kardinal Ehrle in Rom, für den Weihbischof Burger in Freiburg, für den leider zu früh verstorbenen Bischof v. Keppler, für Generalleutnant v. Maur, für den Bischof Sproll von Rottenburg.

Urkunden zu schreiben ist H. Aich eine besondere Freude. Uns liegen Prachtstücke vor, so eine Ehrenbürger-Urkunde für Pfarrer Beßler, ein Ehrenbürgerbrief für Graf Adelmann, das Ehrendoktor-Diplom Tübingens für Kardinal Ehrle auf Pergament, der Ehrenbürgerbrief der Stadt Rottenburg für Bischof v. Keppler.

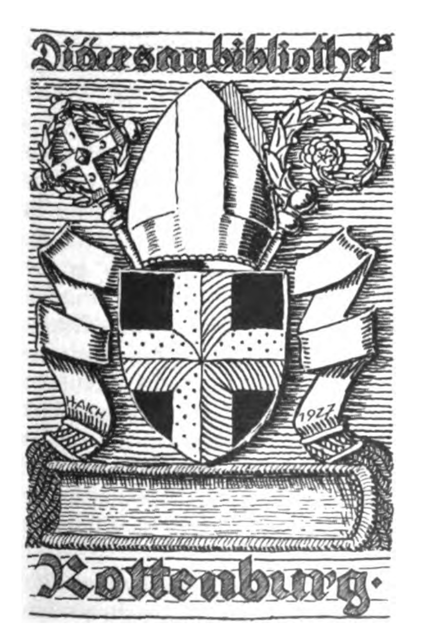
Handgeschriebene Bücher liegen H. Aich ebenso wie einzelne Blätter. Ich erwähne das Jubiläumsbuch für Bischof Paul Wilhelm v. Keppler und den Ritus der Abtsweihe. Ebenmäßige, schöne Schrift mit prächtigen, farbigen Initialen versteht H. Aich auf Papier wie auch auf Pergament zu bringen, eine wahre Freude für den Beschauer.

Und schließlich: Auch die eigentliche Gebrauchsgraphik liegt ihm nicht fern. Briefköpfe, Monogramme, Geschäftskarten, Vermählungsanzeigen und ähnliches sind von ihm ausgegangen, die den Drucksachen der Besteller alle Ehre machen.

Im ersten Stock ist des Pfarrherrn Wohnung. Schon beim Hinaufsteigen merken wir, daß H. Aich auch Sammler ist, und wenn man erst die Zimmer betritt, so ist man überrascht. was sich dort den Augen bietet. Gemälde, Holz-









Arbeiten von Hermann Aich.

skulpturen, Altarteile, Zinn und Porzellan, zum Teil in erlesenen Stücken, in einer Fülle, die man sich nicht zu träumen wagt.

Durch Zufall durfte ich das Hemmendorfer Pfarrhaus kennen lernen; dankbar habe ich es verlassen und hoffe, auf den Pfarrer-Graphiker später ausführlicher zurückkommen zu können. Albert Schramm.

Phylogenese und Ontogenese in der Schriftentwicklung.

Von Prof. Fritz Kuhlmann, Leipzig.

Die Ontogenese ist eine abgekürzte Wiederholung der Phylogenese, so lautet das biogenetische Grundgesetz.

Die wissenschaftlichen Beweise für seine Richtigkeit sind erbracht, wenn im Grunde auch wohl nur für seine Gültigkeit im großen, nicht — oder doch manchem nicht überzeugend genug — auch im kleinen und einzelnen. Viele Gebiete sind daraufhin untersucht worden und haben interessante Tatsachen als Beweise geliefert. Es dürfte für alle sich für die Schrift Interessierenden naheliegen, zu fragen: Wie steht es inbezug auf dieses Grundgesetz auf dem Gebiete der Schrift?

Als ich, für den diese Frage als Pädagogen und Schriftunterrichtsreformer von höchster Bedeutung erscheinen mußte, sie erhob, blieb sie ohne Antwort und Echo, insofern, als niemand mir angeben konnte, ob jemals dieses Problem bearbeitet worden sei, oder wo, in welchen Werken oder an welchen Universitäten ich mich wissenschaftlich in dieser Richtung hätte belehren und bereichern können. Mein eigenes Suchen in der wissenschaftlichen Literatur war gleichfalls ohne Ergebnis. Ich mußte zu meiner Überraschung feststellen, daß weder die Natur- noch die Schriftwissenschaft dieses Problem überhaupt erkannt, geschweige denn untersucht hatte. Meine pädagogische Lebensmission erforderte aber unbedingt eine praktische Bearbeitung dieses Problems. Von den Wissenschaften im Stich gelassen, war ich darin ganz auf mich selbst angewiesen. Meine Untersuchungen an den geeignetsten Objekten (das sind ohne Zweifel einzig und allein unbeeinflußte, unverdorbene, dem üblichen Schreiben noch nicht ausgesetzte Kinder) umfassen die geraume Zeit zweier Jahrzehnte, erstrecken sich auf Buch- wie Verkehrs-Handschrift und haben nach noch beizubringendem berufenen Urteil auch für die Paläographie neue und so wichtige Tatsachen ans Licht gebracht, daß ich glaube, meine bislang beobachtete Zurückhaltung aufgeben und vor dem Forum der Vertreter der Schriftforschung darüber berichten zu sollen. Das soll hier zunächst nur in zusammenfassender Kürze geschehen, um später weitere Ausführungen unter Beibringung der Belege folgen zu lassen.

Um nicht Gefahr zu laufen, von den Vertretern der Fachwissenschaft von vornherein der Anmaßung geziehen zu werden, glaube ich als eine Art Legitimation am Eingang meiner Darlegungen die Worte mitteilen zu sollen, die mir Herr Geh. Rat Prof. Dr. Leidinger, Direktor der staatlichen Handschriftensammlungen in München, ein allgemein anerkannter, ja hervorragender Vertreter der Paläographie, schon im Jahre 1916 schrieb, als

ich Gelegenheit hatte, ihm die Ergebniſſe meiner Unterſuchungen, beſonders auf dem Gebiete der Kurſive und Kurrent, vorzulegen. Sie lauten:

„Ihre mir vorgelegten Unterſuchungen über die Bildung der Schreibſchrift waren mir von höchſtem Intereſſe, und zwar beſonders vom Standpunkte des Paläographen aus.

Die Geſetze, welche ſich an den Schreibverſuchen des noch von keinem Vorurteil befangenen Kindes für die Umwandlung der epigraphiſchen Antiqua in die Kurſive feſtſtellen laſſen, ſind die nämlichen, die in der geſchichtlichen Entwicklung verſchiedener Schriften überhaupt gewaltet haben. Die Bilder der ägyptiſchen Hiroglyphenſchrift ſind auf die gleiche Weiſe in die kurſiven Schriftzüge übergeführt worden wie — mutatis mutandis — der große Buchſtabe der römiſchen Inſchrift. Und als die Humaniſten Italiens ihre Schrift nach den antiken Vorbildern ſich neu ſchufen, wirkten auf die Entſtehung der Minuskeln aus den Majuskeln wiederum entſprechende Regeln ein. Auf dieſe Geſetze und Regeln, welche ſo einfach zu ſein ſcheinen und doch nicht gekannt ſind, machen uns Ihre Verſuche aufmerkſam. Die Ergebniſſe, welche Sie gewinnen, ſind zweifellos geeignet, auch diejenigen, welche die Schrift nach hiſtoriſchen Geſichtspunkten betrachten und behandeln, zu intereſſieren. —

Der Paläograph pflegt die Verwandlungen der Schriftcharaktere der verſchiedenen Schriften zu verfolgen; er wird weſentlichen Gewinn haben, wenn er Ihren Unterſuchungen Aufmerkſamkeit ſchenkt. Wendet er Ihre Beobachtungsweiſe an, ſo kommt er möglicherweiſe zu noch ungeahnten Ergebniſſen.

Ich möchte wünſchen, daß Sie Ihre verdienſtvollen Forſchungen in möglichſter Vollſtändigkeit veröffentlichen, und bin überzeugt, daß dadurch — abgeſehen von der von Ihnen beabſichtigten Einwirkung auf den Schreibunterricht und die Schriftgeſtaltung — ſich auch ein weſentlicher Nutzen für die Würdigung der geſchichtlichen Schriftentwickelung ergeben wird."

Wenn vor der Veröffentlichung meiner Unterſuchungen und Erfahrungen in dem Werke „Schreiben in neuem Geiſte" (in 1. Auflage erſchienen 1917, heute in 7.—9. vorliegend) der Begriff und das Problem der Schrift-Ontogeneſe überhaupt noch nicht beſtanden, ſo hat das ſeinen Grund in dem Umſtande, daß der Schreibunterricht in den Schulen unter ſtrengſtem Ausſchluß jedes anderen Prinzips geübt wurde: im Sinne eines mechaniſchen Eindrillens fertig gegebener Buchſtabenformen, ſo daß jedes natürliche und perſönliche Wollen, Schaffen, Bewegen und Entwickeln unmöglich gemacht wurde. Dadurch mußten ſelbſtverſtändlich die natürlichen Geſetze des Schreibens völlig verdeckt und eine Ontogeneſe unmöglich werden. Das mag zur Erklärung dafür dienen, daß die Ontogeneſe nicht Wirklichkeit wurde und nicht beobachtet werden konnte; eine ausreichende Entſchuldigung aber dafür, daß die Naturwiſſenſchaft wie auch die Paläographie nicht fühlten, daß die Vorausſetzungen für ſie im Kinde gegeben und nur verſchüttet waren, und daß ſie mit dazu berufen ſeien, ſie zu befreien, liegt darin nicht.

Es entzieht ſich hier Raummangels wegen der Darſtellung, wie ich perſönlich zu dem ſicheren Gefühl gelangte, daß im Kinde ſtarke, auf freie perſönliche Schriftentwicklung drängende Kräfte ruhen müßten, welches Martyrium ich zu durchwandern, welche Hinderniſſe ich zu überwinden, welche ſchweren Kämpfe ich auf mich zu nehmen hatte, bis ich zu den Geheimniſſen der Ontogeneſe vordringen und ſie als Unterrichtsprinzip zur Anerkennung bringen konnte. Was mir nun aus eigenen ſchwachen Kräften zu finden beſchieden war, kann naturgemäß nicht viel mehr als ein beſcheidener Anfang, nur Unvollkommenes ſein. Das weiß niemand beſſer als ich ſelbſt, der ich tiefer als wohl alle Einſicht in die Fülle der ſich aufrichtenden neuen Probleme, Rätſel und Geheimniſſe genommen habe. Gleichwohl glaube ich nicht länger mit der Bekanntgabe meiner Unterſuchungen warten, ſondern nach einem vollen Jahrzehnt der Zurückhaltung den Wunſch des Herrn Prof. Dr. Leidinger, ſie auch dem Kreiſe der Schriftforſcher vorzutragen, nachkommen zu ſollen. Daß meine Erfahrungen in dieſer Zeitſpanne noch eine weſentliche Erweiterung und Vertiefung erfahren konnten, ſtärkt in mir das Vertrauen, welches die Worte Leidingers in mir erwecken durften.

In den folgenden Sätzen iſt verſucht, die Fülle der Erſcheinungen und neuen Erkenntniſſe kurz anzudeuten:

I. Das Vorhandenſein der Vorbedingungen (verbunden mit der Möglichkeit der Durchführung) einer klaren, lückenloſen Ontogeneſe auf dem Gebiete der Schrift kann nicht mehr bezweifelt werden.

II. Durchführbar iſt dieſe Ontogeneſe natürlich nur mit unverbildeten Kindern und im Sinne einer Anregung der in ihnen ruhenden natürlichen Kräfte.

III. Die ſo erzielten Ergebniſſe beweiſen: Phylogeneſe und wahre Ontogeneſe gleichen ſich auf dem Gebiete der Schrift in überraſchend hohem Grade (mehr wohl noch als auf allen anderen Gebieten). Benötigt die Naturwiſſenſchaft der Beweiſe für die Gültigkeit des biogenetiſchen Grundgeſetzes auch im einzelnen, ſo findet ſie ſolche hier.

IV. Phylogeneſe und Ontogeneſe der Schrift löſen gegenſeitig die in ihnen waltenden, noch ungelöſten Geheimniſſe und Rätſel. Darum kann die Schriftforſchung die Ontogeneſe nicht entbehren. Benutzt ſie ſie, ſo wird ſie zu der Erkenntnis kommen, daß ſie ſich inbezug auf manche zum Teil recht wichtige Punkte, heute noch im Irrtum befindet. („Wenn die wiſſenſchaftliche geſchichtliche Schriftkunde dieſe für ſie neuen und überraſchenden Feſtſtellungen beachten wird, kann ſie noch ungeahnte Ergebniſſe erzielen.“ Worte Prof. Dr. Leidingers in der Pſychologiſchen Geſellſchaft, München.)

V. Die aus der ungehemmten Kinderentwicklung ſich ergebenden Tatſachen ſind geeignet, dem Schriftforſcher wichtige Vorgänge und Erſcheinungen in ein ganz anderes und grundſätzlich richtigeres Licht zu ſtellen, da ſie ihm Gelegenheit geben, die natürliche Entſtehung der Schriftformen zu erleben und ſo in ihrem Werden zu beobachten. So iſt die wahre Ontogeneſe als grundlegend für die Schriftforſchung der Zukunft zu erachten.

VI. Das aus der Gesamtheit der ontogenetischen Erfahrungen sich ergebende Gesetz lautet: „Die natürliche Schriftbildung jedes Menschen erfolgt genau auf demselben Wege, wie die Schrift sich historisch nachweisbar gebildet hat und führt, wenn man die historischen Motive der Schriftbildung (Schriftwerkzeuge u. ä.) in die individuelle Entwicklung einführt, auch zu demselben Ergebnis." („Sie alle stehen unter dem Eindruck, daß Kuhlmann ein Naturgesetz entdeckt hat." Prof. Dr. Leidinger, in der Psychologischen Gesellschaft, München.)

VII. Die zeitliche Folge der in freier Entwicklung entstehenden Kinderschriften gleicht in ganz auffallender Weise einer geschichtlich geordneten Reihe paläographischer Urkunden. Alle geschichtlichen Buchstabenformen, selbst die längst vergessenen tauchen auf, werden von den Kindern selbsttätig neu geschaffen, werden so dem Forscher in ihrem Werden klar und in ihrem Wesen erst vollständig offenbar.

VIII. Es ist überraschend und für den Forscher bedeutsam zu erleben, wie die Ontogenese durch das Kind ganze Jahrzehnte, ja Jahrhunderte der geschichtlichen Entwicklung in kurzen Stundenteilen, zuweilen wenigen Minuten bewältigt.

IX. Die Schriftforschung hat es als eine wichtige Aufgabe zu betrachten, entsprechend dem von fast allen Wissenschaften gegebenen Beispiel, ihre Studien auch am lebenden, wirklich schreibenden Menschen vorzunehmen. Daß sie das bislang nicht tut, läßt sie als rückständig erscheinen. Daß sie die seit mehr als einem vollen Jahrzehnt vorliegenden Ergebnisse der Untersuchungen zur Ergründung der natürlichen individuellen Schriftentwicklung (dargestellt in: Kuhlmann, „Die Kunst der Feder" [1912] inbezug auf die Buchschrift, und „Schreiben in neuem Geiste" [1917] inbezug auf die Handschrift), nicht beachtete und verwertete, erscheint angesichts der Urteile des Herrn Prof. Dr. Leidinger für sie als ein offenbarer Nachteil.

X. Die Paläographie ist durch solche Ausschaltung der neuen Erfahrungen heute als nicht auf der Höhe der Zeit stehend zu bewerten; sie ist auch in anderer Beziehung sozusagen auf einem toten Punkt angelangt, insofern, als sie sich bescheidet (und zwar unter Berufung auf ihren Charakter als Hilfswissenschaft der Historie und Philologie) die Entwicklung der Schrift (und fast ausschließlich der Buch- und Urkundenschrift) nur bis zum 16.—17. Jahrhundert zu erforschen. Unerforscht, ja in ihrer wissenschaftlichen Bedeutung unerkannt, blieb die jüngere Zeit und vor allem die Gesamtheit der Verkehrsschrift. Der praktische Pädagoge bedarf hier dringlichst der wissenschaftlichen Grundlagen; doch sucht er sie bei der Schriftwissenschaft vergeblich. Er sieht sich völlig im Stich gelassen von ihr, die doch wohl die Aufgabe hat, sie zu liefern. Die Schriftforschung sollte den Zeitaufgaben Rechnung tragen und zugleich sich wenigstens nachträglich bemühen, mitzuarbeiten, daß sich auf dem Gebiete der Schrift im Schulunterricht die Ontogenese erfülle, die sich darauf gründende Schreiblehr-

weise noch tiefer verankere, und zwar auch um ihrer (der Schriftforschung) selbst willen, schafft sie sich doch, wie die Worte eines der angesehensten ihrer Vertreter bekunden, erst dadurch den voll gesicherten Boden als Wissenschaft.

XI. Das dürfte auch wohl mithelfen, die Paläographie von einer dienenden Hilfswissenschaft zur Vollwissenschaft, mit höchsten und eigenen, ihrer Zeitaufgabe angemessenen Zielen, zu entwickeln.

Das Schriftmuseum F. Soennecken in Bonn.

(Nebst einem Streifzug durch die Geschichte der Federhaltung.)

Von A. L.

Es dürfte wenigen bekannt sein, wo sich die wahrscheinlich größte Bibliothek über Schriftwesen befindet. In die breite Öffentlichkeit ist die Kenntnis von der Schätzeanhäufung noch nicht gedrungen, die in der schönen Stadt Bonn a. Rh. beherbergt wird. Zusammengetragen wurden all die Kostbarkeiten von dem 1919 verstorbenen Schreibwarenfabrikanten, Kommerzienrat Friedrich Soennecken. Dieser deutsche Industrielle war Schriftforscher, Schriftreformer und Schreibpädagoge von achtunggebietendem Range.*) Eine Lebensarbeit größten Stiles stellt diese Sammeltätigkeit dar, deren Ergebnis einen Teil des prächtigen Wohnhauses neben der Poppelsdorfer Fabrik füllt.

Der Sohn des Begründers von Fabrik und Schriftmuseum, Dr. ing. Alfred Soennecken, hat in den letzten Jahren das reiche und schier unüberblickbare Material des Schriftmuseums sichten, ordnen und katalogisieren lassen. Auf Grund dieser archivarischen Tätigkeit ist es heute möglich, eine Überschau zu geben, die der Fach- und der interessierten Laienwelt willkommen sein dürfte.

Das Schriftmuseum F. Soennecken gliedert sich derzeit in vier Teile:

A. Druckwerke,
B. Handschriften,
C. Alte Bücher, die der Druckschrift wegen gesammelt wurden,
D. Schreibwerkzeuge.

Die heutigen Mitteilungen sollen sich vornehmlich auf die Druckwerke, also auf die Schriftbibliothek F. Soenneckens beziehen. Sieben stattliche Bände bilden den neu angelegten und handlichen Sachkatalog (Zettelsystem), überdies ist auch ein Namenkatalog hergestellt worden.

Da F. Soennecken im Verlaufe seiner schriftwissenschaftlichen und vor allem schriftgeschichtlichen Studien einer Reform des bisherigen Schreibunterrichts zustrebte, ist es begreiflich, daß er gerade diesem Zweige seine ganz besondere Aufmerksamkeit zuwendete. Die Veröffentlichungen, die in irgend einer Art dem Schreibenlernen oder Schreibenkönnen (Schreibunterricht) dienlich sein wollen, bilden daher den Hauptbestandteil der Schrift-

*) Eine Würdigung F. Soenneckens in dieser Richtung soll ein andermal an dieser Stelle erfolgen.

bibliothek. In seinem Umfang bietet dieser Grundstock der Bücherei einen einzigen Quellenschatz zur Forschung über die Entwicklung der Handschrift und des Schreibunterrichtes, zur Erforschung der Schreibtechnik in Europa. Die Schriftbücherei F. Soenneckens gliedert sich in folgende Abteilungen:

1.	Schreibunterricht	865	Werke
2.	Zierschrift und Rundschrift	265	„
3.	Schriftgeschichte	160	„
4.	Schreibtechnik	40	„
5.	Buchdruck, Druckschrift	90	„ **)
6.	Antiqua : Fraktur	50	„
7.	Hygiene des Schreibens	50	„
8.	Kurzschrift, Schriftreformen	20	„
9.	Psychologie des Schreibens	20	„
10.	Sprache und Schrift	25	„
11.	Leseunterricht, Fibeln	235	„
12.	Zeichenkunst	30	„
13.	Pädagogik	80	„
	Zusammen	1930	Werke*)

Die stattliche Zahl von 1930 Werken, die F. Soennecken auch genauestens studierte, mit Randbemerkungen versah und exzerpierte, ist wohl für den schriftwissenschaftlichen Forscher eine Fundgrube sondergleichen. Nichts ist dem sammelnden Gelehrten im Kaufmannskleid entgangen, was in der Jahrhunderte Lauf in Deutschland besonders, dann aber auch in ganz Europa auf dem Gebiete der Schrift und der Schriftunterweisung vorgefallen war.

Die Gruppe „Schreibunterricht" verteilt sich nach Ländern folgendermaßen:

Auf	Deutschland entfallen	435	Werke
„	Österreich und die Nachfolgestaaten	50	„
„	die Schweiz	22	„
„	Italien	88	„
„	Frankreich	134	„
„	Belgien	5	„
„	Holland	41	„
„	England	55	„
„	Spanien und Portugal	22	„
„	verschiedene andere Länder	13	„

Nun wäre ja die Zahl von 865 zusammengetragenen Werken, die sich in dieser Gruppe vornehmlich mit der Schreibschrift (Handschrift) beschäftigen, an sich schon schätzenswert; doch ist nicht die Bändezahl allein das Wertvolle an der Schriftbücherei F. Soenneckens, sondern ebensosehr das ehrwürdige Alter eines großen Teiles der eingestellten Werke. Eine Übersicht über die Erscheinungszeiten, nach Jahrhunderten geordnet, möge dem Leser ein Bild geben von dem historischen Wert der Sammlung.

---

*) Darunter zwei Werke von Albrecht Dürer.

**) Die Zahl der Bände ist natürlich größer, da manche Werke aus mehreren Bänden bestehen. Auch sind die Dubletten nicht eingerechnet.

Land	1500 bis 1600	1601 bis 1700	1701 bis 1800	1801 bis 1900	1901 bis 1928	Summe
Deutschland	6	22	105	201	101	435
Österreich			4	40	6	50
Schweiz	3	1	3	9	6	22
Italien	21	22	14	30	1	88
Frankreich	2	13	42	76	1	134
Belgien		2	1	2		5
Holland	2	22	4	8	5	41
England		6	35	14		55
Spanien u. Portugal	1	3	9	9		22
Verschiedene			2	9	2	13
Summe	**35**	91	219	398	122	**865**

Nur mit vieler Mühe gelang es, das Erscheinungsjahr mancher der alten und vergilbten Kostbarkeiten zu bestimmen; wir finden aber auch die Patriarchen der edlen Schreibkunst, die umständlich und redebeflissen den Inhalt ihrer Werke im Titel anpreisen, fast vollzählig vertreten, so z. B., um nur einige Namen zu nennen, von den deutschen Schreibmeistern die folgenden:

Adamo (1733)
Albrecht (1761)
Baurenfeind (1716)
Borger (1707)
Braun (1784)
Curas (1714)
Fugger (1553)
Geßner (1744)
Heß (1798)
Hoche (1796)
Hofmann (1659)
Jobin (1578)
Keßler (1787)
Kleiner (1572)
Köppel (1783)
Leopold (1696)
Losenauer (1719)
Melsdorpius (1596)
Möller (1643)
Münch (1745)
Muscat (1692)
Neff (1540)
Newdörffer, Joh., d. Ä. (1549)
Newdörffer, Joh., d. J. (1631)
Newdörffer, Anton (1601)
Oehlers (1718)
Overheid (1665)
Paritius (1703)
Pescheck (1736)
Roßberg (1793)
Schmotther (1722)
Stäps (1756)
Stoy (1666)
Töpffer (1750)
Ulrich (1605)
Ulrici (1774)
Vogel (1784)
Vogler (1667)
Weber 1780)
Weigel (1690)
Wiek (1760)
Winckler (1701).

Von schweizerischen Schreibmeistern:

Brünner (1766)
Hochreutiner (1658)
Wyß (Weyß) (1550).
Roschi (1789)

Von italienischen Meistern:

Antonozzi (1640)
Bonatti (1798)
Colombina (1669)
Conretto (1576)
Cresci (1570)
Curione (1590)
Decaroli (1772)
Fanto (1535)
Franco (1595)
Gagliardello (1583)
Gieronimi (1604)
Haventeri (1600)
Lancione (1603)
Mureti (1594)
Palatino (1550)
Periccioli (1629)
Pisani (1641)
Raimondi (1637)

Ruinetti (1619)
Sacchi (1602)
Scalzini (1585)
Sciena (1565)
Segaro (1604)
Sellari (1635)
Tagliente (1525)
Tenſino (1641)
Tiranti (1655)
Tozzi (1616)
Verovio (1598)
Vicentino (1522).

Unter den Franzoſen finden ſich:
Barbedor (1647)
Beaugrand (1601)
Beaulieu (1599)
Bonnart (1686)
Le Gangneur (1599)
Materot (1628).
Petré (1647)
Senault (1668)

Belgien: Roelands (1616) Weston (1682).

Holland iſt vertreten durch:
Boiſſens (1570)
Bruynne (1679)
Carpentier (1618)
Chambre (1649)
Hondius (1614)
Lely (1614)
Perlingh (1679)
Perret (1571)
Smyters (1613)
Strick (1607)
van den Velde (1604).

England:
Ayres (1687)
Bickham (1743)
Brooks (1717)
Champion (1715)
Clark (1708)
Cocker (1657)
Seddon (1694).

Spanien:
Caſanova (1650)
Lucas (1580)
Morante (1619—57)

In der Abteilung „Zierſchrift“ finden ſich Werke der verſchiedenſten Länder vom 16. Jahrhundert angefangen bis auf unſere Zeit, mit wahrhaft künſtleriſchen, zum Teil aber auch recht abſonderlichen Muſtern für die Geſtaltung der Schmuckſchrift.

Auch die übrigen Abteilungen der Soennecken'ſchen Schriftbücherei weiſen zum Teil ſehr alte und wertvolle Beſtände auf. Erwähnt ſei noch, daß in der Fibelſammlung allein aus Deutſchland 140 Fibeln eingeſtellt ſind.

Eine äußerſt reichhaltige Sammlung von Schreibheften für die Hand des Schülers aus den verſchiedenſten Orten Europas bedarf noch einer fachmänniſchen Sichtung, beſonders hinſichtlich der Lineaturen.

Ebenſo harren altehrwürdige Originalhandſchriften und handgeſchriebene Bücher einer leicht zugänglichen Aufmachung unter Glas und Rahmen.

Nach dieſem mehr ſtatiſtiſchen, vornehmlich den Quellenſucher intereſſierenden Überblick über die Schätze der Soennecken'ſchen Schriftbücherei erſcheint es verlockend, auf dieſes oder jenes der Kinder alter Schreibmeiſter näher einzugehen, ihrem Sinnen und Trachten nachzuſpüren, Vergleiche anzuſtellen, Verſchollenes oder Vergeſſenes zu neuen Anregungen aufzugreifen; gar manches von der edlen Schreibkunſt haben die Alten um vieles beſſer gewußt als wir von heute, denn es waren wahre Meiſter ihrer Kunſt.

Manches aus den in Bonn liegenden Schätzen iſt für die Schriftforſchung und für die Einleitung einer Schriftreform von Kommerzienrat F. Soennecken in ſeinen zahlreichen Veröffentlichungen verwertet worden. Die bedeutendſten dieſer Veröffentlichungen ſind zur Zeit vergriffen, was in Hinſicht auf die reiche Zahl mit großer Sachkenntnis und viel Sorgfalt ausgewählter Beigaben von Schriftbeiſpielen ſehr zu bedauern iſt.

Nicht wenige der Perlen alter Schreibkunſt, von denen man nur eine beſchränkte Anzahl von Exemplaren kennt, verdienen, als preiswerter Fak-

similedruck*) der in unserer Zeit immer mehr wachsenden Zahl von Schriftfreunden als Studier- und Erbauungsbücher zugänglich gemacht zu werden.

Reizvoll ist die Verfolgung einer einzigen Teilfrage, z. B. die der Federhaltung bei den Meistern der verschiedenen Jahrhunderte und der verschiedenen Völker. Keineswegs soll, wenn im folgenden diese Frage im Eilschritt durch die Jahrhunderte verfolgt wird, eine schreibpsychologische oder schreibtechnische Studie über Federhaltung geboten werden; lediglich ist beabsichtigt, die vorangegangene Trockenheit der Berichterstattung durch einen tatsächlichen Blick in Soenneckens Schriftbücherei einigermaßen zu beheben.

Auf den Tafeln 1 bis 3 zu diesem Aufsatze sind insgesamt 24 Ausschnitte aus Schreibwerken deutscher Meister wiedergegeben. Sie stammen aus der Zeit von 1553 bis 1820, also aus 4 Jahrhunderten. Lediglich die letzten beiden Bildchen auf Tafel 3 sind einem englischen Buche entnommen, das aber auch in deutscher Bearbeitung weite Verbreitung gefunden hat.**)

Beginnend mit dem Holzschnitt, zeigen diese Ausschnitte alle ihm folgenden Verbesserungen der Bildwiedergabetechnik, so den Kupfer- und den Stahlstich und die Lithographie. Die Verwendung der Lichtbildkunst für die

---

*) Ein Anfang liegt beispielsweise in der 1926 erfolgten Faksimileausgabe des „Schreibbuches des Urbanus Wyss“ (Mitte des 16. Jh.) durch den Verlag Henning Oppermann in Basel vor.

**) Die vollständigen Titel der herausgegriffenen Werke lauten der Reihe nach:

Fugger Wolffgang, Ein nützlich und wohlgegründt Formular Mancherley schöner schriefften, Als Teutscher, Lateinischer, Griechischer und Hebrayscher Buchstaben sampt unterrichtung, wie ein yede gebraucht und gelernt werden soll. (Nürnberg 1553).

Newdörffer Anton, Schreibkunst. 2 Teile. (Nürnberg 1601.)

Stoy Peter, Schreib-Formularbuch Allerhand Gebräuchlicher Deutscher und andere Zierschriften. (Nürnberg 1666.)

Vogler Heinrich, Ein Kurtzer Unterricht und Ordnung Teutscher- Latein- und Romanischer auch Textur Schrifften. (Dresden 1667.)

Curas J. S., Calligraphia Regia, Königliche Schreibfeder, dergleichen noch nie zum Vorschein kommen. (Berlin 1714.)

Baurenfeind Michael, Vollkommene Wiederherstellung der bisher sehr in Verfall gekommenen gründlich und zierlichen Schreibkunst. 2 Teile. (Nürnberg 1717, 1737.)

Pescheck M. Chr., Vorhoff der Schreibkunst usw. (Zittau 1736.)

Oehlers, J. Chr., Die offene Schreibschule, in welcher die edle und höchst benutzbare Schreibkunst usw. gelehret wird. (Flensburg 1718.)

Schmotther Gottfried, Gründliche Anleitung zur Schreibübung. (Dresden 1733.)

Weber J. G., Calligraphia oder nach der zierlichen Schreibart und dem heutigen Cantzley-Schreibstylo eingerichtete Vorschriften. 2 Teile. (Hanau und Frankfurt a. M. 1775.)

Albrecht J. Chr., Elementa Calligraphiae (Anfangsgründe der Kunst schön zu schreiben). 4 Teile. (Nürnberg 1764.)

Kiechel J. Fr., Die teutsche Kurrent- Kanzlei- und Fraktur-Schrift. (Straßburg 1788.)

Hutter Franz, Neueste und verbesserte Vorschriften der Schönschreibekunst, zum Gebrauch für Kanzleien und Handlungen. (Augsburg ca. 1800.)

Heß J. A., Anleitung zur Schönschreibkunst. (6 Hefte.) (Würzburg 1798—99.)

Heß J. A., Die Schreibekunst oder Anweisung, deutsche, lateinische, französische und englische Handschriften richtig schreiben zu lernen. (Würzburg 1805.)

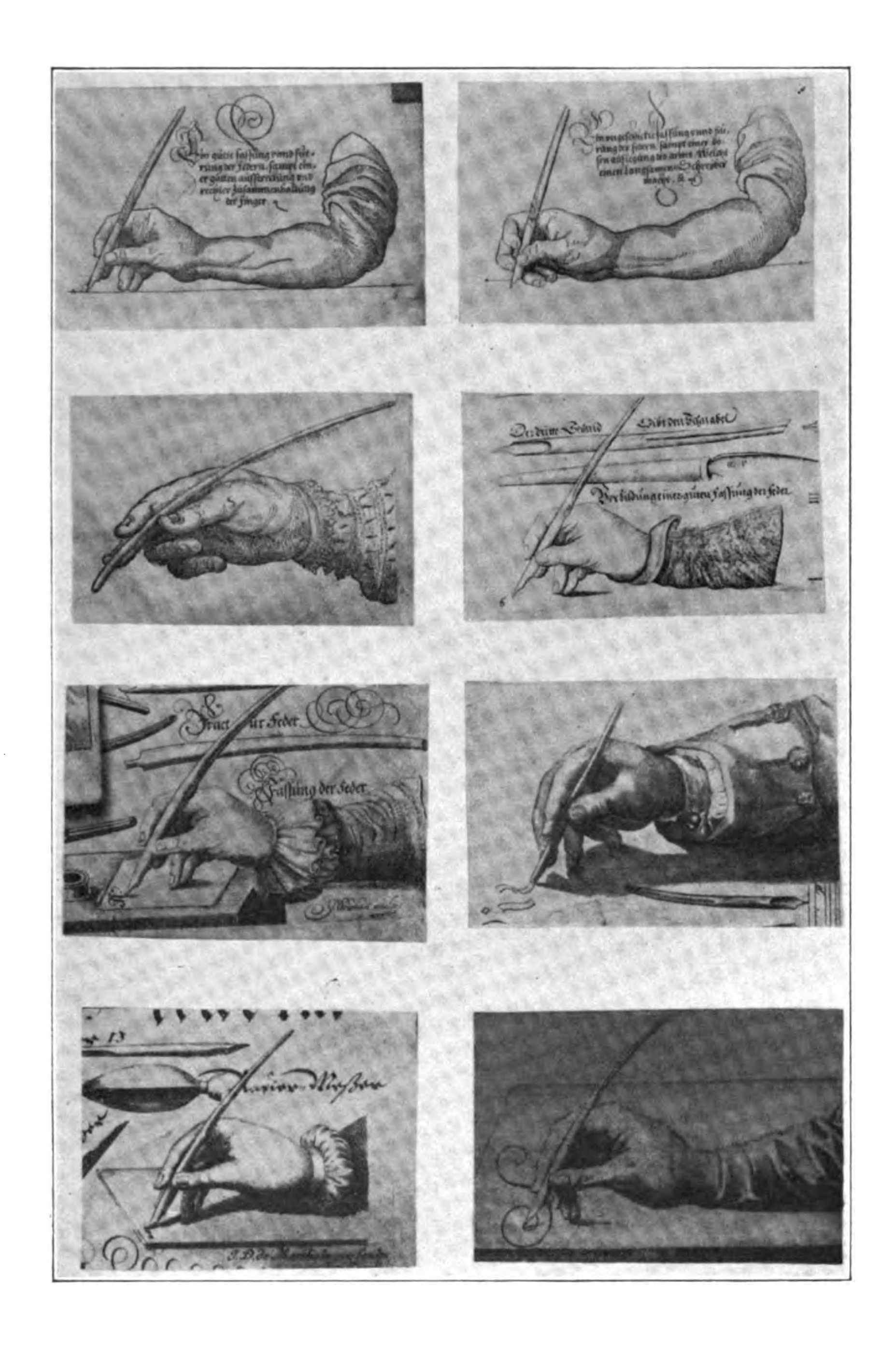
Lehmann F. W., Vorlegeblätter zu Lehmanns Lehrgebäude der Schönschreibekunst. (Nürnberg 1818.)

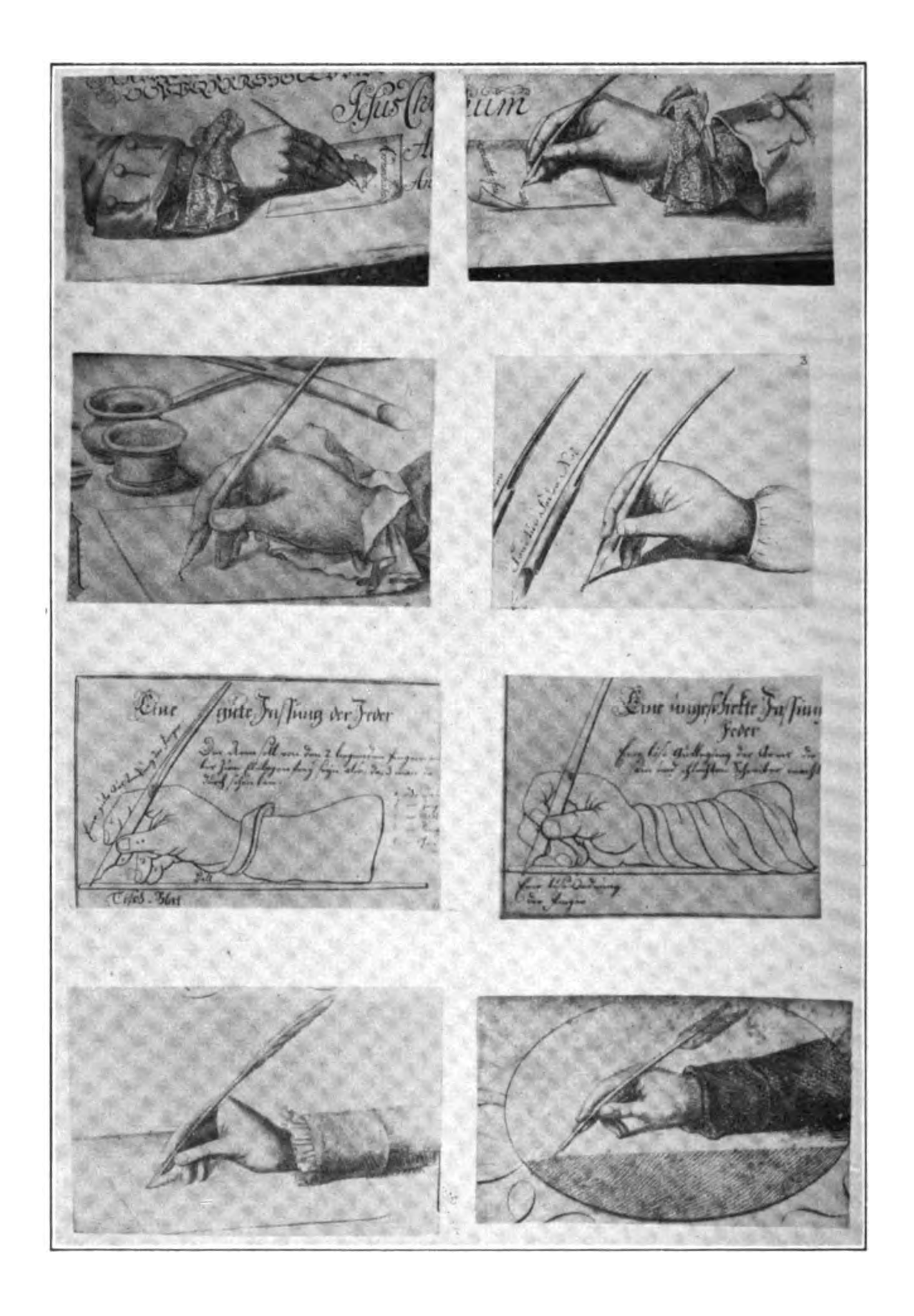
Asmann Fr. jun., Vorschriften zum Deutsch, Französisch und Englisch Schönschreiben. (Barmen 1813.)

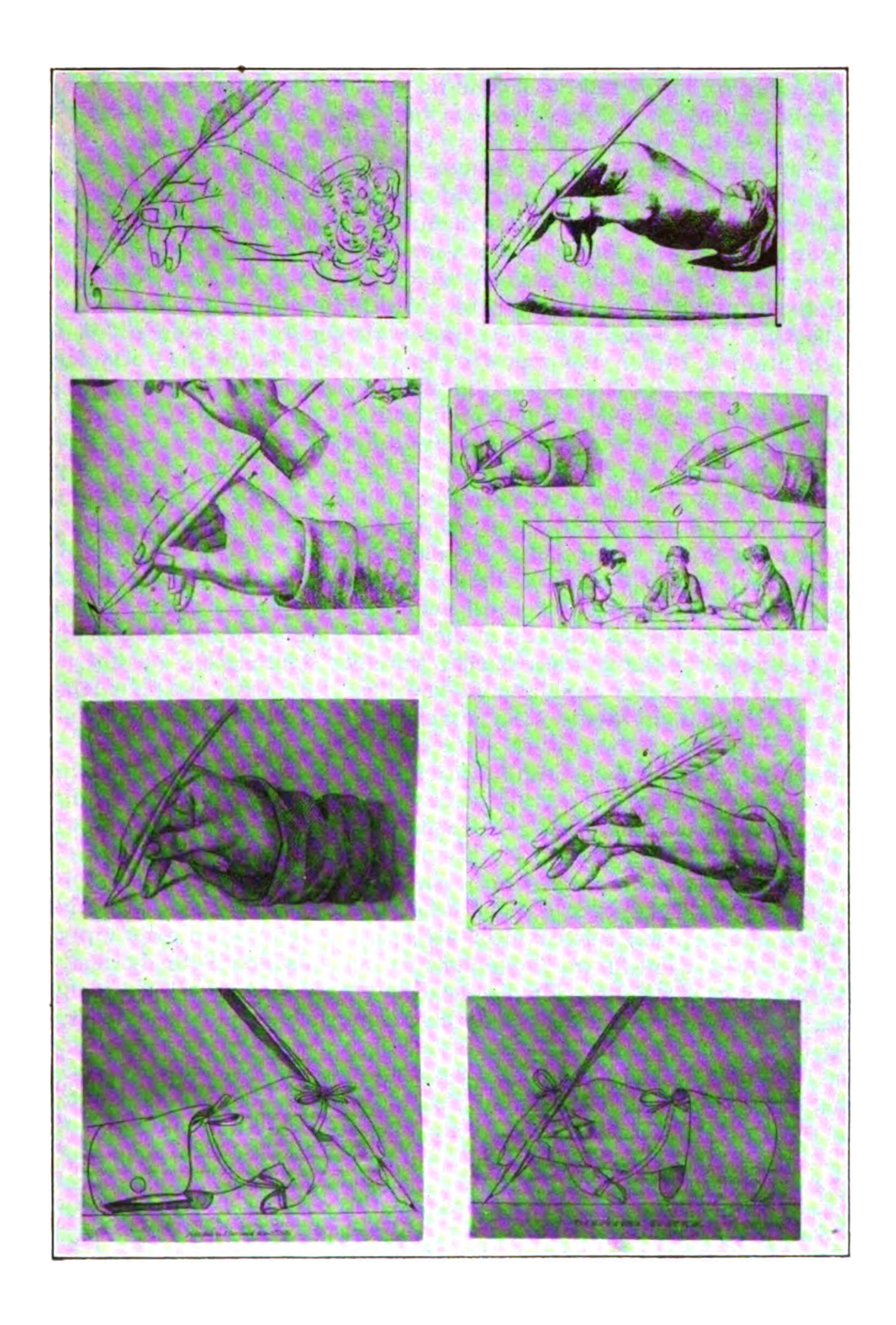
Silber F. A., Neubegründete, auf die einfachsten und faßlichsten Grundsätze zurückgeführte theoretisch-praktische Schreibschule. (Berlin 1831.)

Carstairs J., Lectures on the art of writing usw. (London 1820.)




Faſſung der Feder


Eine gute Faſſung der Feder
Eine ungeſchickte Faſſung der Feder
Tiſch-Blat



Buchillustration, sollen die Abbildungen 5 bis 7, die den 3 Tafeln folgen, vor Augen führen.

Fein säuberlich ist überall die technische Ausarbeitung der Handstellungen, eindringlich sollen sie auf Schreiblehrer und Schreibschüler wirken. Der eine wählt die zierliche Damen-, der andere die derbere Männerhand. Lehmann gibt bereits drei verschiedene Ansichten von der Körperhaltung bei (6). Das Strichhafte, das wir an technischen Zeichnungen heutiger Zeit kennen, findet sich nur selten. Heß (1798) betont diese Manier; sein Ärmelschluß besteht aus dem Liniengewirr launenhafter Kapriolen der Federpose, hierdurch ein damals oft gebrauchtes Bild vom Virtuosentum des Schreibmeisters gebend.

Fast ist es möglich, an Hand dieser Ausschnitte ein Stück Kostümkunde zu betreiben. Vom enganliegenden und reich verzierten Ärmelschluß über Krausen, Stulpen, Puffen, Faltengewirr, Spitzen, Ärmelklappen (Vorläufer der „Büroärmel?") bis zu den Röllchen ist alles vertreten, was einst dem Träger zu einem besseren Aussehen verholfen hat.

Bis auf eine zeigen alle Wiedergaben von Federhaltungsbildern die rechte Hand von links aus gesehen.

Selten wird mit Beispiel und Gegenbeispiel gearbeitet („geschickte" und „ungeschickte Fassung der Feder"). Alle Abbildungen erwecken den Eindruck, daß zwar die Feder gehalten, daß aber nicht geschrieben wird. In der Darstellung von Silber (1831) ist die Betonung des leichten Anfassens geradezu übertrieben; die Feder erscheint wie angelehnt. Man meint aus den Darstellungen heraus lesen zu müssen, daß man so, wie die Darstellungen es zeigen, längere Zeit hindurch nicht schreiben könne.

Ring- und Kleinfinger und oberen Teil des Unterarmes wählen fast alle die herausgegriffenen Meister als Stützen der Schreibhand. Sie wollen den Handballen gelüftet haben.

Während Daumen, Zeige- und Mittelfinger die Feder halten, dienen die übrigen beiden Finger als Stützen der Hand. Doch scheinen manchem Meister — wohl im Interesse der „leichten" Hand — zwei Stützen noch zu viel zu sein, weshalb von ihnen der Kleinfinger als alleinige Stütze empfohlen wird, so bei Baurenfeind, Lehmann, Asmann, Silber, Carstair. Bei Asmann muß übrigens der Ringfinger in possierlicher Weise auf den Handteller zurückgeschlagen werden, um nur ja nicht als Stütze in Gebrauch genommen zu werden.*) Curas wünscht im Gegensatz zu den übrigen Befürwortern der Doppelstütze für die Hand, daß Ring- und Kleinfinger nicht gleichlaufend gekrümmt werden; nach ihm sollen die beiden Fingerkuppen nicht nebeneinander-, sondern auseinander liegen.

Ein Teil der Meister wünscht die Greiffinger ganz ausgestreckt (z. B. Kiechel, Hutter, Silber), ein anderer schlägt leichte Krümmung vor (z. B. Oehlers, Curas, Lehmann,**) wiederum ein anderer Teil empfiehlt deutliche

---

*) Der Vater des Verfassers dieser Zeilen hat diese Schreibhaltung in den Siebzigerjahren des verflossenen Jahrhunderts in der Schule sich angewöhnen müssen. — Man vergleiche auch den als Abbildung 4 gebotenen Ausschnitt aus dem Schreibbuche des Urbanus Wyss!

**) Lehmann zeigt in den mit 2 und 3 bezeichneten Ausschnitten die zu starke Krümmung und die zu starke Streckung der Schreibfinger, welch beidem der Schreibschüler nicht nachstreben soll.



Knickung eines der Greiffinger in einem Gelenke (z. B. für den Zeigefinger: Fugger, Stoy, Vogler, Albrecht; für den Daumen besonders Heß und Asmann).

Es erscheint die ganze Hand bald mehr gestreckt (Silber), bald stärker gekrümmt (Asmann).

Während die Greiffinger eine Gruppe für sich bilden sollen, die Stützfinger eine zweite (z. B. bei Fugger, Newdörffer u. a.), raten Oehlers und Silber zu einer gleichmäßigen Krümmung und Vereinigung aller Finger zu einer einzigen Gruppe.

Dem kundigen Betrachter dieser Ausschnitte offenbart sich gar bald die ganze Mechanik des Schreibens, die dem Schreibmeister vorschwebte: nur Handgelenk-, nur Fingergelenkbewegung oder Hand- und Fingergelenkbewegung.

Der Federstiel soll nach der Meinung der meisten Schreibmeister am Zeigefinger zwischen der zweiten und dritten Gelenkfurche anliegen, manche (z. B. Asmann) wollen diese Anlage sogar in der zweiten Gelenkfurche, einige hingegen (z. B. Newdörffer und Vogler) in der Grube zwischen Daumen und Zeigefinger wissen.

Uneinheitlich sind auch jene (durch die Abbildungen erstatteten) Vorschläge, die auf die Länge des Anfassens abzielen. Die eine Gruppe wünscht die Angriffspunkte der Greiffinger nahe beim Federschnabel (Fugger, Stoy, Weber, Albrecht u. a.), die andere weiter entfernt vom Federschnabel (z. B. Newdörffer, Vogler, Curas u. a.).

Erwähnt sei noch die Lage der Mittelfingerkuppe im Verhältnis zur Zeigefingerkuppe. Die einen schlagen ein mäßiges Vorragen der ersteren über letztere vor (Stoy), die anderen hingegen ein starkes (Heß). Zeigefinger und Daumen sollen den Federkiel entweder in gleicher Höhe anfassen (Fugger, Stoy, Vogler) oder es soll der Daumen weiter oben am Kiel anfassen als der Zeigefinger (Curas, Kiechel, Silber).

Aus der Krümmung der Greiffinger, aus der Wahl und Anordnung der Stützpunkte, aus der Länge und Art des Anfassens ergibt sich der Winkel, unter dem die Feder auf die Schreibfläche aufgesetzt wird. Dieser Ansatzwinkel soll nach dem Vorschlage eines Teiles der Schreibmeister groß sein (Fugger, Curas, Stoy u. a.), nach dem Vorschlage eines anderen Teiles jedoch klein (Hutter, Silber, Lehmann u. a.).

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß alle Abbildungen das „leichte" Halten (Fassen) und damit eine freie Beweglichkeit erzielen helfen wollen. Sie sind gut gemeint und sind als Ideal-Federhaltung gedacht, wenngleich dieses Ideal in vielen Fällen eine individuelle Prägung aufweist. Es ist darum festzustellen, daß sich die Schreibmeister vieler Jahrhunderte auf eine allgemeingültige Universal-Federhaltung nicht einigen konnten. Es wechselte das Ideal der jeweiligen Normal-Federhaltung, je nachdem sie der tonangebende Schreibmeister „kreierte" und sie zur Norm für kürzere oder längere Zeiträume, für größere oder kleinere Landstriche gemacht wurde. Und diese eine für alleinseligmachend erachtete Federhaltung, die vielfach der eigenen Gewohnheit des Schreibmeisters vor Inangriffnahme der Schreibtätigkeit abgelauscht zu sein scheint und der sich früher so wie heute entweder die individuellen oder die noch unentwickelten Längen-, Kraft-

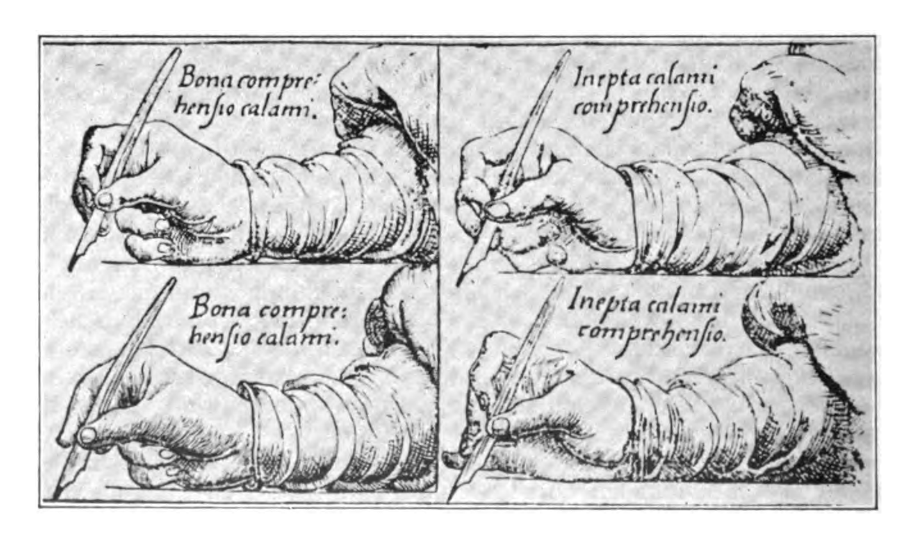
und Stützungsverhältniſſe der Schreibſchüler immer wieder entgegenſtellten, wird im Hinblick auf das ihr zugeſchriebene Alleinſeligmachende ſogar zwangsweiſe anzugewöhnen geſucht, wie wir dies aus den letzten beiden Ausſchnitten auf Tafel 3 (Carſtair) ſehen. Durch eine mit großer Spitzfindigkeit erſonnene Feſſelung der Finger mittels zweier Bänder in zwei getrennte Gruppen („die gefeſſelte Hand") ſollte das erſtrebenswert erſchienene Ideal einer Federhaltung allen Schreibſchülern zur dauernden Gewohnheit gemacht werden.

Mit Abſicht wurde auf die wörtliche Wiedergabe jener Stellen in den angezogenen Schreibwerken verzichtet, die über die Federhaltung handeln.

Die „friſierte" Haltung von Körper, Arm und Hand, die uns E. Bayr in ſeinem Buche „Steile Lateinſchrift" (3. Auflage, Wien 1892; A. Pichlers Witwe und Sohn) als „Momentaufnahme während des Schreibens" vorführt, iſt hauptſächlich — wie ſchon erwähnt — deshalb hier wiedergegeben worden, um die Verwendung der Lichtbildkunſt bei der Bildreproduktion durch ein Beiſpiel zu belegen. Die Abbildung macht aber auch in allem den Eindruck des allzu Gezwungenen und wirkt darum entgegen der Abſicht des Wiener Schreibmeiſters keineswegs überzeugend.

Unſeren kleinen Streifzug durch F. Soenneckens Schriftbücherei möchte ich mit einem kurzen Ausblick beſchließen. Bei dem hier niedergelegten kurzen Fluge durch die Jahrhunderte wird dem mitreiſenden Leſer wahrſcheinlich gleich dem Reiſeführer die Frage aufgeſtoßen ſein: Haben denn alle Schreibmeiſter an die Alleinſeligmachung nur einer (ihrer) Federhaltung geglaubt? Oder hat nicht da und dort einer die Bedeutung der **individuellen** Längen- und Kraftverhältniſſe und der **individuellen** Haltungs- und Stützungsbedürfniſſe erkannt?

In Abbildung 5 ſei ein Ausſchnitt aus dem Schreibbuche von Urbanus Wyss (Weyss), Zürich 1549, wiedergegeben. Die linken beiden Darſtellungen zeigen gute, die rechten beiden ſchlechte Federhaltungen. Wyss empfiehlt alſo nicht nur eine einzige Federhaltung; er hält deren zwei für



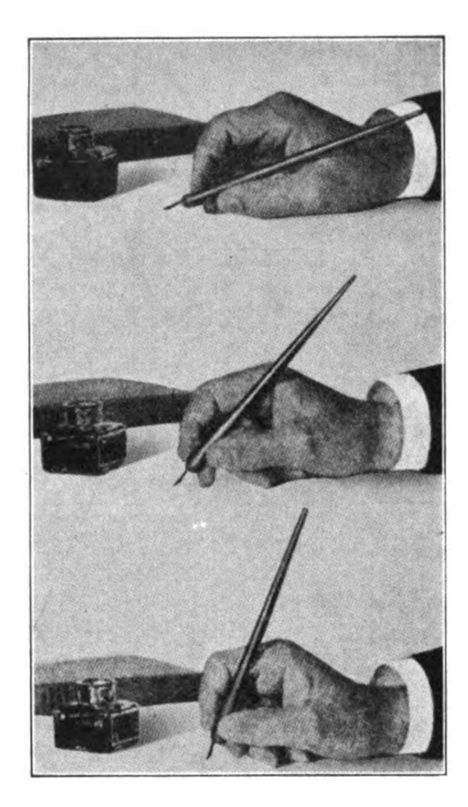
empfehlenswert: eine (die obere) mit ſtärker und eine (die untere) mit leichter gekrümmten Greiffingern. Das Auflegen der Schreibhand voll auf dem Handballen und das Zurückſchlagen von Ring- und Kleinfinger auf den Handteller ſeien hier bloß als Beſonderheit erwähnt.

Dieſem herausgegriffenen Beiſpiele für die Berückſichtigung individueller Verhältniſſe laſſen wir nun zwei Abbildungen aus einem Buche über gerichtliche Schriftunterſuchung aus der Gegenwart folgen; ſie zeigen, wie der Schriftſachverſtändige trotz der in allen Schulen bisher gepflogenen Betonung einer Normalfederhaltung mit einer im Leben tatſächlich vorhandenen Vielheit der Erſcheinungen rechnen muß.

Die Abbildungen ſtammen aus dem Buche von Albert S. Osborn „Der techniſche Nachweis von Schriftfälſchungen", unter Mitwirkung von A. Delhougne in deutſcher Überſetzung herausgegeben von Dr. H. Schneickert (Halle a. S. 1921, Wilhelm Knapp). In dieſen Abbildungen ſcheint es weniger auf die Stellung und Krümmung der Finger als auf die aus dieſen Bedingungen entſpringenden Tatſachen der Federhalterrichtung zur Schreibfläche einerſeits und zur Zeilenrichtung andererſeits anzukommen. Und betrachtet man aufmerkſam Finger, Hand und Arm von zehn, zwanzig und mehr ausgezeichneten Schön- und Schnellſchreibern — wenn möglich unauffällig — während des Schreibens, ſo findet man weder die Idealfederhaltung der Schreibbücher alten und neuen Stils in einem einzigen Falle vertreten, noch die Möglichkeit, eine Idealfederhaltung abzuleiten, trotzdem ſich alle dieſe Schreiber mit einer ſolchen als Schüler abgemüht haben oder mit ihr abgemüht wurden.

Das Recht des Schreibers (als Individuum) kann eben auf die Dauer nicht vergewaltigt werden. Sowie der Schriftſachverſtändige bei ſeiner Arbeit mit der Vielheit der tatſächlichen Erſcheinungen rechnen muß, ſo wird es wohl auch der Schreiblehrer künftighin tun müſſen.

Sowie man einſt feſthielt und mancherorts heute noch feſthält an einem als unverletzbar betrachteten Muſteralphabet als Norm für den Schreibunterricht („Normalduktus"), an einer als alleinſeligmachend hingeſtellten Idealfederhaltung („Normalfederhaltung"), an einer allein erfolgverſprechen-



Federhaltung im Verhältnis zur Papieroberfläche.



Federhalterrichtung mit Verhältnis zur Schriftlinie: Nr. 1 ist die normale Gelenklage; 2 und 3 weichen ab, 4 ist die seitliche Knöchellage.

den Feder („Normalfeder") usw. in der Reihe des „Genormten", so hat es bei den alten Meistern wie auch jetzt Stimmen gegeben, die das Individuelle, das beim Schreibakte überall notwendigerweise hineinspielt, erkennen, anerkennen und in wohlüberlegten Grenzen berücksichtigen: individuelle Schreibbewegungen, individuelle Federhaltung, individuelle Federwahl — individuelle Schrift. (Gestaltung der Federhalter entsprechend den Bedürfnissen des Haltens.) Sofern es sich um die Anpassung der Feder an die individuellen Bedürfnisse handelt, hat dem der Schreibfedernfabrikant F. Soennecken weitschauend und tiefblickend durch die verschiedenartigsten Erzeugnisse seiner Fabrik Rechnung getragen, auf Grund sorgfältiger Versuche und nicht zuletzt auf Grund des Studiums seiner wertvollen Bücherei. Ein Blick auf die reichhaltige Federmusterkarte der Firma F. Soennecken

bestätigt dies. Aber auch für die Anpassung des Federhalters an die Bedürfnisse des Haltens hat diese Firma schon vor längerer Zeit gesorgt.

Stellen wir nun wiederum die benützten Schreibwerke der alten Meister in ihre Schränke. Dort harren sie auf Auferstehung der in ihnen eingeschlossenen Gedankenwelt, dort harren sie einer fachkundigen Benützung. Möge sie recht zahlreich und von verschiedenen Seiten aus erfolgen! Möge

Soenneckens Schriftmuseum

ein Born für alle Freunde der Schrift werden! Dies wünscht sein gegenwärtiger Besitzer.

Ein neues Hilfswerkzeug für das Schriftschreiben.

Von Johannes Wettley, Leipzig.

Die Grundschule ringt um die Neugestaltung des Schreibunterrichtes. Die Wege, die sie hierbei einschlägt, gehen nach verschiedenen Richtungen. Programme bedeuten die Namen Kuhlmann und Sütterlin. Daneben gibt es eine Reihe Zwischenlösungen. Alle die einzelnen Richtungen haben etwas gemeinsam, was sie von der alten Schreibweise rein äußerlich unterscheidet.

Das neue Schreiben verwendet größte Aufmerksamkeit auf das Schreibwerkzeug. Alle neuen methodischen Richtungen haben sich abgewendet von dem vorher allein dominierenden Schreibwerkzeug, von der Spitzfeder.

Heute beginnt das Schreiben mit Platten- bezw. Kugelspitzfedern in verschiedenen Strichstärken und geht dann über zur Breitfeder, die ebenfalls in verschiedenen Strichbreiten angewendet wird. Platten- und Kugelfedern geben Schnurzüge, die Breitfedern Bandzüge. Die genannten Federarten bringen Stricharten zu Papier, die einen bedeutend größeren Tintenvorrat benötigen als der Schwellzug der alten Spitzfeder. Diese rein äußerliche Tatsache bedingt, daß die neuen Federn einen größeren Vorrat von Tinte mitnehmen müssen, soll die Schreibarbeit nicht immer unterbrochen werden. Die Mitnahme von Tinte ist für jede Feder eine sehr beschränkte. Schon bei der Spitzfeder war das öftere Eintauchen eine große Behinderung des fließenden, ununterbrochenen Schreibens. Bei den neuen Federn gesellt sich zu dem alten noch ein neues Übel hinzu. Kommt man aus der Tintenquelle heraus, ist die Feder zunächst überfüllt. Geht man damit sofort zu Papier, sind Klexereien die üble Folge. Streift man den dicken Tropfen ab, ist dieses Übel immer noch nicht beseitigt; das andere aber meldet sich schon nach wenigen Schriftzügen, der Tintenvorrat ist zu Ende, die Arbeit muß oft, zu oft unterbrochen werden. Dieses öftere Unterbrechen der Schreibarbeit und die üble Klexerei waren die beiden großen Hindernisse, die den neuen Federn den Eintritt in die Schule und den Weg hinaus ins Wirtschaftsleben sehr erschwerten. Sie wurden als untaugliche Klexereifedern abgewiesen.

Die Federfabrikation fand einen Ausweg. Sie gab den neuen Federn Tintenstauvorrichtungen, indem sie die neuen Kinder mit Überfedern (Reiterchen) oder Unterfeder (Tintenzungen) ausrüstete. Einen anderen Ausweg zeigen die Federn mit Bügel, der aus dem Material herausgeschnitten, nach oben oder unten gebogen liegt und als Über- bezw. als Unterfeder

wirkt. Dieſe techniſchen Vorrichtungen ermöglichen die Mitnahme eines bedeutend größeren Tintenvorrates. Damit war das eine Übel, das öftere Unterbrechen der Schreibarbeit, ſtark gemindert. Das andere Übel, die Klexerei, war ebenfalls bei ſinngemäßem Gebrauch der Feder faſt gänzlich ausgeſchaltet.

Auch dieſe neuen Vorrichtungen, ſo gut ſie an ſich ſind, haben doch ſtarke Schattenſeiten an ſich. Die Reinigung der Feder von den Rückſtänden der Tinte oder Tuſche iſt nicht reſtlos möglich. Das iſt ein großes Hindernis an den neuen Federn. Zudem geſellt ſich ein wirtſchaftliches hinzu. Die Federn werden durch die Tintenſtauvorrichtungen weſentlich verteuert. Bei den Federn mit Bügel entſteht bei der Fabrikation viel Bruch, ſtarker Ausfall und das verteuert dieſe Art Federn.

Die Firma Hermann Müller, Leipzig, bringt uns einen guten Ausweg. Sie gibt uns einen Federhalter mit Tintenſtau in die Hand. Am Halter ſitzt eine Hülſe, die auf dem Halter, der dazu angefräſt iſt, aufgeſchoben iſt. Die Hülſe geht in einer ſchmalen Zunge weiter. Die Hülſe iſt geſchlitzt, damit ſie nach Bedarf erweitert bezw. zuſammengedrückt werden kann. Man zieht die Hülſe ab, ſteckt die Feder und darnach die Hülſe auf. Die Zunge der Hülſe legt ſich unter die Feder und wirkt als vorzüglicher Tintenſtau. Jede Feder hat eigene Konſtruktion. Die Tintenzunge der Hülſe iſt mit ein wenig Druck der Feder bald genau angepaßt. Steht die Zungenſpitze noch zu weit von der Feder, würde demzufolge der Tintentropfen zu weit von der Feder abgezogen, nimmt man die Hülſe nochmals ab und biegt dieſe etwas einwärts. Die Frage der Reinigung iſt bei Müllers Tintenſtau praktiſch einwandfrei und reſtlos gelöſt. Man zieht die Hülſe ab und wiſcht Feder und Zunge bequem ab. Der Wechſel von Tinte in Tuſche oder das Benutzen verſchiedenfarbiger Tuſche mit derſelben Feder iſt möglich wie bei keiner der bisherigen Tintenſtauvorrichtungen. Über- und Unterfedern, die die Federn verteuern, können in Fortfall kommen und das bedeutet einen Fortſchritt. Unter der unendlichen Menge von Federſorten gibt es in der Hauptſache zwei Arten, lange und kurze Federn. Müllers Tintenſtau hat dieſe Tatſache in Rechnung geſtellt und zwei Hülſen konſtruiert; eine für lange Federn mit langer und eine für kurze Federn mit kurzer Zunge. Wir wünſchen dieſem prächtigen Hilfswerkzeug für alle Schreibſchriftarten, beſonders auch dem Kunſtſchriftſchreiben dient es aufs beſte, die weiteſte Verbreitung.

Die Stoßlautreihen des lükischen Alfabetes.

Von Ferdinand Bork.

In der ſüdweſtlichen Ecke von Kleinaſien wohnte im Altertume das Volk der Lükier, das nach Ausweis ſeiner Sprache der kaukaſiſchen Völkerfamilie zuzurechnen iſt. Es iſt alſo verwandt mit den Schumerern, den Elamiern, den Kaſpiern, den Mitani, den Chaldern und weiterhin mit einer Reihe von Völkern Kleinaſiens, deren Sprachen der Fund von Boghazköi kennen gelehrt hat. Was wir von den Lükiern wiſſen, verdanken wir griechiſchen Nachrichten und den rund 150 Grabinſchriften,

die etwa aus dem 6.—4. vorchristlichen Jahrhundert stammen. Diese sind in einer Buchstabenschrift geschrieben, deren Zeichen den griechischen am ähnlichsten sind. Außer 21 aus dem phoinikischen Alfabete herstammenden Zeichen enthält sie acht neue, die für die besonderen Bedürfnisse der Sprache erfunden zu sein scheinen.

Diese 29 Zeichen der lükischen Schrift bilden ein so eigenartiges System, daß die Erforscher der Sprache darüber keine Klarheit gewinnen konnten. In seinen „Tituli Asiae Minoris I" (Wien. 1901), die die lükischen Inschriften enthalten, verzeichnet E. Kalinka 18 (+ 3) Umschreibungsmethoden vom Anfange der Lükologie an, von denen die letzten genau so unzulänglich sind wie die ersten, wenn man die Sprache ihren Lauten nach erfassen will. Nach Kalinka sind an *K*-Lauten vorhanden *k, g, c, q, h* und *χ*; an *T*-Lauten *t, d, τ* und *ϑ*; an *P*-Lauten *p, b, w* und *β*. Der Ueberreichtum der *K*-Laute macht es wahrscheinlich, daß die Palatal- und die Gutturalreihe von einander scharf zu scheiden sein werden. Jede von beiden wird je drei Zeichen enthalten und ebenso viele auch die beiden anderen Reihen. *τ* und *β* werden ausgeschieden werden müssen.

Die Art, wie der verdiente Lükologe die üblichen phonetischen Zeichen vermeidet und statt ihrer griechische Hülfszeichen verwendet, zeigt, daß er seine Umschrift nicht als lautrecht aufgefaßt wissen will, sondern als Ersatz der lükischen Zeichen durch ein bequemeres Schriftbild. Daher kann ich, wenn ich vom Standpunkte des Lautforschers an diese Umschrift herantrete, mir nur wenige von seinen Zeichen aneignen, nämlich nur *q, t, p*. Statt des *ϑ* würde ich *þ* lesen mögen.

Wenn ich nun im Folgenden den übrigen Lauten beizukommen versuchen werde, so werde ich des öfteren auf meine Schrift „Skizze des Lükischen" (Leipzig. Hahn & Seifarth. 1926) verweisen müssen.

1. Kalinkas *c* gibt nach Ausweis der griechischen Umschreibungen (z. B. *Ǝkatamla* = *Εκατομνκς*; *Tečɘočãprã* = *Τισευσεμβραν*) sowohl das palatale *k* als auch das daraus entstandene *č* wieder.

2. Kalinkas *b, d, g* entsprechen den Lauten *b, d, g* nicht, da das Lükische diese nicht kennt. Wenn ein Lükier einmal in die Verlegenheit kommt, ein griechisches oder ein persisches *b, d,* (oder *g*) wider zu geben, also Namen wie *Arbaka, Miþrabata, Darejawosch, Λυσανδρος, Μελασανδρος, Αϑαναγορας* zu schreiben, so entledigt er sich dieser schwierigen Aufgabe durch Umschreibungen wie *Arppakho-, Meþrapata, Ṇtare'ɘose-, Losõntra-, Melasõntrõ, Tãnɘqḥorɘ*[1]. Er ersetzt also die stimmhaften Laute in der Schrift durch stimmlose.

Daraus folgt, daß die wie Beta, Delta, Gamma aussehenden lükischen Zeichen (sowie das aus Gamma neu gebildete, das Kalinka mit *k* umschreibt) nicht stimmhafte Laute sind, sondern stimmlose besonderer Art. Die unklare, schwankende Wiedergabe dieser Laute in griechischer Schrift

---

[1]) Der Abfall des vokalischen Anlautes, den wir in der lükischen Wiedergabe des griechischen Namens *Αϑαναγορας* wahrnehmen, ist anscheinend eine kleinasiatische ungriechische Eigentümlichkeit, die sich über das Neugriechische ausgebreitet hat. Man wolle Fälle wie *μισός* (agr. *ἥμισυς*), *ψηλός* (agr. *ὑψηλος*) und viele andere vergleichen (A. Thumb, Handbuch der neugriechischen Volksspr. 1895. § 8).



brachte mich auf den Gedanken, daß damit die Affrikaten *pf, tþ, kḱ* und *qḥ* gemeint seien.

Wenn aber das der Fall ist, so muß das Griechische auf kleinasiatischem Boden gewisse Wandlungen durchgemacht haben, die schließlich auf das moderne Griechische ausmünden, so namentlich in Bezug auf die Laute. Die anscheinend in Kleinasien entstandene altgriechische Gemeinsprache, die *κοινη*, ist eine Kolonialsprache und ist namentlich in ihren Lauten von den Sprachen der nichtgriechischen, der Gräzisierung verfallenden alt-kaukasischen Ur- oder Vorbevölkerungen abhängig, wie ja auch der ost-elbische Deutsche manche Laute und anderes von der slavischen Vorbevölkerung übernommen hat. Wenn nun die griechischen Beta, Delta, Gamma derart sind, daß sie von den Lükiern zur Bezeichnung von Affrikaten verwendet werden konnten, so müssen sie auch im kleinasiatischen Griechisch als Affrikaten behandelt worden sein, also wie *bw, dđ, gj* geklungen haben, und diese Laute haben sich weiterhin in die neugriechischen Spiranten *w, đ, j* entwickelt.

Wie sehr das griechische Lautsystem unter dem Einflusse eines fremden steht, dafür mögen ein paar Tatsachen angeführt werden.

In den modernen kaukasischen Sprachen spielen die Lenes *b, d, g* keine beachtliche Rolle, sie scheinen vielfach sekundär zu sein. Im Georgischen sind sie sogar enttont worden (R. Bleichsteiner, Kaukas. Forsch. I [Wien. 1919.] S. XIV). Im Armenischen, das, auf kaukasische Grundlage aufgepfropft, in seinen Lauten dem Georgischen parallel geht, sind *b, d, g* schon im Alfabete zu *p, t, k* geworden.

Neben der Affrizierung, die als Vorstufe die Aspirierung haben dürfte, tritt also noch die Enttonung hinzu.

Nr.	Phoinikisch	Lükisch	Kalinka	Bork	Nr.	Phoinikisch	Lükisch	Kalinka	Bork	Nr.	Phoinikisch	Lükisch	Kalinka	Bork
1.	𐤀	P	a	a	11.	𐤊	K	c	k, ǩ	21	𐤔	ϟ	s	s
2.	𐤁	B. b	b	pf	12.	𐤋	Λ	l	l	22.	𐤕	T	t	t
3.	𐤂	V	g	qḥ	13.	𐤌	M	m	m	23.		X	m̃	ṃ
4.	𐤃	Δ	d	tþ	14.	𐤍	N	n	n	24.		Ξ	ñ	ṇ
5.	𐤄	E	i	e	15.	𐤎	+	h	ḱ	25.		[illegible]	τ	l°
6.	𐤅	F	w	f	16.	𐤏	O	u	o	26.		↓	k	kḱ
7.	𐤆	I	z	c	17.	𐤐	Γ	p	p	27		↑	e	ə
8.	𐤇	◇	x	ḥ	18.	𐤑				28.		[illegible]	ã	õ
9.	𐤈	)(	ϑ	p	19.	𐤒	Ж	q	q	29.		[illegible]	ẽ	ã
10.	𐤉	I	j	'	20.	𐤓	P	r	r	30.		[illegible]	β	pff

Das lükische Alfabet.

Auf den ſüdöſtlichen griechiſchen Inſeln ſind die Lenes *b, d, g* nicht immer den Weg gegangen wie anſcheinend auf dem Feſtlande, ſondern in den Verbindungen ϱγ, ϱδ, βγ hat ſich der zweite Beſtandteil als Lenis erhalten (vgl. A. Thumb, Gramm. d. neugr. Volksſpr. 1915. § 142).

Auf Kypros wird ϱγ, ϱδ zu ϱϰ, ϱτ enttont (Ebenda. § 141).

Auf Kypros wird ferner ϰϰ, ττ, ππ ſowohl aspiriert wie auch affriziert geſprochen, alſo *k̔, t̔, p̔*, oder *kḱ (qḥ) tþ, pf* (Ebenda § 141). Doch kehren wir zum Lükiſchen zurück.

Im lükiſchen Lautſyſteme haben wir bisher in der labialen, der dentalen, der palatalen und der gutturalen Stoßlautreihe je eine Fortis *(p, t, k, q)* und eine Affrikata *(pf, tþ, kḱ, qḥ)* unterſcheiden können. Als dritte Gruppe kommen noch die entſprechenden Spiranten in Betracht. Von dieſen war vorher nur *þ* richtig erfaßt worden. Es iſt ſtimmlos.

Das in den letzten Jahrzehnten faſt einhellig als *h* angeſehene lükiſche Zeichen dürfte unrichtig beſtimmt ſein. Ein *h* ſcheint der Sprache zu fehlen, wenn die Gleichungen *Otõna = Hutāna* (pers.) und *Ɛkḱətəe'a* = Ἑκαταιος richtig ſind. Die Griechen erſetzen das fragliche Zeichen ſogar durch σ oder *σσ* z. B. Σλα = *Hla-*, Τελεμησσος = *Tə ləpfəḱe*. Ferner ſind zu Anfang eines Wortes auftretende Verbindungen wie *hpp, htt* lautliche Unmöglichkeiten, wenn der Anfangskonſonant ein *h* wäre. Weiteres wolle man in § 6 meiner Schrift nachleſen. Ich glaube alſo auf dem richtigen Wege zu ſein, wenn ich dieſen Laut als die ſtimmloſe palatale Spirans *ḱ*, den ich-Laut, bezeichnet habe.

Dieſes *ḱ* wechſelt im Poſſeſſivſuffixe *-ḱ* mit dem von Kalinka mit ϰ wiedergegebenen Zeichen, in dem ich die entſprechende gutturale Spirans *ḥ* ſehe.

Da die bisher behandelten Spiranten ſtimmlos ſind, ſo wird die noch fehlende labiale wohl nicht mit Kalinka als *w*, ſondern vielmehr als *f* zu umſchreiben ſein. Außerdem läßt ſich auch nachweiſen, daß die Lükier kein *w* gekannt haben können, da 1. in der oben erwähnten Wiedergabe des Namens Darejawoſch das *w* weggelaſſen wird und 2. labialiſierte Konſonanten im Lükiſchen nicht vorzukommen ſcheinen.

Somit wird es wohl richtig ſein, daß alle Laute der vier Stoßlautreihen, die Fortes, die Affrikaten, die Spiranten ſtimmlos ſind.

Das dem griechiſchen Iota entſprechende Zeichen hat man als *j* aufgefaßt. Es ſchiebt ſich meiſt zwiſchen zwei Vokale ein, um den Hiatus zu überbrücken. Da die Sprache kein *w* hat, ſo iſt auch ein *j* nicht gerade wahrſcheinlich, und deswegen halte ich das Zeichen für den Kehlkopfverſchlußlaut '. Mit dieſem Zeichen iſt auch die Laryngalreihe vertreten.

Ob das Lükiſche auch ein bilabiales *f* neben dem labiodentalen gehabt habe, wird davon abhängen, ob man den von Kalinka mit β umſchriebenen Laut als bilabiales *pf* auffaſſen kann. Hier ſind wir auf Vermutungen angewieſen. Jedenfalls hat das Lükiſche ſechs Reihen von Stoßlauten.

Es wäre ſogar eine ſiebente denkbar, wenn mein Verſuch, das von Kalinka als τ wiedergegebene Zeichen als laterales *l* zu beſtimmen, ſich bewähren ſollte.

Damit ift aber der Reichtum des Lautfyftems noch lange nicht erfchöpft. Ich will nur ganz kurz noch auf eine merkwürdige Erfcheinung des Konfonantismus hinweifen, die Verdoppelung der Konfonanten. Schreibungen wie *Pttara, Ccala, Trqqas, Cesqqa, Trpfpfñneme* und viele andere zeigen, daß es fich nicht um die Laune eines Schreibers handeln kann, fondern um befondere Eigentümlichkeiten der Laute felber, die der Schreiber wahrnahm und in der Schrift feftzuhalten fuchte. Mit meinem Hinweife auf die eigentümlichen kaukafifchen Zitterlaute und die zweigipfligen Laute, glaube ich, den erften zum Verftändniffe diefer Schreibungen führenden Weg gewiefen zu haben (vgl. § 20).

Jedenfalls zeigt das lükifche Lautfyftem mit feinem Grundfatze der Tonlofigkeit der Stoßlaute und der Vielgeftaltigkeit der Konfonanten, daß es fich um das einer arifchen Sprache nicht handeln kann.

Die lükifche Schrift aber, die den Eigenheiten der Lautverhältniffe der Sprache Rechnung trägt, werden wir als eine geradezu geniale Schöpfung bezeichnen dürfen.

Die Schickfale der chinefifchen Bibliotheken.

Von Prof. Dr. Stübe.

Die von gewaltigen Erfchütterungen erfüllte Gefchichte Chinas findet ihr getreues Spiegelbild in den Gefchicken, von denen der Bücherbefitz Chinas, befonders feine großen Bibliotheken, immer wieder betroffen find. Auf Zeiten kraftvollen Auffltieges und Perioden befriedeter, reicher Kultur folgen immer wieder Zeiten des Untergangs der Dynaftie, die oft zu einem völligen Verfall des ftaatlichen und kulturellen Lebens werden. Es ift nur das wunderbare an China, daß es fich aus folchem Niedergang ftets wieder zu bedeutender Macht und Blüte erhoben hat. Das ift das eigentliche Rätfel Chinas, das in dem Geheimnis feiner nationalen Lebensfähigkeit liegt.

Die Entwicklung des chinefifchen Schrifttums können wir in die Zeit der Schang-Dynastie (1766–1150) zurückverfolgen, aus der wir Orakelknochen und noch Broncen mit Auffchriften haben. Deutlicher werden die Verhältniffe unter der Tfchou-Dynaftie (1150–249 v. Chr.). Freilich konnte in den erften Jahrhunderten der Tfchou das Volk nicht lefen und fchreiben. Das fchien dem Interreffe der Regierung, die eine ftammesfremde war, zu widerfprechen. Bücher gab es noch nicht, fondern ftaatliche Liften und Urkunden. Man ritzte die Zeichen in Bambusftäbe oder Holztafeln ein, die man in Magazinen aufbewahrte. Die Schreibkunft war lediglich im Befitz der Staatsbeamten, die mit der Führung der „Akten" und der Erhaltung ihrer Sammlungen beauftragt waren. Aus dem Einritzen in Bambusrohr hat fich die Richtung der chinefifchen Schrift von oben nach unten ergeben. Die Schreiber und Verwalter der Aktenfammlungen, in denen fich eine eigentümliche Verfchmelzung von Staatsleben und Buchwefen darftellte, find der Urfprung für das Gelehrtenwefen Chinas, in dem man bis in die jüngfte Zeit die Vorbedingung für den Staatsdienft fah. Für die Entwicklung des Schrifttums waren drei Gruppen von Beamten beftimmend. Die erfte hatte die ftatiftifchen Liften über Volkszählungen,

Viehbeftand, Einkünfte und Ausgaben, Zölle und Steuer zu führen. Sie waren die Staatsfchreiber im Dienft der Staatsverwaltung. Ein folcher war z. B. Konfuzius am Hofe der Herzöge von Lu. Die zweite Gruppe der amtlichen Schreiber bildeten die Annaliften, die die Staatsdokumente bewahrten und Taten wie Reden der Fürften auffchrieben. Auch die Korrefpondenz mit fremden Staaten fiel in ihr Reffort. Die dritte Gruppe waren die Aftrologen, die die Erfcheinungen am Himmel und das Wetter beobachteten. Aus einem Vergleich der annaliftifchen Arbeiten mit den Himmelsbeobachtungen fuchte man zu erkennen, ob das Prinzip, das in Welt und Leben die ordnende Macht war, das „Tao", in richtiger Verfaffung fei. Hierin liegen die Vorausfetzungen für die tieffinnige Lehre des Lao-tfe.

Aus den ftaatlichen Archiven find die älteften Werke der chinefifchen Literatur hervorgegangen. Konfuzius, der vor allem ein Überlieferer fein wollte, hat auch die alten Texte gefammelt, die im Schi-king und Schu-king vorliegen. Die fittliche Hebung der Nation und die Feftigung der ftaatlichen Ordnung follte durch das Vorbild des Altertums erzielt werden. Auch im Werke des Lao-tfe, dem „Tao-te-king", liegen ficher Stücke aus alter Überlieferung vor. Aber das 6. vorchriftliche Jahrh. ift in China zugleich ein Zeitalter des Individualismus. So erklärt fich, daß literarifche Werke auftreten, die perfönlichen Charakters find. Das gilt für den Teil im Werke des Lao-tfe, in denen das Denken des Philofophen zum Ausdruck kommt. Und im Kreife des Konfuzius ift ein Buch, das „Lun-yü", der perfönlichen Erinnerung an Leben und Worte des Meifters gewidmet. Vollends find die Werke Meng-tfe und Tfchuang-tfe durchaus Schöpfungen einer Perfönlichkeit. Damit hat fich die Literatur, in Dichtung und Philofophie zumal, von dem ftaatlichen Schriftwefen losgelöft.

Die gewaltigen Maffen der altchinefifchen Literatur wurden nun im Jahre 213 vor Chr. durch die berühmte Bücherverbrennung bis auf geringe Refte vernichtet. Es war Chinas größter Herrfcher, der Gründer des altchinefifchen Einheitsreiches, der Kaifer Schi-huang-ti (221-210), der diefe Verfügung traf. Er fteht deswegen bei den Chinefen im Rufe eines argen Barbaren und auch europäifche Sinologen haben ihn fo beurteilt. Tatfächlich traf die Schuld nicht den Kaifer, fondern einen Gelehrten, der als Gaft des Kaifers ihm erklärte, feine Regierung fei nichts wert im Vergleich mit den älteren Dynaftien. Darauf erft wurde dem Kaifer von feinem Kanzler Li-Sze eine durchaus berechtigte Denkfchrift vorgelegt, daß die älteren Dynaftien regiert hätten, wie es ihre Zeit forderte, daß fie Neuerungen nur getroffen hätten, weil es die Verhältniffe forderten. Man könne alfo nicht regieren, indem man nur die Herrfcher der Vorzeit nachahme. Nur die Schriftgelehrten tadelten ftändig die Regierung des Kaisers und rühmten die Vergangenheit. Sie ftellten damit bloße Utopien auf, um die gesicherten und geordneten Verhältniffe der Gegenwart herabzufetzen und das Volk zu beunruhigen. Die geheime und dauernde Oppofition folle man unterdrücken, indem man alle Archive, ausgenommen das von Tfin, verbrenne. Wer ein Buch befitzt, befonders das Schi-king und Schu-king, folle es der Behörde ausliefern, die es verbrennen laffe. Wer das in 30 Tagen nicht befolgt hätte, folle zu lebenslänglicher Zwangs-

arbeit verurteilt werden. Wer aber über diese Bücher als Gelehrter schreibe oder sich ihrer bediene, um die Gegenwart zu tadeln, der solle mit dem Tode bestraft werden. Ausgenommen sollten nur solche Bücher sein, die dem Volke praktisch nützten, nämlich Schriften über Heilkunde, Arzneien, Wahrsagekunst, Landwirtschaft und Gartenbau. Soweit die Eingabe des Li Sze, der der Kaiser zustimmte. In der Tat ist danach das Gesetz im ganzen Reiche durchgeführt und fast die ganze literarische Überlieferung des Altertums vernichtet worden. Die 400 Gelehrten, die dagegen protestierten, wurden hingerichtet. Indes der allmächtige Kaiser hat seinen Willen doch nicht ganz durchsetzen können; er starb früh und seine Dynastie endete 206. Aus Verstecken traten dann wieder manche alten Werke hervor, manche konnten aus dem Gedächtnis der Gelehrten hergestellt werden.

Die Dynastie des gewaltigen Schi-huang-ti ging schon mit seinem Sohn Hu-hei 206 zu Grunde. Mit der Han-Dynastie (206 v. Chr. bis 221 n. Chr.) trat eine chinesische Renaissance ein, die auch das Schrifttum vor völligem Untergang rettete. Der Kaiser Wu-ti (179–157) förderte die wissenschaftlichen Bestrebungen und setzte Preise auf die Auffindung der wenigen erhaltenen Exemplare. In der Tat wurden besonders in Tschili verloren geglaubte Werke aus ihren Verstecken wieder hervorgebracht, darunter so wichtige Bücher wie das Schi-king, das Tschou-li, das Tschun-tsiu, das Tso-tschuan und das Tao-teh-king. Alle diese wiedergewonnenen Schriften wurden von einem Bruder des Kaisers nach Tschang-an geschafft und bildeten dort die erste kaiserliche Bibliothek. Doch hatten nur die Archivare Zugang zu diesen Schätzen. Freilich waren die Schriften vielfach arg beschädigt, da in den feuchten Verstecken diese Bambusschriften sehr gelitten hatten. So wurde 65 v. Chr. vom Kaiser Hüan-ti eine Kommission eingesetzt, die aus den Resten die alte Literatur wiederherstellen sollte. Nach Jahrzehnte währender Arbeit erschien im Jahre 6 v. Chr. ein Katalog, der den ganzen Bestand an alten und neuen Schriftwerken verzeichnete, die man damals gesammelt hatte. In den „Annalen der früheren Han“ ist uns dieser Katalog erhalten. Er ist von grundlegender Bedeutung als die einzige Quelle über die vorchristliche Literatur Chinas. Im ganzen zählt der Katalog 590 Werke auf. Davon gehörten 103 der konfuzianischen Schule, 183 anderen Richtungen an. Es waren ferner vorhanden 106 Gedichtsammlungen, 53 Werke über Kriegskunst, 70 über Astronomie, 89 über Wahrsagekünste, 26 über Medizin und 10 über Götter und Geister. Von alledem ist wenig erhalten; denn bei dem Sturz des Usurpators Wang Mang (23 n. Chr.) ging mit dem Brande des Kaiserpalastes diese Bibliothek zu Grunde. Sofort aber setzten die späteren Han mit einer Herstellung der Literatur ein. Schon im Jahre 25 n. Chr. beförderte man 2000 Wagenladungen von Schriften auf Bambus und Seide, die Private und Fürsten geliefert hatten, nach der Residenz des späteren Han, nach Lo-yang, wo eine neue kaiserliche Bibliothek entstand. Um den Text der fünf kanonischen Bücher in maßgebendem Wortlaut für alle Zeit zu sichern, wurde er 175 n. Chr. in Steintafeln eingemeißelt, die in einer Galerie von Lo-yang standen. Indes die einst tüchtige Dynastie der Han verfiel, und damit begannen wieder innere Unruhen und Kriege. Die Soldaten

benutzten die Seidenrollen zu Zeltdecken oder zu Fußlappen, womit große Büchermassen verbraucht wurden. Im Jahre 190 wurde durch den Reichsmarschall Tung-tscho der Hof nach Tschang-an verlegt, wobei noch 70 Wagenladungen von Büchern mitgenommen wurden. Davon ging die Hälfte unterwegs verloren; der in Tschang-an geborgene Rest wurde bei der Plünderung der Stadt (193 n. Chr.) durch Feuer vernichtet. So war die große Restauration der altchinesischen Literatur durch die Han wieder vernichtet. Aber eine wichtige Erfindung hatte der Literatur große Dienste geleistet: um 114 v. Chr. war durch Ts'ai Lun das Papier erfunden, das nun als besserer und dauerhafterer Schreibstoff diente.

Es folgte nun eine Zeit der Zersplitterung Chinas (221–289). Auf den Trümmern des Hanreiches erhoben sich die drei Reiche der Schu (in Sze tschu an), der Weh (Hauptstadt Lo-yan) und der Wu (um Nanking). Darauf folgte die Zeit der Tsin-Dynastie (265–419) und nach ihrem Untergang trat wieder eine Zersplitterung des Reiches in eine südliche und eine nördliche Dynastie ein (420–588). Aber auch von diesen Dynastien haben sich mehrere um die Herstellung der vernichteten Bücherschätze bemüht. Zunächst haben die Weh Bücher gesammelt. Dann wurde auch von den Tsin in Lo-yang die kaiserliche Bibliothek wieder errichtet; sie erwarb 29945 Seidenrollen. Als dann die Tsin 280 den letzten Herrscher der Wu beseitigten, übernahmen sie auch seinen Bücherbesitz. Freilich gingen auch die Tsin dem Verfall entgegen, und damit war wieder das Schicksal ihrer Bibliotheken verbunden: 306 wurde Tschang-an von den Tungusen, 311 Lo-yang von den Hunnen geplündert, wobei die Bücherbestände vernichtet wurden. Die Tsin waren auf das Südufer des Yang-tse verdrängt, wo sie eine neue Residenz in Nanking fanden. Dort gründeten sie auch eine neue Bibliothek, für die die Untertanen Bücher liefern mußten. Diese Bibliothek umfaßte 3014 Seidenrollen. Als den Tsin die neue Sung-Dynastie (420–479) folgte, übernahm sie die Bibliothek von Nanking und mehrte sie. Unter ihren Nachfolgern, den südlichen Tsi (479–502) wuchs die Bibliothek nach Ausweis ihres Katalogs auf 18010 Rollen an. Diese Bibliothek ging wiederum im Strudel der politischen Ereignisse zugrunde, als beim Sturz der Tsin-Dynastie der Kaiserpalast in Nanking abbrannte. Die folgende Liang-Dynastie 502–557) gründete eine neue Bibliothek, deren Katalog 23106 Rollen verzeichnet. Diese Liang vereinigten damit die 70000 Rollen, die der Prätendent Hou-king gesammelt hatte. Das Schicksal dieser Sammlung ist besonders tragisch. Als der letzte Liang-Kaiser, Yuan-ti, 554 zur Kapitulation genötigt war, steckte er selbst die Bibliothek in Brand, wobei 140000 Rollen verbrannten. Diese Liang-Bibliothek enthielt schon beträchtiche Massen buddhistischer Literatur. Die nächsten, zumeist sehr kurzlebigen Dynastien in der Zeit von 557–589 versuchten wohl, neue Büchersammlungen zu schaffen, sie gingen aber alle in den kriegerischen Wirren zugrunde.

Erst als die Sui-Dynasti (589–617) das Reich wieder geeinigt hatte, wurde eine neue kaiserliche Bibliothek in Tschang-an eingerichtet, die zuerst 15000 Rollen umfaßte. Eifrig suchte man Werke der Literatur auf und ließ sie durch Abschriften vervielfältigen, sodaß man 589 bereits 30000 Rollen besaß. Diese Sammlung ist in dem ausgezeichneten Katalog der

Sui beschrieben, der neben dem Katalog der Han die wichtigste Quelle der chinesischen Literaturgeschichte ist. Die Sui errichteten sogar zwei Bibliotheken, die eine in Tschang-an, die andere in Lo-yang; beide umfaßten je 54000 Rollen. Von jedem seltenen Werke lagen sogar 50 Abschriften vor. So glaubte man, eine völlige Vernichtung des literarischen Besitzes vermeiden zu können. In der Tat ist aus der Sui-Zeit auch nach dem Untergang der Dynastie der alte Besitz im wesentlichen erhalten geblieben. Die Nachfolger der Sui, die glänzende Dynastie der Tang (618–906), übernahmen eine kaiserliche Bibliothek von 80000 Rollen. Immerhin waren 8000 Rollen auf einem Transport zu Schiffe von Lo-yang nach Tschang-an verloren, als das Schiff kenterte. Die Tang, unter denen China eine Periode hoher Kultur erreichte, waren auch eifrige Büchersammler. Sie ließen Bücher im Privatbesitz aufsuchen und Abschriften herstellen. Diese Massen waren 721 im Katalog der Tang beschrieben. In 200 Gruppen besaß man 53915 alte und 28469 neue Rollen. Jedes wichtige Werk war in zwei Abschriften vorhanden, sodaß sich je ein Exemplar in Tschang-an und Lo-yan befand. Beide Städte wurden 755–56 von den Rebellen An Lu-schan zerstört, wobei auch mehr als die Hälfte der Werke vernichtet wurden. In der Tang-Zeit aber trat der Buchdruck in Form des Blockdruckes auf und bewirkte für Literatur und Bibliothek ungleich günstigere Verhältnisse, zumal auch das Papier sehr verbessert war.

Nach der verworrenen Zeit der 5 Dynastien (907–960) wurde das Reich wieder durch die Sung geeinigt (970–1279). Auch sie haben sich eifrig um die Erhaltung der chinesischen Literatur bemüht und in ihrer Hauptstadt Kai-feng-fu eine kaiserliche Bibliothek gegründet. Nach dem Sung-Katalog von 1641 umfaßte sie 30669 Seidenrollen. Als die Residenz 1226 von dem türkischen Volke der Kitan erobert wurde, schleppten sie die Bibliothek nach ihrer Hauptstadt, dem heutigen Peking. Es waren damals 6705 Werke in 73877 Bänden. Die Sung aber, die nach Hang-tschou geflüchtet waren, gründeten dort sofort eine neue Bibliothek. Nach einem Verzeichnis vom Jahre 1177 umfaßte sie 23883 Seiden- und Papierrollen alter Werke, 23145 gleiche Rollen neuer Werke und 1721 gedruckte Bände. Als die Mongolen China eroberten, ließ der mongolische General Bachan diese zweite Sung-Bibliothek zu seinem Kaiser Hubilai 1276 nach Peking schaffen. Damit war der ganze Besitz Chinas, soweit er damals noch vorhanden war, den Mongolen ausgeliefert, die ihn wenigstens mit Schonung gewahrt haben. Die chinesischen Bücher blieben unter der mongolischen Yüan-Dynastie (1280–1367) in der kaiserlichen Bibliothek zu Peking. Mit Ausnahme des Kaisers Hubilai-Khan hatten die Mongolen kein Interesse für chinesische Werke. Die mongolische Fremdherrschaft fand ein Ende durch die letzte nationale Dynastie in China, durch die Ming (1368–1644). Sie nahmen sich wieder mit großem Eifer des Bücherwesens an. — Zunächst wurde 1400 ein Katalog des Bestandes der kaiserlichen Bibliothek begonnen. Daran schloß sich 1407 ein Verzeichnis der seltenen Bücher. Sodann wurde eine gelehrte Kommission von 2160 Mitgliedern eingesetzt, an deren Spitze 3 Präsidenten, 5 Direktoren und 20 Unterdirektoren standen. Nach dreijähriger Arbeit hatte diese Kommission ein riesenhaftes Sammelwerk von 22927 Kapiteln geschaffen, das Auszüge aus allen erreichbaren

Werken nach der zeitlichen Folge ihrer Entftehung bot. Der Stoff war nach fachlichen Gefichtspunkten in 12 Gruppen geteilt: Klaffiker, Hiftoriker, Meifter, Sammlungen, Aftronomie, Geographie, Geomantik, Medizin, Wahrfagekunft, Buddhismus, Taoismus, Künfte und Fertigkeiten. Von diefem Riefenwerke, deffen Druck zu teuer war, exiftierten nur drei Abfchriften. Ein Exemplar lag in Nanking, die beiden andern in Peking. Ihr Schickfal ift ebenfo tragifch wie das faft aller chinefifchen Bibliotheken. Das Exemplar in Nanking verbrannte in den Kämpfen, die fich an den Untergang der Ming-Dynaftie anfchloffen. Von den beiden Pekinger Exemplaren war das eine in der kaiferlichen Thronhalle aufbewahrt. Es wurde vernichtet, als diefe in der Zeit zwifchen 1796 und 1821 durch einen Brand zerftört wurde. Das zweite Exemplar lag in der Hanlin-Akademie. Es ift faft ganz zerftört worden, als die Boxer in der Nacht zum 1. Juli 1900 die Gebäude der Akademie in Brand fteckten, um die anftoßende englifche Botfchaft zu vernichten. Damals find von Chinefen noch 60 Hefte gerettet worden, die fich heute in der Staatsbibliothek zu Peking befinden. Einige Hefte find damals von Europäern auf der Straße aufgefammelt; fie find heute meift im britifchen Mufeum. Die letzte chinefifche Kaifer-Dynaftie, die Tfing-Dynaftie (Mandfchu 1644–1912), hat wieder die Sammlung der vorhandenen Büchermaffen gefördert, vor allem fie auch fyftematifch bearbeiten laffen. Die drei großen Förderer der Wiffenfchaft, Kunft und Literatur waren Kang Hi (1662–1722), Yung Tfcheng (1728–35) und vor allem Kien Lung (1736–95). Unter ihnen entftanden die riefenhaften Sammelwerke. Unter Kang Hi und feinem Nachfolger wurde die berühmte Encyclopädie vollendet, das umfangreichfte Werk der Weltliteratur, in dem das ganze Wiffen Chinas in planmäßiger Ordnung vorliegt. Diefe Encyclopädie ift betitelt: „Vollftändige Sammlung von Bildern und Schriften des Altertums und der Neuzeit", umfaßt 6 Gruppen (Aftronomie und Kalenderwefen, Geographie, Staat und Gefellfchaft, Wiffenfchaft, Literatur, Praktifches) und ift in 6109 Abteilungen mit 10000 Kapiteln gegliedert. Das Werk hat drei Auflagen erlebt. Ein zweites Sammelwerk veranlaßte Kaifer Kien Lung (1772), in dem die Schriftfteller zufammengefaßt wurden in den vier Gruppen: Klaffiker, Hiftoriker, Meifter und Sammlungen. Diefes Sammelwerk wird daher betitelt: „Das vollftändige der vier Magazine". Der Kaifer ließ durch die Behörden im ganzen Reiche feltene Schriften fammeln; nach 10jähriger Sammelarbeit waren 168000 Werke zufammengebracht, von denen fieben handfchriftliche Kopien hergeftellt wurden. Diefe fieben Exemplare wurden fo verteilt, daß je ein Exemplar in den vier kaierlichen Refidenzen (Peking, Yuan-ming-yuan bei Peking, Mukden, Jehol) und je einen in den drei Gelehrtenfchulen zu Yang-tfchou, Tfchin-kiang und Hong-tfchou aufbewahrt wurden. Man kann vermuten, welches ihr Schickfal war, wenn man auf die hier berichtete Büchergefchichte Chinas zurückblickt. Das Exemplar in Peking hat der letzte junge Exkaifer 1923 an einen japanifchen Großinduftriellen verkauft, um die Koften feiner Hochzeit zu beftreiten. So ift es wahrfcheinlich noch vorhanden. Das Exemplar im Sommerpalaft Yuan-ming-yuan ift mit verbrannt, als 1860 die Franzofen und Engländer den Palaft plünderten und niederbrannten. Das Exemplar in Mukden ift im ruffifch-japanifchen Kriege

zugrunde gegangen. Das Exemplar in Jehol war nach Peking geschafft, und in der neuen Reichsbibliothek aufgestellt; es ist während der Revolutionskämpfe verbrannt. Die beiden Exemplare in Yang-tschou und Hang-tschou sind im Taiping-Aufstand vernichtet worden. Nur das Exemplar von Tschin-kiang ist erhalten und befindet sich heute in der Provinzialbibliothek zu Hang-tschou. Dieses riesenhafte handschriftliche Sammelwerk forderte eine Art Inhaltsverzeichnis. Ein solches hat 1782 Kien Lung herstellen lassen. Dieser Katalog behandelt in 200 Kapiteln alle Werke der großen Sammlung historisch und kritisch. Es ist das umfangreichste Katalogwerk der Welt.

Äußerst einförmig erscheint so die Geschichte des chinesischen Bücherwesens. Immer wieder wiederholt sich das gleiche grausame Spiel, daß glückliche Zeiten und bedeutende Herrscher auch das Geistesleben fördern durch die Anlage gewaltiger Bibliotheken. Immer wieder gehen sie in den politischen Kämpfen zugrunde, wenn eine Dynastie untergeht und eine neue nach oft schweren Kämpfen das Reich neu festigt und dann auch aufs neue die Literatur sammelt. Wenn man bedenkt, wie völlige Verheerungen oft über China ergangen sind, so ist es fast wunderbar, daß trotzdem noch so viel erhalten ist. Das ist vielleicht daraus zu erklären, daß es in dem gewaltigen Reiche immer noch ruhige, von der Zerstörung nicht betroffene Gegenden gab. Dort hat man immer wieder nach Büchern gesucht und sie gefunden. Wichtiger scheint ein anderes: Das ist der chinesische Geist, der so stark mit den Werten der Überlieferung erfüllt ist. Seit Konfuzius das Altertum als die Norm des Lebens hingestellt hat, ist die Verehrung für die Werke der alten Literatur geblieben. Sie hat selbst die von Schi-huang-ti gewollte Vernichtung überwunden.

Mitteilungen.

Autographen. Das Antiquariat von Henning Oppermann (Basel, Blumenrain 27) ist in der Welt dafür bekannt, daß es für Autographen sich besonders interessiert. Das zeigen nicht nur einzelne bei ihm erschienene Werke wie „Handschriftenproben zur Basler Geistesgeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts", herausgegeben von Dr. Carl Roth und Lic. theol. Ph. Schmidt, oder das „Album von Handschriften berühmter Persönlichkeiten vom Mittelalter bis zur Neuzeit", herausgegeben von K. Geigy-Hagenbach, sondern auch eine Reihe von Antiquariatskatalogen, die den Autographen besonders gewidmet sind. Heft 3 des mit Recht so geschätzten und begehrten „Basler Bücherfreundes" vom September 1928 enthält nun wieder eine große Anzahl Autographen, und zwar die Nummern 1366—3014, also über 1500 Stück. Viel Wichtiges und Wertvolles ist dabei, ganze Briefe von zum Teil erheblichem Umfang. Die Schreiber und Schreiberinnen sind alphabetisch geordnet, so daß der Autographensammler rasch sich orientieren kann. Inhaltlich sind so viele Stücke von Bedeutung, daß, wollten wir darüber referieren, ganze Druckseiten nötig wären. Drei derselben können wir unsern Lesern im Bilde zeigen: Nr. 1466 von Johann Jakob Bodmer, dem Schweizer Gelehrten und Dichter, dem Förderer Klopstocks und Wielands, dem Gegner Gottscheds und seiner Schule; Zürich den 27. März 1752 ist dieser wertvolle Brief geschrieben, der die „Noachide" erwähnt, von Wieland spricht usw.; Nr. 1825 von Maria Christine, Herzogin von Sachsen-Teschen, der letzten Statthalterin der Niederlande, der Tochter des Kaisers Franz I. und der Kaiserin Maria Theresia, Schwester der Königin Marie Antoinette von Frankreich; der Brief ist gerichtet an den Bischof von Mecheln und stammt vom 12. Dezember 1789, er ist ein historisch ungemein interessantes Stück; der dritte Brief stammt von Kaspar Peucer, dem Schwiegersohn Melanchthons

S. D. Amplissime Vir, Patrone reverenter Colende,
quod inter cruciatus etiam arthriticos non oblitus eris
mei gratiam A. T. debeo summam ac perpetuam.
Respondeo tardius et ego vicissim, partim penuria
illorum, quibus tuto committerem literas, partim culpa
meae imbecillitatis, quae cum aetate ingravescit.
Sperabam reversus ex carcere saltem priori tran
quillius ac beatius, sed in illud me incidisse experior,
quod praedixit Paulus. Erit tempus cum sanam
doctrinam non tolerabunt, sed auribus prurientes,
ipsi sibi pro suis cupiditatibus coacervabunt
doctores. Et a veritate quidem aures avertent
ad fabulas vero convertentur. Erunt eo tempore
homines sui amantes, avari, gloriosi, superbi,
maledici, ingrati, impuri, inimici, astorgi, calumniatores,
habentes formam pietatis, sed qui vim eius abne
garunt etc. Tales nunc et in me experior,
et in eo loco dominari, quae fuit prima repur
gatae doctrinae sacra sedes, et officina sapientiae
politicae ac philosophicae vehementer doleo. Sed
ex praedictis spiritus sancti fatales poenas agnos
co ac mutationes, quas a saeva epitasi in
catastrophen tristissimam cum ruina Ecclesiarum,
scholarum ac politiarum desituras esse valde
vereor, repetens historias rerum Asiae et
Aphricae, quae olim floruerunt Ecclesiis et
studiis. Nunc vero per annos mille Mahometicae
blasphemiae ac Tyrannidi serviunt, quam ut
Deus a Germania avertat ac depellat, votis
ac gemitibus assiduis precor. Quae in vicinia
nostra fiunt, ea non dubito A. T. cognoscere
ex literis aut sermonibus hominum fide dignorum.
Ego illa vulnera quae humanis consiliis ac remediis

Die gütige vorsehung hat mir diesen Winter den Verfasser der
Natur der Dinge zugesandt. Dieser philosophische Dichter wohnet
mir dem Hause zunächst (Klopst.) [illegible] ganzes
hat. Wieland, so heißt der philosophische, der poetische Jüngling,
hat [illegible]
Universität. [illegible] seines Schicksals [illegible]
ich habe zu Ihro Hochedelgeb. [illegible]
[illegible]

So [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Freundschaft

Ew. Hochedelgeb.

gehorsamst. ergebenst.
Diener
Bodmer.

Zürich den 27 Merz.
1752

autres, et a reparer les griefs et donner au [redacted] Clergé
Nobles, et tiers Etat entiere Satisfaction, ne vous refuserez pas
a seconder ses bonnes Intentions. Votre conscience votre
Coeur doit vous y porter vous sauverés la Vie a des milliers
d'hommes et ces provinces de leur Reine, je ne vous parlerai
pas de l'affliction ou vous sommes plongés notre attache-
ment pour ce Pays ne peut etre meconnu vous l'avons prouvé
ce n'est que par la confiance en vos Sentimens que j'ai osé
risquer de vous ecrire cette lettre j'oserai meme vous rappeller
que nos Sentimens d'estime et amitié pour vous ne se sont ja-
mais dementis, quand meme nous etions obligé de vous parler
selon que dans les Circonstances ont l'exigeoit de nous:
Soyez Convaincue qu'a jamais ces Sentimens seront
Reunis a ceux de la plus parfaite Consideration
avec laquelle je suis

Votre tres affectionnée
Marie

und Haupt der philippiſtiſchen Partei und iſt am 28. April 1593 geſchrieben, zweifellos ein wichtiger Beitrag zur Reformationsgeſchichte und zur Kenntnis der cryptocalviniſtiſchen Streitigkeiten. Der Autographenſammler wird gut tun, dieſe Nr. 3 des diesjährigen „Basler Bücherfreundes" in ſeinen Handapparat zu ſtellen.

Münchener Kalender 1929. Wieder ſtellt ſich pünktlich der Münchener Kalender, diesmal für 1929, von Profeſſor Otto Hupp ein. An Schönheit und Farbenpracht der Bilder iſt er ſeinen Vorgängern ganz würdig. Dabei hat die Verlegerin, die Verlagsanſtalt vorm. G. J. Manz in Regensburg den Preis troţ höherer Herſtellungskoſten nicht erhöht. Er beträgt immer nur noch RM 2.—. Diesmal enthält der bekannte Wappenkalender neben dem neuen Staatswappen von Württemberg die Wappen der Geſchlechter: Böſelager —

Carlowitz — Hirschberg — Kerckerinck — Kreß von Kressenstein — Zu Rhein — Riederer von Paar — Schilling von Cannstadt — Thun — Tiefenhausen — Westerholt — Witzleben. Damit hat sich Hupp's bedeutendes Wappenwerk weiter vervollständigt. Auch die früheren Jahrgänge werden vom Verlag billigst geliefert und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Die genealogischen, sachkundigen Erläuterungen von Oberarchivar Dr. phil. Friedrich von Klocke verdienen besondere Beachtung. Eine eigene Empfehlung braucht der Münchener Kalender nicht mehr. Er hat sich in Adels- und Malerkreisen bestens eingeführt und jeder Besitzer der bisherigen Jahrgänge sei auf die Ausgabe 1929, die eine wertvolle Ergänzung der früheren Ausgaben bildet, nachträglichst aufmerksam gemacht. Mit jedem Jahrgang gewinnt dieser wertvolle Wappenschatz noch mehr Wert und wer die ganze Serie besitzt, kann sich glücklich schätzen über seinen Reichtum an künstlerischen farbenfrohen Wappen. H.

Die Schrift in Schule und Beruf. Unter diesem Titel veranstaltete die Staatliche Kunst- und Gewerkschule zu Königsberg i. Pr. zusammen mit dem Schriftmuseum Rudolf Blanckertz (Berlin) vom 12. August bis 2. September eine Ausstellung. Diese gab ein eindrucksvolles Bild der Bestrebungen, die unsere Schrift verbessern und künstlerisch heben wollen. Alle Verwendungsmöglichkeiten der erarbeiteten Schriftarten, Briefköpfe, Plakate, Schriftrollen, Buchtitel u. a. m. wurden in reicher Fülle gezeigt. Auch die neueren Schreibgeräte und das Fachschrifttum fehlten nicht. Als erste Ausstellung dieser Art am Orte ist sie mit Befriedigung und Dank zu begrüßen. Der Eintritt war frei. F. Bork.

Von der Gutenberg-Gesellschaft. Der dritte Jahrgang des Gutenberg-Jahrbuches ist erschienen. Wie im Vorwort mitgeteilt wird, ist eine abermalige Erhöhung der Auflage notwendig gewesen. Diese Tatsache beweist mehr als viele Worte, daß das Gutenberg-Jahrbuch in seiner Bedeutung weithin erkannt worden ist. Aus dem Vorwort erfahren wir aber auch, daß der dritte Jahrgang in der neu gegründeten Presse des Gutenberg-Museums und der Kunst- und Gewerbeschule in Mainz gedruckt worden ist, die kurz „Mainzer Presse" getauft wurde und von Professor Christian Heinrich Kleukens geleitet wird, der speziell für den Jahrbuchdruck eine „Mainzer Antiqua" schuf. Der Inhalt des Jahrbuches ist außerordentlich reich. Nicht weniger als 26 Beiträge sind in ihm enthalten. Daß der Bucheinband im Jahrbuch nicht mehr behandelt wird, ist sehr erfreulich. Je mehr sich das Jahrbuch an die Aufgaben des Gutenberg-Museums anschließt, desto intensiver kann es für diese wirken. Den ersten Beitrag schrieb Thomas F. Carter über „The Chinese background of the European invention of printing", der leider inzwischen verstorben ist und dem wir bekanntlich das Werk „The Invention of Printing in China and its Spread Westword" verdanken. Konrad Haebler, der nimmermüde. im Ruhestande lebende Abteilungsdirektor der Preußischen Staatsbibliothek, bespricht „Xylographische Donate" unter Beigabe von sieben Tafeln. Über ein Bruchstück eines unbekannten Holztafeldruckes des 15. Jahrhunderts mit drei Tafeln berichtet Geheimrat Leidinger, der um seiner vielen Verdienste für die Buchforschung allbekannte Direktor der Bayrischen Staatsbibliothek. Isak Collijn, der Direktor der Königlichen Bibliothek in Stockholm, dem die deutsche Wissenschaft so viel zu danken hat, macht uns mit vier Teigdrucken in der Universitätsbibliothek in Prag bekannt. Über die Entwicklung des japanischen Buchdruckes erfahren wir näheres durch Takeo Morimoto, Lehrer an der Buchdruckerfachschule in Tokio. Gottfried Zedler ruht nicht in seinen Forschungen über Gutenberg. Sein Beitrag lautet: „Die Erfindung Gutenbergs und der chinesische und frühholländische Bücherdruck." „Über den Wohnort Gutenbergs in seinen letzten Lebensjahren" schrieb der Direktor des Gutenberg-Museums, Aloys Ruppel. Dankbar begrüßen wir den Artikel „De l'Origine du Papier vélin" von Marius Audin in Lyon. Professor Dr. Wilhelm Ludwig Schreiber, der in Potsdam als Privatgelehrter lebt, macht uns in verdienstvollster Weise mit den Anfängen des Buntfarbendruckes bekannt. „Le Miroir de Mort de Georges Chastellain" ist ein Beitrag, be sonderer Beachtung wert, den das Jahrbuch Eugénie Droz und C. Dalbanne verdankt. Adolf Schmidt-Darmstadt kann in der Reihe der Mitarbeiter natürlich nicht fehlen. Aus seinem reichen Wissen gibt er uns Kenntnis über die Historia Sancti Albini, einen Druck Konrad Kachelofens (Leipzig, um 1497). Dr. Viktor von Klemperer in Dresden gibt einen Nachtrag „Der Augsburger Drucker Johann Bämler als Rubrikator." Einen schönen Beitrag lieferte A. F. Johnson vom Britischen Museum in London: Oronce Fine as an Illustrator." Durch Professor Preisendanz, Oberbibliothekar an der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe, erfahren wir näheres „Zur ältesten Ausgabe des Dionysios von Halikarnaß." Bibliotheksrat Dr. Max Josef Husung, der Leiter der Inkunabel-Abteilung der Preußischen Staatsbibliothek und der Geschäftsstelle der Kommission für den Gesamtkatalog der Wiegen-

drucke in Berlin, macht uns mit Chrysostomus Hanthalers Fälschungen eines Incunab-signets bekannt. „J. G. J. Breitkopf und P.-S. Fournier le Jeune, Ein Beitrag zur Geschichte des Notendruckes und der Schriftgießerei im 18. Jahrhundert“ stammt aus der Feder von Geheimrat Dr. Ludwig Volkmann. „Gustave Doré als Buchillustrator“ behandelt in übersichtlicher Form der Bibliothekar an der Universitäts-Bibliothek in Nancy. Der Beitrag ist trotz der Veröffentlichung Arthur Rümans recht beachtlich. Die folgenden Beiträge, die meist von Nichtdeutschen stammen, seien besonderer Beachtung empfohlen: On Art, Artists and Book-Production, by Percy Smith; La gravure sur Bois et la Typographie dans le Livre moderne Français, par Léon Pichon-Paris; Bibliophilie und Buchkunst in Sowjet-Rußland, von Paul Ettinger; Die Vergangenheit der Buchdruckerkunst im Burgenland, von Dr. André Cratkai; The United States as a Market for German Types, by Melbert B. Cary jr.; die Industrie-Druckerei in Prag 1923–27, von Method Kaláb. Am Schluß des stattlichen Bandes finden wir noch kleinere Mitteilungen: I. Der Apostroph, II. Zum Kolumnentitel, die Hofrat Dr. Hans Bohatta beigesteuert hat. Diese Uebersicht zeigt, wie das Gutenberg-Jahrbuch sich immer mehr auswächst und wertvolle Bausteine für eine Geschichte des Buchwesens beibringt.

Meyers Lexikon. Siebente Auflage. Schon liegt Band 8 *Marut-Oncidium* vor, sodaß in absehbarer Zeit der „große“ Meyer ganz in unseren Händen sein wird. Was das heißt, kann nur der ermessen, der die Riesenarbeit kennt, die erforderlich ist, um einen solchen Band fertigzustellen. Viele schüttelteIten ungläubig den Kopf, als das Bibliographische Institut anzeigte, daß es in rascher Folge die 7. Auflage herausgeben wollte. Jetzt sind wir an Band 8, der sich in jeder Beziehung würdig den vorhergehenden Bänden anreiht. Aus der Fülle der Artikel heben wir nur einige hervor, so die Artikel, die mit „Mauer“ zusammenhängen mit ihren instruktiven Abbildungen; das, was unter „Maximilian“ gesagt ist, Abbildungen und Text unter dem Schlagwort „Maya“ werden unsere Leser besonders interessieren; zu den größeren Artikeln gehört der gut orientierende Überblick über Mecklenburg-Schwerin und -Strelitz mit Karte; viel Freude macht der Artikel „Medaillen und Plaketten“ mit seinen trefflichen Abbildungen; überreich sind die vielen Artikel, die mit „Meier“ zusammenhängen; die Abbildungen zum Artikel „Mensch“ sind recht lehrreich und gut; vielgestaltig sind die Mitteilungen über „Metall“ und was mit Metall zusammenhängt, mit vielen glänzend wiedergegebenen Abbildungen; sehr dankenswert ist alles, was wir – unter Beifügung vieler Zeichnungen und Abbildungen – über „Meteorologie“ erfahren; der Artikel „Mexiko“ enthält viel Wissenswertes; nicht weniger als 44 Männer des Mamens Meyer sind sodann aufgeführt; die Artikel „Miete“ und „Mieterschutz“ werden manche Aufklärung geben, wie auch die Artikel, die mit „Mikroskop“ zusammenhängen; recht begrüßenswert ist all das, was über „Milch“ gesagt ist; mit Gewinn liest man die Artikel über „Mineralien“; etwas ausführlicher hätte der Artikel „Miniatur“ sein können; recht beachtenswert ist der Abschnitt „Möbel“ mit seinen schönen Abbildungen; die „Mongolei“ hat eine recht gute Darstellung erfahren; der Artikel „Moskau“ mit seinen Abbildungen sei besonderer Aufmerksamkeit empfohlen; die Mitteilungen über „Motor, Motorboote“ usw. werden sicherlich gern entgegengenommen, wie auch die über „Mühlen“ mit ihren Zeichnungen und Abbildungen; 76 Männer mit dem häufigen Namen „Müller“ sind aufgeführt; wer München besuchen will und nicht orientiert ist, lese nach, was er im „Meyer“ findet, er wird gar manches erfahren und die beigegebenen Karten mit Gewinn zu Rate ziehen. Der Ortskunde ist ja in Meyers Lexikon viel Sorgfalt gewidmet, selbst bei kleineren Städten und Orten, die in großer Zahl in diesen Band mit knappen aber wertvollen Hinweisen aufgenommen sind, man vergleiche z. B. Maulbronn und so manch andere. Der Münzsammler erfährt in einer ganzen Reihe von Artikeln, die zum Teil mit trefflichen Abbildungen versehen sind, manches Wissenswerte. Was unter dem Schlagwort „Museum“ gesagt wird, scheint uns zu knapp, auch ist die neueste Literatur nicht erwähnt. Sehr erfreulich ist der Artikel „Musik“ textlich wie in seinen Bildbeigaben; überraschend viel bringt der Artikel „Nähmaschine“; dankbar begrüßen muß man, was unter dem Schlagwort „Nahrung“ alles zu finden ist; der Artikel „Naturvölker“ muß größtem Interesse begegnen vor allem wegen seiner zahlreichen, recht belehrenden Abbildungen (unsere Leser seien besonders aufmerksam gemacht auf die Bilderschrift der Dakota, die Quipu-Knoten-Schrift von Peru, das Kerbholz der Ostjaken, den Botenstab aus Australien, die Buschmann-Zeichnungen usw.); der Artikel „Neumen“ ist, weil in die Schriftgeschichte einschlagend, des weiteren zu erwähnen. Daß der Artikel „New York“ mit Tafeln und Tabellen besonders reich ausgestattet ist, entspricht der Bedeutung dieser Stadt. Wer sich über die Niederlande informieren will, findet viel

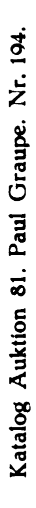
des Wissenswerten; die Tabelle der Nobelpreisträger 1901–1927 wird manches Interesse wecken; das Schlagwort „Nordamerika" hat reiche Darstellung erfahren, auch alles, was mit „nordisch" zusammenhängt, ist vielseitig und vielgestaltig behandelt; „Notenschrift" und „Notendruck" sind wieder zwei Artikel, die unsere Leser wohl gelegentlich nachschlagen. Artikel wie Obst, Obstverwertung, Öfen usw. sind recht verdienstvoll. Der Gesamteindruck ist wieder der, den man bei Band 1–7 gehabt hat: Man mag nachschlagen was man will, man bekommt Antwort und gute Antwort. Meyers Lexikon gehört deshalb in jedes Haus!

Aus den Antiquariaten.

G. Heß, München, Briennerstr. 9, hat seinem Katalog 32 einen schon früher benützten wirkungsvollen Einband gegeben. Der Katalog enthält Inkunabeln, Holzschnittbücher, Varia von ausgesuchtem Wert. Von Inkunabeln finden sich in ihm die Anthologia graeca Florenz 1494, Laur. Franc. de Alopa (2000 M); Bonaventura, Sermones de tempore et de sanctis. Zwolle 1479 (2500 M); Durandus, Rationale divinorum officiorum (Lyon, Le Roy ca. 1483) mit 800 M; Herbarius latinus, Passau, Joh. Petri, 1485 zu 2850 M; Jedaja Penini Ben Abraham, Bechinat Ha-Olam, Soncino 1484 zu 2900 M und anderes mehr. Auch die angebotenen Holzschnittbücher sind zum Teil von größtem Interesse, so Agricola, De re metallica libri XII (580 M); Joh. Böschensteins „New geordnet Rechenbiechlin" vom Jahre 1514 (650 M); Burgkmaiers „Images de Saints et de Saintes issus de la famille de l'empereur Maximilian I (650 M); Albrecht Dürer, Die große Passion (1700 M) und viele andere Holzschnittbücher. Die folgenden „Varia" sind außerordentlich zahlreich, man beachte vor allem den Abschnitt: Französische illustrierte Bücher des XVIII. Jahrhunderts. Vier Register sind dem Schlusse angefügt: I. Register der Inkunabeln nach Hain, II. Register der Städte und Länder, III. Register der Künstler, IV. Sachregister.

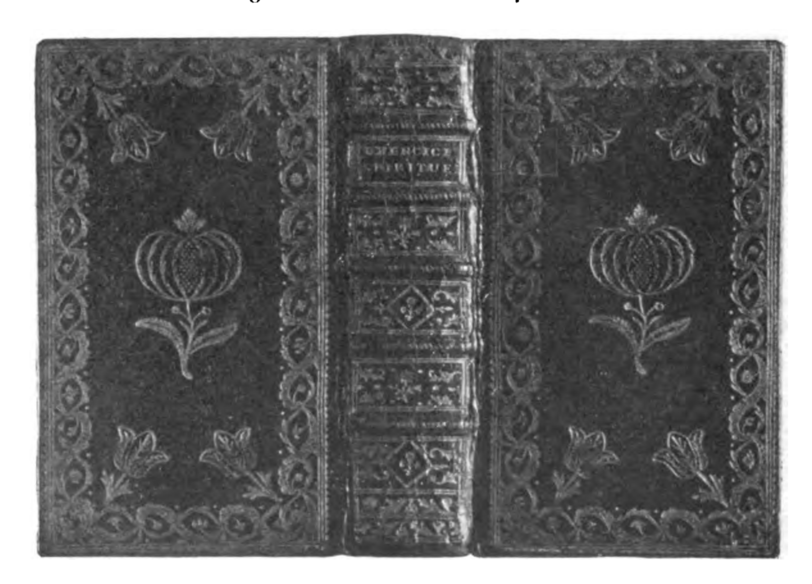
Theodor Ackermann, München, Promenadenplatz 10, versendet Katalog 601 „Neuerwerbungen". 600 Kataloge sind eine Zahl, die wenige Antiquariate aufweisen können, und wenn wir rückwärts schauen, so können wir nur feststellen, daß eine Unsumme Arbeit für unser Buchwesen geleistet worden ist. Daß diese Kataloge nicht Alltagskataloge gewesen sind, daß unter ihnen viel wertvolle Stücke vorhanden waren, wissen wir alle. Der Katalog 601 bringt 1993 Nummern aus folgenden Gebieten: Alpines, Amerika, Bibliographie, Biographien, Frauen, Liebe, Ehe, Friedrich der Große, Genealogie und Heraldik, Germanistik, Goethe, Haus- und Landwirtschaft. Judaica, Kunst, Napoleon, Revolution und Sozialismus, Studententum, Topographien, Totentanz, Volkskunde. Auf den Katalog Nr. 600 „Bavarica" kommen wir zurück, sobald er uns vorliegt.

Paul Graupe, Berlin W 10, Tiergartenstr. 4, hat seine Auktion 81 auf den 22. und 23. Oktober 1928 angesetzt. Der Katalog hierzu ist, kurz gesagt, in jeder Beziehung prachtvoll. Was er enthält, ist die Bibliothek der Herzogin Augusta Amalia von Leuchtenberg-Beauharnais und Beiträge aus anderem Besitz. Es sind Hauptwerke der französischen Buchillustration des 18. Jahrhunderts, meist in kostbaren gleichzeitigen Maroquin-Bänden von Padeloup, Derôme, Bozérian und anderen, zum großen Teil in seltenen Provenienz-Exemplaren mit Wappen berühmter Besitzer und mit besonderen Zuständen der Kupfer, ferner eine reiche Sammlung von Memoiren-Werken der napoleonischen Zeit, dekorative Gesamtausgaben: Pergamentdrucke, Widmungsexemplare usw. Die „Herzogin Augusta Amalia" war die Tochter des Königs Maximilian-Joseph I. von Bayern und die Gemahlin von Eugène Beauharnais, dem Stiefsohn Napoleons, Vizekönig von Italien. Ihre deutsche Herkunft, ihre Ehe mit einem der fähigsten und glanzvollsten Angehörigen der Familie Bonaparte, ihr langjähriger Aufenthalt in Italien und ihre Familienverbindungen mit der russischen, brasilianischen und portugiesischen Dynastie und anderen regierenden Häusern haben den Charakter ihrer Bibliothek bestimmt, die ein buntes und getreues Bild der europäischen Kultur unter dem ersten Kaiserreich und während der Revolutionszeit gibt. Es ist unglaublich schön, was in dem Katalog alles zusammengestellt ist, hat doch die Herzogin die besten Buchbinder ihrer Zeit wie Bozérian, Thouvenin, Simier, Bibolet und Lodigiani zur Ausgestaltung ihrer Bibliothek herangezogen. Die italienischen Werke, die ihr als der Vizekönigin von Italien in einzigartigen Exemplaren überreicht wurden, darunter vor allem die Drucke von Bettoni in Brescia, die in keiner Beziehung hinter den Meisterwerken Bodonis zurückstehen, sind auch in den Einbänden von erlesenem Geschmack, und die deutschen Bücher sind von einem ungenannten deutschen Buchbinder nicht minder



Katalog Auktion 81. Paul Graupe. Nr. 194.

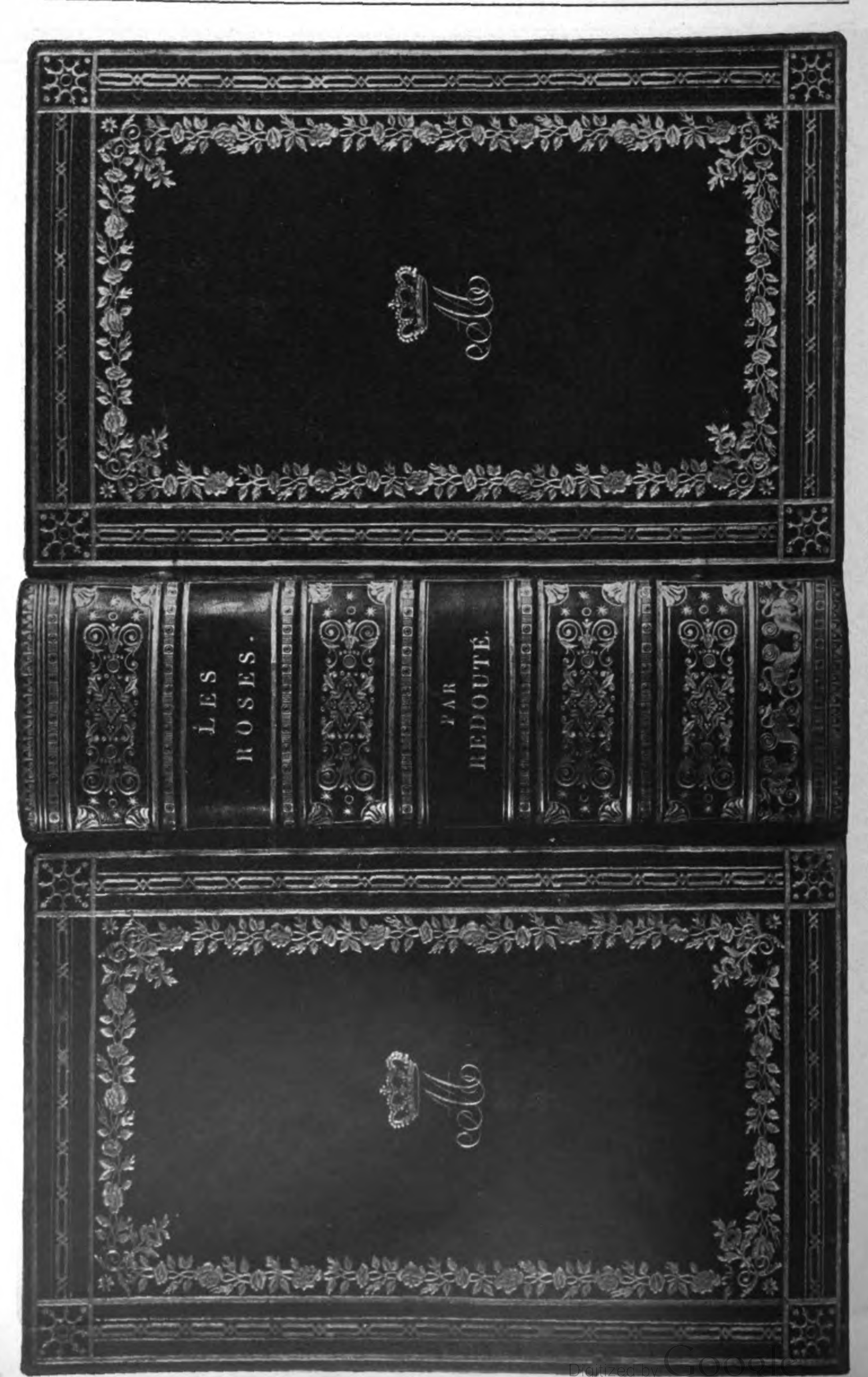
Katalog Auktion 81. Paul Graupe. Nr. 242.



Katalog Auktion 81. Paul Graupe. Nr. 239.



Katalog Auktion 81. Paul Graupe. Nr. 496.



Katalog Auktion 81. Paul Graupe. Nr. 683.

geſchmackvoll gebunden. Faſt jeder Band trägt auf dem Deckel das gekrönte Monogramm der Beſitzerin oder des Herzogs." Durch die Güte der Firma Paul Graupe ſind wir in der Lage, einige der Einbände unſeren Leſern zeigen zu können: 1. Nr. 194 des Katalogs, enthaltend Daniel, Histoire de la Milice Françoise, et des changemens qui s'y sont faits depuis l'établissement de la Monarchie Françoise dans les Gaules, jusqu'à la fin du Regne de Louis le Grand, zwei prachtvolle dunkelrote Maroquin-Bände, mit äußerſt reicher ornamentaler Blattranken- und Fileten-Bordüre, im Mittelfelde beider Deckel großes Wappen von Louis-Hyacinthe Boyer de Crémilles; 2. Nr. 239 und 242, jenes ein dunkelgrüner Maroquin-Band mit reicher floraler, ornamentaler und Pointillé-Bordüre, großen floralen Eckſtücken und großem Mittelſtück (Granatapfel), feinſte franzöſiſche Arbeit, dieſes ein hellbrauner Maroquin-Band mit reicher floraler, ornamentaler und Pointillé-Spitzen-Bordüre, großen floralen Eckſtücken und großem roſettenförmigem Mittelſtück (der Inhalt iſt ein ganz in Kupfer geſtochenes Livre d'heures); 3. Nr. 496, wieder ein roter Maroquin-Band mit floralen Eckſtücken und dem großen Königswappen Louis XV.; 4. Nr. 683, roter Romantiker-Maroquin-Band mit Mittelſtück Monogramm und Krone. Man kann ſich nicht ſatt genug ſehen an dem, was der Verſteigerungskatalog an Bildermaterial bietet. Für den Bucheinband-Liebhaber wird er von dauerndem Wert bleiben.

Antiquariat Altmann, Berlin W 30, Tauentzienſtraße 7, bietet in ſeinem Katalog 11 „Alte Drucke, illuſtrierte Bücher, deutſche Erſtausgaben, ausländiſche Literatur, Anſichten, Autographen aus dem Beſitz eines Berliner Sammlers und anderem Beſitz" 303 Nummern, unter denen ſich manches findet, was für den Bücherfreund beachtenswert iſt, ſo die Almanache und Taſchenbücher, Autographen, vor allem illuſtrierte Bücher, Lireratur über Kunſt uſw.

Georg Ecke, Berlin W 35, Lützowſtraße 95 I, bringt einen Nachtrag zu ſeiner Liſte 32: Eine Sammlung neuzeitlicher Vorzugsdrucke, illuſtrierter Bücher und Erſtausgaben in beſonders guter Erhaltung. Die Liſte iſt ein Beweis dafür, daß bei der großen Zahl dieſer Bücher eine ſolche Zuſammenſtellung recht verdienſtlich iſt.

Ernſt Dannapel (Inh.: Ed. H. Thoma) **Dresden-Blaſewitz,** Berggartenſtraße 8, hat in Katalog 45 Almanache, Taſchenbücher, Kalender zuſammengeſtellt; Katalog 46 bringt Bücher aller Gebiete aus fünf Jahrhunderten. Beide Kataloge ſind einer genauen Durchſicht wert.

Bernhard Liebiſch, Leipzig C 1, Kurprinzenſtraße 6, und **Schmidt & Günther, Leipzig** C 1, Karlſtraße 10, verſteigern am 16. Oktober und den folgenden Tagen die Schloßbibliothek des Grafen von Einſiedel auf Reibersdorf. Es ſind nicht weniger als 4601 Nummern. Sehr dankenswert iſt das Sachregiſter und die 8 Tafeln „Einbände".

J. A. Stargard, Berlin W 35, Lützowſtraße 47, hat mit ſeinem Katalog 282 „Spezialgeſchichte" all denen, die Genealogie und Heraldik pflegen, viel Bemerkenswertes gebracht. Kein Wunder, ſind doch die Beſtände der Bibliothek des verſtorbenen Ehrenvorſitzenden des Vereins „Herold", Sr. Exzellenz Generalleutnants v. Bardeleben, mit unter den angebotenen Stücken. Bei dieſer Gelegenheit ſei auch auf das in dritter, verbeſſerter und erweiterter Auflage erſchienene Buch „Knötel, Paul, Bürgerliche Heraldik" hingewieſen, deſſen Reſtbeſtände jetzt in den Verlag von J. A. Stargard übergegangen ſind, aufmerkſam gemacht. In gemeinverſtändlicher Weiſe berichtet es über die Entſtehung der Adelswappen, die wichtigſten heraldiſchen Geſetze, über ſtädtiſche Siegel und Münzen, Ausbildung der Städtewappen, Einteilung der ſtädtiſchen Wappenbilder, Schildhalter, Stadtfarben, Gemeindewappen, Kirchenſiegel, Innungswappen, dabei eine Überſicht über die wichtigſten Gewerbe, ihre verbreitetſten Wappenbilder, die Hauptſchutzheiligen und deren Darſtellung, Vereinswappen, Familienwappen uſw.

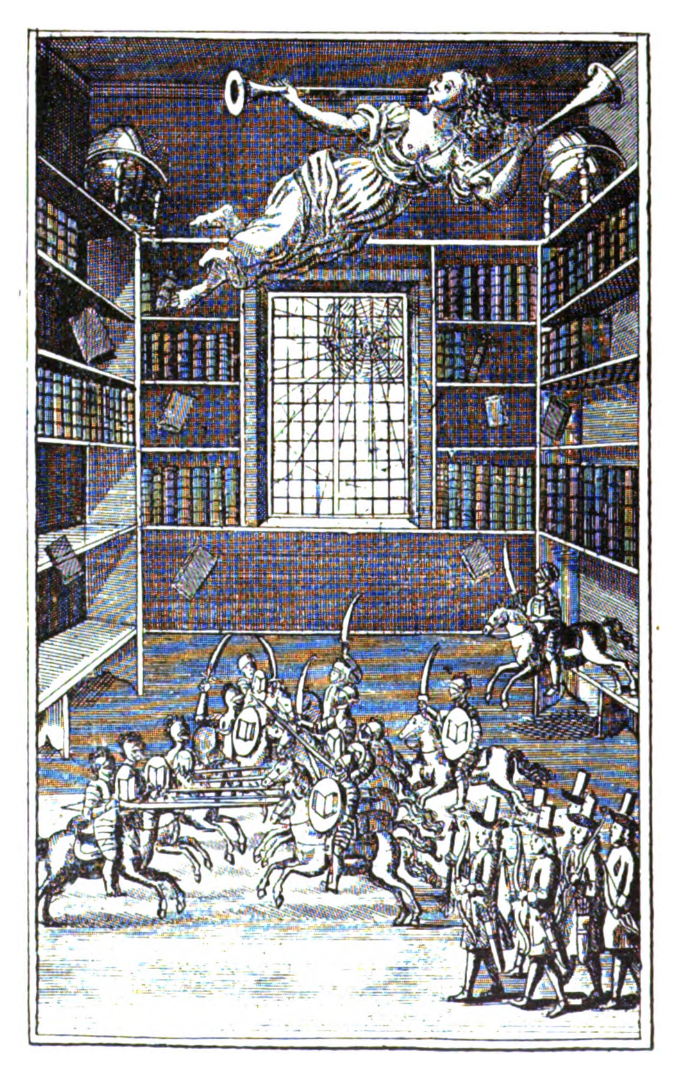
Der Verlag der **Asia Major, Leipzig** S. 3, Fockeſtraße 55, hat ſich eine Antiquariatsabteilung angegliedert. Katalog I: Oſt-, Süd- und Südoſt-Aſien, enthaltend die Bibliothek des verſtorbenen Profeſſors Dr. A. Conrady iſt vor kurzem ausgegeben worden. Man merkt es ſofort, daß hier Fachleute am Werke ſind. Eine reiche Gliederung ermöglicht ſchnelle Orientierung. Der Druck des Kataloges iſt gut. Die ſtattliche Zahl von 1731 Drucken zeigt, wie Conrady eifrig und umfaſſend gearbeitet hat. So iſt der Katalog für alle Freunde des leider zu früh heimgegangenen Leipziger Sinologen ein ſchönes Andenken.

Antiquariat **Agnes Straub, Berlin** W 35, Lützowſtraße 33–36, hat Katalog 44: „Bücher, Anſichten, alte Graphik, Inkunabeln der Lithographie" verſchickt. Eine reiche Auswahl iſt wieder in dieſem Katalog zu verzeichnen. Auf die Inkunabeln der Lithographie ſei beſonders aufmerkſam gemacht.

Karl W. Hierſemann, Leipzig, Königſtr. 27, verſandte im Juli 1928 ſeinen Katalog 585: Periodica, Zeitſchriften und Sammelwerke. I. Geſchichte und Hilfswiſſenſchaften. Dieſer Katalog iſt für die Leſer unſeres „Archiv für Schreib- und Buchweſen" beſonders wertvoll. 695 Nummern zählt er auf. Für die Hilfswiſſenſchaften, die neuerdings mehr Nachfrage erfahren haben, fehlt leider manches, was freilich nicht erſtaunlich iſt, ſind doch dieſe Periodica beſonders ſelten geworden, ſodaß ſie zum Teil in Vergeſſenheit geraten ſind.

J. A. Stargardt, Berlin W 35, Lützowſtraße 47, hat einen Katalog „Spezialgeſchichte" herausgegeben, auf den unſere Leſer beſonders aufmerkſam gemacht ſeien, da er für Genealogie und Heraldik recht Erfreuliches bietet. Der Katalog trägt die Nummer 281.

Walter Chriſtianſen & Co., Hamburg 11, Graskeller 10, hat Katalog 16 erſcheinen laſſen. Er enthält: Niederſachſen: Schleswig-Holſtein, Hanſe-Städte, Hannover; alte Drucke und Chroniken. Wertvolle deutſche Erſtausgaben. Der hübſche Katalog iſt mit einer Anzahl Abbildungen geſchmückt. In ihm findet ſich manch ſeltenes Buch, das zu erwerben ſich lohnt.



Bücherbefprechungen.

Unwin, Stanley. Das wahre Geficht des Verlagsbuchhandels, ins Deutfche übertragen von Fritz Schnabel. C. E. Poefchel Verlag, Stuttgart. 8⁰. 352 S.

Ein englifcher Verleger hat diefes Buch gefchrieben, in England wurde es mit großem Beifall aufgenommen und auch in Amerika, Holland und anderen Ländern hat es große Anerkennung gefunden. Fritz Schnabel hat es nun ins Deutfche übertragen. Wir Deutfchen wollen dafür dankbar fein, enthält es doch fo viel Wiffenswertes, daß viele daraus lernen können. Gewiß, gar manches sehen wir doch etwas anders an, aber intereffant bleibt es immer, diefe Ausführungen eines englifchen Verlegers zu lefen, ja wir können nur wünfchen, daß das Buch recht viele Lefer auch in Deutfchland finden wird. Es kann nicht unfere Aufgabe fein, im einzelnen zu den vielen Fragen, die angefchnitten werden, uns zu äußern. Wir müffen uns mit einer Inhaltsangabe begnügen. Es find 11 Kapitel, in die der Stoff gegliedert wird. Das erfte Kapitel behandelt das Eintreffen der Manufkripte (Eingang und Empfangsbeftätigung, ihr Äußeres, das „Ausfieben und das Lefen", Verlagslektoren und ihre Berichte, das entfcheidende Wort des Verlegers); das anfchließende Kapitel berichtet über Umfangs- und Koftenberechnung (die Notwendigkeit, die genauen Koften zu wiffen; zwei Methoden der Kalkulation, Umfangsberechnung, Fragen des Druckers, Probearbeiten, die Vervollftändigung des Koftenanfchlags). Das dritte Kapitel ift den Bücherpreifen und der Überproduktion gewidmet (die preisbeftehenden Hauptfaktoren, Herftellungskoften, Vertriebskoften, Anzeigen, Autorenhonorar, Gefchäftsunkoften, Überproduktion, unerwünfchte Bücher, Druck von großen Auflagen, ungenügender Abfatz). Im 4. Kapitel erfahren wir etwas über Verträge (die Warnung der Autorenvereinigung, die Notwendigkeit eines Vertrages, Verkauf aller Rechte, Vertrag mit Gewinnanteil, Mißbräuche, die zukünftigen Werke des Autors; prozentuales Autorenhonorar, Verlagsverträge, Kommiffionsverträge). Das 5. Kapitel geht auf die Herftellung ein (Druck, Vorbereitung der Manufkripte, Seitenformat, Schriftart, Schriftgrößen, Satzfpiegel, Fahnenabzüge, Titel, Kolumnentitel, moderne Druckmafchinen, Marginalien und Überfchriften, umbrochene Korrekturbogen, Autorenkorrekturen, Revifionen, Papier, Illuftrationen, Autotypien, Strichätzung, Offfet, die Anfertigung der Druckftöcke, der Druck von Neuauflagen ufw). Das 6. Kapitel ift dem modernen Vertrieb gewidmet, das 7. Kapitel den Organifationen des deutfchen Buchhandels, das 8. Kapitel der Werbung, das 9. Kapitel den Urheberrechten und anderen Rechten (das englifche Gefetz von 1911), die Berner Konvention, amerikanifche Urheberrechte, Überfetzungsrechte, Bühnen- und Filmrechte, Rundfunkrechte ufw.). Im 10. und 11. Kapitel werden allgemeine Fragen behandelt, außerdem ift auf den Verlagsbuchhandel als Berufszweig eingegangen. Diefe knappe Inhaltsangabe zeigt mehr als viele Worte, daß dem, der fich rafch orientieren will, fich hier Anregung nach vielen Richtungen bietet.

Hoecker, Rudolf und **Vorftius,** Joris, Internationale Bibliographie des Buch- und Bibliothekswefens mit befonderer Berückfichtigung der Bibliographie. Neue Folge, 1. Jahrgang 1926. Leipzig 1928. Verlag von Otto Harraffowitz. 8⁰. VIII + 130 S.

International gilt es wieder zu arbeiten, wollen wir wiffenfchaftlich auf der Höhe bleiben. International ift deshalb auch die Gefellfchaft für Schrift- und Buchkunde, die zur finanziellen Unterftützung und Ermöglichung von Druckarbeiten auf diefem weitverzweigten Gebiet in diefen Tagen in Frankfurt a. M. gegründet wurde. International ift auch die vorliegende Bibliographie des Buch- und Bibliothekswefen. Die Jahresbibliographie des Zentralblattes für Bibliothekwefen, die mehr eine deutfche Bibliographie darftellte, ift damit erweitert und fehr umfaffend geworden. Die Herausgeber find mit Recht vom Standpunkt der „Vollftändigkeit" abgegangen und haben Artikel fekundären Inhalts fortgelaffen. Zwar bitten die beiden Verfaffer nicht um Mithilfe bei ihrer entfagungsvollen und für alle Zeiten wertvollen Arbeit, wir möchten aber doch hier den Wunfch ausfprechen, es möchten alle, die Intereffe an der wichtigen Aufgabe haben, die Bearbeiter unterftützen und nicht an Kleinigkeiten nörgeln; bald werden fich dann gewiffe Lücken fchließen und kleine Unftimmigkeiten ausgemerzt werden. Das Buch beginnt mit einem Sigelverzeichnis. Auch wer mit Abkürzungen in großer Zahl fich nicht befreunden kann, wird zugeben müffen, daß diefe „Sigel" in einem folchen Buche vollberechtigt find. Man möchte nur wünfchen, daß diefe Sigel international angewendet würden in allen Veröffentlichungen, die fich auf Buch- und Bibliothekswefen beziehen Es wäre wirklich

wertvoll, wenn überhaupt eine internationale Liste in dieser Beziehung geschaffen würde. Da die Hoecker–Vorstius'sche Bibliographie gerade für unsere Leser von allergrößtem Interesse ist, geben wir eine vollständige Inhaltsübersicht über die 12 Kapitel. I. Buchwesen im allgemeinen. 1. Zeitschriften. 2. Allgemeines. 3. Nachschlagewerke. II. Bibliotheks-Wesen im allgemeinen. 1. Zeitschriften. 2. Allgemeines, Geschichte. 3. Bibliotheksverwaltung und Bibliothekseinrichtung. 4. Katologisierung und Aufstellung der Bücher. 5. Vereine und Kongresse. 6. Beruf und Ausbildung des Bibliothekars. 7. Biographisches über Bibliothekare. 8. Volksbibliotheken und Lesehallen. 9. Spezial-Bibliotheken. III. Bibliotheken einzelner Länder: 1. Deutsches Reich. Allgemeines. Einzelne Orte. 2. Deutsch-Österreich. 3. Schweiz. 4. Frankreich. 5. Großbritannien. 6. Italien. 7. Niederlande und Belgien. 8. Nordische Staaten, Finnland. 9. Ost- und Südost-Europa. 10. Spanien und Portugal. 11. Afrika, Asien, Australien. 12. Vereinigte Staaten und Kanada. 13. Ibero-America. IV. Schriftwesen und Handschriftenkunde. 1. Schriftwesen. 2. Handschriftenkunde. 3. Miniaturen. V. Buchgewerbe. 1. Zeitschriften. 2. Allgemeines und Geschichte. 3. Drucktechnik. 4. Einzelne Drucker und Offizinen. 5. Buchkunst. 6. Papier. 7. Einband. VI. Buchhandel. 1. Zeitschriften. 2. Allgemeines. 3. Einzelne Länder. 4. Einzelne Buchhändler und Firmen. 5. Verlags- und Pressrecht. VII. Zeitungskunde und Zeitschriftenwesen. 1. Zeitschriften. 2. Allgemeines. 3. Zeitungswesen einzelner Länder. 4. Journalismus. VIII. Allgemeine und National-Bibliographie. 1. Allgemeines. 2. Deutschland und Deutsch-Oesterreich. 3. Schweiz. 4. Frankreich. 5. Großbritannien. 6. Italien. 7. Niederlande und Belgien. 8. Nordische Staaten, Finnland. 9. Ost- und Südost-Europa. 10. Spanien und Portugal. 11. Afrika, Asien, Australien. 12. Vereinigte Staaten und Kanada. 13. Ibero-America. IX. Fachbibliographie. 1. Buch- uad Bibliothekswesen. 2. Philosophie und Psychologie. 3. Pädagogik. 4. Theologie und Religionswissenschaft. 5. Sprachen und Literatur. 6. Judaica und Orientalistik. 7. Geschichte und Geographie. 8. Kunstwissenschaft und Archäologie. 9. Musik. 10. Recht, Staat und Wirtschaft. 11. Mathematik: Astronomie und Heerwesen. 12. Naturwissenschaften. 13. Medizin. 14. Technik und Landwirtschaft. 15. Sport und Spiel. X. Regionale und lokale Bibliographie. XI. Persönliche Bibliographie. XII. Bibliophilie. 1. Zeitschriften. 2. Allgemeines. 3. Einzelne Büchersammler. 4. Exlibris. Diesen zwölf Abteilungen folgt ein wertvolles Register, das die Brauchbarkeit des Buches wesentlich erhöht. Wem es ernst ist um die Buchkunde, kann diese internationale Bibliographie nur freudig und dankbar begrüßen. Hoffentlich lohnt man's dem Verlag und den Verfassern durch recht zahlreiche Bestellungen!

Naturforschung und Naturlehre im alten Hamburg. Erinnerungsblätter zu Ehren der 90. Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte in Hamburg, September 1928, herausgegeben von der Hamburger Staats- und Universitäts-Bibliothek. Hamburg 1928. VIII, 99 S. 8⁰. Mit 8 Tafeln.

Dr. Carl Gustav Carus. *Von den Anforderungen an eine künftige Bearbeitung der Naturwissenschaften.* Eine Rede, gelesen zu Leipzig am 19. September 1822 in der ersten Zusammenkunft deutscher Naturforscher und Ärzte. Zu Ehren der 1928 in Hamburg tagenden 90. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte originalgetreu herausgegeben und den Freunden geschichtlicher Naturbetrachtung als Festgabe überreicht von der Hamburger Staats- und Universitäts-Bibliothek und der Genzsch & Heyse Schriftgießerei Aktien-Gesellschaft Hamburg. — Die Staats- und Universitätsbibliothek besorgte die Herausgabe des nach ihrem Exemplar in der Hausdruckerei von Genzsch & Heyse hergestellten Neudruckes.

Es ist eine schöne Sitte der Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek, Kongresse, die in Hamburg tagen, mit wertvollen Veröffentlichungen zu erfreuen. So ließ es sich die Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek nicht nehmen, auch den Teilnehmern an der 90. Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte mit den oben genannten zwei Veröffentlichungen ein wertvolles Andenken auf den Heimweg mitzugeben. Zwei Teile umfaßt die erstgenannte Festschrift „Naturforschung und Naturlehre im alten Hamburg": I. Hamburger Naturforscher und ihre Werke. Eine bibliographische Übersicht (1. Das Zeitalter von Joachim Jungius und die erste Blütezeit des Akademischen Gymnasiums. 2. Die Zeit der Naturtheologie und der Aufklärung, zugleich die zweite Blütezeit des Akademischen Gymnasiums) mit einem Anhang: Zeitschriften und Sammlungen. II. Joachim Jungius' geistesgeschichtliche Gestalt. Abhandlung von Adolf Meyer. Beigefügt ist ein Namensverzeichnis. Acht gut reproduzierte Tafeln schmücken die wertvolle Schrift.

Die vom Bibliotheksdirektor Prof. Dr. Gustav Wahl verfaßte Vorrede gibt in knapper Form einen wertvollen Einblick in die überaus wichtige Materie. — Der Nachdruck der Carus'schen Schrift, der außerdem den Teilnehmern des Kongresses gewidmet wurde, ist ebenso dankenswert wie erfreulich. Der Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek gebührt der Dank der ganzen wissenschaftlichen Welt, daß sie mit solch wertvollen Publikationen jeweils die in Hamburg tagenden wissenschaftlichen Kongresse fördert und ehrt.

Svend Dahl: **Geschichte des Buches.** Leipzig 1928. Verlag Karl W. Hiersemann. 8°. XVI und 256 S. Mit 74 Abbildungen.

Svend Dahl, der Direktor der Universitäts-Bibliothek in Kopenhagen, ist uns Buchkundlern kein unbekannter Mann. Er hat schon manches Wertvolle zur Buchkunde beigesteuert. Im Jahre 1927 erschien in P. Haase & Sons Forlag in Kopenhagen in der Reihe von Haases Haandboger als Nr. 8–9 aus der Feder von Svend Dahl ein Buch „Bogens Historie", das weithin Beifall fand. Wir Deutschen bedauerten, daß wir nicht ein ähnliches Buch haben, bedauerten auch, daß das Buch eben doch stark auf dänische Verhältnisse „zugeschnitten" war. Nun legt uns der um unsere Buchkunde so verdiente Verlag Hiersemann-Leipzig eine autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Lina Johnsson vor, was sehr zu begrüßen ist. Noch mehr zu begrüßen ist die Tatsache, daß Direktor Dahl diese deutsche Ausgabe einer Neubearbeitung unterzogen hat. Abschnitte, die besonders auf dänisches Buchwesen „zugeschnitten" waren, sind gekürzt worden, der Anteil Deutschlands an der Entwicklung des Buches ist ausführlicher behandelt worden. Svend Dahl hat recht daran getan, die deutsche Ausgabe mehr deutsch einzustellen. So ist ein Buch entstanden, daß seines Wertes halber bald in allen Buchkreisen bekannt sein dürfte. Um unsern Lesern einen Einblick in das reichhaltige Buch zu geben, geben wir den Inhalt kurz wieder. Der erste Teil des Buches behandelt das Altertum in folgenden Abschnitten: Die Papyrusrolle der Ägypter, Die ältesten chinesischen Bücher, Die assyrisch-babylonischen Tontafeln, Anderes altes Schreibmaterial, Die Papyrusrolle bei den Griechen. Die alexandrinische Bibliothek, Die Bibliothek in Pergamon, Die Pergamentbücher, Die Rolle wird von der Kodexform abgelöst, Buchhandel und Buchsammlungen bei den Römern, Die Erfindung des Papiers in China. Der sich anschließende zweite Teil ist dem Mittelalter gewidmet und gliedert sich in folgende Abschnitte: Die ersten Kloster- und Kirchen-Bibliotheken, Die byzantinischen Bibliotheken, Das Interesse der Araber für die griechische Literatur, Die Ausbreitung des Papiers in der Welt des Islams, Die Bibliotheken der römischen Kirche, Die Buchtätigkeit der Benediktiner und der irischen Mönche, Die Entwicklung der Schrift, Die Ausschmückung der Handschriften, Karls d. Gr. Zentralisierungsversuche, Die karolingische Schrift und der romanische Stil, Gothische Schrift und Ausschmückung, Die Handschriften Deutschlands und des Nordens, Die Klosterbüchereien, Die ältesten mittelalterlichen Bucheinbände, Die Kleinodien-Einbände, Ledereinbände, Lederschnitte und Blindpressung, Die Bibliotheken der neueren Mönchsorden, Die Entstehung der Universitäten, Bürgerliche Büchersammlungen, Die Ausbreitung des Papiers in Europa, Fürstliche Büchersammlungen, Die Andachtsbücher, Der Verfall der Klosterkultur, Der Durchbruch der Renaissance, Die Büchersammlungen der Humanisten, Die Mediceer und ihr Kreis, Die Bibliothek der Päpste, Matthias Corvinus. Der dritte Teil des Buches ist überschrieben „Das Ende des Mittelalters · Das 16. Jahrhundert" und hat folgende Abschnitte: Der Holztafeldruck in China, Die europäischen Blockbücher, Das Drucken mit beweglichen Lettern in China und Europa, Gutenberg erfindet das Gießinstrument, Die Verbreitung der Buchdruckerkunst, Die ältesten Druckereien, Die ältesten gedruckten Bücher, Die Einführung des Holzschnittes, Die ältesten illustrierten Bücher, Die Entwicklung des Buchdrucks in Italien, Die Entstehung der Antiquatype. Ratdolts Ornamente, Die Entwicklung des Buchdrucks in andern Ländern, Die ökonomischen Verhältnisse der ältesten Buchdrucker, Die Buchführer, Das Studium der ältesten gedruckten Bücher (Inkunabeln), Die mit Plattenstempel gepreßten Einbände, Die orientalische Buchkunst und ihr Einfluß in Italien, Aldus Manutius führt die Kursivtype ein · Seine Ornamente und seine Renaissance-Einbände, Grolier und seine Zeitgenossen, Die Giunta, Die deutsche Holzschnittkunst, Die Dürer-Periode, Die Bücher Kaiser Maximilians, Das Auftreten der Frakturtype, Der Buchdrucker der Reformationszeit, Die Vernichtung der Klosterbibliotheken, Die Säkularisation, Die mit Rollen gedruckten Einbände, Die Jacob-Krause-Einbände, Die französische Renaissancebuchkunst, Die rollengedruckten und die gestickten Einbände in England, Plantin, Das alte Aufblühen der deutschen Holzschnittkunst. Nicht so umfangreich ist, was ganz in der Sache liegt, der vierte Teil des Buches mit fol-



genden Abschnitten: Der Kupferstich erobert die Bücher, Der Barockstil in der Buchkunst, Die Elzevier, Die Familie Blaeu, Die Bücherauktionen beginnen, Die französischen Büchersammler, Die Entstehung der Nationalbibliotheken, Die Bibliotheks-Architektur, Die Gebrauchseinbände, Der Gasconstil der Einbände, Der dreißigjährige Krieg, Die schwedischen Bücher-Eroberungen, Das Zeitalter der Polyhistoren, Der deutsche Buchhandel und das Buchhandwerk. Im fünften Teil, der dem 18. Jahrhundert gewidmet ist, finden wir folgende Abschnitte: Die Vignettenkunst der Rokokozeit, Die französische Bibliophilie, Die Spitzenmuster auf den Bucheinbänden, Die Exlibris-Kunst, Büchersammler in England, Die Gründung des British Museum, Deutsche und nordische Büchersammler, Die Universitäts-Bibliotheken, Die deutsche Bücherwelt, Der Klassizismus in der Buchkunst, Der Einfluß der französischen Revolution. Der sechste Teil des Buches ist schließlich dem 19. und 20. Jahrhundert gewidmet. Er teilt sich in folgende Abschnitte: Die Napoleonschen Kriege, Die Roxburghe-Auktion und die spätere englische Bibliophilie, Der Stahlstich, Die Wiedergeburt des Holzschnittes, Die Lithographie, Die historische Richtung in der Bibliophilie,

Das Empire und die Romantik in der Buchbinderkunſt, Die Technik erobert die Herſtellung der Bücher, Die Reaktion gegen die Technik, Morris und ſeine Nachfolger, Moderne Buchkunſt in Deutſchland und in andern Ländern, Die Entwicklung der Bibliotheken, Die engliſchen und amerikaniſchen Volksbibliotheken, Die Groß-Bücherſammler Amerikas, Die Entwicklung des Buchhandels, Der Weltkrieg und die Jahre nachher. Noch kommen drei Teile Anhang, die beſonders erwähnt werden müſſen: Literatur, Perſonenregiſter, Sachregiſter. – Es liegt nicht in unſerer Abſicht, auf Einzelheiten einzugehen und unnötige Kritik zu üben, zumal dieſe in mancher Beziehung ſubjektiv ſein würde. Gerade auf dem Gebiete des Buchweſens gehen die Wünſche über Wichtiges und weniger Wichtiges außerordentlich auseinander. So hätten auch wir manchen Wunſch und manche kleine Richtigſtellung anzufügen, wir werden es dem Verfaſſer im einzelnen mitteilen. Unſer „Archiv für Schreib- und Buchweſen“ wünſcht dem Dahl'ſchen Buch in aller Aufrichtigkeit weiteſte Verbreitung, ſodaß baldmöglichſt eine neue Auflage erſcheinen kann. Das Bild Seite 176 iſt dem Proſpekt entnommen. Schramm.

Chriſtian Johnen, **Allgemeine Geſchichte der Kurzſchrift,** 3. veränderte und bis Ende 1927 fortgeführte Auflage, Berlin 1928 (Verlag von F. Schrey), 8⁰, 136 S.

Chriſtian Johnens „Allgemeine Geſchichte der Kurzſchrift“ iſt vor kurzem in dritter Auflage erſchienen. Das iſt ein Beweis für das Anſehen, deſſen ſich dieſes Werk erfreut. Und dieſes Anſehen iſt wohl begründet. Denn die Erkenntnis der Geſchichte der Kurzſchrift iſt zweifellos durch die Arbeit ein gut Stück gefördert worden. Wie Johnen es im § 2 als Aufgabe einer ſolchen Geſchichte anſieht, ſtellt er ſelbſt die Entwicklung der Kurzſchrift in den Zuſammenhang mit dem geſamten geiſtigen, wirtſchaftlichen und ſozialen Leben der Zeiten, erörtert dabei ebenſo die geiſtigen Ideen wie die führenden Perſönlichkeiten der verſchiedenen Epochen und will ein Verſtändnis der Gegenwart aus der Vergangenheit erſchließen. Daß der Verfaſſer die nötige Kenntnis der Vorarbeiten auf unſerem Gebiete mitbringt, wiſſen wir aus ſeinen mannigfachen ſachlichen Beiträgen, die oft wegweiſend geweſen ſind. Die Literaturüberſichten auf S. 8 f. und 120 ff. beweiſen aufs neue ſeine große Überſicht und Sachkenntnis. Ja, ich möchte dieſe Überſichten für noch wertvoller halten als die Literaturangabe in ſeiner größeren Geſchichte der Stenographie. Hier erſcheinen doch auch viele wertloſe Arbeiten, die keinen Fortſchritt gebracht haben. Die wirklich fördernde Literatur auf dem Gebiete der Geſchichte der Kurzſchrift iſt gering. Und nur dieſe iſt wert, erhalten zu werden.

Natürlich läßt ſich an manchen Einzelheiten des Buches Kritik üben. Ich greiſe einiges aus dem Gebiete der antiken Kurzſchriſt heraus. Die Schriſttafel auf S. 17 weiſt in den Zeichen des helleniſtiſchen Syſtems Fehler auf: ω wird durch das unziale w wiedergegeben, ων wird durch das Zeichen wiedergegeben, das Johnen mit ω bezeichnet. σα u. σον haben andere Zeichen, wie meine letzten Studien auf dem Gebiete gezeigt haben. Übrigens ſind die Schriftproben im ganzen genommen zu ſpärlich und ihre Art zu dürftig. — Wie weit die Hellenen auf Kreta und Zypern die Silbenſchriften (falls es ſolche waren?) der Urbevölkerung kennen gelernt haben, bleibt zweifelhaft. Die alte Kultur jener Gegenden ſcheint in den Jahrhunderten vor 1000 v. Chr. eine gewaltige Erſchütterung durchgemacht zu haben, ſo daß man faſt zweifelhaft ſein kann, ob damals, als die Griechen einbrachen, die alte Schrift noch lebendig war. — Pergament wurde ſeit dem 3. Jahrhundert vor, nicht nach Chr. aus Tierhaut hergeſtellt. — Die Behauptung, die karolingiſche Minuskel ſei von fränkiſchen Mönchen aus unzialen und kurſiven Formen ausgebildet worden, iſt mindeſtens mißverſtändlich. Ganz abgeſehen davon, daß die karolingiſche Kultur noch nicht rein oder auch nur vorwiegend mönchiſch iſt, iſt die karolingiſche Minuskel einfach eine Stiliſierung einer alten (kurſiven) Schriftform. Es iſt nicht etwa eine neu erfundene Schriftart, wie man nach dem Wortlaut annehmen müßte. — In den Ausführungen S. 12 und 13 hätte doch klar zum Ausdruck kommen müſſen, daß die feſten Kürzungen bei den Römern heimiſch ſind, daß die Griechen zunächſt nur willkürlich kürzten, bis ſie die Römer nachahmten. Mir ſcheint der Übergang der Kurzſchriſt ein ähnlicher zu ſein, auch da halte ich die Römer für die gebenden. Johnen iſt ja in dieſer Frage ſeit jeher anderer Meinung. Aber er wird mir zugeben, daß die drei von ihm auf S. 15/16 gegebenen Gründe nicht ſtichhaltig ſind. Leider kann auch ich nicht unbedingt zwingende Beweiſe geben. Es bleibt doch aber ſicher auffällig, daß die Griechen ihr ſtenographiſches Lehrbuch Κομμεντάριον nennen, alſo einen lateiniſchen Fachausdruck benutzen, während doch auf den meiſten Gebieten der Kultur

umgekehrt griechische Ausdrücke in Rom üblich waren. Darf ich auch einmal auf einige graphische Erscheinungen hinweisen? Das Zeichen für *ου* in der hellenischen Kurzschrift ist das lateinische U. Immerhin könnte man da ebenso auf *ω* = optimus in den tironischen Noten hinweisen. Römische und griechische Schreiber kannten in jenen Zeiten eben beide Alphabete und verwendeten Teile aus ihnen für ihre jeweiligen Kürzungen. Aber auffallender ist die Kürzung für *ον*, die dem lateinischen um entspricht. um ist schon zwanglos von Kopp als Teilzeichen des V erklärt worden, ist also durch das System leicht gedeutet. Aber *ον* erscheint in der griechischen Kurzschrift — wie allerdings auch zahlreiche andere Zeichen — willkürlich gebildet. Wenn wir also zwischen den gleichen Zeichen für um und *ον* einen Zusammenhang annehmen wollen, müßte man um für original, *ον* für entlehnt halten. Vielleicht fördert eine sorgfältige Untersuchung in dieser Richtung die umstrittene Frage.

Doch all das sind schließlich Einzelheiten. Lassen wir uns durch solche Betrachtungen, die nur mein Interesse an der Arbeit bekunden sollen, die Freude an der vortrefflichen Leistung Johnens nicht nehmen? Doch wie es in der Wissenschaft nun einmal geht, gibt es keinen Stillstand. Und froh über den erreichten Fortschritt, glücklich, das Buch Johnens in der Hand zu haben, schauen wir schon mit Sehnsucht nach weiteren Erfolgen aus. Die zukünftigen Arbeiten haben m. E. in folgender Richtung das Werk zu vervollkommnen: Die wirklich entscheidenden kurzschriftlichen Systeme sind noch gründlicher darzustellen auf Kosten aller mittelmäßigen Arbeiten. Man gewinnt doch oft den Eindruck, als wenn die Hauptsache der kurzschriftlichen Systeme ihre Alphabete seien. Das gilt nur so weit, als es sich um große Grundsätze handelt. Es war gewiß eine bedeutsame Tat, daß Tiro seine Wortnoten auf Teilzüge der gewöhnlichen Schrift begründete. Es war eine wirkliche Tat, daß Gabelsberger sein Alphabet auf eben solche Teilzüge seiner Zeit gründete; es war nicht minder bedeutsam, daß J. Willis die absolut kürzesten Zeichen zu seinem Alphabet machte. Aber daß und wie die einzelnen Nachfolger diese Buchstabenzeichen umstellten, ist reichlich gleichgiltig. Erst dort, wo bewußt auf die Kürze der Verbindungsfähigkeit der Zeichen Rücksicht genommen wird, öffnen sich neue Wege.

Viel wichtiger als die Gestaltung der elementaren Grundlagen ist der weitere Aufbau und Ausbau des Systems. Darüber erfährt man auch bei Johnen auffallend wenig. Er selbst hat uns z. B. einst im „Archiv für Stenographie" eingehend mit dem System von J. Willis bekannt gemacht. Hier faßt er sich in diesem Punkte beinahe noch kürzer als ich in meiner im ganzen kürzeren „Geschichte der Stenographie". Ich glaube, es wird bei solch einer Darstellung, wie ich sie mir wünsche, kaum ohne eine zusammenhängende Schriftprobe abgehen. Die gibt uns Johnen nirgends in seinem Werk. In meinem Schriftchen über die „Antike Stenographie", das in Heimerans Verlage erschienen ist, habe ich die Sache so gemacht, daß ich eine zusammenhängende Schriftprobe analysierte, ohne vorher das System in allen Einzelheiten erklärt zu haben. Auf diesem oder einem ähnlichen Wege werden wir allein vorwärts kommen. Erst eine fertige Schriftprobe führt uns in den Duktus der Schrift und die Eigenart des Systems ein. Ist es nicht auffallend, daß wir über die Redeschrift so gut wie nichts bei Johnen hören? Es wird zwar bei der Geschichte der Gabelsbergerschen Schule dargestellt, wie sich langsam die Scheidung zwischen Verkehrs- und Redeschrift durchsetzt, was diese aber eigentlich ist, wird kaum angedeutet. Und doch ist die Redeschrift die Krone der ganzen Schnellschrift. Erlesene Geister haben um sie gerungen; der Kampf zwischen fester und freier Kürzung ist auch heute noch nicht ausgekämpft.

Also: Die wertvollen Systeme müssen wirklich als Systeme erfaßt werden können. Allerdings ganz ausführlich ist nur das darzustellen, was in die Zukunft wirkt. Da merkt man dem Verfasser an, daß er für Deutschland nur zögernd die tatsächliche Entwicklung anerkennt. M. E. ist an dem Siege des Einheitssystems nicht mehr zu zweifeln. Darum wird eine „Geschichte der Kurzschrift" in erster Linie die graphischen Gestaltungen in ihrer Entwicklung zu verfolgen haben, die zur Formung der Einheitskurzschrift beigetragen haben. Gar manches, was früher wertvoll erschien, hat sich nicht als zukunftsreich erwiesen. Darum kann es kurz behandelt werden, wenn es geistvoll und originell war, oder fortfallen, wenn es diese Eigenschaften nicht besaß. Doch das sind alles Wünsche an die Zukunft; wir hoffen, daß Johnen selbst noch die Hand anlegt, in diesen Richtungen die Wissenschaft zu fördern. Für die Gegenwart aber freuen wir uns an seinem Werk. Es bildet einen Markstein in der Geschichte der Erforschung der Kurzschrift.

Königsberg i. Pr. Arthur Mentz.

Hans Jensen, Dr. phil., Privatdozent an der Universität Kiel: **Geschichte der Schrift.** Mit 303 Abbildungen. Hannover 1925. Orient-Buchhandlung Heinz Lafaire. (231 S.)

Je länger man sich mit der Geschichte der Schrift beschäftigt, desto mehr wird man die große Schwierigkeit und die Fülle noch ungelöster Probleme erkennen. Wenn es aber ein Einzelner versucht, das ganze Gebiet darzustellen, so wird man darin einesteils ein großes Wagnis sehen, andernteils aber auch dankbar sein, wenn uns eine Darstellung geboten wird, in der der Stand der heutigen Forschung auf allen einzelnen Gebieten in zusammenfassender Darstellung zum Ausdruck kommt. Dieses letzte darf man gewiß dem Buche von Jensen nachrühmen. Man braucht nur die literarischen Nachweise auf fast jeder Seite des Werkes zu beachten, um zu erkennen, daß der Verfasser die umfängliche und weitverstreute Literatur soweit beherrscht und mit selbständigem Urteil benutzt, wie dies überhaupt einem einzelnen Forscher erreichbar ist. Es dürfte hier alles Wesentliche herangezogen sein, worin sich der gegenwärtige Stand der Erkenntnis darstellt. Zugleich sind diese literarischen Nachweise dem Leser sicher willkommen, da sie nicht nur die Darstellung des Werkes begründen, sondern auch ermöglichen, sich mit den einzelnen Problemen vertraut zu machen. Vergleicht man das vorliegende Werk mit Wuttske's an guten Gedanken immerhin reichen „Geschichte der Schrift und des Schrifttums" (1872) oder gar mit den seltsamen phantastischen Büchern Faulmanns, so muß man den gewaltigen Fortschritt, den dieses Werk bezeichnet, anerkennen. Das ist begreiflich; denn es ruht auf der philologischen Forschung und dem tieferen kulturhistorischen Denken, die in der Arbeit von führenden Forschern sich auswirken. Noch heute sind manche Gedanken Steinthals („Die Entwicklung der Schrift." 1852.) wertvoll, obwohl seine Psychologie längst veraltet ist. Aber die großen Fortschritte der Schriftgeschichte sind doch von hervorragenden Forschern auf allen Gebieten gewonnen, mit denen sich die Schriftgeschichte berührt. Die primitiven Vorstufen haben R. Andree und Th.-W. Danzel behandelt. Durchschreiten wir die einzelnen Gebiete, so begegnen wir überall den Namen von ersten Gelehrten, die innerhalb ihres Forschungsgebietes auch der Schrift eindringende Arbeit gewidmet haben. So hat Ed. Seler das Verständnis der altmexikanischen Schriften erschlossen. Aus A. Conradys Schule sind die wertvollen Arbeiten Br. Schindlers über die chinesische Schrift hervorgegangen. Erman und Sethe haben für das geschichtliche Verständnis der ägyptischen Schrift maßgebende Arbeiten geboten. Zu den größten Taten der Forschung wird man immer die von Grotefend eingeleitete Entzifferung der Keilschrift rechnen. Während aber die ältere Periode der Assyriologie wesentlich der Deutung der Zeichen zugewandt war, hat die jüngere Zeit auch der formgeschichtlichen Erklärung viel Arbeit gewidmet, wofür Friedr. Delitzsch besonders wichtige Anregungen gegeben hat. Mit der Buchstabenschrift setzt dann eine besonders umfassende Forschung ein, wobei als erstes ihrer Probleme der Ursprung des Alphabetes hervortritt. Es wird trotz verschiedener anderer Versuche dabei bleiben, daß mit dem semitischen Alphabet die Buchstabenschrift erreicht ist, mag man auch über seinen Ursprung immer noch verschiedener Meinung sein. Hier werden die Arbeiten von Lidzbarski immer durch genaueste Kenntnis und kritisches Urteil bedeutsam bleiben. Die höchste Bedeutung für die Erforschung der gestaltenreichen indischen Schrift hat Bühlers „Indische Paläographie". Eine ähnliche Stellung nehmen für die griechische Schrift Kirchhoffs „Studien zur Geschichte des griechischen Alphabets" ein. Es sind damit nur die wichtigsten Namen genannt und nur die umfangreichsten Schriftgebiete. Wenn man beachtet, wie die Ergebnisse der genannten und zahlreicher anderer Forscher in Jensens Werk verarbeitet sind, so darf man erwarten, daß das Werk, das auf besten wissenschaftlichen Grundlagen ruht, auch dem heutigen Stand der Schriftgeschichte durchaus entspricht. Diesen Ruhm darf man dem Werke ungeschmälert zugestehen, auch wenn man in der Anlage des Ganzen vielleicht ein anderes Verfahren bevorzugen möchte oder wenn man in strittigen Einzelfragen hier und da anderer Meinung sein kann. Das ist auf diesem schwierigen und problemreichen Gebiete noch lange unvermeidlich. Im großen und ganzen aber darf man sagen, daß die Hauptfragen der schriftgeschichtlichen Forschung dadurch geklärt sind, daß die Schriftgeschichte nicht nur durch form- und stilkritische Prüfung der Zeichen bestimmt ist, sondern die Schriftentwicklung als einen Ausdruck allgemeiner kulturgeschichtlicher Beziehungen und im Zusammenhang mit der Entwicklung des Stilgefühls zu verstehen sucht.

Gehen wir nun auf Einzelheiten des Werkes ein, so gibt die inhaltreiche Einleitung eine klare Darstellung allgemeiner Fragen, die sich an die Schrift anschließen, nämlich einerseits ihr Verhältnis zur Sprache, andererseits die kulturgeschichtliche Bedeutung der Schrift. In erster Hinsicht kommt es darauf an, in der Schrift eine Darstellungsform zu sehen, die zunächst nicht an die Sprache gebunden ist. Erst in langsamer Entwickelung wird die

sprachliche Ausdrucksform in graphischer Form festgelegt, wobei es dann sogar dazu kommt, daß das traditionelle Schriftbild Einfluß auf die Sprache gewinnt. Man darf hinzufügen, daß die Entwicklung einer Sprache viel langsamer da erfolgt, wo die Sprache in festen literarischen Formen niedergelegt ist. Sogar Rückbildungen der Sprache treten unter dem Einfluß des Schrifttums auf, wofür das archaisierende Latein im 3. Jahrhundert und der Atticismus in der griechischen Literatur des 2. Jahrhunderts Muster sind. Wenn in diesem Abschnitt die berühmte Bücherverbrennung in China (213 v. Chr.) durch den Kaiser Schi-huang-ti als ein Mittel aufgefaßt wird, die Tradition zu bekämpfen, so ist daran etwas Richtiges. Nur sollte man betonen, daß chinesische Gelehrte dieses allerdings barbarische Verfahren selbst provoziert haben.

Als „Vorstufen der Schrift" bezeichnet der Verfasser glücklich eine Reihe von Darstellungsmitteln, die irgend welchen sachlichen Inhalt in konventionellen Formen anschaulich machen. Nur sofern diese Zeichen der Mitteilung dienen, können sie von der Schriftgeschichte behandelt werden. Dahin gehören die verschiedenen Arten der Kerbhölzer, unter denen die australischen Botenstäbe die merkwürdigsten sind; ferner die peruanischen Quippus. Ich teilte bisher mit dem Verfasser die Meinung, daß die Quippus lediglich eine Veranschaulichung von Dingen und Zahlen seien, daß sie also nur zu statistischen Zwecken dienten. Dafür sprach der Bericht des Garcilaso de la Vega von 1617. Tschudi dagegen meinte, es seien in den Quippus auch Gesetze, geschichtliche Berichte, selbst Gedichte dargestellt. Demgegenüber haben Nordenskiöld und Locke eine magische und astronomische Bedeutung der Quippus erkannt (s. Th.-W. Danzel, Handbuch der praekolumbischen Kulturen in Lateinamerika. 1927. S. 113f). Will man alle diese graphischen Mittel nach ihrem Wesen bestimmen, so kann man sie als Marken (Kerben, Knoten usw.) und als Symbole bezeichnen. Daran knüpft J. einen Abschnitt „Ideenschrift", in dem bildhafte Formen verschiedener Stufen zusammengefaßt sind. Die Bezeichnung als „Ideenschrift", die hauptsächlich in den Bilderschriften nordamerikanischer Indianer vorliegt, will mir nicht recht glücklich erscheinen. Gewiß stellen diese Schriften ganze Vorstellungskomplexe dar, aber die Darstellung ist durchaus auf das Gegenständliche begrenzt. Ich habe deshalb für Marken, Symbole und Bilderschriften die Bezeichnung als „Gegenstandsschriften" bevorzugt, denen ich als „Sprachschriften" alle die mannigfachen Schriftstufen gegenüberstelle, in denen der graphischen Darstellung eine b e s t i m m t e Form des sprachlichen Ausdrucks entspricht. Freilich muß ich die Schwierigkeiten betonen, die hier bestehen. Wir haben zahlreiche graphische Darstellungen — oft schon solche von großer zeichnerischer und malerischer Kunst aus vorgeschichtlicher Zeit —, bei denen wir nicht sagen können, ob sie als schriftartige Darstellungen aufzufassen sind. Vieles scheint aus rein spielhaftem — d. h. künstlerischem — Antrieb, anderes aus magischem Denken hervorgegangen zu sein. „Schrift" setzt wohl da ein, wo das Streben nach Mitteilung oder Überlieferung vorliegt. Die Marken auf einem australischen Botenstab, die bildhaften Symbole auf dem Grabmal eines Indianerhäuptlings sind deshalb wirkliche Schrift. Sie wollen etwas s a g e n. Etwas ganz anderes ist es, wenn der primitive Jäger Tierbilder an Wände malt, wie solche aus vorgeschichtlicher Zeit in der Höhle von Altamira erhalten sind und wir sie in den berühmten Jagdbildern der Buschmänner kennen. Hier soll wohl nicht Erlebtes im Bilde berichtet werden, sondern es liegt hier der in aller Magie, im Zauber und in der Beschwörung herrschende Gedanke zugrunde, daß das Bild mit der dargestellten Person oder Sache i d e n t i s c h ist. Der Jäger gewinnt das wirkliche Tier als seine Beute, wenn er es im Bilde darstellt. Im Liebeszauber wird der Mensch krank gemacht oder getötet durch Mißhandlung seines Bildes, etwa in Gestalt einer Puppe. Noch die Hinrichtung i n e f f i g i e — durch Annageln des Bildes an den Galgen — ruht auf dem Glauben an die Identität von Bild und Person.

Gilt es, mit solchen Erwägungen die Grenze zwischen Schrift und ihrem S i n n e nach andersartigen Darstellungen zu finden, so ist es auch recht schwierig, im Bereich der Schrift feste Grenzen zu ziehen. Schon von der Gegenstandschrift zur Sprachschrift ist der Übergang ein allmählicher. Er wird vielleicht dadurch erfolgt sein, daß sich mit gegenständlichen, bildhaften Darstellungen Texte verbanden, die in fester sprachlicher Form überliefert werden. Solche Texte sind besonders alle Beschwörungstexte, die Zauberlieder, weil bei ihnen die W i r k u n g an die feste Form des Wortes gebunden ist. Solche Bilderschriften kennen wir in den K e k i n o w i n der Indianer, den Bilderschriften, die den „Medizinmännern" als Gedächtnishilfe für magische Gesänge und Zauberformeln dienen. Aber wir haben bei Indianern auch profane Texte in Bilderschrift, indem Heldenlieder und Liebeslieder in Bildern skizziert werden. Jedem Bilde entspricht hier ein Vers des Liedes. Die S c h r i f t ist hier noch durchaus gegenständlich bestimmt; aber die feste sprachliche Form, die mit ihr



verknüpft ist, bereitet eine Schriftform vor, in der das Bestreben vorliegt, dem sprachlichen Ausdruck feste graphische Ausdrucksformen zu verleihen. Das ist in einer aus gegenständlichen Darstellungen und wortandeutenden Zeichen gemischten Schrift der Fall, nämlich in den mittelamerikanischen Schriftsystemen der Maya und der Azteken. Hier haben wir einen weiteren Schritt, sofern es annähernd gelingt, einzelne Worte, besonders Ortsnamen, nach ihrem Laute darzustellen. Viel weiter ist die chinesische Schrift gekommen, indem sie für jedes Wort ein selbständiges Zeichen geschaffen hat. Aus solcher die Worte im Bilde veranschaulichenden Schrift sind auch die ägyptischen Hieroglyphen und die Keilschrift hervorgegangen. Nur ist hier ein weiterführender Schritt getan, sofern einzelne Bilder zu Silbenzeichen und — im Ägyptischen — sogar zu Lautzeichen geworden sind. Darin haben wir dann höchstwahrscheinlich den Ausgang für eine nur die Laute der Sprache darstellende Schrift, d. h. für das Alphabet, das eine scharfe und geschichtlich annähernd bestimmbare Grenze in der Schriftentwicklung bezeichnet. Nun liegt es nahe, die „Sprachschriften" nach dem Prinzip der fortschreitenden Analysierung des Sprachbestandes und der entsprechenden graphischen Darstellung zu gliedern. So kommt man auf Wort-, Silben- und Lautschriften. Nebenbei bemerkt: die Benennung der letzten Gruppe als Buchstabenschriften sollte man lieber meiden. Einmal steht „Buchstabe" (das graphische Zeichen) nicht mit Wort und Silbe (die sprachlichen Gebilde) auf gleicher Stufe. Als drittes Glied können neben Wort und Silbe nur die Laute erscheinen, die in den Buchstaben eine graphische Darstellung finden, wie etwa Worte in Bildschrift dargestellt werden. So treffend im Prinzip die angegebene Entstehung der Sprachschriften ist, so schwer ist sie in der Wirklichkeit des geschichtlichen Bestandes durchführbar. Nur a potiori kann man die drei Gruppen bilden. Es gibt — vor der Lautschrift — nur wenige in sich einheitliche Schriftsysteme, also solche die nur Wortschrift oder nur Silbenschrift wären. Das ist begreiflich; die Schriftsysteme sind nicht durch theoretisches Denken geschaffen, sondern sie sind der Niederschlag einer langen Entwicklung. Infolgedessen sind in einem Schriftsystem oft verschiedene Stufen der Entwicklung nebeneinander vertreten, wie es vor allem die Hieroglyphen und die Keilschrift zeigen. Wenn diese Schriften also in Jensens Werk unter die Wortschriften eingereiht sind, so ist das in gewisser Weise berechtigt; aber daß es ein Notbehelf ist, ist klar. Wie es in derselben Gruppe mit der chetitischen und altkretischen Schrift sowie vollends der Schrift auf der Osterinsel steht, kann fraglich erscheinen. Daß es in den beiden ersten Schriften Wortzeichen gibt, ist sicher; wie weit die Schrift sich weiter entwickelt haben mag, können wir noch nicht sagen. Unter den Silbenschriften erscheinen mit Recht die japanische und die altkyprische Schrift, die originelle Schrift der Vai-Neger, in der vielleicht Nachklänge einer Wortschrift noch zu erkennen sind. Als viertes Glied wird hierher die von Sequoyah nach Mustern aus amerikanischen Büchern geschaffene Schrift der Tschesokesen gestellt. Wenn die altpersische Keilschrift unter den Buchstabenschriften erscheint, so möchte ich sie — abgesehen von den wenigen Wortzeichen — lieber als Silbenschrift auffassen. Dagegen hat sich die meroitische Schrift auf einigen nubischen Denkmälern des 2. bis 4. Jahrh. n. Chr. wirklich als eine aus der demotischen Schrift abgeleitete Lautschrift erwiesen. So besteht bis an die Grenzlinie der „Lautschrift" immer die Schwierigkeit, die älteren Schriftformen in das Schema von Wortschriften und Silbenschriften einzufügen. Man wird diese beiden Gruppen beibehalten, weil sie den Entwicklungsgang der Schriftbilder bezeichnen. Aber eine ganz befriedigende Ordnung wird kaum erreichbar sein. Wenn man an solchem Versuch dieses und jenes auszusetzen findet, so muß man sich stets fragen, wie man es besser machen könnte. Und dann läßt man sich gern genügen an dem, was möglich ist.

Sehr viel klarer — wenn auch nicht in allem völlig geklärt — liegen die Verhältnisse bei den Lautschriften. Hier besteht die entscheidende Tatsache, daß alle Lautschriften Abkömmlinge aus einem Uralphabet sind, nämlich aus dem semitischen Alphabet. Einerseits rein formgeschichtlich, andererseits an der Hand kulturgeschichtlicher Beziehungen ist diese Tatsache beweisbar. Die Probleme, die hier auftreten, sind folgende: 1. Wie ist das ursemitische Alphabet entstanden? Dafür sind doch wohl die merkwürdigen jüngsten Inschriftenfunde vom Sinai entscheidend, in denen sicher eine Buchstabenschrift vorliegt, die einerseits formal an die ägyptische Schrift anknüpft, andererseits als Vorstufe des ursemitischen Alphabets gelten kann. Wenn wir dies semitische Alphabet als Lautschrift auffassen, sofern es die Konsonanten als Träger der Wortbedeutung darstellt, so ist das nur relativ richtig. Auch hier ist die Grenze gegen die ältere Form der Silbenschrift nicht scharf. Denn jedes Lautzeichen des semitischen Alphabets bezeichnet nicht den Konsonanten allein, sondern einen Konsonanten mit einem beliebigen Vokal. Erst das Grie-

chische hat mit der Bildung selbständiger Zeichen für die Vokale eine reine Lautschrift geschaffen. Selbst die vollendetste Lautschrift der Erde, die aus dem semitischen Alphabet entstanden ist, die Sanskrit-Schrift, ist streng genommen noch eine Silbenschrift, weil die einzelnen Zeichen nie den Konsonanten allein, sondern in Verbindung mit kurzem *a* darstellen. Erst die Bezeichnung der Vokallosigkeit durch Virâma und die Andeutung der andern Vokale durch besondere Zeichen machen diese Schrift zu einer Lautschrift. Denselben Entwicklungsgang hat die südsemitische Schrift eingeschlagen in der Ausbildung der äthiopischen Schrift.

2. Wie hat sich im semitischen Sprachbereich das ursemitische Alphabet seine verschiedenen Gestaltungen gewonnen? Hier haben wir zunächst die Frage, wie der fundamentale Unterschied der stilisierten südarabisch-äthiopischen Schrift und der nordsemitischen Schrift zu erklären ist, welch letztere uns als wesentlich einheitliche Schrift in den ältesten kanaanäischen Denkmälern (9. Jahrh. n. Ch.), in den phoenikischen und aramäischen Inschriften vorliegt. Aus letzteren ergeben sich die drei Gestaltungen der hebräischen Quadratschrift, der syrischen Schrift, die an das Palmyrenische anknüpft, und der arabischen Schrift, die in der Schrift der Nabatäer wurzelt. Vielleicht muß man die südsemitische Schrift als eine künstlerisch stilisierte Form einer noch einfacheren Schrift betrachten, die z. B. in den Safa-Inschriften, den lihjanischen und thamudenischen Inschriften vorliegt. Diese könnten an die sinaitischen Zeichen anknüpfen, und die nordsemitische Schrift könnte als eine Neubildung angesehen werden, für die das Prinzip in den Sinaiinschriften scheinbar gewonnen war, das man nämlich als Zeichen für Konsonanten lineare Bilder von Dingen benutzte, deren Benennung mit dem Konsonanten begann, den man darstellen wollte.

3. Wie haben sich aus semitischen Alphabeten die weiteren Alphabete entwickelt? Die Entlehnung der Alphabete ergibt sich aus kulturgeschichtlichen Zusammenhängen, mit diesen die Zeit der Entlehnung und die als Vorbild dienende Form. An eine recht alte Form des nordsemitischen Alphabetes schließt sich unmittelbar die griechische Schrift an. Aus älteren und jüngeren aramäischen Alphabeten sind die altindische Brahmi-Schrift und die Khavrosthi-Schrift abgeleitet; ferner die iranischen Schriften der Pehlevi-Bücher, des Avesta und der Münzen aus der Arsakiden- und Sasaniden Zeit. An mittelpersische Formen hat sich nach den neuesten Forschungen von Junker das Armenische mit dem Georgischen angeschlossen. Durch die Manichäer ist die soghdische Schrift nach Mittelasien gelangt und hat hier im Uigurischen eine Nachwirkung, die in den Schriften der Mongolen und Mandschu weiterlebt.

Zwei Gebiete haben dann eine ungemein reiche Schriftentwicklung erlebt. Aus der griechischen Schrift ist der vielgestaltige Schriftenbereich des westlichen Kulturkreises hervorgegangen, die durch die Schriften der Römer und Etrusker, der Germanen (Runen), Gothen und Kopten, der Slawen und Albanesen bezeichnet wird. Dem steht gegenüber der unendliche formenreiche indische Schriftenkreis, dem nicht nur Vorderindien und Ceylon, sondern auch Hinterindien (Siamesisch und Birmanisch) Java, Sumatra und die Philippinen angehören.

Ohne daß es besonders hervorgehoben wurde, sind in dieser Übersicht einige schriftgeschichtliche Zusammenhänge anders aufgefaßt worden, als es bei Jensen geschehen ist. Das ist wohl unvermeidlich. Überblickt man das Buch nach seiner Vollständigkeit und seiner geschichtlichen Klarheit im ganzen, so könnte man einige kleine und entlegene, mitunter noch nicht gedeutete Schriftformen vermissen, wie die Schriftdenkmäler der Hsi Hsia, das Koreanische, die Schriften der Laos-Völker; aber es fehlt dem Werke jedenfalls nichts Wesentliches, auch nicht in den reichen Literaturangaben. Gewiß kann man hier und da die Tatsachen etwas anders auffassen. Im Ganzen aber muß man von dem Buche sagen, daß ein Anderer in diesem und jenem Abschnitt es etwas anders gemacht hätte; aber ich bezweifle, ob sich ein einzelner Gelehrter findet, der es im ganzen besser gemacht hätte.

Lehrreich und wertvoll ist der reiche Illustrationsbesitz des Buches, der — namentlich durch die Tafeln der Zeichen — den Text sehr veranschaulichen hilft. Freilich könnte man hier wünschen, daß berühmte Inschriften aus allen Gebieten im Bilde mitgeteilt würden, so der Mesastein, eine Asoka-Inschrift, ägyptische und babylonische Denkmäler, altchinesische Stücke, der Schwarze Stein vom Forum und berühmte Handschriften. Aber die Illustrationen sollen offenbar nicht dem künstlerischen Schmuck, sondern der Veranschaulichung zu lehrhaftem Zweck dienen. Und das ist hier auch das zunächst Wichtige. R. Stübe.



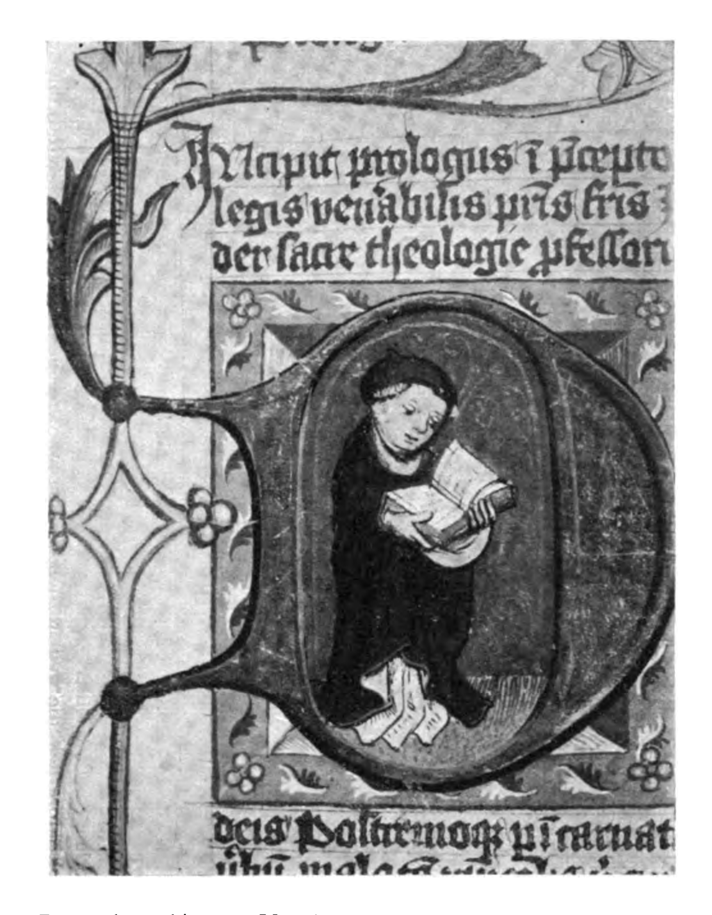
Pantheon. Monatsschrift für Freunde und Sammler der Kunst. Herausgegeben von O. v. Falke und A. L. Meyer. Jahrgang 1928. Erstes Heft. Januar. F. Bruckmann A. G. München.

Eine neue Kunstzeitschrift und zwar, wie man sofort ersieht, eine Zeitschrift, die weit über all dem steht, was man gemeinhin bei Neugründungen erfahren kann. Verlag wie Herausgeber sind Bürge dafür, daß die kommenden Hefte diesem ersten Heft an Ausstattung und Inhalt nicht nachstehen werden, sodaß wir des öfteren darauf zurückkommen werden. Die Zeitschrift soll der Kunst aller Zeiten und Völker, einschließlich Asiens, vornehmlich der älteren Kunst gewidmet sein und alle Gebiete des Kunstsammelns umfassen, sie soll also eine von manchem längst empfundene Lücke ausfüllen und wird sie ausfüllen. Das vorliegende Heft enthält folgende Abhandlungen: Friedländer, Adriaen Ysenbrant als Porträtmaler; de Tizac, Chinesische Eule; Mayer, Ein Teppichkarton von Goya; Valentiner, Pieter des Hoochs „Gesellschaft beim Kegelspiel"; von Falke, Der Augsburger Goldschmied Johannes Lenker; Benesch, Die fürsterzbischöfliche Gemäldegalerie in Kremsier; de Hevesy, Ein unbekanntes Bild aus Verrocchios Werkstatt; von Falke, „Ein Dürer Teppich; Tatlock, Thomas Gainsboroughs Developement; Hofstede de Groot, Eine unveröffentlichte Farbenskizze aus der Frühzeit des P. P. Rubens; Huth, Signierte Roentgen-Möbel. Diesen mit glänzenden Abbildungen versehenen Beiträgen schließen sich illustrierte Berichte aus Berlin, London, New York, Paris und Wien an. Das „Pantheon" soll monatlich erscheinen mit 60 Seiten Text und Bildern, die, dafür bürgt ja der Name F. Bruckmann A. G., mit den vorzüglichsten Mitteln moderner Reproduktionskunst wiedergegeben werden. Der Preis von 30 M jährlich, also nicht ganz 3 M für ein solch stattliches Heft, ist erstaunlich billig, so daß die Zeitschrift in weite Kreise unseres kunstliebenden Publikums eindringen kann.

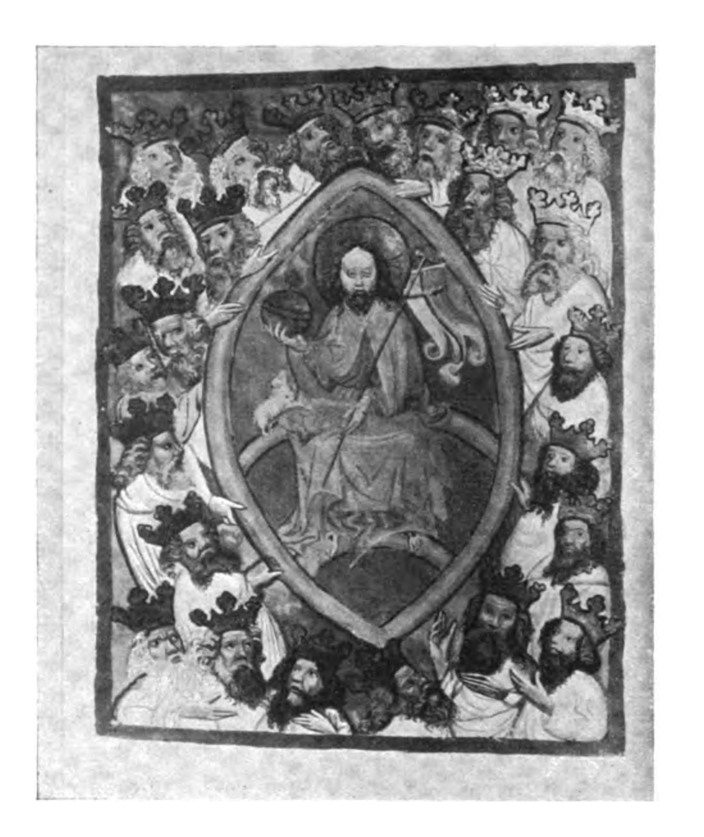
Karl Fischer: **Die Buchmalerei in den beiden Dominikanerklöstern Nürnbergs.** Erlangen, Phil. Dissertation von 1927. Nürnberg 1928 (86 S., 32 Abbildungen) 8°.

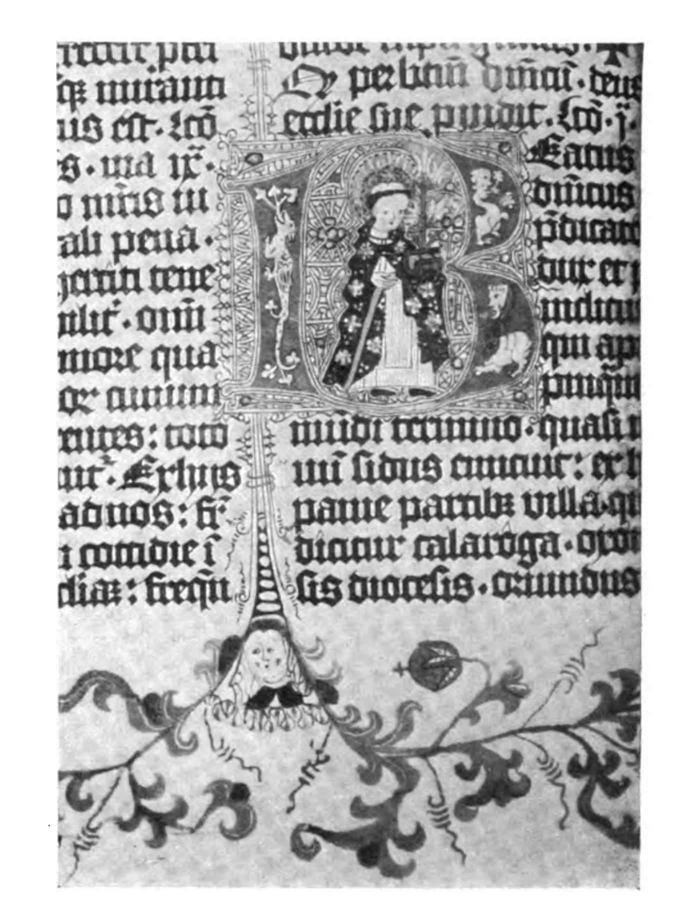
Eine Doktorarbeit, die weitestgehendes Interesse verdient. Der Verfasser hat sich mit den Problemen sehr gut abgefunden, sodaß seine Arbeit unter den Bücherfreunden sicherlich gern aufgenommen werden wird. Die Nürnberger Buchmalerei ist — nach den Resten, die auf unsere Zeit gekommen sind, zu schließen — durchaus spätgotisch. Aus der romanischen Zeit ist nichts erhalten, frühgotische Denkmäler wurden nur vereinzelt gefunden. Dagegen läßt sich vom Ende des 14. Jahrhunderts bis zum Ende des 15. Jahrhunderts eine geschlossene Entwicklungsreihe feststellen, deren Träger hauptsächlich die beiden Dominikanerklöster in Nürnberg sind: das Männerkloster, meist Predigerkloster genannt, und das Frauenkloster zu Sankt Katharina. Die beiden Klöster sind nicht nur durch Ordenszugehörigkeit und Seelsorge verbunden, sie bieten infolge gegenseitiger Wechselbeziehungen auch in der Buchmalerei ein einheitliches Bild: das Predigerkloster in Stil und Technik ausgebildeter, das Katharinenkloster zwar kindlich primitiv, aber vielseitiger. Das Nonnenkloster war der Mittelpunkt einer eigenartigen künstlerischen Klosterkultur, von der eine Reihe von Wirkteppichen, Einblattholzschnitten und Miniaturen noch heute Zeugnis ablegt. — Die Entwicklungsreihe der Buchmalerei in Nürnberg beginnt um 1400 unter böhmischem Einfluß. Bis etwa 1430 ist das Predigerkloster allein führend, dann tritt das Katharinenkloster hervor, das in dieser Zeit rheinisch-burgundische Anregungen aufgenommen hatte. Während die Buchmalerei des Predigerklosters in der Folge Stil und Technik zu großer Vollkommenheit ausbildet und gegen die Mitte des Jahrhunderts porträtmäßige Sicherheit erlangt, bleiben die Nonnen bei ihrer primitiven Urwüchsigkeit, die oft durch die Kühnheit überrascht, mit der selbst schwierige Probleme zu lösen versucht werden. Im Katharinenkloster sind zwei zeitlich sich folgende Schulen tätig. Die eine, mehr kalligraphisch-ornamental, schließt sich an die Schreiberin Kunigunde Niklas an, die besonders im 5. Jahrzehnt des Jahrhunderts tätig war, die andere hat die Nonnen Margarete Karteuserin und Barbara Gwichtmacherin zum Mittelpunkt. Beide Namen verdienen es, besonders hervorgehoben zu werden; durch die Zusammenarbeit dieser beiden Klosterfrauen — Margarete Karteuserin war Schreiberin, Barbara Gwichtmacherin Illuministin — wurden Prachtwerke klösterlicher Buchkunst geschaffen, die heute noch durch die Einheit von Schriftbild und Buchschmuck vorbildlich sein können. Die Hauptwerke der beiden Nonnen werden im Buchmuseum in Leipzig und in der Stadtbibliothek Nürnberg aufbewahrt. Mit der Ausbreitung des gedruckten Buches geht in den Nürnberger Klöstern die Buchmalerei zurück, verschwindet im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts ganz, um nur noch von berufsmäßigen Illuministen, sogenannten Briefmalern, gepflegt zu werden.





Fischer, Die Buchmalerei in den beiden Dominikanerklöstern Nürnbergs.





Fischer, Die Buchmalerei in den beiden Dominikanerklöstern Nürnbergs.

Hildegard Heyne: **Albrecht Dürer.** Sämtliche Kupferstiche in Größe der Originale. Jubiläumsausgabe. Aus Anlaß der 400. Wiederkehr seines Todestages gedruckt für die Freunde des F. W. Hendel Verlags in Leipzig.

Die Kunst dem Volke? Das ist mehr als je heute erfreulicherweise das Bestreben dieses oder jenes Verlages. In großen Auflagen sollen die Kunstwerte jedem erschlossen werden. Die bibliophilen Drucke, oder sagen wir die numerierten Drucke von Reproduktionen sind nicht mehr zugkräftig. Gewiß, wenn alle Einzelheiten beachtet werden und nur kleine Auflagen auf den Markt kommen, kann auf die kleinste Kleinigkeit in der Reproduktion Rücksicht genommen werden. Was nützt alle „bibliophile" Reproduktion, wenn sie nicht uns allen zugute kommt. Viele Studierende, viele Freunde des Buches können die „bibliophilen" Preise nicht zahlen, und doch möchten sie auch teilnehmen an dem, was wir „Kunst im Buche" heißen. So hat der Hendel-Verlag zweifellos ein Verdienst mit der vorliegenden Publikation. Daß er eine Verfasserin von Ruf als Bearbeiterin genommen hat, ist in jeder Beziehung nur anerkennenswert. Die Reproduktion des Werkes erfolgte in glänzender Weise auf der Kupferdruckpresse der Kunstanstalt Max Breslauer in Leipzig. Das Papier wurde eigens für diese Ausgabe nach alten Vorlagen angefertigt. Was geleistet worden ist, ist, wenn man die Massenauflage berücksichtigt, allen Lobes würdig. Die Kunstanstalt Breslauer hat zweifellos in ihren Reproduktionen für größere Auflagen allerweitestes Interesse gefunden und dankbare Abnehmer freuen sich über jede neue Bereicherung auf diesem Gebiet.

Aufruf.

Kein Gebiet des menschlichen Wissens ist so vernachlässigt, wie die Kenntnis der Schrift. Und doch gebrauchen wir die Schrift tagtäglich, als ob sie etwas Selbstverständliches wäre, was wir ohne jede Gegenleistung auszunützen berechtigt sind. Das ist Undank.

Es sollte Ehrenpflicht aller derer sein, die viel mit Schrift und Schrifttum zu tun haben, die mühsamen, aber so wichtigen Studien über die Entwicklung der Schrift, der wir unser ganzes Kulturleben verdanken, zu unterstützen.

Nicht nur die Geschichte der Schrift zu erforschen, ist dringend notwendig, auch ihre technische Seite muß erfaßt werden. Unsere Kinder werden gequält mit unzulänglichem Schreibunterricht, weil auch hier die normale Entwicklung selbst denen nicht immer bekannt ist, die uns die Kenntnis der Schrift vermitteln.

Diese Tatsachen sind unserer Kultur unwürdig.

Gar mancher junge Wissenschaftler möchte sich gern dem Studium der Schriftwissenschaft widmen, um mitzuhelfen, Wandel zu schaffen, es fehlen ihm aber die Mittel für die nicht gerade billigen Unterlagen. Noch nie war die Not der Wissenschaft so groß wie heute.

So haben sich denn eine Anzahl Freunde der Schrift zusammengetan, um eine Internationale Gesellschaft für Schrift- und Buchkunde zu gründen. Freudig haben weit über hundert Personen ohne weiteres ihre Mithilfe zugesagt. Wirklich ersprießlich wirken kann eine solche Gesellschaft nur, wenn sie viele, sehr viele Mitglieder hat.

Der Beitrag ist absichtlich so niedrig bemessen (pro Jahr nur 3 M), damit möglichst viele teilnehmen können an der Förderung der so dringend notwendigen Kulturarbeit.

Provisorische Leitsätze sind diesen Zeilen beigefügt, die unser Arbeitsgebiet scharf umreißen.

Sollten nicht auch Sie, sehr verehrter Leser, die geringe Summe von 3 Mark jährlich für eine solche dringende Kulturarbeit übrig haben? Wir hoffen es.

Diesen Aufruf unterstützen:

Antiquar Theodor Ackermann, Regierungsrat a. D. Professor Ernst Ahnert, Professor Dr. phil. Amsel, Bankherr Adolf Arnhold, Ritter Erwein Auer von Welsbach, Univ.-Professor Dr. Franz Babinger, Handelshauptlehrer Max Baier, Fabrikant Adolf Beck, Univ.-Professor Dr. G. Bergsträsser, Fabrikant Friedrich Emil Boden, Hofrat Dr. Hanns Bohatta, Studienrat Ferdinand Bork, Kaufmann Otto Böhret, Verlagsbuchhändler und Antiquar Martin Breslauer, Leiter des Stenogr. Dienstes beim Reichswirtschaftsrat Univ.-Lektor Fritz Burmeister, Studienrat Univ.-Lektor Adolf Claus, Direktor Professor D. Dr. Otto Clemen, Direktor Dr. Svend Dahl, Oberstudiendirektor Professor Dr. Dewischeit, Pfarrer Paul Dürr, Direktor Professor Dr. K. Ebel, Enßlin & Laiblin, Geheimrat Univ.-Professor D. Dr. Johannes Ficker, Ernst Fischl, Univ.-Bibliothekar Dr. phil. Josef Fitz, Dr. Kurt Freyer, Direktor Professor Dr. phil. Robert Fuchs, Studienrat Professor Geisendörfer, Univ.-Bibliothek Gießen, Regierungsrat Oskar Goepel, Bibliothekar Dr. phil. Franz Grein, S. Gundelfinger, Univ.-Professor Frank Mx Hawley, Studienassesor Dr. Walter Kannegießer, Kommerzienrat Albert Kimpel, Dr. Paul Krasnopolski, Bibliothekar Professor Dr. Jarmiel Krecal, Dozent Alois Legrün, Oberbibliothekar Professor Dr. Karl Löffler, Direktor der Deutschen Zentralbücherei für Blinde, Marie Lomnitz-Klamroth; Landesbibliothekar Karl J. Lüthi, Assistentin Tony Mahler, Sanitätsrat Dr. Mantzel, Oberstudiendirektor Professor Dr. phil. Arthur Mentz, Oberbürgermeister Dr. Otto Most, Antiquar Henning Oppermann, Frau Professor Hildegard Plasberg, Professor Wilhelm Poetter, Professor Dr. Bela Radnai, Buchhändler C. E. Rappaport, Referendar Ignaz Reinwald, Fabrikant Armin Renker, Fachlehrer Adolf Rhein, Antiquar Hans Rothschild, Professor Dr. Sergej Rubinstein, Freiherr Johannes von Rudbeck, Regierungsrat Eduard Schaible, Martin Scheringer, Professor Dr. L. Schiaparelli, Postrat Laurenz Schneider, Univ.-Professor Dr. J. H. Scholte, Museumsdirektor Professor Dr. Albert Schramm, Stud. phil. Hans-Albert Schramm, Fabrikant Rudolf Schramm, Univ.-Lektor Redakteur Paul Straffner, Professor Dr. phil. R. Stübe, Verlagsbuchhändler Werner Siebeck, Dr. ing. A. Soennecken, Antiquar Ed. H. Thoma, Direktor Dr. Tobolka, Privatdozent Professor Dr. Eckhardt Unger, Generaldirektor Dr. Julius v. Végh, Bibliotheksdirektor Reichsritter Arthur von Vincenti, Univ.-Professor Dr. Graf Georg v. Vitzthum, Professor Dr. Warburg, Buchhändler Max Weg, Hauptlehrer Wilhelm Weidmüller, Antiquar Weiß, Verlagsbesitzer, Vizepräsident des Braunschweigischen Landtages H. Wessel, Diplom-Volkswirt Heinz Wessel, Professor Heinrich Wieynck, Professor Dr. Wohlthat, Stiftsbibliothekar P. Othmar Wonisch, Heinrich Zeiß, August Zeiß, Zentralwissenschaftliche Bibliothek zu Odessa, Universitätsprofessor Dr. Wesley D. Zinnecker.

2. Liste. Stadtbücherei-Direktor Dr. Ackerknecht, Pfarrer und Graphiker Aich, Oberstudienrat Dr. Aumüller, Dr. phil. Leo Baer, Professor Dr. Guido du Ban, Regierungsrat Dr. Georg Blauert, Oberregierungsrat Dr. Karl Bode, Kunstanstalt Max Breslauer, Professor Dr. Konrad Buchwald, Max Cohn, Direktor Dr. Crain, Direktor Dr. Crüwell, Kaufmann und Schriftsteller Adolf Doose, Direktor Professor Dr. Fritz, Direktor Walter Funder, Antiquar Paul Gottschalk, Dr. med. Adolf Hartmann, Heffer & Sons, Stadtbibliotheks-Direktor Held, Subdirektor Heinz Hinderer, Direktor Professor Dr. Hippe, Paul Hirsch, Direktor Professor Dr. Hofmann, Staatsbibliothekar Dr. Hommel, Buchhändler und Antiquar Willy Janke, Buchhändler und Antiquar Jarler, Professor Dr. phil. Jentsch, Intertype Setzmaschinen-Gesellschaft, Bibliotheks-Direktor Dr. Johne, Senats-Präsident Dr. Chr. Johnen, Universitäts-Professor Dr. Köhler, Studien-Assessor Dr. Werner Kraner, Professor Fritz Kuhlmann, Bibliotheks-Direktor Professor Dr. Leyh, Dr. W. Loose, Antiquar Luigi Lubrano, Schriftgießerei Ludwig & Mayer, Professor Dr. Marx, Privatdozent Dr. Adolf Meyer, Antiquar Józef Münnich, Reichskunstwart Dr. Redslob, Buchhändler Alois Reichmann, Bibliotheksdirektor Dr. Reuter, Antiquar Heinrich Rosenthal, Studiendirektor Rothweiler, Rütten & Loening, Professor Dr. Schachtzabel,

Dr. Freiherr Eberhard Schenk zu Schweinsburg, E. von Scherling, Landesbibliotheks-Direktor i. R. Adolf Schmidt, Gerichts-Assessor a. D. Hans Schöll, Univ.-Bibliothekar Dr. Schreiber, Rabiner Dr. Athur Zacharias Schwarz, Moritz Sondheim, Dr. Rudolf Stöwesand, Reichsaußenminister Dr. Stresemann, Professor Dr. Ströle, Dr. Hubert Wenzl, Zentralstelle für Sammelwesen und Korrespondenz, Antiquar Albert Zimmermann.*)

Internationale Gesellschaft für Schrift- und Buchkunde.

§ 1. Zweck.

Die Internationale Gesellschaft für Schrift- und Buchkunde bezweckt die Förderung der Wissenschaft von Schrift und Buch aller Zeiten und Völker.

Diesen Zweck sucht sie zu erreichen

1. durch Heranziehen aller interessierten Kreise der ganzen Welt, insbesondere aber durch Einladung aller Fachleute zur Mitarbeit;
2. durch Vorträge über das Wesen und die Geschichte von Schrift und Buch;
3. durch moralische und finanzielle Unterstützung wissenschaftlicher Arbeiten auf diesen Gebieten;
4. durch alljährliches Ausschreiben von Preisaufgaben auf dem weitverzweigten Gebiet von Schrift- und Buchkunde.

§ 2. Mitgliedschaft.

Mitglied kann jede Person werden, die Interesse an den so dringend notwendigen Arbeiten hat, die eine Kulturpflicht allerersten Ranges sind. Neben einzelnen Personen können Vereine, Verbände, Korporationen, Institute usw. die Mitgliedschaft erwerben.

§ 3. Beiträge.

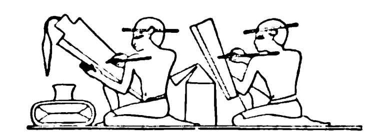
Der Beitrag beläuft sich für Einzelpersonen auf 3 M jährlich, für Korporationen usw. auf 10 M pro Jahr. Den Mitgliedern gehen hierfür gedruckte Mitteilungen in zwangloser Folge unentgeltlich zu. Firmen, Vereine usw. und einzelne Personen, die größere Beiträge stiften (nicht unter 100 M) werden zu Ehrenförderern ernannt und sind von weiteren Beiträgen befreit.

*) Weitere Mitgliederlisten folgen in kurzem.

ARCHIV FÜR SCHREIB- UND BUCHWESEN

Herausgegeben von

Professor Dr. Albert Schramm-Leipzig



3. Jahrgang 1929.

Heckners Verlag, Wolfenbüttel

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 3 Nr. 1 März 1929

ARCHIV FÜR SCHREIB- UND BUCHWESEN

Offizielles Organ der Internationalen Gesellschaft für Schrift- und Buchkunde

Herausgegeben von

Professor Dr. Albert Schramm-Leipzig



Heckners Verlag, Wolfenbüttel
1929

INHALT.

Bezugspreis: (jährlich 4 starke Hefte) Mark 12.— postfrei. (Auch durch die Buchhandlungen zu beziehen.)

ARCHIV FÜR SCHREIB- UND BUCHWESEN

Offizielles Organ der Internationalen Geſellſchaft für Schrift- und Buchkunde

SCHRIFTLEITUNG: PROFESSOR DR. ALBERT SCHRAMM
LEIPZIG, SÜDSTRASSE 72

3. Jahrgang | Nr. 1 | März 1929

Die Bibliothek auf Schloß Moritzburg.

Von Dr. E. Rothe, Bibliothekarin.

Als in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts die alte Akademie an der Brühlſchen Terraſſe, (urſprünglich das Bibliotheksgebäude des Grafen Brühl) vom Staat der Bibliothek der Prinzlichen Sekundogenitur und der berühmten Kupferſtichſammlung König Friedrich Auguſts II. zur Verfügung geſtellt wurde, konnte niemand ahnen, daß dies nur von kurzer Dauer ſein ſollte. Bequem gelegen, für jedermann leicht zu erreichen, war der prinzliche Beſitzer ſo weit entgegengekommen, Bibliothek wie Sammlung zur Benutzung für die Öffentlichkeit frei zu geben. Dem wurde ein jähes Ende bereitet, als nach der Auseinanderſetzung mit dem Königshaus der Staat ſein Gebäude zurückforderte. Daß dieſe Kulturſchätze der Wiſſenſchaft trotzdem nicht verloren gehen, iſt das große Verdienſt des Hauſes Wettin, insbeſondere des Prinzen Ernſt Heinrich und ſeines Ratgebers, des Direktors der beiden Sammlungen Dr. Erwin Hensler. Man machte aus der Not eine Tugend und beſchloß, den koſtbaren Bücherſchatz auf Schloß Moritzburg würdig unterzubringen. Und zwar ging man von dem Gedanken aus, etwas Einzigartiges, Originelles zu ſchaffen, um neues Leben in die alten Bücherbeſtände zu bringen. Zur Verfügung ſtanden drei Stockwerke des linken, hinteren, des ſogenannten Backturms, dazu ein Gang und einige Zimmer; Räume, die für Bibliothekszwecke denkbar ungünſtig erſcheinen mögen. Was daraus geſchaffen wurde, ſoll gezeigt werden.

Bibliotheken, die nach irgend einem „bewährten" Syſtem in großen Sälen aufgeſtellt ſind, gibt es zu Hunderten. Auf Schloß Moritzburg ging man anders vor und ſtrebte eine äſthetiſche, bildhafte Löſung des Problems an. Betritt man den erſten Raum, das ſogenannte Schweinslederzimmer, ſo iſt der Beſucher von der prachtvollen Raumwirkung überraſcht. (Siehe Abbildung 1.) Weiße Einbände des 16. und 17. Jahrhunderts ſtehen ringsherum bis an die Decke in braunen Holzregalen. Bei näherer Betrachtung mag ſich das Haar des eingefleiſchten Bibliothekars ſträuben, denn was entdecken ſeine erſchrockenen Augen? Bei dieſer Aufſtellung nach Einbänden iſt es nicht zu umgehen, daß Bücher aller Wiſſensgebiete friedlich nebeneinander ſtehen. So lieſt man die Signatur Jus criminalis neben Biblia oder lit. Gall. neben Technologie uſw. Es wird die Aufgabe des neuen alphabetiſchen „Zentralkatalogs" ſein, die techniſchen Schwierigkeiten, die dieſe Anlage zweifelsohne mit ſich bringt, zu beheben. „Zentralkatalogs" inſofern, als in Schloß Moritzburg nicht nur die Prinzliche Sekundo-Genitur-Bibliothek Unterkunft findet, ſondern

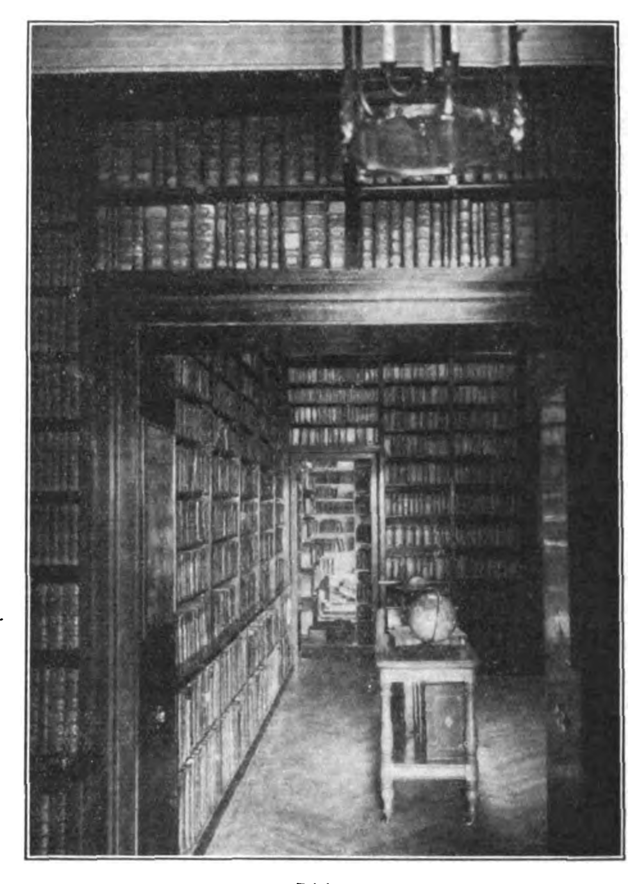


Abb. 1

auch die Privatbibliothek des Königs, die bisher im Stallhof des Schlosses in Dresden untergebracht war; sozusagen das Konkurrenzunternehmen zur anderen, wenn man sich modern ausdrücken will, die unter König Albert (1873—1902) ihre Hauptblütezeit hatte. Die Mitte des Zimmers ist ausgefüllt von einem langen schmalen Tisch, auf dem der Kenner drei Jacob Krause und einen Caspar Meuser-Band entdeckt, die einmal für sich besprochen werden müssen. Darunter steht eine Reihe wertvoller Bibeln, meist Inkunabeln; von deutschen illustrierten die Sorgsche, Kobergersche, Pflanzmannsche, Kölner, Lübecker und andere mehr.

Den gleichen Geist beherrscht der 18 Meter lange Einbandgang in dem schätzungsweise 10000 Bände des 18. Jahrhunderts in Kalbsleder gebunden stehen. Der Augeneindruck erinnert leise an alte Klosterbibliotheken, doch ins Moderne übertragen. Dieser Gang ist der Mittelpunkt der ganzen Bibliothek; er verbindet auch die einzelnen Stockwerke miteinander. Im nächsten Geschoß befindet sich die Illustrierte Bibliothek und das Hausarchiv, darüber die Königsbibliothek. Abgeschlossen wird der Raum von einem Zu-



Abb. 2

gang zum Turm, der in vier Einzelzimmern die Geschichte der Bibliothek in ihren Kostbarkeiten bringt.

Das erste Gemach ist der genialen Gründerin der Sekundogeniturbibiothek, der Kurfürstin Maria Antonia († 1780) gewidmet,[1]) einer bayrischen Prinzessin, der Tochter des nachmaligen Kaisers Karl VII., die sich so vollkommen in Sachsen einlebte, daß sich in einem ihrer Bücher ihr eigenhändiger Besitzvermerk Maria Andonia (mit weichem d, wie der Sachse sagt) geschrieben findet. Bekannt als Dichterin, Komponistin und Schützerin aller wahren Talente, stand sie mit Friedrich dem Großen in regem brieflichen Austausch, eine Bevorzugung, die nur wenigen zu teil wurde. Ihrem Sammeleifer gelang es, die von ihr im Jahre 1767 gestiftete Bibliothek bis zu ihrem Tode auf 10000 Bände zu bringen. Ihr Bildnis beherrscht den Raum; ihre Werke und

1) siehe: Petzholdt, Julius: Maria Antonia Walpurgis, Kurfürstin von Sachsen . . . . Ein Beitrag zu einer deutschen Nationalliteratur. Dresden: 1857. Weber, Carl von: Maria Antonia Walpurgis, Kurfürstin zu Sachsen, geb. kaiserl. Prinzessin in Bayern. Beiträge zu einer Lebensbeschreibung derselben. Bd. 1, 2. Dresden: 1857.



die ihr gewidmeten Bücher füllen eine Vitrine. Auf der anderen Seite sprechen ältere Generationen zu uns. Das farbige Porträt des Schloßgründers Moritz, daneben eine Urkunde mit seiner Unterschrift fallen zuerst auf. Nicht weit davon ist ein „fiat Augustus rex" zu entdecken, das auf August den Starken hinweist, der das Schloß in der grandiosen Weise umbaute, wie wir es heute noch sehen. Weiterhin finden sich farbige Aquarelle von Paulus Puchner dem Hauszeugmeister von Vater August. Jagdbücher, Standarten- und Wappenwerke und anderes ergänzen die familiengeschichtlichen Andenken, von denen nur ein geringer Teil jeweilig ausgestellt werden kann. Curiositäten außerhalb dieses Bannkreises sind das Stammbuch des Malers Adrian Zingy. (1734—1815)[1]) und die Bibel des unglücklichen Freiherrn von der Trenck, an deren Ränder er mit seinem eignen Blut seine Lebensgeschichte aufschrieb während seiner Magdeburger Gefangenschaft. Das Gegenstück dazu ist ein Zinnbecher, auf dem er in der gleichen Zeit Zeichnungen und Sprüche einritzte. Dieser Schautisch ist umrahmt von zwei prachtvollen französischen Rosenholzschränken, die von unten bis oben mit roten Maroquinbänden des 18. Jahrhunderts gefüllt sind. (Siehe Abbildung 2.) Ein Schauschrank in der gegenüberliegenden Ecke zeigt Prachteinbände mit kursächsischen und polnischen Superexlibris. Eine letzte Vitrine bringt mittelalterliche Werke, darunter ein köstliches niederländisches Livre d'heures vom Anfang des 16. Jahrhunderts. Die Generation der Kurfürstin Maria Antonia ist durch Porträts ihrer zwei Schwäger des Prinzen Xaver und des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen des Gründers der Albertina in Wien weiterhin vertreten, außerdem sind die Wände mit Handzeichnungen von Mitgliedern des Hauses Wettin geschmückt.

Das nächste Zimmer ist der darauffolgenden Generation gewidmet, den Brüdern König Friedrich August dem Gerechten (gest. 1827) und König Anton (gest. 1836.) Es birgt in sich die Inkunabel- und Manuscriptschätze der Bibliothek. Bekanntlich ist auf Veranlassung des großen Bibliothekars Julius Petzholdt unter König Johann im Jahre 1842 die Bibliothek des Oschatzer Franziskanerklosters angekauft worden, ein Inkunabelschatz von annähernd 200 Stück, der mit Recht überall Neid erweckt. Neben dem Fenster steht ein Schautisch, der Proben einer kostbaren Autographen-Sammlung gibt; Friedrich der Große, Napoleon, Bach, Beethoven, Luther, Goethe, Schiller und manch anderer Namenszug läßt sich entdecken. Zwei kleinere Schränke verwahren die Handschriften.

Einen starken Kontrast zu diesem Zimmer der sogenannten „armen Zeit" bietet der nächste Raum, dem Brüderpaar König Friedrich August II (gest. 1854) und König Johann (gest. 1873) gewidmet. (Siehe Abbildung 3.) Der erste bekannt als Naturforscher und feinsinniger Kunstkenner, was seine wertvolle Kupferstichsammlung beweist, der zweite unsterblich unter dem Namen Philalathes als Danteübersetzer. Seine einzigdastehende Dantebibliothek, die bis in die heutige Zeit fortgeführt werden soll, nachdem während der letzten Jahrzehnte nichts zu ihrer Ergänzung geschah, nimmt den größten Teil des Zimmers ein. Gegenüber findet sich die Fortsetzung der Superexlibris-Aus-

[1]) vgl. die originalgetreue Nachbildung im Insel-Verlag 1923, die von Dr. Erwin Hensler herausgegeben wurde.



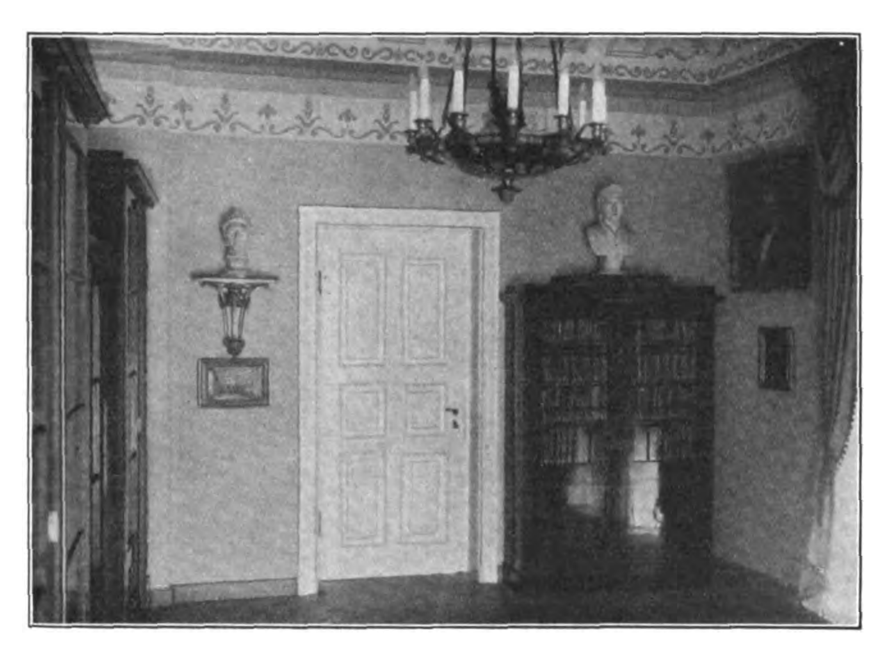


Abb. 3

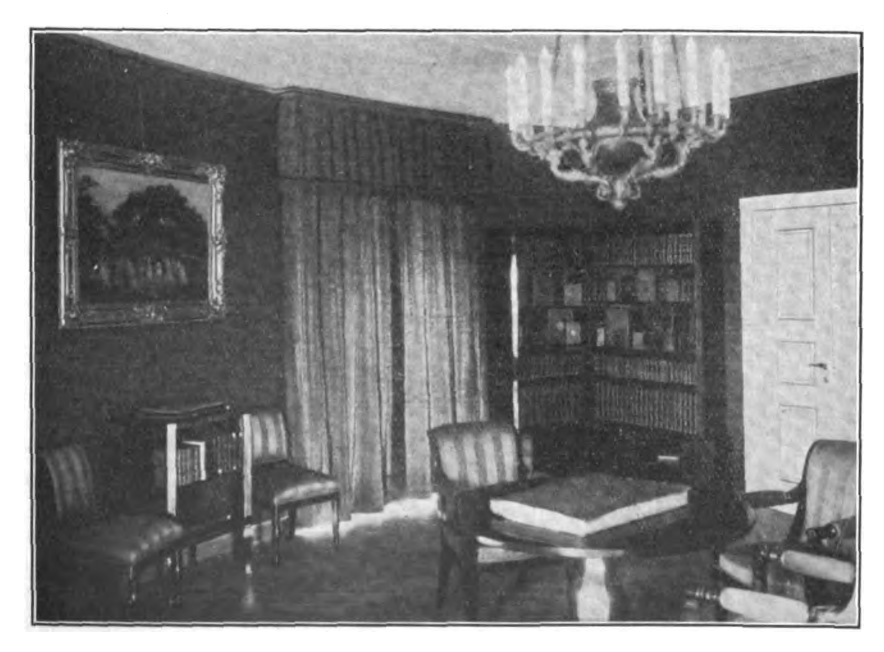


Abb. 4

ſtellung, die ausländiſche, meiſt franzöſiſche Bände darunter Geſchenke Ludwig XV. aufweiſt.

Den Abſchluß der Reihe bildet das Pillnitzer Leſezimmer, der letztverſtorbenen Generation König Albert (geſt. 1902) und Georg (geſt. 1904) gewidmet. (Siehe Abbildung 4.) Auf dem Mitteltiſch fällt ein großer Band auf, der die Inventiones, das ſind Aufzüge aus dem Jahr 1609 enthält. Dieſe Art Bücher, die mit Wort und Bild Feſtlichkeiten beſchrieben, bilden einen beſonders eigenartigen und ſeltenen Beſitz der Bibliothek. Sonſt ſind in dieſem Raum allerhand amüſante Dinge zu finden, die auf einen witzigen Vorſchlag hin unter der Signatur Sachſ. amüſ. zuſammengefaßt werden könnten, und die man gern zur Hand nimmt, wenn man ſich darin aufhält. Doch auch Nützliches läßt ſich entdecken, Biographien von Mitgliedern des Hauſes, allgemeine Nachſchlagewerke und dergleichen mehr. Ein Eckgeſtell iſt in der Mitte in einigen Reihen durchbrochen, um als letzte Ergänzung Superexlibris des ſächſiſchen Adels, der Bünaus, Brühl uſw. zu zeigen. Unter den Bildern an den Wänden ſticht ein ausgezeichneter Ferdinand Rayski heraus, der eine Jagdſzene darſtellt. Auf alle Einzelheiten einzugehen iſt mir an dieſer Stelle nicht möglich, die einen kurzen Geſamtüberblick geben ſoll.[1]) Damit iſt der Rundgang geſchloſſen. Die Hauptmaſſe der Bücher befindet ſich aber in drei großen Magazinräumen. Über die Bandzahl der vereinigten Bibliotheken laſſen ſich vorläufig nur Vermutungen ausſprechen. Man wird nicht zu hoch greifen, wenn man ſie auf 50000—60000 anſetzt, wenn man bedenkt, daß die Beſtände vor der völligen Umorganiſation auf 65000 + 35000 alſo 100000 Bände geſchätzt wurden. Immerhin eine Bibliothek von Ausmaßen wie etwa die Landesbibliothek Fulda, von der in dieſem Jahr viel die Rede war; ein Privatbeſitz wie er in Deutſchland ſelten vorkommen wird.

Es wird Menſchen geben, die die neue Bibliothek auf Schloß Moritzburg als Spielerei empfinden werden. Dagegen iſt zu ſagen, daß man ſie im Rahmen des Ganzen begreifen muß. Schloß Moritzburg wird zu einem Muſeum altſächſicher Kultur ausgebaut, in dem nach dem Porzellanquartier nunmehr dieſe Schaubibliothek geſchaffen wurde. Das ſoll nicht etwa heißen, daß die Bücherſchätze überführt worden wären, um draußen eingeſargt zu werden, vielmehr ſollen ſie ernſter wiſſenſchaftlicher Arbeit zur Verfügung ſtehen, und zum Studium der Familiengeſchichte des Hauſes Wettin und damit der ſächſiſchen Geſchichte anregen. Um dieſen Anforderungen zu genügen, bedarf es der neuen Beſtandsaufnahme, die manche Überraſchungen zu Tage fördern wird und einige Jahre in Anſpruch nehmen mag. Iſt doch heute die Anſicht, daß unbenutzte Bücher ihren Zweck verfehlt haben, überall ſiegreich durchgedrungen.

---

[1]) Ich verweiſe auf die Aufſätze von Heinrich Zerkaulen in den Leipziger Neueſten Nachrichten vom 22. Sept. 1928, in der Illuſtrierten Zeitung von J. J. Weber vom 25. Okt. 1928 und in den Dresdner Neueſten Nachrichten vom 23. Sept. 1928. Zudem auf die Artikel vom 22. Sept. 1928 in den Dresdner Nachrichten und Dresdner Anzeiger.

Bibliographiſches zu Helius Eobanus Heſſus und Biblio-Biographiſches zum Verfaſſer der „Katʒipori“.

Von Univ.-Prof. D. Dr. Clemen-Leipzig.

Im Jahre 1879 erſchien die zweibändige Monographie von Carl Krauſe über den Poetenkönig Helius Eobanus Heſſus. Sie beruhte, beſonders auch in bibliographiſcher Hinſicht, was damals noch durchaus nicht die Regel war, auf gründlichen Vorarbeiten. Ein Vergleich der in der Zwickauer Ratsſchulbibliothek befindlichen Eobandrucke mit den von Krauſe benutzten hat faſt durchaus die Genauigkeit der von dieſem in den Anmerkungen gebotenen Beſchreibungen und Titelkopien ergeben. Vier kleine Ergänzungen vermag ich zu liefern:

1. Anfang 1512 wohnte Eoban im Gefolge des Rieſenburger Biſchofs Hiob von Dobeneck in Krakau der Vermählung des polniſchen Königs Sigismund bei. Während der Vermählungsfeierlichkeiten dichtete er, von ſeinem Biſchof gedrängt, ein Epithalamium für den König, das alsbald an Ort und Stelle gedruckt wurde. Krauſe iſt die Schrift, die Eoban auch nicht in die von ihm veranſtaltete, Oſtern 1539 in Schwäbiſch Hall erſchienene Geſamtausgabe ſeiner Dichtungen (Operum Helii Eobani Heſſi farragines duae, Zw. R. S. B. 2. 7. 37 und 15. 10. 32) aufgenommen hat, unbekannt geblieben. Er gibt 1, 101[1] den Titel nur nach Panzer, Annales typographici. Die Zw. R. S. B. beſitʒt ein Exemplar ($24. 7. 24_3$): Encomiū Nuptiale // diuo Sigiſmūdo Regi Po // loniae Scriptū Anno / Chriſtiani calculi // M. D. XII. // Magiſtri Eobani Heſſi // diligentia. // . . . 6 ff. 4°. 6^b weiß. 6^a. Cracouiae Imprimebat Johan // nes Haller Regnāte inclyto Si- // giſmūdo Rege Poloniae. P. P. // Pridie Kalēdas Martias Anni // M. D. XII. // Stadtwappen. In der auf der Titelrückſeite ſtehenden Widmungsvorrede an den König vom 17. Februar betont Eoban, wie ſchon in dem Titelepigramm („Ad librum“), daß er das Carmen in kürzeſter Zeit gedichtet habe.

2. Am 28. Sept. 1518 reiſte Eoban zu Erasmus nach Löwen, um ihm im Namen der Erfurter Poeten zu huldigen; vom 16.—20. Oktober weilte er in Löwen; zurückgekehrt verarbeitete er die auf dieſer Reiſe geſammelten Eindrücke zu einem Hodoeporicon, das im Januar 1519 bei Matthäus Maler in Erfurt im Druck erſchien (Titel: Krauſe 1, 296[2]). Auf die Zuſendung eines Dedikationsexemplares antwortete ihm Erasmus aus Löwen am 30. Mai 1519: ‚Adeo placuit tuum *Ὁδοιπορικὸν*, ut emendatis, quae commiserant typographi, curarim hic rursus formulis excudendum' (Allen 3,608). Dieſer Zweitdruck (= Allen 405 β), den Krauſe 1,298 nur aus Panzer kennt, erſchien bei Dirck Martens in Löwen und iſt in der Zw. R. S. B. ($17. 9. 14_6$) vorhanden.

3. Am 27. Auguſt 1527 ſchickte Eoban ein Gedicht gegen das Mönchstum an ſeinen Erfurter Freund Johann Lange, das er während des letʒten Beſuchs Melanchthons in Nürnberg anläßlich der Einweihung des Aegidiengymnaſiums im Mai 1526 verfaßt hatte. Krauſe 2,31[3] kennt das Gedicht, das in der Sammelausgabe von 1539 fehlt, nur aus Strieder, Heſſiſche Gelehrtengeſchichte (bei Panzer iſt es nicht verzeichnet). Ein Exemplar iſt in der Zw. R. S. B. vorhanden ($1. 14. 3_8$): HELII EOBANI HESSI

POETAE / In Hypocrisim uestitus Monastici ἐκφάνησις. // Psalmi quatuor ex Dauidicis carmine redditi. // Ad R. P. D. Fridericū Abbatem diui Ae // gidij apud inclyta Nurenbergam. // Ioan. Pregellus Heßi discipulus // Lectori. // . . . (Druckſignet des Petrejus) 8 ff. 8⁰. 8 und 7ᵇ weiß. Auf der Titelrückſeite die Widmungsvorrede an den Abt des Aegidienkloſters Friedrich Piſtorius[1] vom 20. Juli 1527. 2ᵃ — 3ᵇ das Gedicht in hypocrisim vestitus monastici, 4ᵃ — 7ᵃ die in lateiniſche Diſtichen umgegoſſenen Pſalmen 1, 133, 128 und 104 (der Anfang zu Eobans vielgerühmter Pſalmenüberſetzung).

4. Ganz unbekannt geblieben ſind Krauſe Erläuterungen zu des Joh. Murmellius „Tabulae in artis componendorum versuum rudimenta[2])“, die Eoban aller Wahrſcheinlichkeit nach während ſeiner Lehrtätigkeit in Nürnberg Mai 1526 bis Mai 1533 vorgetragen hat. Dieſer Zeit entſtammen auch ſeine „kurzgefaßte Anleitung zum Verſemachen“ (Nürnberg, Frdr. Peypus 1526, Krauſe 2, 22[2]; die Ausgabe Wittenberg, Georg Rhaw 1531 in der Zw. R. S. B. 2. 8. 21_5), die Neuausgaben für den Schulgebrauch, die Eoban von Huttens Gedicht über die Verskunſt (Nürnberg, Joh. Petrejus 1531, Zw. 6. 8. 56_6) und von dem Werke des zeitgenöſſiſchen italieniſchen Poeten Marcus Hieronymus Vida (Nürnberg, Frdr. Peypus, Juni 1531, Zw. 6. 8. 56_5) veranſtaltete, und die Erläuterungen zu Vergils Bucolica und Georgica (Hagenau, Joh. Setzer 1529). Die Erläuterungen zu Murmellius' Tabulae ſind erſt 1552 bei Joh. Petrejus in Nürnberg erſchienen. (Zw. R. S. B. 9. 7. 13_1). Vorausgeht eine Widmungsvorrede an die drei Nürnberger Patrizierbrüder Ludwig Ernſt, Philipp und Anton Geuder, unterzeichnet: „Datum Norimbergae in Musaeo nostro anno 1552. Michael Lindener Lipsensis.“ Der Herausgeber iſt zweifellos der genial-liederliche Facetiſt, der Verfaſſer der „Katzipori“. Vgl. Felix Bobertag in Schnorr's Archiv für Literaturgeſchichte 6, 133 ff., Camillus Wendeler ebd. 7, 434 ff., Gödeke, Grundriß 2, 2. Aufl., S. 467 Nr. 5, Allgemeine deutſche Biographie 18, 693 ff. Seine Lebensgeſchichte und ſeine Schriftſtellerei werden dadurch mehrfach aufgehellt:

a) Wendeler meint S. 466, Lindener ſei erſt 1550 nach Nürnberg gekommen. S. 480 ff. aber druckt er das Epinicion ab, das Lindener dem in Wittenberg am 19. Okt. 1551 dem Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach gewidmeten Gedicht des Joh. Feurelius Rotensis[3]) beigefügt hat. Darin heißt es in Bezug auf den Verfaſſer der „Noriberga“ Eobanus Heſſus:

> Cuius ego modulando sequor vestigia cantus,
> Illius ut didici psallere Tyro modis:
> Quum me praeteritis docuit praeceptor in annis,
> Cui debet tenerum quisquis acumen habet.

Wendeler bemerkt zwar dazu, daß hieraus nicht zu ſchließen ſei, daß Eoban Lindener's Lehrer geweſen ſei, die Stelle beſagt es aber doch ganz unzweideutig. Und unſere Epistola nuncupatoria beſtätigt es, denn Lindener ſchreibt darin, daß er die Erläuterungen nachgeſchrieben habe, als er zu Eobans Füßen geſeſſen habe, und daß er ſie jetzt zum erſten Male in Druck gebe.[4]) Alſo wird Lindener das Nürnberger Ägidiengymnaſium beſucht haben, während Eoban dort dozierte (Mai 1526 bis Mai 1533).

b) Wendeler nennt S. 464 die Druckereien Hans Daubmanns und Valentin Neubers, in denen Lindener vor ſeiner Überſiedelung nach Ulm (1553)

als Korrektor und Editor beschäftigt gewesen sei. Jetzt sehen wir, daß er auch Joh. Petrejus gedient hat. Seinen Hauptverdienst aber fand er als Privatlehrer der Söhne des Nürnberger Patriziers Sebald Geuder und seiner Gattin Afra geb. Welser, Ludwig Ernst (der noch 1552 starb), Philipp und Anton.[5]) Als Melanchthon auf seiner Reise nach Trient vom 22. Januar bis 9. (10. ?) März 1552 in Nürnberg Station machte, hatte Lindener die freudige Genugtuung, daß der Praeceptor Germaniae sich sehr lobend über die Fortschritte der Gebrüder in litteris aussprach.[6])

c) Lindener nennt in unserer Widmungsvorrede ausdrücklich Melanchthon seinen Lehrer. Ob er aber identisch ist mit dem im Oktober 1544 in Wittenberg immatrikulierten Michael Tilianus Schuebutzensis, wie Wendeler S. 456 meint, ist mir zweifelhaft, da Lindener erst kurz vorher, im Sommer desselben Jahres, in Leipzig inskribiert ist, und Schuebutzensis kaum auf Scherbitz bei Schkeuditz, sondern eher auf Schwiebus oder Schwabach zu deuten ist.

d) Wir erfahren von einem Werke de thesauro eloquentiae, das Lindener damals in Arbeit hatte. Es ist ebenso wenig im Druck erschienen, wie die „lateinische Dieta und Methodus für die guten Schlucker", die unser Autor der Vorrede zum „Rastbüchlein" zufolge herausgeben wollte.[7])

Ein paar Ergänzungen lieferte noch eine andere ebenfalls unbekannt gebliebene Edition Lindeners: Pharmacorum conficiendorum ratio. Vulgo vocant dispensatorium . . . . Authore Valerio Cordo. Nerobergae in officina Joannis Daubmani imprimebatur 1551.[8]) (Zw. R. S. B. 29. 5. 71.) In der Widmungsvorrede (ad medicae facultatis et rerum naturalium studiosos . . . Nerobergae in Musaeo nostro Cal. Augusti 1551) schreibt Lindener: „Hanc medicinae facultatem a praestantibus olim viris et praeceptoribus Caspare Naevio ac Blasio Thamullero hodie doctoribus in Academia Lipsensi miris modis commendare et extollere audieram, qui eo temporis spatio legendi simulque docendi muneribus admodum diligenter fungebantur." Danach hat also Lindener in Leipzig Medizin studiert, und zwar hat er bei Kaspar Neefe und Blasius Thammüller gehört. Damals waren sie noch nicht Doktoren. Nun liefert die Leipziger Universitätsmatrikel betreffs des ersteren[9]) das Datum: 1548 Doctor medicinae ad facultatem medicam assumptus[10]) und auch Thammüller ist erst 1548 bacc., lic. und Dr. med. geworden. Demnach muß Lindener hier die Zeit vom Sommersemester 1544, in dem er in Leipzig immatrikuliert wurde, bis 1548 im Auge haben. Dann wird es aber vollends ganz unwahrscheinlich, daß der Eintrag im Album der Wittenberger Hochschule vom Oktober 1544: Michael Tilianus Schuebutzensis sich auf ihn beziehen sollte.

Fol. Aa iiij[a] erwähnt Lindener ein Gedicht, das er zu Ehren der Medizin verfaßt habe, beginnend:

Corporis insignem si quis considerat usum,
Prima facultatum sit, quae medicamina tractat,

und Fol. Aa iiij[a] eine Klage über die geistige Trägheit und Nachlässigkeit der Leute; das letztere Büchlein habe er in Arbeit und werde es in Kürze herausgeben; es ist ebenso wenig erschienen wie das De thesauro eloquentiae und die Dieta und Methodus, die aber doch wohl,

„medizinische Vorschriften über Essen und Trinken“ (Bobertag) und nicht „Saufvorschriften“ (Wendeler) enthalten hat. O. Clemen.

[1]) Vgl. über ihn Nikolaus Müller, Zeitschr. d. Vereins f. Kirchengesch. in der Provinz Sachsen 8, 101 [1].

[2]) 1. Ausgabe bei Albert Pafraet in Deventer o. J. (1515): Reichling, Joh. Murmellius, Freiburg i. Br. 1890, S. 104).

[3]) 15. Mai 1548 in Wittenberg immatrikuliert (Album 240 a). Aus Roth, Roda, Rötha, Rhoden, Rodach, Rottach?

[4]) Fol. + 6a: Cuius (Eobans) scripta usque ad mundi finem durant, ex quorum numero illud opusculum est, quod in Johannis Murmelii R. Tabulas copiosissime scripsit, quodque olim ab eo, cum adhuc sub illius iugo disciplinae fueram, calamo excepi et hodie primum typographo ad excudendum dedi . . .

[5]) Biographisches über diese Geuders findet man in dem Epithalamium, das Bernhard Prätorius (Gödeke S. 113 Nr. 188) auf die Hochzeit Christoph Fürers und der Tochter Anton Geuders (Septemvir und Scholarch in Nürnberg) Magdalena (25. Jan. 1602) gedichtet hat (Zw. R. S. B. 48. 8. 143) und zwar Fol. I 2b ff.

[6]) Vgl. Epistola nuncup. Fol. + 2b und Epithalamium Fol. I. 3a. — Als Freund (und Mitschüler?) der Gebrüder Geuder wird Ep. nuncup. Fol. + 6b Mathias Stoius (nicht identisch mit dem Nov. 1543 in Wittenberg immatrikulierten Königsberger, vgl. Zentralblatt für Bibliothekswesen 39, 508), als Lehrer derselben Fol. + 7a Joannes Boso erwähnt (nicht identisch mit dem Mai 1545 in Wittenberg inscribierten Johannes Poso — Alb. 224a — dem späteren Professor des Kodex und des Kirchenrechts, vgl. W. Friedensburg, Geschichte der Universität Wittenberg, Halle a. S. 1917, S. 271.), sondern mit dessen Sohn, der im Mai 1570 — Alb. II 177a — als Johannes Poso Noribergensis eingetragen ist).

[7]) Vgl. Bobertag S. 136 und Wendeler S. 477.

[8]) Aus der Praefatio ad lectorem Fol. Aa iiij b — Aa vi a ergibt sich, daß Valerius Cordus dies Werk, als er auf der Reise nach Italien in Nürnberg weilte, „doctis quibusdam ac bonis viris, praecipue medicis,“ zeigte und von diesen gebeten wurde, es auch den dortigen Apothekern mitzuteilen. Er bot es darauf dem Rate an, der es durch eine Kommission überprüfen ließ und dann die Drucklegung anordnete. Unterdessen sei der Verfasser in Italien gestorben (am 25. Sept. 1544 in Rom, vgl. Allgemeine deutsche Biographie 4, 479 f. 6, 794). — Unsere Ausgabe des Dispensatorium ist die Urausgabe, dieselbe, die Melchior Adam, Vitae Germanorum medicorum, Francofurti ad Moenum 1705, p. 21 meint: „Liber de ratione componendorum pharmacorum omnium, quae in usu saltem sunt, a morte autoris iussu senatus Nerobergici, ut praefatio editionis prae se fert, est editus.“

[9]) Vergl. Adam p. 98 u. Neues Archiv f. sächs. Gesch. 19, 292 [2].

[10]) N. war in Italien Dr. med. geworden.

Ein Plagiat von 1567. Die Zwickauer Ratsschulbibliothek besitzt ein „Carmen in natalem domini et salvatoris nostri Jesu Christi scriptum a M. Abrahamo Rockenbach Zeapolitano [= aus Dinkelsbühl]. Francofordiae cis Viadrum 1567.“ Neben dem Verfassernamen steht von zeitgenössischer Hand: „fure. Autore potius Paulo Cherlero Elsterburgensi. Argentorati ex officina Pauli Ma . . Anno M. D. LIX! Leider ist diese Druckschrift in Zwickau nicht vorhanden,[1]) sodaß ich nicht feststellen konnte, ob Rockenbach das

[1]) Das Gedicht kehrt auch nicht wieder in Cherler's Historiae sacrae de Jesu Christi . . nativitate, passione, resurrectione a mortuis eiusque ad coelos ascensu deque misso et effuso spiritu sancto in apostolos . . . omnia ex sacrosancto novo testamento carmine elegiaco conversa . . . Basileae per Janum Oporinum [1564]. (Das Ex. der Zw. RSB. 6. 5. 504 weist die handschriftliche Widmung auf: D. M. Christophoro Blumerodero praeceptori suo — nämlich in Neustadt a. O.) Cherler, später Oberprediger in Röteln im Badenschen (Jöcher, 1, 1866), stammte aus Elsterberg i. V., besuchte 5 Jahre lang die Lateinschule in Neustadt a. O. (Abgangszeugnis vom 16. April 1559 Historiae 243—45) und studierte dann bis Oktober 1562 in Straßburg (Abgangszeugnis von Joh. Marbach ebd. 245—47, in dem es heißt: „Extant eius varia carminum genera, epithalamia, epicedia, epigrammata, encomia et similia“).



Gedicht ganz oder nur z. Teil abgeſchrieben hat. Eine Unverſchämtheit war es jedenfalls von dem ſpäteren Mathematicae et linguae graecae Prof. Ord. u. Juris Prof. extraord. in Frankfurt a. O. (geſt. 27. März 1611; Jöcher 3,2186), dieſes von einem nur wenige Jahre früher erſchienenen Gedichte mindeſtens ſtark abhängige Carmen zu veröffentlichen. Er hat es „Inclyto et generoso domino, domino Stephano Gans Baroni in Putlitz, Domino suo clementi“ gewidmet, und unſer Exemplar trägt obendrein noch auf dem Titel die handschriftliche Widmung des Verfaſſers: „Dotori Paulo . . Pastori Eccl: Viteber . . .“, d. i. an Eber.

Die Schrift auf den Siegeln der Salzburger Erzbiſchöfe und deren inneröſterreichiſchen Suffraganbiſchöfe von 958—1540.

Von Dr. Paula Kreiſelmeyer, Salzburg.

Die vorliegende Unterſuchung der Schrift der Siegel der Salzburger Erzbiſchöfe und deren inneröſterreichiſchen Suffraganbiſchöfe, Gurk, Seckau und Lavant führt uns in ein engbegrenztes Gebiet mittelalterlichen Schaffens.

Der Mangel an Vergleichsmaterial zwang mich ſeinerzeit, von rein kunſthiſtoriſcher Betrachtung der Siegel zu einer allgemeineren Bearbeitung derſelben überzugehen und deshalb fügte ich in meiner Diſſertation zwei weitere Abſchnitte an, einen, der ſich mit der ſphragiſtiſchen Eigenart dieſer Siegel beſchäftigt und einen, der hier zur Veröffentlichung gelangt und uns mit der Entwicklung der Schrift auf den Siegeln bekannt macht.

Die Siegel ſind unzweifelhaft ein wertvolles Material für einige wiſſenſchaftliche Gebiete. In der Bedeutung, die man ihnen als Zeugen einer vergangenen, aber urkundlich nachweisbaren Zeit beimeſſen muß, werden ſie für die oft ſehr unſicher datierten Denkmale der Malerei und Bildhauerei wichtige Markſteine; andererſeits ſtellen ſich uns in ihnen, in ihrer lückenloſen Reihe, Denkmäler künſtleriſcher Leiſtungen dar, die uns Kunde von der Höhe des Kunſtſchaffens einer Zeit bringen, aus der uns nur ſpärlich andere Werke der Malerei und Plaſtik erhalten ſind.

Der Wert der vorliegenden Unterſuchung iſt von epigraphiſchem Geſichtspunkt zu beurteilen, worüber ich jedoch weiter unten noch zu ſprechen kommen werde.

Die zeitliche Grenze umfaßt die Jahre 958—1540; mit Eb. Friedrich I. 958—991 beginnt Salzburg Siegel zu führen. Matthäus Lang 1519—1540 ſteht bereits außerhalb der Grenzen des Mittelalters; an ſeinen Siegeln finden wir die bildliche wie ſchriftliche Darſtellung an einen Punkt der Entwicklung gebracht, nach dem ſie keine weiteren grundsätzlichen Veränderungen mehr erfahren hat.

Das Siegelmaterial ſtand mir teils in Abbildungen teils in Originalen zur Verfügung.

Die Abbildungen beſchränken ſich auf die Siegel Salzburgs und Gurks und reichen bis in die 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts. Für Salzburg kamen das Salzburger Urkundenbuch II., III. und IV. von Franz Martin, ſowie die

Regeſten der Salzburger Erzbiſchöfe und des Domkapitels von Salzburg 1247—1343, I. und II. Teil von Franz Martin in Betracht; die Abbildungen der Gurker Siegel finden ſich in Monumenta historica ducatus Carinthiae I, die Gurker Geſchichtsquellen von A. v. Jakſch oder in den Mitteilungen der 3. (Archiv) Sektion 2, Die Gurker Siegel von A. v. Jakſch.

Die Benützung dieſer Abbildungen hatte den Vorteil, daß das urkundliche Material bereits durchgearbeitet worden ist und die Siegel in echte und gefälſchte geſchieden ſind.

Bei Benützung der Originale habe ich keine Unterſuchung ihrer Echtheit vorliegend gehabt; ich habe ſie nicht auf ihre Echtheit unterſucht; zweifelhafte Erſcheinungen ſind mir nicht untergekommen.

Die Originale finden ſich im Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien, im ſteiermärkiſchen Landesarchiv in Graz, im Regierungsarchiv in Salzburg und im Archiv des Kärntner Geſchichtsvereines in Klagenfurt vor. Kenntnis von Siegeln nach Gypsabgüſſen wurde mir in allen Archiven, die ich ſoeben erwähnt,zuteil, mit Ausnahme des Steiermärkiſchen Landesarchives. Endlich ſei noch die Salzburger Museumsbibliothek erwähnt, die mir einige galvanoplaſtiſche Abdrücke zur Verfügung gestellt hatte.

Leider war es mir nicht möglich, eine ununterbrochene Reihe der Biſchofſiegel zu gewinnen: die Lücken ſind aus der beigegebenen Tabelle der Buchſtaben-Entwicklung zu erkennen.

Alle Siegel die in die Arbeit aufgenommen ſind, ſind in dem Verzeichnis der Siegel chronologiſch geordnet.

Die Schrifttafeln geben eine möglichſt genaue Darſtellung der Buchſtabenformen wieder, ſodaß man an ihnen eine Entwicklung im einzelnen gut verfolgen kann.

In der Angabe der Datierungszeit der einzelnen Biſchöfe habe ich mich im allgemeinen an die Datierungen Eubels: Hierarchia catholica medii aevi, Ed. 2. I. 1913, II. 1914, III. 1923 angeſchloſſen.

Bei Matthäus Lang habe ich die Zeit als Coadjutor und Confirmatus v. Salzburg nicht berückſichtigt; ſeinen Regierungsantritt habe ich mit 1519, da er Archiepiscopus wurde, angeſetzt, (vergl. Mayr, Geſchichte der Salzburger Zentralbehörden. 1926, S. 44. Anm. I.)

Ferner ſei auf die Umänderung des Datums Johannes V. v. Gurk hingewieſen. Eubel ſetzt es mit 1433—1453 feſt; jedoch hat Eubel die Exiſtenz des Biſchoffs Laurenz II. nicht berückſichtigt, der nach Gams, (series episcoporum, Regensburg 1873) S. 279 zwiſchen 1433 und 1436 regiert hatte; ſomit ergibt ſich für Johann V. die Zeit 1436—1453.

In der Einleitung haben wir bereits hervorgehoben, daß wir in den Siegeln ein wertvolles Material beſitzen, das uns geſtattet die langſamen, ſtetig fortſchreitenden Veränderungen im Gebiet der bildenden Kunſt durch das Mittelalter und darüber hinaus zu beobachten.

Der große Wert dieſes Materiales liegt in ſeiner genau datierten Überlieferung und auch in dem lückenloſen Erſcheinen, das uns jedes Siegel als Glied einer vollſtändigen Kette darbietet.

Dieſe beiden Eigenſchaften des Siegelmateriales ermöglichen uns einen genauen Einblick in die Entwicklung ihrer Geſtaltung zu nehmen.

Mit der Betrachtung der Schrift auf den Siegeln stellen wir uns in den Dienst der mittelalterlichen Epigraphik. Obwohl unsere Schrift mit dem Grabstichel des Graveurs geschaffen wurde, lassen sich aus den Schriftformen sicher wertvolle Schlüsse auf die epigraphischen Denkmäler ziehen, deren Formen in Stein gehauen oder gemeißelt wurden.

Wie sich in Salzburg die Herstellung der Schrift gestaltet hat, ob die Buchstaben durch Punzen dem Metall eingetrieben, oder gleich dem Siegelbilde in die Stempelplatte eingraviert wurden, läßt sich schwer feststellen.[1]) Einzelne Beobachtungen an unseren Siegelschriften, wie Doppellinien neben dem Buchstaben am Grunde, oder an der Schrägseite eines Buchstabens würden für das Verfahren des Graveurs sprechen; an einigen Siegeln bemerkte ich, daß, namentlich in der gotischen Majuskel, die Bögen kaum, oft gar nicht an die Schäfte schließen und ich glaubte hierin ein Merkmal der Punzenstellung zu sehen. Es findet sich jedoch im steiermärkischen Landesarchiv in Graz ein Typar vor, dessen Abdruck diese Erscheinung an den Buchstaben erkennen läßt, es aber deutlich die Arbeit des Graveurs verrät.

Die Gegenüberstellung von Münzstempel und Siegelstempel führt in Salzburg zu keinem Resultat, da die Münzen mit Ausnahme des Pilgrimfloren (Ende des 14. Jahrh.) und eines Pilgrimgroschens keine Schrift im Mittelalter aufweisen.[2]) Die Schrift auf den Goldfloren Pilgrims aber, stimmt mit der gotischen Majuskel auf den Siegeln überein.[3])

Dieser Umstand spricht also gegen das Punzenverfahren an unseren Siegeln und befestigt die Annahme der Graviertechnik.

Für einige päpstliche Siegel jedoch konnte Michael-Schweder ziemlich sicher das Punzenverfahren annehmen.[4])

Bei der folgenden Betrachtung der Schrift auf den Siegeln der Salzburger Erz- und Suffraganbischöfe wollen wir zwei Gesichtspunkte im Auge behalten: Die Entwicklung der einzelnen Buchstabenformen einerseits und das Feststellen des erstmaligen Auftretens einer neuen Schriftart andrerseits.

---

1) Ewald, Wilhelm, Siegelkunde, in Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte v. Below und Meinecke IV, S. 127.

Die Herstellung der Siegelstempel durch Guß kommt wohl erst für das 16. Jahrh. in Betracht. S. 141.

2) Landesarchivdirektor D. Doblinger, Graz, hatte die Güte, mir einige wertvolle Aufschlüsse über die Salzburger Münzen im Mittelalter zu erteilen.

Die Salzburger Münzen haben bis zum Ende der Denarzeit, ca. 1120 Aufschriften gehabt, die aber zu einem Vergleich mit Siegelschriften nicht herangezogen werden können. Von 1120 bis Eb. Pilgrim II (1365—1396) und von diesem bis Eb. Leonhard (1459—1519) sind Münzen ohne Inschriften und auch ohne bedeutende Bilder auf uns gekommen.

Die Suffragane haben ebenfalls keine Münzen, die für Siegelforschung zweckmäßig wären; auch die Herzöge von Kärnten richten sich nach den Salzburger Verhältnissen.

Vergl. Friedensburg, Deutsche Münzgeschichte, in Meisters Grundriß der Geschichtswissenschaft I/4, S. 117, 118; jedoch trifft das, was Friedensburg über die sog. „italienisch beeinflußten" Stücke sagt, für die Denarzeit zu; sie fallen aber aus der Reihe der deutschen Münzen nicht heraus.

3) Vergl. Otto Brunner, Geldprägung und Goldbergbau in den Ostalpen; Numismatische Zeitschrift, N. F. 19. B. 1926 (d. ganzen Reihe 59. Bd.) Tafel I, Abb. 13—14.

4) Veröffentlichungen des historischen Seminars der Universität Graz III, 1926 J. M. Michael-Schweder, Die Schrift auf den päpstlichen Siegeln, S. 22, Anm. 3.



Die Buchſtaben der Siegelſchriften ſind noch wenig Gegenſtand wiſſenſchaftlicher Betrachtung geworden.

Die ſpärlichen Äußerungen in der ſphragiſtiſchen Literatur ſind völlig unzureichend, ja ſogar ungültig [1]).

Es wäre der Aufſatz G. v. Sava zu nennen „Siegel der öſterr. Regenten" in den Mitteilungen der K. K. Centralkommiſſion IX 1864; er fügt zu der Beſchreibung der Siegel und Wiedergabe der Legende die Angabe des Schriftcharakters, entweder „Lapidar" oder „Gotiſche Majuskel" hinzu [2])

In den Siegelbeſchreibungen der Salzburger und Gurkerſiegel findet ſich kein Hinweis auf den Schriftcharakter; nur einmal weiſt Jakſch auf die Schriftform hin, anläßlich der Beſchreibung einer Fälſchung [3]). Die Verfaſſer dieſer Siegelbeſchreibungen bemühen ſich allerdings bei der Wiedergabe der Legenden die Unterſchiede zwiſchen Kapitalen und Uncialen hervorzuheben, ſowie die Kürzungen und Ligaturen bemerkbar zu machen. So ſetzt Jakſch [4]) unter die uncialen Buchſtaben einen Strich, unter die Ligaturen einen Bogen, löſt die Kürzungen nicht auf und zeigt ſie mit dem Kürzungszeichen an. Martin [5]) hebt die Uncialen durch *Kurſivdruck* hervor, löſt die Kürzungen auf. Im Urkundenweſen [6]) kommt er der Darſtellung Jakſchs nahe, läßt aber die Kürzungszeichen weg.

In den Wiedergaben der Legenden iſt jedoch einiges richtig zu ſtellen [7]).

Die Paläographie hat die Erforſchung der Siegelſchrift noch nicht in ihr Gebiet aufgenommen; näher als ihr ſtände dieſe Aufgabe der mittelalterlichen Epigraphik, der eine ſolche Unterſuchung nur zu eigenem Nutzen gereichen würde, denn aus dem datierten Material der Siegel läßt ſich ein feſter Boden gewinnen, auf dem die mittelalterliche Epigraphik aufbauen könnte [8]).

Die beiden Arbeiten, die ſich direkt mit der Schrift auf den Siegeln befaſſen, ſind das Buch von G. Demay, La Paléographie Des Sceaux, Paris 1881 und die bereits oben zitierte Arbeit von J. M. Michael-Schweder.

---

[1]) Ewald S. 225; Jlgen T. Sphragistik, Meiſters Grundriß der Geſchichtswiſſenſchaften I/4 S. 49; vergl. diesbezüglich Michael-Schweder, Anm. S. 23.

[2]) Über die Schriftart ſiehe auch Sava, Die mittelalterlichen Siegel der Abteien und Regularſtifte in Ober- und Niederöſterreich; Jahrbuch der Centralkommiſſion III. S. 203.

[3]) v. Jakſch, Die Gurker Siegel, Mitteilungen der 3. (Archiv) Sektion 2, S. 129. Wien 1894.

[4]) v. Jakſch, Monumenta hiſtorica ducatus Carinthiae II, Die Gurker Geſchichtsquellen S. XI und Gurker Siegel S. 129 und S. 129, Anm. 2 Klagenfurt 1896.

[5]) Martin, Salzburger Urkundenbuch II, III, IV, Tafeln I—XI, XIII; vergl. auch Vorbemerkung zu den Tafeln SUB II. Salzburg 1926; 1928.

Ebenſo: Martin, Die Regeſten der Erzbiſchöfe und des Domkapitels von Salzburg 1247—1343 I./1, 2. Tafel I. 2. Salzburg 1926; 1928.

[6]) Martin, Das Urkundenweſen der Erzbiſchöfe von Salzburg. Mitteilungen des Inſtitutes f. öſterr. Geſchichtsforſchung, Ergänzungsb. 9. S. 664 und Anm. 3.

[7]) Martin, SUB II Tafel I/4: Geb E hardus
SUB III XI/24: Eber H ardus
XI/25: d **E** i
SUB IV XIII/29: Archi **E** PS
Urkundenweſen: S. 664: archi **E** pc
S. 669: SUB II Tafel XI/24, 25.

[8]) W. Erben, Einleitung zu Michael-Schweder, betont den unſicheren Stand der mittelalterlichen epigraphiſchen Forſchung und empfiehlt nachdrücklich die Hereinbeziehung der Siegelſchriften in dieſe.

Das Siegelmaterial, das Demays Arbeit zu Grunde liegt, ist auf das französische Gebiet beschränkt. Demay bespricht das Vorkommen der einzelnen Schriftarten; er unterscheidet die karolingische Schrift, kapetingische Schrift, die gotische Majuskel, die gotische Minuskel, die Kapitale der Renaissance. Er beobachtet das Eintreten der verschiedenen Formen, belegt sie mit Beispielen und versucht auch eine Wiedergabe der verschiedenen Schriftarten zu geben. Von der großen individuellen Mannigfaltigkeit der Buchstabenformen der einzelnen Schriftart bekommt man aber keine Vorstellung, da dem mechanischen Verfahren des Buchdruckes keine große Darstellungsmöglichkeit gegeben ist und die Buchstaben, die alphabetisch geordnet abgebildet sind, dem modern antikisierenden Buchstabenmaterial einer Druckerei entnommen sind. Mit einer Besprechung der Ziffern schließt er den Teil der Schriftentwicklung und wendet sich der Betrachtung der Interpunktionszeichen, der Stellung der Legende und dem Wortlaut derselben, sowie der Sprache, in der sie geschrieben ist, zu. Besonderes Gewicht jedoch hat Demay auf die Kürzungen und Kürzungszeichen gelegt. Er stellt uns alphabetisch geordnet drei Reihen der verschiedensten Verschränkungen der Maiuskel, eine Reihe der Minuskel vor Augen; schon innerhalb der Arbeit stellt er alphabetisch geordnet die beliebtesten Kürzungszeichen und Kürzungen mit ihren Auflösungen zusammen; anschließend an seine Ausführung gibt er ein längeres Verzeichnis der gebräuchlichsten Kürzungen auf den Siegeln; dies ist sehr verdienstvoll, denn die Liste kann oft aus der Verlegenheit helfen, wenn man mit Namen und Orten nicht vertraut, nur mit größter Schwierigkeit eine Legende richtig zu entziffern vermag. Demay gibt eigentlich keine Entwicklung der Schrift; ihm ist die Buchstabenform nicht wichtiger als die Erscheinungen von Kürzung, Interpunktion usw.

Dagegen beschäftigt sich Michael-Schweder ausschließlich mit der Schrift auf den päpstlichen Siegeln. Sie hat sich der Mühe unterzogen und die einzelnen Buchstaben nach dem Original, bzw. nach einer Photographie des Originales gezeichnet und übersichtlich zusammengestellt. Sie nimmt auf Größe und individuelle Gestaltung der Buchstaben volle Rücksicht; in ihren Ausführungen verweist sie immer auf die beigegebenen Tafeln, so daß man sich ein klares Bild von dem Aussehen der Formen machen kann.

Da das Abzeichnen der Buchstaben das beste Mittel ist, um mit dem Material vertraut zu werden und eine möglichst genaue Wiedergabe der Formen herstellen zu können, habe ich denselben Weg eingeschlagen und auf beigegebenen Tafeln versucht, die Buchstabenformen in ihrer bunten Mannigfaltigkeit so genau als möglichst festzuhalten.

Ich verweise im folgenden öfters auf diese Tafeln und wende mich nun den Buchstabenformen unserer Siegel zu.

Mit Friedrich I. 958—991 beginnen die Salzburger Erzbischöfe ihre Schriftstücke zu besiegeln [1]).

Die Umschrift dieses Siegels weist unciale und kapitale Buchstaben auf.

Die Frage, woher die Siegelstecher diese Buchstabenformen entnommen haben, ist noch schwer zu beantworten.

[1]) Breslau H., Handbuch der Urkundenlehre für Deutschland und Italien I. 2. Aufl. S. 699. Leipzig 1912.



Die Grundformen stimmen im allgemeinen mit denen der Buchschrift überein; jedoch wird man kaum annehmen dürfen, daß die Siegelstecher sich in den Schreibstuben Formen und Rat geholt haben[1]).

Es sind uns keine Steindenkmäler aus dieser Zeit erhalten, ebenso keine Goldschmiedearbeiten in Salzburg uns überliefert worden, somit ist es schwer von einer epigraphischen Tradition zu sprechen, die unseren Siegeln die Buchstabenform geliefert hätte; allenfalls ergäbe sich aus der Annahme einer epigraphischen Tradition in Salzburg die Frage, ob diese auf antiker Basis beruhe. Das alte Juvavum ist in Trümmern gelegen, als der Bischof die neue Kultur hinpflanzte; es ist nun sehr unwahrscheinlich, daß die späteren Bewohner die antiken Reste studiert haben und für ihre Zwecke verwendet; wäre dies der Fall gewesen, so könnten wir einen direkten Zusammenhang mit der römischen Epigraphik vermuten[2]); allerdings könnte den Künstlern oder Handwerkern auch auf indirektem Wege, über Italien, die Kenntnis römischer Epigraphik zugekommen sein.

Schließlich aber könnten wir zwei einfachere Erklärungen für das Aufkommen der Buchstaben mit den Siegeln finden; die erste entspräche der Benützung von Vorlagen, entweder kaiserlicher oder päpstlicher Siegel; die zweite Möglichkeit ist die, daß der Siegelstecher gar kein Ansässiger, kein Ortszuständiger war und seine Kunst aus der Fremde mitgebracht habe; die Erforschung der Heimat oder Schule des eventuell herangezogenen Meisters, würde wieder auf neue Schwierigkeiten stoßen. Immerhin bleiben diese Fragen offen stehen; die eine Möglichkeit, die eines Vorbildes für den Siegelstecher, scheint mir ziemlich nahe liegend zu sein.

Die Buchstaben von Eb. Friedrich I. bis Eb. Balduin (S 1—4) entsprechen durch ihren einfachen und unverzierten Charakter den Grundformen der kapitalen und uncialen Buchstaben.

Von den uncialen Buchstaben a, d, e, g, h, m, n, u, t, z[3]) begegnet uns bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts nur das unciale E regelmäßig.

[1]) Alle diese Fragen sind natürlich leicht gelöst, wenn man annimmt, daß die Siegel dieser Zeit auswärts angefertigt worden sind; allerdings wissen wir, daß Salzburg bereits in dieser Zeit ein Kunstzentrum war und Schreib- und Malstuben Zeugnis dafür gegeben haben; warum sollte sich auch nicht in Salzburg eine Goldschmiedewerkstätte befunden haben, die die Siegelstecherei ausüben konnte?

[2]) Sollte man hierin eine Analogie finden können, wenn Kemmerich M, Die frühmittelalterliche Portraitplastik in Deutschland, 1909, S. 153, schreibt: Während der 4 Jahrhunderte römischer Herrschaft hat die Skulptur am Rheine geblüht; wie man bisher aber glaubte, war in den Stämmen der Völkerwanderung und in dem folgendem Jahrhunderten alles vernichtet worden; dagegen betont Clemens, daß die Tradition dieser alten Schule nie ganz erloschen sei, in dem er den Nachweis erbringt, daß eine Reihe frühromanischer Werke direkt von römischen Grabsteinen abgeleitet seien.

[3]) Über unciale Buchstabenformen vergleiche:
Bretholz, lat. Paläographie 3. Aufl. in Meisters Grundriß der Geschichtswissenschaft I/1 S. 52.
Prou, Manuel de Palèographie 2. edit. Paris 1892. S. 20.
Michael-Schweder, päpstl. Siegel. S. 22.
Wattenbach, Anleitung zur lateinischen Paläographie 4. Aufl. 1886 S. 4 und S. 50.
Arndt-Tangl, (Schrifttafeln zur Erlernung der lateinischen Paläographie 1904 (Wird weiter unten gekürzt zitiert: A-T).



Hin und wieder tauchen auch andere unciale Elemente in der Schrift auf, ſo bei Friedrich I D (S 1), bei Thietmar A (S 3).[1])

Unciales und kapitales E ſtehen meiſtens nebeneinander in einer Legende; Hartwich (S 2) hat nur das kapitale E aufgenommen, während Thietmar und Balduin (S 3, 4) das unciale E allein verwenden.

Martin will, wie wir in ſeinen Schriftwiedergaben erſehen können,[2]) auch unciale G erkennen. Ich glaube aber, ihm hierin nicht folgen zu dürfen.[3]) Da wir in der Buchſchrift des 9. Jahrhunderts, die Arndt-Tangl als kapitale Schrift bezeichnet, G mit einer ſolchen eingerundeten Endung (A-T Tafel 33c) ſehen, während ſchon in der römiſchen uncialen Schrift (A-T Tafel 33d), wie ſpäter in der karolingiſchen Minuskel (A-T Tafel 33f) das G gleichmäßig offen, einem C gleichkommt, dem an ſeiner unteren Endung eine vertikale Cauda angehängt iſt.[4]) Auf unſeren Siegeln können wir alſo ausſchließlich die kapitale G Form erkennen.

Innerhalb der Grundformen, die uns die Buchſtaben der Siegel von Eb. Friedrich I bis Eb. Balduin verkörpern, bemerken wir einige Verſchiedenheiten individueller Art; z. B. verlängert das E bei Hartwich (S 2) ſeine Balken oben und unten über den Schaft hinaus; das C desſelben Siegels zeigt die Enden etwas verſtärkt; P hat eine deutliche Baſis; T wieder iſt von dem des Thietmar ſehr verſchieden. Wie weit dieſe Erſcheinungen auf eigene Geſtaltungskraft des Stechers zurückzuführen ſind, läßt ſich nicht ſicher ergründen. Jedenfalls ſei auf die Ähnlichkeit zwiſchen einigen ſalzburgiſchen und päpſtlichen Formen hingewieſen; Michael-Schweder Tafel I Reihe II und III:

II. T_{28}: Thietmar (Balkenform); S_{27}: Hartwich (umgekehrt geſehen, P_{24}, P_{26}: Friedrich I.

III. E_{18}: Hartwich (Balken); P_{28}: Hartwich (Baſis); C_{10}: Hartwich M_{21}: Thietmar.

Merkwürdig iſt aber die Bildung des E des Balduinſiegels; es greift ſtark der Entwicklung vor; hierin iſt jedenfalls die Vorlage, welche ſchon für die bildliche Darſtellung des Siegels, die ganz aus der der erſten vier Bruſtbilder fällt, bedingt iſt, bedeutſam geworden. Es iſt mit ihm das Siegel Kaiſer Conrads II. zu vergleichen. Poſſe: Die Siegel der deutſchen Kaiſer und Könige von 751—1806; Tafel XIII/3, 4.

Einige Buchſtaben des Gebhardſiegels (S 5) weichen in ihrer Geſtaltung von den einfachen Grundformen der obengenannten ab.

A bekommt einen Balken aufgeſetzt, C betont ein Breiterwerden ſeiner Enden, E (kapitales wie unciales) ſetzt ſeinen Balkenenden Strichelchen auf; nicht zuletzt ſeien G und P hervorgehoben.

---

1) Hier iſt dem Graveur ein Fehler unterlaufen, in dem er auf dem Stempel das A poſitiv eingraviert hat. Dieſer Thietmarſtempel iſt im Original erhalten, er wurde 1874 bei Werfen in Salzburg gefunden und befindet ſich derzeit im Stādt. Muſeum Carolino-Auguſtaeum in Salzburg. Vergl. Richter, Mitteilungen der Centralcommiſſion VIII. N. F. S. CXXI (1882).

2) Martin, SUB II, ſiehe Erklärung zu den Tafeln.

3) Dieſes G ſteht natürlich in einem gewiſſen Gegenſatz zu dem Haupttypus des G z. B. A-T. Tafel 3a.

4) Wattenbach S. 50; unterſcheidet kapitale und unciale G deutlich, auch in Zeichnung wiedergegeben.



Dieſe Buchſtaben A C E G P haben das einfache Gepräge abgelegt und verſuchen durch zierliche Ausſchmückung ein gefälliges, kunſtvolles Ausſehen zu gewinnen.

Gegenüber der päpſtlichen Kanzlei tauchen dieſe angewandten Zierformen ſpät in Salzburg auf. Ein Blick auf die Tafel I Reihe III in Michael-Schweders Zeichnungen zeigt uns, daß alle die Formen, die uns in Salzburg neu erſcheinen, bereits ſeit 200 Jahren in der päpſtlichen Kanzlei üblich geweſen ſind. Ob ein direktes Aufgreifen der päpſtlichen Buchſtabenformen ſtattgefunden hat, iſt ſchwer zu ermitteln: denn einige Formen ſind nur kurze Zeit und lange vor dem Gebhardsſiegel in Gebrauch geſtanden;[1]) ungefähr gleichzeitig, das heißt unmittelbar vorhergehend iſt das E des Papſtes Leo IX 1049—1054, das eine große Ähnlichkeit mit dem uncialen E des Gebhardſiegel beſitzt.

Immerhin möchte ich nicht zu ſehr an einen allein beſtimmenden Einfluß von außenher glauben; die Buchſtaben ruhen auf der Baſis der Salzburger Formen; gerade bei dem Gebhardſiegel wird dies deutlich[2]) und bezeugt die Schrift, daß man auf das Siegel des Hartwich zurückgegriffen hatte. Ich verweiſe nur auf die Übereinſtimmung der Buchſtaben C E (kapital) P (bezüglich der Baſis); ob die Zierformen eigene Erfindung des Stechers ſind, oder ob er ſich hierin Vorbilder bedient hatte, läßt wieder eine Frage offen ſtehen.

Wenn wir nun an die Betrachtung der Buchſtaben der folgenden Siegel ſchreiten, ſo fällt es auf, daß die kunſtvollen Formen der Gebhardbuchſtaben wenig ebenbürtige Nachahmung gefunden haben. Dieſer Umſtand ließe leicht den Verdacht einer Fälſchung des Gebhardſiegels in uns wach werden; jedoch ſei hier bereits dem Folgenden vorweggenommen, daß wir immer, durch die ganze Reihe der Entwicklung der Buchſtaben, Rückfälle finden werden, die einerſeits die fortſchrittlichen Leiſtungen augenfällig unterſtreichen, andrerſeits aber die Entwicklung hemmen.[3])

Im 12. Jahrhundert iſt die Buchſtabenform bereits viel mannigfacher und differenzierter.

Um uns über die verſchiedenen Formen klar zu werden, empfiehlt es ſich, die Buchſtaben der Reihe[4]) nach, alphabetiſch geordnet zu beſprechen.[5])

A: Die ſpitz zuſammenlaufenden Schäfte, ohne aufgeſetzten Balken ſind ſelten: S 5,7/1,8.

---

[1]) B_{9} : Benedikt III 855—858; G_{16} : Sergius II 844—847; C_{10} : Nikolaus I 858—867.

[2]) Hier erkennt man in der bildlichen Darſtellung eine große Übereinſtimmung mit dem Thietmarſiegel.

[3]) Vergleiche Michael-Schweder S. 26; auf ähnliche Erſcheinung bezüglich des erſten Auftretens der gotiſchen Majuskel bezogen.

[4]) Die unten angeführten Ziffern der einzelnen Beiſpiele beziehen ſich auf die beigefügten Schrifttafeln.

[5]) Hiltebolds Siegel (G 1) iſt eine Fälſchung; Jakſch, die Gurker Siegel S. 129 betont neben Hinweis auf die figürliche Darſtellung die Buchſtabenform, die für die Zeit Hiltebolds nicht zutreffend iſt. Die Buchſtaben haben große Ähnlichkeit mit denen des B. Heinrich II. v. Gurk (G 9): C, E, D, G, L; A: verkehrt geſehen.

Mit den Buchſtaben Werners (G 6) laſſen ſich nur wenige Vergleiche anſtellen, obwohl die Figuren der beiden Siegel tatſächlich in einigen Gewandmotiven übereinſtimmen.

Verbreitete Form zeigt die Schäfte ſchräg einander zugekehrt, jedoch durch einen Balken oben verbunden.
Die Balken ſtehen über die Schäfte hinaus: S 6,7/2,9/1,10/2,3; G 4.

B: behält die einfache Grundform bei; Verzierung des Schaftes durch Anſatzlinien: S 7/2
geſchwungener Schaft mit Anſatz: S 9/2
S 6 vergleiche mit Michael-Schweder Tafel II Reihe IV : B
7

C: Betonung der Bogenendung beibehalten;
Anſatzlinien: S 6, 7; G 6.
Spalten der Bogenenden: G 2, 3/1,3, 7.
Vertikal hakenförmige Verlängerung des oberen Bogenendes: S 9/2.
C carrée: G 7; vergleiche Demay S. 2.
S 6; vergleiche Michael-Schweder Tafel II Reihe IV: C
8

D: Einfache Grundform.
Bogen reicht über den Schaft: S 6, 7, 9/1; G 3/2, 5/2;
Bogen reicht bis an den Schaft: G 2, 3/3, 4, 5, 6.
Geſchwungener Schaft: S 9/2.
Geſchwungener Schaft mit Anſatz G 5/2, 7.

E: Einfaches E: S 9/1, 10; G 4, 6.
mit Balkenendenanſätzen: S 6, 7, 9/2; G 6.
mit Balkenſpaltung: G 2, 3/1,2, 5/1,2, 7.
mit abgebogenem Mittelbalken: G 3, 5; vergl. Wattenbach S. 47.

G: Grundform mit mehr oder weniger ſtark eingerollter Endrundung.
Balken liegen wagrecht über der Einrollung.
Mit Endſpaltung: S 7.

H: Mit Schaftſpaltung S 7, 9/1; G 7.
Schaftendenverbreiterung: S 6, 10/2,3; G 3/2,3, 6.

J. Mit Schaftſpaltung: S 7/2, 9/1,2; G 5/2, 7.
die übrigen mit verbreiterten Schaftenden.

L: Veränderung an Schaft und Balken.
keine Spaltung; Balkenenden und Schaftenden verbreitern ſich: S 7 2, 9, 10/3.
Schwingung des Balken, Schaftſpaltung: G 7.

M: Grundform; ſchräggeſtellte Schäfte G 4.

N: Grundform.
Schaftverbreiterung: S 7/2, 8; G 3/1, 4, 6, 7.
Schaftſpaltung und Schwingung des Schrägbalkens: G 5/2
(Übergang zur uncialen Form?)

O: Rund.
Auffallende Verdickung der Bogen: S 10/1.
rundes Oval: S 10/3; G 7.

P: Schaft mit Baſis: S 6; G 2, 3, 4.
Schaft geſpalten: S 9/2; G 7.
Bogen ſchließt entweder an den Schaft an, oder reicht über ihn hinaus.

R: Ähnlich wie P.
Gespaltene Schäfte: G 5/2, 6, 7.
Cauda verschieden gebildet, gerade oder geschwungen.
Geschwellte Cauda: G 5/2, 7.

S: Veränderungen bestehen in den Endbildungen, sowie in der mehr oder weniger starken Anschwellung des Mittelteiles, eigentlich Verbreiterung des Mittelteiles: S 9/2, 10/1; G 5/1, 7.
Mit Ansatz und verbreiterten Enden: S 6, 7/2, 9/2; G 2,3/1, 5/2, 7.
Gespaltene Enden: S 9/2; G 7.

T: Gerader Balken.
Mit vertikalen Endstrichen: S 9/2, 10; G 4.
Mit geschwungenen Balken: G 5.
Mit gespaltenem Schaft: G 5/2.

V: Kapital; mit verschieden breiten Schäften, unten spitz zusammen laufend.
Unten rund zusammenlaufend: G 3/1.

W: Zwei verschränkte V;
Oben Schaftverbreiterung: G 6.

Z: Gerader Schaft und Balken.
Balken mit Ansatz: S 7.

Dieser Zusammenstellung kann man entnehmen, daß die Buchstaben ihre Grundformen im allgemeinen beibehalten haben und nur teilweise durch Verzierungen verändert werden.

Gegen Ende des Jahrhunderts lassen sich wieder Fortschritte beobachten; in Salzburg an dem zweiten Stempel Adalberts (1183—1200), in Gurk am Stempel Ekkehards (1196—1200);[1]) ich erinnere an die geschwungenen Balken des B, D, an die allgemein einsetzende Spaltung der Schäfte.

Die Spaltung der C und E Balken- und Bogenenden bleibt der Gurker Kanzlei vorbehalten; Salzburg wagt sich noch nicht an solche Neuerungen. Wenn wir hier wieder die Schrifttafeln Michael-Schweders Tafel II Reihe V b, c zum Vergleich heranziehen, so fällt uns auf, wie wenig die Buchstaben der päpstlichen Siegel an Spaltung von Balken und Schäften teilgenommen haben. Von 1099—1130 findet sich nicht der geringste Ansatz dazu; erst von 1130 ab trifft man sie an einzelnen Buchstaben an.

Erst die Siegel von 1185—1198 (V d) bringen Formen, die den unseren aus dieser Zeit nahe verwandt sind; ich verweise auf das B (S 9/2), das G (S 7/2), O (G 7), R (G 5/2). S (S 9/2; G 7).

Die Entstehungszeiten dieser Siegel liegen nahe beisammen; von einer Beeinflussung seitens der päpstlichen Siegel kann hier nicht die Rede sein.

Es ergibt sich die Frage, woher auf einmal die gleichen Formen gleichzeitig in verschiedenen Zentren auftauchen; zu einer endgültigen Lösung dieser Frage wird man dann erst kommen können, wenn ein großer Teil des gesamten Siegelmateriales in dieser Weise untersucht worden ist, so daß man eine weitere Übersicht über das Auftreten der Schriftformen gewinnen und das erstmalige Auftauchen z. B. dieser Majuskelformen mit einem sicheren Ort und betimmter Zeit belegen wird können.

---

[1]) Adalbert: S 9/2; Ekkehard: G 7.

Hier muß der Hinweis genügen, daß auf den Siegeln der Päpste und der Salzburger Erzbischöfe, wie auf denen der Gurker Bischöfe gleichzeitig das Auftreten neuer Formen wahrzunehmen ist.

Demay gibt uns keinen Aufschluß über das Erscheinen dieser speziellen Buchstabenformen auf französischen Siegeln; aus dem abgebildeten Alphabet (Demay S. 5) Majuscule des XI, XII et XIII Siècles kann man wohl einige verwandte Buchstaben finden, jedoch wird uns über ihre Datierung nichts mitgeteilt.

Die Buchstaben des 12. Jahrhunderts konnten wir einzeln durchbesprechen und ohne viel Mühe die Haupteigenschaften der einzelnen Erscheinungen gegen einander abgrenzen.

Im 13. und 14. Jahrhundert wird dieses Vorgehen nicht möglich sein. Die Buchstaben unterscheiden sich nun in ihrer individuellen Gestaltung, die vom Wollen und Können des Siegelstechers abhängig geworden ist.

Auf die einzelnen Gebilde will ich im Folgenden nicht eingehen, sondern versuchen, eine allgemeine Charakteristik der Buchstabenformen zu geben und das erstmalige Auftreten jeder dieser Formen fest zu halten.

Wie wir gesehen haben, treten im 12. Jahrhundert die umformenden Elemente an den Schaft-, Balken- bezw. Bogenenden der Buchstaben auf; sie äußern sich durch Spaltung, Verbreiterung und Ansatzlinie. Nur D und B zeigen eine Abänderung an der Grundform des Schaftes insofern, als er statt geraden, senkrechten einen geschwungenen Verlauf nahm.

Diese veränderten Formen der Buchstaben, die uns im 12. Jahrhundert so neu und fremd erschienen sind, bilden im 13. Jahrhundert die charakteristische Grundform der gotischen Majuskel. [1])



Abb. 1



Abb. 2

Diese Grundform erhält nun ihre weitere Ausbildung.

Bogen und Schaft begnügen sich nicht mehr mit der Ausschmückung ihrer Enden, sondern nehmen selbst, als Ganzes, an der Umformung teil.

[1]) Über die Bezeichnung „gotische Majuskel" siehe Michael-Schweder S. 23.

Waren bisher Bogen oder Schaft in gleichmäßiger Breite verlaufen, so beginnt nun der Schaft gegen die Mitte zu dünner, der Bogen breiter zu werden.

Für die Ausgestaltung des Bogens gibt es zwei Arten.

Anfangs dehnt sich nur die nach außen stehende Bogenseite aus, während die innere in scharfem Kontrast sich wenig, meistens aber gar nicht nach außen biegt, sondern als Gerade vertikal verläuft. Die so geschaffene äußere oder einfache Schwellung des Bogens erfährt weiterhin eine Steigerung, indem auch die innere Bogenseite sich rundet und zwar in entgegengesetzter Richtung zum äußeren Bogen, nach innen sich ausbiegt. An den Schaft schließt der Bogen mit möglichst dünnen Linien an.

Diese Bogenschwellungen treten an allen Buchstaben auf, die ihrem Charakter nach dazu geeignet sind.

B und R haben nur die einfache Bogenschwellung, während P einige Male die doppelte (nach außen und innen gerundete) aufweist: L 12/2; G 19/1.

Hauptträger der Entwicklung sind aber hierin die Buchstaben: C, E, D, G; zur Übersichtlichkeit der Darstellung ist es nicht förderlich, alle Fälle, die hier in Betracht kommen, anzuführen.

Ich beschränke mich darauf, die Buchstaben, die das erstmalige Erscheinen dieser neuen Formen in den einzelnen Gebieten aufweisen, zu vermerken.

C mit einfacher Bogenschwellung: S 10/1, 12/3; G 9, 10, 12; Se 3; L 1, 6.
mit doppelter Bogenschwellung: S 16/1; G 17; S 4, 9; L 7, 14.
D mit einfacher Bogenschwellung: S 12/2, 14; G 10, 11, 12/2; Se 3; L 5.
mit doppelter Bogenschwellung: S 13; G 19; Se 6; L 4.
E mit einfacher Bogenschwellung: S 12/2, 3; G 9; Se 2, 3; L 4.
mit doppelter Bogenschwellung: S 14/2; G 12; Se 4; L 7.
G mit einfacher Bogenschwellung: S 12/3; G 12; Se 1, 3; L 1, 5, 8.
mit doppelter Bogenschwellung: S 16/1; G 19; Se 6; L 7.

Die Verdünnung der Schäfte ist nicht so bedeutend wie die Schwellung der Bogen, immerhin aber läßt sich an dem ursprünglich geraden, gleichmäßig



Abb. 3



Abb. 4

breiten Schaft (von der Verbreitung der Enden abgeſehen) beobachten, wie beide Kanten von den Baſisecken ausgehen und einen leiſe nach innen geſchwungenen Verlauf zur oberen oder unteren Ecke nehmen; es erübrigt ſich, einzelne Beiſpiele hervorzuheben; alle Buchſtaben mit Schäften, ausgenommen A, beſtätigen dieſe Beobachtung; die Schwingung tritt bei den geſpaltenen Schäften noch deutlicher hervor.

Im 13. Jahrhundert dringen auch die anderen uncialen Buchſtaben in die Siegelumſchriften ein; bisher begegnete uns nur das unciale E, einige Male auch D; nun finden wir H, M, N, U, Z.

Die Übernahme dieſer Buchſtabenart iſt in den vier Kanzleien nicht gleichzeitig erfolgt.

Wir finden das erſte unciale H in

Salzburg	bei	El. Philipp (S 12/2, 3)	1247—1257
Gurk	bei	B. Johann I. (G 13)	1279—1281
Seckau	bei	B. Heinrich I. (Se 2)	1231—1243
Lavant	bei	B. Herbord (L 4)	1267—1275

ferner das erſte unciale N in

Salzburg	bei	Eb. Wladislaus (S 14 2)	1265—1270
Gurk	bei	B. Dietrich II. (G 12)	1253—1278
Seckau	bei	B. Ulrich I. (Se 3)	1244—1268
Lavant	bei	B. Ulrich I. (L 1)	1228—1257

das unciale M das erſte Mal in

Salzburg	bei	Eb. Friedrich (S 15'3)	1270—1284
Gurk	bei	B. Johann II. (G 12)	1279—1281
Seckau	bei	B. Rudmar (Se 11/1)	1337—1352
Lavant	bei	B. Dietrich (L 10)	1317—1332

das unciale U das erſte Mal in

Salzburg	bei	Eb. Friedrich III. (S 19)	1315—1338
Gurk	bei	B. Conrad (G 18)	1337—1344
Seckau	bei	B. Bernhard (Se 4)	1268—1283
Lavant	bei	B. Heinrich III. (L 12)	1342—1356

Z treffen wir nur auf den ſalzburgiſchen Siegeln an; die Formen, die mit denen von Michael-Schweder[1]) als uncial bezeichneten darin Ähnlichkeit haben, daß die Balken geſchwungen ſind, finden ſich bei El. Philipp (S. 12).

Die oben angeführten Merkmale der Schwellung der Bogen und Schwingung des Schaftes treten auch an den uncialen Buchſtaben in Erſcheinung. Die Schäfte haben Schwingung, die Bögen Schwellung. Ich bemerke nachträglich, daß auch die Cauda des R ſowie die Bogenrundungen des O Schwellung aufweiſen (z. B. S 16; G 17, 21).

Schwingung und Schwellung von Schaft und Bogen ſind alſo die bedeutendſten Merkmale der gotiſchen Majuskel; die Merkmale der Schaftſpaltung und Anſatzlinien, die uns an den Buchſtaben der letzten Jahrzehnte des 12. Jahrhunderts aufgefallen ſind, wirken auch im 13. und 14. Jahrhundert beſtimmend auf die Form der Buchſtaben ein; es geſellt ſich der dünne Anſatz-

---

[1]) Michael-Schweder, S. 22 und Tafel I Reihe II.

ſtrich zur Schwellung und Schwingung, verſtärkt deren Wirkung durch den wunderbaren Kontraſt zwiſchen Linien und Flächen, und dieſes Wechſelſpiel verſchiedener Kräfte erzeugt die eigentümliche Lebendigkeit der gotiſchen Majuskel. (Schluß folgt.)

Vom chineſiſchen Büchermarkt.

(Beſprechung eines Katalogs.)

Unter den Verlagsanſtalten Chinas, den einheimiſchen und den vom Auslande angeregten (z. B. Miſſionsunternehmungen angelſächſiſch-proteſtantiſcher und franzöſiſch-katholiſcher Seite), ragt bei weitem die Commercial Press Ltd. zu Schanghai hervor. Seit Jahrzehnten verſorgt ſie mit ihren Filialen in den großen Städten das ganze Rieſenreich mit Büchern, die nicht etwa nur dem Kaufmann dienen, denn der Name leitet irre. Schule, Technik, Literatur, Unterhaltung: für alles wird geſorgt! Davon will uns der Katalog erzählen, der 1928 als einhundertneunzehnter herausgekommen iſt. Auf 300 Seiten werden vielleicht 6000 Bücher angezeigt. Nicht ein Inhaltsverzeichnis ſoll nun hier folgen, ſondern wir wollen ſehen, wie das geiſtige China heute im Spiegel ſeiner Preſſe ausſieht, welchen Einfluß das Ausland ausübt, und welchen Anteil Deutſchland daran nimmt.

Das Äußere des Buches ſagt ja auch etwas. Der Katalog iſt nach europäiſcher Art hergeſtellt, nur daß der Anfang „hinten“ iſt. Das Umſchlag-Titelblatt iſt anſprechend, hell auf ſchwarzem Grunde. Vor dem Fenſter ein Baumzweig und eine fliegende Schwalbe, auf der Fenſterbank ein europäiſch gebundenes Buch, und ein aufgeſchlagenes in chineſiſcher Form. Die Schriftzeichen ſind bewußt plump, z. T. grotesk wie bei unſerer Reklame, ein Suchen nach neuem Ausdruck. Die Typen ſelbſt ſind gut, das Papier jedoch iſt minderwertig. Auf den erſten Blättern findet ſich eine Anpreiſung in engliſcher Sprache, in ihrer ſchwülſtigen aufſatzmäßigen Form ganz eine Nachahmung amerikaniſcher Geſchäftsempfehlungen. Der Hauptteil des Katalogs enthält nur das Verzeichnis der Bücher: Titel, Preis, evtl. Zahl der Bände und Art der Aufmachung, und meiſtens eine kurze Angabe des Inhaltes. Die Zeilen ſind ſenkrecht, die Seite iſt in drei Querſpalten eingeteilt.

Zuerſt kommen Schulbücher für Elementarſchulen für alle Fächer des neuzeitlichen Stundenplans, auch Handfertigkeiten und Hygiene. Nun fällt es uns auf, daß im Sprachunterricht nicht nur der alte Stil der Schriftſprache beachtet wird, ſondern auch die Umgangsſprache: ſie iſt ſchriftfähig geworden! Das iſt das größte Neue der letzten Jahre. — Die folgende Abteilung für höhere Schulen iſt ähnlich; es tauchen aber ſchon mehr Überſetzungen auf: Lebensbücher von Smiles; Wilſon, der Staat; europäiſche Chemie. — Weitere Bücher ſind für Lehrerſeminare und Fachſchulen: Landwirtſchaft, Induſtrie und Handel. Die neue Zeit erkennt man an Titeln wie „Über Inflation“ und „Die Pſychologie der Reklame“. — Der Sonderabſchnitt über die neugepflegte Volksſprache (Kuo-yü) weiſt 50 Titel auf. Weitere Bücher ſind dem Spezialſtudium von Literatur, Pſychologie (Wundt), Philoſophie, Geſchichte, Rechtswiſſenſchaft (Montesquieu), Wirtſchaft, Phyſik, Chemie, Mathematik, gewidmet. Hier handelt es ſich vorwiegend um Überſetzungen. —

Die kurze Liste der Wörterbücher ist so bedeutsam, daß sie eine besondere Besprechung rechtfertigt. — All diese Anzeigen füllen über 80 Seiten.

Nun folgen 20 Seiten über Bücher der chinesischen Literatur: Klassiker, Geschichtsschreibung, Philosophie einschließlich Religion und Allerlei (die alte chinesische Einteilung). Hier findet sich für das Studium des Chinesischen alles schwer Erhältliche hübsch beisammen, z. T. auch in leicht verständlichen Bearbeitungen. Das ganze Material der reichen chinesischen Literaturgeschichte ist hier zusammengetragen, und so sind diese wenigen Seiten das Wichtigste für Manchen.

Das war China; was jetzt kommt auf über 100 Seiten, ist das Schrifttum Europas und Amerikas: „Neue Bücher", „Allerlei" und „Erzählungen". Wenn wir bedenken, daß tausende von Werken den Chinesen in ihrer Sprache dargeboten werden, so ermessen wir die Bedeutung der geistigen Einflüsse. Und da kommt nun für den Deutschen die Erkenntnis, daß er in China bei Austeilung der Erde (und Aufgaben) zu spät gekommen ist, oder doch nachhinkt, mag sein nur für einige Zeit, bis er die ihm gebührende Stellung erobert hat. Unter der erdrückenden Zahl der angelsächsischen Namen finden sich nur wenige andere Ausländer: Tolstoi, Kautsky, Sienkiewicz, Maeterlink, Tagore, Aristoteles, Strindberg, Ibsen, Rousseau; und an Deutschen notieren wir: Wundt, Paulsen, Einstein, Eucken, Häckel, Driesch, Fouqué, Marx, Dahn, Goethe (Stella), Lessing (Fabeln), Hauptmann, Sudermann, Hindenburg (Erinnerungen), Wilhelm II. (desgl.). Schiller ist uns nicht begegnet, Goethe nur einmal, Nietzsche — in Japan so reichlich vertreten — garnicht. — Ein folgender Abschnitt mit Anzeigen von Büchern in fremder Sprache und über sie zeigt uns auch den Vorsprung der Angelsachsen: 25 Seiten englische Grammatik, Lexika, Lektüre; 1 Seite französiche Bücher, eine halbe Seite deutsche, ein Drittel japanische, und 3 Bücher über — Esperanto? Immerhin, zwischen den Zeilen merkt man die Bedeutung Deutschlands, die hinausgeht über die Zahl der Namen. Nichtdeutsche haben reichlich geschrieben über deutsche Angelegenheiten, und diese Bücher sind von Angelsachsen oder Chinesen ins Chinesische übersetzt, und manches von dem, was unter fremder Flagge segelt, mag deutschen Ursprungs sein. Und grüßt es uns nicht wie ein alter Bekannter, wenn wir mitten im chinesischen Buch (das auch Apparate und Schallplatten anzeigt) den deutschen Stempel Zeiss Ikon und Ica finden? Ein volles Schiff mit Büchern fuhr an uns vorüber; wir sehen als Letztes dieses deutsche Wimpelchen flattern, ein Wahrzeichen der Hoffnung, das weiter flattert. Wichner.

Ein Wiegendruck der Tonplatte.

Von Dr. Paul Krasnopolski.

Sein Vater Ruttger war Maler in Würzburg und zog später nach Venlo (Geldern). Dort heiratete er die Schwester des älteren Jan Goltz und nahm ihren Familiennamen an. Hier, vielleicht schon in Würzburg, wurde Hubert Goltzius (Gholtz) am 30. Oktober 1526 geboren. Die frühere Literatur verwechselt ihn oft mit einem gleichnamigen Kunstgenossen und Sohne seines



Abb. 1

Vetters, dem viel bekannteren Kupferſtecher Hendrik. Der Vater, ſpäter Lambert Lombard († 1560) in Lüttich, waren Huberts Lehrer in der Malerei, und die reichen Sammlungen des Letzeren regten ihn an, ſich mit der Antike zu befaſſen. Im Jahre 1546 ließ er ſich in Antwerpen nieder. Nach zwölfjährigem Aufenthalte ging er für kurze Zeit nach Brügge, wo er von Marcus Laurin van Watervliet auch materiell gefördert, deſſen große Münzenſammlung durchforſchte. Neunhundertfünfzig andere hat Goltzius angeblich auf Reiſen in Deutſchland, der Schweiz, Frankreich und Italien beſucht. Zwei Jahre währten die Fahrten, ſie erweiterten ſeine numismatiſchen Kenntniſſe derart, daß man ihn als den eigentlichen Schöpfer dieſer Wiſſenſchaft diesſeits der Alpen bezeichnen darf. Im Jahre 1560 kehrte er nach Brügge zurück und ließ auf Koſten des Laurin neben einigen Schriften anderer Verfaſſer eine Reihe von gelehrten Werken in ſeiner eigenen Druckerei anfertigen.

Ihr Signet iſt durch Darſtellung und Deviſe eine Anſpielung auf die Tätigkeit und den Namen des Goltzius. Vor einer Mauerniſche ſteht, nach links gekehrt, eine weibliche Geſtalt in antikisierendem, hochgegürteten Gewande. Aus dem Füllhorn in ihren Händen ergießt ſich eine Flut von Münzen, während die Worte: Hvbertas avrea saecvli den Hubert Goltz in einen goldenen Reichtum (ubertas) verwandeln. Die Marke findet ſich als Kupferſtich (Höhe und Breite des Bildes 12 bezw. 7.9 cm) nicht bloß am Schluſſe von Büchern, die „Brvgis Flandrorvm Apud Hubertum Goltzium Herbipolitam Venlonianum“ veröffentlicht worden ſind, ſondern — wie beim „Thesaurus rei antiquariae huberrimus“ von 1579 — auch dann, wenn die Hand mit dem Zirkel auf dem erſten Blatte ſich als das bekannte Zeichen von Chriſtoph Plantin in Antwerpen erweiſt.

Auf einer neuerlichen, zwei Jahre dauernden Reiſe in Italien, die in die Zeit von 1574 bis 1576 fallen dürfte, kam Hubert wiederum nach Rom. Als Bürger dieſer Stadt, Hiſtoriograph und Hofmaler Philipp II. von Spanien iſt er zu Brügge am 24. März 1583 geſtorben. Widmungen von wiſſenſchaftlichen Abhandlungen hatten ihm dieſe Auszeichnungen gebracht. Kurz vor ſeinem Tode verehelichte er ſich zum zweitenmal. Seine erſte Frau

Elisabeth Verhulst war die Schwägerin des Malers und Baumeisters Pieter Coeck van Aelst (1550 in Brüssel gestorben), der auch in der Geschichte des niederländischen Holzschnittes durch seine Türkendarstellungen eine Rolle spielte.

Die Goltzius zugeschriebenen Kupferstiche und Holzschnitte sind mit G., G. f. (Nagler, Monogr., II 2632) oder H. G. (ders., III 976) bezeichnet und werden in künstlerischer Hinsicht nicht sehr hoch geschätzt. Seine weder sonderlich umfangreiche noch sichere Tätigkeit als Maler übte er wohl hauptsächlich in Antwerpen aus.

Hier, in dem alten „Antorff", ist im Jahre 1557 "getruckt in Aegidij Copenij Diesthemij Truckerey", also bei Copens van Diest, jenes Werk erschienen, das ihm die Anerkennung Philipps eintrug. Es heißt: „Lebendige Bilder gar nach aller Keysern", auf dem Titelblatt nennt sich der Verfasser: Hvbertvs Gholtz von Wirtzbvrg Maler zv Antorff und widmet sein Buch dem König von Böhmen, dem späteren Kaiser Maximilian II. Die Geschichte der Herrscher von Julius Cäsar bis auf Ferdinand I., der im Jahre zuvor Kaiser geworden, eine Arbeit, aus 81 Autoren geschöpft, wird ergänzt durch Regentenbildnisse in Medaillenform, sie sind in technischer Hinsicht bemerkenswert und machen Goltzius zum Begründer einer neuen Art der Buchillustration. Er hat die Darstellungen selbst gezeichnet und radiert, als Vorlagen dienten ihm die „alten pfennig". Da er sie aber „nit all hett erlangen moegen", fehlen von den 155 Porträts achtzehn. Bei diesen wurde nur die Perlumrahmung abgedruckt und, ebenso wie bei den anderen, ein moralischer Spruch als Ueber- und eine kurze biographische Notiz als Unterschrift typographisch beigesetzt. Sonst ist das radierte Bildnis mit ein oder zwei Tonplatten überdruckt. Beim Holzschnitte half der Maler Joos Gietleughen aus Courtrai, Goltz hatte ihn nach Antwerpen berufen, hier arbeitete der Formschneider in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts.

In der Verbindung des Kupferstiches mit dem Holzstock liegt die Bedeutung des Hubert Goltzius, er ist auf diesem Gebiete wohl der früheste gewesen. Zu seinen späteren Nachfolgern gehören namentlich Nicolas Le Sueur in Frankreich (gestorben zu Paris 1764) und Carl Friedrich Holzmann (Dresden: 1740—1811). Das Kupfer diente ihrem Vorgänger als Strichplatte und übertrug die Zeichnung schwarz auf das weiße Papier, dem die Tonplatte eine meist bräunliche Färbung verleiht mit helleren und dunkleren Schwankungen. Von einem einzigen abgesehen, bei dem zwei Reihen ausgesparter Buchstaben seine glatte Fläche durchziehen, ist bei den einfarbigen Medaillons der Grund zwischen Bildnis und Schriftkreis durch wagrecht radierte Schraffuren ausgefüllt, bei den zweifarbigen hingegen leer und mit einem tieferen Ton überdruckt, in einem lichteren sind Kopf und Rand hier gehalten. Bei dieser Ausführung spielt die Farbe auch ins Hellgelb und Olivgrün. Die Perlen der Einfassung sowie die Buchstabenkörper der Umschrift stehen in ganz leicht radierten Umrissen weiß auf dem farbigen Grunde. Lichter sind häufig und stark angewendet, die Köpfe in verschiedener Haltung und mit mannigfaltigem Beiwerk aufgenommen. Es finden sich auch Brustbilder, sitzende und stehende Figuren, zwei, einmal sogar drei Personen auf einer Darstellung. Die größere Abwechslung herrscht bei den hundertdrei einfarbigen Bildern, denn nur zwei der vierunddreißig zweifarbigen be-



Abb. 2

sitzen Doppelporträts. Die Ausführung zeigt eine derbe Flüchtigkeit, die lange Reihe der kreisrunden Medaillons — ihr Durchmesser beträgt knapp achtzehn Zentimeter — wirkt auf die Dauer ermüdend. Künstlerisch bedeutsam aber ist dank seiner radierten Ornamentik das Titelblatt (31 cm hoch, 21 cm breit), dessen typographischen Textteil flaches Band- und Rollwerk reich umgeben. Lichter und schraffierte Schattenpartien erhöhen die Plastik. Leicht und in verhaltener Bewegung schweben die Bänder um die schwere Kraft der maskenbesetzten Schrifttafel, sie trägt als symbolische Krone ein Medaillonporträt mit den Buchstaben H. G. Helles Braun bestimmt den mittleren Teil, im Grunde wechseln gleichfarbige dünne mit bläulich-grünen, breiteren Streifen ab. Auf der Rückseite des dicken Papieres ist der Eindruck der Holzstöcke zuweilen als farbloses Relief sichtbar.

Goltzius Werke erregten Aufsehen, wissenschaftliche Anfeindung blieb ihm nicht erspart. Die Richtigkeit der Beschuldigung, er habe manche Medaillen erfunden, ist bestritten, ein anderer Tadel — der mangelnden Kritik — läßt sich wohl mit der Neuheit der Münzenkunde entschuldigen. Immerhin kann er auf diesem Gebiete nicht für zuverlässig gehalten werden und war selbst auf Angriffe gefaßt. Schon der Titel seiner Kaiserbildnisse: „nit gleich vorzeit von Andern, svnder warhaftiglich vnd getrewlich“ enthält eine vorweggenommene Verteidigung, und in der einleitenden Widmung an Maximilian sagt er ausdrücklich: „wirt es mir von meniglich als loeblich abgenommen vnd fur ehrlich geschetzt werdē, das ich mir vil lieber etwas hab lassen mangeln dann ichts onwarhafftigs oder erdichts, das ich nit selbs gehabt oder bey andern gesehen, hieran gehengt vnd geslicket hett, wie etlich andern (die ordnung zu fullen) gethan, vnd von dessen wegen hefftiglich gescholten vnd verspottet werden . . .“

Zu Antwerpen erschien im Jahre 1557 neben der deutschen eine lateinische, hierauf noch eine italienische, französische und spanische Ausgabe der Kaiserbilder. Von den folgenden ist diejenige erwähnenswert, die 1645 in der von Christoph Plantin begründeten und später von seinem Enkel Balthasar Moretus geleiteten Offizin zu Antwerpen herausgegeben ward. Die „Icones imperatorvm Romanorvm“ sind hier von Gaspar Gevartius bis auf Ferdinand III. fortgesetzt, in kräftigen Umrissen und feiner Binnenzeichnung ganz in Holzschnitt ausgeführt und mit einer Tonplatte, deren Braun starke

Schwankungen aufweist, mit ausgesparten Lichtern überdruckt. Ein nach Rubens von dem älteren Cornelis Galle gestochenes Titelblatt leitet das Werk ein, das hundertsechzig Bildnisse besitzt; die Hälfte der 1557 fehlenden achtzehn Porträts ist hier vorhanden. Die deutsche Erstausgabe jenes Jahres bezeichnet schon Ebert (Allg. bibliogr. Lexikon, Leipzig 1821, Nr. 8679) als „sehr selten". Im Gegensatz zu Brunet kennt sie Graesse, spricht aber nur ganz allgemein von „médaillons en brun".



Abb. 3

Die Literatur zu Goltzius ist ziemlich umfangreich und beginnt schon frühzeitig. Außer den bereits genannten Werken und Nagler (Künstler-Lexikon, 5. Band, München 1837) enthalten namentlich die folgenden älteren Veröffentlichungen — ihre Zahl ließe sich vermehren — Angaben über den vielseitigen Mann, die jedoch nicht immer als zutreffend bezeichnet werden können:

Carel van Mander: Das Leben der niederländischen und deutschen Maler (nach der Ausgabe von 1617 herausgegeben von Hanns Floerke, Band I, München und Leipzig 1906).

Descamps: Vies des Peintres flamands, allemands et hollandois, Paris 1753, T. I.

Allgemeines Künstlerlexicon, Zürich 1779.

Handbuch für Kunstliebhaber und Sammler über die vornehmsten Kupferstecher und ihre Werke. Nach der französischen Handschrift des Herrn M. Huber von C. C. Rost. Fünfter Band. Zürich 1801.

Ludwig von Winkelmann neues Malerlexicon. III. umgearbeitete Auflage von Joseph Heller, Augsburg 1842.

Georg Rathgeber: Annalen der niederländischen Malerei, Formschneide- und Kupferstecherkunst, Gotha 1844.

Fel. van Hulst, Hubert Goltzius, 2. éd., Liège 1846.

Conversationslexicon für bildende Kunst, 5. Band, Leipzig 1851.

Die von John Jackson (A treatise on wood engraving historical and practical, London 1839) vertretene Auffassung, die sich übrigens auch in der 2. Ausgabe von 1861 findet, die Tonplatten seien nicht in Holz, sondern in Metall geschnitten, wird bereits abgelehnt von:

Fr. Wilhelm Unger, von dem (in Ersch-Gruber's „Allgemeiner Encyklopädie der Wissenschaften und Künste", 73. Theil, Leipzig 1861) eine ausführliche Studie über Hubert Goltzius erschienen ist. Sie behandelt das Leben, die Werke und die den Künstler darstellenden Bildnisse unter Anführung

zahlreicher urkundlicher Nachweiſe, die auch auf das ſiebzehnte Jahrhundert Rückſicht nehmen. Später haben in Deutſchland die „Allgemeine Deutſche Biographie“, 9. Band (Leipzig 1879), und Müller-Singer's „Allgemeines Künſtlerlexicon“, 2. Band (Frankfurt am Main 1896) des Goltzius gedacht, auch Thieme-Becker's „Allgemeines Lexicon der bildenden Künſtler“, 14. Band (Leipzig 1921), bringt über ihn einen Artikel mit vielen Quellenangaben.

Die Verwendung der Stenographie in der Bildtelegraphie.[1])

Von Dr. techn. Hubert F. T. Wenzl.

Die heutige Menſchheit lebt in einer Zeit des Haſtens und Drängens, des Überholens und Rekordſchlagens. Die im raſchen Tempo ſich entwickelnde heutige Technik ſtellt an den Menſchen Anforderungen auf den verſchiedenſten Gebieten ſeines Lebens, wo menſchlicher Geiſt ſie durch die Technik wieder bezwingen kann und wieder neue Momente zur Entwicklung geſchaffen werden. Immer wieder tönt das Wort „Zeit iſt Geld“ und „arbeits- und zeitſparende Maſchinen“. Dieſe Worte ſind das Tagesgeſpräch der induſtriellen und kaufmänniſchen Welt. Man fragt ſich, warum eigentlich der Aufſchwung in ſo raſchem Tempo jetzt erfolgt. Die Antwort gibt uns die Geſchichte der Naturwiſſenſchaften. Durch den Aufſchwung der mathematiſchen Wiſſenſchaft Ende des 18. Jahrhunderts, der Einführung dieſer exakten Methode der Mathematik in die Behandlungsweiſe der Naturwiſſenſchaften wurden im Laufe der Jahrzehnte ſämtliche Gebiete der menſchlichen Tätigkeit und des menſchlichen Denkens davon erfaßt und auch das kaufmänniſche Leben wurde einer exakten Unterſuchungsmethode unterworfen. Taylorismus und Rationaliſierung und Betriebsſpartechnik und Efficiency ſind die Endpunkte der mathematiſchen Behandlungsweiſe in der gegenwärtigen Zeit. Wir finden allüberall die Tendenz des Sich-bequem-machens und es wird mancher erſtaunt ſein und wie vor einem Rätſel ſtehen, daß wir gegenwärtig uns in einem Zeitalter befinden, das die Form des Bequemmachens in einer ganz eigentümlichen Weiſe hervorbringt und ſich daher für manchen ziemlich unbequem geſtaltet, indem ſeine Kraft überflüſſig in der Betriebsgemeinſchaft wird. Auch in der Nachrichtenübermittlung iſt im Laufe der Jahrhunderte eine ſo gründliche Änderung der Verhältniſſe eingetreten, daß wir jetzt ſagen können „Wir haben das Maximum der Leiſtungsmöglichkeit auf dieſem Gebiete erreicht.“ Ein Vergleich der Leiſtungen im Beginn unſerer Zeitrechnung möge das Bild Fig. 1 zeigen. Bei Beginn einer organiſierten Nachrichtenübermittelung hatte eine Nachricht ungefähr 6 km in der Stunde zurückgelegt. Heute iſt die Leiſtungsfähigkeit millionenfach geſtiegen. In einer Sekunde iſt die Nachricht von einem Punkt der Erde über ſeinen Antipoden nach dem Ausgangspunkt zurückgekehrt. Welche Energieſparung gegen damals. Eine andere Darſtellung möge eine Fortſchrittskurve kennzeichnen, nämlich wieviel Zeit es

[1]) Vortrag, gehalten am 3. September 1928 auf dem 15. internationalen Stenographenkongreß in Budapest.

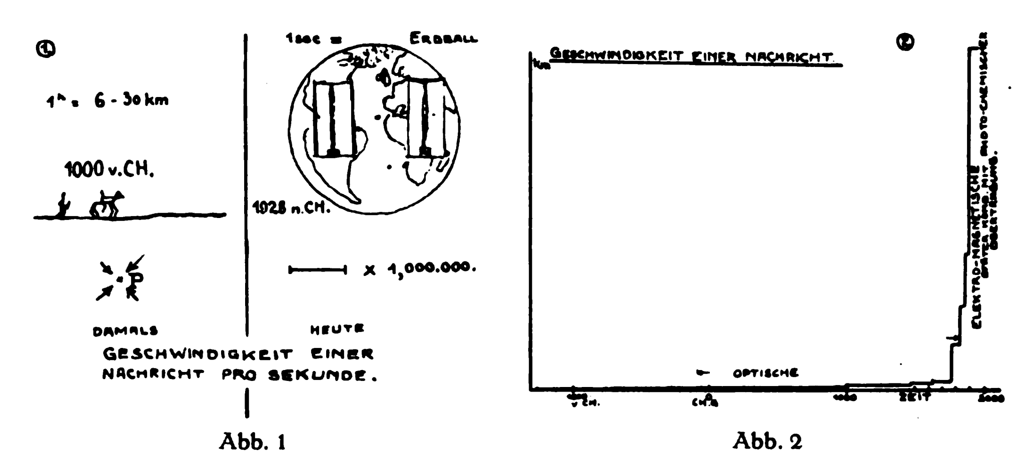


Abb. 1

Abb. 2

brauchte, um eine neue Erfindung zu machen (Fig. 2) und welche Schnelligkeit mit dieſen erreicht wird. Man ſieht aus der Darſtellung, daß früher Erfindungen mit weniger Energiegewinn gemacht worden ſind als heute.

Einige Daten aus der Entwickelung des Nachrichtendienſtes mögen hervorgehoben werden. Die Eroberung von Troja wurde durch Feuerzeichen an Klytämnäſtra nach Griechenland durch ein Relaisſyſtem übermittelt. Im Jahre 45 v. Ch. verwendete Demokleitos auf 5 Tafeln das griechiſche Alphabet. 1789 wurde von Chappe ein Blinklichterſyſtem erfunden und für die Entfernung von Paris nach Lille mit 20 Stationen verwendet. Die Übertragung dauerte 2 Minuten. 1844 ſind mit dieſem Syſtem 534 Stationen in Verwendung geſtanden. Dann folgt der Ausbau der Flaggentelegraphie. Die Erfindung der Voltaſäule und die Verwendung von chemiſchen Papieren, zuerſt mit Jodkalium getränkt und hierauf die bahnbrechenden Arbeiten von Oerſted, Ampere und Weber im Jahre 1820, welche ſpäter zu den Nadeltelegraphen von Cook und Wheatſtone führten, eröffneten die Zeit der elektromagnetiſchen Nachrichtenübermittelung und löſten ſo die einfache optiſche Nachrichtenübermittelung ab. 1836 hatte Morſe den Schreibertelegraphen erfunden und 1839 werden die Zeigertelegraphen eingeführt. Die Schreibtelegraphen waren zunächſt als Ritz-, dann alsbald als Farbſtifttelegraphen ausgeführt worden. Die letzteren haben ſich bis auf den heutigen Tag in der mannigfaltigſten Form erhalten und iſt in Fig. 3 eine entſprechende Darſtellung dieſer Morſezeichen wiedergegeben. Unterdeſſen ſind aber auf dem Gebiete der telegraphiſchen Übertragung mittels chemiſcher Papiere weitere Erfindungen gemacht worden und wir finden im Jahre 1898 ein Übertragungsſyſtem von Pollak und Virag, das dem heutigen Syſtem ziemlich nahekommt, ſei es von Belin oder von Carolus, indem mittels dieſes Syſtems Bilder in der Größe von 13×18 auf die Entfernung von 1200 km innerhalb 20 Minuten geſendet werden konnten. Im Jahre 1907 haben nun neuere bahnbrechende Arbeiten berühmter Phyſiker wie Belin und Carolus die Bildtelegraphie zu ſo einem brauchbaren Hilfsmittel der Nachrichtenübermittelung überbracht und können ſich nunmehr beide Syſteme in der internationalen Nachrichtenübermitte-

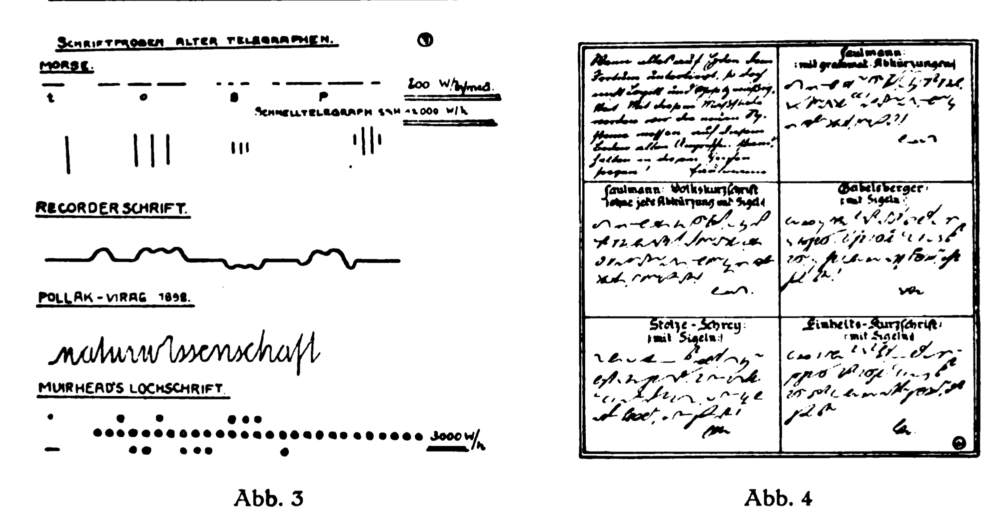


Abb. 3 Abb. 4

lung behaupten, während ein drittes, das Fulton-Syſtem, für den gewöhnlichen Amateur von Vorteil iſt, doch infolge einiger Mängel für den Übertragungsdienſt von ſpeziell ſtenographiſchen Schriftproben nicht geeignet iſt. Durch dieſen kurzen Bericht über die wichtigſten Punkte des Nachrichtendienſtes möge wohl eine kleine Überſicht gegeben werden, wo noch dazu die Fig. 3 entſprechende Schriftproben ehemaliger Nachrichtenübermittelung gibt.

Für uns iſt das Kapitel der Nachrichtenübermittelung durch die Schrift von namhafter Bedeutung und führt eine Unterſuchung dieſes Gegenſtandes zu einer ganzen Reihe neuer Begriffe und zu ganz überraſchenden Ergebniſſen. Eine naheliegende Unterſuchung iſt jene: welche Schriftart wohl für den Kaufmann von beſonderem Werte ſein mag und wie dieſe Schrift beſchaffen ſein muß, um dem ökonomiſchen Prinzip an Zeit und Geld für den Kaufmann zu genügen. Als erſte Antwort iſt wohl jene anzuſehen, die die Anwendung der Stenographie hervorhebt. Dieſe Antwort jedoch iſt noch nicht vollſtändig, denn unter der Unzahl von Stenographieſyſtemen iſt wohl jenes dann als vorteilhaft zu nehmen, welches in Bezug auf Zeitbeanſpruchung, Koſtenaufwand bezüglich der Ausdehnung und in Bezug auf Klarheit die beſten Reſultate aufweiſt. Der Kaufmann, dem es immer um die Billigkeit der Hilfsmittel zu tun iſt, wird wohl durch dieſe Unterſuchung zu einem für ihn brauchbaren, vortrefflichen Hilfsmittel gelangen und durch die Verbindung mit der Bildſtenographie nicht nur einen namhaften Fortſchritt in der Nachrichtenübermittelung erzielen (wodurch die Unpopularität dieſer Erfindung beſeitigt wird), ſondern auch eine Menge Unkoſten erſparen können. Hiermit wird der Grundſatz, das Hilfsmittel muß einfach, ſchnell, billig und gut ſein, vollſtändig erfüllt werden.

Die erſten Unterſuchungen über die Einführung einer Kurzſchrift, die den oben genannten Bedingungen nahekommt, wurden vom Verfaſſer in den Öſterreichiſchen Blättern für Faulmann'ſche Stenographie 1927 Heft 11 bekanntgegeben. Es wurden (Fig. 4) Vergleichsreſultate zwiſchen den gebräuch-

lichſten in Deutſchland üblichen Syſtemen angeſtellt und zwar: Gabelsberger, Faulmann, Stolze-Schrey und Einheitskurzſchrift. Die Durchführung geſtaltete ſich derart, daß Zeilengleichheit und theoretiſche Schreibweiſe für die Beurteilung der Syſteme als Grundlage dienten. Als Vollſchrift der gewöhnlichen Schreibſchrift wurde kurrent verwendet und auf dieſe Schrift ſämtliche Kurzſchriften bezogen. Dadurch wurde jenes Bild zuſtandegebracht (Fig. 5), welches die Anzahl der Handbewegungen kennzeichnet und auch die Schriftdichte darſtellt. Unter Schriftdichte verſtehen wir die Anzahl der Zeichen pro cm² der Schriftfläche und wir finden daraus, daß, wenn wir die Vollkurrentſchrift mit 100 bezeichnen, bei der Stolze-Schrey-Kurzſchrift für die Dichte den Wert 66%, für Gabelsberger 57,2%, für die Einheitskurzſchrift 55,3% und für die Faulmann'ſche Vollschrift, das iſt jene Kurzſchrift, welche ſtatt der ausgeſchriebenen Kurrentſchriftzeichen ausgeſchriebene Kurzſchriftzeichen verwendet, 57,9%, während Faulmanns gekürzte Schrift, alſo gleichgeſtellt mit den 3 vorgenannten Syſtemen, einen Wert von 43,6% aufweiſt. Bezüglich der Handbewegungen iſt aus der Tabelle erſichtlich, daß den Optimalwert das Faulmann'ſche Syſtem zeigt und nur 17,8% der Vollſchrift-Handbewegungen gemacht werden. Dieſe qualitative Unterſuchung zeigt alſo, daß wir in der Wahl des Stenographieſyſtemes nur durch dieſe Unterſuchung zu einem einwandfreien Ergebnis gelangen können.

Es wurde nun die Unterſuchung an verſchiedenen Beiſpielen durchgeführt und nun ein Beiſpiel der reinen Nachrichtenübermittelung gewählt. In den Figuren 6, 7, 8 und 9 finden ähnlich der 1. beſprochenen Unterſuchung die Zuſammenſtellung der 4 Hauptſyſteme, welche vorläufig wieder für dieſen Zweck herangezogen wurden und außerdem noch eine Textierung mittels einer Underwood Maschine Nr. 5. Das Ergebnis dieſer Vergleiche iſt in einem Diagramm zuſammengeſtellt, welches wohl ähnlich dem obigen iſt und aus dem ſich ſowohl die Anzahl der Handbewegungen als auch die Anzahl der erforderlichen Fläche in abſoluter und relativer Beziehung darſtellen. Außerdem iſt noch die Zeilenangabe vorhanden, welche Zeilen für die Stenographieſyſteme gleich, für die Maſchinenſchrift jedoch das ihr zugehörige Zeilenſyſtem angegeben ſind. Das Bild zeigt, daß wieder unter

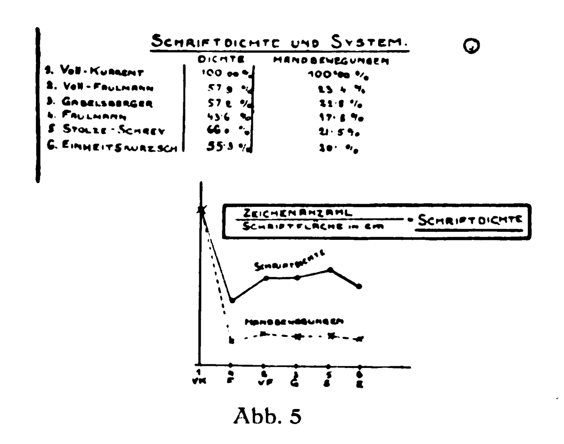


Abb. 5

Abb. 6

Faulmann. (Volkskurzschrift ohne alle Kürzung)

Faulmann (Mit grammatikalischer Kürzung)

Abb. 8

Gabelsberger (Mit Sigeln und Abkürzung.)

Abb. 7

Einheitskurzschrift. (Mit Sigeln und Abkürzungen)

Stolze-Schrey (Mit Sigeln und Abkürzungen)

Abb. 9

den Stenographiesystemen das Faulmann'sche System die geringste Fläche und die wenigsten Handbewegungen aufzuweisen hat und mit welchem Vorteil Maschinenschrift in kommerzieller Hinsicht zu verwenden ist. Bei der Fläche wird eine Ersparnis von 42% erzielt und bei den Handbewegungen 68,6%. Durch diese Untersuchung gelangen wir auch zu einem neuen Begriff, zu einer Sparkurzschrift, und durch die Einführung dieser

als Verkehrsschrift in der Bildtelegraphie zu einer Telestenographie, unter welcher Stenographie jene verstanden wird, die vermöge ihrer Fähigkeiten, also der größtmöglichsten Anzahl von Schriftzeichen pro Flächeneinheit und der geringsten Anzahl von Handbewegungen als alleinige Nachrichtenschrift Verwendung finden wird.

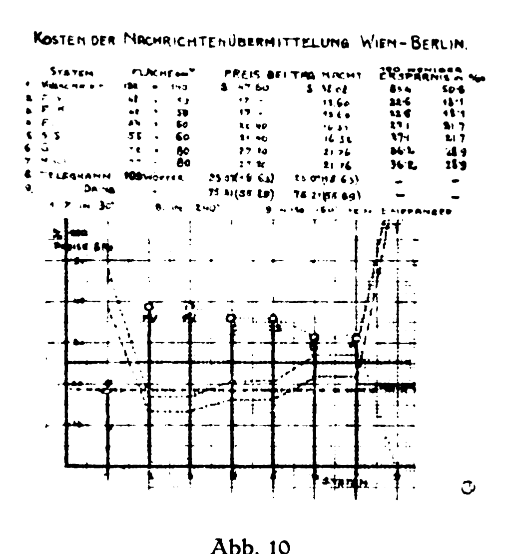


Abb. 10

Ein Vergleich in Fig. 11 zeigt, wie sich das Original verändert, wenn man durch Bildtelegraphie dasselbe sendet; wir sehen links die Übertragung und rechts das Original. Die Maschinenschrift, welche eine gleichmäßige ohne Haar- und Schattenstrich versehene Druckschrift ist, kommt bei der Übertragung genau so klar wie die durch Schatten und Haarstrich gekennzeichnete stenographische Schrift. Schon bei dieser Darstellung ist der kolossale Flächenaufwand bei der Maschinenschrift und der geringe Aufwand bei der Stenographie klar ersichtlich und es klingt sehr unverständlich, daß plötzlich in den Tageszeitungen eine in Fig. 12 dargestellte Nachricht erschien, wo über die geringe Inanspruchnahme des Bildtelegrammdienstes in Österreich geklagt wird. Die nächstfolgende Darstellung, Fig. 13, gibt nun genügenden Aufschluß über die ungerechte Behauptung des Laien, Bildtelegraphie wäre zu teuer. In dieser Figur sind die Kosten der Nachrichtenübermittelung für die Relation Wien-Berlin in Betracht gezogen worden und die hierzu notwendigen Daten der Fläche, des Preises bei Tag und Nacht sowie der Ersparnis zusammengestellt. Außerdem finden wir die Gebühr für die gewöhnlichen Telegramme und für das dringende Telegramm sowie die Beförderungszeiten sämtlicher angeführten Schrift- und Telegrammarten enthalten. Das Bild zeigt charakteristisch, welche Ersparnis durch die Kurzschrift im allgemeinen und durch die Faulmann'sche Kurzschrift im besonderen erzielt wird und folgern daraus, daß ein gewöhnliches Telegramm, welches 109 Wörter

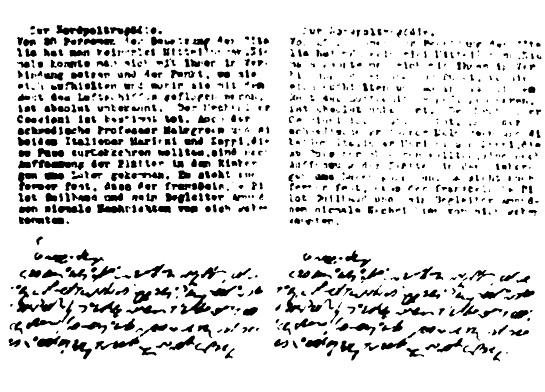

Zur Nordpoltragödie.

Abb. 11

Geringe Inanspruchnahme des Bildtelegrammdienstes.

Die Hoffnungen, die man an die Einführung des Bildtelegraphendienstes geknüpft hat, haben sich nicht erfüllt. Seine Inanspruchnahme ist eine im Verhältnis zu dem bei seiner Eröffnung sichtbar gewordenen Interesse des Publikums auffallend geringe. Der Grund liegt offensichtlich in der Höhe der Gebühren. Ein Bildtelegramm in der Größe von 10×10 Zentimeter stellt sich schon auf 84 Schilling. Dadurch erhöhen sich gegenüber einem mittels Expreß- oder Flugpost übersandten Bild für ein illustriertes Blatt die Kosten der Wiedergabe auf fast das Doppelte. Nur in Ausnahmefällen kommt die durch den Drahtweg gegenüber Expreßzug oder Flugzeug an sich bedeutende Zeitersparnis zur praktischen Auswirkung. Trotzdem wird an eine Auflassung nicht gedacht, da die für den Bildtelegrammdienst zur Verfügung stehende Kabelleitung in den Bildsendepausen zur Verbesserung des interurbanen Telephonverkehres ausgenützt werden kann.

Abb. 12

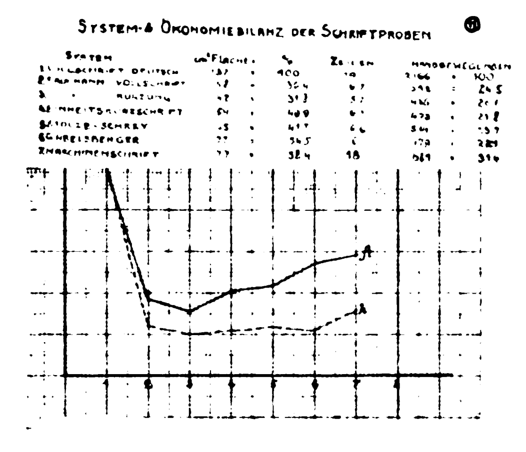


Abb. 13

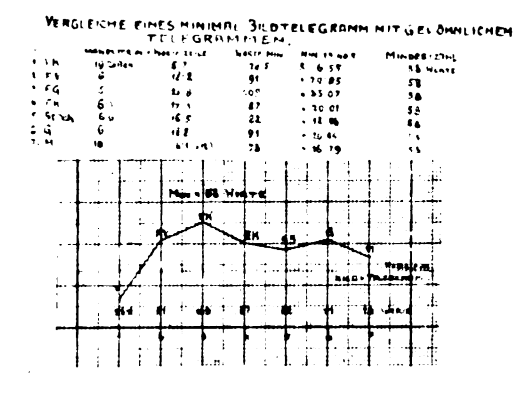


Abb. 14

besitzt, S. 25,7 kostet bei einer Beförderungszeit von ungefähr 240 Minuten mindestens. Bei einem dringenden Telegramm erhöhen sich die Kosten auf das Dreifache, d. i. S. 75,21 mit einer Beförderungszeit von 120—150 Minuten. Die Bildtelegraphie, welche nur 30 Minuten Beförderungszeit in Anspruch nimmt, beziehungsweise maximal 60 Minuten, ist je nach Anwendung des Systemes und der Tageszeit wenigstens nicht viel teurer, ja sogar für das Faulmann'sche System bei Tag und Nacht billiger, bei Einheits- und Stolzeschrey-System nur bei Nacht billiger als das gewöhnliche Telegramm, so daß also Ersparnisse an Kosten von ungefähr maximal 77,4 bis 81,9 % erzielt werden. Die wagerechte Linie zeigt den Preis des Telegramms bei gewöhnlicher Beförderung, die obere punktierte Linie den Preis für den Tagtarif, die untere den Preis für den Nachttarif. Es war mir leider nicht möglich, ein in England propagiertes System, das sogenannte Speedwriting-System, zur Darstellung zu bringen, da ich hierfür keine entsprechende deutsche Übertragung finden konnte.

Und nun zum Schlusse möge ein Vergleich eines Mindestbildtelegrammes mit gewöhnlichen Telegrammen dargestellt werden, womit gezeigt werden soll, wieviel Wörter man auf ein Minimalbildtelegramm System Carolus in dem betreffenden Schriftsystem bringen kann, wieviel das in einem gewöhnlichen Telegramm kosten würde. Daraus kann man sich leicht die Billigkeit einzelner Systeme relativ berechnen. Es zeigt sich bei dieser Darstellung, daß schon durch die Anwendung der Maschinenschrift Underwood 5 bei 73 Wörtern eine Ersparnis

von S. 3,39 resultiert und daß diese Ersparnis noch günstiger ist, wenn man die sogenannte Perlschrift der Maschinenschrift anwendet. Unter den Stenographiesystemen ist wieder die Faulmann'sche Vollschrift sowohl, als auch die gekürzte Schrift zu sehen, wo man eine Ersparnis von S. 7,55 beziehungsweise S. 11,67 erzielen kann. Wir sehen also weiter, daß ein Bildtelegramm wie in der Fig. 11 gesehen (welches durch die österreichische Telegraphenverwaltung mir zur Verfügung gestellt wurde), schon mit 58 Worten bei der gewöhnlichen Beförderungsmethode, mit 19 Worten bei der dringenden Beförderung vorteilhaft zur Anwendung gelangen kann. Die Stenographen finden also darin ein kolossales Mittel, dem Kaufmann durch die Bildtelegraphie an Zeit, durch die Stenographie an Geld im oben genannten Sinne sparen zu helfen; durch die Untersuchungen geht aber deutlich hervor, daß zur Zeit das Faulmann'sche System als Telestenographie bezeichnet werden kann, da es sämtliche für die Bildsachrichtenübermittelung notwendigen Eigenschaften besitzt.

Es freut mich, daß gerade in einer fortschrittlichen Stadt wie Budapest und in einem fortschrittlichen Lande wie Ungarn ein Ruf den Stenographen zugeht: „Gehet nun hin und lehret alle Völker stenographieren, stenotypieren und stenotelefunken!"

Bücherbesprechungen.

Taschen-Bibliographien für Büchersammler. V. Die illustrierten deutschen Bücher des 18. Jahrhunderts. Von Dr. Arthur Rümann. Unter dem Patronat der Schweizer Bibliophilen-Gesellschaft. Julius Hoffmann-Verlag, Stuttgart.

Buchillustration hat mich immer interessiert. Mehr wie 25 Jahre gehe ich illustrierten Büchern nach. Mein „Bilderschmuck der Frühdrucke", meine „Illustration der Lutherbibel", die verschiedenen Faksimileausgaben illustrierter Bücher, wie die des Heidelberger „Totentanz" und so manches andere dürften beweisen, daß dies nicht leere Worte sind. Jedem, der das Gebiet der Buchillustration betritt, kommt nach kurzem zum Bewußtsein, daß hier viel unbeackertes Land ist. Warum? Weil die Unterlagen fehlen! Zerstreut liegt das Material, ungesichtet ist der Reichtum, den wir neben vielem Minderwertigen in der Buchillustration aller Völker und Zeiten haben. Die Bausteine müssen erst beigebracht werden, um im Laufe der Jahre eine Würdigung zu ermöglichen. Zu diesen Bausteinen möchte ich auch das vorliegende Bändchen rechnen. Es gehört im besten Sinne des Wortes zu den Hilfsmitteln für die allmähliche Schaffung einer Geschichte der Buchillustration. Mag man auch noch so sehr, wie es von Vertretern der „Hohen Kunst" gelegentlich geschieht, verächtlich oder geringschätzig auf diese „Illustrationskunst" herabsehen, die Zeit wird doch kommen, daß man diesem vernachlässigten Gebiet mehr Aufmerksamkeit, vielleicht sogar eine gewisse Anerkennung zuteil werden läßt. Der Bücherfreund jedenfalls kann nur dankbar sein für das, was Dr. Arthur Rümann in dem vorliegenden Band uns bietet. Nicht von heute auf morgen hat er diese Bibliographie schaffen können. Es war zweifellos ein mühsamer Weg, den er gehen mußte, um uns das vorlegen zu können, was wir nun „stillschweigend" genießen. Schnell, allzuschnell werden Verdienste vergessen, wir möchten sie hier besonders hervorheben.

Meyers Lexicon. 7. Auflage in vollständig neuer Bearbeitung. Mit etwa 5000 Textabbildungen und über 1000 Tafeln, Kalender und Textbeilagen. 9. Band. Oncken bis Recherche. Bibliographisches Institut, Leipzig. 1928.

Nun liegt bereits der 9. Band von Meyers Lexicon vor. Der Verlag hat also Wort gehalten: die Bände sind in raschester Folge erschienen, sodaß wir bald im Besitz des ganzen Lexicons sein werden, was von größter Bedeutung ist. Band 9 bringt neben zahlreichen kleineren Artikeln wieder in einer großen Zahl mehr oder weniger umfangreichen Beiträge, Aufschlüsse der wichtigsten Art. Nur einige davon seien hier besonders genannt. „Oper" mit

seiner sechsseitigen Beilage „Opern und Operetten“ überrascht durch seine ausführlichen Angaben. Der Artikel „Orchideen“ mit seinen beiden farbigen Beilagen orientiert rasch über alles in Frage stehende. Sehr ausführlich sind die Angaben über „Orden“, denen eine große Anzahl Abbildungen beigegeben sind. Der Artikel „Orientalische Philologie“ ist recht dankenswert, aber fast zu knapp. Der Artikel „Ornament“ mit seinen Bildbeigaben wird manche Anregung vermitteln. Bei „Oslo“ kann man für die Stadtkarte nur dankbar sein. Dasselbe gilt für die Karten zu dem Artikel „Österreich“; die ausführlichen Mitteilungen über Österreich werden vielen sehr willkommen sein. „Ostindien“ mit den beigefügten Karten und ebenso „Ostpreußen“ geben wertvolle Aufschlüsse. Unsere Leser seien dann auf den Abschnitt „Paläographie“ mit seinen beiden Tafeln aufmerksam gemacht. Palästinas Beschreibung mit den beigegebenen Karten und den Literaturangaben sei ferner dankbar genannt. Über den Artikel „Papageien“ mit seiner farbigen Tafel kann man sich nur freuen. In das Gebiet des Schrift- und Buchwesens schlagen die Artikel „Papier“ und was damit zusammenhängt, ein. Die Mitteilungen sind recht reichlich und im großen ganzen einwandfrei. Was über Paris mit Stadtplänen und Namenverzeichnis geboten wird, ist erstaunlich. Die „Pasigraphie“ ist kein leichtes Gebiet, der Artikel könnte etwas klarer sein! Rasch und gut orientiert der Artikel „Patent“. Auf die Übersichtstafel der Patentgesetze der wichtigsten Staaten sei besonders hingewiesen. Nicht ganz befriedigend ist der Artikel „Pergament“. Persien und was mit diesem Schlagwort zusammenhängt, sei besonderer Beachtung empfohlen. Was wir über Petersburg erfahren, ist mehr als man erwartet. Bei dem großen Interesse, das heute erfreulicher Weise der Heimatkunde entgegengebracht wird, ist es begrüßenswert, daß die Mitteilungen über „Pfahlbauten“ gut ausgestattet sind. Über die Pfalz hätten wir gern etwas mehr gehört. Das Schlagwort „Pferd“ hat begreiflicher Weise zu längeren Ausführungen Anlaß gegeben, die erfreulicher Weise durch gute Bildbeigaben noch mehr erklärt werden. Der Artikel „Pflanze“ und die dazu gehörigen weiteren Schlagwörter haben natürlich zu größeren Mitteilungen Anlaß gegeben. Die Bedeutung der Photographie kennen wir alle und doch, was uns Meyers Lexicon sagt, ist lehrreich in mehr als einer Beziehung. Der Artikel „Pilze“ mit seinen fünf Tafeln kann nicht genug der Beachtung empfohlen werden. Wer über „Planeten“ sich rasch orientieren will, kommt mit dem, was Meyers Lexicon gibt, gut zu Rande. Der Artikel „Plastik“ will nicht befriedigen. Außerordentlich reichhaltig ist dagegen, was sich um das Schlagwort „Polar“ gruppiert. „Polen“ ist weithin beachtenswert. Die Ausführungen über Pommern werden heute mehr Verständnis erfahren wie früher. Weitgreifend sind die Mitteilungen über Portugal. Die Angaben über Porzellanmarken sind zu dürftig. Auch über die Post würde man gern etwas mehr erfahren. Ob die Mitteilungen über die „Presse“ und den Pressevertreter genügen, muß ich dahingestellt sein lassen. Daß der Artikel „Preußen“ einen großen Umfang hat, ist wohl selbstverständlich. Daß die „Radierung“ so schlecht wegkommt, ist bedauerlich. Der Verweis auf andere Schlagwörter genügt nicht. Dem „Modernen“ ist der Artikel „Rechenmaschinen“ sicherlich nicht gleichgültig. So liegt wieder ein Band von reichstem Wissensschatz vor uns, den auszunützen wir alle Gelegenheit haben. Und die Gelegenheit ist für jeden möglich, denn der Preis ist unverhältnismäßig gering gegenüber dem, was geboten wird.

Schulz, Ernst: **Inkunabelsammlungen und ihr wissenschaftlicher Wert.** Bemerkungen zur Sammlung Vollbehr. München 1927 (Privatdruck). 28 S.

Durch ihre Gutenberg-Bibel ist die Sammlung Vollbehr weithin bekannt geworden. Daß aber diese Sammlung mit ihren über 3000 Frühdrucken einen kulturellen Faktor neben den größten deutschen Bibliotheken darstellt, kann selbst dem Fachmann bisher entgangen sein und gibt sicher ein Recht, allgemeine Betrachtungen über den wissenschaftlichen Wert von Inkunabelsammlungen anzuknüpfen. Ernst Schulz, dessen eingehende fördernde Besprechung des ersten Bandes vom Gesamtkatalog der Wiegendrucke nicht so leicht zu übersehen ist, zeigt sich auch hier als ein mitten in der Forschung und im Fachwissen stehender Kenner und dabei als ein stets der letzten Ziele der Wissenschaft bewußter Denker, Anreger und Deuter. Er stellt die Unvollkommenheiten der großen Inkunabelsammlungen, voran der Münchener, nicht nur fest, er erklärt sie auch. Er weiß nicht nur um die Wege der — ach, schon zu einer eigenen Wissenschaft gewordenen — Inkunabelforschung, er kritisiert sie auch, weist neue Wege, zeigt neue Blickpunkte, regt neue Fragen an, stellt sich auf neue Standpunkte. Was auf den Seiten 5—9 vorgebracht wird, kann die Federn einer ganzen Schar begabter Forscher auf lange Zeit in Bewegung setzen. In diesem Anregen liegt wohl der Hauptvorzug der Schulzschen Schrift, die sich im übrigen gewiß nicht vor-

genommen hat, systematische Apologie des Inkunabelsammelns zu sein. Aber auch die eine Seite, von der aus die Berechtigung des Sammelns begründet wird, erfreut durch überzeugende, beinahe statistisch genaue Darstellung. Hier sagt der Kenner, inwiefern die Frühdrucke Abbild der Kultur ihrer Zeit, ja der Seele des Menschen ihrer Zeit sind, sagt das mit einem nüchternen Blick auf die Zahl der einem Wissensgebiet angehörigen Drucke, ohne die verwischenden Tücken ungleichmäßiger Überlieferung zu übersehen; weist auf die Entstehung der wissenschaftlichen Abbildung in den Frühdrucken, auf die bisher unterschätzte Rolle der naturwissenschaftlichen Literatur in der Frühdruckzeit; diesem Gedanken dienen auch die beigegebenen Abbildungen. Wäre, ehe auf die Erkenntnis der literarischen Organisation eingegangen wird, auch die geistesgeschichtliche Seite der Inkunabelforschung — sind doch die Frühdrucke oft die einzig erhaltenen Textzeugen — noch in helleres Licht gerückt, dann würde man vergessen können, daß der Aufsatz sich eng an die Sammlung Vollbehr anschließt (und alle Bemerkungen lassen sich aus Stücken der Sammlung belegen), und daß auch dieser der Fluch aller Büchersammeltätigkeit anhängt. — Powell Spring hat die Arbeit ins Englische übersetzt (Collections of Incunabula and their value, Mount Vernon: Rudge), und Pierce Butler, Bibliothekar der Newbury Library in Chicago ein Vorwort dazu geschrieben, in dem emphatisch die Schönheit der Sammlung Vollbehr wie des einzelnen alten Buches gepriesen und mit Nachdruck die europäische Grundlage der amerikanischen Kultur betont wird. Das typographische Bild dieser englischen Ausgabe ist sogar noch erfreulicher, als das untadelige des Originals. Schreiber.

Minerva-Handbücher. Ergänzungen zu „Minerva“, Jahrbuch der gelehrten Welt. 1. Abteilung: Die Bibliotheken. Herausgegeben von Dr. Hans Praesent. Band 1: Deutsches Reich. Lieferung 3 (Bogen 33—46) Magdeburg—Zwickau. Berlin und Leipzig 1928. Walter de Gruyter & Co.

Rasch ist diese dritte Lieferung des 1. Bandes der zweiten gefolgt. Eine vierte Lieferung soll als Schlußlieferung Anfang des Jahres 1929 folgen. Was wir über die ersten Lieferungen gesagt haben, gilt auch für die dritte. Gern drucken wir die der Lieferung beigegebene Aufforderung ab, bisher nicht aufgenommene wichtigere Bibliotheken dem Bearbeiter (Bibliothekar Dr. Hans Praesent, Leipzig C 1, Waldstraße 59) mitteilen zu wollen, damit die Aufnahme in den der letzten Lieferung beigegebenen Nachtrag veranlaßt werden kann. Mit Freude lesen wir davon, daß drei ausführliche Register (Geographisches, Autoren- und Sachregister) geplant sind, wodurch das überaus reiche in dem Handbuch verzeichnete Material bequem nutzbar gemacht wird. Bei Erscheinen der vierten Lieferung werden wir ausführlicher auf die Verdienste des ganzen Unternehmens zu sprechen kommen.

Jahrbuch der Schule Stolze-Schrey 1929. Berlin C 2, Breitestr. 21. Buchhandlung des Stenographenverbandes Stolze-Schrey.

Pünktlich ist das Stolze-Schreysche Jahrbuch wieder erschienen und wieder bringt es Mitteilungen und Notizen, Berichte und Aufsätze von weitgehendem Interesse. Sehen wir von den Verbandsnachrichten und was damit zusammenhängt, ab, so möchten wir auf einige allgemein beachtliche Artikel aufmerksam machen. Der alte Vorkämpfer W. Wetekamp-Berlin läßt sich über die Frage der stenographischen Einheit aus; M. Deutschkron-Berlin setzt sich mit „Ideal und Wirklichkeit“ auseinander, v. Förster-Berlin plaudert über die „Ausbreitungsmöglichkeiten der Psychotechnik für die wissenschaftliche Durchdringung und Fortentwicklung der Stenographie“. Auf den Beitrag von Georg van Daacke „25 Jahre russisch Stolze-Schrey“ möchten wir die Interessenten für Stenographiegeschichte besonders hinweisen. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß auch dieses Jahr das „Jahrbuch“ viele Freunde finden wird.

Aus Antiquariaten und Kunsthandlungen.

Theodor Ackermann Antiquariat, München, Promenadenplatz 10, zeigt mit seinem Katalog 601 „Neuerwerbungen“ wieder aufs deutlichste, wie leistungsfähig es ist. Eine reiche Fülle von interessanten und wertvollen Büchern wird in ihm angeboten. Alpines, Amerika, Bibliographie, Biographien, Deutsche Literatur, Frauen, Liebe, Ehe, Friedrich der Große, Genealogie und Heraldik, Germanistik, Goethe, Haus- und Landwirtschaft, Judaica, Kunst, Napoleon, Revolution und Sozialismus, Studententum, Topographien, Totentanz, Völkerkunde: eine reiche Liste, die mehr als viele Worte sagt. Unsere Leser seien



aber wenigftens auf die Nummern 213—373 hingewiefen, die fpeziell dem Buch- und Schriftwefen gewidmet find.

Zwar ift die Auktion 85 von **Paul Graupe,** Berlin W 10, Tiergartenftr. 4, vorüber. Sie hat am 10. Dezember 1928 ftattgefunden, der Katalog aber „Buchminiaturen des 13.—16. Jahrhunderts, Farbenftiche, Sportblätter" hat mehr als Augenblickswert. In gewohnter vornehmer Weife ift er fchön gedruckt und mit einer ganzen Reihe Abbildungen verfehen. Dank des Entgegenkommens der Firma Paul Graupe können wir unferen Lefern zwei der prachtvoll gelungenen Abbildungen vorführen. Zunächft die Initiale *G* auf der Seite eines Antiphonars mit der Himmelfahrt Mariae. Es ift ein füd-oft-deutfches Stück aus der erften Hälfte des 16. Jahrhunderts; dann die Initiale *S* (Italienifch, um 1400) mit Waffertrog unten und Chriftus oben, der mit der rechten Hand auf den Brunnen weift.

Wir haben fchon mehr als einmal unferer Bewunderung Ausdruck gegeben, welche Fülle wertvoller und wertvollfter Bücher **Jofef Baer & Co.,** Frankfurt a. M., Hochftr. 6, auf Lager hat. Lagerkatalog 750, der uns vor kurzem zuging, ift ein weiterer Beweis für den Umfang der großen Beftände, die alle wichtigen Gebiete des Buchwefens umfaffen. Katalog 750 ift als „erfter Teil" bezeichnet und enthält Werke über Aeronautik, Afrika, Amerika, Archäologie, Afien, Aftronomie, Auctores graeci et latini, Autographen, Balkan, Bibeln, Bibliographie, Botanik, Chemie, Deutfche Literatur, Einbände, Englifche Literatur, Genealogie und Heraldik, Geographie. Wertvolle Abbildungen find dem Katalog beigegeben. In diefen zeigt fich wieder einmal deutlich, wie Jofef Baer & Co. den fchönen alten Einband und Kunfteinbände fpäterer Zeiten fchätzen. Es ift nicht zu viel gefagt, wenn man dankbar anerkennt, in welch hervorragender Weife Jofef Baer & Co. fich um die Einbandforfchung verdient gemacht haben. Diefen wenigen Zeilen können wir zwei Abbildungen beifügen, die uns die Firma zur Verfügung geftellt hat: eine Seite aus der Biblia latina. Venezia 1498, die einen Begriff gibt von den Holzfchnitten der Mallermi-Bibel, die wir in ihr zu fehen bekommen, fowie ein für die Gefchichte der Buchdruckerkunft intereffanter Text aus Barzizius, Epiftolae, Bafel ca. 1472. „Quamquam mogucia finxit / E limo traxit hanc bafilea tamen" = „In Mainz ift die Druckerkunft zwar erfunden, in Bafel aber aus dem Schlamm herausgezogen worden!"

Das Kunftantiquariat **Max Ziegert,** Frankfurt a. M., Hochftr. 3, hat uns feinen Katalog 23 „Handzeichnungen alter und neuerer Meifter" zugehen laffen, der in mancher Beziehung überrafcht. Glücklicher Weife ift am Schluß ein Regifter nach Schlagwörtern beigegeben, fo daß man fich rafch orientieren kann. Den Freund des Schrift- und Buchwefens intereffiert die Nummer 46: Butz, Johann Laurentius, Regensburg 1755, ein kalligraphifches Manufkript „Chirographia", deffen Titelblatt wir wiedergeben. Es enthält 13 Blatt kalligraphifche Schriften in rot und fchwarz, verziert mit kalligraphifchen Figuren und drei kleineren Miniaturmalereien in Gold und Farben.

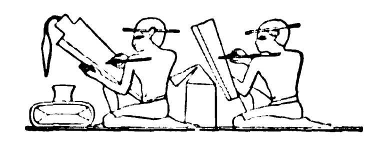
P. H. Beyer & Sohn, Leipzig C. 1, Dittrichring 22, verfenden Katalog 54 unter dem Titel „Neuere Originalgraphik, Handzeichnungen und Mappenwerke". Auf 56 Seiten find 973 Nummern aufgezählt. Der Katalog ift mit einer großen Anzahl Abbildungen gefchmückt, die fehr gut ausgeführt find. Der Graphikfammler wird viel Intereffantes und Erftrebenswertes in diefem fchön ausgeftatteten Katalog finden.

Walter Chriftianfen & Co., Buch- und Kunftantiquariat, Hamburg 36, Stadthausbrücke 13, hat einen kleinen Katalog in hübfcher Ausftattung herausgegeben: Katalog 20, eine Auswahl guter und preiswerter Bücher, Kupferftiche alter Meifter. Manch gefuchtes und gefchätztes Buch ift unter diefer „Auswahl" vorhanden.

„Catalogue IX of old and rare books" des Antiquariats **H. W. Belmore,** Rom, 180 Via del Babuino, verdient die befondere Aufmerkfamkeit der Bücherfreunde. 281 Nummern find es nur, was aber, um einiges herauszugreifen, die Schlagworte „Aldines, Americana, Bindings, Illuftrated Books, Incunabula" ufw. bieten, ift weithin beachtenswert.

Der Bucheinband ift kein Stiefkind mehr, wie in früheren Jahren. Mehr und mehr fchenken jetzt die Antiquare den Einbänden befondere Beachtung. Dies zeigt auch der neue „Catalogue de beaux livres la plupart anciens, dans leure reliure d'époque" des Antiquariats **Jean Brunier,** 47, Quai des Grands-Auguftins, Paris 6e. So gut die Befchreibung der Einbände ift, fo fehr bedauert man, daß keinerlei Abbildung beigegeben ift. Troßdem wird der Bucheinbandfreund beim genauen Durchfehen auf feine Koften kommen.

Im Katalog Nummer 14 vom Dezember 1928 des Antiquars **Emile Saffroy,** Le Pré-St. Gervais (Seine), 73 Grande-Rue, dürfte der Abfchnitt „Ex-libris Picards" bei manchem unferer Lefer Intereffe finden.



Internationale Geſellſchaft für Schrift- und Buchkunde.
Société internationale de l'Écriture et du Livre.
The International Association for the Study of Script and Knowledge of Books.
Internacia Societo de Skrib-kaj Libro-Scienco.

1929 Adreſſe: Prof. Dr. Schramm, Leipzig, Südſtraße 72 Nr. 1

Aufruf.

Kein Gebiet des menſchlichen Wiſſens iſt ſo vernachläſſigt wie die Kenntnis der Schrift. Und doch gebrauchen wir die Schrift tagtäglich, als ob ſie etwas Selbſtverſtändliches wäre, was wir ohne jede Gegenleiſtung auszunützen berechtigt ſind. Das iſt Undank.

Es ſollte Ehrenpflicht aller derer ſein, die viel mit Schrift und Schrifttum zu tun haben, die mühſamen, aber ſo wichtigen Studien über die Entwicklung der Schrift, der wir unſer ganzes Kulturleben verdanken, zu unterſtützen.

Nicht nur die Geſchichte der Schrift zu erforſchen, iſt dringend notwendig, auch ihre techniſche Seite muß erfaßt werden. Unſere Kinder werden gequält mit unzulänglichem Schreibunterricht, weil auch hier die normale Entwicklung ſelbſt denen nicht immer bekannt iſt, die uns die Kenntnis der Schrift vermitteln.

Dieſe Tatſachen ſind unſerer Kultur unwürdig.

Gar mancher junge Wiſſenſchaftler möchte ſich gern dem Studium der Schriftwiſſenſchaft widmen, um mitzuhelfen, Wandel zu ſchaffen, es fehlen ihm aber die Mittel für die nicht gerade billigen Unterlagen. Noch nie war die Not der Wiſſenſchaft ſo groß wie heute.

So hat ſich denn eine Anzahl Freunde der Schrift zuſammengetan, um eine Internationale Geſellſchaft für Schrift- und Buchkunde zu gründen. Freudig haben annähernd hundert Perſonen ohne weiteres ihre Mithilfe zugeſagt. Wirklich erſprießlich wirken kann eine ſolche Geſellſchaft nur, wenn ſie viele, ſehr viele Mitglieder hat.

Der Beitrag iſt abſichtlich ſo niedrig bemeſſen (pro Jahr nur 3 M), damit möglichſt viele teilnehmen können an der Förderung der ſo dringend notwendigen Kulturarbeit.

Proviſoriſche Leitſätze ſind dieſen Zeilen beigefügt, die unſer Arbeitsgebiet ſcharf umreißen.

Sollten nicht auch Sie, ſehr verehrter Leſer, die geringe Summe von 3 M jährlich für eine ſolche dringende Kulturarbeit übrig haben? Wir hoffen es.

Appel.

Il n' y a pas de domaine de la volonté humaine qui soit aussi négligé que celui de la connaissance de l'écriture. Et pourtant, nous nous servons de l'écriture quotidiennement, comme si elle était une chose tout à fait naturelle, que nous avons le droit d'employer sans un service équivalent quelconque. C'est un manque de reconnaissance.

Tous ceux qui s'occupent beaucoup d'écriture et de littérature devraient mettre leur point d'honneur à soutenir les études difficiles, mais importantes, qui sont faites sur le développement de l'écriture à qui nous devons toute notre civilisation.

Ce n'est pas seulement l'histoire de l'écriture qu'il est extrêmement nécessaire d'étudier, son côté technique doit être également compris dans cette étude. On tourmente nos enfants avec des leçons d'écriture insuffisantes, car même ceux qui veulent nous inculquer la connaissance de l'écriture, n'en connaissent plus le développement normal.

Ces faits sont indignes de notre civilisation.

Plus d'un jeune savant aimerait se consacrer aux études scripturaires, afin de pouvoir porter remède à cet état de choses, mais il n'a pas les moyens de se procurer les premiers instruments de travail qui ne sont pas précisément bon marché. La détresse de la science n'a jamais été aussi grande qu'aujourd'hui.

C'est pourquoi un certain nombre d'amis de l'écriture se sont rencontrés, afin de fonder une Société internationale de l'écriture et du livre.

Cent personnes environ ont accordé aussitôt et bénévolement leur collaboration. Une telle association ne peut avoir une action utile, que si elle compte un grand nombre de membres.

Une cotisation minime a été fixée volontairement, afin qu'un nombre de personnes aussi grand que possible puisse répondre aux exigences de ce travail civilisateur si nécessaire. (Cotisation annuelle: 3 M.)

Les principes provisoires, donnant une idée très précise du domaine de notre travail, sont joints à ces lignes.

Et vous Lecteur? Trouverez-vous la petite somme de 3 M par année pour un travail civilisateur si pressant? Nous l'espérons.

Appeal.

There is no field of human knowledge that has been so neglected as has been that of the know ledge of script and writing. This has been allowed to be the case notwithstanding the fact that every one employs script and writing on each and every day of his life as though this were something quite ordinary; something that might be exploited and put to use without any compensation whatsoever. This state of affairs and this attitude must be pronounced as one of ingratitude.

Every one who is much concerned with script, writing, and scriptology should consider it his or her duty of honour to support the cause of all the tedious study and research that has been conducted on the develop-

ment of writing, the art to which is due our entire cultural and civilisational development.

It is not only of vast importance to obtain all available knowledge on the history of script, but also on the technical characteristics. of this art. Our children are being tortured by inadequate or unsuitable instruction in writing for the simple reason that those who convey this knowledge have an insufficient knowledge even of the normal development of a script.

This deplorable state of affairs is not worthy of our state of civilisation.

Many a young scientist would be happy to be offered an opportunity of studying scriptology, to devote his energies to the investigation of that field with a view to assisting in the efforts to produce the required changes; on the other hand the means for the highly expensive documents and apparatus for this study are lacking. Never before has science been in such need as now.

In consideration of these circumstances a number of friends of script and the art of writing have decided to form an association the object of which is to foster and further the cause of scriptology: The International Association for the Study of Script and Knowledge of Books. It is obvious that such an association can only produce results that are not ephemeral if many, very many, people become members.

In view of this fact the membershipfee has been fixed at an extremely low figure (only Rmk. 3.— per year); this small sum will enable a large number of persons to join and participate in the promotion of this exigent cultural work.

We have added a provisional programme, in which the exact extent of our field of activity is outlined.

Could you, honourable reader, spare the insignificant sum of 3 Reichsmark for an immensely important cause, the significance of which lies in its cultural values? We venture to cherish sincere hopes that you will contrive to raise this small sum each year.

Alvoko.

Neniu fako de la homa scienco estas tiel malmulte esplorita kiel la scienco de la skribarto. Strange? Ni ĉiuj skribas ĉiutage kaj ne pripensas, ke ni ŝuldas dankon al tiu scienco.

Ĉiuj, kiuj multe skribas, do helpu kaj subtenu la gravajn studaĵojn, kiuj estas necesaj por la scienco de la skribarto. La historion de la skribarto ni ne sufiĉe ĝis nun esploris, malgraŭ ke nia kulturo ĉion dankas al tiu ĉi arto.

Estas necese, ne nur esplori la historion, sed ankaŭ pripensi nian hodiaŭan skribarton. Ni skribas ĉiutage, niaj infanoj lernas skribi. Granda estas ofte la peno. Kaj kial? La instruistoj ne ĉiam scias la veran skribarton.

Faktoj malindaj al nia kulturo!

Ĉu vivas scienculoj, kiuj scias kaj volas helpi? Jes! Sed mankas la mono por la multekostaj laboroj.

Preskaŭ 200 scienculoj kaj amikoj de la skribarto fondis Internacian Societon de Skrib-kaj Libro-Scienco. Ne sufiĉas, multaj, tre multaj aliĝu, por ke fariĝu vere scienca laboro, kiu estas inda al nia kulturo.

Aliĝu! Nur tri markojn ni petas ĉiujare. Do ĉiu povas helpi. Ju pli granda estos nia anaro, des pli bone progresos la laboroj.

Legu la statutojn, kaj se Vi estas leginta la malmultajn vortojn, pripensu, ĉu ne estas eble, ke ankaŭ Vi helpos.

Laboru ni! Esperu ni! Kaj ĉesu ni neniam!

Diesen Aufruf unterstützen:
Cet appel est soutenue par: — This appeal is recomended and patronised by: — Tiun ĉi alvokon subtenas kaj protektas:

Antiquar Theodor Ackermann, Regierungsrat a. D. Professor Ernst Ahnert, Professor Dr. phil. Amsel, Bankherr Adolf Arnhold, Ritter Erwein Auer von Welsbach, Univ.-Professor Dr. Franz Babinger, Handelshauptlehrer Max Baier, Fabrikant Adolf Beck, Univ.-Professor Dr. G. Bergsträsser, Fabrikant Friedrich Emil Boden, Hofrat Dr. Hanns Bohatta, Studienrat Ferdinand Bork, Kaufmann Otto Böhret, Verlagsbuchhändler und Antiquar Martin Breslauer, Leiter des Stenogr. Dienstes beim Reichswirtschaftsrat Univ.-Lektor Fritz Burmeister, Studienrat Univ.-Lektor Adolf Claus, Direktor Professor D. Dr. Otto Clemen, Direktor Dr. Svend Dahl, Oberstudiendirektor Professor Dr. Dewischeit, Pfarrer Paul Dürr, Direktor Professor Dr. K. Ebel, Enßlin & Laiblin, Geheimrat Univ.-Professor D. Dr. Johannes Ficker, Ernst Fischl, Univ.-Bibliothekar Dr. phil. Josef Fitz, Dr. Kurt Freyer, Direktor Professor Dr. phil. Robert Fuchs, Studienrat Professor Geisendörfer, Universitäts-Bibliothek Gießen, Regierungsrat Oskar Goepel, Bibliothekar Dr. phil. Franz Grein, S. Gundelfinger, Univ.-Professor Frank Mx Hawley, Studienassessor Dr. Walter Kannegießer, Kommerzienrat Albert Kimpel, Dr. Paul Krasnopolski, Bibliothekar Professor Dr. Jarmiel Krecal, Dozent Alois Legrün, Oberbibliothekar Professor Dr. Karl Löffler, Direktor der Deutschen Zentralbücherei für Blinde, Marie Lomnitz-Klamroth; Landesbibliothekar Karl J. Lüthi, Assistentin Toni Mahler, Sanitätsrat Dr. Mantzel, Oberstudiendirektor Professor Dr. phil. Arthur Mentz, Oberbürgermeister Dr. Otto Most, Antiquar Henning Oppermann, Frau Professor Hildegard Plasberg, Professor Wilhelm Poetter, Professor Dr. Bela Radnai. Buchhändler C. E. Rappaport, Referendar Ignaz Reinwald, Fabrikant Armin Renker, Fachlehrer Adolf Rhein, Antiquar Hans Rothschild, Professor Dr. Sergej Rubinstein, Freiherr Johanes von Rudbeck, Regierungsrat Eduard Schaible, Martin Scheringer, Professor D. L. Schiaparelli, Postrat Laurenz Schneider, Univ.-Professor Dr. J. H. Scholte, Museumsdirektor Professor Dr. Albert Schramm, Stud. phil. Hans-Albert Schramm, Fabrikant Rudolf Schramm, Univ.-Lektor Redakteur Paul Straffner, Professor Dr. phil. R. Stübe, Verlagsbuchhändler Werner Siebeck, Dr. ing. A. Soennecken, Antiquar Ed. H. Thoma, Direktor Dr. Tobolka, Privatdozent Professor Dr. Eckhardt Unger, Generaldirektor Dr. Julius von Végh, Bibliotheksdirektor Reichsritter Arthur v. Vincenti, Univ.-Professor Dr. Graf Georg v. Vitzthum, Professor Dr. Warburg, Buchhändler Max Weg, Hauptlehrer Wilhelm Weidmüller, Antiquar Weiß, Verlagsbesitzer, Vizepräsident des Braunschweigischen Landtages Dr. H. Wessel, Diplom-Volkswirt Heinz Wessel, Professor Heinrich Wieynck, Professor Dr. Wohlthat, Stiftsbibliothekar P. Othmar Wonisch, Heinrich Zeiß, August Zeiß, Zentralwissenschaftliche Bibliothek zu Odessa, Univ.-Professor Dr. Wesley D. Zinnecker.

Stadtbücherei-Direktor Dr. Ackerknecht, Pfarrer und Graphiker Aich, Oberstudienrat Dr. Aumüller, Dr. phil. Leo Baer, Professor Dr. Guido du Ban, Regierungsrat Dr. Georg Blauert, Oberregierungsrat Dr. Karl Bode, Kunstanstalt Max Breslauer, Professor Dr. Konrad Buchwald, Max Cohn, Direktor Dr. Crain, Direktor Dr. Crüwell, Kaufmann und Schriftsteller Adolf Doose, Direktor Professor Dr. Fritz, Direktor Walter Funder, Antiquar Paul Gottschalk, Dr. med. Adolf

Hartmann, Heffer & Sons, Stadtbibliotheks-Direktor Held, Subdirektor Heinz Hinderer, Direktor Professor Dr. Hippe, Paul Hirsch, Direktor Professor Dr. Hofmann, Staatsbibliothekar Dr. Hommel, Buchhändler und Antiquar Willy Janke, Buchhändler und Antiquar Jarler, Professor Dr. phil. Jentsch, Intertype Setzmaschinen-Gesellschaft, Bibliotheks-Direktor Dr. Johne, Senats-Präsident Dr. Chr. Johnen, Universitäts-Professor Kr. Köhler, Studien-Assessor Dr. Werner Kraner, Professor Fritz Kuhlmann, Bibliotheks-Direktor Professor Dr. Leyh, Dr. W. Loose, Antiqar Luigi Lubrano, Schriftgießerei Ludwig & Mayer, Professor Dr. Marx, Privatdozent Dr. Adolf Meyer, Antiquar Józef Münnich, Reichskunstwart Dr. Redslob, Buchhändler Alois Reichmann, Bibliotheksdirektor Dr. Reuter, Antiquar Heinrich Rosenthal, Studiendirektor Rothweiler, Rütten & Loening, Professor Dr. Schachtzabel, Dr. Freiherr Eberhard Schenk zu Schweinsburg, E. von Scherling, Landesbibliotheks-Direktor i. R. Adolf Schmidt, Gerichts-Assessor a. D. Hans Schöll, Universitäts-Bibliothekar Dr. Schreiber, Rabbiner Dr. Arthur Zacharias Schwarz, Moritz Sondheim, Dr. Rudolf Stöwesand, Reichsaußenminister Dr. Stresemann, Professor Dr. Ströle, Dr. Hubert Wenzl, Zentralstelle für Sammelwesen und Korrespondenz, Antiquar Albert Zimmermann.

Professor Dr. Georgescu-Tistu, Univ.-Professor Dr. Hoffiller, Professor Dr. Otto Homburger, Dr. Paula Kreiselmeyer, Univ.-Professor Dr. R. Wilhelm, Lehrer und Schriftsteller Vogt, Commentatore Leo S. Olschki, Graphiker I. C. Buser-Kobler, A. Navarre-Paris, Stud.-Rat Dr. Bonnet.

Internationale Gesellschaft für Schrift- und Buchkunde.

Am Sonntag, dem 21. Oktober 1928, wurde in Frankfurt a. M. die Internationale Gesellschaft für Schrift- und Buchkunde in der „Geschlechterstube" des weltberühmten Römers gegründet. Mit 152 Mitgliedern ist sie ins Leben getreten.

Als Satzungen nahm sie bis zum endgültigen internationalen Ausbau die folgenden Leitsätze an:

I. Die Internationale Gesellschaft für Schrift- und Buchkunde bezweckt die Förderung der Wissenschaft von Schrift und Buch aller Zeiten und Völker.

Diesen Zweck sucht sie zu erreichen

1. durch Heranziehen aller interessierten Kreise der ganzen Welt, insbesondere aber durch Einladung aller Fachleute zur Mitarbeit;
2. durch Vorträge über das Wesen und die Geschichte von Schrift und Buch;
3. durch moralische und finanzielle Unterstützung wissenschaftlicher Arbeiten auf diesen Gebieten;
4. durch alljährliches Ausschreiben von Preisaufgaben auf dem weitverzweigten Gebiet von Schrift- und Buchkunde.

II. Mitglied kann jede Person werden, die Interesse an den so dringend notwendigen Arbeiten hat, die eine Kulturpflicht allerersten Ranges sind. Neben einzelnen Personen können Vereine, Verbände, Korporationen, Institute usw. die Mitgliedschaft erwerben.

III. Der Beitrag beläuft sich für Einzelpersonen auf 3 M jährlich, für Korporationen usw. auf 10 M pro Jahr. Den Mitgliedern gehen hierfür gedruckte Mitteilungen in zwangloser Folge unentgeltlich zu. Firmen, Vereine usw. und einzelne Personen, die größere Beiträge stiften (nicht unter 100 M), werden zu Ehrenförderern ernannt und sind von weiteren Beiträgen befreit.

Als Organ der Gesellschaft wurde das „Archiv für Schreib- und Buchwesen" (Heckners Verlag, Wolfenbüttel, jährlich 12 M) erwählt.

Als Preisarbeiten für das Jahr 1928/29 werden hiermit folgende ausgeschrieben: „Arabische Kalligraphie" und „Schreibpult und Schreibtisch zu allen Zeiten und bei allen Völkern". Ablieferung der Arbeiten bis 1. Juli 1929 an die Schriftleitung des Archivs für Schreib- und Buchwesen, Leipzig, Südstraße 72, die weitere Auskünfte gibt.

Als Kassenstelle wurde die Firma Heinrich Zeiß (Unionzeiß), Frankfurt a. Main, Taunusstr. 8, gewählt. Die Mitglieder werden gebeten, möglichst bald ihren Beitrag an diese Firma einzuzahlen.

Herr Antiquar Theodor Ackermann-München zeichnete 100 M und ist damit Ehrenförderer der Gesellschaft geworden.

In den Vorstand wurden gewählt:

Regierungsrat Dr. Blauert, Universitätsbibliotheks-Direktor Dr. Crüwell, Universitätsbibliotheks-Direktor Dr. Svend Dahl, Oberstudiendirektor Professor Dr. Dewischeit, Direktor Professor Dr. Fuchs, Bibliotheksleiter Dr. Georgescu-Tistu, Universitätsprofessor Dr. Frank Hawley, Universitätsprofessor Dr. Hoffilter, Senatspräsident Dr. Johnen, Kommerzienrat Albert Kimpel, Frau Direktor Lomnitz-Klamroth, Landesbibliothekar Karl J. Lüthi, Antiquar Henning Oppermann, Professor Dr. Bela Radnai, Professor Dr. Sergej Rubinstein, Freiherr Johannes von Rudbeck, Regierungsrat Eduard Schaible, Professor Dr. Schiaparelli, Universitätsprofessor Dr. Scholte, Museumsdirektor Professor Dr. Schramm, Bibliotheksdirektor Dr. Tobolka, Generaldirektor Dr. Julius von Vegh, Fabrikant August Zeiß, Universitätsprofessor Dr. Wesley Zinnecker.

Da einzelne Staaten unter den Mitgliedern noch nicht vertreten sind, wurde dem Vorstand das Recht der Zuwahl für diese zuerkannt. (Vertreten sind bis jetzt: Dänemark, Deutschland, Jugoslawien, Italien, Niederlande, Österreich, Rumänien, Schweiz, Schweden, Sowjet-Rußland, Tschechoslowakei, Ungarn, Vereinigte Staaten von Amerika).

Frankfurt a. Main, den 21. Oktober 1928.

Prof. Dr. phil. Albert Schramm. Oberstudien-Direktor Dr. Curt Dewischeit.
1. Vorsitzender. 2. Vorsitzender.

Société internationale de l'écriture et du livre.

Dimanche, le 21 octobre 1928, la Société internationale de l'écriture et du livre a été fondée à Francfort s/M. dans la „Geschlechterstube" (Salle des générations) du „Römer", connu dans le monde entier. Lors de la cérémonie de la fondation, la société comptait déjà 152 membres.

En attendant que l'organisation internationale soit définitivement formée, la société a adopté, comme règlements, les principes suivants:

I. La société internationale l'écriture et du liore se propose de contribuer à l'essort de la science de l'écriture et du livre de tous les temps et de tous les peuples.

Elle cherche à atteindre ce but:

1. D'abord en faisant appel à tous les millieux intéressés du monde entier et surtout en invitant tous les professionels à prêter leur collaboration.
2. Par des conférences sur la substance et l'histoire de l'écriture et du livre.
3. Par l'appui moral et matériel des travaux scientifiques dans ce domaine.
4. Par des concours annuels à primes dans le vaste domaine de l'écriture et du livre.

II. Peuvent obtenir la qualité de membres, tous ceux qui s'intéressent à ces travaux culturels de première importance. Les associations, les syndicats, les corporations, les instituts, etc., peuvent également obtenir la carte de membre.

III. La cotisation s'élève à 3 M par personne et par an et à 10 M par an pour les corporations, etc. Les membres reçoivent gratuitement les avis imprimés de la société, paraissant à des époques indéterminées. Les maisons de commerce, les associations et les particuliers peuvent acquérir la qualité de membres honoraires en souscrivant une unique cotisation d'une somme importante non inférieure à RM 100.—.

Comme organe de la société on a choisi l' „Archiv für Schreib- und Buchwesen" (Éditions Heckner Wolfenbüttel, RM 12.— par an).

Pour l'année 1928/29 sont prévus les concours suivants: „Calligraphie arabe", „Pupitres et Tables de Travail à travers les Ages et chez tous les peuples". Les travaux devront être livrés jusqu'au 1er juillet 1929 à la rédaction de l' „Archiv für Schreib- und Buchwesen", Leipzig, Süd-strasse 72, qui donnera tous les renseignements complémentaires.

La caisse de la Société est tenue par la maison Heinrich Zeiss (Unionzeiss), Francfort s/M., Taunusstr. 8. Les membres sont priés de verser leur cotisation à cette maison le plus tôt possible.

M. Théodor Ackermann, bouquiniste à Munich a souscrit une somme de RM 100.— et a été nommé membre honoraire de la Société.

Le comité est composé de MM. . . .

Comme certains Etats ne sont pas encore représentés par des membres, le droit d'admission de ces membres est attribué au comité. Jusqu'à présent sont représentés les pays suivants: Danemark, Allemagne, Yougo-slavie, Italie, Pays-Bas, Autriche, Roumanie, Suisse, Suède, U. R. S. S., Tchécoslovaquie, Hongrie, Etats-Unis d'Amérique.

Francfort s/M., le 21 octobre 1928.

Prof. Dr. Albert Schramm
Président

Oberstudien-Direktor Dr. Curt Dewischeit
Vice-président

The International Association for the Study of Script and Knowledge of Book.

On Sunday, October 21st, 1928, the „International Association for the Study of Script and Knowledge of Books" was founded in the „Geschlechter-



stube“ (Hall of Generations) of the „Römer“ Building, Frankfurt of the Main. One hundred and fifty-two (152) members were enlisted at the occasion of the founding ceremony.

The following rules were provisionally accepted as guiding principles, it being understood that they were to remain in force provisionally until the international organisation had been formed.

I. The International Association for the Study of Script and Knowledge of Books has the aim to foster and promote the science of the knowledge of script and books of all ages and all nations.

This aim is proposed to be attained by the following means:

1. Invitation of all interested parties of the world, to participate; in particular, of autorities on the subject, to collaborate.
2. Lectures on the nature and the history of script and books.
3. Moral and financial support and promotion of all scientific work on this field.
4. Arrangement of annual competitions on subjects relating to some part or parts of the vast field of scriptology and knowledge of books.

II. Membership may be acquired by any person who may be interested in this work which is of utmost importance to the totality of culture and its issues. Besides individuals, other associations in toto, or corporations, or unions, may acquire membership; also institutions and clubs.

III. The annual membershipfee is 3 Reichsmarks for individuals, 10 Reichsmarks for corporations or institutions, &c. . In exchange for their contributions, members are furnished with free copies of informations of a general nature, which are issued from time to time as the commitee may deem advisable. Firms, Unions, &c., also individual persons, who contribute voluntary considerable sums (not less than 100 Reichsmarks) are elected honorary patrons, and will be exempted from the payment of other fees.

The Association has selected the periodical „Archiv für Schreib- und Buchwesen“ (Heckners Verlag, publishers, Wolfenbüttel, annual subscription, Rmk. 12.—) as official organ for their communications and literary contributions.

The following subjects have been chosen for competitive treatment for the year 1928=29: „Arabian Calligraphy“ and „Writing Desks and Writing Tables of all Ages and all Nations“. To be delivered at the latest by the lst of July 1929 to the editor of the „Archiv für Schreib- und Buchwesen“, Leipzig, Germany, Südstrasse 72. The editor will also furnish any particulars concerning regulations governing such competitions.

The Cashier's Office is the office of the firm Heinrich Zeiss (Unionzeiss), Frankfurt on the Main, Taunusstr. No. 8. Members are requested to remit membershipfees to this address at their earliest convenience.

Mr. Theodor Ackermann, Munich, Dealer in Second Hand Books, contributed the sum of Rmk. 100.—, thereby acquiring the distinction of honorary patron of the Association.

The following Gentlemen were elected committee members. . . .

In view of the fact that some states have no representatives in the association to date, the committee were granted the right to elect

members to represent the states in question. (Up to the present the following states are represented: Denmark, Germany, Jugoslavonia, Italy, Netherlands, Austria, Roumania, Switzerland, Sweden, Soviet Russia, Czecoslovacia, Hungaria, United States of America).

Frankfurt a Main, October 21st, 1928.

Professor Dr. Albert Schramm
1st Chairman
(President)

Oberstudien-Direktor Dr. Curt Dewischeit
2nd Chairman
(Vice President)

Internacia Societo de Skrib-kaj Libro-Scienco.

Dimanĉon, la 21an de oktobro 1928, estis fondita la Internacia Societo de Skrib-kaj Libro-Scienco en Frankfurt-Main. La kunveno havis lokon en la famekonata „Römer". Tuj aliĝis 152 personoj.

Ĝis la definitiva fiksado de le statutoj la ĉeestintoj akceptis la jenajn paragrafojn:

I. La internacia Societo de Skrib-kaj Libro-Scienco celas helpi ĉiamaniere la sciencon de skribarto kaj de librohistorio de ĉiuj tempoj kaj nacioj.

Tiun ĉi celon estu atingota:

1e per invitoj al ĉiuj personoj de la tuta mondo, kiuj interesiĝas je skrib-kaj libroscienco, por ke ili kunlaboru;

2e per paroladoj pri esenco kaj historio de skribarto kaj de libro;

3e per morala kaj financa helpo de sciencaj laboroj pri skribarto kaj pri libroj;

4e per konkursaj taskoj.

II. Aniĝi povas ĉiu persono, kiu interesiĝas je la necesaj laboroj; krom tio unuiĝoj, societoj, institutoj k. t. p. povas fariĝi anoj.

III. Personoj pagas tri markojn pojare, unuiĝoj dek markojn. La anoj ricevos de tempo al tempo „Sciigojn pri la societo". Firmoj kaj personoj, kiuj donacas pli grandan sumon (tio estas: 100 markojn aŭ pli) fariĝos honoraj membroj.

Oficiala Organo de la societo fariĝis la ĵurnalo „Archiv für Schreib- und Buchwesen" (eldonejo Heckner-Wolfenbüttel, pojare 12 markojn).

Konkursaj taskoj por 1928/29 estas la jenaj temoj: „Kaligrafio de l'Araboj" kaj „Skribotablo, ĝia historio tra la tuta mondo." Limtempo por manuskriptoj: la unuan de julio 1929. (Adreso: Redakcio de „Archiv für Schreib- und Buchwesen", Leipzig, Südstraße 72).

Kasistoj fariĝis la sinjoroj de la firmo Heinrich Zeiss (Unionzeiss) en Frankfurt-Main, Taunusstr. 8. Ni petas la anojn, ke ili sendu kiel eble plej baldaŭ la kotizajon al tiu ĉi firmo.

Sinjoro Theodor Ackermann, Antiquar en München, donacis 100 markojn kaj fariĝis honora membro.

Pri la estraro de la societo vidu la germanan alvokon!

Ĉar kelkaj ŝtatoj ĝis nun ne sendis delegitojn, la estraro ricevis la rajton alpleniĝi. Ĝis nun aliĝis anoj el: Aŭstrio, Ĉeĥoslovakio, Danlando, Ger-

manio, Hungario, Italio, Jugoslavio, Nederlando, Rumanio, Ruslando, Svedlando, Svislando, Usono.

Frankfurt a. M., la 21an de oktobro 1928.

Profesoro Dro Schramm prezidanto.

Direktoro Dro Dewischeit vicprezidanto.

* * *

Das *„Archiv für Schreib- und Buchwesen"*, das in der Gründungs-Versammlung zum Organ der Internationalen Gesellschaft für Schrift- und Buchwesen gewählt wurde, ist zum Preise von 12 RM jährlich nur durch Heckners Verlag, Wolfenbüttel (Deutschland), zu beziehen. Jahrgang 1 und 2 können zu diesem Preise, soweit der Vorrat reicht, nachbezogen werden.

L' *„Archiv für Schreib- und Buchwesen"* qui a été choisi comme organe par l'assemblée de fondation de la Société de l'écriture et du livre est en vente seulement chez M. Heckner, éditeur, Wolfenbüttel (Allemagne) au prix de RM 12.— par an. Les années 1 et 2 peuvent être obtenues au même prix juspu'à épuisement du stock.

The *„Archiv für Schreib- und Buchwesen"*, which was chosen as official organ of the International Association for the Study of Script and Knowledge of Books at the occasion of the founding ceremony, may be procured at the annual subscription price of Rmk. 12.— from the Messrs Heckners Verlag, Wolfenbüttel only. The 1st and 2nd years will be forwarded at this price, as long as the stock lasts.

La *„Archiv für Schreib- und Buchwesen"*, kiun la fondintoj de la societo elektis kiel oficialan organon, estas aĉetebla ĉe la eldonejo Heckner en Wolfenbüttel (Germanujo). La jarkolektoj 1 kaj 2 estas riceveblaj je la sama prezo ĝis la stoko estingiĝas.

Jahrgang 3 Nr. 2/3 Juli 1929

ARCHIV FÜR SCHREIB- UND BUCHWESEN

Offizielles Organ der Internationalen Geſellſchaft für Schrift- und Buchkunde

Herausgegeben von

Profeſſor Dr. Albert Schramm-Leipzig



Heckners Verlag, Wolfenbüttel
1929

INHALT

Bezugspreis: (jährlich 4 starke Hefte) Mark 12.— postfrei. (Auch durch die Buchhandlungen zu beziehen.)

ARCHIV FÜR SCHREIB- UND BUCHWESEN

Offizielles Organ der Internationalen Gesellschaft für Schrift- und Buchkunde

SCHRIFTLEITUNG: PROFESSOR DR. ALBERT SCHRAMM
LEIPZIG, SÜDSTRASSE 72

3. Jahrgang | Nr. 2/3 | Juli 1929

Die Schrift auf den Siegeln der Salzburger Erzbischöfe und deren innerösterreichischen Suffraganbischöfe von 958—1540.

Von Dr. Paula Kreiselmeyer, Salzburg.

(Fortsetzung.)

Nach der allgemeinen Besprechung der Wesensmerkmale dieser Majuskel möchte ich einiges über einzelne Buchstaben anschließen.

Das A der gotischen Majuskel ist ein verschiedentlich geformter Buchstabe.

Das einfache kapitale A mit seinem aufgesetzten Balken bleibt auch im 13. Jahrhundert die Grundform. Die Umänderungen setzen an den Schäften ein; diese verbreiten sich in der Regel nach unten und sind gespalten, mit Ansatzlinien versehen. Diese Form findet sich oft (S 12/2; G 8—12 etc.) und bleibt im allgemeinen der Grundtypus für die Schäfte.

Die Veränderung geht weiter und ergreift den aufgesetzten Balken; er war schon immer verschieden gebildet, ragte meistens über die Schäfte hinaus; nun bekommt er auf dem linken Ende einen Hacken (S 14/1), der gerade, aber auch geschwungen sein kann (S 19); eine weitere Umformung des A ergreift den linken Schaft, dessen äußere Kante bogen-



Abb. 5

förmig anſchwillt und deſſen Ende, ein dünner Strich, nach außen umgebogen iſt (S 14/1, 19—22); die Suffragane ſtimmen in dieſer A-Bildung mit Salzburg überein; nur Gurk hält an der einfachen Form des A feſt, mit Ausnahme Johanns III. (G 22).

Eine letzte Variante kann das A durch die Form des Mittelbalkens erzielen; ſchräg geſtellt findet er ſich nicht, einige Male iſt er in der Mitte nach unten abgebogen (S 19; G 8).[1])

Dieſe vier Variationen des A kommen ſelten an einem Buchſtaben gemeinſam vor (Se 12); die übrigen A-Formen, die durch beſondere Unregelmäßigkeit ausgezeichnet ſind, ſind für die Entwicklung nicht beſtimmend geworden; ſie bleiben in ihrer fortſchrittlichen oder rückſtändigen Eigenart allein (L 14; G 19; S 12/3, 13/2).[2])

Eine eigentümliche Entwicklung haben neben dem A die Buchſtaben C und E mitgemacht. Die Bogen- bezw. Balkenenden wachſen zuſammen; C und E ſind nicht mehr offen, ſondern geſchloſſen; die Umwandlung beginnt in Salzburg mit Eb. Adalbert (S 9/2), in dem das C den langen Hacken am oberen Ende anſetzt; E neigt den oberen Balken ſchräg gegen den mittleren, deſſen Verzierungsſtrich an das obere und untere Balkenende ſtößt; auch Eberhard II (S 11/2) zeigt eine ſolche überleitende Form; unter Philipp (S 12) hat ſich die Umwandlung vollzogen; wir begegnen dem erſten geſchloſſenen E und C. Die Abſchlußlinie erhält aber bald die Bedeutung eines Schaftes (S 16); ich habe hier nur an Salzburger Beiſpielen dieſe Entwicklungsreihe erläutert; ſelbſtverſtändlich hat derſelbe Vorgang auch auf den Siegeln der Suffragane ſtattgefunden und ich verweiſe auf die Schrifttafeln, um dies noch zu beſtätigen.



Abb. 6

Eine typiſche Ausgeſtaltung hat das S in der gotiſchen Majuskel gefunden.

Die Enden ſpalten ſich und verbreitern ſich; dünne Linien führen zu dem doppelt geſchwellten und geſchwungenen Mittelſtück (L 9, 12; S 18; G 19); auch hier kann ich nur auf die große Mannigfaltigkeit der einzelnen Formen hinweiſen, da der gleiche Typus allen zu Grunde liegt und die einzelnen Formen nach Geſchmack und Vermögen des Künſtlers gearbeitet ſind.

Endlich ſei noch der Sonderform der R Erwähnung getan; auf die Schwellung der Cauda, wie des Bogens habe ich bereits oben aufmerkſam gemacht; Bogen und Cauda ſind meiſtens miteinander verbunden, entweder gehen ſie

[1]) Vergleiche mit A-Formen der päpſtlichen Siegel zeigen, daß hier wie dort ähnliche Merkmale zu finden ſind. Michael-Schweder Tafel III.

[2]) Se 4 verkehrtes A; ein Zeichen, daß der Buchſtabe poſitiv in die Stempelplatte graviert worden iſt; vergl. oben S. 10, Anm. 17; auch hierin kann man einen Beweis für die Graviertechnik ſehen.



gemeinsam vom Stamm aus, oder münden eines in das andere. In der gotischen Majuskel unterbleibt die Vereinigung von Cauda und Bogen; beide setzen getrennt am Schaft an, laufen parallel, bis sie sich in entgegengesetzter Richtung abbiegen. Diese Art findet sich sehr oft auf unseren Siegeln: S 10, 15, 16, 19, 20; Se 3, 4, 6, 8, 9, 10, 12, 13. G 13, 14, 15, 16, 17, 19, 21; L 7, 8, 9, 10.

Über die verschiedene Bildung von L und T ist nicht viel zu sagen; die Schäfte ändern sich nach den allgemeinen Entwicklungsgesetzen um; die Balken sind geschwungen oder gerade und zeigen dünne Abstriche; ich verweise auch hierin auf die Tafeln, an denen man ziemlich deutlich die einzelnen Unterschiede wahrnehmen kann.

Auf den päpstlichen Siegeln treten ziemlich gleichzeitig diese Formen der gotischen Majuskel auf; ebenso finden sich die Uncialbuchstaben dort nur wenige Zeit früher als auf den Salzburger Siegeln.[1])

Gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts hat die gotische Majuskel ihre Vollendung erreicht; sie erfährt keine weitere Steigerung noch Entwicklung mehr. Nur am Hauptsiegel des Eb. Pilgrim II (S 22/1) tritt uns ein merkwürdiges, geschwelltes G entgegen; die Bogen sind nicht mehr rund, sondern biegen scharf um; ein Vorbote des neuen Geschmackes, der jede Linie in ihrer Rundung bricht.

Den Einfluß der Brechung haben wir an den gotischen Majuskeln nicht wahrgenommen,[2]) vom Beginn des 13. Jahrhunderts haben sich die stilbildenden Elemente vermehrt und die Buchstaben folgerichtig umgestaltet; in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts ist nach langer unaufhaltbarer Entwicklung der Höhepunkt der gotischen Majuskel erreicht worden; dann wird sie nicht mehr verwendet; um 1400 ist sie durch die gotische Minuskel verdrängt worden.



Abb. 7

Das Auftreten der gotischen Minuskel in

[1]) Michael-Schweder, Tafel III.

[2]) Vergl. Uhlhorn, Die Großbuchstaben der sog. gotischen Schrift, in der Zeitschrift für Buchkunde (Prof. Schramm), Leipzig 1924 I/1, I. Teil, 2. Kapitel.

Vielleicht läßt sich durch den Einfluß der Brechung die merkwürdige Form des L am Siegel Eb. Rudolfs von Salzburg (S 16/1) erklären. Vergl. Uhlhorn, Tafel I, Kap. 2.

den Siegelumschriften der Salzburger Erz- und Suffraganbischöfe läßt sich scharf umgrenzen.

B. Johann I. von Seckau, 1380—1399, hat in seinem Sekretsiegel (Verzeichnis 69/1) noch die gotische Majuskel verwendet; im Hauptsiegel aber ist die gotische Minuskel eingeführt (Se 14/2).

Der Übergang findet also innerhalb der zwei letzten Jahrzehnte des 14. Jahrhunderts statt; es ist interessant, daß man diese Erscheinung an den Siegeln eines Siegelführers wahrnehmen kann.

In Salzburg, Gurk und Lavant tritt ebenfalls die Minuskel auf; in Salzburg unter Eb. Gregor (1396–1403), in Gurk unter Conrad (1402–1411); das Siegel Conrads II. von Lavant (1392–1411) ist mir nicht bekannt geworden; deshalb kann ich nicht feststellen, ob bereits dieser Bischof oder erst sein Nachfolger Ullrich II. (1408—1411) die gotische Minuskel eingeführt hat. In Frankreich zeigt bereits das Siegel der Gemahlin Philipps von Valois 1344 die Minuskelumschrift;[1]) es ist dies zwar ein sehr frühes Beispiel; erst allmählich gegen das Ende des 14. Jahrhunderts wird der Gebrauch allgemein; dabei ist noch zu betonen, daß dieses Siegel ein Frauensiegel ist, das der modischen Forderung mehr entsprechen mußte als das Siegel eines Fürsten, das vielmehr an die festen Überlieferungen der Kanzlei gebunden gewesen ist. Ein ähnlicher Fall ergibt sich auch an den Siegeln der Bürger. Chunrad der Fuller, Stadtrichter von Judenburg, hat im Siegel von 1372 die gotische Majuskel, während der Bürger Hans der Darnach 1377 die gotische Minuskel auf seinem Siegel aufweist[2]); vielleicht gibt auch dieses Stadtrichtersiegel einen Beweis, das man in jeder Kanzlei mit der Einführung von Neuerungen sehr zurückgehalten hat.

Die päpstlichen Siegel ermöglichen uns keinen Vergleich, weil dort die gotische Minuskel keinen Eingang gefunden hat.

Können wir für die Majuskel nur eine ungefähre, grundsätzliche Ähnlichkeit zwischen Siegelschrift und Buchschrift[3]) im Mittelalter feststellen, so ändert sich dies deutlich bei der gotischen Minuskel.

Wir müssen in den Handschriften nach dem Vorbild für die Siegelschrift suchen und treffen auf die gotische Minuskel; Urkundenschrift kommt nicht in Betracht, nicht die Cursive, sondern die klare, regelmäßige Schrift, littera grossa seu psalterialis, die in liturgischen Büchern breiten Raum einnimmt, aber auch in weltlichen Büchern, wie Rechtssammlungen, Stadt- und Registerbüchern, verwendet wurde.[4])

Die Abschrift der goldenen Bulle gibt uns ein Beispiel dieser Schriftart.[5])

Die gotische Minuskel unserer Siegel hat mit Genauigkeit die Brechung von Bogen und Schäften durchgeführt.

Die Formen der gotischen Minuskel bleiben im allgemeinen die gleichen; sie entwickeln sich nicht weiter. An den einzelnen Buchstaben kann man jedoch wieder die individuelle Art des Künstlergeschmacks und Könnens erkennen.

---

[1]) Demay, S. 6.

[2]) Mell, Judenburger Haus-, Hof- und Siegelmarken in Mitteilungen der Zentral-Kommission 1896 Abb. 1—3.

[3]) In Betracht kommen Initialbuchstaben, Überschriften; vergl. A.-T Tafel 6, 18, 58, 60, 63, 65, 66, 68.

[4]) Bretholz, Paläographie S. 96.

[5]) A-T Tafel 28



Es handelt sich um die Bildung des Schaftes oder um die Form des Bogens oder Hackens im allgemeinen, im besonderen um die Ausgestaltung der Buchstaben durch Zierformen.



Abb. 8



Abb. 9



Abb. 10

Um über Bildung und Veränderung der einzelnen Formen eine anschauliche Darstellung geben zu können, greife ich auch hier zu einer Buchstabenbesprechung in alphabetischer Reihenfolge.

a) 1. Der linke Schaft ist kürzer als der rechte, von dem aus eine Schlinge zum linken führt, diesen berührt und an die Innenseite des rechten Schaftes anstößt: L 16, 18, 22, 23; S 26/1, 28; G 24—27; Se 14, 17 bis 21/I, 22, 24.
2. Die Schlinge reicht nur bis zum linken Schaft, die Querverbindung zum rechten fehlt: Se 21; S 23—26/2, 27, 29, 30, 31, 32—34; G 28, 30.
3. Beide Schäfte sind gleich hoch, oben gerade geschlossen, ein schräger Mittelstrich von links oben nach rechts unten (Se 24/2).[1])

b) Zeigt immer die gleiche Form, nur unterschieden durch Spaltung der Schäfte; S 23—34; L 22.

c) Bleibt sich immer gleich; Veränderung erfährt nur das Häkchen, das einige Male geschwungen oder gespalten ist: Se 14, 18, 19, 21; S 28/2. Der Schaft erhält manches Mal Ansatzlinien.

[1]) Vergleiche über die Entwicklung des Minuskel a bei Bretholz, Paläographie S. 97.

d) Die unveränderliche Grundform erhält Ausſchmückung durch Spaltung und Anſatzlinien: Se 17, 18, 19, 21/1, 24/2; S 25, 26, 28, 31, 34; G 24, 26, 28, 30; L 16.

e) Schäfte gleichen dem c; ſind manchmal auch geſpalten; ausſchlaggebend für die Form iſt jedoch die Bildung der Schlinge.

1. Sie ſchließt gerade an den Haken und Schaft an: Se 15, 18, 20, 22, 24; S 25, 34; G 27, 28; L 22, 23.
2. Schlinge ſchließt nicht an den Schaft an, ſondern läuft neben dem Schaft gerade oder biegt ſich unten um: Se 20, 22; S 26/1, 27/1, 29, 30, 31, 32, 33; G 25, 30.
3. Häckchen biegt nach oben oder Anſatzſtrich; Schlinge ſtößt an den Schaft an oder biegt ſich um: Se 14, 17, 19, 21, 24; S 23, 24, 26/2, 27, 28; G 24, 26; L 16, 18.

g) Grundform gleichbleibend; Einwirkung der Spaltung und der Zierelemente. Verändernd wirkt die Beifügung eines Hakens an dem rechten Schafte, der bald größer, bald geringer geſtaltet iſt: Se 17—22; S 23 bis 26; S 28/2; G 24—26, 30; L 16, 22.

h) Der runde Schaft gebrochen; beide Schäfte manchmal unter die Zeile verlängert; mit Spaltung oder Einrollung verziert: Se 24/2, S 26/1, 28/1, 34; G 27.

i) Gebrochener Schaft; die Enden geſpalten, die Ecken durch Anſätze betont. Beſondere Formen: Se 18, 19, 24/1; S 28/1; G 24, 26, 28/2.

l) Spaltet oben den Schaft; unten Anſatzlinien bei der Brechung.

m) n) Setzen ſich aus der i-Form zuſammen; die Anſatzlinien verbinden ſich untereinander; natürlich auch hier Spaltung der Schaftenden möglich: Se 17, 19, 20, 21, 24; S 28/2, 31, 34; G 26, 27, 28, 30.

o) Durchwegs gleich; Betonung der Ecken durch Anſatzlinien: Se 14/2, 17, 18; S 26/1; G 26, 28.

p) Grundform variiert durch Spaltung, Anſatzlinien. Der quer durchlaufende Strich iſt mit dem kürzeren Schaft verbunden, manchmal auch nicht: Se 21, 22.
Der kürzere Schaft ſchließt oben nicht an den linken an, offene Form: Se 14/2, 17—20, 22, 24/2; S 23, 24, 27/1, 29, 33; L 23.

r) Die Form des Schaftes iſt ähnlich der des i und es finden ſich dieſelben Merkmale wie dort. Beſtimmend iſt jedoch das Häkchen. Es ſchließt ſich in Form eines auf die Spitze geſtellten Quadrates mit einem Eck an den Schaft; eine Verzierung erfährt es in dem Strich, der aus dem unteren Eck des Quadrates hervorgeht, manchmal bis zum Schaftende reicht oder auch ſich vorher umbiegt: Se 14/2, 15, 17, 24; S 24, 26—28, 32; G 25—28, 30; L 16, 22.

s) Zwei Formen: Das lange ſ und das runde s; letzteres wird zumeiſt für den Wortſchluß verwendet; das lange ſ ſteht in der Wortmitte; am Wortbeginn wechſelt der Gebrauch von langem mit rundem s.

1. Das runde s ſetzt ſich aus den gebrochenen Stücken der ehemaligen kapitalen Rundungen zuſammen; es behält durchwegs ſeinen Grundtypus bei, der nur durch Anſatzſtriche verziert wird; die individuelle Geſtaltung kommt hier beſonders zum Ausdruck.

2. Das lange ſ kommt einem l-Schaft gleich, der an ſeinem oberen Ende ein c-Häkchen hat, das wie jenes eine leicht geſchwungene Form annehmen kann. Bei einigen langen ſ findet eine Unterbrechung des Schaftes ſtatt; der linke Rand iſt zweimal geſchweift; Anſätze zu dieſer Betonung finden ſich auch in kleinen Knöpfchen am linken Schaftrand: Se 14 2, 17, 22, 24 2; S 29—33; G 24, 27, 28/1.

t) Hat den geraden Schaft, der unten gebrochen iſt und oben geſpalten ſein kann; der Balken legt ſich durch ihn; die Enden ſind teils gerade, teils geſpalten; einzelne Formen zeigen am rechten Balkenende einen Abſtrich[1]: S 24, 26, 27, 28; G 25; L 22.

u) Zwei Formen.

1. u iſt gleich n, nur ſchließen die Schäfte oben nicht aneinander; natürlich auch wieder dieſelben Varianten wie bei n: Se 14/2, 18, 20, 24/2; S 26, 28/1—34; G 26, 27, 30; L 18, 22, 23.
2. u iſt gleich v; der linke Schaft iſt lang, der rechte kürzer und reicht bis zum umgebrochenen Teil des linken Schaftes; oben offen: Se 15, 17, 19, 21, 22, 24/1; S 23, 24, 28/2; G 24, 25, 28; L 16.

w) y) Kommen ſelten vor, ſchließen ſich aber in ihrer Erſcheinung den anderen Buchſtaben völlig an: G 26; Se 19, 21.

z) Nur in Salzburg vorkommend; auf einem nach abwärts verlaufenden, geſchwungenen und unten verjüngten Schafte ruht ein Quadrat, auf die Spitze geſtellt, auf.

Das Durchſehen der Tabellen ermöglichte uns zu beobachten, daß die verſchiedenen Formen nebeneinander gebraucht worden ſind; am Anfang wie am Ende des 15. Jahrhunderts iſt der Charakter der Buchſtaben gleich. Ferner iſt uns aufgefallen, daß gewiſſe Formen bevorzugt worden ſind; z. B. verwendete Seckau das v-artige u häufiger als das n-artige; umgekehrt dieſe Erſcheinung in der Salzburger Kanzlei.

In dieſer taucht in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts neben dem Minuskel s wieder das gotiſche Majuskel S auf; auch in Gurk iſt dies zu bemerken (G 30).

Dies iſt um ſo bemerkenswerter, weil andere Großbuchſtaben, die hin und wieder in die Minuskelſchrift eingeſtreut wurden, ihre Form durch den Einfluß der Brechung ziemlich ſtark verändert haben, während dies bei dem S nicht der Fall geweſen iſt.

Die einzelnen Großbuchſtaben ſind:

J in Salzburg (S 26/1, 31),
B in Salzburg (S 30),
E in Salzburg (S 31, 34), in Gurk (G 30),
G in Gurk (G 28, 30).

Dieſe wenigen Majuskelbuchſtaben haben ihren runden Charakter verloren; ihre Bogen ſind gebrochen oder ſetzen eckig aneinander an. Jedenfalls dürfen wir dieſe Buchſtaben in der Urkundenſchrift ſuchen. Die Initialen behalten den runden Charakter der gotiſchen Majuskel bei, aber die Groß-

[1] Vergl. Bretholz, Paläographie S. 97; ähnliche Erſcheinung in der Buchminuskel; verrät den engen Kontakt dieſer Schriftarten.

buchstaben in der Schrift, im Text, weisen dieselben Einflüsse der Brechung und anderer Elemente auf wie die kleinen Buchstaben.[1])

Für das B, G und E glaube ich einige Parallelen, wenn auch nur schwache, in den Buchstaben zu sehen, die Uhlhorn in seiner Tafel I bringt. Unser B (S 30) käme dem B/6 „unter Einfluß der Brechung" Kapitel 2 gleich, E/16 entspräche E (G 30), G/16 dem G (G 28, 30); G/16 und E/16 stehen unter dem Einfluß der Kursive. J (S 26/1, 31) begegnet uns öfters als Initialbuchstabe in Handschriften.[2])

Die wenigen Beispiele der Majuskelbuchstaben gaben uns nur eine schwache Vorstellung von der Gestaltung, die die gotische Majuskel durch den Einfluß der Brechung und anderer Elemente (Kursive) erhalten hätte.

Das Zwischenspiel der Minuskel auf den Siegelschriften hat kaum ein Jahrhundert gedauert; die gotische Schrift verschwindet gänzlich auf den Siegeln; an ihre Stelle tritt die Renaissancekapitale.

Lavants Bischof Erhard, 1487—1508 (L 26), ist der erste, der die Veränderung vornimmt; dann folgen B. Raimund von Gurk (G 31), 1493—1508; die Siegel Christophs II von Seckau habe ich nicht auffinden können; das Siegel des Administrators von Seckau, B. Christoff III von Laibach 1509—1536 (Se 26) hat bereits die Renaissancekapitale verwendet. 1519 führt sie Eb. Mathäus Lang in Salzburg ein (S 35).



Abb. 11



Abb. 12

In der Renaissancemajuskel hat man, wie schon der Name es verrät, auf eine früher gebrauchte Schriftform zurückgegriffen: auf die Kapitale und Unciale im frühen Mittelalter.[3])

Die schwellende Üppigkeit der gotischen Majuskel ist zu Gunsten einer schmalen, zarten Form vergessen worden. Kalt und nüchtern muten uns nun

[1]) Vergl. Uhlhorn, Großbuchstaben, I. Kap. 2, 4.
[2]) A-T-Tafel 65, 90.
[3]) Vergl. Bretholz S. 102.

diese Formen an; ihre individuelle Verschiedenheit ist nicht bedeutend, nur manchmal bringt ein Zierstrich oder eine Spaltung Abwechslung in ihre Gestaltung. Die Buchstaben A, M, R am Siegel Raimunds von Gurk (G 31) fallen einigermaßen aus der Eintönigkeit der anderen heraus.

Mit den Buchstaben des 10. und 12. Jahrhunderts hat die Renaissancekapitale nur die Grundform gemein; ihre Ausgestaltung und Auffassung geben den Buchstaben durch zarte und dünne Formen, durch kleine Verhältnisse einen Glanz der Verfeinerung, der die neue Schrift beträchtlich von dem großen und unförmigen Charakter der alten Schrift unterscheidet.

Die Übernahme der Renaissancekapitale vollzog sich in der päpstlichen Kanzlei wesentlich früher.

Papst Eugen IV., 1431—1447, führte die wiederhergestellte, alte Kapitale in die Siegel ein.[1])

In Frankreich erscheint die neue Schrift erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts.[2])

Die Buchstaben sind sich auf den verschiedenen Siegeln ziemlich gleich; interessant ist die Beobachtung, daß das unciale E und D, das uns in Lavant (L 27) begegnet ist, mit solchen in Frankreich übereinstimmt, während die päpstlichen Siegel diese Formen nicht aufweisen.

Mit der Renaissancekapitale hat die Siegelschrift das Ende ihrer Entwicklung erreicht; diese Schrift wurde bis in die heutige Generation beibehalten.

Anschließend an die Besprechung der Schrift seien auch die Ziffern erwähnt.

Die römische Zahl ist durch das Siegel Romans II von Gurk (Verz. Nr. 13) vertreten; die Zahl II steht am Schluß der Legende und bezieht sich auf „EPISCOPUS"; dies ist das einzige Mal, daß die Ordnungszahl der Erz- bezw. Bischöfe am Siegel Platz gefunden hat.

Bis ins 15. Jahrhundert fehlen auf unseren Siegeln die Ziffern; erst mit B. Ullrich III. von Gurk findet sich die Jahreszahl auf dem Siegel vor.

Später begegnen uns Datierungszahlen auf den Siegeln der Bischöfe Erhard und Leonhard von Lavant (L 26, 27), sowie am Siegel des Eb. Matthäus Lang (S 35/1).

Alle diese Jahreszahlen sind in arabischen Ziffern ausgeführt, wenn die Schrift der Legende auch bereits den Charakter der Renaissancekapitale trägt.

Wir haben nun die Buchstabenformen und ihre Entwicklung an den salzburgischen Siegeln bis ins 16. Jahrhundert besprochen und verfolgt; nun widmen wir den anderen Merkmalen der Legenden, den Buchstabenligaturen, den Kürzungsarten und Interpunktionszeichen noch einige Aufmerksamkeit.

Die Ligaturen beschränken sich auf wenige Buchstaben: AC, AE, AL, AN, AR, AV, EN, ER, HE, HR, NHA, NR, VR, US, TE, ou.

Die Verschränkungen vollziehen sich nach dem Gesetz, daß die beiden aufeinander treffenden Schäfte zweier aufeinanderfolgender Buchstaben in einen Schaft zusammengezogen werden.

Bei den kapitalen Buchstaben NH, NR, HE, HR, AU, AC, (Se 4, 26; G 19, 32; L 14) geht diese Verschränkung ohne irgend eine Veränderung

[1]) Michael-Schweder S. 26 und Tafel III.
[2]) Demay S. 7.



der Buchſtaben vor ſich; das Gleiche gilt für das Majuskel A, deſſen rechter Schaft ſenkrecht verläuft und eine Ligatur AR, AN leicht ermöglicht (Se 4, 11, 14).

Das E der gotiſchen Majuskel verwendet ſeinen ſchaftartigen Zuſammenſchluß der Enden zur Verſchränkung mit N und P (S 22; Se 11, 14; L 12).

Kleine Veränderungen erleiden die Buchſtaben der kapitalen Verſchränkung AE (G 3), AR (S 16), UR (G 7), da ſich die Schäfte der ſchiefen bezw. der geraden Stellung des liierten Buchſtabens unterordnen müſſen.

Auffallend ſind die Ligaturen TE und EN (Se 26); endlich ſei noch der Verſchränkung US Erwähnung getan; das S legt ſich in den rechten Schaft des U hinein: S 11; G 5).

OU ſondert ſich von der eben gehandhabten Regel ab; U ſetzt ſich über das O und ragt mit der Spitze in den Kreis; es findet ſich bei Eb. Conrad I, Eb. Conrad II und Eb. Conrad III in Salzburg (S 6, 8, 10), ſowie bei B. Ullrich I in Gurk (G 11).

Gegen alle Erwartung finden ſich in den Legenden der Minuskelſchrift wenig Ligaturen: er, or, tr am Siegel des Eb. Johann III in Salzburg (S 31) und die bekannte und gebräuchliche Verſchränkung pp am Siegel des B. Mathias von Seckau (Se 24). Die Ligaturen am Siegel Johanns III zeigen die Verwendung des angehängten R = ꝛ, das in Handſchriften allgemein üblich geweſen iſt;[1]) auffallend iſt allerdings tr, denn am T vermiſſen wir den gemeinſamen Schaft; ER iſt eigentlich Majuskelligatur, ſo bleibt or der einzige ſchulgerechte Vertreter dieſer Verſchränkungsart.

Demay ſtellt S. 14 und 15 die verſchiedenen Verſchränkungen, die er auf den franzöſiſchen Siegeln gefunden hat, in alphabetiſcher Reihenfolge dar; auch hier findet ſich eine bedeutend größere Anzahl Verſchränkungen von Majuskel als von Minuskel; die ſalzburgiſchen Verſchränkungen US und tr finden ſich in ſeiner Aufſtellung nicht.

Die Papſtſiegel weiſen Verſchränkungen nur im 10. und 11. Jahrhundert auf; dieſe ſind jedoch andrer Art und kommen auf unſeren Siegeln nicht vor.[2])

Neben den Verſchränkungen war die Buchſtabenverbindung durch An- und Abſtriche auf den Siegeln ſehr gebräuchlich; dieſe Merkmale treffen wir an den gotiſchen Majuskeln (Z, G, S 17) an, jedoch tritt ſie uns an der gotiſchen Minuskel als Charakteriſtikum entgegen (z. B. S 26).

Die Legende des Siegels berichtet uns Namen und Amt des Siegelführers; am Ende des 12. Jahrhunderts erweitert ſich der einfache Titel des Archiepiscopus durch die Wendung „apostolice sedis legatus",[3]) auf zwei Biſchofſiegeln (Verz. Nr. 64, 96/2), ſowie bei El. Philipp (Verz. Nr. 28/3) iſt die Wendung „Dei gratia" in „Dei et apostolice gratia", auf einem anderen (Verz. Nr. 33) in „sola Dei gratia" umgewandelt worden.

[1]) Vergl. W. Meyer, Die Buchſtabenverbindungen der ſog. gotiſchen Schrift; in Abhandlung d. k. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Göttingen. Philol.-hiſtor. Klaſſe NF I Nr. 6, Berlin 1897. S. 19 ff.
Hier ſtatt „Verbindung" der Ausdruck „Verſchränkung".

[2]) Michael-Schweder, Tafel I Reihe III, Tafel II Reihe IV.

[3]) Erſtmaliges Erſcheinen der Siegel (Eb. Konrad III. 1177—1183) Verz. Nr. 14/3.

In den Legenden treffen wir oft Wortkürzungen an; völlig ungekürzte Legenden sind selten (Verz. Nr. 5, 68, 76/1. 89/1, 89/2).

Die Wortkürzungen erfolgen entweder durch Suspension oder durch Kontraktion.

Namen des Siegelführers und des Bistums sind durch Suspension gekürzt: Salisburgen : salisburgensis; ihnen folgen ferner: sed : sedis, legat : legatus, s : sigillum, secretu : secretum, prb : presbyter, admini : administratoris (Verz. Nr. 104), confir : confirmati, elec : electus, g : gratia, d : dei.

Kontraktionskürzungen zeigen die Nomina Sacra: [1]) di : dei, scs : sanctus, dni : domini (Verz. Nr. 88/2, 96/1), ferner die liturgischen Bezeichnungen: eps : episcopus, epi : episcopi, bezw. Archieps : Archiepiscopus, archiepi, oder arepi (Verz. Nr. 90/1, 92, 95/1) : archiepiscopi; ferner ecce, eccle, ecclie : ecclesie; gra : gratia; eltus (i) : electus (i); aplice : apostolice.

Eine besondere Kürzung begegnet uns am Siegel des B. Mathäus von Gurk (Verz. Nr. 96/2) : app^{ce} : apostolice; die Hochstellung der Endung tritt in den Handschriften gegen Ende des Mittelalters auf. [2])

Bis in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts [3]) wird die Kontraktion eps : episcopus durch epc dargestellt; da infolge der gräcisierenden Schreibweise das griechische S statt des lateinischen verwendet worden war [4]).

Neben der Kürzung durch Kontraktion und Suspension gebrauchte man auch tironische Noten; auf unseren Siegeln begegnen uns zwei: das Zeichen für die Silbe us: 9 und das Zeichen für et: ⁊.

us: 9 findet sich in Salzburg und Gurk sowie in Seckau: S 2, 3, 6, 16, 19, 33; Se 1, 3, 7, 24; G 26.

et: in Salzburg (S 12) und Gurk (G 22).

An den päpstlichen Siegeln ist uns das Vorkommen tironischer Noten nur am Siegel Gregors X 1271—1276 bekannt geworden. [5])

Das Kürzungszeichen ist den Buchstaben unserer Siegel entweder als horizontaler Strich übergeschrieben oder als Apostroph beigefügt worden.

Steht das Zeichen über dem Buchstaben, so fügt es sich meistens in die Umgrenzungslinie der Legende ein und wird durch deren Verdickung bemerkbar.

Im 14. und 15. Jahrhundert erfährt der einfache horizontale Strich eine Veränderung; über dem Minuskelbuchstaben setzte man einen kurzen breiten Strich mit abgeschrägten Ecken in Form eines Rhomboides (Verz. Nr. 69, 76/1); die Minuskelschrift bereits, wie später die Renaissancekapitale verwenden jedoch einigemale das epigraphische Kürzungszeichen (S 35) Verz. Nr. 95 105/2; der einfache horizontale Strich ist neben diesen Zeichen immer in Verwendung geblieben.

Bei einigen Siegeln finden wir den Kürzungsstrich in die Buchstaben verlegt.

---

[1]) Vergl. L. Traube, Nomina Sacra, in Quellen und Untersuchungen z. latein. Philologie des Mittelalters II; München 1907. S. 146, 186, 196.

[2]) Vergl. Traube, Nomina Sacra S. 251.

[3]) Siehe Verz. Nr. (6), 7, 12, 14/3, 16, 20/1, 20/2, 22, 24, 26.

[4]) Vergl. Traube Nomina Sacra S. 166.

[5]) Michael-Schweder, Tafel IV.

P : Ꝑ (Verz. Nr. 7, 12, 14/3, 16, 17)
R : R̸ (Verz. Nr. 9)
R : R̸ (Verz. Nr. 12, 16, 18, 59)
D : D̸ (Verz. Nr. 12, 14/3, 16, 18)
L : Ƚ (Verz. Nr. 14, 15, 18, 21)

Eine weitere Variante ſtellt den Strich oben zwiſchen die Buchſtaben wie P‾C (Verz. Nr. [6], 11/3, 17, 20/120/2, 23).

Das zweite Kürzungszeichen, das Apoſtrophalzeichen [1]) neben dem Buchſtaben findet ſehr häufige Anwendung in dem Worte ecclesie; eccl'e oder auch in das l verlegt: eccle; [2]) ebenſo finden wir es am Schluß des Wortes bei gra', epi', ecce' (Verz. Nr. 41); allgemein wird es bei der Kürzung sigillum: s' verwendet.

An Hand der Beiſpiele ſehen wir, daß das Kürzungszeichen, das als gerader Strich durch den Buchſtaben läuft, nur in früher Zeit in Verwendung geſtanden iſt und auch das apoſtrophale Zeichen nicht in die Minuskelſchrift hineinreicht, in dieſer herrſcht allein das übergeſetzte Zeichen.

Die Siegelumſchrift war gegen Rand und gegen das Siegelbild mit einer Linie, Punktlinie, Eierſtab, Perlſtab oder dergl. abgegrenzt.

Der Beginn der Legende wurde durch ein Kreuz gekennzeichnet, das im Schriftrand in der Mittelachſe des Siegels, meiſt oberhalb des Kopfes der Figur angebracht war.

Zwiſchen die einzelnen Worte fügt man Interpunktionszeichen.

Zumeiſt verwendete man den Punkt zur Worttrennung; er iſt im ganzen Mittelalter üblich; manchmal verdoppelt oder verdreifacht ſich die Anzahl desſelben (Verz. Nr. 21, 24, 29, 39/2, 43, 60/1).

Statt der Punkte findet man auch Ringelchen (Verz. Nr. 59/1, 61/1), oder auf die Spitze geſtellte kleine Quadrate (Verz. Nr. 83, 86, 96, 101). Zierlich wirken ferner die eingeſetzten Rauten, Sternchen und Kreuzchen (Verz. Nr. 59/2, 61/2, 62, 65/2, 71, 75, 88, 94), Andreaskreuzchen (Verz. Nr. 65/1), Dreipaß (Verz. Nr. 64, 88/2); in der Legende können auch zweierlei Interpunktionszeichen vorkommen (104, 67/2, 64).

Die verſchiedenen Arten der Interpunktions- und Kürzungszeichen waren allgemein gebräuchlich. Demay (S. 9 und 15) führt uns Beiſpiele aus dem franzöſiſchen Siegelkreis an, aus denen wir erſehen können, daß man dort dieſelben Zeichen wie an unſeren Siegeln für Worttrennung und Kürzung verwendet hatte.

Die Papſtſiegel verwendeten ebenfalls Kürzungszeichen; der Namensſtempel des Gegenpapſtes Nikolaus V. vom 9. 1. 1329 und der von Felix V. vom 13. III. 1441 zeigen das epigraphiſche Kürzungszeichen. [3])

---

1) Das Apoſtrophalzeichen findet in der Buchminuskel wie in der Curſive ſeine Erklärung; dort wurden in die Oberſchäfte die Kürzungsſtriche hineingelegt, ſo daß ſich dieſelben mit den Schäften durch Schlingen verbinden. Das Apoſtrophzeichen iſt nun nichts anderes als eine ſolche Kürzung, der die Rundung weggelaſſen wurde, ſo daß nur der Abſtrich übrig blieb. Deutlich zeigt dies der Apoſtroph, der in die Buchſtaben verlegt iſt.

2) Siehe Verz. Nr. 24, 28/1, 28/3, 30/1, 30/2, 31/1, 31/2, 33, 39/2, 41, 43, 50, 60.

3) Michael-Schweder, Tafel IV.



Die Beſchaffenheit der Siegellegenden iſt uns hiermit bekannt geworden und die Entwicklung der Buchſtaben, die uns das ſtetig vorwärtstreibende, raſtloſe Ringen nach Formen und Ausdruck mittelalterlichen Schaffens wiederſpiegelt, an uns vorüber gezogen. In welch engem Kontakte Kunſt und Kunſthandwerk geſtanden ſind, erweiſt ſich aus der Beobachtung, daß die entſcheidenden Veränderungen der Buchſtabenarten, wie von Kapitale zu got. Majuskel, von got. Majuskel zu got. Minuskel und wieder von dieſer zur Renaiſſancekapitale zeitlich faſt zuſammenfallen mit den Stilwandlungen der mittelalterlichen Kunſt. Leider iſt hier nicht der Platz, um auf dieſe Zuſammenhänge näher einzugehen und muß ich mich mit einer Anregung und Hinweiſung auf ſie begnügen.

Verzeichnis der Siegel.*)

L. A. Steiermärkiſches Landesarchiv, Graz.
(beigefügt Nummer und Datum der Urkunde.)
St. A. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Wien
(beigefügt Datum der Urkunde.)
St. A. Slg. Sm. Haus-, Hof- und Staatsarchiv; Sammlung Smittmer.
R. A. Salzburger Regierungsarchiv. Salzburg.
A. K. Gv. Archiv des Kärntner Geſchichtsvereins, Klagenfurt.
SUB II.—III. Salzburger Urkundenbuch: Martin und Hautaler. Salzburg 1926.
IV. 1. Heft: 1247—1290. Salzburg 1928.
Reg. Die Regeſten der Erzbiſchöfe und des Domkapitels von Salzburg 1247—1343; Fr. Martin 1/1 Salzburg 1926, 1/2 Salzburg 1928.
Mon. Car. Monumenta historica ducatus Carinthiae I. II. Die Gurker Geſchichtsquellen. A. v. Jakſch. Klagenfurt 1896.
Jakſch Mitteilungen der 3. (Archiv) Sektion II; die Gurker Siegel A. v. Jakſch. Wien 1894.
Pfotenhauer Die ſchleſiſchen Siegel von 1250—1300 v. P. Pfotenhaueer. Breslau 1879.
MCC VIII (1882) Mitteilungen der Centralcommiſſion N. F. 8 (1882) Ed. Richter, die älteſten Siegel der Salzburger Erzbiſchöfe.

1. Friedrich I. Eb. v. Salzburg (958—991)
SUB II. Taf. I/1; MCC VIII (1882) S: CXXI Fig. 1
Umſchrift: Kapitale, Unciale.
+FRIDERICUS·De I·GRati A·E P iscopu S
2. Hartwich, Eb. v. Salzburg (991—1023)
SUB II. Taf. I/2; MCC VIII (1882) S: CXXI Fig. 2
Umſchrift: Kapitale, Unciale.
HARTVVICVSARCHIEPISCOP us
3. Theotmar II. Eb. v. Salzburg (1025—1041)
SUB II. Taf. I/3; MCC VIII (1882) S: CXXI Fig. 3
Umſchrift: Kapitale, Unciale.
+THIETMARUS·ARCHIEPISCOPUS
4. Balduin, Eb. von Salzburg (1041—1060)
galv. Abdruck Museumsbibliothek Salzburg;
MCC VIII (1882) S: CXXI Fig. 4
SVB IV/1. Taf. XIII/29.
Umſchrift: Kapitale, Unciale.
BALDEVVINUS ARCHIEP iscopu S
5. Gebhard, Eb. v. Salzburg (1060—1088)
SUB II. Taf. I/4; MCC VIII (1882) S: CXXI Fig. 5
Umſchrift: Kapitale, Unciale.
+GEBEHARDUSARCHIEPISCOP VS

*) Literaturangaben und Archive folgend gekürzt:

[6]*) Hiltebold, B. v. Gurk (1106–1131)
Mon. Car. I. Taf. I/2; Jakſch, Fig. 1
Umſchrift: Kapitale, Unciale.
+ HILTEBOLDVS·DeI·GratiA·GVRcensi C E P iscopu C
7. Conrad I. Eb. v. Salzburg (1106–1147)
St. A. 1130, Mai 18
SUB. II. Taf. II/5
Umſchrift: Kapitale, Unciale.
+ COUNRAD us·SALZBURGENSISARCHIEP iscopu C
8. Roman I. B. v. Gurk (1132—1167)
Mon. car. I. Taf. I/3; Jakſch, Fig. 2
Umſchrift: Kapitale, Unciale
+ ROMANVSDEIGRatiAGURCENSIS·EP iscopu S
9/1 Eberhard I. Eb. v. Salzburg (1147—1164)
SUB II. Taf. III/8
Umſchrift: Kapitale, Unciale.
+ E [BERH] ARD us DeIGRatiASALZBU (RGENSISARCHIEPISCOPVS)
9/2 Eberhard I. Eb. v. Salzburg (1147—1164)
St. A. 1163
SUB II. Taf. III/9
Umſchrift: Kapitale, Unciale.
+ EBERHARDVSDEIGRACIASALZEBURGENSIS ARCHIEP iscopu S
9/3 Eberhard I. Eb. v. Salzburg (1147—1164)
SUB II. Taf. IV/10
Umſchrift: Kapitale, Unciale.
[+ EBERHAD]VS DEI GRACIA S[ALZB]VRG STET (?) ARCHIEP iscopu S
10. Conrad II. Eb. v. Salzburg (1164—1168)
SUB II Taf. IV/11
Umſchrift: Kapitale, Unciale
[+ C]ONRADVS DeI GRatiA SALZBVRG ensis ARCHIEP iscopu S
11/1 Heinrich I. B. v. Gurk (1167—1174)
Mon. Car. I. Taf. 1/5; Jakſch, Fig. 4
Umſchrift: Kapitale, Unciale.
+ HAENRICVs DeIGRati AGURCENSISEP iscopu S
11/2 Heinrich I. B. v. Gurk (1167—1174)
Mon. Car. I. Taf. I/6; Jakſch, Fig. 5
Umſchrift: Kapitale, Unciale.
+ HAENRICU[S] DeIDRatiA[G]URCENSISE [PISCOPVS]
11/3 Heinrich I. B. v. Gurk (1167—1174)
Mon. Car. I. Taf. I/7; Jakſch Fig. 6
Umſchrift: Kapitale, Unciale.
+ HAENRICVS:DeI·GRatiA·GURCENSIS:EP iscopu S
12. Adelbert III. Eb. v. Salzburg (1168—1177)
St. A. 1170;
SUB II, Taf. V/12
Umſchrift: Kapitale, Unciale.
+ ADELBERTUS·DeI·GRatiA·SALZEBURGENSIS·ARCHIEP iscopu C
13. Roman II. B. v. Gurk (1174—1179)
Mon. Car. I Taf. I/8: Jakſch, Fig. 7
Umſchrift: Kapitale, Unciale.
+ ROMANUSDEI·GRATIASanCtEGURCENSISECC LesiE·EPISCOPUS II
14/1 Konrad III. Eb. v. Salzburg (1177—1183)
SUB II. Taf. V/13
Umſchrift: Kapitale, Unciale.

*) Fälſchung, ſiehe Text Anmerkung 25.

+CONRADus·DEI·GRatiA [SALZ] BURGensis·ECCLesiE:HUMILIS·MINISTer

14/2 Konrad III. Eb. v. Salzburg (1177—1183)
SUB II VI/14
Umschrift: Kapitale, Unciale.
+CONRADus·DEI·GRatiA [SALZBVRGEN SIS E] CLesiEHUMI L [IS MINI] Ster

14/3 Konrad III. Eb. v. Salzburg (1177—1183)
SUB II. Taf. VI/15
Umschrift: Kapitale, Unciale.
+CHOVNRADUS∘DeI∘GratiA∘SALZEBURGENSIS∘ARCHIEP iscopu C ∘ et ∘ Apostolice ∘ Sedis ∘ Legatus

15/1 Dietrich I. B. v. Gurk (1179—1194)
Mon. Car. I. Taf. I/10; Jaksch, Fig. 9
Umschrift, Kapitale, Unciale.
+DIETRICVS:DeI GRatiA GURCENSIS:ECCLesiE EPISCOPUS

15/2 Dietrich I. B. v. Gurk (1179—1194)
Mon. Car. I. Taf. II/XI; Jaksch, Fig. 10
Umschrift: Kapitale, Unciale.
* DIETERICUSDEIGRati A·GURCENSIS EPISCOPUS *

16. Adelbert III. Eb. v. Salzburg (1183—1200)
ST. A. 1198
SUB II. Taf. VII/16
Umschrift: Kapitale, Unciale.
+ADELBERTUS·DeIGRatiA·SALZEBURGENSIS·ECCLesiE·ARCHIEP iscopu C
Aufschrift: Kapitale.
PAXVOBis

17. Wernher, B. v. Gurk (1194—1195)
Mon. Car. 1. Taf. II/12; Jaksch, Fig. XI.
Umschrift: Kapitale, Unciale.
+WERNHERVSDEIGRatiA·GURCENSIS·EP iscopu S

18. Ekkehard, B. v. Gurk (1196—1200)
Mon. Car. I. Taf. II/13; Jaksch, Fig. 12
Umschrift: Kapitale, Unciale.
+EKKEHARDVS∘DeI∘GRatiA·GVRCENSIS·ECCLesiE·EPISCOPUS

19. Walter B. v. Gurk (1200—1214)
Mon. Car. I Taf. II/14; Jaksch, Fig. 13
Umschrift: Gotische Majuskel.
+WALTERUS·DEI·GRatiA·GURCENSIS·EP isco pu S
Aufschrift: Kapitale:
PAXVOBIS

20/1 Eberhard II, Eb. v. Salzburg (1200—1246)
St. A. 1205, Nov. 10, 23.
SUB III Taf. XI/24
Umschrift: Kapitale, Unciale.
+EBERHARDUS∘DEI GRATIA∘SALZBURGEN SIS∘ARCHIEP iscopu C

20/2 Eberhardus II. Eb. v. Salzburg (1200—1246)
ST. A. 1237, Okt. 16
SUB III Taf. XI/25
Umschrift: Kapitale, Unciale
+EBERHARDDUS DEI GRATIA SALZBURGEN SIS·ARCHIEP iscopu C

21. Heinrich II. B. v. Gurk (1214—1218)
Mon. Car. I. Taf. II/15; Jaksch, Fig. 14
Umschrift: Gotische Majuskel.
+HAINRICUS:DEI:GRati A·GURCENSIS:ECC Lesi E·EPIiscopu S

22. Ulfchalk, B. v. Gurk (1218—1220)
Mon. Car. I. Taf. II/16; Jakfch Fig. 15
Umfchrift: Gotifche Majuskel.
+ VLSCALCVS·DEI·GR [ATIA G] URCENSIS [ECCLESIE EPISCOPVS]

23. Karolus, B. v. Seckau (1218—1230)
Abb. 1 + L. A. Nr. 447; 1227, Feber 21
Umfchrift: Gotifche Majuskel
+ KAROLus·DEI·GRatiA·SECHOVVENsis·ECCLesiE·EP iscopu S

24. Ulrich I. B. v. Gurk (1221—1253)
Mon. Car. I Taf. II/17; Jakfch, Fig. 16
Umfchrift: Gotifche Majuskel.
+ UOLRICUS:DEI:GRACIA:GURCHENSIS:ECCLesIE:EP iscopu C

25. Ulrich I. B. v. Lavant (1228—1257)
A. K. Gv. Abguß Nr. 966
Umfchrift: Gotifche Majuskel.
+ ULRICUS·DEI·GRatiA·LAVENDINENSIS EP iscopu C

26. Heinrich I. B. v. Seckau (1231—1243)
L. A. Nr. 568; 1242, Okt. 7.
Umfchrift: Gotifche Majuskel.
+ HEINRICUS·DEI·G[RATIASEC]COWENsisECCLesiEEPiscopuC

27. Ulrich I. B. v. Seckau (1244—1268)
L. A. Nr. 631; 1248
Umfchrift: Gotifche Majuskel.
+ [VLR]ICus·DEIGRatiA·SECCOWEN[SI]S·EC[GLESIE EPISCOPVS]

28/1 Philipp, Erw. v. Salzburg (1247—1257)
Reg. Taf. I, 1247
Umfchrift: Gotifche Majuskel.
+ [P]HILIPPUS·DEI GRACIAELECTUSECCLesIESALZBURGEN·SIS

28/2 Philipp, Erw. v. Salzburg (1247—1257)
Reg. Taf. 1248.
Umfchrift: Gotifche Majuskel.
+ PHILIPP[V]S·DEI·G[RATIAS]ALZBUR[GEN]SIS·ECCLESIE·POSTULATUS

28/3 Philipp, Erw. v. Salzburg (1247—1257)
Reg. Taf. I 1249—56
Umfchrift: Gotifche Majuskel.
+ Sigillum PHYLIPPIDEI etAPostoLICEGR[ATIA]ECCLesIE SALZEBURGENsisELECTI

29/1 Dietrich II. B. v. Gurk (1253—1278)
L. A. Nr. 770; 1258.
Umfchrift: Gotifche Majuskel.
+ SigillumDITRICI⁝ DEI⁝ GRatiA GUR[CE]NSIS⁝ EPISCOPI

29/2 Dietrich II, B. v. Gurk (1254—1278)
Abb. 2 + L. A. Nr. 809; 1263, Mai 25
Umfchrift: Gotifche Majuskel.
+ DITRICUS:DEI:GRatiA GURCENsis[E]PISCOPUS

30/1 Ulrich, Eb. v. Salzburg (1257—1265)
Reg. Taf. I. 1. Stempel.
Umfchrift: Gotifche Majuskel.
+ ULRICUS·DEI·GRatiA·SanCtE·SALZBURGENsis·ECCLesiE·ARCHIEPiscopuS

30/2 Ulrich, Eb. v. SALZBURG (1257—1265)
Reg. Taf. I, Stempel 2.
Umfchrift: Gotifche Majuskel.
+ ULRICUS:[D]EI·G[RATIASALZBVRGENSISEC]CLesiE ARCHIEP iscopuS

(Schluß folgt.)

Runenstudien.

Von Ferdinand **Bork**.

Runen hängt mit „raunen“ zusammen. In Folge davon erweckt das Wort gewisse Vorstellungen von verborgener oder verlorener Urweltweisheit. die sich im allgemeinen einer wissenschaftlichen Behandlung des Themas nicht förderlich erweisen und den Unkundigen ein ausgebreitetes Betätigungsfeld für ihre Versuche darbieten. Ohne leugnen zu wollen, daß von Anfang an mancher Aberglaube den Runen angehaftet habe, und ohne diesen von der Untersuchung auszuschließen, da er doch wesentlich zu ihnen gehört, müssen wir uns doch vor Augen halten, daß die Runen die **Schriftzeichen** sind, die alle großen Germanenvölker gekannt haben. Als Schriftzeichen gehören sie zu der **Lautschrift**, die, anscheinend von Ägypten ausgehend, über Westasien nach Südeuropa gelangt ist und sich von dort aus über Nord- und Mitteleuropa ausbreitet.

Das Eigentümliche der Runen ist die eckige Form der Zeichen, die uns von Anbeginne an entgegentritt. Sie erklärt sich daraus, wie man im Norden „schrieb“. Man ritzte nämlich oder kerbte die Zeichen auf **Stäbe** von **Buchenholz** ein. Daher sprechen wir noch von **Buchstaben** und nennen ein größeres Schriftwerk ein **Buch**. Die älteste Erwähnung der Runen findet sich bei Takitus: „Einen von einem Fruchtbaume abgeschnittenen Zweig zerlegen sie in kleine Stücke, versehen diese mit gewissen Zeichen und werfen sie aufs Geratewohl über ein weißes Tuch hin. Dann betet, wenn es sich um eine Befragung von Staatswegen handelt, der Priester des Staates, wenn es sich um eine Privatangelegenheit handelt, der Hausvater zu den Göttern, schaut zum Himmel empor, hebt nach einander drei Reiser auf und gibt entsprechend den vorher eingeschnittenen Zeichen seine Deutung.“ Man hat vielfach versucht, aus dieser Stelle die Runen hinwegzudeuten, kommt aber dabei in die Verlegenheit, eine den Runen voraufgehende Schrift bei den Germanen annehmen zu müssen. Wenn nämlich Takitus wirklich eine urtümliche, zu Weissagezwecken verwendete Schrift gemeint hätte, so hätte sie nicht spurlos zu Grunde gehen können. Das Wahrscheinlichste ist doch immer und überall, daß sich das dem Aberglauben Dienende zäh erhält und sich gar nicht recht verdrängen läßt. Da sich in späterer Zeit in der Tat zu abergläubischen Zwecken der Gebrauch der Runen nachweisen läßt, so sehe ich keinen Anlaß, in der älteren Zeit eine andere Schriftart der Wahrsagung dienen zu lassen. Ich will dabei nicht in Abrede stellen, daß die Wissenschaft des Spatens hin und wieder Schriftartiges zu Tage gefördert hat; aber dies hat mit den Runen nichts zu tun. Mit welchen Möglichkeiten man dabei zu rechnen hat, mag daraus ersehen werden, daß **Déchelette** eine in Frankreich gefundene altbabiläische Strichinschrift abbildet, Es wird sich vielfach um verschleppte Stücke und um Nachbildungen fremder Schriftarten handeln. Für die Herleitung der Runen aus solchen angeblich vorrunischen Zeichen liegt auch nicht der Schatten eines Beweises vor. **Alle** Runenzeichen gehen auf südliche Schriftzeichen zurück.

Wir wollen uns noch einmal vergegenwärtigen, daß die Runen auf Holz eingegraben wurden. Man legte den Stab so hin, daß die Holzfaser von

links nach rechts lief, und kerbte im rechten Winkel dazu die Grundſtriche ein. Das einfachſte Zeichen I wurde ein ſenkrechter Strich |. Alle Runen wurden gleich hoch gehalten. Oberlängen und Unterlängen wie in unſerer Schrift gab es nicht. Aus der Betrachtung der Runenſchrift ergeben ſich folgende Kerbregeln:

1. Da Horizontalſtriche wegen der Lage der Holzfaſer Splitterungen hervorrufen, werden ſie in ſchräge verwandelt; ſo werden H, F, T zu ᚺ, ᚠ, ᛏ.

2. Die ſchwer kerbbaren Bogen werden in Winkel verwandelt; ſo werden C, B, D, O, R, S zu <, ᛒ, ᚦ, ᛟ, ᚱ, ᛋ.

3. Von unten aufſteigende ſchräge Striche, die den Kerber hätten veranlaſſen müſſen, den Stab beim Schnitzen umzukehren, werden dadurch vermieden, daß man das Zeichen ſtürzte; ſo werden E, V, L, zu ᛖ, ᚢ, ᛚ. Bei Verdoppelungen und Diſſimilationen (Fall 5 und 6.) tritt dieſe Regel nicht in Wirkſamkeit.

4. Schräge Vollſtriche, alſo Formen wie Λ und V werden vermieden. Der Vollſtrich zu Beginn eines Zeichens wird zu einem ſenkrechten Grundſtriche, der volle Abſtrich zu einem halben. So wird aus A und V (U) ein ᚨ und ᚢ (vgl. 3).

5. Aus A hätte wohl ᚹ oder ᚫ werden müſſen. Ich vermute aber, daß nur die erſte Form in Frage gekommen ſein wird, und daß dieſe ſpäter mit Rückſicht auf ᚦ (= D) und das aus Y hervorgegangene, ſeiner Geſtalt nach wohl recht junge ᚹ (= w) zu ᚨ diſſimiliert wurde.

Eine weitere Diſſimilation iſt ᛗ (= M), das mit Rückſicht auf ᛖ (= E) ſeine Geſtalt ändern mußte.

Als dritte Diſſimilation ſehe ich ᛈ (ᛞ) (= *Π*) an, das ebenfalls im Hinblick auf ᛖ (= E) durch Stürzung verändert wurde.

Als vierte nehme ich ᚾ (= N) an, für das ich mit Rückſicht auf den gotiſchen Buchſtaben nauths, der wie ein ſüdeuropäiſches N ausſieht, und der denſelben Namen trägt wie unſere nauth-Rune, eine Urform ᚺ anſetzen muß. Die Diſſimilation erfolgte, weil das Zeichen nauth dem daneben ſtehenden ᚺ ſo ähnlich geworden war, daß Verwechslungen eintreten konnten.

6. Die bisher nicht behandelten Zeichen ᛞ, ᚷ, ᛜ, ᛃ, ᛇ, ᛦ ſind Neubildungen, ᛃ iſt eine Verdoppelung des I und bedeutet J, alle übrigen ſind Verbindungen des zu Grunde liegenden Zeichens mit ſeinem Spiegelbilde, ᚷ (= g; aus ><), ᛜ (= ng; ᛜ = C + C), ᛇ (= eu; aus ᚲ + ᚹ = w), ᛦ (= R; ⋉ ⋊ = ᛦ.)

Es mögen hier ein paar Bemerkungen angeſchloſſen werden, die für die Herkunft der Runen von Belang ſind.

Bei der verhältnismäßig bedeutenden Gleichheit der griechiſchen und lateiniſchen Zeichen, deren individuelle Verſchiedenheiten bei der Übernahme in die Runenſchrift mit ihrem ſo verſchiedenen Schreibmaterial und ihrem durch das Kerben bedingten abweichenden Duktus ausgeglichen werden mußten — es hätten z. B. ſowohl D wie Δ zu ᚦ werden müſſen — ſcheiden für die Beurteilung der Abhängigkeit folgende Buchſtaben aus: A, B, D, E, I, M, N, O, S, T, Y.

Gegen die Herleitung aus dem griechiſchen Alphabet ſpricht die Abweſenheit der ſpezifiſch griechiſchen Zeichen *Γ*, *Π*, *Θ*, *Ξ*, *X*, *Ψ*, *Ω*, *K*. Die



Unterſcheidung langer und kurzer Vokale hätte jede germaniſche Sprache zur Zeit der Entlehnung wohl brauchen können.

Für die Herleitung aus der römiſchen Schrift ſpricht 1. daß ᚠ den Wert F hat und nicht W wie das griechiſche Digamma; 2. daß ᚷ (= g) eine Neubildung iſt. Das lateiniſche Alphabet bezeichnete eben die Laute C und G mit demſelben Zeichen und gab dieſem zum Ausdrucke des Stimmhaften einen kleinen unterſcheidenden Haken. Auch in der Runenſchrift iſt ᚷ (= G) auf < (= C) zurückzuführen. 3. In der römiſchen Schrift wird nur C zum Ausdruck des Lautes k verwendet, wie in der Runenſchrift, während das griechiſche Alphabet *K* verwendet. 4. ᚺ bezeichnet in der Runenſchrift den Laut h und nicht ein ē wie griechiſches *H*. 5. Auch die Rune ᚱ entſpricht der römiſchen, nicht der griechiſchen Form *P*.

Von den lateiniſchen Buchſtaben fehlen das foſſile K, ferner Q, X und Z, die von dem Bildner der Runen als überflüſſig empfunden wurden. Es iſt nicht ausgeſchloſſen, daß X und Z als Vorbilder für ᚷ und ᛦ vorgeſchwebt haben.

Als einziges Zeichen, das als griechiſch angeſehen werden kann, kommt ᛈ in Betracht. Anſcheinend wurde das griechiſche Pi gewählt, weil das lateiniſche P ein Runenzeichen ᚹ ergeben hätte, das bereits vertreten war. Da aber *Π* ein ᚢ oder ᛗ werden mußte, die beide vorhanden waren, ſo wurde es geſtürzt ᛈ, oder es wurden Formen wie ᛞ und ᛈ (Themſemeſſer) gebildet, die man als Verdopplungen anſprechen kann. Es wäre denkbar, daß die Themſemeſſerform das unter 6 als *ᛈ angeſetzte R gezwungen hätte, ſich zu ᛡ zu diſſimilieren.

Wenn ich ſo für die Herleitung der Runen aus dem lateiniſchen Alphabet eintrete, ſo muß ich auch die *Reihenfolge der Runen* aus der lateiniſchen entwickeln können. Dazu muß ich weiter zurückgreifen.

Nach den Überlieferungen mancher Völker hängt die Entſtehung der Schrift mit den Sagen vom Urmenſchen zuſammen. Sie muß es, da er ja als mythiſche Geſtalt am Anfange der ſchriftlichen Überlieferung ſteht. So wird Adam in Talmud die Erfindung der erſten 20 Buchſtaben des Alphabetes zugeſchrieben; die letzten zwei שׁת habe ſein Sohn Schet hinzugefügt (W. Schultz. Memnon III. S. 181, Anm. 1). So würde ich mich nicht mehr wundern, wenn irgendwo eine germaniſche Nachricht auftauchte, die Mannus als den Schöpfer der Runen bezeichnete und die die Achtheiten derſelben mit ſeinen Söhnen *Ingwi, *Irmino und *Iſtwi verbände. Jedenfalls ſind Frey, Hagal und Tyr, die Führer der runiſchen Achtheiten, drei Götter. Iſt dies bei Tyr und Frey ſinnenfällig, ſo iſt es bei Hagal ein wenig verdeckt. Hagal iſt im alten Helgiliede Helgis Pflegevater. Hagal iſt anſcheinend eine Nebenform zu Hagen (= Hein), der Todesgott, ein Deckname für Wodan. Hagen iſt einäugig, wie ſein göttliches Urbild und ſchafft Zwiſt unter den Geſippen wie dieſer (W. Schultz. Das Geheimnis der Runen. Deutſches Leben. 1923. 13. Folge. S. 100 ff. und H. Leßmann. Der deutſche Volksmund. S. 267 u. 310). Hinter den drei Göttern Frey, Tyr und Odin ſcheint ſich ein altes Weltbild zu verbergen, das weit verbreitet erſcheint. Als Sonnengott iſt Frey der Herr des Himmels. Tyr als Kriegsgott iſt der der Erde und Odin als Totengott der Unterweltsgott. Wie Schultz geſehen hat, ſind dieſe drei auch die Schwurgötter'

Das Reich jedes dieser drei besteht, was hier nicht ausgeführt werden kann, aus neun Teilen. Die 27 Welten müssen einmal auf 24 herabgesetzt worden sein, und diesen Zustand der Entwicklung deutet das Runenalphabet an.

Zu den kosmologischen Vorstellungen gehören auch die von Ursitzen der Menschheit, die in die Überlieferung hineinspielen. Wenden wir uns der Paradiesesgeschichte zu.

Von den Paradiesesströmen Pīschōn und Gīchōn wird erzählt, daß sie ein Land „umgeben". Das ist ungewöhnlich und weist auf Vorstellungen kosmischer Art hin, während die Angaben über den Euphrat und den Tigris irdische Verhältnisse voraussetzen. Ich sehe also in dem biblischen Berichte einen Versuch, ein kosmisches Bild auf der Erde wieder zu finden, und nehme an, daß dabei einiges umgemodelt worden ist. In dem Urbilde wird das „Umgeben" auch den Strömen eigen gewesen sein, die später durch den Euphrat und den Tigris ersetzt wurden. Ich will nun das kosmische Urbild mir so vorzustellen unternehmen, wie man es aus vollständigeren Überlieferungen ablesen kann. Von der von Menschen bewohnten Mittelwelt, dem Garten Eden des biblischen Berichtes, gehen vier Ströme nach den vier Weltecken aus und umfließen jeder seine Außenwelt. Jeder Strom hat also die Gestalt einer Sechs. Die vier gleichgerichteten Sechsen ergeben zusammen das Bild eines Hakenkreuzes, das auf mykenischen Darstellungen tatsächlich Gruppierungen von Sechsen oder wenigstens von Kreisbogen gleicht, die von einem Mittelpunkte aus nach den Weltecken hinstreben (W. Schultz, Memnon, III 3. Taf. I).

Die Verbreitung des Hakenkreuzes ist auch nur unter der Voraussetzung verständlich, daß es ein Kosmogramm sein soll. Denn das Kunstschaffen des Altertumes geht auf mythologische Grundlagen zurück, oder ist mindestens stark davon beeinflußt, wie die Arbeiten des Wieners K. (v.) Spieß lehren. Ich will nun auf W. Schultz' auf F. Hommels Vorgange beruhenden Versuch hinweisen, das Hakenkreuz als Grundzeichen des westsemitischen Alphabetes aufzufassen (Memnon. III. S. 176 ff.). Ed. Stucken dagegen hatte es unternommen, in seinem Buche „Der Ursprung des Alphabets und die Mondstationen" (Leipzig, 1913), das Alphabet von der Reihe der Mondhäuser abzuleiten. Beiden Arbeiten gemeinsam ist der Grundgedanke, daß das Alphabet etwas mit Weltbildfragen zu tun habe. Versuchen wir einmal konstruktiv festzustellen, wie nach Schultz und wie nach Stucken ein solches Uralphabet aussehen müßte. Das Hakenkreuz ergibt ein Vielfaches von 4, also mindestens 16 Zeichen. Diese Zahl genügt, wenn man z. B. die Fortes und die Lenes, d. h. für b und p, für d und t, für g und k je ein Zeichen wählt. Das stimmt zu W. Schultz' Gedanken, daß für das westsemitische Alphabet 16 Urzeichen anzunehmen seien. Zu beachten ist, daß Plinius angibt, daß die Zahl der kadmeischen Buchstaben 16 gewesen sei. Auch eine Seitenentwicklung des germanischen Runenalphabets, das nordische, hat nur 16 Zeichen.

Legt man mit Stucken die Mondhäuser zu Grunde, so kommt man auf Alphabete von 24, 27, 28, (32, 33) Zeichen. Der Begriff des Mondhauses gehört schon dem Altertume an. Man hatte beobachtet, daß der

Mond auf seiner Bahn während der 27 Nächte seiner Sichtbarkeit immer die gleichen Sternbilder durchläuft, und man nannte sie Mondhäuser. Man unterschied zunächst deren 27, teilte sie in Gruppen von 9 ein und unterstellte jede Gruppe einer Gottheit (Leclère, in der Revue des Etudes Ethnographiques et Sociologiques. 1909. S. 159 ff.). Die Einteilung in drei Neunergruppen entspricht der Wocheneinteilung des Monats; sie stammt aus einer Zeit, als der Mond als Zeitmesser verwendet wurde. Nach dieser Periode kommt die Venuszeit, die mit Jahren von 292 Tagen rechnete. Das Venusjahr bestand aus 9 Monaten zu rund 32 Tagen. Für solche „Monate“ war die Neuntagewoche ungeeignet, und sie wurde durch die Achttagewoche ersetzt. Die Zahl der Mondhäuser wurde entsprechend auf 32 (33) herauf- oder auf 24 herabgesetzt. Beide Ziffernreihen sind belegt. Die 24 Mondhäuser erfreuten sich großer Beliebtheit, da man sehr viel leichter von den 27 auf 24 gelangen konnte, indem man von jeder Neunergruppe ein Haus wegließ und die Unterstellung der drei Gruppen unter je eine Gottheit beibehielt. In Indien waren die 27 und die 24 Mondhäuser neben einander üblich. Da sich die Mondbahn nicht zu weit von der Ekliptik entfernt hält, so empfahlen sich die 24 Mondhäuser aus dem Grunde, weil man die 12 Gestalten der Ekliptik mit ihnen in Beziehung setzen konnte. Jedem Tierkreiszeichen entsprechen zwei Mondhäuser. Als endlich die noch jetzt herrschende Sonnenzeit begann, wurde die Siebentagewoche durchgeführt, die eine Vermehrung der Mondhäuser auf 28 zur Folge hatte.

Nach dem Glauben der alten Astrologen ist der Himmel das aufgeschlagene Buch des Schicksals und die Sterne dessen Schrift. Wer sie zu lesen versteht, kann die Zukunft ergründen. Da nun der Mond der größte Schicksalsgott ist, so sind auch die Sternbilder, die seine Bahn schmücken, von besonderer Wichtigkeit. Wie aber alles Geschehen am Himmel, das große Weltgeschehen, sein matteres Abbild auf Erden hat, so ist auch die menschliche Schrift ein mattes Abbild der leuchtenden Himmelsschrift, und sie gestattet wie jene Einblicke in die Zukunft, wenn man sie nur zu lesen weiß. Ja, die Buchstaben haben selber magische Kraft in sich. Runenlieder, mehrfach überliefert, geben die Kräfte der einzelnen Zeichen an. Als Skirnir alle Überredungskünste erschöpft hat, ruft er Gerd zu: „Ich ritze einen Thurs (þ) dir und der Runen drei, Wollust, Wahnsinn, Unrast (*óthola*).“ Dieser furchtbaren Zauberdrohung vermag sie nicht zu widerstehen, sie bittet Skirnir einzuhalten, beut ihm den Willkommenstrunk und nimmt Freys Werbung an.

Wenn man so den Zusammenhang zwischen den Sternen und den Buchstaben sieht, so wird man nicht mehr erstaunt sein, daß auch die Ziffern zusammenstimmen. Das milesische Zahlenalphabet hatte 27 Zeichen, 9 Einer, 9 Zehner, 9 Hunderter. Das Gleiche gilt vom gotischen Alphabet. Daß ferner die Runen aus genau 24 Zeichen bestehen, die in drei Achtheiten eingeteilt werden, daran braucht nur erinnert zu werden. Die Unterstellung jeder der drei Gruppen unter einen Gott hat sein Gegenstück bei den Kambodschen, die je acht Mondhäuser der selbneunten Gottheit unterordnen. Daß endlich die Angelsachsen ihr Alphabet auf etwa 33 Zeichen erweitert haben, gemahnt an die 32 (33) Monatstage in Polynesien (F. Röck,

Kalender, Sternglaube usw. in Bd. III der Mitt. Anthropolog. Ges. Wien. 1922, S. 54 ff).

Wenn also die eigenartigen Zahlenverhältnisse der Runen den Zusammenhang mit Kosmogrammen erweisen, so wird sich auch die eigenartige Reihenfolge des Futharc mit der Methode, die F. Röck und ich ausgebildet haben, aus der zu Grunde liegenden Urreihe herleiten lassen. Denn wenn die Runen, wie die Überlieferung lehrt, mantischen Zwecken gedient haben, so kommt es darauf an, die der Mantik dienenden Instrumente wiederherzustellen. Die Lösung dieser Aufgabe beruht aber wie in allen von mir und Röck untersuchten Fällen auf der Reihenfolge der Zeichen.

Drei Schwierigkeiten aber hemmen diese Untersuchung: 1. es ist nicht nur die Herleitung der Reihenfolge zu ermitteln, sondern 2. auch die Urreihe selber; 3. endlich sind die ältesten Formen der Runen unbekannt. Daß ich die neuerdings ganz späten Ansätze für die Zeit der Entlehnung nicht gutheißen kann, brauche ich wohl nicht mehr zu begründen. M. E. ist dieser Zeitpunkt vor Takitus anzusetzen.

Beginnen wir mit der dritten Schwierigkeit. Zuerst wird man sich damit vertraut machen müssen, daß die Formen der Runen, wie wir sie kennen, Abweichungen von ihrer ursprünglichen Gestalt sein werden. Die Urrunen werden südeuropäischer gewesen sein, wie ich es oben bei Behandlung des a und n auszuführen versucht habe.

Zu zweit wird man auf etwa erkennbare Gesetzmäßigkeiten in der Reihenfolge zu achten haben. So sind Zeichen ähnlicher Gestalt wie ᚦ, *ᚹ, ᚱ; — ᚲ, ᚷ; — ᚺ, *ᚻ; — ᛁ, ᛃ; — ᛈ, ᛉ; — ᛖ, ᛗ; — ᛜ, ᛟ, neben einander gestellt worden. Bei den mit einem Sternchen versehenen Formen handelt es sich um erschlossene Urformen, die im Laufe der Entwicklung dissimiliert wurden (s. o. Kerbregel 5). Der Zweck der Dissimilationen war stets der, Verwechslungen möglichst auszuschalten. Daß die Rune w = ᚹ nicht in der ersten Ähnlichkeitsgruppe auftritt, wird wohl daran liegen, daß diese aus Y entstandene Rune in der Zeit, als die Reihenfolge des Futharc fest wurde, noch anders gestaltet war, dem Y ähnlicher war.

Betrachtet man die obigen Ähnlichkeitsgruppen genauer, so wird man bemerken, daß die Wegbeförderung einzelner Zeichen an einen anderen Ort ein wohl durchdachtes sinnvolles Verfahren ist: man stellte stets das einfachere Zeichen vor das verwickeltere, also a vor r, c vor g, i vor j usw. Zeichen, die einen Balken mehr haben, oder solche, bei denen eine Querlinie den Grundstrich schneidet, gelten als verwickeltere. Deswegen glaube ich, wenn ich p = ᛈ und R zusammenstelle, letzterem die Urform * ᛉ geben zu sollen.

Während also bei c — g, i — j, e — m, ng — o der Augenschein die Richtigkeit der Beobachtung zeigt, daß Einfacheres vor Verwickelterem steht, muß bei a; n und R die Überlegung nachhelfen, daß die Urformen der Runen anders gewesen sind.

Da sich mir aber auch ergeben hat, daß t = ᛏ hinter s = ᛊ gestellt worden ist, so möchte ich gleich hinzufügen, daß ich für beide Zeichen ältere, südeuropäischere Formen anzunehmen geneigt bin *ᛘ und *ᛊ, die ihre Nebeneinanderstellung rechtfertigten.

Die letzten vier Fälle ſind nun freilich Vorwegnahmen ſpäter zu begründender Dinge, die ich aber doch im Zuſammenhange mit den erſten behandeln wollte. Worauf es mir ankam, war, zu zeigen, daß die Runen eine lange Geſchichte hinter ſich haben, die geſtaltverändernd gewirkt hat, und daß ihre Reihenfolge durch ein Geſetz beeinflußt erſcheint, das Ähnliches zu Ähnlichem ſtellt. Daraus folgt, daß die Reihenfolge des Futharc nicht ohne weiteres auf die eines ſüdeuropäiſchen Alphabetes zurückgehen kann, daß die Verſchiebungen auf Grund des Ähnlichkeitsgeſetzes eine gewiſſe Unordnung hervorgerufen haben müſſen. Wenn ſich aber auf dem vorauszuſetzenden Inſtrumente unter Beachtung der angegebenen Verſchiebungen einige *Spuren einer beſtimmten Anordnung* der Zeichen aufzeigen laſſen, ſo wird man die Urſprünglichkeit der von mir nachgewieſenen Anordnung anerkennen müſſen. Deutet alſo die Zeichenordnung des Futharc auf die eines bekannten anderen Alphabetes hin, ſo wird man ſchließen dürfen, daß letzteres die Quelle der erſteren geweſen ſei. Ich ſetze alſo den Hebel dort an, wo ihn noch niemand angeſetzt hat, bei der *Reihenfolge der Zeichen*. Dieſe iſt immer wichtig. Wenn man eine fremde Schrift erlernt, beginnt man mit dem ABC, dem Anban, oder wie ſonſt noch die Zeichenordnung heißen mag.

In aller Welt gibt es einen an den Buchſtaben haftenden Aberglauben, wie man ſich aus *T. Canaan*, Aberglaube und Volksmedizin im Lande der Bibel. Hamburg, 1914. S. 110 ff und aus *Dornſeiffs* Schrift in der Sammlung Stoicheia überzeugen kann. Es ſind auch dieſem Zwecke dienende Inſtrumente, wie Amulette bekannt. So will ich nun den Verſuch machen, das mantiſche Gerät, das urſprünglich der Stabweiſung gedient haben mag, und auf das der Futharc zurückgehen dürfte, wiederherzuſtellen. Aus den verſchiedenen Ableſungsarten, die es geſtattet, müſſen die beiden Reihen von Zeichen verſtanden werden können.

Das m. E. häufigſte Gerät iſt das der „aſtrologiſchen Quadrate" (vgl. Oriental. Arch. III S. 157 Abb. 4, — *Bork*, Neue Tierkreiſe, Abb. 1, 3, 6). Wenn wie bei den Runen die Zahl der Zeichen durch 4 teilbar iſt, ſo bringt man das vorausgeſetzte Uralphabet auf dem Umfange eines Kreiſes an und verbindet je 4 Zeichen zu einem Quadrate. So erhält man 6 Quadrate. Verfolgt man die Zeichen, indem man dem Umfange des Kreiſes entlang geht, ſo erhält man *eine Reihe*; geht man dagegen den Seiten der Quadrate nach, ſo erzielt man andere Möglichkeiten. Da die Zeichen des Futharc auf die lateiniſchen zurückgehen, ſo kommt nur das lateiniſche Alphabet als Grundlage in Betracht. Man teile zunächſt die vorhandenen Runen nach der Reihenfolge des lateiniſchen Alphabetes in Gruppen ein:

a, b, c, d;
e, f, g, h;
i, l, m, n;
o, p, r, s;
t, u, w, eu;
ng, th, j, R.

Ordnet man nun die 24 Runenzeichen auf dem Umfange eines Kreiſes an, (vgl. Abb.), und zeichnet man die Quadrate ein, ſo ſind die vermuteten *Spuren einer beſonderen Anordnung* nicht zu verkennen

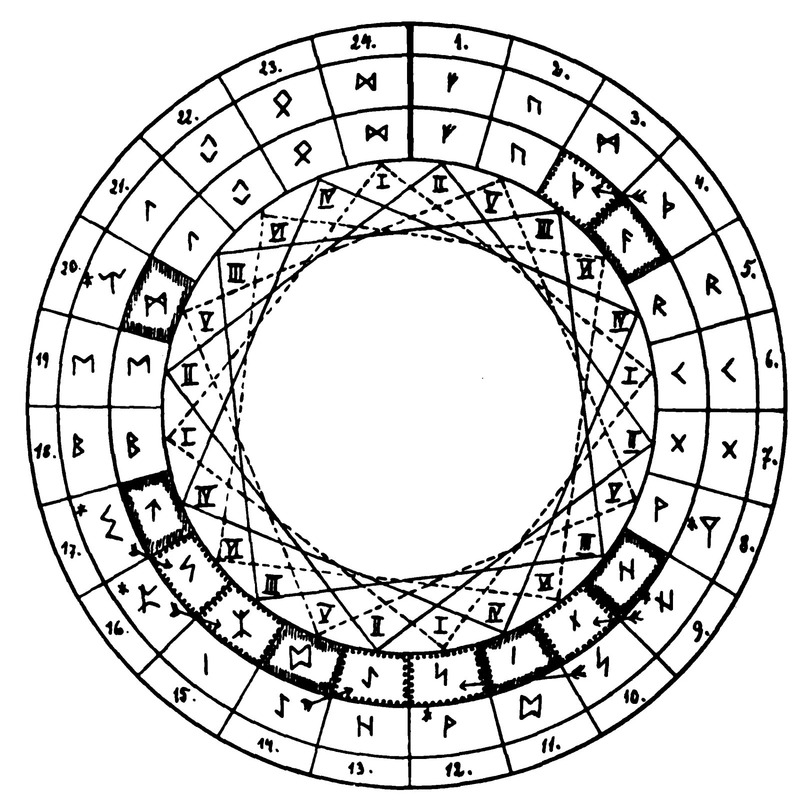


Abb. Die Ziffern des äußeren Ringes gehören zu der Reihenfolge des Futharc im inneren Ringe. Der mittlere Ring bietet die erſchloſſene Urreihe der Zeichen f, u, m, th, r, c, g, v, n, j, p, a, h, eu, i, R, s, b, e, t, l, ng, o, d. Sternchen neben Zeichen der Urreihe geben erſchloſſene Urformen an. Die ſchraffierte Umrandung im inneren Ringe zeigt, welche Zeichen ſprungweiſe an die betreffende Stelle gelangt ſind, während die punktierte Umrandung erkennen läßt, welche Zeichen durch ſeitliche Verſchiebung (Pfeile beachten!) dorthin gekommen ſind. Der innere Kreis birgt das Syſtem der aſtrologiſchen Quadrate.

Von der erſten Gruppe a, b, c, d, ſind b, d, c im Quadrate I der Abb. vorhanden. Daß a nicht da iſt, wo es ſein ſollte, iſt verſtändlich, da es in die Ähnlichkeitsgruppe th, a, r geraten iſt. Wenn weiterhin die Reihenfolge von d und c vertauſcht erſcheint, ſo wird ſpäter eine Erklärung dafür folgen.

In der zweiten Gruppe (Quadrat II) ſtehen e, f, g in richtiger Folge. Das dazu gehörende h iſt, wie oben bemerkt, der Ähnlichkeit wegen vor n nach Nr. 9 getan worden.

Von der vierten Gruppe (Quadrat IV) ſtehen nur noch o und r hinter einander. P, das urſprünglich Nr. 11 innegehabt haben müßte, wo jetzt i ſteht, iſt nach Nr. 14 gerückt worden, weil es zu der von mir erſchloſſenen Urform des R ſtimmte. Daß der Bildner der Runenreihe auch hier keinen „Fehler" begangen hat, und daß die von ihm gewählte Folge o, r, p, s beſonderen Erwägungen ihr Daſein verdankt, davon ſpäter.

Von der fünften Gruppe (Quadrat V) sind nur u und w an erwarteter Stelle. T mußte der Ähnlichkeit wegen zu e gestelltem m weichen. Die Weiterbeförderung des frei werdenden t nach Nr. 17 mag darauf zurückgeführt werden, daß die Urrunen t und s, wie oben angeführt, einander ähnlich waren.

Diese Umstellung muß die Zeichen s, r, p, eu um je eine Ziffer zurückgedrängt haben. Vorher aber schon waren i und p (Nr. 15 und Nr. 11) mit einander vertauscht worden.

Von der sechsten Gruppe (Quadrat VI) scheint nur ng richtig zu stehen. Das eingeschobene t verdrängte, wie erwähnt, R von Nr. 16 nach 15. Ferner wurde durch die Umstellung des h und des i, das man seiner Bedeutung und seiner Gestalt nach an j heranbrachte, j von Nr. 10 nach Nr. 12 geschafft. Die Umstellung des a endlich drängte th von N. 4 nach 3.

Die dritte Gruppe (Quadrat III) hat nur l an seinem Orte. N wurde von h von Nr. 9 nach 10 verschoben. M, das sprungweise zu dem ähnlichen e von Nr. 3 nach 20 befördert wurde, wurde durch das verdrängte th ersetzt; und i, das durch Tausch mit p von Nr. 15 nach Nr. 11 aufrückte, erhielt R als Nachfolger auf Nr. 15 in Folge des Eindringens von t in Nr. 17.

Nach dem Voranstehenden dürfte die Reihenfolge des Futharc auf die des lateinischen Alphabets zurückgehen. Die jetzige Reihenfolge hat sich durch die sprungweise Versetzung der Runen a, h, i, p, t, m und durch die dadurch bedingte seitliche Verschiebung von th, n, s, j, eu, R, s gebildet. All diese Veränderungen gehen aus dem Bestreben hervor, die ähnlichen Zeichen neben einander zu stellen.

Es soll jetzt versucht werden, die Entstehungsgeschichte der Reihenfolge aufzudecken. Sie beginnt mit den sechs Vierergruppen a, b, c, d — e, f, g, h — i, l, m, n — o, p, r, s — t, u, v, w — ng, th, j, R. Der Runenbildner übertrug diese Reihe auf die sechs astrologischen Quadrate. Anscheinend er selber nahm dabei die ersten Umstellungen vor, die von c und d, und die von r und p. Diese nämlich sind nur Umstellungen innerhalb der Gruppe und unterscheiden sich dadurch wesentlich von den weiteren, indem sie die Gruppe als mantische Einheit zu erhalten suchen. In ähnlicher Weise haben die Astrologen die 12 Tierkreiszeichen im Kreise angeordnet und je drei zu einem Dreieck zusammengefügt, die den Elementen zugeordnet wurden. So bilden Widder, Schütze, Löwe das Feuerdreieck, Stier, Steinbock, Jungfrau das Erddreieck, Zwillinge, Wassermann, Wage das Luftdreieck und Krebs, Fische, Skorpion das Wasserdreieck.

Alle übrigen Umstellungen, die rücksichtslos in den Bestand der Quadrate eingriffen, dürften einer späteren Zeit angehören, da sie jede Rücksicht auf den ursprünglichen Zweck der Quadrate vermissen lassen.

Wenn wir die ersten Umstellungen nicht berücksichtigen, sind 12 Zeichen, die Hälfte des Futharc, an richtiger Stelle. Das ist durchaus nicht wenig. Umstellungen innerhalb eines Alphabets aus Gründen der Ähnlichkeit und anderen sind auch sonst in der Schriftgeschichte belegt. Das bekannteste Beispiel ist die arabische Schrift. Die ursprüngliche Reihenfolge ist noch an den Zahlenwerten der Zeichen zu erkennen, Eine Reihe von Zeichen wurde der Ähnlichkeit wegen umgestellt und w, h, j traten als „schwache“ Laute ans Ende der Reihe. Das Ergebnis ist, daß nur noch die ersten zwei

Buchstaben Alif und Ba an der richtigen Stelle stehen. Ein Vergleich mit dem arabischen Alphabete zeigt also, daß der von mir unternommene Versuch, die Runen an das lateinische Alphabet anzuschließen, durchaus möglich und wahrscheinlich ist.

Die Bildung des Futharc, wie ich sie zu begründen versucht habe, geht auf ein astrologischen Zwecken dienendes Instrument zurück. Es ist also ein Zeuge für das Eindringen schumerischer Gedankenreihen. Den Vorgang denke ich mir so: Ein Germane lernte die südlichen Alphabete kennen und übertrug das lateinische auf Grund ihm bekannter astrologischer Vorstellungen auf ein Gerät. Dieses wurde später auf Grund der Ähnlichkeitsgesetze rücksichtslos umgearbeitet, sodaß die zuletzt allgemein übliche Reihenfolge entstand. Jedenfalls geht aus der Verwickeltheit der Vorgänge hervor, daß die Entlehnung des lateinischen Alphabetes kein Ereignis sein kann, das sich an den Grenzen des Römerreichs abgespielt haben kann, sondern nur tief im Innern des Germanenlandes. Sie kann nur das Werk eines einzigen sein.

Hier mag noch die Frage nach der Zeit der Entlehnung beantwortet werden, die doch für die Gesamtauffassung nicht unwichtig ist. Zwei Grenzdaten sind vorhanden: 1. Der Buchstabe G wurde erst im Jahre 231 v. Chr. in das römische Alphabet an siebenter Stelle eingefügt (Ginzel, Handb. d. math. u. techn. Chronologie. II S. 177). An gleicher Stelle erscheint er in der erschlossenen Vorlage des Futharc; mithin ist eine Entlehnung vor 200 v. Chr. unmöglich. 2. Die Erwähnung der Zeichen (notae) bei Takitus schließt, wenn damit die Runen gemeint sind, die Entlehnung nach 100 n. Chr. aus. Innerhalb dieser 300 Jahre kommen folgende Gelegenheiten zu kulturellem Austausche in Frage: 1. die Zeit während und nach dem Kriege mit den Kimbern und Teutonen (113—101 v. Chr.); 2. die mit Kaesar anhebende kriegerische Berührung zwischen den Germanen und den Römern (58 v. Chr. Ariovist. — 12 v. Chr. bis 5 n. Chr. Drusus und Tiberius. — 9 n. Chr. Varusschlacht. — 14 bis 16 n. Chr. Germanicus). In das Jahr 58 v. Chr. fällt die Nachricht Kaesars (Bellum Gallicum I, 50), daß germanische Familienmütter durch Lose (sortibus) und Weissagungen (vaticinationibus) vor einem Kampfe vor Neumond gewarnt hätten. Der Ausdruck „Lose“ ist leider zu allgemein und ergibt nichts. Wichtig aber dürfte sein, daß hier Frauen weissagen, während das Werfen der Losstäbchen bei Takitus von den Hausvätern und den Priestern geübt wird. Es wäre nicht unmöglich, daß sich in der Vermännlichung des Brauches das Eindringen römischen Einflusses spiegelte. Ich will darauf keinen Schluß aufbauen, möchte aber mit meiner Meinung nicht zurückhalten, daß gerade während der Kämpfe der Römer und Germanen die Runen entlehnt sein müssen. Ein elsässischer Germane, der seit 58 v. Chr. unter römischer Herrschaft lebte, und der auch die griechischen Buchstaben kannte, die ja bei den Galliern in Gebrauch waren, mag den Futharc ersonnen und ihn seinen Vettern, die noch im fernen semnonischen Heimatlande wohnten, übermittelt haben. Doch wir wollen uns wieder dem Futharc zuwenden.

Mit Vorstehendem ist aber die Enträtselung des Futharc erst angebahnt worden. Der aufmerksame Leser wird manche Frage zu stellen haben, von denen ich einige im voraus beantworten möchte, so gut ich es kann.

1. Weshalb ſind die ſechs Gruppen zu je vier Zeichen nicht in der fortlaufenden Reihe I, II, III, IV, V, VI auf dem Inſtrumente angebracht worden? Weshalb gehen die Quadrate in der ſonderbaren Anordnung I, II, V, III, VI, IV weiter?

Die Frage iſt kaum zu beantworten, und meine Bemerkungen wollen nur einen vorläufigen Weg zeigen; ein anderer wird ſich weiter unten ergeben.

Gehen wir von den Urvierheiten aus und ordnen wir ſie in vertikaler Reihe an:

	I a, b, d, c
	II e, f, g, h
V t, u, w, eu	III i, l, m, n
VI ng, th, j, R	IV o, r, p, s

Eine ſolche Anordnung kann nur den Zweck gehabt haben, eine alte Drittelung I, II — III, IV — V, VI hervorzuheben. Wie es dann gekommen ſein mag, daß die horizontale Anordnung I, II — V, III — VI, IV durchgedrungen iſt, entzieht ſich der Beurteilung.

2. Weshalb gehen die Anfänge der Leſung in den Quadraten des erſchloſſenen Urinſtrumentes (Abb. mittlerer Ring) in ſo unregelmäßiger Anordnung weiter?

Quadrat I beginnt mit Nr.	12 (—*18*—24—6)	=	a	(—b—d—c)
„ II „ „ „	*19* (—1—7—13)	=	e	(—f—g—h)
„ V „ „ „	*20* (—2—8—14)	=	t	(—u—w—eu)
„ III „ „ „	15 (—*21*—3—9)	=	i	(—l—m—n)
„ VI „ „ „	*22* (—4—19—16)	=	ng	(—th—j—R)
„ IV „ „ „	*23* (—5—11—17)	=	o	(—r—p—s)

Die Anordnung iſt unregelmäßig. Aber ein Syſtem ſchimmert durch. Die uns richtig erſcheinenden Anfänge müßten ſein: 18—19—20—21—22—23. Es weichen Quadrat I und III in gleicher Weiſe davon ab, ſo daß der Unterſchied der Anfangsnummern von I und II und ebenſo der von III und VI genau 7 beträgt; 19—12 = 22—15 = 7. Ich ſtelle die Regelmäßigkeit der Unregelmäßigkeit feſt, ohne eine Erklärung geben zu können.

3. Wenn der Futharc ein mantiſches Gerät iſt, deſſen einzelne Vierheiten „mantiſche Einheiten" ſind, wie iſt es dann wohl möglich geweſen, daß in einer ſo freien, allen Gepflogenheiten widerſtreitenden Weiſe einzelne Zeichen aus einem Quadrate ins andere hinüberwechſeln konnten?

Es hatte ſich oben ergeben, daß die Umſtellungen von c und d ſowie von p und r Verſuche darſtellen, die mantiſchen Einheiten zu erhalten. Damals war der Futharc lediglich ein mantiſches Gerät. Als ſpäter die Runen eine Art von Volksſchrift geworden waren, hörte die Rückſicht auf die Mantik auf. Da die Schrift zu einem guten Teile des ihr urſprünglich anhaftenden Geheimnisvollen entkleidet war, konnte ſie zum Zwecke der Erlernung praktiſcher umgruppiert werden. Der Schüler ſah die ähnlichen Zeichen neben einander und konnte ſich um ſo leichter ihre Abweichungen einprägen. Die Mantik ſcheint, wie immer in aller Welt, zäher am Alten gehangen zu haben und anſcheinend ſogar noch die alten lateiniſchen Vierheiten weiter benutzt zu haben. Dieſe dürften ſich im Norden noch gehalten haben, als der Futharc längſt auf 16 Zeichen herabgemindert worden war.

Von einem ſolchen Nachleben der alten Runenmantik findet ſich ein ziemlich unbeachtet gebliebenes Zeugnis in den Strophen 5—20 des Sigrdrifumál.

Der metriſchen Form nach ſind dieſe Strophen verſchieden. Die Sonderung der einzelnen Beſtandteile wird aber erſchwert durch die Zuſätze des redigierenden Skalden. Immerhin laſſen ſich zwei ineinander gefügte Stücke erkennen. Aus je acht Halbzeilen beſtehen Str. 5, 15 (In den erſten Halbzeilen ſcheinen mir hinzugefügt , zu ſein *kuath* und *theim er stendr.* Ich glaube alſo leſen zu können *Á skildi ristnar fyr skínandi gothi),* 16, 17, 18 (doch ſcheint hier das eine oder andere Wort ſekundär zu ſein), 19 (Hier iſt die Zeile *unz riúfaz regin* wegzulaſſen). Dieſe ſechs Strophen bilden ein Ganzes. Ich gebe im Anſchluſſe an G e r i n g eine Überſetzung:

5. Ich bringe dir Bier, mit Ruhm gemiſcht Heilſprüche enthält's wirkſamen Zauber	du Baum des Kampfes, und Reckenſtärke; und helfende Stäbe, und Wonnerunen.
15. Auf dem Schilde geritzt auf Arwakrs Ohr auf dem Rad, das ſich dreht den Zähnen Sleipnirs,	vor der ſchimmernden Göttin, (1) und auf Alswids Huf, (2, 3) unter Rognirs Wagen, (4) den Pflöcken des Schlittens (5, 6)
16. Auf des Bären Tatze den Pfoten des Wolfs auf blutigen Schwingen, auf der Lausn (?) Hand,	und Bragis Zunge, (7, 8) und des Fiſchaars Schnabel, (9, 10) der Brücke Kopf, (11, 12) auf der Likn (?) Spur; (13, 14)
17. Auf Bernſtein (?) und auf Gold, in Wein und Bier (?), auf Gungnirs Spitze auf dem Nagel der Norne,	den Amuletten der Menſchen, (15, 16, 17) auf des Wirtes Hochſitz, (18, 19, 20) und Granis Bruſt, (21, 22) der Nachteule Schnabel (23, 24).
18. Abgeſchabt waren alle und vermiſcht mit dem Mete des Heils ſie ſind bei den Aſen, bei den weiſen Wanen auch,	die eingeſchnittnen und geſandt in die weite Welt; ſie ſind bei den Elben, und manche beim Menſchengeſchlecht.
19. Das ſind Buchenrunen brauchbare Bierrunen auch, falls du unverfälſcht ſie verwendeſt zu deinem Wohl:	und Bergerunen, Runen, an Zauberkraft reich, und unverdorben nütze, was du vernahmſt!

Von dieſem merkwürdigen Gedicht ſind Str. 15—17 in ihrer Wichtigkeit noch nicht erkannt worden. Sie geben andeutungsweiſe den Zuſammenhang der Runen mit Göttern und göttlichen Weſen an. Es ſind, wie die von mir in Klammern beigefügten Ziffern angeben, 24 Hinweiſe, die wir auch nicht im entfernteſten verſtehen können. Nur wenige Bemerkungen dazu mögen folgen:

1) Iſt der Schild Swalin, der vor der Sonnengöttin ſteht. — 4) Welcher Gott der Beſitzer des Wagens iſt, iſt unbekannt; gemeint iſt der e i n - rädrige Götterwagen. — 6) Sollte Ull gemeint ſein? — 7) Der Bär gilt im Norden als Thorrs Tier, und als er ſelber. — 9) Auf den Pfoten des Fenriswolfes. — 10) Zum Fiſchaar vergleiche Vóluspó 59. Iſt es Thiazi? — 11) Auf blutigen Schwingen; vielleicht denen des Adlers Hraeswelg (Leichenfreſſer). — 12) Doch wohl Heimdalls Brücke. — 18), 19) Wein und Bier ſind heilige Getränke. Von Wein lebt Odin allein. — 20) Des Wirtes Hochſitz iſt Hlidskjalf, Odins Thron. — 21) Gungnirs Spitze iſt Odins Lanzen-

spitze. — 22) Grani scheint ein Götterroß zu sein. — 24) Auf der Nachteule Schnabel (Hel?). —

Es werden also 24 Runenstandorte erwähnt. Mithin gehört zu jedem Gotte oder göttlichen Wesen **eine** Rune, da ja die Einwirkung jedes Gottes auf die Welt anders ist als die der anderen. Die 24 Runenstandorte belegen also die altgermanische Runenreihe, die im Norden längst durch die nordische von 16 Zeichen ersetzt worden war. Der Stoff des Liedes ist also älter als das in seine Zeit hinüber gerettete Erbgut. Da in diesen Runenstandorten eine Reihe von Göttern erwähnt werden, die zum Weltbilde der Germanen in Beziehung stehen,[1]) so wird man die **Runenstandorte am Himmel** suchen müssen; sie werden die germanischen **Mondhäuser** sein. Somit wären die Runen die „Himmelsschrift". Ich will nur daran erinnern, daß die Inder ihre Schrift die Dewanagiri, „die Götterschrift" nennen.

Diese Strophen zu acht Halbzeilen sind in Strophen von sechs Halbzeilen eingebettet und mit diesen notdürftig verkittet worden. Zwischen Str. 4 und 6, die zusammengehören, hat der redigierende Skald künstlich eine Lücke geschaffen. Die Einteilung der Runen in diesem Teile des Liedes ist eine andere. Es werden dort (Str. 19) 1) Buchrunen, 2) Schutzrunen, 3) Bierrunen und 4) treffliche Zauberrunen genannt, im ganzen vier Arten. Hier dagegen (Str. 6—13) sind es 1) Siegrunen, 2) Bierrunen, 3) Schutzrunen, 4) Brandungsrunen, 5) Astrunen, 6) Rederunen, 7) Denkrunen, im ganzen sieben Arten. Auch diese Gruppe von Strophen hat der Skald überarbeitet. Unversehrt scheinen mir nur Str. 6, 7 und 9 zu sein, vielleicht auch Nr. 8. Letztere Strophe ist zunächst verdächtig, weil sie eine zweite Bierrunenstrophe ist, während sonst auf jede Runenart nur eine Strophe kommt; allerdings handelt es sich in Str. 7 um Bierrunen gegen eine **Feindin**, in den folgenden dagegen um Bierrunen gegen einen **Feind**, wenn ich die Stelle recht verstehe. Und doch ist in Str. 8 gar nicht von Runen die Rede, sondern von einem Weihen des Bechers und von einem Hineinwerfen von Lauch. Es scheint so, als ob diese Strophe aus einem anderem Liede genommen und hier eingefügt worden ist. — Aus Str. 10 scheide ich aus *ef thú uilt borgit hafa* und *á stafni skal rísta ok á stjórnarblathi;* — aus Str. 11 *austr* — aus Str. 12 *allar* sowie den Schluß *á thuí thingi . . . dóma fara.* — Von Str. 13 setze ich alles von *thær of réth* ab nebst Str. 14 auf Rechnung des letzten Redaktors, der es wie auch Str. 8 anderswoher genommen haben mag. Es folge eine Übersetzung im Anschluß an die **Gerings**:

6. **Siegrunen** lerne, willst du den Sieg erlangen,
ritze sie auf des Hiebers Heft,
in die Blutrinne auch und die blanke Spitze;
wenn du's tust, sprich zweimal *Tyr*.

7. **Bierrunen** lerne daß dein blindes Vertrauen
nicht täusche des Fremden Frau;
ritz' sie ins Horn und den Rücken der Hand
und bezeichne den Nagel mit *nauth*.

[1]) Vgl. mein kommendes Buch „Die Geschichte des Weltbildes".

8. Den Becher segne, zu bannen das Unheil,
wirf in den Labetrunk Lauch;
dann fürchte ich nicht, daß gefährliche Dinge
ein Feind in den Met dir mischt.

9. Schutzrunen lerne, wenn du schwangere Frauen
von der Leibesfrucht lösen willst:
auf Hände und Gliedbinden male die Heilzeichen
und den Beistand der Disen erbitt!

10. Ritze Brandungsrunen den Segelrossen auf See ein,
den Rudern brenne die Runen ein;
mag schäumen die Brandung, schwarz dräun die Woge,
du kommst gesund von der See.

11. Astrunen lerne willst Arzt du werden,
und wissen, wie Wunden man heilt:
in die Borke schneid sie dem Baume des Waldes,
der die Äste neigt.

12. Lern' Rederunen, daß ein rasches Wort nicht
der Gegner vergelte mit Blut;
die werden verflochten und fest verwoben
und zusammengesetzt.

13. Denkrunen lern', wenn die Degen alle
du durch Witz überwinden willst;
. . . .
. . . .

Nachdem so der Text einigermaßen gesäubert worden ist, prüfen wir die letzten Halbzeilen der Strophen:

6. *(Sigrúnar)*:	*ok nefna tysvar* Tý.
7. *(Ölrúnar)*:	*ok merkia á nagli nauth.*
8. („):	*meinblandinn miöthr.*
9. *(Biargrúnar)*:	*ok bithia thá dísir duga.*
10. *(Brimrúnar)*:	*thó kømztu heill af hafi.*
11. *(Limrúnar)*:	*theim er luta [austr.] limar.*
12. *(Málrúnar)*:	*thær um setr [allar] saman.*
13. *(Hugrúnar)*:	. . . .

Diese Halbstrophen haben die gleiche Bauart, zwei endständige Stäbe. Die Stäbe, die mit dem Konsonanten *t, n, d, h, s, ?* gebildet werden, sind eine Reihe, die mit den oben erwähnten sechs Urreihen zu vier Buchstaben etwas zu tun hat. Aus jeder Viertheit ist ein Stab entnommen worden, und zwar einmal der erste, einmal der dritte und dreimal der letzte Buchstabe. Diese sind aber nicht in beliebiger Reihenfolge angeordnet, sondern lassen ein System erkennen:

t gehört zur Reihe V,
n „ „ „ III,
d „ „ „ I; also zunächst die unpaarigen Reihen aufsteigend,
dann die paarigen absteigend:
h gehört zur Reihe II,
s „ „ „ IV. Mithin dürfte
? „ „ VI gehören.

Die vorhin behandelte Anordnung der Vierheiten des Futharc, I, II, V, III, VI, IV, ist zwar verwandt mit diesem klaren System, insofern I und II einerseits und V und III andrerseits neben einander stehen; im ganzen aber ist doch die Gruppierung des Futharc etwas recht Willkürliches.

Daß in den obigen Endhalbzeilen der Strophen wirklich die Runen gemeint ſind, wird nahe gelegt durch Str. 6 und 7, wo die Runen *Tyr* und *Nauth* ausdrücklich erwähnt werden. Die Tatſache aber, daß in dieſer Reihe von Stäben *d* auftritt, ein Buchſtabe, der im nordiſchen Futharc längſt nicht mehr vertreten iſt, zeigt wiederum, daß auch hier ein Stoff vorliegt, der um Jahrhunderte älter iſt als die Edda; denn dieſer Stoff deutet die Reihe der 24 Runen an.

Nun gehören aber zu den vermutlich ſechs alten Runenarten noch zwei andere, eine zweite Bierrunenart und die Aſtrunen. Die davon handelnden Strophen ſind ſymmetriſch eingefügt worden, ſo daß die ſechs alten Strophen in drei Gruppen zu zwei Strophen zerlegt werden. Die neuen Strophen ſtehen alſo an dritter und ſechſter Stelle. So iſt eine kunſtvolle Reihe von 2 + *1* + 2 + *1* + 2 Strophen gebildet worden.

Man wird nun die Frage ſtellen mögen, weshalb eine Runenart unbezeichnet geblieben iſt, und weshalb es gerade ſieben Runenarten geben ſoll. Wieder muß daran erinnert werden, daß dieſe Strophen von allerlei Aberglauben handeln, und daß die Träger ſolches Aberglaubens die Planeten ſind. Die ſieben Runenarten ſetzen die Herrſchaft der Woche von ſieben Tagen voraus, die vom Römerreiche aus nach Germanien vorgedrungen iſt. Der Siebentagewoche ging, ob auch in Germanien iſt ſchwer zu erweiſen, die Venuswoche von acht Tagen voraus. Am Anfange aber aller europäiſchen Chronologie hat, wie die Fülle der volkskundlichen Tatſachen erweiſt, die auf der Mondbeobachtung beruhende Woche von neun Tagen geſtanden. Mit dieſer hat dieſes Runenlied nichts zu tun; ſchwerlich auch etwas mit der Venuswoche. Es verdankt ſein Entſtehen allein dem durch römiſche Vermittlung nach Germanien gelangten altorientaliſchen Geſtirnaberglauben.

So zeigen ſogar noch ſo ſpäte Denkmäler, wie es die Lieder der Edda ſind, die Abhängigkeit der Schriftgeſchichte von der Geiſtesgeſchichte der altgermaniſchen Zeit.

Vom ewigen Buch

Rede gehalten im Auftrag der Stadt Würzburg am „Tag des Buchs" 22. März 1929.

Von Hildebrecht Hommel

Plus uno maneat perenne saeclo!
Catull.

Kühn mag es ſcheinen, ein Ding der Erſcheinungswelt, wie es das Buch iſt, am Maßſtab des Ewigen nicht nur zu werten, nein, ſelbſt den Charakter des Ewigen ihm zuzumeſſen. Aber erinnern wir uns daran, daß Goethe, deſſen Gedächtnis uns dieſen „Tag des Buchs" geſchenkt hat, „alles Vergängliche nur ein Gleichnis" genannt hat. In dieſem Sinne Gleichnis des Ewigen zu ſein, darf das Buch — obzwar vergänglich — auf doppelte Weiſe beanſpruchen. Und zwar zum erſten in äußerem Verſtande, indem das Buch als Ding, als Gefäß ſeines geiſtigen Inhalts, als ein Fläche und Körper eigenartig verbindendes[1]) Weſen uns Lebeweſen an Lebenskraft bedeutend

[1]) Dieſe Definition des Buches nach K. Schottenloher „Das alte Buch" [2] 1921, S. 10.



überſteigt und ſo einen Zeiger aufrichtet zur Ewigkeit (gedacht als ins Unendliche verlängerte Zeit), indem das körperhafte Buch, deſſen Lebensdauer nicht ſiebzig, achtzig Jahre währt und unſrer Schätzung ſich entzieht, gleichſam eine Brücke bildet von Zeit zu Ewigkeit, eine Brücke, deren jenſeitiges Ende uns in der Ferne verſchwimmt.

Aber zum andern auch Gleichnis des Ewigen durch ſeinen Inhalt, der — ſofern er ſich über den Alltag erhebt und irgendwie um die ewigen Fragen ſich müht — auch den Leſer aus dem Alltag emporreißt, ihn Unſterbliches ahnen läßt und ſo auch — in noch viel tieferem Sinne — eine Brücke zum Ewigen ſchlägt.

Dem Buch in ſeiner nach Unvergänglichkeit ringenden Körperlichkeit ſei zuerſt unſere Beachtung geſchenkt. Wenn wir von ſeinem Lebensalter ſprechen, ſo iſt damit ſchon die in unſerm Zuſammenhang einzig fruchtbare Betrachtungsweiſe nahegelegt, nämlich: das Buch als Lebeweſen zu würdigen, als ein Abbild organiſchen Lebenswillens. Schon in ſeiner Struktur iſt es im allgemeinen darauf eingerichtet, ſich zu erhalten, zu dauern; um das zartere aber wertvollere Innenorgan, das Konvolut bedruckter Blätter — ſchon die Bezeichnung „Blatt" erinnert uns an lebendige Natur — iſt ſchützend und in ſinnvoller Feſtigkeit der Deckel gebreitet wie die Schale um den Kern; und dieſe Schale — der Einband — zum wenigſten dauert, auch wenn die Zeit wie bei der Frucht in der Schale die Aktualität und Süße des Inhalts veralten und vertrocknen läßt.

Erinnert uns ſo die Geſtaſt des Buchs an die reife lebendige Frucht, ſo ſei uns ſeine Geſchichte Symbol menſchlicher Entwicklung, die dem Ewigen ſich verknüpft glaubt. Die Bibel — ihr Name heißt nichts anderes als „Buch" — alſo das Buch der Bücher lehrt uns, daß Gott den Menſchen Adam in vollendeter Geſtalt auf dieſe Welt geſchaffen hat. So auch trat das, was wir heute gemeinhin Buch nennen, vor bald 500 Jahren plötzlich in Erſcheinung, das vollendete Werk ſeines Schöpfers Johann Gutenberg in Mainz. Seine 42-zeilige Bibel, der Stolz jeder Bibliothek, die ein Exemplar dieſes Meiſterwerks beſitzt, trat gleichſam als die erſte Kreatur ihrer Gattung und doch noch heute in ihrer Schönheit muſtergültig auf den Plan. Aber wie uns die Naturwiſſenſchaft im Gegenſatz oder in Ergänzung zum Bibelbericht die Menſchwerdung als ein letztes Glied in der Entwicklung langer Kette begreifen lehren will, ſo zeigt uns auch die nüchterne Hiſtorie die Entwicklungsſtufen auf, aus denen wir die Buchwerdung des 15. Jahrhunderts erkennen ſollen als die Vollendung eines Jahrtauſende alten Entwicklungsprozeſſes. Sie kündet uns vom Tontafelbuch der Babylonier, von der Papyrusrolle der Ägypter, die ſich die ganze alte Welt eroberte, von Holztafelbüchern und ſeidenen Schreibheften der alten Chineſen, von in Griechenland und Rom beliebten Wachstafeln, in die man mit dem Griffel ritzte und deren Doppelung zu kleinen Notizheften — codex genannt — die Urform unſeres Buches darſtellt; und wir hören von chineſiſchen Holztafeldrucken, von Verſuchen des gleichen Volkes mit beweglichen Lettern, von alten Holzſchnittbüchern unſeres Kulturkreiſes, den Blockbüchern, woran ſich endlich — nicht unorganiſch — Gutenbergs geniale Erfindung ſchloß, dem Buch die Verbreitung, das Wirkungsfeld und den Adel der Vollendung verleihend, der ihm bis heute geblieben iſt.

Goethe nimmt in ſolchem Zwieſpalt der Betrachtungsweiſe deutlich Stellung, indem ihm Gutenbergs Schöpfertat aller entwicklungsgeſchichtlichen Deutung zu ſpotten ſcheint; die Erfindung der Buchdruckerkunſt mit beweglichen Lettern wird ihm zum Faktum, das zwei Epochen voneinander ſcheidet: von ihr, ſo ſagt er, datiert „ein zweiter Teil der Welt- und Kunſtgeſchichte, welcher von dem erſten ganz verſchieden iſt; daher wir auch mit Folgerungen aus dem erſten auf den zweiten Teil nicht mehr auskommen“.[1]) Ob wir uns ſeinem Urteil anſchließen oder nicht, das Buch iſt ſo oder ſo ein Lebeweſen, das als Gattung wie als Individuum ſeine Geſchichte hat. Es hat ſich — das hat Goethe hundert Jahre vor Oswald Spengler fein erkannt — mit der grenzenloſen Steigerung der Vervielfältigungsmöglichkeit durch Gutenbergs Erfindung dem Unendlichen um ein Bedeutendes genähert, darin ein rechter Spiegel unſrer fauſtiſchen Kultur.

In ihren vielfältigen Dienſt hat ſich gerade auch das Buch als differenziertes Individuum geſtellt. Das Buch als Freund ſucht ſich Gleichgeſinnte, Weſensverwandte zu vertrautem Umgang aus und findet ſie gleichwie ein Menſch. Je nach ſeinem „Charakter“ als ‚ſchönes‘ Buch, als ‚wertvolles‘ Buch, als ‚altes‘, als ‚gutes‘ Buch findet es andere Liebhaber. Der eine ſchaut aufs Titelblatt als aufs Geſicht des Freundes, den andern reizt der hübſche Einband, das geputzte Kleid, der Goldſchnitt, das gepflegte Äußere, ein andrer gar geht — ſeinen Bücherſchrank zu füllen, ſeine Freundeszahl zu mehren — nach Volumen und Gewicht; der wahre Kenner ſieht, ohne das Äußere außer Acht zu laſſen, mehr auf den Inhalt, auf das Herz des Buchs; auch der Empfehlungsbrief, die Widmungsſchrift, mit der ein Buch ſich bei uns einſtellt, nimmt Einfluß auf den Empfang und die Wertſchätzung, die wir ihm angedeihen laſſen.

Selbſt zu Familien ſchließen ſich verwandte Bücher gern zuſammen: das Reclam-Heft, das Inſel-Büchlein ſind Glieder ſolcher Sippen; mit der „Neuen Folge“ beginnt eine neue Generation am alten Stamm; in der „neuen verbeſſerten“ Auflage ſieht ſich das Buch verjüngt gleichwie in ſeinem Kinde. Die erſte oft vor harten Exiſtenzkampf geſtellte Auflage wiederum iſt das Kind des Autors, es zehrt von dem, was ihm der Vater mitgab auf den Lebensweg; auch ſchon rein äußerlich hat es allerhand Entwicklungsſtadien, oft Sturm und Drang durchlaufen, bis es gefeilt und ausgereift vor den Leſer hintritt: in Paris kann man heute vielfach neben dem fertigen Buch ſeinen erſten Entwurf, ſein oft mit groben Korrekturen, Zutaten, Verweiſen, Kleckſen und Jugendſünden belaſtetes Manuſkript und ſein noch der letzten Glätten und Schliffe entbehrendes Schreibmaſchinenkonzept im Schaufenſter des Buchladens ſehen und um teures Geld erwerben. Von älteren Büchern ſind oft all dieſe Zeugniſſe ſeines Werdens dahin, manchmal auch nur ſie noch erhalten, ja ſogar das kommt vor, daß der Leib des Buches tot, ſein Grab verſchollen iſt und nur ſeine Seele in andre Form gegoſſen weiterlebt; ſo ſind uns die jüngſten Ausläufer der altgriechiſchen Komödie in keinem Exemplare mehr erhalten, und doch leben ſie in ihren Nachahmern, den römiſchen Dichtern Plautus und Terenz, noch heute.

[1]) Ausſpruch Goethes vom Juli 1820; ſ. bei J. C. Lobe, Aus dem Leben eines Muſikers, Leipzig, 1859.



Freilich, oft hat das noch ſo zäh nach Unſterblichkeit trachtende Eigenleben des Buches nicht einmal ſeinen Fortbeſtand in Bruchſtücken oder in anderer Form geſichert. Vieles aus dem Schrifttum der Alten iſt uns verloren, was wir gerne eintauſchen würden gegen andere, wertloſe Literatur, die uns der blinde Zufall erhielt. Daß aber auch gerade vom wertvollſten Büchergut aller Zeiten ſich unendlich vieles in unſere Tage herübergerettet hat, daran haben neben dem Selbſterhaltungstrieb des „ewigen" Buches, von dem wir ſprachen, und neben Abſchreibern in Klöſtern und andern Orten, neben eifrigen Leſern und Nachdruckern vor allem die mitgewirkt, die ſich das Buch-Bewahren zum Beruf geſetzt: die Bibliotheken. Daß ihre Rolle dabei nur eine dienende, helfende war und iſt, ja daß ſie ſelbſt gewiſſermaßen nur den vervielfachten und verſammelten Unſterblichkeitstrieb des einzelnen Buches in der Potenz verkörpern, das hat das andere Jubiläumskind dieſes Jahres, Leſſing, der ſelbſt Bibliothekar war, immer wieder betont. „Die meiſten Bibliotheken ſind entſtanden", ſo ſagt er, „nur wenige ſind angelegt worden".[1]) Leſſing deutet damit an, daß das Bedürfnis nach Bibliotheken ſeine Wurzel im allgemeinen geiſtigen Streben nach Bildung und Erkenntnis hat, das unvermerkt Bücher um ſich ſammelt und plötzlich inne wird, daß eine Bibliothek geworden iſt, die nun mehr und mehr weiten Kreiſen dient und dieſem Zweck zuliebe von nun an mit Bewußtſein und Syſtem das Buch ſichtet, ſammelt und bewahrt. Wenn ſie dabei in fürſorglicher Beicheidenheit auch manches Buch der Aufbewahrung wert hält, das den Zeitgenoſſen unwert ſcheint, dem des Tages Beachtung und Lob verſagt bleibt, ja das der Geiſt der Zeit verdammen möchte, wer will ſie darum tadeln? Hat doch der alte Oefele, einer der tüchtigſten bayriſchen Bibliothekare des 18. Jahrhunderts, ſeinen eigenen Büchern ſogar das halb reſignierte, halb zukunftsfrohe Wort als Exlibrisſpruch beigegeben: Honos erit huic quoque luto:[2]) Auch dieſer Dreck wird einſt zu Ehren kommen! Demut und Weitblick, die beiden Haupttugenden des Bibliothekars, liegen in dieſem Spruch beſchloſſen, der ſich immer wieder von neuem erfüllt. Denn wie manches Buch, das vor hundert Jahren beinahe unbeachtet blieb, erregt jetzt unſer lebhaftes Intereſſe oder iſt uns doch von hohem kulturgeſchichtlichem Wert, manches Buch wiederum, das unſerer Zeit vorauseilt und vergeblich auf Beachtung, Verſtändnis und Anerkennung wartet, wird in hundert Jahren ſeine Auferſtehung aus dem Schoß der Bibliotheken feiern und ſeine Leſer und Erforſcher finden — oder vielleicht gar erſt in 1000 und mehr Jahren? Wir wiſſen nicht, ob dann noch eine unſerer großen Bibliotheken exiſtiert; wir ſollen auch an die Möglichkeit denken, daß ſie in tauſend Jahren nicht mehr ſein werden, und uns deſſen tröſten, daß dann neue Bücher neue Bibliotheken zeugen werden. Und doch wird der rechte Buchbewahrer, der Bibliothekar, mit einer optimiſtiſchen Philoſophie des „Als ob" der Zukunft dienen, als hieße ſie Ewigkeit — und ſei es auch nur um des großen Gedankens der Ewigkeit willen, der auch ſeinen ſtauberfüllten, mit Alltagskram reichlich geſegneten Beruf erhebt und adelt. Dabei darf er, der mit ſeinem Sammeln und Bewahren von Büchern aller Zeiten und aller

[1]) G. E. Leſſing, Zur Geſchichte und Litteratur . . . I. Braunſchweig 1773, S. 3.

[2]) Nach Virgil Ecl. 2, 53, wo die Stelle etwas anders lautet und in ganz anderem Zuſammenhang erſcheint.

Länder Raum und Zeit gleichſam überwindet und in ſeine Magazine, Kataloge und Leſeſäle einfängt, freilich auch nicht der Gegenwart vergeſſen, der er ja in erſter Linie dient. Iſt die Bibliothek Bindeglied zwiſchen geſtern und heute ſowohl wie zwiſchen heute und morgen, ſo ſteht ganz von ſelbſt im Brennpunkt ihrer Tätigkeit das Heute, die Gegenwart. Ihr vermittelt ſie durch das alte Buch den Anſchluß an die gute Tradition vergangener Zeit, auf der die unſere ruht; ihr gibt ſie Stoff und Befruchtung zu neuem der Zukunft dienendem Schaffen und weiſt ſie durch ihren Dienſt an der Zukunft auf den Gedanken der Ewigkeit; umgekehrt empfängt die Bibliothek von der Gegenwart ihr friſches Blut, ihren Stoff, ihre Bücher von heute, die in ihren Magazinen und unter den Augen ihrer Leſer zur Vergangenheit werden und wieder künftiger Gegenwart dienen in ſtets ſich erneuerndem Kreislauf.

Hat uns bis hierher ſchon das Buch als greifbarer Gegenſtand ſich als ein Lebeweſen offenbart, das Anteil am Ewigen hat, ſo werden wir einen noch unmittelbareren Eindruck vom Myſterium des Buches gewinnen, wenn wir durch die papierne Hülle zu ſeinem Inhalt vorzudringen ſuchen. Der Weg dazu führt über die Diener der „ſchwarzen Kunſt“, die gedruckten Buchſtaben. Daß freilich das Weſen des Buchinhalts nicht erſchöpft iſt, wenn wir ihn als eine Summe gedruckter Lettern betrachten, verſteht ſich. Denken wir nur etwa daran, welche Fülle ewiger Geſtalten aus dem toten Notenbuch, dem gedruckten Muſikwerk, zu beſeligendem Leben erweckt werden kann, aus dieſen ſtummen Zeichen, die dem, der ſie nicht zu leſen und zu deuten verſteht, nichts weiter ſind als langweilige Hieroglyphen. Aber auch beim gewöhnlichen Buch ſind es doch immer die gleichen armen Buchſtaben, die uns einmal zum Guten begeiſtern und mit ſich fortreißen, das andre Mal uns erſchauern machen vor Abgründen des Böſen, einmal erheitern, dann wieder zu Tode langweilen, bald belehren, bald bilden, bald zu Tränen rühren, bald unſere Nerven beruhigen und uns zerſtreuen, das andre Mal uns in Wallung bringen und in leidenſchaftliche Aufregung verſetzen. Den nur nebenſächlichen Sinn und Wert des Buchſtabenwuſtes erkennen wir ſchon daran, daß wir uns ja beim Leſen, ſobald wir über das Buchſtabieren der ABC-Schule hinaus ſind, niemals eines Buchſtaben bewußt werden, ſondern anfangs Worte und bei geübterem Auge ganze Sätze als geiſtige Einheit in uns aufzunehmen pflegen, indem wir vielfach ihren Sinn behalten, ihre Wahrheit als geiſtige Bereicherung in uns bewahren und wirken laſſen, ohne uns über den Wortlaut, der uns alſo berührt hat, geſchweige denn über ſeine Buchſtaben noch Rechenſchaft geben zu können.

Kein Wunder alſo, wenn das Buch, das ſolche Wirkung ausübt, für unverbildete Geiſter etwas Dämoniſches an ſich hat. Für den Analphabeten zumal, der die Wirkung des ihm verſchloſſenen Buches etwa an der Weisheit ſeiner Prieſter ſtaunend empfindet und der es — um auch ſeinerſeits zu ſeiner magiſchen Kraft ein Verhältnis zu finden — bald als Heiligtum verehrt, bald als Zauber- und Beſchwörungsmittel oder als Orakel gebraucht, bald als etwas Unheimliches und Dämoniſches meidet, eine Einſtellung, die man noch heute auch bei uns — auf dem Lande — hier und dort antreffen kann. Damit in Zuſammenhang ſteht die myſtiſche Verehrung des geſchriebenen oder gar des gedruckten Wortes durch den einfachen Mann,

dem das schwarz auf weiß Gedruckte als Bürgschaft für die Wahrheit gilt: eine Auffassung, die je und je der unbestrittenen Autorität heiliger Bücher und neuerdings der ungeheuren Macht der Presse gewaltig Vorschub geleistet hat. Die Bibel als unbedingt verbindliche Offenbarung Gottes, als Gottes Wort, wird in dem „ewigen Buch“, bei dem man schwört, Sinnbild und Stellvertretung des Ewigen selbst. Und das Buch verleiht ja auch dem Menschen Unsterblichkeit, nicht nur in dem Sinne der Buch-Verkündigung des Nachruhms, den der römische Dichter Ovid in die Worte gefaßt hat:[1])

Kleider schlitzen, Steine brechen, Glanz entschwindet, Gold —
Ewig bleibt der Name dessen, dem ein Dichter hold.

Nein, die Ehrfurcht vor dem Geschriebenen, die einer hegt, ist ganz allein schon imstande, ihm auf mystische Weise ewigen Nachruhm zu sichern. Das hat Friedrich Rückert einmal anmutig aus einer arabischen Sage herausgesponnen:[2])

Mutalammes und Tarafa
Zwei berühmte Poeten,
Konnten sprechen und singen wohl
Schöne Lieder und Reden,
Schöne Lieder und Reden, die
Jetzt von ihnen noch bleiben,
Aber lesen konnten sie nicht,
Weder lesen noch schreiben.

Als die beiden wegen eines unbedachten Worts beim Könige in Ungnade fallen, sucht er sich ihrer zu entledigen, indem er tückisch jeden mit einem Brief, der des Boten Todesurteil enthält, an seinen Vogt sendet. Mutalammes faßt Mißtrauen gegen den Brief, den er nicht lesen kann, wirft ihn unterwegs in den Strom und läßt seinen Auftrag unausgeführt; Tarafa aber meint:

Lesen ist eine schöne Kunst,
Eine schöne das Schreiben,
Nicht die Wogen des Stroms hinab
Soll Geschriebenes treiben;
Zum Gedächtnis künftiger Zeit
Soll Geschriebenes bleiben!

So trägt er denn „zu Ehren der Schreibekunst“ gutgläubig seinen Uriasbrief ans Ziel, und — die mystische Ehrfurcht vor dem Geschriebenen kostet ihm — wie in anderem,tieferem Sinne manchem Großen nach ihm — sein Leben; aber o Wunder, die Schreibekunst belohnt ihm doch zugleich seine Ehrfurcht, in dem sie dafür sorgt, daß seine Lieder und Gedichte — und damit sein Dichterruhm — der Nachwelt erhalten bleiben, während sie sich an Mutalammes für die Mißachtung damit gerächt hat, daß sie fast gar nichts von seinen Werken aufschrieb, sondern beinahe alles der Vergessenheit anheimfallen ließ.

Und hat es nicht auch etwas Dämonisches an sich, wenn ein Buch — vor dem unerbittlichen Gericht der Zeit vielleicht nicht einmal hervorragend über

[1]) Am. I 10, 61 f. übers. v. Fr. Hofinger.
[2]) Poetische Werke IV 1868, S. 66 ff.

tausend andere — infolge eines geheimnisvollen Einvernehmens mit dem Zeitgeist oder als Antwort auf sein geheimes Sehnen, so möchte man annehmen — kaum daß es auf den Markt kommt, in Tausenden, ja in Hunderttausenden von Exemplaren in aller Hände ist, angefangen von Luthers 95 Thesen, deren Verbreiter nach des Autors Meinung die Engel gewesen sein müßten, bis herab zu jenem neuesten Weltkriegsbuch, von dem man zu Beginn unseres jungen Jahres noch nicht wußte und das sich im Nu das ganze deutsche Leserpublikum erobert hat — alles Geisteserzeugnisse, von denen Goethes Wort gilt: „ein Buch, das große Wirkung gehabt, kann eigentlich gar nicht mehr beurteilt werden".[1])

Wenn wir uns in tieferem Sinne in die Gründe der unvergänglichen Wertschätzung des Buches als solchen — nicht etwa irgend eines einzelnen Buches — zu versenken trachten, so machen wir die peinliche Entdeckung, daß es dazu einer Philosophie des Buches, besser einer Metaphysik des Buches bedürfte, die bis heute noch nicht existiert.[2]) Man hat zwar bereits in einem merkwürdigen Literaturerzeugnis des 14. Jahrhunderts, in dem lateinisch abgefaßten „Philobiblon" des englischen Bischofs und Staatsmannes Richard de Bury, eine Art Buch-Philosophie erkennen wollen, aber man hat dies Hohelied vom Buch, wie man den Titel „Philobiblon" frei übersetzen könnte, damit völlig mißdeutet. Bury, der als Gesandter in hochpolitischen Dingen weit in der Welt herumgekommen war, nennt darin im Hinblick auf die Buch- und Bildungsfeinde die Bücher unsere Lehrmeister, „vor denen die Armseligkeit menschlicher Unwissenheit ohne Beschämung sich bloßstellt, die ohne Zuchtruten und Ereifern uns unterweisen und stets uns Rede und Antwort stehen"; dabei spricht uns besonders an, daß auch Bury schon das Buch beseelt und als ein redendes und lehrendes Lebewesen einführt. An einer anderen Stelle seines „Philobiblon" aber rühmt er, daß ihm das Buch auch den Weg zur ewigen Seligkeit zeigt und ihm der Schlüssel zur Erkenntnis „aller Erzeugnisse des Neptunus, der Ceres, des Pluto" ist, das will sagen alles dessen, was im Meer, auf Erden und unter der Erde ist. Auch wenn wir das rhetorische Gewand dieser Worte abstreifen, so erkennen wir unschwer, daß auch für dies Kind seiner Zeit, an dem sein Zeitgenosse Petrarca besonders die angeborene Neugier nach dem Verborgenen hervorhebt,[3]) daß auch für Richard de Bury das Buch noch zu einem guten Teil Gegenstand magischer Verehrung ist: wenn wir so wollen ein „Stein der Weisen", der ihm alle Rätsel des Daseins löst, in alle Urgründe des Lebens hinabtaucht. Statt dessen hat man wiegesagt dem weltgewandten Kanzler, Finanzmann und Kirchenfürsten Englands, von dem sich sogar das Ausland in Bildungs- und Bibliotheksfragen beraten ließ und der das prak-

[1]) Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Fr. v. Müller ... Stuttg. 1870 u. ö., 11. 6. 1822.

[2]) Karl Wolfskehl hat in einer hübschen knappen ars amandi libros' („Bibliagogik", Zeitschr. f. Bücherfreunde 20 [1928] S. 41—43) ein gelegentliches Wort über „magische Bibliophilie" angekündigt, das in unserm Zusammenhang von Bedeutung werden kann.

[3]) Epist. de Rebus Fam. III 1 (Petrarca war mit ihm in Avignon am päpstlichen Hof bekannt geworden); vgl. Bury's eigenes Wort: „aus den Büchern sehe ich die Zukunft ... und betrachte in ihnen, wie in einem Spiegel der Ewigkeit, die Dinge, die sind, und die Dinge, die nicht sind". (Cap. 1 u. 15. Übers. v. Fz. Blei. Lpzg. 1911, S. 8 u. 82.)

tiſche Leben in ſeiner Buntheit und Fülle mit unmittelbarem ſicherem Blick erfaßte und zur Zufriedenheit ſeines Königs meiſterte, — ihm hat man untergeſchoben, er wolle mit einer Art Buchphiloſophie das letzte Weſen des Buches maßgeblich durchdringen oder gar eine Lebensphiloſophie vom Buche aus empfehlen, die auch in allen praktiſchen Fragen auf „lebensarme Bücherweisheit“[1]) als eine letzte Inſtanz zurückgriffe.

„Lebensarme Bücherweisheit“, mit dieſem Schlagwort hat man ſeit Rouſſeau's Zeit immer wieder das Buch verdächtigen und ſeines Wertes entkleiden wollen. „Zurück zur Natur“ war der Kampfruf, wobei wir doch nicht vergeſſen wollen, daß man gerade für das unmittelbare und jenſeits des Buches betätigte Sichverſenken in die Natur gern mit bildlichem Ausdruck vom „Leſen im Buch der Natur“ ſpricht. Wenn man damit einen unverſöhnlichen Gegenſatz von Natur und Geiſt, ja von Natur und Buch konſtruiert hat, einen Gegenſatz, der ſich aufhebt, ſofern man den Geiſt als Ordner der Natur, das Buch als organiſch gewachſenes Lebeweſen gelten läßt, ſo hört man auch von Zeit zu Zeit den Ruf, es könne nur eine Erlöſung, eine Befreiung von Feſſeln läſtiger Tradition bedeuten, wenn man alle Bücherhäuſer, alle Bibliotheken, niederbrennen würde. Was weiß der Freund, der Bewahrer des Buchs auf ſolche Angriffe zu erwidern?

Was die ſchiefe Auffaſſung von den Bibliotheken als Friedhöfen des Geiſtes anlangt, ſo laſſen wir wiederum Leſſing, den großen Bibliothekar, reden, der uns an Hand einer Erörterung über die Geſchichte der Bibliotheken zeigt, was ſie ſind und was ſie zu leiſten haben: „Nicht darauf kömmt es an, daß man die gleichgültigern Umſtände ihrer Entſtehung und ihrer allmäligen Vermehrung mit einer ängſtlichen Gewiſſenhaftigkeit her erzählet; . . . ſondern darauf, daß man zeigt, wozu es denn nun auch der Gelehrſamkeit und den Gelehrten — der Erkenntnis und den Menſchen, ſo fügen wir hinzu — genutzt habe, daß ſo viele Bücher mit ſo vielen Koſten hier zu Haufe gebracht worden. Das allein ſind die Thaten der Bibliothek: und ohne Thaten giebt es keine Geſchichte.“[2]) Wie ſeine Wolfenbütteler Bibliothek dieſer Aufgabe tatſächlich gerecht geworden iſt, dieſe lebendige „Geſchichte“ hat Leſſing ſelbſt an Beiſpielen in einer Reihe ſtattlicher Bände aufgezeigt, und noch beſſer hat es uns ſein ganzes unſterbliches Lebenswerk bewieſen, das gerade bei ihm zum guten Teil ohne die Anregung durch die ihm anvertraute Bibliothek nicht zu denken wäre.

Jener andere Vorwurf „lebensarmer Bücherweisheit“ aber trifft, ſo oft er erhoben wird, allemal den Leſer und nicht das Buch. Unſer Zeitgenoſſe Waldemar Bonſels geht ſoweit, ſogar dem ſchlechten Buch noch Lebenswerte zuzuerkennen, ſofern ihm nur ein guter Leſer beſchieden ſei. An dieſer überſpitzten Auffaſſung vom Buch als dem Spiegel des Leſers iſt etwas Wahres: Auch das beſte Buch bleibt tot, wenn nicht durch einen erzogenen Leſer ſeine Schätze in oft mühſamer aber lohnender Arbeit gehoben und in goldene Lebenswerte umgemünzt werden. Goethe, der uns ſchon im Fauſt warnend an das unerſchloſſene „Buch mit den ſieben Siegeln“ aus der Offenbarung des Johannes erinnert und der von ſich bekennt, daß er „im Durchſchnitt

[1]) Rich. Pietſchmann, Das Buch. Kultur der Gegenwart. I 1² 1912, S. 569.
[2]) Leſſing, a. a. O., S. 4.



wenigftens einen Oktavband täglich" lefe,[1]) der alfo ein eifriger Lefer war, er hat in feinem Alter das nachdenkliche Wort gefprochen: „Die guten Leute wiffen gar nicht, was es für Zeit und Mühe koftet, das Lefen zu lernen und von dem Gelefenen Nutzen zu haben; ich habe achtzig Jahre dazu gebraucht".[2]) Darum wird es gut fein, keine Zeit zu verfäumen, und fich daran zu machen, mit Goethe zu wetteifern und auch das Lefen zu lernen, ob es etwa einem von uns gelinge, fchon vor der Schwelle des Alters etwas von der Kunft zu erhafchen, einem guten Buche auf den Grund zu kommen. Der Lohn wird nicht ausbleiben, und je mehr wir in folcher Kunft fortfchreiten, defto eher werden wir auch im Stande fein, den Weizen von der Spreu zu fondern und die falfchen und zu Unrecht fich Ewigkeitswert anmaßenden Propheten zu erkennen, die es — wir wollen es nicht verfchweigen — auch unter den Büchern gibt: die Bücher, die, um ein Bibelwort zu gebrauchen, „im Munde füß wie Honig find, und fo man fie gegeffen hat, im Bauche grimmen".[3])

Das fei unfer Ziel: daß wir das ewige Buch und das Ewige im Buch erkennen lernen. Gelingt das dem Lefer von heute, dann wird er auch imstande fein, unbekümmert um das Urteil anderer das zeitgenöffifche gute Buch herauszufinden, ihm auf den Weg zu helfen unter die Menfchen und in die Zukunft und fo auch und gerade als Lefer in fchöpferifchem Sinne Buchbewahrer zu werden.

Auf diefem Wege mag uns Heutigen das Wort eines Großen aus dem Altertum als Wahrfpruch dienen, das Wort des Thukydides,[4]) der von feinem Werke vorausfagen konnte, was uns noch heute der Prüfftein eines guten Buches ist und bleiben mag:

Es foll kein Prunkftück fein für eine kurze Weile —
Bewähren foll es fich als ewiger Befitz!

Aus der theologifchen Literatur.

Berichtet von Dr. Rudolf Stöwefand.

Die „Ausgrabungen in Babylonien feit 1918", von denen der ftark daran beteiligte Oxforder Univerfitätsprofeffor Stephen Langdon (Der alte Orient, Bd. 26, Hinrichs 1928; nach dem Manufkript, das englifch gar nicht erfcheinen wird, überfetzt von dem Leipziger Univerfitätsprofeffor Franz H. Weißbach) berichtet, haben u. a. auch vieles zu Tage gefördert, was unfere Kenntniffe des alten Schreib- und Buchwefens wefentlich bereichert.

In fünf verfchiedenen Gegenden ift der Spaten angefetzt worden.

Eridu, wo noch 1918 fofort nach der britifchen Eroberung des Irak Hauptmann Campbell Thompsen auf Veranlaffung des Kriegsminifteriums, 1919 H. R. Hall grub, lieferte wenig; nicht ein Tontäfelchen kam zum Vorfchein.

Im Tell el-Obeid waren Halls Bemühungen 1918 etwas ergiebiger. Hier gab der Boden eine Anzahl Kunftgegenftände heraus, von denen uns ein

[1]) Unterhaltungen mit dem Kanzler Müller, 11. 1. 1830.
[2]) Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret . . . Weimar 1905, 25. 1. 1830.
[3]) Offenb. Joh. 10, 10.
[4]) I 22, 4.

roher Steinstatuentorso interessiert wegen seiner archaischen Schrift aus der Zeit um 3000 v. Chr.; das Namenschild besagt, daß ein gewisser Kur-lil von Uruk einen Tempel für die Göttin Damgalnun gebaut hat. (Damgalnun ist die Gemahlin Enkis, des Wassergottes von Eridu.) 1923/4 wurde unter der Leitung von C. L. Wooley die Ausgrabung von Tell el-Obeid vollendet.

Vorzügliches Material in jeder Beziehung fand man in Ur. Hier entdeckte Hall 1919 u. a. vier „feine" Tontäfelchen, Verkäufe des Priesteramts, aus den Regierungszeiten des Schamasch-schum-ukin und des Asurbanipal. 1922/3 konnte Wooley den ganzen heiligen Bezirk freilegen und mit Hilfe vieler beschrifteter Tonkegel die einzelnen Gebäude feststellen und zeitlich einordnen, darunter Egischschirgal, das „Haus des großen Lichtes", den Haupttempel des Mondgottes, in dessen Kammern sich Tontafeln, Tempelabrechnungen aus der Zeit Dungis, fanden; Türangelsteine und Tonkegel bezeugen Ausbesserungen. 1924 entdeckte man bei den Aufräumungsarbeiten zwischen Turm- und Nordecke des Temenos „beschriftete Tonkegel, reihenweise in die Wand gesteckt. Tonkegel dieser Art sind ein Hauptartikel in mesopotamischer Archäologie. Sie dienten nicht nur als Gründungsurkunden, die unter das Pflaster gelegt wurden, sondern auch als Wandschmuck." In einer Kammer des Tempels der Ningal, der Gattin des Mondgottes Sin, gab es auch Inschrifttäfelchen aus Kupfer, aus weißem und schwarzen Steatit. Das Brunnenhäuschen über dem Hofbrunnen enthielt in seinem oberen Gehäuse gestempelte Ziegel mit acht verschiedenen Texten, die sich auf Kapellen und Postamente von Statuen mehrerer Gottheiten beziehen, die in den Kapellen des Ningaltempels verehrt wurden. In den Kammern hinter dem Ningaltempel kam ein Täfelchen aus schwarzem Steatit zum Vorschein mit einer Inschrift Gudeas von Lagasch. Die wichtigste Entdeckung aber war das „schöne" Bauwerk Edublalmach, ein Tempel, der als Gerichtsstätte und Bibliothek und Lehranstalt gedeutet wird, da er „Haus des Wohltäters von Schreiben" und „Haus des heiligen Griffels" genannt wird. Hier wurden auch Schultexte und Backsteine gefunden, auf denen durch gerade Linien sechzig quadratische Felder (10×6) gebildet wurden, einem Schachbrett ähnlich, vermutlich für den Rechenunterricht bestimmt. An anderer Stelle wurde eine große Ausbeute von Tontäfelchen mit Geschäftsurkunden gemacht. 1925/6 wurde im Gräberhügel südlich vom Ningaltempel in einem Sarge ein Tontäfelchen neben der Leiche entdeckt, das die geschäftlichen Aufzeichnungen des Toten darstellt. Schließlich ist noch eine verstümmelte Dioritstatue Dungis zu erwähnen mit einer langen noch unveröffentlichten Inschrift und eine Dioritplatte Hammurapis mit einem Bericht über seine Kriege.

In Kisch wurde 1922 die Arbeit wieder aufgenommen, und zwar von Makay und Langdon selbst, der die Ergebnisse von 1922—24 in einem großen Werke Excavations at Kish (Paris 1924) bereits vorgelegt hat. 1923/4 fand man in dem großen Bauwerk des Tempels von Uhaimir Bruchstücke einer stattlichen Dioritstele Hammurapis mit sumerischer Inschrift. Als die wichtigste Entdeckung kam 1925 im Wohnviertel von West-Kisch neben einer Anzahl von Brief- und Kontrakttäfelchen der beinerne Schreibgriffel zum Vorschein, der das authentische Instrument zur Erzeugung der Keilschriftenzeichen im Ton ist, die — ich wieder-

hole — wichtigste Entdeckung auf dem Gebiete des Schreibwesens, da man bisher noch nirgends einen Stylus gefunden hatte und auf Rekonstruktionen angewiesen war. In einer Sonderstudie werde ich ausführlicher darüber berichten. Eine genau so wichtige Entdeckung ist, daß dort auch das bisher älteste Steintäfelchen mit sumerischer Bilderschrift zum Vorschein gekommen ist; auch darüber werde ich gesondert berichten. Endlich sei noch erwähnt, daß in dem Wohnviertel von Hügel W in vielen Zimmern der schlecht gebauten Häuser und Straßen Tontafeln gefunden wurden, besonders Zeichenlisten, Syllabare und Kontrakte.

Die wieder von Langdon selbst geleiteten Ausgrabungen in Dschemdet Nassr lieferten im Winter 1924/5 feine und vollständige Exemplare von bemalten Gefäßen und Tontafeln mit Bilderschrift, die vollkommensten „Ruinen der entlegensten Vergangenheit, die je in Mesopotamien gefunden worden sind". Die auf einer guten Anzahl der Bildschrifttäfelchen gedruckten Sigel zeigen Zeichnungen von tiergestaltigen Gefäßen, zumal in Entenform. Ein Band Langdons über diese Bilderschrifttäfelchen ist in Vorbereitung. —

Gleichfalls nach Babylonien führt der Bonner Professor Paul Kahle, der in der Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft 1928, Heft 2/3 über „Die hebräischen Bibelhandschriften aus Babylonien" handelt; Faksimiles von siebzig Handschriften sind beigegeben. Die jüdischen Hochschulen Babyloniens waren ja jahrhundertelang das Zentrum jüdischer Wissenschaft. Kahle hat im Laufe seiner Forschungen mehr als hundert babylonischer Bibelhandschriften kennen gelernt, die, ursprünglich aus der Rumpelkammer (Geniza) der Alt-Kairoer Synagoge stammend, heute in alle Welt verstreut sind, in die Bodleian library, in die Universitätsbibliothek Cambridge, in die Öffentliche Bibliothek zu Leningrad, in Privatsammlungen. Kahle hat bisher in seinem Buche „Masoreten des Ostens", Leipzig 1913, 16 Handschriften faksimiliert. „Mit den nunmehr im ganzen 86 Faksimiles von babylonischen Handschriften wird der wissenschaftlichen Welt ein einzigartiges pädagogisches Material vorgelegt, das über 1000 Jahre lang verschollen war und das durch die Genizafunde uns wieder neu geschenkt worden ist." Sie werden aus dem 7. und 9. Jahrhundert herrühren und geben einen Eindruck davon, wie in jener Zeit in Babylon der Bibeltext gelesen wurde. —

Die große französische Paläographenschule, die École des chartes, wendet zur Zeit ihr Interesse dem mittelalterlichen Buchwesen zu. Einer ihrer Schüler, Georges Lacombe, ein Amerikaner aus der Erzdiözese San Franzisko, ist dabei, Praepositini cancellarii Parisiensis (1206—10) opera omnia herauszugeben. Bisher liegt der Einleitungsband vor La vie et les œuvres de Prévostin. Praevostinus (auch Praepositivus geschrieben, „aber die Mehrzahl der Handschriften, alle Urkundenbücher und urkundlichen Belege bringen durchgehends Praepositinus") war ein Theologe aus der Wende des 13. Jahrhunderts, der von Thomas von Aquino wie von Albertus Magnus mit Ehren genannt worden ist. Die Edition seiner Werke liegt noch nicht vor, wohl aber die Biographie und die Vorführung der handschriftlichen Überlieferung. Erschienen ist der Band im Rahmen der Bibliothèque thomiste (XI. Le Saulchoir, Kain [Belgique] 1927).

An das Ende des Mittelalters bringt uns ein kurzer Auffatʒ von D. A. Freitag-Charlottenburg in den Theol. Stud. und Kritiken Jahrg. 1927/8, Heft 4 über „Die Zainerbibel als Quelle der Lutherbibel". Daß Luther die Zainerbibel bei feiner Überfetʒung gekannt und weithin benutʒt habe, hat zuerft Roethe (Akademierede 1922, Sitʒungsberichte S. 95; vgl. auch Schramm, Die deutfchen Bibeln der Inkunabelzeit) behauptet. Freitag teilt mit, daß ihm Holl gefprächsweife feine Überzeugung von der Richtigkeit der Thefe Roethes zum Ausdruck gebracht habe. Freitag unternahm daraufhin ausführliche Unterfuchungen, die in allen Punkten eine Beftätigung der Thefen der beiden nun fchon Toten erbracht haben. Er beabfichtigt diefe neuen Erkenntniffe in den Bibelbänden der Weimaraner Ausgabe zu veröffentlichen und die Gefamtunterfuchung gefondert vorzulegen. Hier teilt er nur das Ergebnis mit: „Den mittelalterlichen deutfchen Bibeltext hat Luther in dem Druck Zainers von 1475 und für die Wartburgpoftille in dem Zainerfchen Perikopenbuch von 1474 benutzt." An der Hand weniger aber befonders markanter Beifpiele beweift er das in Polemik gegen die Arbeiten von Hirfch über „Luthers deutfche Bibel"; diefe Arbeiten, die er nicht billigen kann, waren ihm der Anlaß, fchon jetʒt mit feinen Ergebniffen hervorzutreten. Ich erwähne eins diefer Beifpiele. In Lc. 2, 14 ift die Dreiteilung des Gloria Luthers „auffälligfter wiffenfchaftlicher Überfetʒungsfehler: herausgegeboren eben noch aus feinem Ich, dem Abfcheu feiner Seele vor der Todfeindin jeder echten Frömmigkeit, der menfchlichen bona voluntas — und damit an ihm, dem Erkämpfer des Glaubens, entfchuldbar, aber textlich nicht haltbar." Trefflich ift das Schlußwort: „Durch die Gefamtbeobachtung der Art, wie fich Luther der deutfchen Bibel des Mittelalters bedient, indem er doch allenthalben fogleich irgendwie über fie hinauswächft, wird feine Überfetʒung fich nur noch eindrucksvoller als das Meifterwerk der Dolmetfchung erweifen."

Vom Exlibris.

Der kleine Auffatʒ „Pfarrer und Graphiker" (Seite 129—132 unferes Archivs für Schreib- und Buchwefen) hat eine größere Anzahl Freunde des Exlibris auf den Plan gerufen, die um nähere Mitteilungen baten, einer davon bat fogar darum, unfer Archiv möchte doch immer von Zeit zu Zeit auf junge Kräfte aufmerkfam machen, die Exlibris entwerfen; das Exlibris gehöre doch fo fehr zum Buch, daß diefe Bitte keine ungehörige fei."

Es ift richtig: Buch und Exlibris gehören zufammen. Exlibris, die nicht als folche verwendet werden und nur als graphifche Blätter Sammelobjekt find, gehören freilich nicht hierher. Der Gebrauch des Exlibris ift bekanntlich alt, ja er geht zurück bis zu Amenophis III (vergleiche: Tafchenbuch für Exlibris-Sammler, 1. Jahrgang. Leipzig 1924. Wilhelm Goldmann-Verlag), in Deutfchland ift es durch Künftler von Ruf von der Handfchriften- und Inkunabelzeit her bis auf unfere Tage gepflegt worden. Für die Buchkunde find diefe Exlibris nach verfchiedenen Richtungen hin von Bedeutung geworden. Im Vordergrund wird in diefer Beziehung immer das


EX
LIBRIS
ARNOLD RINGLI.


EX
LIB
RIS
MDLII
VICT. SCHNELL
BVKO


EXLIBRIS
DR. JOSEPH BAUMANN
NO.


AD VSVM FR RVDOLPHI HENGGELER O.S.B. NOTARII APOSTOLICI
PAX

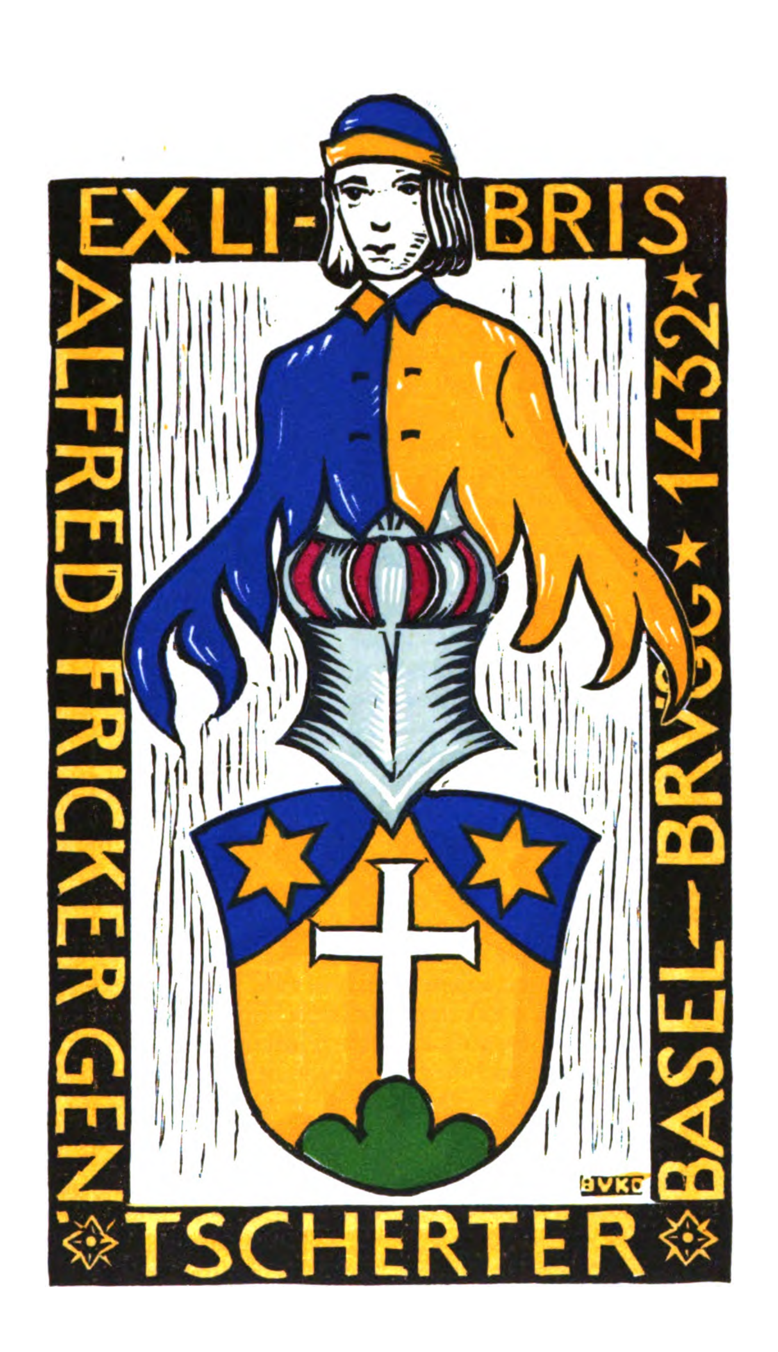
heraldische Exlibris bleiben. Diesem wollen wir gern in unſerem „Archiv“ von Zeit zu Zeit, soweit möglich, Raum gönnen.

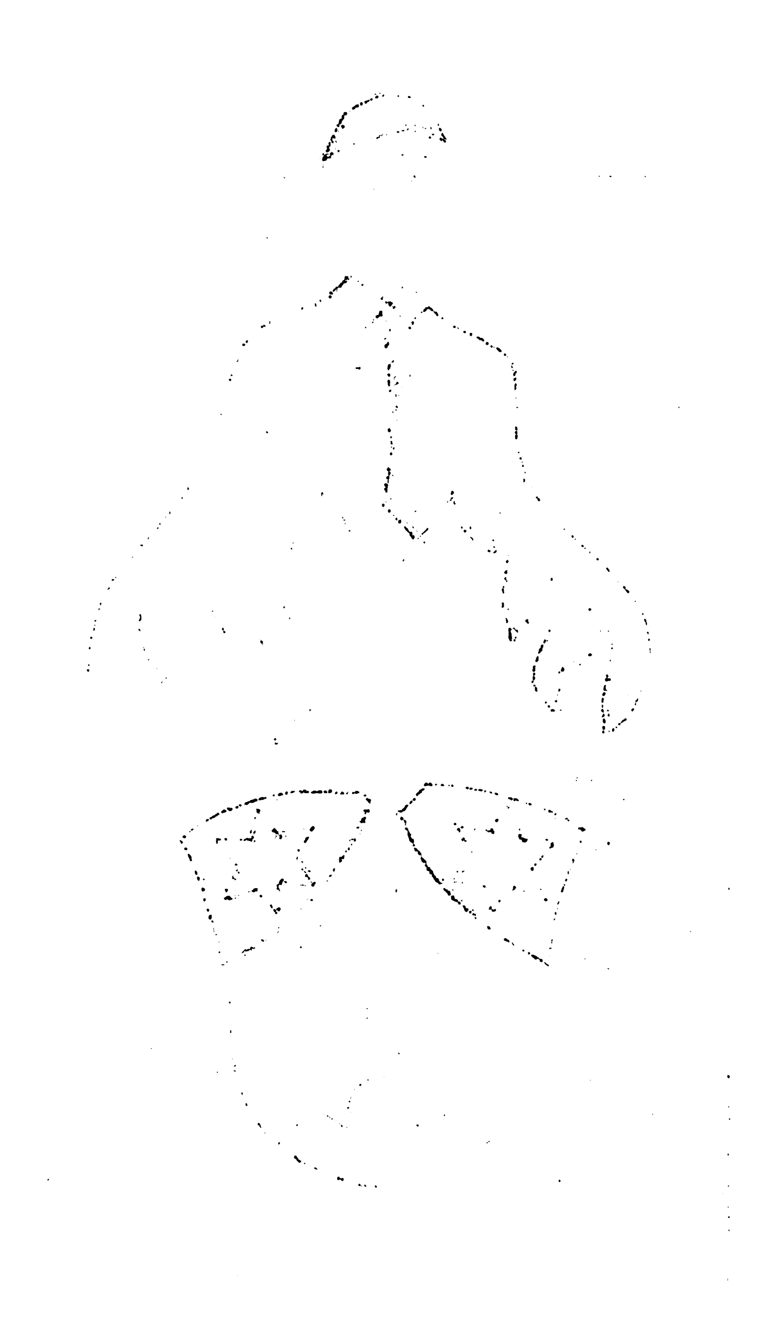
Otto Hupp hat das heraldiſche Exlibris beſonders gepflegt. Es liegt in der Linie ſeiner Lebensarbeit, — iſt er doch der Heraldiker unſerer Zeit —, daß er auch dem Exlibris zu Hilfe kam. Zahlreiche prachtvolle Stücke verdanken wir ihm. Daß nun die jüngere Generation dem heraldiſchen Exlibris ſich wieder zuwendet, iſt erfreulich; die Heraldik wird viel Nutzen davon haben. Heraldik ist in der Schweiz immer beſonders gepflegt worden; man vergleiche nur die Zeitſchrift: „Archives héraldiques suisses“, das Schweizer Archiv für Heraldik, das Organ der Société suisse d'héraldique, das mit dem Jahre 1928 bereits ſeinen 42. Band vollendet hat.

Mit raſchem Erfolg tritt ſeit kurzer Zeit der Schweizer Künſtler J. C. Buſer-Kobler in Baſel mit heraldiſchen Exlibris von ſeltener Schönheit auf den Plan. Der Erfolg iſt ein vollendeter. Der Künſtler nimmt es nicht leicht mit ſeiner Aufgabe, er iſt ſich der Anforderungen, die an heraldiſche Exlibris geſtellt werden, wohl bewußt.

Was an J. C. Buſer-Koblers Exlibris noch beſonders auffällt und anzieht, ſind auch die Farben, die er meiſterlich zu verwenden verſteht, was auch in der Wahl des Papiers jeweils zum Ausdruck kommt. Vor mir liegen rund 50 ſolcher heraldiſchen Blätter aus den Jahren 1923—1928, die alle das überraſchende Verſtändnis Buſer-Koblers für Heraldik verraten. Glücklich iſt zudem in vielen der Untergrund gewählt.

J. C. Buſer-Kobler iſt am 1. Januar 1884 geboren, alſo noch ein Mann in der Vollkraft, von dem wir hoffentlich noch manches Exlibris erwarten dürfen. Der Vater unſeres Künſtlers war keineswegs erfreut über die künſtleriſchen Neigungen des Sohnes. Er hätte am liebſten einen Mediziner aus ihm gemacht, und als Buſer-Kobler ſeinen Militärdienſt abſolvierte, ſollte er die Offizierskarriere einſchlagen. Er abſolvierte auch das Obligatorium, die Unteroffizierſchule uſw., aber auch dies ſagte ihm nicht zu. Er erzählte uns, daß er auf der „Suche“ nach einem Berufe zum Buchhändler kam und die Praxis des Buchhandels aufnahm, ſich in Baſel eine kleine Buchhandlung kaufte, die er ſeit 20 Jahren führt. „Sie ſollte mir den Lebensunterhalt bieten — vor dem Kriege tat ſie es — heute iſt der Kampf für Frau und Kind ſchwer. Meine volle Befriedigung finde ich im Buchhandel nicht, bin auch alles eher als ein Kaufmann. Schon als Kind und als Knabe zeichnete und malte ich gern, hatte aber nicht mehr Unterricht, als die Schule bot. Wohl beſuchte ich in ſpäteren Jahren noch die Gewerbeſchule in den Abendſtunden, aber es dauerte nicht allzu lange. Die konventionellen Arbeiten fanden nicht meinen Beifall.“ Wir ſetzen dieſe Mitteilungen im Wortlaut hierher. Sie zeigen uns wieder, wie aus dem Autodidakten eine Kraft heranreifen kann, die wir mehr und mehr ſchätzen lernen, die zu unterſtützen wir alle Veranlaſſung haben. So mögen auch dieſe wenigen Zeilen die vielen Freunde des Exlibris auf J. C. Buſer-Kobler hinweiſen, um ihm die Beachtung zu ſichern, die ihm zukommt.


EX LI-BRIS
ALFRED FRICKER GEN.
TSCHERTER
BASEL-BRVGG·1432
BVKC



Ein chineſiſches Schülerlexikon.

Im Jahre 1915 erſchien bei der Commercial Press in Schanghai ein hübſches handliches Wörterbuch für chineſiſche Schüler, das in 13 Jahren ſiebzig Auflagen erreichte. Dieſe bedeutſame Tatſache rechtfertigt eine beſondere Beſprechung; zugleich dürfte es dem gebildeten Nichtfachmann lieb ſein, einiges über chineſiſche Wörterbücher überhaupt zu erfahren.

Das umfangreiche Schrifttums Chinas mit ſeinen vielen Schriftzeichen brachte es mit ſich, daß ſchon früh Wörterbücher auftauchten, eins ſchon in der Zeit des Konfuzius, bis ihre Zahl Legion wurde. Man kann ſie einteilen nach der Anordnung der Zeichen in ihnen in enzyklopädiſche, graphiſche und phonetiſche. Zur erſten Art gehört das *Erh-ya,* das die Wörter in ſachlicher ſynonymiſcher Anordnung beſpricht und vielleicht von einem Schüler des Konfuzius ſtammt. Dahin gehören auch die großen Enzyklopädien und Sachwörterbücher aus all den Jahrhunderten bis zur Neuzeit. Phonetiſche Wörterbücher ſind ſolche, die die Wortzeichen nach Auslaut und Betonung ordnen; ſie erinnern an ein Reimlexikon. In Südchina iſt ein ſolches beliebt, das 1782 in Kanton unter dem Titel *Fen-yün-t'so-yao* erſchien. Es mag unter 116 Gruppen 8000 Zeichen haben. Als Beiſpiel dafür, wie es erklärt, diene das Folgende. Die erſte Lautgruppe iſt *sin.* Es ſtehen beiſammen 6 Zeichen, die alle gleicherweiſe *sin* lauten. Dann folgen 21 Untergruppen mit auch je 1 bis 12 Zeichen, die auf *sin* reimen: *tin, pin, kin* uſw., jedes Wort alſo mit mehreren gleichlautenden Schriftzeichen, die aber alle Verſchiedenes bedeuten. Die rechte Ausſprache erſieht der Chineſe an dem benachbarten ihm etwa ſchon bekannten Schriftzeichen; die Bedeutung iſt beiſpielsweiſe bei *sin* („vor") ſo erklärt: Vor, wie in Vor-nach; auch anfänglich; frühe.

Zahlreicher ſind die graphiſchen Lexika. Da das Chineſiſche kein Alphabet mit Lautbuchſtaben kennt, bedient man ſich zum Anordnen bezw. Auffinden der Wortbuchſtaben des Mittels, daß man dieſe Zeichen ſeziert, einen charakteriſtiſchen Strich oder einen Komplex von ſolchen als Zähler anſieht und einrangiert, und den Reſt der Striche zählt, und die Zeichen dann nach ihrer Strichzahl ordnet. Z. B.: einige chineſiſche Schriftzeichen haben in ſich einen wagerechten ſelbſtändigen Strich, der für ſich allein *Eins* bedeutet, was aber hierbei belanglos iſt. Nun werden alle ſolche Zeichen unter dieſem Hauptzeichen *Eins* regiſtriert. Man müßte alſo, um ein gewünſchtes Zeichen nachzuſchlagen, unter *Eins* nachſuchen. Damit man nicht zu lange zu ſuchen hat, ſtehen zuerſt die Zeichen, die außer jenem Strich noch einen Strich haben, dann die mit zweien uſw. Mit der Zeit geht das faſt ſo ſchnell wie beim Nachſchlagen nach unſerm Alphabet. — Das Wörterbuch der Han-Dynaſtie, *Shuo-wen,* aus dem zweiten nachchriſtlichen Jahrhundert, iſt in dieſer Art abgefaßt. Es erklärt etwa 10000 Zeichen, geordnet unter etwa 500 ſolcher Teilzeichen, die wir Klaſſenhäupter, Radikale oder Wurzelzeichen nennen. Eine uns vorliegende Ausgabe beſteht aus 6 Bändchen zu je etwa 75 Blättern. Wertvoll ſind darin die jedesmal vorgeſtellten alten Formen der betr. Schriftzeichen, die — anders als in der heutigen Schriftform — das urſprüngliche Bild des Gegenſtandes erkennen laſſen. Es folgen dann jedesmal

kurze Angaben über Aussprache, Begriffsentstehung und Bedeutung des Wortes.

Und nun *Kang-hi-tsu-tien,* das Wörterbuch der chinesischen Literaten? 200 Jahre ist es alt, mit dem Namen des großen Kaisers verbunden. Dies ist das Buch, das dem chinesischen Schrifttum das Prädikat der 44000 Wortbuchstaben gegeben und somit bei dem Uneingeweihten Staunen, skeptisches Lächeln oder Angst hervorgerufen hat. Doch Bangemachen gilt nicht? 10000 Buchstaben sind genug für den Gebrauch, ja mit 6500 kommt ein Lehrer aus; das Übrige sind Duplikate, Falsifikate, veraltete Formen. So stehen neben dem jetzigen Zeichen für Licht *(Kuang)* noch 4 andere, nicht mehr gebräuchliche. Die Anordnung ist ähnlich wie in *Shuo-wen.* Nur 214 Schriftzeichen dienen als „Klassenhäupter", welche Zahl jetzt die in China übliche ist. In 214 Gruppen sind also die Zeichen untergebracht, innerhalb dieser Gruppen nach Anzahl der übrigen Striche (es können 20 und mehr sein!) geordnet. Das Übrige, die Entstehung der Zeichen, das Bildhafte in ihnen, die sinnandeutenden und lautandeutenden Bestandteile, gehört, so interessant es sein mag, in die Lehre von der chinesischen Schrift.

Manche Wörterbücher nähern sich durch die Art ihrer Erklärungen dem Konversationslexikon, so, wenn ein „Lexikon der Doppelzeichen" (Wortverbindungen, Komposita) Realerklärungen gibt und nicht nur Schrift, Laut und Sprache erklärt. Es würde aber zu weit und vom Thema abführen, wollte man die großen Enzyklopädien bedeutender Kaiser (d. h. von ihnen veranlaßt) nennen und schildern. Sie sind durch ihren Umfang imposant, aber vom Standpunkt der Lexikographie nicht wesentlich auffallend.

Was fängt nun der Chinesisch lernende Schüler mit diesen Wörterbüchern an? In den Schulen der alten Art begann er sein Studium mit dem Philosophen Menzius, kurz nach Bewältigung der Anfangsfibeln. Das ist etwa so, wie wenn ein achtjähriger Deutscher mit den Merseburger Zaubersprüchen, oder ein kleiner Italiener mit Cornelius Nepos beginnen müßte. Erklärt wird ihm fast nichts; er muß auswendig lernen, was er nicht versteht, und man überläßt es ihm, mit der Zeit hinter den Sinn des Textes zu kommen. In späteren Jahren macht ihn der Lehrer mit dem Gebrauch des Lexikons bekannt, so daß er auch lesen lernt, was ihm noch nicht vorgelesen wurde, mag es auch unbekannte Vokabeln, neue Schriftzeichen enthalten. Aber da nun ist der dicke (richtiger: bändereiche) *Kanghi* kein rechter Schulfreund. Der schwere hohe Stil, das Fehlen der Interpunktion, die erdrückende Fülle der Zitate und umränderten Quellennachweise lassen ihn vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen. Hier setzt nun die Schülerfürsorge ein. 1887 erschien ein vierbändiges Werk zur Erklärung der Zeichen in den Klassikern, ein brauchbares Buch für den Schüler. 6400 Zeichen werden erklärt, d. h. alle, die in den klassischen und halbkanonischen Schriften vorkommen. Die Anordnung ist denkbar einfach. Auf jeder Seite sind 9 Zeichen, hübsch übersichtlich aufgereiht, erklärt, und zwar in der Reihenfolge, wie sie im Texte vorkommen. Zuerst kommt „Die große Lehre", eins der „vier Bücher". Das gleicht genau den uns bekannten Schülerpräparationen. Ein Beispiel möge veranschaulichen, wie nicht nur sprachliche, sondern auch begriffliche Erklärungen gegeben werden. Das Schriftzeichen *yen* „Mensch" ist großgedruckt. Die

erste Zeile ist eine Beschreibung des Lautes: lautet wie „Menschenliebe" (d. h. *yen*), reimt auf *chen*. Dann heißt es: „Mensch", das Kostbarste, was Himmel und Erde hervorgebracht haben, daher gehört der Mensch mit Himmel und Erde zu den „Drei Kräften" (ein stehender Ausdruck); auch bezeichnet man den Herrscher unter Menschen wohl mit dem Ausdruck „Der eine Mensch"; von Vater und Mutter spricht man wohl als von den „beiden Menschen".

Die Zeit der chinesischen Revolution ist nicht nur auf politischem Gebiet eine Umwälzung gewesen; auch in der Literatur zeigte sich neuer Geist. Lesebücher sichteten den Lernstoff und schritten vom Leichten zum Schweren; nicht nur der Inhalt, sondern auch die Form wurde erneuert, verbessert. 1912 erschien *sin-tsu-tien*, das Neue Lexikon, Ausgaben in chinesischer und in europäischer Aufmachung, letztere 12 × 18 × 4 cm, Papier und Druck ausgezeichnet, mit Interpunktion, z. T. in neuen Formen, die größere und kleinere Sinnabschnitte markieren. Der Stil ist nicht mehr mysteriös und altertümlich, sondern einfach, klar und deutlich. Und doch schön! Es werden Beispiele und Zitate gegeben; Zusammensetzungen werden angeführt; es ist der Ansatz zu einem Sachwörterbuch, einem Konversationslexikon. Und die größte Tat war: von den berühmten 44000 wurden 34000 in den Anhang verwiesen und dort ganz kurz erklärt, die 10000 echten Goldstücke aber, die gebräuchlichen schönen Schriftzeichen im Hauptteil (3/5) des Buches ausführlicher erklärt. Und den verknöcherten Schulmeistern des alten China hat man nicht Zeit gelassen, über die vulgäre Neuerung die Nase zu rümpfen, — schon im gleichen Jahre gabs eine zweite Auflage, die auch nicht gering gewesen sein wird. Gleichzeitig erschien eine Anzeige, in der das *Tsu-yüan*, die „Quelle der Ausdrücke" angekündigt wurde. „Ein Zeichen hat Eine Bedeutung; in der Schrift aber vereinigen sich mehrere Zeichen zu einem neuen Begriff — — die soll das Sachwörterbuch erklären." Zwei Dutzend Wissensgebiete werden aufgeführt; alles soll seine Erklärung finden. Und nun gibt es dieses Buch in 5 verschiedenen Ausgaben, von 5—20 Talern, meist in 4 Bänden. Deutsche Studenten präparieren schon ihre Übersetzungen nach diesem Buch, über das keins seiner Art geht, und selbst europäisches Wissen ist hier zu finden: unter Stichwort „sieben" und den mit „sieben" zusammengesetzten Wörtern findet man eine passable Darlegung des siebensjährigen Krieges!

Diesen beiden bedeutsamen Veröffentlichungen, dem *Sin-tsu-tien* und dem *Tsu-yüan*; die eigentlich Eine Arbeit sind und sogar im Text weitgehende wörtliche Übereinstimmung haben, hat dann die *Commercial Press* das anfangs genannte *Hsioh-shang-tsu-tien* beigefügt. Es ist ein gediegener Extrakt dieser Bücher für den Schüler, ein hübsches handliches Büchlein, 2 × 10 × 17 cm groß, kostet 60—80 Cts (M 1.50) und enthält 7—8000 erklärte Schriftzeichen. Die Seite ist durch 2 Linien in 3 Querspalten geteilt, innerhalb deren die Zeilen senkrecht laufen, von rechts nach links anschließend, wie denn auch der Anfang des Buches rechts (nach unserm Begriff „hinten") ist. Der Text ist einfach, schön und klar; die Interpunktion mit all den Hilfszeichen: Punkt, Kreis, Klammern, Häkchen und Zählnummern für Unterabteilungen macht die Sache leserlich. Statt des Rates „zur Beachtung!" steht ein deutsches Ausrufungszeichen, wie denn überhaupt mehrfach europäische Hilfsmittel

ins chinesische Schriftum eingedrungen sind. Das zu erklärende Zeichen ist vorgerückt und größer gedruckt. Dem Hinweis auf die Aussprache folgt die Lautangabe in lateinischer Umschrift. Natürlich kann die Besprechung des Zeichens nicht erschöpfend sein; zuweilen vermißt man Bekanntes. Aber Vollständigkeit bleibt den großen Wörterbüchern vorbehalten; hier ist ein Schulbuch; Zitate, Beispiele, Nachweise und Komposita werden in instruktiver Auswahl gegeben; uns ist, wie wenn wir den Lehrer in der Klasse unterrichten hörten. Die Anordnung ist wie bei *Kang-hi* nach 214 Radikalen; das übersichtliche Zusammenstehen der verwandten Schriftzeichen ist auch uns Europäern lehrreich für die Erkenntnis der Zeichenzusammensetzung. Manche Sätze werden eingeleitet durch die Formel „wie man z. B. sagt — —". Vergleichungen mit Synonymen, Gegenüberstellung von Antinonymen dienen dem Verständnis; auch Sacherklärungen werden gegeben, ferner alte Formen und vulgäre Abänderungen der Zeichen, sowie Proben vom syntaktischen Gebrauch. Leider fehlt fast ganz die Etymologie des Schriftzeichens, der Hinweis auf die Entstehung des Zeichenbildes, bezw. auf die ursprüngliche Bedeutung der Zeichenbestandteile. Dies scheint uns überhaupt der größte Mangel in den vielen chinesischen Wörterbüchern zu sein. Ob nicht da die Chinesen noch viel von der exakten philologischen Arbeit der Europäer, z. B. des Schweden Karlgren, profitieren könnten? —

Im Buche selbst gibt es kein Titelblatt; der Titel ist auf Deckel und Rücken geschmackvoll aufgepreßt. Die 560 Seiten sind nicht durchgehend paginiert, sondern in 12 Päckchen geteilt, die durch die 12 Zykluszeichen (ähnlich unsern Zählbuchstaben) bezeichnet werden. Innerhalb dieser Päckchen besteht eine Seitenzählung. Nach 500 Jahren könnte man aus dieser Sachlage den Beweis ableiten, daß die Chinesen ursprünglich nicht dicke Bücher hatten, sondern eine Mappe mit Heften? — Am Rande der Seiten steht oben: der betr. Radikal als Exponent der Zeichengruppe, ferner die Zahl der Zeichenstriche, nach der die Zeichen geordnet sind; unten das Zykluszeichen als Hinweis auf die Buchabteilung, nebst Seitenzahl innerhalb dieser Gruppe. Dem Europäer scheint dies alles umständlich zu sein; der Chinese ist darin zu Hause. Und ist nicht solch ein Zykluszeichen z. B. mit seinen poetischen Anklängen an das Wissen des Altertums viel schöner als unsere blutlose Zählnummer?

Wir müssen es uns versagen, noch weiter von den schönen chinesischen Schriftzeichen zu plaudern. Aber einige Beispiele mögen die Art der Erklärungen im Schülerwörterbuch zeigen. Bei dem Zeichen *Miao* Sprossen, zusammengesetzt aus den Zeichen für Acker und für Pflanzen, heißt es: *Miao,* lautet wie *Miao,* im ebenen Ton. Wenn das Korn noch nicht blüht, heißt es *Miao.* Heute nennt man das von allen Pflanzen zuerst hervorsprossende *Miao,* wie Bohnen-Miao (Jungbohnen), Knoblauch-Miao. Ferner: *Miao-J,* eine Bezeichnung für Nachkommen, auch kurzweg *Miao* genannt. Ferner: Name eines Volksstammes. Im Altertum gab es deren drei; heute findet man in Hunan und Kueitschau am meisten, auch in Kuangsi, Yunan, Szetschuan gibt es solche. Man unterscheidet zwei Arten, *Shang-miao* und *Shuh-miao* (etwa: wilde und kultivierte). Beachte: Die untere Hälfte des Zeichens ist das Zeichen für Acker; das ähnlich aussehende mit

einem Strich mehr lautet *ti*; es ist ein anderes Schriftzeichen. — Die vorstehende Erklärung ist im Chinesischen in 77 Wortbuchstaben gegeben.

Unter *Nge* „böse“ heißt es u. a.: nicht gut. Was man vorsätzlich Böses tut, heißt böse, was unbedacht Böses geschieht, nennt man Fehltritt. *Nge* wird auch gebraucht von allem, was nicht gut ist, z. B. von der Farbe, vom Geruch, vom Aussehen, vom Wandel.

Die Synonyme *Ching* und *Chiung* „ehren“ werden so erklärt: äußerlich ehren (mit Formen und Gebärden) heißt *Chiung*, mit dem Herzen verehren *Ching*.

Alles in allem: wenn man das Büchlein näher und länger kennen lernt und an die alten Hilfsmittel denkt, so kann man dem chinesischen Schüler gratulieren, und man bedauert, daß man früher nicht auch aus solchen Büchern lernen konnte.

Diese drei Wörterbücher sind nicht die einzigen des großen Verlags. Der Katalog führt 24 an, einschließlich der Sach- und Fachwörterbücher. Sie sind also in Chinesisch für Chinesen geschrieben. Englisch-Chinesische werden 19 empfohlen, Chinesisch-Englische 2. Das kleinere der beiden letzteren ist ebenfalls ein gediegenes Schülerbuch, sowohl für Chinesen als Europäer berechnet. Es enthält 3800 erklärte Schriftzeichen auf etwa 300 Seiten. Diese weise Beschränkung auf die wirklich gebräuchlichen Zeichen ist lobenswert und fürs Lernen gedeihlich. Die Beispiele und Sätze sind in Chinesisch und in Englisch abgefaßt. Schade, daß es nicht ein Chinesisch-Deutsches Büchlein ist; wo Rüdenbergs gediegene moderne Arbeit zu kostspielig und umfangreich ist, kann solch ein kleines Buch dem chinesischen Schüler das Lernen lieb und leicht machen. — Außerdem werden noch 9 andere Englisch-Chinesische Sachwörterbücher angepriesen. — An Wörterbüchern anderer Sprachen sind erwähnt: drei für Französisch, je eins für Deutsch, Japanisch und Esperanto.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß auch andere chinesische Firmen und angelsächsische Missionsdruckereien in Schanghai Wörterbücher herausgeben. Sie erreichen zwar nicht die hohen Zahlen der *Commercial Press*, enthalten aber viel Arbeit, die nur mehr gesichtet, geordnet und rationalisiert werden müßte.

Friedrich Wichner.

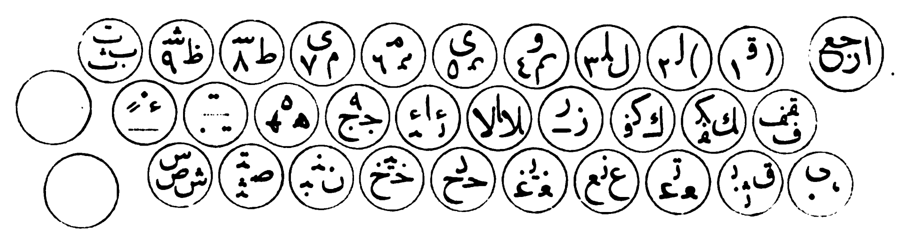
Mitteilungen.

Illustrierte Bibel. Wie wir aus der Monatsschrift „Die christliche Kunst“ (Verlagsgesellschaft für christliche Kunst G. m. b. H., München, Wittelsbacherplatz 2a), Nr. 7, April 1929, erfahren, hat ein Wettbewerb zur Illustration einer katholischen Schulbibel vom Bischof Dr. Buchberger in Regensburg des Verlages Kösel & Pustet stattgefunden, für den nicht weniger als 69 Entwürfe eingelaufen waren. Auf diesen Bericht möchten wir unsere Leser besonders aufmerksam machen, da die Frage der Bibel-Illustration wieder weite Kreise interessiert.

Drei Generationen deutscher Buchdrucker in Riga. „Der Auslanddeutsche / Halbmonatsschrift für Auslanddeutschtum und Auslandkunde“ / Mitteilungen des Deutschen Auslands-Instituts in Stuttgart“ enthält in Nr. 8 (2. Aprilheft 1929) aus der Feder von Bernhard Hollander-Riga lesenswerte Mitteilungen über drei Generationen deutscher Buchdrucker in Riga, die zum 125jährigen Jubiläum der Buchdruckerei W. F. Häcker in Riga am 1. April 1929 geschrieben sind; sie sind ein weiterer Baustein für die Geschichte der Buchdruckerkunst und deshalb besonders begrüßenswert.

„Werkstücke aus Museum, Archiv und Bibliothek der Stadt Braunschweig" nennt sich eine Serie beachtenswerter Hefte aus dem Verlag von E. Appelhans & Co. in Braunschweig. Die Preise sind angesichts der Tatsache, daß jedem Heft gute und wertvolle Abbildungen beigegeben sind, recht niedrig: 3 bis 5 M. Bis jetzt sind folgende vier Hefte herausgekommen: I. Fuhse, F. Vom Braunschweiger Tischlerhandwerk / Stobwasser-Arbeiten. 1925 (86 Seiten mit 37 Abbildungen); II. Mack, Heinrich. C. F. Gauß und die Seinen. (Briefwechsel) 130 Seiten mit 10 Porträts sowie 14 Stammtafeln. 1927; III. Schröder, Hans. Verzeichnis der Sammlung alter Musikinstrumente im Städtischen Museum Braunschweig. Instrumente, Instrumentenmacher und Instrumentisten in Braunschweig. (Urkundliche Beiträge.) 1928. (124 Seiten mit 43 Abbildungen); IV. Scherer, Christian. Braunschweiger Fayencen. Verzeichnis der Sammlung Braunschweiger Fayencen im Städtischen Museum zu Braunschweig. 1929. (76 Seiten mit 48 Abbildungen.) Solche Serien sind recht erfreulich und sehr dankenswert.

Schreibmaschinen für Fremdsprachen. Daß unsere großen Schreibmaschinen-Firmen auch Maschinen für Fremdsprachen bauen, ist bekannt, daß sie aber auch für fremde Schriften solche herstellen, ist weniger bekannt. Wir möchten deshalb hier kurz darauf hinweisen, daß die Akt.-Ges. vorm. Seidel & Naumann in Dresden schon seit einiger Zeit auch Schreibmaschinen für orientalische Schriften baut. Proben der Schriften für Arabisch und Tamil geben wir unserer Nummer des „Archiv" bei. Außer Maschinen für diese



Schreibmaschine mit arabischen Buchstaben

beiden Schriften sind uns auch Maschinen für Hebräisch, Persisch, Mongolisch-Burjätisch vorgeführt worden. Die Firma Seidel & Naumann ist bestrebt, für möglichst alle wesentlichen Schriften Maschinen herzustellen, was aufs lebhafteste begrüßt werden kann.

Edouard Manet. Ein vollständiger Oeuvre-Katalog Eduard Manet, der neben einem kritischen Verzeichnis der Werke des Künstlers Abbildungen sämtlicher Gemälde, Pastelle und Aquarelle enthalten wird, ist seit langem in Vorbereitung. Er wird gemeinsam von den Verlagen Bruno Cassirer in Berlin W 35 und Les Beaux Arts in Paris herausgegeben werden. Der Verlag Bruno Cassirer ist allen deutschen Besitzern von Werken Manets für nähere Angaben und Einsendung von Photographien dankbar.

Der Tübinger Buchhandel um 1800. Über dieses Thema sprach in der „Dienstag-Gesellschaft" in Tübingen am 17. Januar 1928 Herr Verlagsbuchhändler Werner Siebeck. Dieser Vortrag ist erfreulicherweise jetzt in den „Tübinger Blättern" 1928 29 zum Abdruck gekommen, worauf wir unsere Leser besonders verweisen möchten, zumal der Vortrag viel Wissenswertes bringt. Der Verfasser zeigt, daß er mit den Tübinger Verhältnissen weithin vertraut ist. Solche Arbeiten legen einem immer und immer wieder den Wunsch nahe, daß mehr solcher „Bausteine" für eine Geschichte des Buchdrucks und Buchhandels geschaffen würden. Daß dies hier durch einen Angehörigen des Buchgewerbes geschehen ist, ist besonders dankenswert.

Stadtverwaltung und Schrift- und Buchwesen. In München hat Stadtrat Dr. Jodlbauer einen Antrag gestellt, den wir unsern Lesern mitteilen wollen, da er zeigt, daß Schrift- und Buchwesen auf dem Marsche sind. Der Antrag lautet: „Der Stadtrat wolle das Direktorium B ersuchen, die Ehmcke-Ausstellung in den Räumen der „Neuen Sammlung" des National-Museums zum Anlaß zu nehmen, um durch eine geeignete Persönlichkeit die Frage prüfen zu lassen, wie das dort Gezeigte für das Schriftwesen im amtlichen städtischen Verkehr, vor allem für Vordrucke urkundlichen Charakters, für Anerkennungs-

அங்கிங் கெனாதபடி யெங்கும்ப்ர காசமா
யானந்த பூர்த்தியாகி
அருளொடு நிறைந்ததெது தன்னருள் வெளிக்குளே
யகிலாண்ட கோடியெல்லாம்
தங்கும் படிக்கிச்சை வைத்துயிர்க் குயிராய்த்
தழைத்ததெது மனவாக்கினில்
தட்டாம னின்றதெது சமயகோ டிகளெலாந்
தந்தெய்வ மெந்தெய்வமென்
றெங்குந் தொடர்ந்தெதிர் வழக்கிடவுநின்றதெது
வெங்கணும் பெருவழக்காய்
யாதினும் வல்லவொரு சித்தாகி யின்பமா
யென்றைக்கு முள்ளதெதுமேல்
கங்குல்பக லறநின்ற வெல்லையுள தெதுவெது
கருத்திற் கிசைந்தததுவே
கண்டன வெலாமோன வுருவெளிய தாகவுங்
கருதியஞ் சலிசெய்குவாம்.

(اله كاتبه) باللغه العربيه ماركة نومان من احسن
وامتن صنف خصوصا في ظهور حروفها وسهولة الاشتغال عليها
باسرع ما يمكن وعلاوه على ذلك سهله في نقلها باليد الى
اى جهة كانت بدون حصول اى ضررلها لانها داخله بوعاء
لحفظها من الضرر ومعها كافة ما يلزمها من العدد والمحتويات
وثمنها في غاية المهاوده .

-٩٨٧٦٥٤٣٢١-

Fremdſprachliche Schreibmaſchinen

und Dankſchreiben, für Diplome und ähnliche Druckſachen nutzbar gemacht werden kann und daraus ſich ergebende Vorſchläge zu einer vorbildlichen, modernen künſtleriſchen Anforderungen entſprechenden Neugeſtaltung des ſtädtiſchen Schriftweſens zu machen."

Der heutige Beſtand der Welt an Gutenbergbibeln. Mein unter dieſem Titel hier in den Heften 2 bis 4 des vorigen Jahrgangs veröffentlichter Aufſatz bedarf an zwei Stellen der Berichtigung: 1927 erſchien in Wien ein Privatdruck „Herbert Reichner, Die Gutenbergbibel der Sammlung Vollbehr". Um ihn für meine damals fertiggeſtellte Arbeit noch zu verwenden, ſuchte ich ihn mir zu verſchaffen. Es gelang nicht, ſodaß ich annehmen mußte, er ſei vergriffen (vgl. dieſe Zeitſchrift Jahrg. 2 S. 67, Anm. 2). Eine Poſtkarte des Verfaſſers belehrte mich jedoch, daß er noch erhältlich ſei, und ich beſitze ihn nunmehr. Er iſt ein kleines Schriftchen, das ein paar dankenswerte Zitate bibliographiſchen Wiſſens früherer Zeit von der Gutenbergbibel bringt und als Anhang eine knappe tabellariſche Zuſammenſtellung (auf zwei Seiten) der erhaltenen Exemplare. Aus ihr geht hervor, daß eine vollſtändige Papierbibel ſeit 1923 im Beſitz von Pforzheimer in New York iſt und eine weitere Papierbibel, der ſiebzehn Blätter fehlen, ebenfalls und zwar ſeit 1925 ihren Beſitzer gewechſelt hat. Dieſe letzte iſt diejenige, von der Reichner in ſeinem „Philobiblon" (1. Heſt April 1928) mitteilt, daß ſie auf dem Wege über Dr. Roſenthal jetzt in den Besitz von J. H. Sch. in Titusville, Pennſylvanien, übergegangen ſei (vgl. dieſe Zeitſchrift Jahrgang 2, S. 71, Anm.). Auf jener Poſtkarte an mich löſte Herr Reichner das Rätſel der Initialen: Sch. iſt der Bibelſammler Scheide. Die jetzt ihm gehörende Bibel iſt diejenige, die vordem James W. Ellsworth in New York ſeit 1891 gehabt hat und von mir noch als dieſem gehörig bezeichnet iſt. Dieſe meine Annahme iſt alſo zu berichtigen. — Die Bibel, die nach Reichner ſeit 1923 Pforzheimer in New York gehört, kann nur die ſein, die in meinem Aufſatz nach Schwenke noch Col. Douglas J. Proby in Elton Hall (Peterborough) zugeſchrieben iſt. Es beträgt alſo die Zahl der in England befindlichen Gutenbergbibeln ſtatt zehn nur noch neun, die der Exemplare in Amerika ſtatt elf dagegen zwölf. Auch das iſt zu berichtigen. — Den Druckfehler auf Seite 66, wonach die Pergamentbibel von Fulda als auf Papier gedruckt bezeichnet war, hat der aufmerkſame Leſer gewiß ſchon ſelbſt als ſolchen erkannt und nach der richtigen Angabe auf Seite 64 korrigiert. — Ich darf darauf aufmerkſam machen, daß mein Aufſatz, um eine Anzahl Abbildungen vermehrt, als Sonderheft Nr. 2 des „Archiv für Schreib- und Buchweſen" erſchienen und zum Preiſe von 2 RM erhältlich iſt. In dieſem Sonderdruck haben die wertvollen Reichnerſchen Angaben ihre gebührende Berückſichtigung gefunden. Dr. Rudolf Stöweſand.

Die Böttcherſtraße nennt ſich eine glänzend ausgeſtattete Zeitſchrift, die allmonatlich erſcheint. Herausgeber iſt Ludwig Roſelius unter Mitwirkung von Profeſſor Bernhard Hoetger und Georg Eltzſching. Die Redaktionsleitung hat Albert Theile in Worpswede bei Bremen. Oktober 1928 hat uns Heft 6 gebracht, deſſen Inhalt in vieler Beziehung überraſcht, deſſen künſtleriſche Ausſtattung faſt phantaſtiſch erſcheint. Man hält es kaum für möglich, daß eine ſolche Zeitſchrift in dieſer prächtigen Aufmachung in unſeren Tagen erſcheinen kann. Auf Einzelheiten einzugehen verbietet uns der Raum. Wir möchten nur auf einiges aufmerkſam machen. Dankbar iſt man für die Abbildung des aſſyriſchen Königs, dankbar könnte man auch ſein für die Abbildung „Geſetzesſammlung des Königs Ammourali (?)", wenn nur die Inſchrift etwas deutlicher ſichtbar wäre. Hier hat wohl die Vorlage verſagt. Unſere Schrift- und Buchwiſſenſchaft, die ſich heute mehr wie je wieder auf ſich beſinnt und nur Beſtes ſchaffen will, nimmt jede Mithilfe dankbar an, umſomehr hat ſie aber den Wunſch, daß Reproduktionen wiſſenſchaftlich auf der Höhe ſind. Beſonders intereſſant in dem Heft 8 iſt für alle unſere Leſer der Artikel „China-Bildſchrift als Welthilfsſchrift". Wir werden auf dieſen in der nächſten Nummer unſeres „Archivs" zurückkommen.

Von den **Ausgrabungen aus Foſtat bei Kairo** bringt uns Max Ziegert, Kunſt- und Buch-Antiquariat in Frankfurt a. M., Hochſtr. 3, folgende intereſſante Angebote: 1. Spiegel eines Tongefäßes mit Schriſt, 15 RM. 2. Glaſierte Tonſcherbe mit Signatur des Töpfers Gaibi (ca. 14. Jahrhundert), 20 RM. 3. Spiegel eines Tongefäßes mit Schrift, 15 RM. 4. Teil einer Tonſchale mit Schrift, 24 RM. 5. Glaſierte Tonſcherbe mit Signatur des Kairoer Töpfers Gazal (ca. 14. Jahrhundert), 18 RM. 6. Tonkrugsieb aus einem alten islamitiſchen Waſſerkrug; der Sinn der arabiſchen Inſchrift entſpricht etwa unſerem „Wohl bekomms", 18 RM. 7. Altislamitiſches Petſchaft aus grünem Glas, 26 RM. 8. Hohlmaß-Inſchrift lautet: „Befohlen hat Aod Allah ibn Abd Allah Beherrſcher der Gläubigen dieſes Hohlmaß 'a richtig . . ." Beſonders intereſſantes Stück, da nicht vom Gouverneur, wie ſonſt üblich, ſondern vom 1. Abbassidenchalifen Al-Mahdi (ca. 775–786 n. Chr.) ſelber.

40 RM. 9. Eine Sammlung von Gewichten aus Glas, sämtlich mit Inschriften; um das Jahr 800–1100 n. Chr. Bei der Besprechung des Katalogs 23 ist in der letzten Nummer unseres Archivs, Seite 40, leider das Titelblatt von Butz weggefallen. Wir geben es dieser unserer Notiz bei.



Butz, Johann Laurentius, Regensburg 1755

Die uns heute vorliegende Frühjahrssondernummer der New Yorker Kunstzeitschrift **„The Art News"** bietet sowohl in Bezug auf Ausstattung wie auf Inhalt etwas so Gutes, daß man nicht an ihr vorübergehen sollte, ohne ihr einige Beachtung zu schenken. Die wöchentlich erscheinenden Hefte dieser Zeitschrift bringen, mit guten Abbildungen versehen, alles Wichtige aus dem Kunst- und Museumsleben Nordamerikas und zahlreiche Nachrichten internationaler Natur auf diesem Gebiete, soweit sie von allgemeinem Interesse sind. Ihr Hauptaugenmerk pflegt diese Zeitschrift auf den Kunsthandel zu richten, indem sie über alle größeren Kunstauktionen sowie Neuerwerbungen von Museen berichtet. Die Vorgänge im außeramerikanischen Kunstleben spiegeln sich in den häufig erscheinenden „Berlin letters", „Paris letters", „Spanish letters" etc. In der oben erwähnten Frühjahrssondergabe jedoch sind alle derartigen Berichte weggelassen, es ist nur einigen größeren Aufsätzen Raum gegeben und einer Fülle von außerordentlich gut reproduzierten ein- und mehrfarbigen Abbildungen.

Dr. Walter Heil berichtet über die „Jules Bache Collection", eine noch ziemlich junge Sammlung, die ausgesuchte Meisterwerke aller Länder vom 15.—18. Jahrhundert in erstaunlicher Menge umfaßt. Eine andere Privatsammlung wird von Maud Dale in dem Aufsatz „French art in the Chester Dale Collection" behandelt und uns durch gute Abbildungen nahe gebracht. Die Sammlung enthält Franzosen von Ingres bis zur Moderne. Schließlich wird noch eine andere hervorragende amerikanische Sammlung in Malcolm Vaughan's „Masterpieces in the Hamilton Collection" gewürdigt. Daneben möchte ich die andern Aufsätze in ihrer bunten Vielseitigkeit nicht unerwähnt lassen: Ananda K. Coomaswamy „Indian sculpture", Gustavus A. Eisen „A Minoan terra cotta group of the middle period, about 1700 b. C.", R. Cortissoz „The character and art of Arthur B. Davies",

und Matlack Price „Old rooms in new houses". Die Ausstattung des Heftes, das auch im Anzeigenteil eine Menge des Interessanten bringt, ist eine erstklassige.

Gertrud Hebbeler.

Oficiala jarlibro de la Esperanto-Movado 1928 (Universala Esperanto-Asocio, 12 Boulevard du Théâtre, Genève) ist im 16. Jahrgang erschienen. Die Vertreter des Esperanto haben immer viel für die Geschichte der Schrift und das gesamte Buchwesen übrig gehabt, ja, sie haben für Schreib- und Buchwesen wertvolle Bausteine beigebracht. Das ist erklärlich: die Wissenschaft von Schrift und Buch ist international und kann nur international bearbeitet werden. Die Internationale Gesellschaft für Schrift- und Buchkunde hat deshalb auch ihre Veröffentlichungen mit in Esperanto erscheinen lassen. So ist sicherlich jedem, der Esperanto- und gleichzeitig Schrift- und Buchfreund ist, ein Hinweis auf die neueste Ausgabe des Jahrbuchs für 1928 erwünscht. Es bietet viel selbst für den, der eingeweiht ist und gehört infolgedessen zum unentbehrlichen Nachschlagewerk in der Bücherei. Sorgfältig bearbeitet, übersichtlich angeordnet, einwandfrei gedruckt macht es schon beim ersten Durchblättern den besten Eindruck. Der erste Teil bringt allgemeine Mitteilungen, der zweite Teil „Esperantismo" enthält viele wichtige Mitteilungen, der dritte Teil „Universala Esperanto Asocio" mit seinem umfangreichen Adressenmaterial ist außerordentlich dankenswert. Das Jahrbuch gehört in die Hand jedes Esperantisten und jedes international interessierten Menschen.

Lessingfeiern. Die Lessingfeiern haben manche wertvolle Gabe gebracht. Wir erwähnen die Erscheinungen nur, soweit sie dem Bücherfreunde von Interesse sein müssen. Die *Hamburger Staats- und Universitäts-Bibliothek*, die unter ihrem rührigen Direktor keine Gelegenheit vorübergehen läßt, ihre Schätze der Allgemeinheit näher zu bringen und so Vaterlandsdienst im besten Sinne des Wortes leistet, hat eine Festgabe „Lessing und Hamburg" herausgebracht, die bei dem billigen Preis von 2 M von jedem erworben werden kann. Sie hat mehr als Augenblickswert durch die Beschreibung der Lessing-Ausstellung, die vorbildlich genannt werden kann. Sie umfaßt die Seiten 43—95, die Gegenstände sind mit der Standortsbezeichnung der Hamburger Staats- und Universitäts-Bibliothek bezw. bei den Leihgaben mit den Namen der Besitzer versehen, so daß man ihnen leicht nachkommen kann. Man ist überrascht über den Reichtum der Ausstellung, die für Lessingfreunde, für Bibliographen, für etwaige künftige Lessingausstellungen und Arbeiten über Lessing in jeder Beziehung eine Fülle von Anregungen gibt.

Die Reichsdruckerei in Berlin. Die Direktion der Reichsdruckerei hat ein sehr hübsches kleines Buch auf den Markt gebracht, das eine kurze Darstellung ihres Werdens und Wirkens enthält und von der Reichsdruckerei gedruckt und verlegt wird. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieses kleine, gut ausgestattete Buch nicht nur weithin aufklärend wirken kann, sondern daß es der Reichsdruckerei selbst manchen Freund bringen wird. Ist es doch so, daß viele wissen, daß wir in Berlin eine Reichsdruckerei haben, daß ihnen aber Näheres über deren Wirken und Schaffen nicht bekannt ist. Besonders erfreulich ist an dieser Veröffentlichung, daß sie allgemeinverständlich geschrieben ist, daß sie ermüdende Statistiken vermeidet, daß Fachausdrücke, die der Laie nicht immer sofort versteht, so gut wie nicht vorkommen. Was dieses aufklärende Werkchen aber besonders anziehend macht, sind die eingefügten Bilder: Original-Holzschnitte nach Zeichnungen. Abschnitt I orientiert über Entstehung und Arbeitsbereich der Reichsdruckerei, wie sie 1877 aus der Kgl. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) hervorgegangen ist, wie die „Königlich Preußische Staatsdruckerei" dazu kam und sich das Institut rasch aufs beste entwickelte. In knappen Sätzen hören wir von dem Arbeitsbereich und erfahren auch, daß die Reichsdruckerei auf dem Gebiete der graphischen Technik führend sein soll; wir wissen, daß ihr dies in vollem Maße gelungen ist. Der Betrieb selbst, über den dann in geschicktester Form berichtet wird, ist in fünf Abteilungen geteilt. Diese Ausführungen mit den dazu gehörigen Bildern seien dem Laien vor allem zur besonderen Beachtung empfohlen. Was den sich anschließenden Abschnitt, den „Verlag der Reichsdruckerei" betrifft, so muß jeder Freund der Buch- und Schriftkunde dankbar sein für das, was im Laufe der Jahre geleistet worden ist. Wir erinnern nur an die „Druckschriften des XV. bis XVIII. Jahrhunderts" von Friedrich Lippmann und Robert Dohme, an die „Kupferstiche und Holzschnitte alter Meister in Nachbildungen der Reichsdruckerei zu Berlin", die wir heute unter dem kurzen Namen „Reichsdrucke" weitergeführt finden, an die „Monumenta Germaniae et Italiae Typographica", an das, was Karl Burger und Ernst Voulliéme dafür geleistet haben, wie dann Voulliémes „Deutsche Drucker des 15. Jahr-

hunderts“ daraus entstanden sind, die ja heute wohl in der Hand jedes Bücherfreundes sind. Und weiter: Die meisten von uns wissen es: Die Reichsdruckerei hat sich auch um schöne Drucke verdient gemacht, die heute, weil längst vergriffen, recht gesucht sind; so die „Nibelunge“ mit ihrem Buchschmuck von Josef Sattler, so die „Sütterlin-Bibel“ und anderes. In unserem „Archiv für Schreib- und Buchwesen“ sei auf die „Alphabete und Schriftzeichen des Morgen- und des Abendlandes“ hingewiesen, die nicht bloß Druckereien, sondern auch Freunden der Schrift viel Aufschluß geben. Die Abschnitte III—V gehen auf die Lohn- und Arbeitsverhältnisse, auf den Geschäftsgang, auf Verbrauch, Leistungen und Ergebnisse ein. Alles in allem stellt das kleine Buch der Reichsdruckerei eine Schrift dar, die in den weitesten Kreisen bekannt sein sollte.

Ältere Zeitschriften für Schrift- und Buchkunde. Die ältere Literatur zur Schrift- und Buchkunde wird immer gesuchter. Sie ist in den öffentlichen Bibliotheken vielfach nur schlecht vertreten. Man hat sie nicht besonders geachtet, und jetzt, da das Interesse für dieses Gebiet im Steigen begriffen ist, sucht man vergeblich sie zu erreichen. Auf Wunsch einer Anzahl von Freunden unseres „Archivs“ haben wir uns an die betreffenden Verleger, soweit sie überhaupt noch zu erreichen sind, gewandt mit der Bitte um Mitteilung, ob noch Bestände vorhanden sind oder nicht, und zu welchem Preis sie abgegeben werden können. Wir werden von Zeit zu Zeit darüber berichten. — Von der „Zeitschrift für Buchkunde“ (Verlag Tondeur & Säuberlich, Leipzig, Georgiring 3) sind noch eine Anzahl Jahrgänge vorrätig. Jahrgang 1 (1924) enthält u. a. folgende Beiträge: Die Buchkunde an den deutschen Universitäten von Prof. Dr. Schramm; Über die kretische Schrift von Prof. Dr. Sundwall; Über ein japanisches Buch der Handwerker und Stände von Prof. Yasuto Hirai; Die großen Buchstaben der sogenannten gotischen Schrift von Dr. Uhlhorn; Zu Hans Cranach von Prof. D. Dr. Clemen; Über den Nürnberger Briefmaler Hans Guldemund von Dr. Walter Fries; Die griechischen Zahlenbuchstaben von † Prof. Dr. Gardthausen: Figurale Schriftflächen von Prof. Dr. Lehmann; Zu Georg Rhaw von Prof. D. Dr. Clemen; Die Anfänge des Buchbinderhandwerks in Leipzig von † Prof. D. Dr. Kroker; Aus der Wiegenzeit der karolingischen Minuskel von Prof. Dr. Löffler; Kur-Kölnische Wandkalender von 1550—1792 von Direktor Dr. Adolf Schmidt; Facsimilia von Wiegendrucken von Bibliotheksrat Dr. Crous; Ein unbekannter Grolier-Band in der Leipziger Stadtbibliothek von Direktor Dr. Johannes Hofmann; Vom russischen Buch von Prof. Dr. Schramm. In Jahrgang 2 (1925), der in Normformat erschien, sind u. a. folgende Beiträge: Zur Naturgeschichte unserer Buchstaben von Prof. Dr. Löffler; Geschichte der Wittenberger Papiermühlen von Rektor Alfred Schmidt; Die Kurfürstliche Schloß- und Universitätsbibliothek zu Wittenberg 1512—1547 von Dr. Ernst Hildebrandt; eine Reihe von Aufsätzen zum hundertjährigen Jubiläum des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler; Bibelbildstudien von Geheimrat Prof. D. Dr. Ficker. Soweit der Vorrat reicht sind die Jahrgänge noch zum Preise von je 7,50 M durch die Firma Tondeur & Säuberlich erhältlich. — Mitteilungen über weitere ältere Zeitschriften für Schrift- und Buchkunde siehe in der nächsten Nummer unseres „Archivs“.

Schreib- und Buchwesen in den Athos-Klöstern. Im Insel-Verlag zu Leipzig ist ein Buch von Franz Spunda „Der heilige Berg Athos“ erschienen, das der weitesten Beachtung empfohlen sei. Schrift und Buch und Athos-Klöster interessierten die Schrift- und Buchfreunde immer, ja einzelne erwarten von dort noch wichtige Aufklärungen. Was Franz Spunda hier vorlegt, ist „Landschaft und Legende“. In anziehendster Form führt er uns ein in die Welt des heiligen Berges Athos. Dabei streift er doch gelegentlich das, was uns besonders interessiert, hat der Schriftleitung übrigens zugesagt, beim nächsten Besuch des Athos besonders auf Schrift und Buch zu achten und unserem „Archiv“ einen Artikel darüber zur Verfügung zu stellen. Im vorliegenden Buch erzählt er uns, daß der „Älteste den Grammatikós, den Schreiber rief und ihm etwas diktierte. Der junge Mann schrieb sein Stenogramm langsam ab, las das Geschriebene laut vor und jeder der Vier nahm aus einem Beutelchen das Viertel des Staatssiegels, das er verwahrte. Der Grammatikós fügte die Teile zusammen und stempelte das Dokument.“ Schon hier Mitteilungen, die zu allen möglichen Fragen anregen. Und wenige Seiten später erzählt er von einer der Bibliotheken: „Zwar ist in aller Welt das Gerücht verbreitet, daß die Athos-Klöster noch unbekannte Schätze des Altertums bergen, doch dem ist nicht so. Alle Bücher wurden zwar schon in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts registriert und werden jetzt von der Athener Universität neu durchgesehen. Das, was man jetzt auf dem Athos zu sehen bekommt, das ist nur ein Bruchteil der früheren Schätze. Vieles ver-

nichteten Feuersbrünste, vieles wurde in früheren Jahrhunderten von unwissenden Mönchen verbrannt, und über 1000 Pergament-Handschriften gingen in den griechischen Freiheitskämpfen zugrunde: Die Aufständischen hatten wohl genug Pulver und Blei, aber kein Papier für Patronen. So wurden denn aus den alten Folianten Hülsen gedreht, und die unbekannten Werke des Sophokles und Aristoteles wanderten in die Büchsen der Klephten. Diese Autoren waren ja nur Heiden, um die es nicht schade war. Nur die heiligen Bücher wurden geschont. Deshalb hat die Bibliothek eine so große Anzahl von Evangelien, Homilien und Kirchenschriftstellern. Die meisten Handschriften sind herrlich illuminiert mit blutenden Farben auf goldenem Grunde. Man könnte stundenlang die lieblichen Bildchen betrachten, deren rührende Einfalt und gläubige Kraft erschüttert. Auch liturgische Gesangbücher zeigte man mir, die unentziffert sind, denn die Kenntnis der byzantinischen Notenschrift ist verloren gegangen. Auch Werke in georgischer Sprache liegen vor mir, seltsam krause Schriftzeichen. Die barbarische Christuswelt dieses asiatischen Bergvolkes kannte kein Auflösen des Schriftbildes in rhythmische Perioden, alles ist zackig, chaotisch, amorph." Und Seite 59 eine uns wieder interessierende Stelle: „Meine Bitte, die weltlichen Schätze des Klosters zu sehen, wird nicht erfüllt . . . Hingegen zeigt man mir gern die Bibliothek. Die Botanik des Dioskorides ist das einzige bekannte Exemplar dieses Werkes. Die vielen Evangeliare zeigen eine gleichmäßige Technik, so daß man von einer lawriotischen Schule sprechen könnte: Blaugrüne Anfangsbuchstaben und goldene Initialen, doch nur die *T* und *E*. Direkte Rede in dunkelrot. Am Schluß ein Kreisgebilde aus Schriftzeichen byzantinischer Stenographie, die noch unenträtselt ist. Es sieht aus wie Arabisch. Das Tetraevangelion der Kaiserin Ireni zeigt Tierverschlingungen als *T* und *E*, phantastisch gedrehte Drachen und Phönixvögel im Kampf mit Chimären. Die Bände mit Bildminiaturen zeigte man mir nicht, erst später erfuhr ich, warum. Ein Fremder versuchte vor kurzem, die Bildchen heimlich herauszuschneiden, wurde aber ertappt. Da sah man alle Bände durch und fand sechs Folianten ihres Schmuckes beraubt. Seit dieser Zeit ist man allzu vorsichtig geworden. Drei Mönche beobachteten unausgesetzt meine Hände. Vom Kloster Dionysiu wird gesagt, daß es „unerschöpflich an heiligen Büchern und erlesener Kunst ist". Seite 180 lesen wir: „Man zeigt mir am nächsten Tag die Bibliothek, die als einzige auf dem Athos einen brauchbaren Katalog besitzt. Ich lasse mir die berühmtesten Folianten von Vatopädi bringen, Strabo und Ptolomäus, deren blasse Schriftzeichen mich aber bald ermüden. Ich lese lieber in den homerischen Hymnen, bei denen mich die mönchischen Glossen interessieren." Alle Stellen des Spunda'schen Buches, die sich auf Schrift- und Buchwesen beziehen, hier anzuführen, ginge zu weit. Es sei aber eine Stelle wenigstens noch mitgeteilt: In Zographos werden Dr. Spunda wieder Bibliotheksschätze gezeigt, über die er wie folgt berichtet: „Die altkirchenslawischen Handschriften, die er vor mir ausbreitet, verwirren durch ihre fremdartige Pracht. In grüner, roter und blauer Farbe umflammen Flechtornamente und Schnurverknüpfungen die phantastisch geformten Schriftzeichen. Aus Byzanz stammt nur das Tierornament, Pfauen und Füchse in Initialarabesken. Die Schnurtechnik erinnert an die Bandkeramik der vorarchäischen Zeit. . . . . . Ein bibliophiles Prunkstück wird mir gezeigt: der bei allen Slawisten berühmte Radomirpsalter aus dem 13. Jahrhundert. . . . . Immer neue Handschriften wälzt der geschäftige Alte herab . . . ." Diese Proben mögen genügen, um unsere Leser für das spannend geschriebene Buch zu gewinnen. Wir werden, wie wir schon oben sagten, auf diese Dinge zurückkommen.

Musterbetriebe deutscher Wirtschaft. Unter diesem Titel hat die „Organisation Verlagsgesellschaft m. b. H. (S. Hirzel)", Berlin W. 8, Leipziger Straße 115/116 eine Serie von Bänden begonnen, von denen zunächst 9 vorliegen, die zum Teil in den Interessenkreis unserer Leser gehören. Zunächst Band 3: Das Zeitungs- und Anzeigenwesen. Rudolf Mosse, Berlin: Band 4: Der Fachzeitschriften-Verlag. Vogel-Verlag, Pößneck; Band 5: Die Papierherstellung. „Feldmühle" A.-G., Stettin. Das Unternehmen kann nur begrüßt werden, wenn auch nicht immer alles in den Bändchen in Ordnung ist, soweit historische Verhältnisse herangezogen werden. Entschädigt wird man reichlich durch das Positive, was für unsere Zeit von Bedeutung ist. Gar mancher wird mit Erstaunen sehen, welche Stellung unsere deutsche Industrie in der Weltwirtschaft wieder einnimmt. Wir wünschen dem Unternehmen weitere ersprießliche Entwicklung und werden auf Nummern, die unser Spezialgebiet betreffen, immer gern hinweisen.

Deutscher Städteverlag (Artur Seelemeyer, Hannover). Für unser Buch- und Schriftwesen, für Kultur- und Kunstgeschichte, für Museums- und Bibliothekskunde bieten die

Veröffentlichungen des „Deutschen Städteverlages" in Hannover gar manchen wertvollen Beitrag, so daß wir gern auch in unserem „Archiv" darauf aufmerksam machen. Die Ausstattung der Hefte ist gut, die Abbildungen wohlgelungen und geschickt gewählt, der Text atmet fast in allen Heften erfreuliche Heimatkunde und Heimatliebe. Uns sind folgende Hefte zugegangen: Bad Pyrmont, Lingen, Seesen, Osterode a. H., Neheim a. d. Ruhr, Büren i. Westf., Memmingen-Ottobeuren, Rothenburg o. T.-Dinkelsbühl-Nördlingen, Kitzingen a. M., Lutherstadt Wittenberg, Wiedenbrück i. Westf., Celle. Man kann nur wünschen, daß diese Hefte möglichst bekannt werden. Soweit sie besonders beachtenswert für unsere Leser sind, werden wir jeweils darüber berichten.

Aus Rußland. In der letzten Zeit machte sich auch in Rußland ein Aufschwung im Buchwesen und ein größeres Interesse für das Buch bemerkbar.

Im Jahre 1920 wurde neben dem Staatsverlag der Zentralstelle in Moskau, dem es oblag, alle in Rußland gedruckten Schriften zu sammeln und zu registrieren, die Zeitschrift „Knišnaja letofus" [Bücherverzeichnis] herauszugeben und das Verteilen der den einzelnen Bibliotheken zukommenden Exemplare zu führen, das Institut für Buchwesen aus der schon seit 1917 bestehenden russischen Buchstelle in Leningrad reorganisiert. Dies Institut hatte die Aufgabe, die gedruckten Schriften des gesamten Rußlands bibliographisch aufzunehmen und außerdem einen Kursus für Buchwesen zu errichten. Seit 1925 ist das Institut der Öffentlichen Staatsbibliothek in Leningrad angegliedert und erfüllt, außer seinen früheren Aufgaben noch diejenigen eines wissenschaftlichen Forschungsinstituts. Das Institut veranstaltete im Laufe dieser Jahre eine Reihe von Ausstellungen, wie z. B. die Ausstellung der im Jahre 1921 gedruckten Werke (1922) oder die Ausstellung von Illustrationen; die das Buch behandeln.

Das Institut besteht jetzt aus folgenden vier Abteilungen:

1. wissenschaftliche Forschungsabteilung,
2. wissenschaftlich-praktische Produktionsabteilung,
3. wissenschaftliche Hilfsmittel,
4. Abteilung des Verlags.

Die Abteilung der Hilfsmittel vereint in sich:

1. ein Konsultations- und Auskunftsbüro für Bibliographie,
2. eine Bibliothek, die bibliographische Hilfsmittel und Nachschlagewerke enthält,
3. ein Buchmuseum, das die Geschichte, Theorie und Praxis in Rußland des Druckes sowie auch im Ausland vor Augen führt.
4. Literarisch-bibliographische Sammlung von Prof. S. A. Vengerov,
5. Kurse für Buchwesen.

„Das Buch über das Buch" ist eines der Werke, die von dem Institut herausgegeben worden sind. Ein Lieferungswerk, das Aufsätze, die die Arbeit des Instituts widerspiegeln, bringt und die Fragen des Buchwesens und der angrenzenden Gebiete zeitgemäß behandelt.

Als erstes bringt Band 1 einen Aufsatz von L. W. Boulgakowa über „das Institut für Buchwesen" (Oktober 1920 — Oktober 1926), „Organisation und Tätigkeit des Instituts für Buchwesen zu Leningrad."

Als zweites einen Aufsatz von N. J. Marr: „Der Ursprung des Ausdrucks „Buch" und „Schrift" auf Grund der jafetischen Theorie."

Von Iun. I. Jakovkin ein Aufsatz über: „Die Erlernung des Buchwesens im Westen (Deutschland, Belgien, Frankreich)".

Von A. I. Malein: „Das mysteriöse Canon missae aus der Sammlung von Rasumovsky".

Von P. L. Stoljarov: „Wirtschafskrisis des Buchhandels".

Von I. D. Galaktionov: „Technische Regeln beim Setzen und die Notwendigkeit ihrer Änderung".

Von A. K. Schulz: „Illustrationsklischee und Druckpapier".

Von A. G. Fomin: „Die jetzige Lage der russischen Bibliographie und ihre Aufgaben".

Von W. E. Bank: „Forschungsarbeit auf dem Gebiete der ausländischen Bibliographie".

Als Letztes enthält die Lieferung Bücherbesprechungen.

Von der **„Zeitschrift für gerichtliche Schriftuntersuchungen"**, die im Auftrage des „Deutschen Bundes der gerichtlichen Schriftsachverständigen und Berufs-Graphologen" von Dr. jur. Hans Schneickert und H. O. Görtheim herausgegeben wird (Geschäftsstelle Berlin-Lichtenberg, Eitelstr. 72), ist Nr. 18, Mai 1929, erschienen. Sie enthält folgende Aufsätze: Das neue Strafmaß bei Urkundenfälschungen. Bis zu 10 Jahren Zuchthaus. Die Qualität der gerichtlichen Sachverständigen. Von H. O. Görtheim. – Aus dem Gerichts-

faal. Ein graphologifcher Beitrag von F. A. Becker-Hamburg. – Einzel- oder Kollegial-Gutachten. Von Dr. Hans Schneickert. – Was leifteten die deutfchen Forfcher in den letzten Jahren? Eine Entgegnung auf Saudeks Buch. Von Dr. Max v. Kreufch. – Getrennte oder verbundene Schrift? Von G. Janfen. – Meinungsaustaufch über die Form des Gutachtens. Von Dr. M. Duyfter.

10 Jahre Hamburger Bibliotheksarbeit 1917—1926. Seit dem Jahre 1916 war kein Jahresbericht über die Hamburger Staats- und Univerfitätsbibliothek mehr erfchienen. Der jetzige Direktor der Bibliothek, Profeffor Dr. Guftav Wahl, legt uns nun einen in jeder Beziehung wertvollen Bericht vor, der die Jahre 1917—1926 umfaßt. Der Bericht ift mit dem Bilde des uns allen bekannten Robert Münzel gefchmückt, der 1902—1917 die Stadtbibliothek, wie fie damals noch hieß, leitete. Diefe Tatfache wird manchen Freund von Robert Münzel freuen, zumal das Bild gut gelungen ift. Der Bericht ift in zwölf Abfchnitte geteilt, die mit weiteren 11 Bildern gefchmückt find. Die Bilder werden ficherlich weitem Intereffe begegnen nicht nur in bibliothekarifchen Kreifen, fondern auch unter den Bücherfreunden überhaupt, fo vor allem die Bilder: Die Bibliothek als militärifches Standquartier 1919, der neue Ausftellungsfaal, die Wiedergabe eines lateinifchen Papyrus, Wiedergaben von eigenhändigen Niederfchriften Gorch Focks und Liliencrons, das Widmungsblatt der erften in Amerika gedruckten deutfchen Bibel und anderes mehr. Daß auch unfere Zeit in diefem Bildmaterial mit vertreten ift, fei befonders hervorgehoben. Die „Weihnachtszeitung 1918" des Kriegsgefangenenlagers Kapuskafing, Ca wird vor uns lebendig, und auch der Bucheinband kommt zum Wort, indem künftlerifche Einbände von Franz Weiße uns gezeigt werden. Diefe Bildbeigaben können für ähnliche Berichte zur Nachahmung empfohlen werden, da durch fie der Eindruck von bibliothekarifcher Arbeit wefentlich bereichert wird. Im übrigen ift in den zwölf Abfchnitten des Textes soviel des Wissenswerten und Beachtenswerten niedergelegt, daß fein aufmerkfames Lefen außerordentlich lohnt. Guftav Wahl hat mit diefem Bericht gezeigt, daß er fich voll der Aufgaben bewußt ift, die man von einer folch hervorragenden Bibliothek wie der Hamburger Staats- und Univerfitätsbibliothek erwartet.

100 Jahre Offolinski'fches Nationalinftitut (Lwow, Lemberg). Anläßlich der Hundertjahrfeier hat das Offolinski'fche Nationalinftitut mehrere Schriften herausgegeben. Die Feftfchrift von Adam Fifcher, Profeffor an der Univerfität und Vizedirektor des Inftituts, ift auch in franzöfifcher Sprache erfchienen. Sie ift mit einer ganzen Anzahl Bildern gefchmückt und enthält acht Abfchnitte, von denen der erfte wohl allgemeiner Beachtung fich erfreuen wird: „L'amour du Livre en Pologne". Aber auch die weiteren Abfchnitte enthalten manches Wiffenswerte: II. Le fondateur de l'Institut National Ossolinski; III. L'Ossolineum, bastion de la pensée polonaise; IV. Sous la surveillance du gouvernement; V. En plein épanouissement; VI. A l'époque de la grande guerre et dans la Pologne independante; VII. L'arche de la civilisation polonaise et de souvenirs nationaux; VIII. Ressources matérielles et l'activité de la Section d'édition.

Das **„Buchhandwerk" in dem Nordiska Museet** in Stockholm. Freunde des Buches feien auf das Zimmer 115 des Nordiska Museet in Stockholm hingewiefen, das dem Buchwefen gewidmet ift. In der Mitte des Zimmers fehen wir eine Druckpreffe aus der Häggftrömfchen Buchdruckerei, links an der Fenfterwand: Stahlgießerei, Satz und Stereotypieren. Einen großen Raum nimmt die Darftellung des Illuftrationsdruckes ein. Holzfchnitt, Autotypie, Lithographie, Kupferftich ufw. werden uns vorgeführt. Wir fehen u. a. den Arbeitstifch des Kupferftechers J. G. Ruckman mit vollftändiger Ausftattung. Des ferneren find ausgeftellt Aquatinta-Gravüren und andere Gravüre-Drucke fowie eine große Kupferdruckpreffe, Proben von Druckpapier ufw. Sehr intereffant und vielfeitig ift die Abteilung Bucheinbände, wo u. a. auch der Hergang des Heftens und Bindens klargelegt wird.

Ukrainifches Wiffenfchaftliches Inftitut für Buchkunde. Das außerordentlich rührige Ukrainifche Inftitut für Buchkunde (Inftitut Ukraïnien expérimental scientifique de Bibliologie, Ukraine, Kyïv, Rue Puschkine 8) gibt jetzt „Bibliologifche Mitteilungen" heraus, denen jeweils eine Überficht der Auffätze in deutfcher Sprache beigefügt ift. Diefe Maßnahme ift recht erfreulich, da dadurch die Benützbarkeit wefentlich erleichtert wird und eine rafche Berichterftattung über den Inhalt der Nummern fich möglich macht. Aus den Auffätzen des Heftes I dürften unfere Lefer die folgenden intereffieren: O. Maslowa, „Betrachtung des menfchlichen Lebens" (1712); A. Geraklitow, „Das neue Teftament ohne Schlußfchrift" (Anfang des 17. Jahrhunderts); S. Klepikow, „Von der Methodologie der Befchreibung der flawifchen Frühdrucke"; J. Kuznezowa, „Ukrainifche und weißruffifche

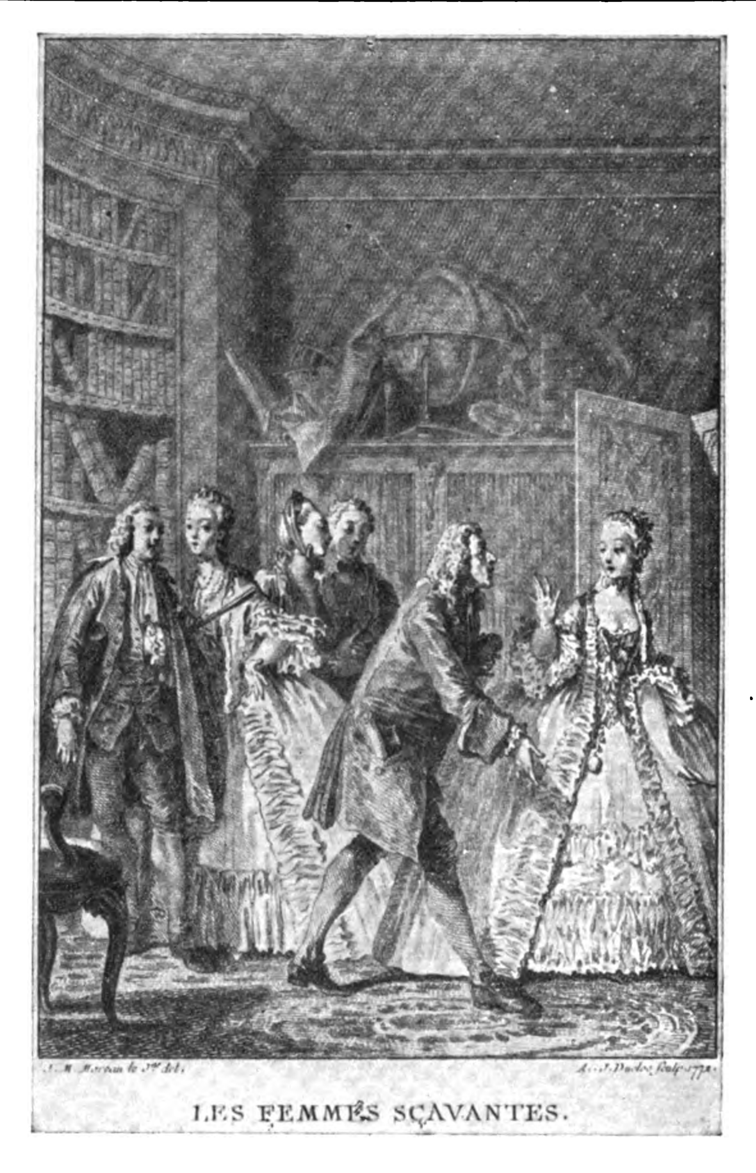
Ausgaben des 17. - 18. Jahrhunderts in der Univerſitätsbibliothek zu Saratov"; J. Mychajliw, „Die gegenwärtige Graphik; N. B. Zur Geſchichte der Druckkunſt in Ukraina"; Perlin, „Zur Geſchichte der hebräiſchen Druckkunſt in Ukraina". Neben dieſen Aufſätzen enthält das Heft eine große Anzahl bibliothekariſcher Abhandlungen ſowie Bücherbeſprechungen und eine Chronik. So iſt die inhaltsreiche Nummer für uns eine Quelle vieler Erkenntniſſe, ſodaß dieſe „Bibliologiſchen Mitteilungen" wohl bald zu unſeren bibliographiſchen Hilfsmitteln gehören werden.

Sammelblatt des Hiſtoriſchen Vereins Ingolſtadt. Wir haben ſchon mehrfach darauf hingewieſen, daß die Veröffentlichungen von hiſtoriſchen und Heimatvereinen immer wieder und wieder Beiträge zur Buch- und Schriftkunde bringen, die bedeutungsvoll und deswegen wohl wert ſind, daß man beſonders auf ſie aufmerkſam macht. Das „Sammelblatt des Hiſtoriſchen Vereins Ingolſtadt" enthält in ſeinem 46. Jahrgang 1927 Seite 47 ff. einen ſolchen Beitrag aus der Feder von Georg Leidinger-München „Ein Prachtevangelarium der karolingiſchen Zeit aus Ingolſtadt" mit 10 Abbildungen. Beachtenswert iſt die Feſtſtellung: „Man pflegt die Entſtehung dieſer und anderer geſchmackvoller Erzeugniſſe der Buchkunſt jener Zeiten in den Reſidenzen und Hauptorten des fränkiſchen Reiches im heutigen Nordfrankreich und im Rheinland zu ſuchen. Ob man damit völlig im Recht iſt, wird mir immer mehr zweifelhaft. Ich denke, daß an Kulturſtätten von der Bedeutung, wie in jener Zeit auch ſchon Regensburg, Salzburg, Freiſing, Tegernſee uſw. ſie beſaßen, auch ſchöne Bücher hergeſtellt werden konnten, wobei allerdings die Vorlagen aus dem Weſten oder Süden gekommen ſind."

Aus Weſtermanns Monatsheften. Weſtermanns Monatshefte ſind, wie wir alle wiſſen, eine vielgeleſene und mit Recht ſehr geſchätzte illuſtrierte Zeitſchrift, die alle Gebiete des menſchlichen Lebens berührt. Auch Schreib- und Buchweſen kommen darin zum Wort. Aus den letzten Nummern nennen wir folgende Aufſätze: Vom Zuſammenhang zwiſchen Schrift und Kultur. Von Max Fleck. Oktoberheft 1928 Seite 222—224; Bücherliebe und Buchkultur. Von Lothar Freiherrn von Biedermann. Novemberheft 1928 Seite 265—267; Die Deutung der Kinderſchrift. Von Karl Brauch. Maiheft 1929 Seite 290—294; außerdem verweiſen wir auf die „Literariſche Rundſchau" und die Abteilung „Von Kunſt und Künſtlern", die in jeder Nummer auftreten und beſſer wie alles andere gut und raſch orientieren. Wir werden regelmäßig hierüber berichten. Artikel über Muſeen und Ausſtellungen, die in Weſtermanns Monatsheften erſcheinen, ſiehe auch in der Zeitſchrift „Muſeumskunde".

Aus den Antiquariaten.

Von dem Katalog 750 „1000 ſchöne und wertvolle Bücher, Handſchriften, Kupferſtiche, Holzſchnitte, Zeichnungen, Autographen" der Firma **Joſef Baer & Co., Frankfurt a. M.,** Hochſtraße 6, iſt jetzt der zweite Teil erſchienen. Er enthält: Geographie (Fortſetzung), Geſchichte, Handzeichnungen, Jagd, illuſtrierte Bücher des 15. bis 20. Jahrhunderts, Inkunabeln, italieniſche Literatur, Judaica et Hebraica, Koſtüme. Der Katalog iſt wiederum ein Meiſterwerk in Ausſtattung und Anordnung. Eine Fülle wertvollſter Literatur tritt uns entgegen. Bibliotheks- wie Muſeumsverwalter finden in ihm viel Belehrung und, wenn ihnen Mittel zur Verfügung ſtehen, die Gelegenheit, wichtige und allerwichtigſte Werke einzukaufen und ihre Sammlungen zu ergänzen. Für den Bibliophilen iſt dieſer zweite Teil wieder beſonders beachtenswert, für ihn bringt er Anregung in mehr als einer Hinſicht. U. a. werden folgende Werke angeboten: „Cronica van der hilligen Stat van Coellen", Johannes Koelhoff d. J. (3200 M); Thomas Lirar, Schwäbiſche Chronik, Ulm, Conrad Dinckmut, 1486 (3800 M); Rolevinck, Faſciculus temporum, Rougemont 1481 (9000 M). In der Abteilung „Illuſtrierte Bücher" fallen auf: Jacobus de Voragine, Leben der Heiligen, Sommerteil. Augsburg, Bämler, 1475 (1200 M); Jacobus de Voragine, Leben der Heiligen, Winterteil. Augsburg, Schoensperger, 1485 (1200 M); Hortulus roſarum de valle lacrimarum, Paris ca. 1494 (1250 M); Lancelot du Lac, Roman composé à la perpétuation des vertueux faits et geſtes de plusieurs nobles et puiſſants chevaliers qui furent au temps du roi Artus compagnons de la table ronde et ſpecialement à louange de Lancelot du Lac. Paris, Antoine Vérard, 1494 (10000 M); Ludolphus de Saxonia, Leven ons Heeren Jeſu Chriſti. Delft 1488 (4000 M). Bei den illuſtrierten Büchern des 16. Jahrhunderts ſei nur auf die Namen Hans Baldung Grien, Albrecht Dürer (darunter „Apocalypsis S. Johannis"



mit dem Preife von 3500 M), Virgil Solis, Urs Graf, Hans Holbein (darunter der „Totentanz“, Lyon 1538, für 4000 M), Thomas Stimmer, Hans Weiditz aufmerkfam gemacht, um zu beweifen, welch wertvolle Stücke zum Verkauf ftehen. Beim 17. Jahrhundert ftoßen wir u. a. auf Merians Topographia Bohemiae 1650, Topographia Galliae 1655–1661, Topographia Italiae 1688 und andere Merian-Ausgaben. Unter den illuftrierten Büchern des 18. Jahrhunderts finden fich erlefene Stücke wie: Boccaccio, Il Decamerone, 5 Bände, Paris 1757, mit Illuftrationen von Gravelot, Boucher, Eifen ufw. (3000 M); Lafontaine, Contes et nouvelles en vers. Paris, de l'imprimerie de P. Didot l'Aine, 1795 (10000 M); Lafontaine, Fables avec figures gravées par M. M. Simon et Coiny, Paris, Didot l'ainé, 1787 (4000 M); Racine, Oeuvres, Paris 1768 (5000 M). Auch die Abteilung „Incunabeln“

weist bemerkenswerte Stücke auf, so z. B.: Chrysostomus, De providentia Dei, Alost 1487 (4000 M); Pater noster, Augsburg, Johann Keller, ca. 1478 (3000 M); Philelphus, Convivia, Casale ca. 1477 (3500 M); Petrus Comestor, Historia scholastica, Chambéry ca. 1485 (8000 M); Bartholomaeus de Platina, De honesta voluptate. Cividale 1480 (3000 M); Augustinus, De anima et spiritu, etc. Lauingen 1472 (4000 M); Thomas de Aquino, Summa de articulis fidei, Mainz ca. 1459 (20000 M); Cracovia, Dialogus rationis et conscientiae, Mainz ca. 1459 (16000 M); Thomas de Aquino, Summa theologica, Mainz, Schoeffer, 1471 (3000 M); Henricus de Erp, Speculum decem praeceptorum Dei, Mainz, Schoeffer, 1474 (3000 M); Gerson, Opusculum tripartitum. Marienthal ca. 1468 (6600 M); Caeremoniale Benedictinum Bursfeldense, Marienthal ca. 1468 (6600 M); Sandeus, Commentarii de exceptionibus, Pescia 1489 (5000 M) usw. Selten habe ich eine solche Fülle von allerseltensten Stücke zusammen gesehen wie in diesem Katalog. Druckorte, die man kaum hört, sind hier mit allerbesten Drucken vertreten. Was noch folgt: Italienische Literatur (darunter Dante, Divina commedia. Venezia 1477 zu 4500 M, dasselbe 1491 zu 3000 M, Petrarca, Trionfi e Sonetti, Venezia 1490 zu 2500 M), Judaica et Hebraica (darunter Salomon Rabbi, Teschubot Scha'alot, Rom ca. 1478 zu 7000 M; Tuberinus, De Simone puero, Augsburg 1475 zu 3600 M) und schließlich die Abteilung „Kostüme und Feste" wäre weiterer ausführlicher Erwähnung wert, der uns zur Verfügung stehende Raum gestattet aber dies nicht. Wir können nur noch auf die 48 prächtigen Tafeln aufmerksam machen, die diesem Lagerkatalog, der von größtem Wert ist, beigefügt sind.

Das Antiquariat **Weiß & Co., München,** Karolinenplatz 1, bringt seinen „Catalogus quintus" der „Librorum rarorum Saec. XV—XIX" auf den Markt. Ein kurzes Vorwort ist zur Einführung beigegeben. Daß wir auf dieses besonders hinweisen, hat seinen Grund darin: Die Firma sagt selbst, daß sie den „rechten Kontakt mit der neuen Käuferschaft zu gewinnen versucht". Es ist richtig: die Sammlerschaft von heute ist verschieden von der Sammlergeneration der Vorkriegszeit. Der Katalog ist in jeder Beziehung ein Meisterstück. Jeder Bücherfreund kann nur seine Freude an ihm haben. Er ist auch ein Beweis dafür, wie heute Kataloge hervorragende Hilfsmittel für die Buchkunde sein können nicht nur für den Augenblick, sondern auch für lange Zeit. Nr. 1 – 8 sind „opera manu conscripta". Schon die Nr. 1 nimmt unser Interesse in Anspruch; es ist eine Sammlung von 77 Einzelblättern und Bruchstücken aus Pergamenthandschriften des 9. bis 15. Jahrhunderts, eine einzigartige Sammlung, die eine Veranschaulichung der Entwicklung des Schriftduktus der mittelalterlichen Schreiberschulen bietet, wie man sie nicht so leicht wieder irgendwo beisammen findet. Nr. 9 – 47 sind Inkunabeln. Unter ihnen befinden sich z. B.: Biblia latina Venetiis, Simon Bevilaque, 1498 (950 M) mit Holzschnitten, die der Malermi-Bibel entnommen sind; Cronica van der hilliger Stat va Coelle, Coloniae, Johannes Koelhoff jun. 1499 (3000 M); Livius, Historiae Romanae decades, italice, Venetiis, Joh. Rubeus Vercellensis imp. Lucant. Giuntae, 1493 (2600 M); Petrarca, Trionfo. — Sonetti e canzoni, Venetiis, Bartholomeus de Zanis, 1497 (1800 M); Schedels Weltchronik, deutsche Ausgabe, Anton Koberger, 1493. wird mit 1200 M angeboten; der schöne Druck „Spiegel menschlicher Behaltnis", Augustae Vindel., Petrus Berger, 1489, ist in einem besonders schönen Einband vorhanden (3600 M). Den Inkunabeln folgen unter den Nummern 48—107 Holzschnittwerke. Auch hier Stücke von besonderem Wert, so das „Geschlechter Buch" von Jost Amman, verschiedene Bibeln, eine Anzahl Boccaccio-Ausgaben mit Holzschnitten von Hans Schäuffelin, Hans Burgkmair, Hans Weiditz, Jörg Breu und anderen, Ausgaben von Geiler von Kaisersberg und zahlreiche Holzschnittwerke der verschiedensten Offizinen. Nr. 108 — 130 bringt Americana mit viel interessanten und reizvollen Büchern, wie auch die Abteilungen „Geographica" (Nr. 131 – 153), „Historia" (Nr. 154—175), „Opera medicinalia" (Nr. 176—300) Höchstbeachtliches aufführen. Auch unter der Abteilung „Varia" findet sich noch manches bemerkenswerte Buch. Die beigefügten Register sind nicht minder wie die angehefteten Bildtafeln lebhaft zu begrüßen. Letztere zeigen wieder, wie sehr die Antiquare von heute ihre Aufmerksamkeit dem Bucheinband zuwenden, eine erfreuliche Tatsache, die unserer Buchkunde mehr und mehr zu Nutzen kommen wird.

Eine Überraschung bietet Katalog 37 von **Karl & Faber, München,** Max Josef-Straße 7: „Seltene und wertvolle Bücher, Pergament-Manuskripte, Holzschnittbücher des 15. und 16. Jahrhunderts, alte Pressendrucke." Schon die Ausstattung des Katalogs zeigt uns, daß er uns etwas zu sagen hat. Druck, Papier, Abbildungen usw. treten uns in bester Ausführung entgegen, und der Inhalt: er macht den Katalog zu einem Wert von bleibender Bedeutung. Zu der Abteilung „Pergament-Manuskripte" sind schöne Tafeln beigegeben, die für die Geschichte der Initiale recht interessant sind. Die Abteilung „Holzschnittbücher



Aus: Baer, Lagerkatalog 750.

des 15. und 16. Jahrhunderts" ist reich an edlen Gaben. Wir finden hier die „Ringerkunst" von Fabian von Auerswald (3800 M) mit dem prachtvollen Porträt und den schönen blattgroßen Holzschnitten, die von Lucas Cranach stammen. Die geflügelte Schlange verrät die Urheberschaft. Wir finden die „Neunte Deutsche Bibel" (Ist die Rechnung richtig? Warum wird die Arbeit über die deutschen Inkunabel-Bibeln von Schramm nicht zitiert?), Nürnberg 1483, zum Preise von 5800 M. Wir finden die „Hynerotomachia Poliphili" des Aldus Manutius (6750 M), ein vom wahren Bücherfreund sehr gesuchtes Buch; wir finden so manches weitere Buch, bei dem wir über den billigen Preis sehr erstaunt sind. Noch sind die Tage nicht gekommen, die diesen Büchern ihren wirklichen Wert zurückgeben? Die Inkunabeln verdunkeln mit ihren illustrierten Büchern noch vieles, was nach ihnen geschaffen wurde. Das „Leben Jesu Christi", Straßburg 1508, (4800 M) mit seinen

39 prachtvollen, blattgroßen Holzſchnitten von Urs Graf und Wächtlin taucht vor uns auf, Seltenheiten wie Primaleon, Venedig 1534, (3800 M) werden uns angeboten. Und dann die Abteilung „Alte Preſſendrucke“, der Bücherfreund ſehe ſelber nach: Aldinen, Giunta, Platiniana, Elzeviere, Bodoni uſw., dieſe Namen mögen genügen! Der Katalog iſt in jeder Beziehung der Beachtung des Bücherfreundes, des Bücherſammlers, der Bibliotheken und Muſeen beſonders zu empfehlen.

Auf das Lagerverzeichnis 213 von **W. Weber,** G. m b. H., **Berlin** C 8, Charlottenſtr. 48, möchten wir unſere Leſer beſonders hinweiſen. Es iſt betitelt „Zur Geſchichte und Kultur deutſcher Städte, Dörfer, Klöſter“. Unter den 1566 Nummern iſt manches Buch, was wertvoll iſt und ſelten mehr auf den Markt kommt.

Karl W. Hierſemann, Leipzig, Königſtr. 29, verſchickte ſeinen Katalog 592 „Oſtaſien“, der außerordentlich reichhaltig iſt. Schon die allgemeine Literatur iſt mit 206 Nummern vertreten. Ein zweiter Abſchnitt bringt Literatur über China, ein dritter über Indo-China, ein vierter über Tibet. Dann ſchließt ſich 5. Korea und 6. Japan an. Schließlich ſind eine ganze Reihe Zeitſchriften aufgeführt mit wertvollen Serien. Dieſer China-Katalog wird weithin Intereſſe erwecken.

Martin Breslauer, Berlin W 8, Franzöſiſche Str. 46, und **Leo Liepmannſohn, Berlin** SW 11, Bernburger Straße 14, bringen den zweiten Teil der Muſikbibliothek Dr. Werner Wolffheim zur Verſteigerung. Der Textband zählt nicht weniger als 576 Seiten. War ſchon Textband und Tafelband des erſten Teiles ſelbſt für den, der „Beſcheid“ wußte, eine Überraſchung, ſo gilt das in mancher Beziehung für den zweiten Band in erhöhtem Maße. 45 Nummern Manuſkripte, darunter ein Codex von der Reichenau, in dem auch über die

N · uos legis/ vnde tibi ſi q̄ras forte libelli
M ittantur · preſſos dat baſilea ſcias;
H anc facit egregiam Rheni nunq̄ moritura
F ama · ſimul ſtudij gloria clara ſui ·
T erra ferax pecorū/cerere et bachoq; referta
E ſt tamē hoc aliquid · aſſociaſſe ſibi
A rtem preſſure quanquam moguūcia finxit
E limo traxit hanc baſilea tamen
L ittera quecunq; eſt hoc toto codice preſſa/
M endas nec habuit dictio crede mihi
A rs ſolet interdum nature vincere vires
E t pedibus fame iungere ſepe pedes
G aſparine tuas laudes poſt triſtia fata/
P reſſores noſtri pcelebres faciunt
N omina ſi cupias Mihahel cognomine wenßler
H uic opis ſocius Biel Fridericus erat
M ittimur intotum decus inſignis baſilee
O rbem · qui paruus non ſumꝰ vrbis honor

Herstellung goldgeschmückter Manuskripte gehandelt wird, eröffnen den Reigen; dann eine Sammlung von Tabulaturen in Handschrift, 34 Nummern zählend. Die Abteilungen der Musikgeschichte und Musikbiographie zeigen in ihrer Geschlossenheit, wie ernst es dem Sammler um seine Bibliothek zu tun war. Vokalmusik und Oper sind sehr gut vertreten. Besonders hingewiesen sei auf die Textbücher und Schriften über Festlichkeiten, zumal diese vielfach zeitgenössische Szenenbilder in reizvollen Kupfern enthalten. Im Vorwort erfahren wir näheres, wie Dr. Wolffheim zu der oder jener geschlossenen Serie kam. Man kann es den beiden versteigernden Firmen nur danken, daß sie dem Katalog dieses Vorwort beigegeben haben. Der Katalog hat in jeder Beziehung bleibenden Wert, was auch für den Tafelband gilt.

Bulletin XVII von **L'art ancien S. A.,** Dealers in rare books, **Zürich,** Pelikanstr. 8, führt den Titel: Incunabula, Early Illustrated Books, Music, Medicine and Natural Sciences. Auf 184 Seiten sind 400 Werke angeboten. Eine Reihe guter Abbildungen ist beigegeben. Zwei Register ermöglichen schnelle Übersicht. Man ist erstaunt, wieviel Schönes zum Verkauf steht. Unter den 124 Inkunabeln ist manch seltenes Stück, so Dantes Divina Commedia. Brescia, Boninus de Boninis, 1487; Gafori, Practica musicae, Mailand 1496; der Hortus sanitatis, deutsch, Mainz 1485, Peter Schoeffer usw. Auch unter den illustrierten Büchern des 16. Jahrhunderts findet sich manch Beachtenswertes, wie auch die Abteilung „Musik" durch ihre Reichhaltigkeit überrascht.

Auf **Ferdinand Schöningh's (Osnabrück)** Katalog 257 soll besonders aufmerksam gemacht werden. Er enthält Drucke des 15.—18. Jahrhunderts, darunter eine ganze Reihe von Seltenheiten. Daß ein gutes Register beigegeben ist, werden viele dankbar begrüßen.

G. Heß Antiquariat (München, Briennerstr. 9) hat in seinem Katalog 33 sehr Bemerkenswertes zusammengestellt: Manuskripte XI.—XV. S., Inkunabeln, Holzschnittbücher, Einbände usw. Auf den Druck „S. Hieronymus, Le vitae di sancti padri", Nr. 32, eine unbekannte Inkunabel, sei besonders hingewiesen. Nicht weniger bemerkenswert ist der Hortus Sanitatis von Johann Schönsperger 1499. Die Kölner Chronik von Koelhoff d. J. aus dem Jahre 1499 wird mit 2400 M angeboten. Valturius, De re militari mit seinen schönen Holzschnitten ist mit 4500 M ausgezeichnet.

Das Antiquariat **Geibel & Hohl** in **Göttingen,** Weenderstr. 68, übersandte uns seinen Katalog 178 „Alte Drucke, Inkunabeln, Illustrierte Bücher, Seltenheiten, Kunst". Er enthält 843 Nummern; Nr. 308—325 sind Inkunabeln. Leider ist der Katalog dadurch etwas unübersichtlich, daß sämtliche Bücher in einem Alphabet aufgenommen sind und Abteilungen fehlen.

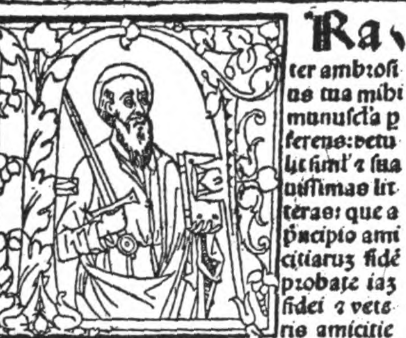
Herbert Bittner, Rome, Librairie Ancienne, 4° Corso d' Italia, bietet in seinem Katalog 11 „Varia" recht beachtenswerte Stücke zum Verkauf. Die „Table des matières", die in alphabetischer Reihenfolge vorausgeschickt wird, ist recht dankenswert und ermöglicht einen schnellen Überblick.

Gilhofer & Ranschburg, Wien I, Bognergasse 2, hat mit Katalog Nr. 215 wieder etwas herausgegeben, was dem Antiquariat alle Ehre macht. Der 168 Druckseiten starke Katalog ist in jeder Beziehung eine Leistung. Er enthält „eine Sammlung von seltenen Inkunabeln und illustrierten Drucken des 16. Jahrhunderts", außerdem Americana, schöne Einbände, französische Bücher des 16. und 17. Jahrhunderts, Botanik und Zoologie, Geschichte, Topographie, Reisen, illustrierte Bücher des 18. Jahrhunderts. An der Spitze findet sich ein Blatt der 42-zeiligen Bibel zum Preise von 1500 Schweizer Franken; es folgt ein Blatt des Durandus 1459 ebenfalls zu 1500 Schweizer Franken, ein Fragment des Catholicon von 1460 zu 400 Fr., 2 Blätter aus der Biblia latina von 1462 zu 750 Fr. Mit Nummer 7 setzen die Incunabeln als solche ein, darunter die Biblia Latina von Eggestein (5000 Fr.), die Biblia Latina von Rusch (9500 Fr.), Brant, Navis stultifera, Basel 1498 (3000 Fr.), Breidenbachs Peregrinationes in Terram sanctam, Speyer 1490 (8500 Fr.). Beachtenswert sind „Libro di Mercatantie", Florenz c. 1496 (2400 Fr.); Jacob Ben Ascher, Arba Turim 1490 (6000 Fr.); Ketham, Fasciculus Medicinae 1495 (7000 Fr.); Ptolemaeus, Cosmographia, Ulm 1482 (16000 Fr.): Kobergers „Schatzbehälter" Nürnberg 1491 (8000 Fr.) und andere Inkunabeln. Man wundert sich immer nur, woher die Inkunabeln immer wieder auf den Markt kommen. Gilhofer & Ranschburg haben ein zweifelloses Verdienst, aus den verborgensten Quellen unermüdlich Bestes und Allerbestes auf den Markt zu bringen. Das gilt auch für die Bücher des 16. Jahrhunderts. Wir nennen in dieser Beziehung nur Werke wie die Biblia Graeca, Venedig 1518 (2000 Fr.), Holbeins

Prologus in bibliam

¶ Incipit Epistola Beati Hieronimi ad Paulinum presbyterum de omnibus diuine historie libris. I.





Ra, ter ambrosius tua mihi munuscula pferens: detulit simul ꝛ suauissimas litteras: que a pncipio amicitiarum fidē probate iam fidei ꝛ veteris amicitie noua preferebant. Uera .n. illa necessitudo ē ꝛ christi glutino copulata: quam nō vtilitas rei familiaris: nō presentia tm̄ corporū: non subdola ꝛ palpās adulatio: sȝ dei timor ꝛ diuinarum scripturarum studia ꝯciliant. Legimus i veteribus historijs: quosdam lustrasse puincias nouos adijsse pplos: maria trāsijsse: vt eos quos ex libris nouerant: coram quoqȝ viderēt. Sic pythagoras mēphiticos vates: sic plato egyptū ꝛ archytā tarētinū: eāqȝ orām italie que quondā magna grecia dicebať: laboriosissime pagrauit: vt q athenis magr̄ erat ꝛ potens: cuiusqȝ doctrinas achademie gymnasia psonabant: fieret peregrinus atqȝ discipulꝰ: malēs aliena verecunde discere qȝ sua ipudēter [illegible]ere. Deniqȝ cū litteras quasi toto orbe fugientes persequtur captus a piratis ꝛ venūdatus: tyrāno crudelissimo paruit: ductus captiuus vinctus ꝛ seruus: tamē qȝ phĭlosophus maior mēte se fuit. Ad titū liuiū lacteo eloquētie fonte manantē de vltimis hispanie galliarumqȝ finibus: quosdā venisse nobiles legimus: ꝛ quos ad ꝯtēplationem sui roma nō traxerat: vnius hois fama perduxit. Habuit illa etas inauditū oibus seculis celebrādūqȝ miraculū: vt vrbē tantā igressi: aliud extra vrbē quererent. Apollonius siue ille magus: vt vulgus loqtur siue phĭlosophꝰ: vt pythagorici tradūt intrauit psas: ptrāsiuit caucasum: albanos: scythas: massagetas opulētissima indie regna penetrauit: ꝛ ad extremū latissimo physon amne transmisso peruenit ad brachmanas: vt hiarchā in throno sedētem aureo ꝛ de tantali fonte potātem: inter paucos discipulos: de natura: de moribus: ac de cursu dierū ꝛ siderum audiret docentē. Inde p elamitas: babylonios: chaldeos: medos: assyrios: pthos: syros: phenices: arabes: palestinos: reuersus ad alexandriam perrexit ad ethiopiā vt gymnosophistas ꝛ famosissimā solis mēsam videret in sabulo. Inuenit illē vir vbiqȝ qđ disceret: ꝛ semp pficiēs: semper se melior fieret. Scripsit sup hoc plenissime octo voluminibus philostratus. II.

Quid loquar de seculi hoibus cū apostolus paulus: vas electiōis ꝛ magister gentiū: qui de ꝯscientia tanti in se hospitis loquebatur dicens. An experimentū queritis eius q in me loqtur xp̄s: post damascum arabiāqȝ lustratā: ascendit hierosolymam: vt videret petrū: ꝛ māsit apud eū diebus quindecim. Hoc .n. mysterio hebdoadis ꝛ ogdoadis futurus gentium predicator instruēdus erat. Rursum post annos quattuordecim assumpto barnaba ꝛ tito: exposuit cū aplis euāgelium: ne forte i vacuū curreret aut cucurrisset. Habȝ nescio qd latentis energie viue vocis actus: ꝛ i aures discipuli de auctoris ore trāsfusa fortius sonat. Unde ꝛ eschynes cū rhodi exularet ꝛ legeretur illa demosthenis orō: quā aduersus eū habuerat mirantibus cunctis atqȝ laudātibus: suspirans ait. Quid si ipsā audissetis bestiā: sua verba resonātē. III

Nec hoc dico: qȝ sit aliqd i me tale qđ vel possis a me audire: vel velis disce

Act. 9. c.
i. Thi. 2. b
2. Cor. 13. a
Gal. i. d.
Ibidem. 2. a.

„Historiarum Veteris Testamenti icones“ vom Jahre 1543 (1200 Fr.), das Lyoneser „Missale ad usum romane ecclesie“ 1505 (7500 Fr.), den Theuerdank von 1519 (2500 Fr.). Viel beachtenswertes birgt die Abteilung „America“. Der Freund des Bucheinbandes wird die Nummer 183 ff mit besonderem Interesse verfolgen. Auch die weiteren Abteilungen bringen dem Bücherfreund Stücke von erlesener Schönheit, wie z. B. Molière, Oeuvres avec des remarques grammaticales des avertissements et des observations sur chaque pièce par M. Bret, Paris 1773 (5000 Fr.).

Bücherbesprechungen.

Löffler, Karl: Einführung in die Handschriftenkunde. Leipzig: Hiersemann 1929. 214 S.

Man wird die Zahl derer kaum überschätzen können, die nach diesem Buch greifen, wie ein Hilfloser nach der rettenden Hand. Nicht als ob wir mit Arbeiten über einzelne Teile oder das Gesamtgebiet der Handschriftenkunde nicht gesegnet wären; aber wo ist der Führer durch die Fülle der Literatur, die vor allem dem Anfänger so schwer zu verarbeiten ist, wo der Überblick über alle Teile, die zur Kenntnis des Handschriftenwesens gehören, wo die zuverlässige, aufs Nötigste zusammengedrängte und trotz beidem lesbare, ja mitreißende Darstellung? Wo das von einem bibliothekarischen Fachmann geschriebene Buch, welches auch den im Handschriftenwesen Ungeübten zur Beschreibung von Handschriften befähigt? Ich habe seit Paul Lehmanns Lateinischer Paläographie nichts gelesen, was so viel schriftkundiges Wissen in so straffer Form vereinigt, kenne kein Sondergebiet der Bibliotheksverwaltung, das sich einer solchen Einführung rühmen könnte. Man muß Häblers ähnlich gedachte, in gleicher Ausstattung erschienene Inkunabelkunde daneben halten, um Wert und Leistung dieser Handschriftenkunde voll zu ermessen.

Der Verfasser schreibt als Bibliothekar hauptsächlich für Bibliothekare. Man braucht nicht erst dies Buch gelesen zu haben um zu wissen, daß er gerade bibliothekarischer Fachmann auf dem Gesamtgebiet der Handschriftenkunde ist. Umso mehr muß man ihm danken, daß er dies sein Fachwissen der Allgemeinheit und vor allem dem bibliothekarischen Nachwuchs zur Verfügung stellt, was man aus ebenso berufenem Munde bisher noch nicht gehört hat, ja erst jüngst wieder durch eine allzu sparsame Einleitung enttäuscht worden ist. Wie aktuell das Thema des Handschriftenkataloges ist, beweist ein Vortrag auf dem diesjährigen Bibliothekartag; wie wenig zufriedenstellend man es behandeln kann, wissen die Hörer eben dieses Vortrages. Man war bis jetzt, einige viel zu kurze Anweisungen ausgenommen und wenn man von den Vorschriften der preußischen Akademie für die Katalogisierung der mittelalterlichen deutschen Handschriften absieht, so gut wie ganz auf das eigene Urteil und auf die Benützung publizierter Kataloge als Vorbilder angewiesen, wenn man als Bibliothekar oder Gelehrter vor die Aufgabe, Handschriften zu katalogisieren, gestellt war. Über alle dabei auftauchenden Einzelfragen mußte man sich an getrennten Stellen orientieren, mußte versuchen für die Fragen der äußeren Ausstattung aus Wattenbachs Schriftwesen das Wesentliche herauszufinden, mußte für die Schrift die entweder oberflächlichen oder für rasche Orientierung zu schwierigen, meist auch nicht alle Zeiträume gleich ausführlich behandelnden paläographischen Darstellungen durcharbeiten, und ähnlich war es wohl für jedes Teilgebiet der Handschriftenkunde. Dem erfahrenen Handschriftenverwalter ist dies natürlich kein Grund, für sich ein solches Buch zu wünschen; aber den vielen frisch ins Bibliothekswesen Eintretenden, die oft von ganz fernstehenden Wissenschaften herkommen und doch über diesen Zweig bibliothekarischer Verwaltungsarbeit ein gewisses Maß von Kenntnissen ausweisen müssen, die an mittleren und kleineren Bibliotheken, wo ein ausgesprochener Handschriftenfachmann nicht angestellt sein kann, plötzlich vor die Aufgabe gestellt sind, Handschriften zu verwalten und zu beschreiben, all denen tat ein solcher Führer not und all diese werden mit Freuden sich ihm anvertrauen und können es getrost. Und das sind nicht die einzigen! Nicht umsonst betont der Verfasser, wie schwer es für den angehenden Wissenschaftler in jeder nur irgendwie historisch-quellenmäßig eingestellten Disziplin ist, sich in die äußere Form, in welcher mittelalterliche schriftliche Quellen erhalten sind, hineinzufinden; mit vollem Recht betont er aber auch die Notwendigkeit, bei allen derartigen Studien der mittelalterlichen Handschrift mit kritischem Können gegenüberzustehen. Für alle diese Studien ist Löfflers Handschriftenkunde eine zuverlässige Einführung. Denn die in den Vordergrund gestellte Erläuterung, wie Handschriften zu beschreiben sind, ist bei

jedem einzelnen Punkt hiſtoriſch durchgeführt, ſodaß nicht nur dem Bibliothekar und Handſchriftenbeſchreiber eine Anweiſung gegeben wird, ſondern auch jeder andere, der ohne große Erfahrung auf dieſem Gebiet zu tun hat, Antwort auf ſeine Fragen findet.

Der Lesbarkeit kommt es ſehr zuſtatten, daß auf einen Anmerkungsapparat faſt ganz verzichtet wurde. In dieſer Einführung iſt mit großer Beherrſchung wirklich nur das Allerwichtigſte genannt; nur bei den neueſten Erſcheinungen iſt dankenswerter Weiſe eine kleine Ausnahme gemacht. Es iſt dies nicht der einzige Beweis, daß der Darſtellung der neueſte Stand der Wiſſenſchaft zugrunde liegt. Man erfährt z. B., daß mithilfe der Statiſtik die bisher unumſtrittene Vorrang-Stellung der Münchener Staatsbibliothek zugunſten von Berlin erſchüttert iſt. Als Belege angeführte Einzelheiten ſind meiſt dem Sonderarbeitsgebiet des Verfaſſers entnommen, wodurch ihre Beweiskraft beſonders ſtark empfunden wird. Klarer Blick und Unterordnung unter die Sache, der er dient, offenbart ſich in des Verfaſſers Freimütigkeit, mit der er von Mängeln der bibliothekariſchen Handſchriftenverwaltung ſpricht. Das gilt beſonders für den allgemeinen Abſchnitt, in dem vom Wert der Handſchriften, von Anlage und Mängeln der Kataloge die Rede iſt. Die wiſſenſchaftliche Öffentlichkeit muß auf dieſe Mängel aufmerkſam gemacht werden, damit ſie ſelbſt auch wieder die Schwierigkeiten beurteilen kann, mit denen ſowohl die Handſchriftenbibliotheken wie die auf Benützung von Handſchriften angewieſenen Gelehrten zu kämpfen haben. Hier hätte es nahe gelegen, auf das Vorbild hinzuweiſen, das Frankreich in ſeinen abgeſchloſſen veröffentlichten Handſchrifteninventaren gegeben hat. Ein derartiger Appell an die Wiſſenſchaft iſt vielleicht wirkungsvoller als Denkſchriften an die vorgeſetzten Behörden, in denen die Notwendigkeit gedruckter Handſchriftenkataloge überzeugend dargetan wird — um weiterhin als Notwendigkeit beſtehen zu bleiben.

Ein Kapitel iſt dem mittelalterlichen Einband — die ganze Darſtellung behandelt nur mittelalterliche Handſchriften — gewidmet: ein Abriß der geſchichtlichen Entwicklung neben einer Beſchreibung der techniſchen Einzelheiten. Vielleicht iſt das Auftreten der Verwendung von Pappdeckel für den Einband doch etwas zu ſpät angeſetzt; jedenfalls findet ſich auch außerhalb Spaniens ſchon im 15. Jahrhundert zuſammengeklebte Makulatur als Deckelmaterial. Die blindgepreßten Bände des 12. Jahrhunderts ſind nach den neueſten Feſtſtellungen nicht nur in England entſtanden (S. 37). Auch die Zuweiſung auf dem Rücken blind gepreßter Einbände nur von Erfurt hätte vorſichtiger ausgeſprochen werden müſſen: auch für Nürnberg gilt dieſe Eigentümlichkeit, wenn auch mit verſchiedenen Stempeln (S. 39). Die hiſtoriſche Darſtellung wird bis zu Jakob Krauſe geführt, der freilich mit dem Handſchrifteneinband wenig zu tun hat; viel mehr üblich war das Neubinden mittelalterlicher Handſchriften in den Jahrhunderten der großen privaten Bibliophilen und deshalb hätten die großflächigen roten Maroquinbände mit Goldrandung und höchſtens noch Supralibros einen Hinweis verdient.

Weitere Kapitel behandeln Schreibſtoff, innere Einrichtung und Schrift. Die erſtgenannten Abſchnitte enthalten vor allem techniſche und methodiſche Hinweiſe von hohem kritiſchem Wert; der in dem Schriftkapitel gegebene Überblick über die Entwicklung der Schrift in den mittelalterlichen Handſchriften iſt das zur Einführung in die Paläographie Geeignetſte, was bisher geſchrieben iſt. Ohne den Problemen auszuweichen, führt Löffler mit ruhiger Sachlichkeit auf gangbarem Pfad durch das Geſtrüpp der üppigen Literatur des Gebietes. Die Rezepte zur Altersbeſtimmung, die es gibt, erhalten ihren Wert durch die hiſtoriſche Fundierung, die Einreihung der Einzelerſcheinung in die Geſamttendenz der Schrift. Vor allem die Zeit nach der Blüte der karolingiſchen Minuskel — die Löffler romaniſch nennt — und die gotiſche Zeit werden ausführlich gewürdigt, zum erſten Mal in einer der Behandlung früherer Schriftperioden angemeſſenen Weiſe, in berechtigter Rückſicht auf die Bedeutung gerade der hoch- und ſpätmittelalterlichen Schrift für die Handſchriftenkunde. An dieſen Stellen wird ſo recht deutlich, mit welchem Blick für die Praxis der Bibliotheken und die Bedürfniſſe der Wiſſenſchaft von heute das Buch geſchrieben iſt. Ein Überblick über Leitbuchſtaben einzelner Jahrhunderte und charakteriſtiſche Formen einzelner Buchſtaben beſchließt den Schriftabſchnitt, der wohl am meiſten zu Rate gezogen werden wird. Ähnlich meiſterhaft iſt das Kapitel über die künſtleriſche Ausſtattung mit Miniaturen und Initialen. Man wird auch hier allerdings auf die Möglichkeit verweiſen, grundlegende Spezialwerke, etwa jetzt Goldſchmidt, zu leſen — was freilich für die Initiale nicht ſo einfach iſt wie für die Miniatur —; dagegen wird dem letzten Kapitel, das vom Text handelt, nichts ähnliches an die Seite zu ſtellen ſein. Dankbar nimmt man vor allem die Kriterien für verſchiedene Bibelfaſſungen,



die Aufzählung und Beschreibung der kirchlichen Handschriften auf. Auch hier ist außer dem Inhaltlichen die äußere Erscheinungsform berücksichtigt, die Art der Überschrift etwa, das Initium und das Explicit, stets unter dem Gesichtspunkt der Verzeichnung für Handschriftenkataloge. Bei der Behandlung der Erwähnung aller Veröffentlichungen aus einer bestimmten Handschrift und über sie wird auch die Frage gestreift, wie die wissenschaftliche Welt, speziell die besitzende Bibliothek, sich diese Angaben verschaffen kann; es ist wohl zu optimistisch gesprochen, wenn an allen Bibliotheken mit nennenswerten Handschriftensammlungen sichere Maßnahmen dazu vermutet werden. Es wird wohl lange so bleiben, wie es kurz davor ausgesprochen ist, daß der gute Wille der Handschriftenbesitzer die Hauptrolle dabei spielt. Nur eine erstrangige bibliographische Zentrale könnte die Überwachung besorgen und die Mitteilung an die betreffenden Bibliotheken übernehmen. Über ein Register der Handschriftenbenutzer wird (neben der Einzeichnung der Benutzer in die einzelne Handschrift) auch eine große Handschriftensammlung im allgemeinen nicht hinauskommen. Auf die technischen Einzelheiten solcher Fragen einzugehen liegt nicht im Plan des Buches; man könnte sonst vieles aufzählen, was man vermißt: Handschriftenpflege, Schutz gegen Insekten und Parasiten, gegen Zerfall des Papiers und was der Dinge mehr sind, die nur den bibliothekarischen Fachmann interessieren.

All diese Fragen sind mit der Überlegenheit des kritischen Kenners ausgewählt: so sind der Palimpsestphotographie einige Seiten gewidmet, da ihre Bedeutung bei keiner Spezialwissenschaft Halt macht. Am Ende stehen statt ausführlicher Regeln ein paar gut gewählte Proben von Handschriftenbeschreibungen aus veröffentlichten Katalogen verschiedener Art. Ein Buch, das mit solch besonnenem Urteil einen vielseitigen Stoffkomplex zum ersten Mal meistert, das bei aller Vorsicht im Ausdruck die sichere Führung des Kenners zeigt, wird erfolgreich seinen Weg gehen. Schreiber.

Kuhlmann, Fritz. **Die Kunst der Feder.** (Dekorative Schrift, Federornament und bildhaftes Gestalten im Geiste der Arbeitsschule und der künstlerischen Erziehung.) Zweite, sehr bereicherte Auflage [3. und 4. Tausend], unter besonderer Berücksichtigung der neuzeitlichen Strömungen. Mit vielen, zum großen Teil farbigen Schüler- und Künstlerarbeiten. Dürrsche Buchhandlung. Leipzig. 1929. 116 S. 8°.

Fritz Kuhlmann ist unsern Lesern kein Unbekannter. Ist er doch Mitarbeiter an unserem „Archiv für Schreib- und Buchwesen" und hat in ihm schon manche wichtige Anregung gegeben. So werden viele es begrüßen, daß er sein Buch „Die Kunst der Feder" nun in neuer Auflage herausbringen konnte, und zwar in einer Ausstattung, die wir besonders dankbar hervorheben möchten. Einband, Geleitwort, Einleitung und Schluß und die Kapitelüberschriften sind in Kuhlmannschen Zügen geschrieben und sagen damit mehr als viele Worte, was Kuhlmanns Arbeit bedeutet. Die Einleitung handelt von der Feder und ihrer Kunstkraft. In neun Kapiteln wird dann der Stoff behandelt. (1. Kapitel: Vom kunsterzieherischen Wert der Schrift. 2. Kapitel: Vom Werdegang der Schrift. 3. Kapitel: Von den Problemen und Prinzipien des Unterrichts. 4. Kapitel: Die Praxis des kunsterziehlichen, arbeitsschulgemäßen Unterrichts. [Antiqua, Lateinschrift; gerundete Antiqua, Unziale; gebrochene Schrift, Gotisch; geschweifte Schrift, Fraktur; Schriftausdruck der neuesten Zeit.] 5. Kapitel: Die Entwicklung der Verkehrs- zu einer dekorativen Schrift. 6. Kapitel: Besondere Uebungen der Geschmacksbildung. 7. Kapitel: Vom Federornament und bildhaftem Gestalten. 8. Kapitel: Praktische Verwertung der Federkunst in Schule und Leben. 9. Kapitel: Über Schreibgeräte und anderes.) Schluß: Schriften, deren Studium zu empfehlen ist. Jedem Kapitel sind wertvolle Beispiele, zum Teil auch Gegenbeispiele beigegeben, so daß auch dadurch das Buch eine ganz besondere Anerkennung fordert. Wir wünschen, daß das Buch möglichst viel beachtet und studiert wird. Die Gleichgültigkeit weiter Kreise gegenüber unserer Schrift muß verschwinden, das sind wir uns und unserer Kultur schuldig.

Ett Göteborgstryckeris Första kvartssekel Isacsons 1903—1928. Utgiven av Oscar Isacsons Boktryckeri Aktiebolag, Göteborg. 1928. 96 S. 4°.

Eine prächtig ausgestattete Jubiläumsschrift, deren zum Teil vierfarbiger Bilderschmuck besondere Beachtung verdient, weil er mehr als viele Worte einen trefflichen Einblick in die Arbeit der Jubiläumsfirma gibt. Der Abschnitt „Bok- och Reklamtryck" ist besonders instruktiv. Die beiden Abschnitte „Om Gutenbergs Konst" und „Om Senefelders Konst" sind mit den Bildern Gutenbergs bezw. Senefelders geschmückt. Das Buch ist keine der landläufigen Jubiläumsschriften, sondern bietet mehr als man gemeinhin erwartet, so daß wir gern darauf aufmerksam machen.



College Training in Printing. Department of Printing Carnegie Institute of Technology Pittsburgh, Pennsylvania 1928.

Der Bericht beginnt mit einer warmen Empfehlung des Druckerberufes. Gute Typographen ſeien ſo geſucht, daß die jungen Leute beim Verlaſſen der Schule ſofort führende Stellungen in der Induſtrie bekämen. Dabei könne die Schule nur einen kleinen Teil des wirklichen Bedarfs decken. — O glückliches Amerika!

1913 wurden am Carnegie-Inſtitut die erſten Kurſe für Typographie abgehalten. Daraus hat ſich allmählich eine große ſelbſtändige Schule entwickelt, beſonders als 1927 die United Typothetae of America ihre eigene Schule in Indianapolis ſchloſſen und ihre Lehrmitel und Kapital zum Ausbau des Carnegieunternehmens zur Verfügung ſtellten. Die Schule beſitzt jetzt eigene Gebäude mit gut ausgeſtatteten Unterrichtsräumen und Maſchinenſälen (u. a. etwa zwanzig Setzmaſchinen und zehn Preſſen der verſchiedenſten Typen). Außerdem bringt die Teilnahme der United Typothetae den Vorteil dauernder Fühlung mit der Induſtrie.

Die Ausbildung erſtreckt ſich auf die techniſche, kaufmänniſche und künſtleriſche Seite des Berufes. Außerdem können auch die allgemein bildenden Vorleſungen des techniſchen Inſtituts beſucht werden. Der Lehrplan iſt ſehr reichhaltig und bietet Unterricht in allen modernen Reproduktionsverfahren. Die Schule hat vier Arten von Lehrgängen. Der Hauptkurs vermittelt in vier Jahren eine Kenntnis aller Zweige des Berufes und gibt als Abſchluß den Grad eines Bachelor of Science in Printing. Daneben bieten kurze Spezialkurſe eine eindringendere Schulung auf einzelnen Sondergebieten. Ein dritter Lehrgang dient der Ausbildung von Lehrern des Buchdrucks an Handels- und Gewerbeſchulen, deren es in den Vereinigten Staaten etwa zweitauſend gibt. Schon beruflich Tätige können ſich auf einzelnen Gebieten in Abend- und Sommerkurſen weiter bilden und gelegentlich halten auch tüchtige Fachleute Gaſtvorleſungen über ihre Spezialgebiete. Reinhard Fink.

Eſcher, Hermann. **Was es in einer Bibliothek zu tun gibt.** Zürich 1928. 29 Seiten. 8°

Der vor der Geſellſchaft der Freunde der Zentralbibliothek Zürich gehaltene Vortrag feſſelt jeden, dem einmal die im Titel geſtellte Frage durch den Kopf gegangen iſt, und iſt durch ſeinen reichen ſachlichen Inhalt geeignet, die Anſichten von der Tätigkeit des Bibliothekars zu korrigieren. Bieten doch die mancherlei ſtatiſtiſchen Angaben, die meiſt dem Betrieb der Zentralbibliothek Zürich entnommen ſind, ſelbſt dem Fachmann noch mancherlei des Neuen, Intereſſanten, Verwertbaren. Denn mit vielen Beiſpielen aus der Praxis wird ein Verwaltungsapparat erläutert, der weithin als vorbildlich gelten kann; dazu kommen anregende Bemerkungen über die Aufgabe der Zentralbibliothek und mancher Hinweis auf die in ihr aufgehäuften Schätze. Wer dazu die geſchilderte Bibliothek kennt, wird außerdem noch betonen, daß die Darſtellung ohne Schönfärberei, ohne Überſchätzung des Berufes und der eigenen Leiſtung ihre Anziehungskraft ausübt. Schreiber.

Pehle, Max: **Berliner Muſeumswanderungen.** 1. Teil. L. Oehmigke's Verlagsbuchhandlung, Berlin SW 61, Gitſchinerſtr. 106a. 64 S. 8°.

Muſeumsführungen ſind nicht ſo einfach als ſie „ausſehen". Man muß ſich auf das Publikum einſtellen, das geführt werden ſoll. Das vorliegende kleine Buch widmet ſich den Schülerbeſuchen und den Laienführungen, alſo einem beſonders ſchwierigen Gebiet des Muſeumsweſens. Man kann natürlich gar manches einwenden gegen die oder jene Ausführungen, die Abſicht, die die kleine Schrift verfolgt, iſt in jeder Beziehung lobenswert. Sobald mehrere Bändchen vorliegen, werden wir ausführlicher auf ſie zurückkommen. Für heute muß eine kurze Überſicht des Inhalts genügen. Es ſind folgende Abſchnitte in dem Buch enthalten: Ein Gang durch die Ruhmestaten der Brandenburgiſch-Preußiſchen Geſchichte (Ruhmeshalle im Zeughaus); die Entwicklung der Kriegswaffen von der fränkiſchen Zeit bis in das 18. Jahrhundert (ein Gang hauptſächlich durch das 1. Stockwerk des Zeughauſes); Zur Kulturgeſchichte des Mittelalters (ein Beſuch im Märkiſchen Muſeum); ein Spaziergang durch Alt-Kölln in Alt-Berlin mit anſchließender Betrachtung der Bilder aus Alt-Berlin im Märkiſchen Muſeum; Ein Gang durch die vaterländiſche Vorgeſchichte (Märkiſches Muſeum).

Streicher, Hubert: **Die graphiſchen Gaunerzinken.** Mit 194 Textabb. Wien: J. Springer, 1928. (81 S.). Kriminologiſche Abhandlungen H. 5.

Seitdem der Kriminologie als weſentliches Hilfsgebiet der Strafrechtswiſſenſchaft in der Strafrechtspraxis größere Anerkennung zuteil wird, hat auch die Literatur auf dieſem Gebiete erheblich zugenommen. Hierzu iſt zu rechnen die Abhandlung H. Streichers, Profeſſor an der Univerſität in Wien.

Gegenstand der Abhandlung sind die graphischen Gaunerzinken, eine Bilder- und Zeichenschrift zur schriftlichen Verständigung des Gaunertums. Sie bilden den Gegensatz zu der Jadzinken-Zeichensprache, den phonischen Zinken-Warnungssignalen u. a. Etymologisch ist der Ausdruck „Zinken" von dem mittelhochdeutschen „Zinke" = „Zacke", zackiges Zeichen, der herrschenden Auffassung gemäß abzuleiten. Das Wort wird in verschiedenen, dem Gaunertum geläufigen Bedeutungen gebraucht, zuerst in einer „Rotwelschen Grammatik, eine kurtze Anleitung und Eröffnung der heimlichen, jetzt landtleufigen Bettler" u. s. w. (etwa 1515 gedruckt) und zwar als „Zinker" = Henker. Der Verfasser behandelt zunächst eingehend die Geschichte der graphischen Zinken. Nach Avé-Lallemant (das deutsche Gaunertum, Leipzig 1858—1862) sind die ersten Grundlagen in den alten Kabbalistenschriften zu suchen. Zur Verwendung der Zinken als spezifisches Verständigungsmittel des Gaunertums hat insbesondere der Umstand beigetragen, daß zur Zeit ihrer Einführung das Analphabetentum unter den Gaunern stark verbreitet war und auch ihre bandenmäßige Organisation eines schriftlichen Verständigungsmittels bedurfte. Unter den eigentlichen Quellen ist die älteste „der Mordtbrenner Zeichen vnd Losunge, etwa bey Dreyhundertundviertzig ausgeschickt..." (1540). Während die ältesten Mordbrennerzinken reinen Zeichencharakter haben, zeigen die Zinken vom Jahre 1559 schon bildmäßige Darstellung. Für das 17. und 18. Jahrhundert sind die Zinkenquellen karg. Erst die Karmayersche Sammlung (1820—1840) bringt wieder reichsten Aufschluß und abgesehen von Avé-Lallemant, der über einzelne Zinken berichtet, in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts die Schriften und Sammlungen von Hans Groß und M. Schukowitz. Der geschichtlichen Betrachtung folgt ein reichgegliedertes System der graphischen Zinken, erläutert durch ergiebige bildliche Darstellungen. Es werden die allgemeinen Gaunerzinken und dann die Sondergruppen einer Betrachtung unterzogen. Unter den allgemeinen Gaunerzinken wird zunächst die Karmayersche Sammlung eingehend behandelt und hierauf die modernen Zinken dargestellt. Die Darstellung der Karmayerschen Sammlung zerfällt in die Einzelzinken und in die zusammengesetzten Zinken. Nach kurzer Erörterung der Einzelzinken als Zinkenzeichen — sie betreffen das Alltags- und Berufsleben des Gaunertums — wendet sich der Verfasser den Einzelzinken als Bilderzinken zu. Diese weisen ausdrucksvolle Übereinstimmungen mit der Entwicklung der Schrift, insbesondere den primitiven Bilderschriften, so der altägyptischen Hieroglyphenschrift, der altchinesischen Bilderschrift Ku-wen und ferner den Analphabetenschriften auf. Im einzelnen wird nun die unmittelbare bildliche Darstellung und dann die symbolische Darstellung der Zinken dargelegt. Letztere umfaßt den größeren Teil der Zinken. Der Verfasser unterscheidet zwischen der Symbolisierung auf sprachlicher Grundlage (z. B. Verrat = Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger), des Ganzen durch einen Teil (z. B. Pferd = Hufeisen), des Darzustellenden durch ein ihm typisches Merkmal (z. B. Gottesdienst = Kelch mit Hostie), des Inhalts durch den Träger (z. B. Kopf mit Zweispitz als Vertreter der Obrigkeit) u. s. w. Den Einzelzinken stehen die zusammengesetzten Zinken gegenüber, die zu kleineren und größeren Mitteilungen bestimmt sind. Im Gegensatz zur Karmayerschen Sammlung sind nun die modernen Zinken in der Hauptsache harmlose persönliche Wegweiserzinken mit Datumsangabe; infolge der modernen Polizeieinrichtungen erscheint die Verwendung der alten Mitteilungszinken dem Gaunertum bedenklich. Sie stellen eine Art von Meldezettel dar, um für die nachkommenden Angehörigen und Freunde Anhaltspunkte über den gegenwärtigen Aufenthaltsort zu geben. Die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts zeigen den Übergang von der bildlichen zur handschriftlichen Darstellung, einige Beispiele aus den Sammlungen von H. Groß und H. Schuckowitz werden angeführt. Die Zinken des 20. Jahrhunderts sind zum großen Teil kombinierte Personen- und Wegweiserzinken; bezeichnend ist, daß dabei mit Vorliebe die Namen aktueller Filmschauspieler verwendet werden. Als Sondergruppen werden endlich die Bettler-, Zigeuner- und Handwerkerzinken behandelt. Unter den Zigeunerzinken (vgl. H. v. Wlislocki, Aus dem inneren Leben der Zigeuner. Berlin 1892.) überwiegen die plastischen Zinken (Strohhalme, Holz mit Einschnitten); unter den graphischen Zinken wird am häufigsten ein schraffiertes Dreieck verwendet, das eine Harfe darstellen soll und angebracht wird, wenn der Zigeuner eine Nacht unter Dach zugebracht hat. Für das Erkennen und Lösen der Zinken, auf das der Verfasser am Schlusse zu sprechen kommt, ist nicht nur der gemeinsame Ideenkreis der Gauner, sondern hauptsächlich auch Vereinbarung, Übung, Erfahrung und die Abstimmung auf gemeinsamer Grundlage, wie es in einem kleinen Personenkreise möglich ist, bestimmend.

Seit der Veröffentlichung der Zinken der Freistädter Handschrift durch Hans Groß ist, abgesehen von wenigen Ausnahmen, weder neues Material veröffentlicht, noch sind die

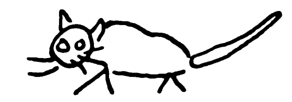


vorhandenen Sammlungen verarbeitet worden. Die Abhandlung Profeſſor Streichers, in welcher neues Material, begründet durch eine nicht unbeträchtliche Zunahme der Gaunerzinken, verwertet wird, und die vorhandenen Sammlungen kritiſch verarbeitet werden, iſt mit reichſter Sachkenntnis und in leicht faßlicher Form geſchrieben. Sie bietet nicht nur für die Kriminologie und Geſchichte des Gaunertums, ſondern auch wegen ihres Zuſammenhanges mit der Geſchichte der Schrift für dieſe einen wertvollen Beitrag. H. Treplin.

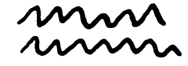
Abbildungen aus: Hubert Streicher, Die graphiſchen Gaunerzinken. (Verlag Julius Springer, Wien.)



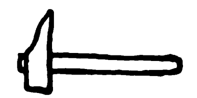
= Im Hauſe ſind drei Kinder, zwei Frauen, ein Mann



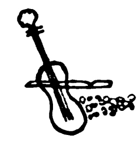
= Es ſind bloß Frauen im Hauſe



= Hier ſind biſſige Hunde



= Man bekommt etwas, muß aber dafür arbeiten



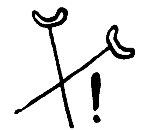
= Hier iſt mit einer „Fiedel" etwas zu erbetteln



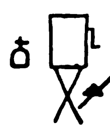
= Im Gaſthaus zum „Hufeiſen" bekommt man Eſſen



= Im Gaſthof zum „Hahn" bekommt man Fleiſch (durch die Gabel zum Ausdruck gebracht)



= Hier verdient man etwas als Krüppel



= Hier iſt mit dem Leierkaſten etwas zu verdienen, aber nur an Sonn- und Feiertagen, an Werktagen iſt es, wie das durchſtrichene Dreieck angibt, nicht lohnend

= Man bekommt Geld

= Frau iſt allein mit Dienſtmädchen

= Achtung, Gefahr

= Nichts zu machen

= Hier erhält man Eſſen

= Beſitzer iſt brutal

= Ein Kranker bekommt etwas

= Hier bekommt man Nachtlager (primitiv gezeichnetes Bett)

= Wohnung eines Poliziſten

Brauner, Ludwig. **Illustriertes Büromaschinen-Dauer-Lexikon** in Kartenform und Bezugsquellenkarten für Organisationsgeräte. Organisations-Verlagsgesellschaft m. b. H. (S. Hirzel) Berlin W 66, Leipzigerstraße 115-116.

Dieses in Kartothekform hergestellte Lexikon ist in mehr als einer Beziehung sehr beachtlich. Die Idee, für dieses Lexikon die Kartenform zu wählen, ist recht glücklich und kann manchem modernen Nachschlagebuch ein Vorbild sein. Leicht handlich, schnell übersichtlich, dauerhaft und fest, das sind die Hauptmerkmale. Überraschend ist aber die große Zahl der Karten mit den detaillierten Angaben. Ein alphabetisches Sachregister zum Gesamtinhalt erleichtert die Benutzung außerordentlich, zumal es nach sachlichen Schlagwörtern angelegt und bis ins einzelnste ausgearbeitet ist.

Bilderhefte des deutschen Osten. IV. Heft: Die Silberbibliothek des Herzogs Albrecht in Königsberg. Von Alfred Rohde. Gräfe & Unger Verlag, Königsberg i. Pr. 1929. 4 S. und 8 Tafeln.

Jeder Bücherfreund wird sich über dieses prächtige Heft freuen. Anläßlich des 350-jährigen Jubiläums der Albertus-Universität hatten bereits im Jahre 1894 uns Paul Schwenke und K. Lange auf die Silberbibliothek Herzog Albrechts von Preußen und seiner Gemahlin Anna Maria aufmerksam gemacht. Während des Weltkrieges wurden wir an diese Silbereinbände wieder erinnert, als sie von Königsberg nach Berlin gebracht wurden. Daß Gräfe und Unger in ihren „Bilderheften des deutschen Osten" nun mit acht prächtigen Tafeln diese Silbereinbände einem weiteren Kreis bekannt macht, ist sehr zu begrüßen, zumal der Preis des Heftes ein recht geringer ist.

Haringer, Jakob. **Leichenhaus der Literatur.** Oden über Goethe. Berlin. Der Strom. 1928. 14 S. (Die Einsiedelei Nr. 5-7.)

Ist es absurd, wenn man, einen Sinn hinter dem Titel suchend, zuerst an Bibliotheken denkt? Es ist aber kein Sinn dahinter, also auch keine Bibliothek, sondern Haringer schlägt tolle Purzelbäume über eine Reihe Toter oder von ihm Totgesagter aus dem Reich der Literatur und vergißt, daß selbst im Leichenhaus die Toten noch die Hauptrolle spielen und nicht die noch so unanständig sich gebärdenden Lebendigen. Mit einigen Raketen zweifelhafter Geistigkeit überstrahlt man noch nicht, was man mit seinem eigenen Schmutz beklext hat; die Kloake seines Sprachschatzes lehrt, in welcher Art Haringer seine „geistige Notdurft verrichtet". Man müßte bessere Proben haben um ihm zu glauben, daß er nicht tue, was er von den anderen sagt: Statt zu leben, schmieren sie Bücher. Bei den anderen entstehen Bücher, bei ihm Geschmier. Und wie ist's mit dem Trog, aus dem zu viel Säue fressen? Auch denen kann's zu eklig werden. Es gibt keine bessere Stütze für die Zensur als diese Bruchstücke vom Darminhalt eines „Lilateraten". Schreiber.

Peßler, Wilhelm: **Das Heimatmuseum im Deutschen Sprachgebiet als Spiegel deutscher Kultur.** Veröffentlichung des Werkbundes für Deutsche Volkstums- und Rassenforschung. München: J. F. Lehmann 1927. 158 S. u. 52 S. Illustr. Preis: kart. 12.—, geb. 14.— Mk.

Die Heimatmuseen haben in letzter Zeit eine erfreuliche Förderung von vielen Seiten erfahren. Und das mit Recht. Neben dem vielen Anderen, was geschaffen wurde und geschaffen wird, was wohl kaum allzulange Bestand hat, haben wir hier eine Bewegung vor uns, die unser aller Beifall finden muß. Der Verfasser des vorliegenden Buches zeigt, daß er sich der schönen Aufgabe wohl bewußt ist, die hier lockt, mitzuarbeiten. Wenn man auch nicht restlos mit seinen Ausführungen einverstanden sein kann — bei welchem anderen Buch ist das der Fall? —, ein Verdienst wird dem Buch immer bleiben: Die Heimatkenntnis und Heimatliebe wird es weithin fördern und in vieler Beziehung Mitarbeit in richtige Bahnen lenken. Man spürt es den Ausführungen an, daß sie mit einer ehrlichen Begeisterung geschrieben sind, die mitreißt. Der Stoff ist in 11 Abteilungen geteilt: 1. Ziel und Aufgabe der Heimatmuseen. Bildung des Volkes, Bergung gefährdeten Kulturgutes, Heimatliebe und Volkstumserneuerung. 2. Die Pflichten von Staat und Provinz, Kreis und Gemeinde gegenüber den Heimatmuseen. 3. Die Anteilnahme der Bevölkerung. 4. Die Einteilung und die Hauptformen des Heimatmuseums. 5. Das Sammeln. 6. Die Vorführung im Museum. 7. Weitere Förderung der Volksbildung. 8. Das Heimatmuseum im Dienste der Wissenschaft. 9. Museum und Denkmalspflege. 10. Neubelebung heimischer Überlieferungen. 11. Das Zusammenarbeiten mehrerer Museen. Recht dankenswert ist der Bilderteil, der 100 Abbildungen nach guten Aufnahmen in guter Reproduktion bringt. Eine solche Orientierungsmöglichkeit schafft immer Nutzen.

Winkler, Friedrich. Die flämische Buchmalerei des XV. und XVI. Jahrhunderts. Künstler und Werke von den Brüdern van Eyck bis zu Simon Bening. Mit 91 Lichtdrucktafeln. Verlag von E. A. Seemann. Leipzig. 210 S. 8°.

Für die Erforschung der Buchmalerei ist noch viel zu tun. Jedes Buch, das zur Geschichte der Buchmalerei Bausteine beibringt, ist deshalb aufs wärmste zu begrüßen, zumal wenn es, wie das vorliegende, wirklich wertvoll ist. Der Handschriftenraum in der Brüsseler Königlichen Bibliothek hat dem Verfasser wichtigstes Material an die Hand gegeben, aber auch sonst ist er systematisch den Handschriften nachgegangen, hat sie notiert und untersucht. Diese Sammeltätigkeit an und für sich schon ist dankenswert. Friedrich Winkler geht aber weiter. Die Fragen nach dem Urheber der Miniaturen und dem Zeitpunkt ihrer Entstehung sind ihm wichtig. Er läßt sich von den entgegenstehenden Schwierigkeiten nicht abschrecken. Auch die pessimistischen Anschauungen anderer Forscher auf unserem Gebiete halten ihn nicht ab, stilkritische Studien zu machen und das Ergebnis zu verwerten. Reich ist der Bilderschmuck des Winklerschen Werkes, und doch ist es kein Bildermaterial, das unsystematisch aneinandergereiht ist. Was veröffentlicht ist in anderen Werken, wird ergänzt, was bis jetzt wenig bekannt oder gar nicht bekannt war, ist erfreulicherweise besonders reichlich vorgeführt. Die Einleitung und der geschichtliche Rückblick ermöglichen ein rasches Orientieren in einer Klarheit, die man selten trifft. Den größten Teil des Buches nimmt das Verzeichnis der Werke der Künstler ein. Es ist das kein gewöhnliches Verzeichnis, sondern eine kritische Würdigung, eine Auseinandersetzung mit anderen Meinungen, eine Beschreibung der Miniaturen mit vielen Literaturangaben. Wer noch nicht weiter in die flämische Literaturmalerei eingedrungen ist, bekommt einen vielseitigen Eindruck. Es werden ihm Kenntnisse vermittelt, die er kaum irgendwo findet, es werden Fragen aufgeworfen, die zum weiteren Studium anregen, kurz die flämische Buchmalerei steht plötzlich viel klarer und deutlicher vor unserem Auge. Seite 155ff. enthalten ein Verzeichnis der Handschriften nach Orten, das um seiner Genauigkeit willen für immer von Bedeutung ist. Das überaus wertvolle Buch schließt mit einem Verzeichnis der Künstler.

Meyers Lexicon. Siebente Auflage. In vollständig neuer Bearbeitung. Mit etwa 5000 Textabbildungen und über 100 Tafeln, Karten und Textbeilagen. Zehnter Band: Rechnung — Senfedern. Bibliographisches Institut, Leipzig, 1929. 1724 Sp.

Rasch ist dem neunten Band von Meyers Lexicon der zehnte gefolgt, dem dieselben Vorzüge eigen sind, wie seinen Vorgängern. Eine unendliche Fülle von Stoff liegt wieder vor uns, dabei so vieles, was zu wissen nottut. Unsere heutige Zeit mit ihren Umwälzungen bringt von selbst neue Begriffe, neue Tatsachen, neue Anschauungen. Gewissenhaft ist all dem nachgegangen, so daß jeder von uns sich auch über das Neueste orientieren kann. Eine große Anzahl wichtiger Artikel sind im zehnten Band vorhanden, von denen wir nur die wichtigeren aufführen möchten. Die Artikel „Reichsbank" und „Reichsbehörden" orientieren rasch und zuverlässig. Die „Übersicht der Reichsgesetze bis März 1929" bringt die wichtigsten Gesetze des Deutschen Reiches mit Datumangabe. Über den „Reichstag" (Reichstagswahl, Geschäftsordnung des Reichstages, Aufwandsentschädigung der Mitglieder des Reichstages) erhalten wir genaue Auskunft. Beachtenswert ist der Artikel über die Reichswehr. Die Bildtafeln zur „Reklamekunst", „Reitkunst", zu den „Rekonstruktionen fossiler Tiere" sind recht instruktiv. Der Artikel „Religion" ist mit 4 wertvollen Karten versehen. Über Renaissance werden wir gut unterrichtet, wozu die Abbildungen zur Baukunst und Bildhauerkunst das ihre beitragen. Auf den Artikel „Reparationen" sei besonders hingewiesen. Die gut ausgeführten Karten: Ruhrgebiet, Rheinland, Rheingau werden viele freudig begrüßen. Was über „Rinder" mit den dazu gehörigen Bildtafeln gesagt ist, steht voll auf der Höhe. Von dem Artikel „Rokoko" gilt dasselbe wie von dem Artikel Renaissance. Reich ausgestattet ist der Artikel „Rom" mit Abbildungen und Tafeln. Für den Artikel „Römische Kunst", mit seinen schönen Bildtafeln, kann man nur dankbar sein, ebenso für den über „Römische Kunst" und die vielen sich anschließenden Mitteilungen über das römische Reich, das römische Recht, über die römisch-katholische Kirche usw. Die Artikel „Röntgenstrahlen, Röntgentechnik" usw. bringen viel Wissenswertes. Die Nachrichten über Rumänien sind recht eingehend. Was über Rundfunktechnik gesagt ist, wird viele interessieren. Auf den Artikel „Runen" machen wir unsere Leser besonders aufmerksam, ebenso auf den Artikel „Russische Schrift". Daß über das russische Reich und was mit ihm zusammenhängt, ausführliche Mitteilungen gemacht werden, liegt ganz im Charakter des Meyerschen Lexicons. Über „Sachsen" wird

mit zahlreichen Abbildungen ausführlich berichtet. Wichtig sind die Mitteilungen über „Salz". Die 4 Karten zum Artikel „Säugetiere" sind sehr lehrreich. Was in einer sechsseitigen Beilage mit Abbildungen über den Schädel des Menschen gesagt ist, ist außerordentlich dankenswert. Auf die schönen Tafeln zum Artikel „Schädlinge" sei besonders hingewiesen. Sehr ausführlich wird über das „Schaf" gehandelt. Schiff und Schiffsbau und was alles sonst mit dem Schiff zusammenhängt, haben eingehende Besprechung erfahren. Über Schiller ist in Kürze alles Wichtige zusammengestellt. Den Artikel „Schmetterlinge" begleiten drei schöne Tafeln. Ebenso finden wir beim Artikel „Schmuck" gute Abbildungen. Über Schottland werden wir gut unterrichtet. Die Leser unseres „Archiv für Schreib- und Buchwesen" werden die Artikel, die mit dem Schreibwesen zusammenhängen, mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgen. Eine vierseitige Beilage trägt die Überschrift „Schreibkunst". Was darin gesagt wird, ist im großen ganzen richtig, daß aber als Literatur nur Rudolf Blanckertz genannt wird, ist kaum zu billigen. Eine vierseitige Beilage mit 14 Abbildungen ist den Schreibmaschinen zuteil geworden. Der Artikel „Schreibunterricht" will nicht befriedigen. Sehr zu begrüßen sind die Alphabete einiger wichtiger Schriften und die Tafel „Die Entwicklung unserer Schrift". Wie dringend notwendig unsere Arbeiten zur Geschichte der Schrift sind, zeigt der Artikel „Schrift", in dem dies oder jenes richtigzustellen wäre, dessen Literaturangaben vor allem etwas genauer sein müßten. Der Schriftgießerei sind zwei Tafeln gewidmet. Eine sechsseitige Beilage ist den Schutzeinrichtungen der Tiere und Pflanzen gewidmet. Die Mitteilungen über Schweden sind in vieler Beziehung dankenswert, ebenso diejenigen über die Schweiz. Außer den genannten Artikeln ist eine Unsumme von Mitteilungen in diesem Band enthalten. Viele, die irgendeine Auskunft haben wollen, suchen diese in mühsamster und zeitraubendster Weise, statt daß sie zu den Bänden von Meyers Lexikon greifen, die schnell und übersichtlich orientieren. Wer Meyers Lexikon regelmäßig zu Rate zieht, wird sich bald bewußt, welch großes Hilfsmittel dasselbe ist. Die Anschaffung desselben lohnt sich vielfach.

Bücherbesprechungen.

Dorn, Wilhelm. **Meil-Bibliographie.** Verzeichnis der von dem Radierer Johann Wilhelm Meil illustrierten Bücher und Almanache. Berlin 1928. Im Verlag von Gsellius. 339 S. 8⁰.

Die Literatur über Bücherillustrationen mehrt sich erfreulich. Man darf wohl sagen, daß von einer Anzahl guten, kleineren Schriften abgesehen, nichts von Bedeutung bis jetzt geschaffen wurde. Der Überblick über das, was im Laufe der vielen Jahre geleistet worden ist, ist keineswegs leicht. So ist jede Bibliographie zu begrüßen, die hier helfend einspringt. Das vorliegende Buch ist aber weit mehr als ein bloßes Hilfsmittel und infolgedessen mehr als so manches andere sehr beachtlich. Die Abgrenzung gegen Chodowicki ist glücklich, der Lebenslauf Meils dankbarst zu begrüßen, am wichtigsten ist aber doch die Bibliographie. Wie wenige kennen Meil und sein Schaffen! Verlag wie Verfasser haben sich mit dieser Bibliographie ein dauerndes Verdienst erworben.

Navarre, A. **Almanach Sténographique 1929.** 97, Avenue La Bourdonnais, Paris VII. 48 S. kl. 8⁰.

Im 28. Jahrgang liegt uns dieser kleine Almanach vor und hat noch denselben Reiz wie vor dem Kriege. Bescheiden tritt er auf, bringt aber trotz seines kleinen Umfanges eine große Anzahl Adressen, die zu kennen uns wertvoll ist. Daß ich den Almanach nach so viel Jahren wieder einmal sehe, ist mir eine Freude. Am.

XIIIe Congrès international de Sténographie. Bruxelles 4—8 Août 1927. Institut Royal Sténographique de Belgique, 31, rue d'Anethan, Bruxelles. 152 S. 8⁰.

Anläßlich des 25jährigen Jubiläums des Institut Royal Sténographique de Belgique fand der 13. Internationale Stenographenkongreß in Brüssel statt, über den jetzt ein Bericht erschienen ist. Darnach sind 27 Nationen vertreten gewesen mit 1033 „adhérents", deren Namen nach Staaten geordnet auf rund 20 Druckseiten aufgeführt sind. Für diese Liste wird mancher dankbar sein, erfährt er doch so manche Adresse wieder, die durch den Weltkrieg ihm verloren gegangen ist. Die Berichte über die einzelnen Sitzungen, die dann folgen, sind zum Teil leider zu knapp, bringen aber einen guten Einblick in die Kongreßarbeiten. Über den Druckbericht dieses Kongresses werden sich alle die freuen, die den internationalen Bestrebungen auf diesem Gebiete Interesse entgegen bringen.

Morison, Stanley. **Handbuch der Drucker-Kunst.** 250 Beispiele mustergültiger Antiquadrucke aus den Jahren 1500—1900. Berlin W. 8 1925. Verlag Ernst Wasmuth A. G. 244 S.

In der Buchkunde ist es immer noch nicht leicht, rasch einwandfreies Material zur Hand zu haben. So füllt das vorliegende Buch eine gewisse Lücke aus und ist deshalb von Wert. Die Reproduktion der Titelblätter und Buchseiten will uns freilich nicht befriedigen, die „fakzimilierten" Seiten („fakz . . .") sind bei der heutigen Reproduktionstechnik auf dem glatten Kunstpapier nicht ganz das, was der Buchkundler, Buchfreund und „Praktikant des Buchdrucks" erwartet. Sieht man davon ab, so kann man nur dankbar sein für all das, was geboten wird. Es sind 245 Nummern, die uns willkommenen Einblick in die Entwicklung geben. Schade nur, daß kein erläuternder Text dabei ist. Die kurze Einleitung kann nicht entschädigen. Der Satz: „Unsere Illustrationen (das Wort „Illustration" ist doch wohl in falschem Sinne gebraucht) geben Beispiele wieder, die seit dem 15. Jahrhundert (aus dem 15. Jahrhundert findet sich überhaupt kein Beispiel) gedruckt wurden" ist in jeder Beziehung schief. Nicht um abfällig zu kritisieren, sagen wir dies: Der Gedanke des Buches ist gut, wir wünschen ihm eine baldige zweite Auflage auf richtigem Papier mit mehr Text und mit Reproduktion, die nicht stört. Am.

Veröffentlichungen aus der Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek. Neue Folge der Veröffentlichungen aus der Hamburger Stadtbibliothek. Herausgegeben von Gustav Wahl. Band I: Qualiscunque Descriptio Islandiae. Herausgegeben von Fritz Burg. Hamburg. Selbstverlag der Staats- und Universitätsbibliothek 1928.

Die Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek gibt eine neue Folge der Veröffentlichungen aus der Hamburger Stadtbibliothek heraus. Professor Wahl, der Direktor der Bibliothek, reiht damit seinen anerkannten Verdiensten um das Buch- und Bibliothekwesen ein weiteres hinzu. Der langjährige Oberbibliotheksrat Professor Dr. Fritz Burg, ein bekannter Islandforscher, legt in der Nummer 1 der Veröffentlichungen eine kritische Ausgabe einer Beschreibung Islands nach der einzigen existierenden Handschrift vor und macht damit einen weiteren Schatz der Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek zugänglich. Er gibt aber nicht nur den Text, XXVI Seiten Einleitung gehen voran, die sich mit der Handschrift nach den verschiedensten Seiten auseinandersetzen. Man spürt: Nicht irgend jemand, wie es so oft geschieht, hat diese Ausgabe geschaffen, sondern ein Mann, der „Bescheid weiß."

Haebler, Konrad: **Rollen- und Plattenstempel des 16. Jahrhunderts.** Unter Mitwirkung von Ilse Schunke verzeichnet. Bd. 1. Leipzig, Harrassowitz 1928. (XI, 518 S., 2 Tafeln.) (Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten H. 41, Ser. 2, H. 24.)

Wenn auf dieses Werk schon nach Erscheinen seines ersten Teiles kurz hingewiesen wird, obwohl es in dieser Form noch nicht voll ausgeschöpft werden kann, so geschieht es vor allem, um der Freude darüber Ausdruck zu geben, daß die Einbandforschung von einem ihrer verdientesten Vorkämpfer ein solch vielseitiges Arbeitsinstrument in die Hand gelegt bekommen hat. Von den größeren bisherigen Arbeiten auf diesem Gebiet unterscheidet es sich grundsätzlich durch die rein wissenschaftliche Einstellung, die auf alles lockende Beiwerk verzichtet und nur die nüchternen Quellen vorlegt. Selbst Abbildungen, ohne die ein einbandwissenschaftliches Werk bisher so gut wie unmöglich schien, fehlen ganz, wenn man von den zwei Tafeln mit Monogrammen absieht. Man wird diese Tatsache vielleicht als Mangel empfinden, bei einiger Überlegung aber gern verschmerzen; soll doch gar nicht das Corpus der Platten und Rollen des 16. Jahrhunderts gegeben werden, sondern zunächst nur das viel wichtigere Material, um zu eindeutiger Kenntnis dieser Einbandgruppe zu gelangen. Die außerordentlich sorgfältigen Beschreibungen im Verein mit den Angaben über den Standort der Einbände werden der Wissenschaft ebensolche Dienste leisten können als Abbildungen; ist doch zu vermuten, daß der Ballast von Abbildungen das Erscheinen eines solchen Werkes überhaupt in Frage gestellt hätte. So wird Haeblers Arbeit für die ganze Einbandforschung auf dem Gebiet des 16. Jahrhunderts richtunggebend bleiben. Man weiß auch, daß Haebler die Bedürfnisse der Wissenschaft viel zu genau kennt, als daß er die Anordnung nicht diesen entsprechend träfe. In diesem ersten Band nun legt er in lexikalischer Folge die ihm bekannt gewordenen Rollen und Platten nach den durch die Initialen bezeichneten Buchbindern und Stempelschneidern geordnet vor; ausschlaggebend für die Einordnung ist der zweite Buchstabe. Soweit es schon möglich ist, werden die Initialen aufgelöst, sei es durch archivalisches Material, sei es durch Kombination: hier rät der Bearbeiter selbst zur Vorsicht in der Benutzung. Wer

nur den Willen zu ernster Mitarbeit hat, wird auch über manche Ungleichmäßigkeiten in der Bearbeitung, die aus der Entstehungsweise der Arbeit leicht genug zu erklären sind, hinwegkommen. Nicht unterschätzen wird man den Anteil dürfen, den Ilse Schunke an der Bearbeitung des umfänglichen Materials hat. Die Mitarbeit der ersten Kennerin des deutschen Renaissanceeinbandes wird sicher ihre Früchte tragen. Liest man in der Einleitung Haeblers Wunsch, seine Sammlungen möglichst rasch, ehe sie als wissenschaftlicher Nachlaß vergraben werden, der interessierten Öffentlichkeit zugänglich zu machen, einen Wunsch, der bedauern läßt, daß Haebler selbst an der Möglichkeit zweifelt, die umfassende Verarbeitung seines Materials vorzunehmen, so erfreut die offene Anerkennung, die er an der gleichen Stelle seiner Mitarbeiterin zollt und die eine beruhigende Garantie dafür ist, daß die Weiterarbeit auf diesem Gebiet besten Händen anvertraut ist. Diese Weiterarbeit wird sich hauptsächlich auf systematische Durchforschung der Bibliotheken, wozu die Kraft eines einzelnen nicht ausreicht, sowie auf die Verarbeitung auch der weniger bekannten Literatur erstrecken müssen. Es ist aber in diesem vorliegenden Band nicht so, daß er sich auf die mit Initialen bezeichneten Platten und Rollen beschränkte, sondern es werden die mit einigem Recht (weniger noch aus stilkritischen Gründen als wegen Vorkommens auf gleichen Einbänden mit bezeichneten Stempeln) einem bestimmten Buchbinder zuzuweisenden Rollen und Platten mitbehandelt. Die nur mit Jahreszahl oder gar nicht zuweisbaren Stempel wird der zweite Band bringen und man darf umsomehr auf ihn gespannt sein, als er auch die Register für das ganze Werk enthalten wird und damit erst alle Wege zu dem hoch angehäuften Stoff ebnet. Schreiber.

Bellini, Giuseppe, La Tipografia del Seminario di Padova. Libreria Gregoriana Editrice. Padova, Via Roma 13.

Dieses, mit dem Bild von Gregorio Barbarigo und mit einer Anzahl weiterer Bildbeigaben geschmückte Buch ist voller Beachtung wert. Es ist ein weiterer Baustein zu einer Geschichte der Buchdruckerkunst, die wir ja leider immer noch nicht haben. Die fünf Hauptabschnitte zeigen schon in den Überschriften, daß sie weiteres Interesse beanspruchen: I. Fondazione e avviamento; II. Apud Joannem Manfrè; III. La iattura dell' Enciclopedia; IV. Sonno e risveglio. La „Gregoriana"; V. Pubblicazioni. Was in den Anhängen geboten wird, ist ebenfalls nur dankbar zu begrüßen.

Mittelalterliche Bibliothekskataloge Deutschlands und der Schweiz. Band 2 Bistum Mainz: Erfurt. Bearbeitet von Paul Lehmann. München: Beck 1928. 812 Seiten.

Von allen, denen der erste Band die Unentbehrlichkeit einer wissenschaftlichen Ausgabe der mittelalterlichen Bibliothekskataloge gezeigt hat, lange erwartet, tritt der zweite Band nach zehnjähriger Pause in die Öffentlichkeit, noch gewichtiger und vielleicht auch noch aufschlußreicher als sein Vorgänger. Hatte es sich im ersten Band größtenteils um die Bücherkataloge einer Reihe frühmittelalterlicher Zentren literarischer Kultur gehandelt, die das Interesse mehr beanspruchten als die zahreichen kleinen Kataloge späterer Bibliotheksgründungen, obwohl die letzteren zum großen Teil noch unveröffentlicht waren, während von den ersteren schon mehrfach Drucke vorlagen, so fesselt der neue Band durch die Einheitlichkeit, in der ein Mittelpunkt des spätmittelalterlichen Geisteslebens im Niederschlag seiner Bibliotheken vor dem verstehenden Leser lebendig wird. Nur vier Bibliotheken werden in diesem Bande behandelt mit im ganzen 15 Katalognummern. 13 davon entfallen auf Verzeichnisse der dem Collegium Amplonianum und dem Collegium universitatis gehörigen Bücher; nur zwei von diesen 13 sind umfänglicher, der bereits gedruckte amplonianische Katalog und das teilweise bekannte Standortsregister des Universitätskollegs von um 1510. Die meisten der Stücke sind hier zum erstenmal veröffentlicht, insbesondere die Kataloge des Universitätskollegs, die wegen vielfacher Gleichheiten nicht in extenso, sondern mit kritischer Vergleichung abgedruckt sind, und der erstaunlich umfangreiche Katalog der Kartause Salvatorberg, der trotz mancher Einschränkungen im Druck über 350 Textseiten umfaßt. Wer die Bedeutung eines Amplonius für die Studien an der Universität Erfurt kennt, wer in süddeutschen Handschriftensammlungen etwas von dem ungeheuren Fleiß der Kartäusermönche im Vervielfältigen von Handschriften, von ihrer tätigen Mitarbeit im geistigen Leben des ausgehenden Mittelalters kennen gelernt hat, mag ermessen, wie aufschlußreich die neu veröffentlichten Kataloge für alle Wissenschaften, die aus mittelalterlichen Bibliothekskatalogen Nutzen ziehen, sein werden. Schon ein kurzer Blick in den Kartäuserkatalog, den größten erhaltenen mittelalterlichen Bibliothekskatalog überhaupt, — wie vieles wird er auch dem Bibliothekshistoriker zu sagen haben! — vermag einen Begriff zu geben, in welcher Reichhaltigkeit die spätmittelalterliche Literatur in diesem thüringischen Geisteszentrum vertreten



war. Den mit aller kritischen Sorgfalt bearbeiteten Abdruck verdankt und dankt man Paul Lehmann, dem Redakteur des Unternehmens. Das Register hat B. Bischoff mitbearbeitet; die 200 Seiten, die tausendfältig in den Stoff hineinführen, sind als textkritische Leistung besonders zu werten. Schreiber.

Beaujon, Paul. **Pierre Simon Fournier und die Druckkunst des 18. Jahrhunderts in Frankreich.** Berlin, Monotype-Setzmaschinen-Vertriebsgesellschaft m. b. H. 1928. 47 S. Nebst Probe der Monotype-Fournier-Schrift.

Man liest den Aufsatz Beaujons, den Oscar Jolles aus dem Englischen übertragen hat, mit dem Vergnügen, das man an einer wissenschaftlich gut fundierten (aber ohne den Sockel beweisender Anmerkungen), weitblickenden, Einzelheiten der Historie maßvoll vorbringenden Darstellung hat. Die Lektüre überzeugt davon, daß der Verfasser nicht nur die Typographie des 18. Jahrhunderts sehr intim kennt, sondern auch mit den Problemen der heutigen Buchgestaltung vertraut ist; daß ihm nicht am Wiederaufwärmen von Gewesenem, sondern am Lebendigmachen von Kräften aus dem Geist der Typographie in einem ihrer größten und ihrem ersten theoretischen Vertreter, gelegen ist; daß ihm nicht nur historische Erkenntnis, sondern auch ästhetische Forderung die Worte diktiert hat. Mit welch überlegen feiner Ironie er dabei spielen kann, zeigt etwa die Art, in der er von der Gutenberg-Forschung spricht: Der Gutenberg-Coster-Streit, „der damals ein Jahrhundert alt war und bereits Zeichen der Unsterblichkeit zeigte". Maßvoller bildlicher und typographischer Schmuck helfen noch dazu, den Geist des großen Buchkünstlers zu beschwören. Das ganze Heft ist in originalgetreuem Nachschnitt der Fournier-Schriften auf der Monotype gesetzt. Man muß der Firma, die in einer so wahrhaft würdigen Art ihre Schriften bekanntmacht, für diese Bereichung der tygographischen Literatur aufrichtig dankbar sein. Schreiber.

Aus Kunst- und kunstgewerblichen Zeitschriften.

La Renaissance de l'Art. Revue mensuelle, editée en Français et en Anglais. Paris, 11, Rue Royale. 12e Année Nr. 3, Mars 1929.

L'art hollandais à la Royal Academy. Par Arsène Alexandre. S. 115–130. — Chez les Tartares de Kazan par Pierre Doulski. S. 131–136. — Dario Viterbo. Monuments religieux par Mario Tinto. S. 137–141. — A propos d'un récent concours sur la serrurerie moderne. Par P. et A. Picard. S. 142–145. — Les sièges d'art par Guillaume Janneau. Par Henri Clouzot. S. 146. — Antoon Kruysen. Par Maximilien Gauthier. S. 147–149. — Les meubles et les tapis de Renée Kinsbourg. Par Paul-Sentenac. S. 150–151. — Une exposition de reliures à la Bibliothèque Nationale. Par Paul-Sentenac. S. 152–153.

Kunst und Künstler. Monatsschrift für bildende Kunst. Jahrgang XXVII. Verlag Bruno Cassirer, Berlin W 35, Derfflingerstraße 15.

Heft 6, März 1929: Vor neuen Bildern Max Liebermanns. Von Albert Lamm. S. 215 bis 222. — Max Beckmann / Ausstellung in der Galerie A. Flechtheim-Berlin. Von Curt Glaser. S. 223–226. — Chateau Noir. Von Tilly Wencker. S. 227–230. — Neue Arbeiten von Hermann Huber. Von Karl Scheffler. S. 231–232. — Jacques Doucet. Von Marie Dormoy. S. 233–237. — Georg Kars. Von Hans Tietze. S. 238–239. — Hochhäuser am Kleistpark. Von Wolfgang Herrmann. S. 239–241.

Heft 7, April 1929: Über Wilhelm v. Bode. Von Max I. Friedländer. S. 255–257. — Die Ausstellung Holländischer Kunst in London. Von Jakob Rosenberg. S. 258–264. — Russische Ikonen. Von Adolf Goldschmidt. S. 265–268. — George Grosz / Ausstellung von Zeichnungen und Aquarellen im Verlag Bruno Cassirer. Von Karl Scheffler. S. 269–273. — Richard Scheibe zum 50. Geburtstag. Von Kurt Steinbart. S. 274–275. — Aus dem Leben Cézannes. Von Paul Gasquet. S. 276–283. — Ägyptische Kunst in der Kunsthandlung Dr. Burg & Co., Berlin. Von Hedwig Fechheimer. S. 284–286.

Heft 8, Mai 1929: Leibl / Zur Ausstellung in der Akademie. Von Karl Scheffler. S. 295 bis 300. — Hans Pölzig zum 60. Geburtstag. Von Walter Curt Behrendt. S. 301–309. — Die Ausstellung der Sezession. Von Curt Glaser. S. 310–312. — Der heilige Hieronymus von Lukas Cranach. Von Hans Tietze. S. 314–316. — Die Entkörperlichung des Künstlers.

Von August L. Mayer. S. 318-320. — Hans Meid / Bilder und Zeichnungen in der Galerie Viktor Hartberg. Von Karl Scheffler. S. 321—322. — Curt Glaser / Zu seinem 60. Geburtstag. Von Karl Scheffler. S. 324-325.

Heft 9, Juni 1929: Hundert Jahre Berliner Kunst. Von Kurt Karl Eberlein. S. 335-342. — Preußische Schlösser. Von P. G. Hübner. II. Wilhelmsthal. S. 347-356. — Derain / Zur Ausstellung in der Galerie A. Flechtheim. Von Hans Purrmann. S. 358-362. — Kubinsche Gespenster. Von Rudolf Großmann. S. 362-363. — Eine Leibl-Fälschung. Von Emil Waldmann. S. 365. — Neue Wandbilder von Slevogt. S. 366.

Die christliche Kunst. Monatsschrift für alle Gebiete der christlichen Kunst und Kunstwissenschaft. Verlag Gesellschaft für christliche Kunst G. m. b. H., München, Wittelsbacherplatz 2a. 25. Jahrgang.

Nr. 7, April 1929. Giottos Fresken in der Arena-Kapelle zu Padua als Epos und Weltbild betrachtet. Von Curt H. Weigelt. S. 193-213. — Die Kirche auf dem Petersberg bei Dachau. Von Arthur Schlegel. S. 213-214. — Der Kalksandstein als Kirchenbaustoff. Von Fritz Fuchsenberger. S. 214-217.

Nr. 8/9, Mai/Juni 1929 (Kirchliche Kunst in Nordwestdeutschland.): Neue sakrale Bildwerke Hildegard Domizlaffs. Von Werner v. Matthey. S. 225-230. — Helen Wiehens religiöse Wandmalereien. Von Martin Wackernagel. S. 230-236. — Die neue Gesellenhaus-Kapelle in Münster. Von Martin Wackernagel. S. 236-239. — Die Ausmalung der Friedhofskapellen in Eller und Stoffeln. Von Bernhard Vollmer. S. 239-242. — Die Kölner Werkschulen. Von K. Gabriel Pfeill. S. 242-249. — Der Bildhauer Hein Minkenberg. Von August Hoff. S. 249-251. — Bemerkenswerte Kapellenbauten Westfalens. Von Aloys Dieckmann. S. 251-258. — Von zeitgenössischer Münsterscher Bildhauerkunst. Von Aloys Dieckmann. S. 259-265. — Werke von Bildhauer Wilhelm F. C. Ohly. Von Georg Lill. S. 265-268. — Vierthalers Majolikaplastiken an der St. Antonius-Kirche in Hannover. Von Curt Habicht. S. 268-271.

Der Kunstwanderer. 11. Jahrgang. Halbmonatsschrift für alte und neue Kunst, für Kunstmarkt und Sammelwesen. Verlag Der Kunstwanderer, G. m. b. H., Berlin-Schöneberg, Hauptstraße 107.

1./2. April-Heft 1929. Ein Antiquitätenzoll in Amerika. Beabsichtigte Streichung der Antiquitäten aus der Zollfrei-Liste. Von Egon Paneth. S. 341-343. — Wilhelm v. Bode und die islamische Kunstabteilung. Von Friedrich Sarre. S. 343-345. — ABC-Fayencen. Von Gustav E. Pazaurek. S. 345-548. — Wiener-Kunst um Schubert. Von Dora Landau. S. 348-352. — Raritäten und Kuriositäten aus Privatsammlungen. II. Von Felix Lechner. S. 352-355. — Der Holzbildhauer, sein Stoff und sein Werk. Zu den Arbeiten von Otto Hitzberger. Von Fritz Hellwag. S. 355-361. — Noch etwas von den Ikonen. Von F. A. Lutz. S. 361-362.

1./2. Mai-Heft 1929: Experten-Instanz. Von Kurt Steinbart-Marburg. S. 389-391. — Bode und die deutsche Kunst. Von Theodor Demmler. S. 392-394. — Zwei unbekannte Rubens-Skizzen. Von S. Rosenthal-Moskau. S. 394-396. — Der holländische Maler Willem A. van Konynenburg. Von Franz Dülberg. S. 397-399. — Ungarische Kunst in Nürnberg. Von E. M. Hajos. S. 399-403. — Entwicklung und Stand der Teppichweberei in Russisch-Mittelasien. Von W. Elsner v. Gronow. S. 403-407. — Der Amsterdamer Stadtbildhauer Hildo Krop. Von Hugo Kubsch. S. 408-409. — Die Malerei des 19. Jahrhunderts im Louvre. Von I. Zarnowski-Paris. S. 409-410. — Londoner Kunstschau. S. 410-411.

Deutsche Kunst und Dekoration. Wohnungskunst, Malerei, Plastik, Architektur, Gärten, Künstlerische Frauenarbeiten. 32. Jahrgang. (Darmstadt, Verlagsanstalt Alexander Koch G. m. b. H.):

Heft 7, April 1929: Repräsentative ausländische Künstler. Von Aurelie Gottlieb. S. 3-5. — Wer soll mich malen? Ein Gespräch von Robert Breuer. S. 6-18. — Raoul Dufy. Von E. Tériade. S. 19-23. — Sergius Pauser. Von Wolfgang Born. S. 25-26. — Der Mensch in der neuen Wirklichkeit. Von Ferdinand Zoller. S. 28-31. — Radierungen von Anton Hartmann. Von Wilhelm Michel. S. 33-36. — Vally Wieselthiers Ausstellung in New York. S. 39-44. — Aktualität in der Kunst. S. 45-46. — Die Farbentagung in München. Von K. Pfister. S. 48. — Landhaus E. St. in Asconia. Von Fahrenkamp. S. 50-53. — Das Kleinmöbel. Von L. W. Rochowanski. S. 54-58. — Bewußte Kunst. S. 59-61. — Eine Wiener Kunstgewerbeschau. Von Karl Maria Grimme. S. 63-68.



Heft 8, Mai 1929: Henri de Toulouse-Lautrec. Von Herbert Eulenberg. S. 71–77. — „Kunſtſchau" Wien 1929. Von L. W. Rochowanski. S. 81–87. — Kunſt und Induſtrie. S. 87 bis 88. — Der Japaner Sei Koyanagui. Von Paul Sentenac. S. 91–95. — Senſation um van Gogh. Von Paul F. Schmidt. S. 95–96. — Wandmalereien von Gino Severini. Von H. Reiners. S. 99–104. — Plaſtik von Glinsky. Von Y. Ramboſſon. S. 105. — Eliſabeth Makovska. Von Max Osborn. S. 106–107. — Die Bildhauerin Mika Mikoun. Von Réne-Jean. S. 109–114. — Wiener keramiſche Arbeiten. Von H. R. S. 117–119. — Lob des Schlagwortes. S. 120. — Die Berechtigung des Kritikers. S. 122–123. — Ornament und Kulturentwicklung. S. 127. — Buchmarken von Otto Reichert. Von Kuno Graf v. Hardenberg. S. 131. — Ein deutſch-franzöſiſcher Meinungsaustauſch. Von P. Legrand de Renlandt. S. 134.

Innen-Dekoration. Die geſamte Wohnungskunſt in Bild und Wort. Herausgeber: Hofrat Alexander Koch. XL. Jahrgang. (Darmſtadt, Verlagsanſtalt Alexander Koch.)

April-Heft 1929: Der freie Geiſt in der Wohnung. Das neue Bauen folgt dem Ruf des Lebens. Von Ludwig Kozma. S. 151–154. — Gedanken in der Bücherei. Von Kuno Graf von Hardenberg. S. 160. — Der menſchliche Widerſtand. Von Wilhelm Michel. S. 162 bis 164. — Anpaſſung an das Leben. Von Adolf Behne. S. 167–171. Die junge Generation. Von H. Lang. S. 180. — Qualitätswerte — Stimmungswerte. S. 182–187. — Richtung auf ein geiſtiges Ziel. Nicht Reſignation, ſondern Fortſchritt. Von Walter Riezler. S. 188.

Juni-Heft 1929: Geſpräch mit dem Bauherrn. Von Architekt Julius Cunow. S. 223–225. — Wo beginnt die Architektur? S. 230–233. — „Der bewegliche Menſch". Von Lang. S. 234. — Umbau einer Wiener Wohnung. Von Architekt Karl Hofmann, Felix Augenfeld-Wien. S. 237–239. — Unterordnung unter die Sache? Von Alfred Wenzel. S. 240 bis 247. — Transparenz des Raumes. S. 248. — „Vom Handwerk". S. 251–252. — Licht und Wärme im Wohnraum. S. 254. — Der Rhythmus der Funktion. S. 258–259.

Die Form. Zeitſchrift für geſtaltende Arbeit. Verlag Hermann Reckendorf G. m. b. H., Berlin W 35. 4. Jahr, 1929.

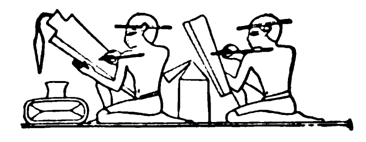
Heft 7: Muſeumspläne der Stadt Berlin? Von W. Riezler. S. 157–159. — Die neue Sammlung in München. Von Hermann Esswein. S. 159–161. — Photographie und Objekt. Zu den Fotos von Renger-Patzſch. Von W. Lotz. S. 162–167. — Zurück zur Photographie. Von Sasha Stone. S. 168. — Werkbund-Ausſtellung Stuttgart 1929. Film und Foto. S. 177 bis 179. — Zur Reform der Kunſtgewerbemuſeen. Von Juſtus Bier. S. 181—182.

Weſtermanns Monatshefte. Illuſtrierte Zeitſchrift fürs deutſche Haus. 73. Jahrg. Verlag von Georg Weſtermann-Braunſchweig.

Juni 1929: Mljet, Unſer Inſeltraum. Faltbooterlebniſſe. Von Alfred Seeger. Mit zehn Aquarellen von Anne Seeger. S. 337–344. — Robinſon, Genoveva und — die Bibel. — Jugenderinnerungen von Heinrich Sohnrey. S. 345–348. — Die Blinden und die Künſte. Von Oskar Baum. S. 349–352. — Wilhelm Kuhnert, ein Meiſter der Tiermalerei. Von Hans-Olaf Bellmann. S. 353–362. Die kleine Welt und die Welt der Kleinen. Von Lili Droeſcher. S. 363–368. — Berlin, in 8 gemalten und 12 geſchriebenen Bildern. Von Hugo Frank. S. 377–384. — Thüringer Burgen und Städtchen. Von Leonhard Schrickel. Mit 8 Abbildungen nach Federzeichnungen von Fritz Röhrs. S. 393–398. Von Kunſt und Künſtlern. S. 401 ff.

Literatur über Kunſt und Kunſtgewerbe.

Die **„Allgemeine Vereinigung für chriſtliche Kunſt"**, München, Renataſtr. 69, hat noch rechtzeitig vor Weihnachten eine Sondernummer auf den Markt gebracht, von der dasſelbe gilt wie von den früheren: Überraſchend billig, außerordentlich gut in der Ausſtattung, raſch orientierend im Text, ſchnell in die Materie einführend durch zahlreiche Bildbeigaben. Es iſt die VIII. Sondernummer der Serie „Die Kunſt dem Volke". Dr. Ottmann führt mit ihr nach Wien, im Anſchluß daran nach der Schweiz. „Meiſterwerke der deutſchen Malerei des XIX. Jahrhunderts. Wien—Schweiz" lautet der Titel. Füger, Krafft, Waldmüller bis Klimt werden vor uns lebendig, und dann hören wir von Angelika Kauffmann, Böcklin, Segantini, Hodler uſw. Das Verdienſt, das ſich die „Allgemeine Vereinigung für chriſtliche Kunſt" durch dieſe Hefte erwirbt, kann nicht überſchätzt werden.



Internationale Gesellschaft für Schrift- und Buchkunde.
Société internationale de l'Écriture et du Livre.
The International Association for the Study of Script and Knowledge of Books.
Internacia Societo de Skrib-kaj Libro-Scienco.

1929 Adresse: Prof. Dr. Schramm, Leipzig, Südstraße 72 Nr. 2/3

Mitgliedsbeiträge.

Wir bitten unsere Mitglieder, soweit sie ihre Beiträge noch nicht eingesandt haben, dies so bald wie möglich zu tun, und zwar auf Konto 29017 des Postscheckamts Frankfurt (Main) 1 für die Internationale Gesellschaft für Schrift- und Buchkunde. Der Jahresbeitrag beträgt für Einzelpersonen 3 RM, für Korporationen 10 RM. Firmen, Vereine usw. und Einzelpersonen, die größere Beiträge stiften (nicht unter 100 RM) werden zu Ehrenförderern ernannt und sind von weiteren Beiträgen befreit. Bei dem geringen Jahresbeitrag können nicht kostspielige Mahnungen verschickt werden.

Preisaufgaben.

Auf mannigfache Anfrage, in welcher Sprache die beiden Preisarbeiten „Arabische Kalligraphie" und „Schreibpult und Schreibtisch zu allen Zeiten und bei allen Völkern" eingesandt werden können, teilen wir mit, daß dieselben in deutscher, französischer, englischer, italienischer Sprache und auch in Esperanto abgefaßt sein dürfen. Auf Wunsch ist der Ablieferungstermin auf 1. September verlängert worden. Ablieferung der Arbeiten unter der Adresse: Schriftleitung des Archivs für Schreib- und Buchwesen, Leipzig, Südstraße 72.

Professor Dr. R. Stübe †.

Unsere junge Gesellschaft hat einen schweren Schlag erlitten: Professor Stübe-Leipzig ist unerwartet gestorben. Noch hatte er eine ausführlichere Arbeit über die indischen Schriften für unsere Gesellschaft unter der Feder, wozu er bereits die Abbildungen ausgewählt hatte, da rief ihn der Tod ab. Den Lesern des „Archiv für Schreib- und Buchwesen" ist er durch seine Ausführungen über die Schicksale der chinesischen Bibliotheken sowie durch seine ausführliche Besprechung von Jensens Geschichte der Schrift bekannt.



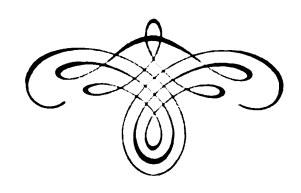
Seine Beiträge „Zur Entwicklungsgeschichte der Schrift“ (1912/13) und seine Arbeit „Das Alphabet, sein Ursprung und seine Entwicklung“ (1919) sind in vieler Beziehung recht wertvoll, wie auch seine Ausführungen „Het schrift en het boekwezen der Batak op het eiland Sumatra“ (1928) Beachtung verdienen. Eine ganze Anzahl Zeitschriftenaufsätze, deren er außerordentlich viele geschrieben hat, gehören mit in die Schrift- und Buchgeschichte. Mit Rudolf Stübe ist einer der Wenigen heimgegangen, die wirkliches Interesse für die Schrift und ihre Entwicklung hatten und tätig mitarbeiteten an den schwierigen Aufgaben, die in großer Zahl noch zu lösen sind.

Neue Mitglieder.

Geheimrat Prof. Dr. Rohrbach, Journalistin Kaethe Jahns, Dr. Günther Beindorff, Dr. phil. Jacobson, Dozent Alb. Tansen, Verlagsbuchhändler F. W. Hendel, Stadtinspektor Adolf Kiekow, Ukrainisches wissenschaftliches Institut für Buchkunde, Dr. jur. Ernst Range, Kaufmann Karp Wallon, Kaufmann Heinrich Frickel, Dr. med. dent. A. Künzel, Fabrikant Alfred Mürbe, Prof. Dr. phil. Arnold Alge, Studienrat Prof. E. Kuhlmann, Bibliotheksdirektor Adolf Hilsenbeck, Oberbaurat Arthur Kahnt, Dr. Kurt Karl Eberlein, Antiquar Max Ziegert, Schriftsteller Paul Ettinger, A. Smit, Sally Kirschstein, Landtagsstenograph Otto Leybold, Professor Otto Hupp, Dr. Heinrich Stinnes.

Gründung von Ortsgruppen.

Die Internationale Gesellschaft für Schrift und Buchkunde ist jetzt so erstarkt, daß an die Gründung von Ortsgruppen herangetreten werden kann. Es ist das im Interesse des Zieles, das unsere Gesellschaft verfolgt, außerordentlich erwünscht. Immer und immer wieder muß gesagt werden, daß die Arbeiten zur Schrift- und Buchkunde dringend der Unterstützung bedürfen. Sache der Ortsgruppen wird es sein, das an ihrem Orte vorhandene Material nachzuweisen und zugänglich zu machen. Vorträge, die das ihre dazu tun, die Fragen in Fluß zu bringen, vermittelt der Vorstand unserer Gesellschaft (Leipzig, Südstraße 72).



Archiv für Schreib- und Buchwesen

Organ der Internat. Gesellschaft für Schrift- und Buchkunde
Herausgegeben von **Prof. Dr. A. Sohramm**

Inhaltsangabe der bislang erschienenen Jahrgänge

I. Jahrgang:

Schramm, Albert. Die Bamumschrift.
Kuhlmann, Fritz. Wie kommen wir zur Lösung des in Schule und Leben täglich brennender werdenden Problems einer deutschen Einheitshandschrift?
Schramm, Albert. Arabische Kurzschrift.
Wichner, Das Buch der Chinesen.
Schramm, Albert. Vom Bleistift.
Präsent, Hans. Die Bedeutung Barodas für das vorderindische Bibliothekswesen.
Vollmer, Hans. Aus den Anfängen der deutschen Kunstzeitschriften.
Schramm, Albert. Die internationale Buchkunst-Ausstellung in Leipzig.
Bollert, Martin. Die Buchausstellung der Sächsischen Landesbibliothek auf der Dresdener Jahresschau.
Schramm, Albert. Zeitschriften für Buchwesen.
Röder, Schriftwesen und Schriftdenkmäler im ägyptischen Pelizaeus-Museum zu Hildesheim
Japanische Literatur zum Schreib- und Buchwesen.
Ax, Wilhelm. Otto Plasbergs Abkürzungssystem.
Kurze Einführung in die Schrift der Toba-Bataks.
Crous, Ernst. Französische Büchermarken des 15. Jahrhunderts.
Siebeck, Werner. Schopenhauer und Brockhaus.
Leskien, Elfriede. Zweiter Nachtrag zu Otto Günthers Verzeichnis der Wiegendrucke der Leipziger Sammlungen.
Wichner, Über den chinesischen Kalender.

II. Jahrgang:

Danzel, Th. W. Eine mexikanische Bilderhandschrift. Aus dem Besitze des Hamburgischen Museums für Völkerkunde.
Schröder-Hamm, Alb. Eine Vulgata-Handschrift des 13. Jahrhunderts in der Ratsschulbücherei zu Zwickau Sa.
Krasnopolski, Paul. Der Znaimer Kodex.
Schramm, Albert. Die historische Entwicklung der abendländischen Schriftformen.
Schramm, Albert. Das Schreibbuch des Urban Wyß.
Scherer, Carl. Über ein Blatt eines Karolingersakramentars. Aus der Fuldaer Schreibschule.
Bork, Ferdinand. Schriftproblem aus Elam.
Crous, Ernst. Pariser Bibliothekausstellungen.
Stöwesand, Rudolf. Der heutige Bestand an Gutenberg-Bibeln mit besonderer Berücksichtigung derer in den alten Einbänden.
Siebeck, Werner. Wilhelm Müller als Erzähler und Kritiker.
Schmidt, Adolf. Verlegereinbände Anton Kobergers zu Nürnberg in der Landesbibliothek zu Darmstadt.
Schramm, Albert. Pfarrer und Graphiker.
Kuhlmann, Fritz. Phylogenese und Ontogenese in der Schriftentwicklung.
Legrün, A. Das Schriftmuseum F. Soennecken.
Wettley, Johannes. Ein neues Hilfswerkzeug für das Schriftschreiben.
Bork, Ferdinand. Die Stoßlautreihen des lükischen Alfabet
Stübe, Die Schicksale der chinesischen Bibliotheken.
Schreib- und Buchwesen in den deutschen Museen.

Jed. Jahrgang umfaßt 4 starke reichillustr. Hefte. Preis d. Jahrgangs M 12.— postfrei.

Bezugsmöglichkeit durch jede Buchhandlung oder durch

HecknERS Verlag (Inh. Dr. H. Wessel) Wolfenbüttel

Postscheckkonto: Hannover Nr. 7549

Jahrgang 3 Nr. 4 November 1929

ARCHIV FÜR SCHREIB- UND BUCHWESEN

Offizielles Organ der Internationalen Geſellſchaft für Schrift- und Buchkunde

Herausgegeben von

Profeſſor Dr. Albert Schramm-Leipzig



Heckners Verlag, Wolfenbüttel
1929

INHALT

Bezugspreis: (jährlich 4 starke Hefte) Mark 12.— postfrei. (Auch durch die Buchhandlungen zu beziehen.)

ARCHIV FÜR SCHREIB- UND BUCHWESEN

Offizielles Organ der Internationalen Gesellschaft für Schrift- und Buchkunde

SCHRIFTLEITUNG: PROFESSOR DR. ALBERT SCHRAMM
LEIPZIG, SÜDSTRASSE 72

3. Jahrgang | Nr. 4 | November 1929

Die Schrift auf den Siegeln der Salzburger Erzbischöfe und deren innerösterreichischen Suffraganbischöfe von 958—1540.

Von Dr. Paula Kreiselmeyer, Salzburg.

(Schluß.)

30/3 Ulrich, Eb. v. Salzburg (1257—1265)
Reg. Taf. I 3. Stempel.
Umschrift: Kapitale.
+ ULRICUS

31/1 Wladislaus, Eb. v. Salzburg (1265—1270)
Reg. Taf. I; Pfotenhauer, Taf. VIII/49
Umschrift: got. Majuskel
+ Sigillum · WLODIZLAI · DeIGRatiA · ECCLesiE · SALZEBURGENsis ELecTI

31/2 Wladislaus, Eb. v. Salzburg (1265—1270)
St. A. 1268, Feber 18
Reg. Taf. I.; Pfotenhauer Taf. VIII/49
Umschrift: Gotische Majuskel.
+ Sigillvm WLODISLAI DeI GRatiA ECClesiE · SALZE BU[RG]ENsis ARCHIEPiscopI APostoLICE · SEDIS LEGATI

32/1 Herbord, B. v. Lavant (1267—1275)
ST. A. Slg. Sm. m. 388/1268
Umschrift: Gotische Majuskel.
+ [SIGILLVM FRAT]RIS[H]ERB[ORDI DEI GRATIA LAVE]NDInensis ELeC[TI]

32/2 Herbord, B. v. Lavant (1267—1275)
L. A. Nr. 895; 1268, Juli 18.
Umschrift: Gotische Majuskel.
[+ SIGILLVM]FraTRIS HERBORD[IE]PiscopI LAVENDINENsis

33. Wernhard, B. v. Seckau (1268—1283)
L. A. Nr. 961; 1271, Mai 29
Umschrift: Gotische Majuskel.
+ Sigillum WERNHARDI · SOLA · DEI (gratia) EPiscopI ECClesiE SECCOVIE[nsis]

34/1 Friedrich II. Eb. v. Salzburg (1270—1284)
St. A. 1272, Aug. 24; Reg. I/2 Taf. II.
Umschrift: Gotische Majuskel.
+ Sigillum FRIDERICI DEIGRatiA SALZBURGENsis : ECCLesiE : ElecTiAPostoLICE SEDisLEGATI

34/2 Friedrich II. Eb. v. Salzburg (1270—1284)
St. A. 1277, Juli 21; L. A. Nr. 1100; 1277, Sept. 10
Reg. I/2 Taf. II.
Umschrift: Gotische Majuskel.

+ Sigillum FRIDERICI D[EI GRATIA] SALSBURGENsis · ECC lesiE: ARCHIEP iscop I (APOSTOLICE] SE [DISLEGATI]

34/3 Friedrich II. Eb. v. Salzburg (1270—1284)
St. A. 1273, Sept. 29. Reg. I 2 Taf. II.
Umschrift: Gotische Majuskel.
+ SECRETUMFRIDERICIARCHIEPiscopI

35/1 Gerhard, B. v. Lavant (1275—1284)
ST. A. Slg. Sm. 1277.
Umschrift schadhaft und fehlt.

35/2 Gerhard, B. v. Lavant (1275—1284)
L. A. Nr. 1139; 1279, Mai 3
Umschrift: Gotische Majuskel.
+ Sigillum · GERHARD[I DEI GRATIAE] PiscopI · ECLesiE · LAVEN [TINENSIS]

36. Johann I. B. v. Gurk (1279—1281)
St. A. 1279, Okt. 22
Umschrift: Gotische Majuskel.
+ Sigillum J[O]HAN[NI] DeIGRatiA EP iscop[I G]UR[CENSIS]

37. Leopold I. B. v. Seckau (1283—1291)
Abb. 3 L. A. Nr. 1343, 1288. Juli 29.
Umschrift: Gotische Majuskel.
[+ SIGILLVM] LEVPOLDI DE[I GRATIA] SECCOWENsisECClesiE [EPISCOPI]

38. Hartnid, B. v. Gurk (1283—1298)
L. A. Nr. 1409; 1291, Nov. 12
Umschrift: Gotische Majuskel.
+ Sigillum: HERTNIDI: DEI: GRatiA: GURCENsis: ECClesiE: EPiscopI

39/1 Rudolf, Eb. v. Salzburg (1284—1290)
St. A. 1286, Aug. 20
Reg. I/1, Tafel II/5.
Umschrift: Gotische Majuskel.
+ [R]VDOLFus · DeI · GRatiA · SanCTE · SA[LZB]VRGensis [E]CClesiE: ARCHIEPiscopuS · APostoLICE · SEDis · LEGatus

39/2 Rudolf, Eb. v. Salzburg (1284—1290)
St. A. 1284, Nov. 29.
Reg. I/2, Tafel II/4
Umschrift: Gotische Majuskel.
+ Sigillum: RUDOLFI DEIGRatiASanCTESALZBVRGENsis: ECClesiE: ELECTI

40. Conrad I., B. v. Lavant (1284—1291)
St. A. 1290, Marz 14
Umschrift: Gotische Majuskel.
+ Sigillum · CONRADI DEI GRatiAL AVENTINENsis EPisropI

41. Heinrich II., B. v. Seckau (1292—1297)
L. A. Nr. 1504, 1296, April 10
Umschrift: Gotische Majuskel.
+ Sigillum · HEINRICI · DEI: GRatiA · EPiscopI: ECClesiE · SECCOVIEN· SIS

42. Heinrich I., B. v. Lavant (1291—1298)
L. A. Nr. 1572; 1298. Dez. 7
Umschrift: Gotische Majuskel.
+ Sigillum: HEINRICI · DEI · GRatiA · EPiscopI · ECCLesiE: LAVENTI NENsis

43. Conrad IV. Eb. v. Salzburg 1291- 1312)
L. A. Nr. 1572; 1298 Dez. 7.; Nr. 1581; 1299 März 22.
Umschrift: Gotische Majuskel.
+ CHVNRADus: DEIGR(ati)ASanCTE: SALZBVRGENsisECCLesiE: ARCHIEPiscopuS: APostoLIC[E]: S[E]Dis: LEGatus

44. Ulrich II., B. v. Seckau (1297—1308)
L. A. Nr. 1539; 1297 Sept. 29.
Umschrift: Gotische Majuskel.
+ Sigillum VLRICI:DEI·GRatiA·EPiscopI·[E]CClesiE·SECCOVIENSIS

45. Heinrich III., B. v. Gurk (1299—1326)
L. A. Nr. 1139; 1310 Juni 10; 1649a, 1303 April 24
Umschrift: Gotische Majuskel.
+ Sigillum HEINRICI D[EI GRATIA] ECCLesIE [GVRCENSI] S:EPiscopI

46. Wulfing, B. v. Lavant (1298—1303)
L. A. Nr. 1603a; 1300 März 12
Umschrift: Gotische Majuskel.
[+ SIGILLVM WVL] VINGI∘DEI∘GRatiA EPISCOPI∘LAVENTINI

47. Werner, B. v. Lavant (1304—1317)
L. A. Nr. 1811; 1316 März 27
Umschrift: Gotische Majuskel.
+ Sigillum WERNHERI∘DEI∘GRatiA∘EPISCOPI∘LAVANTINI

48. Friedrich I. B. v. Seckau (1308—1318)
Abb. 4 L. A. Nr. 1740a; 1310 Aug. 14
Umschrift: Gotische Majuskel.
+ Sigillum·FRIDRICI·DEI·GRatiA∘EP[ISCOPI ECCLESI]E∘
SECOVIENSIS

49/1 Weichard, Eb. v. Salzburg (1312—1315)
St. A. 1314 April 17; 1314 Juli 16.
Umschrift: Gotische Majuskel.
[+ WEICHAR] Dus: DeIGRatiA: SanCtE: SALZBVRGENsis: ECClesiE:
ARCHIEPiscopuS: APostoLICE: SEDis: LEG[ATVS]

49/2 Weichard, Eb. v. Salzburg (1312—1315)
S. Mus. Bibliothek, galv. Abdruck
Umschrift: Gotische Majuskel.
+ Sigillvm·WEICHARDI∘DEI∘GRACIA ELECTI∘ECCLesIE∘
SALZBVRGENSIS

50/1 Friedrich III. Eb. v. Salzburg (1316—1338)
Abb. 5 St. A. 1335. Mai 10
Umschrift: Gotische Majuskel.
+ FRIDERICus∘DeI∘GRatiA∘SanCtE∘SALZBURGENsis∘ECClesiE
∘ARCHIEP iscopu S APostoLICE SEDis LEGATus

50/2 Friedrich III. Eb. v. Salzburg (1316—1338)
St. A. 1333 April 24
Umschrift: Gotische Majuskel
+ SECRETVm FRIDERICI ARCHIEP iscop I SALZBVRGeNsis.

51. Dietrich I. B. v. Lavant (1317—1332)
St. A. 1331 Sept. 27.
Umschrift: Gotische Majuskel.
[+ SI] GILLUM∘DIETRICI∘[DE] I∘GRatiA∘EPiscopI∘LAVENTI[NI]

52. Wocho, B. v. Seckau (1318—1334)
L. A. Nr. 1876a; 1320 Aug. 23; 2068a; 1334 Aug. 24
Umschrift: Gotische Majuskel.
+ Sigillum∘WOCHONIS∘DEI∘GRatiA∘ECClesiE.·.SECOVIENsis ∘
EP iscop I

53. Gerold, B. v. Gurk (1326—1333)
L. A. Nr. 2001; 1331 Jänner 9
Umschrift: Gotische Majuskel.
+ GEROLDVS∘DEI∘GRatiA·EPiscopuS∘ECCLesIEGVRCENSis

54. Lorenz I. B. v. Gurk (1334—1337)
St. A. Slg. Sm. 354. 1335
Umschrift: Gotische Majuskel.
+ LAVRENCVS∘DEI∘GRatiA∘GURCENSIS∘EPISCOPus

55. Heinrich III. B. v. Seckau (1334—1337)
L. A. Nr. 2090; 1335, Aug. 15

Umſchrift: Gotiſche Majuskel.
+ [HEIN] R I C V S ∘ [DEI] ∘ G R ati A · E P iscopu S ∘ E C C lesi E ∘ S E C C O V I E N S is

56. Conrad I. B. v. Gurk (1337—1344)
L. A. Nr. 2238b; 1344 Jänner 8
Umſchrift: Gotiſche Majuskel.
+ S I G I L L U m ∘ C U N R A D I DE[I GRATIA EPISCOPI] G U R C [E] N S I S

57/1 Rudmar, B. v. Seckau (1337—1352)
L. A. Nr. 2143; 1339 Sept. 6; 2150a; 1339 Dez. 2
Umſchrift: Gotiſche Majuskel.
+ R U D M A R U S D E I ∘ G R ati A S E C O U I E N S I S : E P I S C O P us

57/2 Rudmar, B. v. Seckau (1337—1352)
Abb. 6 St. L. Nr. 2178, 1341 Jänner 27
Umſchrift: Gotiſche Majuskel.
+ R V D M A R V S ∘ D E I ∘ G R ati A ∘ S E C O V I E N S I S ∘ E P iscopu S

58/1 Heinrich I. Eb. v. Salzburg (1338—1343)
St. A. 1340 Feber 18
Umſchrift: Gotiſche Majuskel.
+ H E I N R I C us ∘ D e I 8 G rati A · S an C t E S A L Z B U R G E N sis 8 E C C lesi E [ARCHIEPISCOPVS APOST OL] I C E 8 S E D is 8 L E G A T us

58/2 Heinrich I. Eb. v. Salzburg (1338—1343)
St. A. 1340 Nov. 6
Umſchrift: Gotiſche Majuskel.
+ S E C R E T um ∘ H E I N R I C I · A R C H I E P iscop I · S A L Z B V R G e N sis

59/1 Heinrich III. B. v. Lavant (1343—1356)
L. A. Nr. 2396e; 1349 Okt. 18
Umſchrift: Gotiſche Majuskel.
+ S ecretum ∘ H A I N R I C I ∘ E P iscop I ∘ L A V E N T I N I

59/2 Heinrich III. B. v. Lavant (1342—1356)
A. K. Gv. Gypsabguß Nr. 282
Umſchrift: Gotiſche Majuskel.
Sigillum ✠ H E I N R ici ✠ D E I ✠ G R ati A ✠ E P iscop I ✠ E C C lesi E ✠ L A U E N T I N E N sis

60/1 Ortolph, Eb. v. Salzburg (1343—1365)
L. A. Nr. 2637; 1358 Jänner 26; 2251c; 1344 Nov. 28 2912c; 1364 Sept. 7
St. A. 1354
Umschrift: Gotische Majuskel.
+ O R T O L F us : D e I : G R ati A : S an C t E : S A L Z B V R G E N sis : E C C lesi E : A R C H I [E] P iscopu S : A P osto L I C E : S E D is : L E G A T us

60/2 Ortolph, Eb. v. Salzburg (1343—1365)
L. A. Nr. 2853; 1363 Jänner 16
8t. A. 1357 Aug. 30
Umſchrift: Gotiſche Majuskel.
+ S E C R E T V m O R T(o) L F I A R C H I E P iscop I · S A L Z B V R G e N sis

61/1 Ulrich II., B. v. Gurk (1344—1351)
St. A. 1349 : Aug. 29 Majuskel.
Umſchrift: Gotiſche Majuskel.
+ V L R I C V S ∘ D E I ∘ G R A C I A ∘ E P iscopu S ∘ E C [CLESIE GVRC] E N sis

61/2 Ulrich II., B. v. Gurk (1344—1351)
L. A. Nr. 2396e; 1349 Okt. 18
Umſchrift: Gotiſche Majuskel.
+ [S] E C R E T V M * V L R I C I * E P iscop I * G V R C E N S I S

62. Ulrich III., B. v. Seckau (1353—1371)
L. A. Nr. 2712: 1359 Aug. 14; 3060; 1369 Aug. 3
Umſchrift: Gotiſche Majuskel
+ Sigillum * V L R I C I * D E I * G R A C I A * S E C C O N I E N sis * E C C lesi E * E P iscop I

63. Johann II., Erw. v. Gurk (1359—1363
ST. A. 1360 Juni 15



Umschrift: Gotische Majuskel.
+ Sigillum ⁘ IOHannIS ⁘ ELeCtI ⁘ ET ⁘ CONFIRMATI ⁘ ECClesiE ⁘ GVRCENsis

64. Johann, B. v. Gurk (1363—1376)
ST. A. 1366 Juli 25
Umschrift: Gotische Majuskel.
+ Sigillum · IOHANNIS · DEI · ET · APostoLICE SEDIS : GRatiA · EPiscopI ♣ GVRCENsis ♣

65/1 Heinrich IV., B. v. Lavant (1363—1387)
ST. A. Slg. Sm. 59/1365
Umschrift: Gotische Majuskel.
+ Sigillum ⁑ HEINRICI ⁑ DEI ⁑ GRatiA ♣ EPiscopI ⁑ ECClesiE ⁑ LAVENTINENsis

65/2 Heinrich IV. B. v. Lavant (1363—1387)
L. A. Nr. 3368; 1380 März 25
Umschrift: Gotische Majuskel
+ SECRETVm + HEINRICI + EPiscopI + LAVENTINI

66/1 Pilgrim II. Eb. v. Salzburg (1365—1396)
ST. A. 1381 Feber 16
"L. A. Nr. 2980; 1367 März 25
Umschrift: Gotische Majuskel.
+ PILGRIMVS ∘ DeI ∘ GRatiA ⁑ SANCTE ⁑ SALEZ BVR [GENSIS] ECClesiE ⁑ ARCHIEPiscopuS ⁑ APostoLICE ⁑ SEDIS ⁑ LEGATUS

66/2 Pilgrim II. Eb. v. Salzburg (1365—1396)
ST. A. 1379 März 2
"L. A. Nr. 3335; 1379 Feber 16
Umschrift: Gotische Majuskel.
+ SECRETUm : PILGRIMI : ARCHIEPiscopI : SALTZBVRGENsis

67/1 Augustin B. v. Seckau (1372—1380)
L. A. Nr. 3198; 1374 Aug. 15
Umschrift: Gotische Majuskel.
+ Sigillum × AUGUSTINI × DEIGRACIA : EPiscopI : SECOUIENSIS

67/2 Augustin, B. v. Seckau (1372—1380)
L. A. Nr. 3242a; 1376 März 14
Umschrift: Gotische Majuskel.
[SECRETUM AUGUSTINI DEI] GRatiA · EPiscopI · SECKOVIE[NSIS]

67/3 Augustin, B. v. Seckau (1372—1380)
L. A. Nr. 3358; 1379 Okt. 31
Umschrift: Gotische Majuskel.
[SEC]RETVm + AVGustinI + EPiscopI + SECCO[V]IENSIS

68. Johann IV. B. v. Gurk (1376—1402)
L. A. 3602; 1387 Juli 9
Umschrift: Gotische Majuskel.
+ IOHANNIS ⁝ MAIRHOFFERII ⁝ EPISCOPI GVRCENSIS

69/1 Johann I. B. v. Seckau (1380—1399)
L. A. Nr. 3389; 1381 Jänner 30
Umschrift: Gotische Majuskel.
+ SECRETVM · IOHANNIS · EPiscopI · SECOVIENSIS

69/2 Johann I. B. v. Seckau (1380—1399)
Abb. 7 L. A. Nr. 3757; 1392 Sept. 29
Umschrift: Gotische Minuskel.*)
+ S(igillum) ⁘ iohannis ⁘ dei ⁘ gracia ⁘ seccouiensis ⁘ ecc(lesi)e ⁘ ep(iscop)i

70. Gregor, Eb. v. Salzburg (1396—1403)
L. A. Nr. 3934; 1398 März 10
Umschrift: Gotische Minuskel.
+ s(igillum) · gregorii ◇ archiep(iscop)i salcebvrgen(sis)

*) In der Wiedergabe der Legende der got. Minuskel bedeuten die s ein sog. langes s = ſ; ſ. In runden Klammern die Kürzungen aufgelöst; eckige Klammern wie früher.

71. Friedrich II. B. v. Seckau (1399—1414)
ST. A. 1402 Sept. 14
Umſchrift: Gotiſche Minuskel.
+ s(igillum) + fridrici · ep(iscop)i ∘ seccoviensis

72. Conrad II. B. v. Gurk (1402—1411)
ST. A. 1404 Okt. 25
Umſchrift: Gotiſche Minuskel.
s(igillum) conradi * [e]piscopi * gvrcensis

73/1 Eberhard III. Eb. v. Salzburg (1403—1427)
S. R. A. Gypsabguß Nr. 1060.
Umſchrift: Gotiſche Minuskel.
s(igillvm) · eberhardi · dei · gr(ati)a · ar(chi)ep(iscop)i · salczb(v)r(gensis) · a(postolice) · s(edis) · l(egati)

73/2 Eberhard III. Eb. v. Salzburg (1403—1427)
L. A. Nr. 4322; 1407 Sept. 25.
Umſchrift: Gotiſche Minuskel.
secretvm ◇ eberhardi ◇ dei ◇ gr(ati)a ◇ ar(chi)ep(iscop)i ◇ saltz·b(u)r(gensis) ◇ a(postolice) ◇ s(edis) ◇ l(egati)

74. Ulrich II. B. v. Lavant (1408—1411)
ST. A. 1409 Okt. 19
Umſchrift: Gotiſche Minuskel.
sigillv(m) ◇ vlrici ◇ dei ◇ gr(ati)a ◇ episcopi ◇ laventinensis

75. Arnestus, B. v. Gurk (1411—1433)
ST. A. 1421 Nov. 28
Umſchrift: Gotiſche Minuskel.
+ s(igillum) + arnesti + ep(iscop)i + gurcen(sis)

76/1 Ulrich IV. B. v. Seckau (1417—1431)
L. A. Nr. 4912; 1423 Mai 10
Umſchrift: Gotiſche Minuskel.
◇ sigillvm ◇ vlrici ◇ dei ◇ gracia ◇ episcopi ◇ ecclesie ◇ seccoviensis ◇

76/2 Ulrich IV. B. v. Seckau (1417—1431)
L. A. Nr. 5004; 1425 Jänner 12
Umſchrift: Gotiſche Minuskel.
+ s(ecretum) vlrici dei * gr(ati)a ep(iscop)i ◇ seccoviensis

77. Friedrich, Erw. v. Lavant (1422—1424)
ST. A. 1422 Mai 1
Umſchrift: Gotiſche Minuskel.
fridericvs [dei gratia electus laventini]

78. Eberhard IV. Eb. v. Salzburg (1427—1429)
S. R. A. Gypsabguß 1061
Umſchrift: Gotiſche Minuskel.
s(igillum) ◇ eber hardi ◇ dei ◇ gr(ati)a ◇ archiepiscopi ◇ salcz·b(u)rg(e)n(si)s ◇ a[postolice sedi]s ◇ legati

78/2 Eberhard IV. Eb. v. Salzburg (1427—1429)
S. R. A. Gypsabguß Nr. 1062
Umſchrift: Gotiſche Minuskel.
Schrift zerſtört und im Abdruck unleſerlich.

79/1 Johann II. Eb. v. Salzburg (1425—1441)
S. R. A. Gypsabguß Nr. 1063
Umſchrift: Gotiſche Minuskel.
◇ sigillum ◇ Johan[ni]s ◇ dei ◇ gracia ◇ sanctesalczburgensis ◇ ecc(lesi)e ◇ archiep(iscop)i ◇ apostolice ◇ sedis ◇ legati

79/2 Johann II. Eb. v. Salzburg (1429—1441)
L. A. Nr. 5412e; 1433 Dez. 28
Umſchrift: Gotiſche Minuskel.
s(igillum) ◇ iohannis ◇ dei ◇ gr(ati)a ◇ archiep(iscop)i ◇ salezbur·g(e)ns(is) ◇ apostolice ◇ sed(i)s ◇ legati

80. Laurenz II. B. v. Gurk (1433—1436)
ST. A. 1433 Okt. 19
Umschrift: Gotische Minuskel.
◇ s(igillum) ◇ lavrenci ◇ dei ◇ gracia ◇ episcopi ◇ eclesie ◇ gurcensis
81. Conrad B. v. Seckau (1432—1443)
Abb. 9 L. A. Nr. 5351a; 1432 August 15
Umschrift: Gotische Minuskel.
s(igillum) ◇ conradi ◇ dei ◇ g(rati)a ◇ ep(iscop)i ◇ Secouiensis
82. Johann V. B. v. Gurk (1436—1453)
Abb. 8 L. A. Nr. 6010; 1446 Feber 6
Umschrift: Gotische Minuskel.
sigillum ♣ iohannis episcopi ♣ gur censis
83. Friedrich IV. Eb. v. Salzburg (1441—1452)
L. A. Nr. 6006; 1446 Jänner 18
Umschrift: Gotische Minuskel.
s(igillum) ◇ friderici ◇ dei ◇ gr(ati)a ◇ archiep(iscop)i ◇ salczb(u)r·g(e)ns(is) ◇ ap(osto)lice ◇ sedis ◇ legati
84. Georg I. B. v. Seckau (1443—1446)
L. A. Nr. 6044b; 1446 Okt. 20
Umschrift: Gotische Minuskel.
+ s(igillum) + georgy + dei + gr(ati)a + ep(iscop)i + ecc(lesi)e + Secouiensis
85. Friedrich III. B. v. Seckau (1446—1452)
ST. A. 1450 März 26
Umschrift: Gotische Minuskel.
s(igillum) o friderici o dei o Gr(ati)a o ep(iscop)i o secouiensis o
86. Theobald, B. v. Lavant (1446—1463)
A. K. Gv. Gypsabguß 1934; 1454 Okt. 9
Umschrift: Gotische Minuskel.
◇ s(igillum) ◇ tiboldi ◇ dei ◇ gr(ati)a ◇ episcopi ◇ ecclesie ◇ lauenti·nensis
87/1 Sigmund I. Eb. v. Salzburg (1452—1461)
S. R. A. Gypsabguß Nr. 1066
Umschrift: Gotische Minuskel.
Sigillum ◇ sigismundi ◇ dei ◇ gracia ◇ sancte ◇ salczburgensis ◇ ecc(lesi)e ◇ archiep(iscop)i ◇ apostolice ◇ sedis ◇ legati ◇
87/2 Sigmund I. Eb. v. Salzburg (1452—1461)
S. R. A. 1459 Juli 26
Umschrift: Gotische Minuskel.
+ s(igillum) · sigismundi · dei · gr(ati)a · archiep(iscop)i · salcz·b(u)rg(e)ns(is) · ap(osto)l(ic)e · sedis · leg(a)ti
88/1 Georg II. B. v. Seckau (1452—1477)
L. A. Nr. 6414; 1453 Mai 8
Umschrift: Gotische Minuskel.
s(igillum) ♣ georgy ♣ dei ♣ gr(ati)a ♣ ep(iscop)i ♣ ecc(lesi)e ♣ seco·viensis
88/2 Georg II. v. Seckau (1452—1477)
L. A. Nr. 6435; 1453 Juli 31
Umschrift: Gotische Minuskel.
s(igillum) ♣ d(omi)ni ♣ georgy ♣ dei ♣ gracia ♣ [episcopiecclesie secoviensis]
89/1 Ulrich III. B. v. Gurk (1453—1469)
L. A. Nr. 6554; 1455 Nov. 27
Umschrift: Gotische Minuskel.
sigillvm + vdalrici + dei + g[ra]cia + episcopi + Gvrcensis ·1·4·5·4·
89/2 Ulrich III. B. v. Gurk (1453—1469)
L. A. Nr. 6947; 1463 März 18
Umschrift: Gotische Minuskel.
sigillvm · vdalrici · dei · gracia · episcopi · gvrcensis · 1468

90/1 Burkhard, Eb. v. Salzburg (1461—1466)
S. R. A. 1462 Juli 9
Umschrift: Gotische Minuskel.
[sigillum bu]rchardi · dei × gr(ati)a · ar(chi)ep(iscop)i · salzeburg(e)n(sis) ꝶ ap(osto)lice · sed(is) · lega[ti]

90/2 Burkhard, Eb. v. Salzburg (1461—1466)
S. R. A. Gypsabguß 1068
Umschrift: Gotische Minuskel.
Sigillum ∘ Burckhardi ∘ cardinal(is) ∘ et ∘ archiep(iscop)i ∘ [sancte] eccl(es)ie ∘ salzbvrg(ensis)

91. Rudolf, B. v. Lavant (1463—1468)
A. K. Gv. Gypsabguß Nr. 2046 1465 Juni 25
Umschrift: Gotische Minuskel.
[sigillum rudolfi dei gracia] episcopi ◇ lauentinensis

92. Bernhard, Eb. v. Salzburg (1466—1482)
L. A. Nr. 7282c; 1469 Mai 20
Umschrift: Gotische Minuskel.
Sigillum · Bernardi · dei · gr(ati)a · ar(chi)ep(iscop)i · salzeburg(e)n(sis) ap(osto)lice · sed(is) · legati

93. Laurentius III. B. v. Gurk (1474—1487)
L. A. Nr. 7792a; 1479 Aug. 9
Umschrift: Gotische Minuskel.
S(igillum) ⁑ laurentii dei gr(ati)a ep(iscop)i Gu[rc]en(sis) anno

94. Christof I. B. v. Seckau (1477—1480)
ST. A. 1477 Mai 6
Umschrift: Gotische Minuskel.
s(igillum) ✣ cristoferi ✣ dei ✣ gr(ati)a ✣ ep(iscop)i ✣ ecc(lesi)e secoviensis

95/1 Johann III. Eb. v. Salzburg (1482—1489)
S. R. A. 1484 Nov. 17
Umschrift: Gotische Minuskel.
S(igillum) ◇ joh(ann)is ◇ dei ◇ gr(ati)a ◇ ar(chi)ep(iscop)i ◇ strigouien(sis) ◇ e(t) ◇ admi(ni)s̃tr̃atõr̃is ◇ E(cclesie) ◇ salzebũr̃gen(sis) ◇ (et)c.

95/2 Johann III. Eb. v. Salzburg (1482—1489)
Abb. 10 S. Mus. Bibliothek Galvan. Abdruck, von Urkunde losgelöstes Exemplar
Umschrift: Gotische Minuskel.
S(igillum) ◇ joh(ann)is ◇ dei ◇ gr(ati)a ◇ santce ◇ salczburg(ensis) eccl(esi)e ◇ archiep(iscop)i ◇ ap(osto)lice ◇ sedis ◇ legati ◇ (et)c

96/1 Mathias, B. v. Seckau (1481—1502)
L. A. Nr. 1498 Juni 25 Seckau Schloß
Umschrift: Gotische Minuskel.
s(igillum) ◇ d(omi)ni ◇ mathii ◇ dei ◇ gracia ◇ episcopi ◇ ecclesie ◇ Seccoviensis

96/2 Mathias, B. v. Seckau (1481—1502)
L. A. 1503 Okt. 1 Voitsberg
Umschrift: Gotische Minuskel.
mathi[us] · d(e)i · (et) · app(ostoli)ce · sedis g(rati)a · episcop(us) + seccouiensis

97. Erhard, B. v. Lavant (1487—1508)
ST. A. 1497 Aug. 1
Umschrift: Renaissance-Kapitale.
Sigillum ∘ [ERH]ARDI ∘ DEI ∘ GRatiA ∘ EPiscopI ∘ LAVENTINensis ∘ 1·4

98. Friedrich, Eb. v. Salzburg (1489—1494)
S. R. A. 1493 März 7
Umschrift: Gotische Minuskel.
s(igillum) ∘ frid(rici) ∘ dei ∘ gr(ati)a ∘ sancte ∘ salczburg(ensis) ∘ eccl(esi)e archiep(iscop)i ∘ ap(osto)lice ∘ sedis ∘ legati

99. Raimund, B. v. Gurk (1491—1501)
ST. A. Slg. Sm. Nr. 68 1494
Umschrift: Renaissance-Kapitale.
Sigillum + Domini + RAIMVNDI + EPiscopI + GVRCENSis

100. Sigismund II. Eb. v. Salzburg (1494—1495)
S. R. A. Gypsabguß Nr. 1072
Umschrift: Gotische Minuskel.
S(igillum) ∘ Sig(mun)d(i) ∘ dei ∘ gr(ati)a ∘ sancte ∘ salczburg(ensis) ∘ eccl(esi)e ∘ archiep(iscop)i ∘ ap(osto)lice ∘ sedis ∘ legati

101. Leonhard, Eb. v. Salzburg (1495—1519)
L. A. 1508 Juni 12 Salzburg
Umschrift: Gotische Minuskel.
S(igillum) leonh(ardi) ◇ dei ◇ gr(ati)a ◇ sancte ◇ salczburg(ensis) Eccl(esi)e ◇ archiep(iscop)i ◇ ap(osto)lice ◇ sedis ◇ legati ◇ etc.

101/2 Leonhard, Eb. v. Salzburg (1496—1519)
S. R. A. Gypsabguß Nr. 1073
Umschrift: Gotische Minuskel.
S(igillvm) leonhardi dei gr(ati)a ecclesie salzbvrg(ensis) archiep(iscop)i apostolice sedis legati 1·4·9·5

102/1 Matheus, B. v. Gurk (1501—1519)
L. A. 1512 März 20 Augsburg.
Umschrift: Renaissance-Kapitale.
Sigillum + MATHEI + Dei + Gratia + Electi + GVRCENsis + PRAE-POSITI + AVGVSTENSIS +

102/2 Matheus, B. v. Gurk (1501—1519)
A. K. Gv. Gypsabguß 655 1507 Mai 8
Umschrift: Renaissance-Kapitale.
Sigillum ∘ MATHEI ∘ Dei ∘ Gracia ∘ ELECti ∘ ET ∘ CONFIRmati ∘ GVR-CENsis ∘ PREPOSITI ∘ AVGVSTENsis

103 Leonhard, B. v. Lavant (1508—1533)
ST. A. Slg. Sm. Nr. 266 1519
Umschrift: Renaissance-Kapitale.
Sigillum ∘ LEONHARDI ∘ DEI ∘ GRACIA ∘ E[PISC]OPI ∘ LAVEN-TINI ∘ 1 ∘ 5 ∘

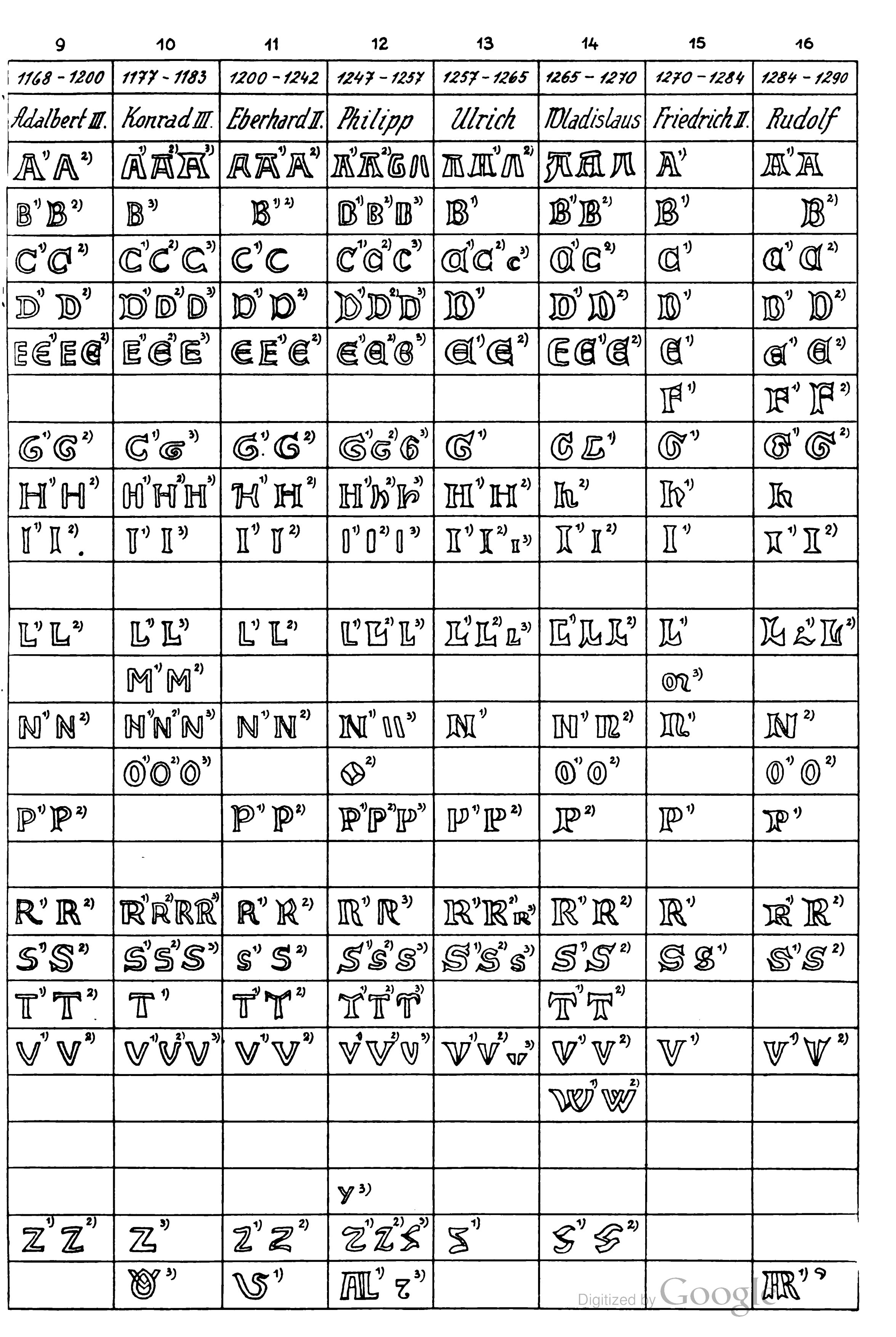
104 Christof B. v. Laibach, Administrator von Seckau (1509—1536)
L. A. 1515 Jänner 27 Admont
Umschrift: Renaissance-Kapitale.
Sigillum ◇ DomiNi ◇ CHRistOPHi + EPiscopI + LAIBacensis Et ADMI-NIstratoris ◇ SECCOVIENsis.

105/1. Matthäus, Eb. v. Salzburg (1511—1540)
Abb. 11 Mus. Bibliothek Salzburg Galv. Abdruck.
Umschrift: Renaissance-Kapitale.
MATHEVS [LA]NGLI(us) ∘ PresByteR ∘ CARDI(nal) ∘ ARCHIEP(is-copu)S ∘ SALZBVRGEN(sis) ∘ AP(ostolice) ∘ SEDIS LEGATVS *

105/2. Matthäus, Eb. v. Salzburg (1519—1540)
St. A. Slg. Sm. Nr. m 220 1519.
Umschrift: Renaissance-Kapitale.
Sigillvm MATHIASCI[LANGLI] CARDinalis ARCHIEP(iscop) | SALCZ-BVRGENsis APostolice Sedis LEGATi

105/3. Matthäus, Eb. v. Salzburg (1519—1540)
Abb. 12 St. A. Slg. Sm. Nr. 1 152 1534.
Umschrift: Renaissance-Kapitale.
+ MATHEVS + LANG + PresByteR + CARDInal + ARCHIEPis-copVS + SALZBVRGensis ° APostolice + SEdis + LEGat

	1	2	3	4	5	6	7	8
	958-991	991-1023	1025-1043	1041-1060	1060-1088	1106-1147	1147-1164	1164-1168
	Friedrich I.	Hartwig	Theotmar	Balduin	Gebhard	Conrad I.	Eberhard I.	Conrad II.
A	A	A A	A A	A	A A	A A	A[1] A[2]	A
B				B	B	B	B[1] B[2]	
C	C	C	C	C	C	C	C[2]	
D	D D			D	D	D	D[1]	
E	E E	E	E	E	E E	E E	E[2] E[2]	
F	F							
G	G				G	G	G[1] G[2]	G
H		H H	H	H	H	H	H[2]	
J	I	I	I	I	I	I	I[2]	
K								
L				L		L	L[2] L[1]	
M			M					
N				N		N	N[2]	N
O			O		O	O		
P	P	P	P	P	P P	P	P[2]	
Q								
R	R R	R R	R R	R	R R	R	R[1] R[2]	R
S	S S	S	S S	S	S	S	S[1] S[2]	
T		T	T					
V		V	V V	V	V	V	V[1] V[2]	
W								
X								
Y								
Z						Z	Z[1] Z[2]	
Ligatur-Noten	ꝯ					ꝯ Ꝟ Ꝑ		Ꝟ


9
10
11
12
13
14
15
16
1168 - 1200
1177 - 1183
1200 - 1242
1247 - 1257
1257 - 1265
1265 - 1270
1270 - 1284
1284 - 1290
Adalbert III.
Konrad III.
Eberhard II.
Philipp
Ulrich
Wladislaus
Friedrich II.
Rudolf

	17	18	19	20	21	22	23	24	25
	1291-1312	1312-1315	1315-1338	1338-1343	1343-1365	1366-1396	1396-1403	1403-1427	1427-
	Conrad IV	Weichard	Friedrich III.	Heinrich v. Pyrnbrunn	Ortolph v. Weisseneck	Pilgrim II. v. Puchheim	Gregor	Eberhard III.	Eberha…
A	A	A	A	A 1) A 2)	A 1) A 2)	A 1) A 2) A 2)	a	a 1) a 2)	a
B	B		B	B B 2)	B 1) B 2)	B 1) B 2)	b	b 2)	b
C	C	C	C	C 1) C 2)	C 1) C 2)	C 1) C 2)	c	c 2)	c
D	D	D	D	D	D 1)	D 1)		d 1) d 2)	d
E	E	E	E 2)	E E 1) E 2)	E 1) E 2)	E 1) E 1)	e e	e 2)	e
F			F		F 1) F 2)				
G	G	G	G	G G 1) G 2)	G 1) G 2)	G 1) G 2)	g	g 1)	g
H	h h	h	h	h 1) h 2)	h 1) h 2)	h 1) h 2)	h	h 2)	h
J	I	I	I	I 1) I 2)	I 1) I 2)	I 2) I 2)	i	i 2)	i
K									
L	L L	L	L	L 1) L 2)	L 1) L 2)	L 1) L 2)	l	l 2)	l
M						M 1) M 2)		m 2)	
N	N	N	N	N 1) N 2)	N 1) N 2)	N 1)	n		n
O					O 1) O 2)				o
P			P	P 2)	P 1) P 2)	P 1) P 2)	p	p 2)	p p
Q									
R	R	R	R	R 1) R 2)	R 1) R 2)	R 1) R 2)	r	r 2)	r
S	S	S	S	S 1) S 2)	S 1) S 2)	S 1) S 2)	s s	s 1) s 2)	s
T		T	T	T 1) T 2)	T 1) T 2)	T 1) T 2)		t 2)	
V			U	U 1) V 2)	V 1) V 2)	V 1) V 2)	V	v 2)	
W		W							
X									
Y									
Z		Z	Z	Z 1) Z 2)	Z 1) Z 2)	Z 1) Z 2)	z	z 2)	z
Ligatur Noten	AR	AL VR HP				EN 2)			

23	25	26	27	28	29	30	31
– 1403	1427 – 1429	1429 – 1441	1441 – 1452	1452 – 1461	1461 – 1466	1466 – 1482	1482 – 1489
…ger	Eberhard IV.	Johann II.	Friedrich IV.	Sigmund	Burkard	Bernhard	Johann III.
	a	a[1] a[2]	a[1] a[2]	a[1] a[2]	a	a	a a
	b	b[1] b[2]	b[1] b[2]	b[1] b[2]	b	B b	b
	c	c[1] c[2]	c[1] c[2]	c[1] c[2]	c	c	c
	d	d[1] d[2]	d[1] d[2]	d[1] d[2]	d	d	d
	e	e[1] e[2]	e[1] e[2]	e[1] e[2]	e	e	e E
			f[1] f[2]	f[2]			
	g	g[1] g[2]	g[1] g[2]	g[1] g[2]	g	g g	g
	h	h[1] h[2]	h[1] h[2]	h[1] h[2]	h		h
	i	i J[1] i[2]	i[1] i[2]	i[1] i[2]	i	i	J i
	l	l[1] l[2]	l[1] l[2]	l[1] l[2]	l	l	l
		m		m[1] m[2]			m
	n	n[1] n[2]	n[1]	n[1] n[2]	n	n	n
	o	o[1] o[2]	o[1]	o[1]			o
	p p	p[1] p[2]	p[1] p[2]	p[1] p[2]	p	p	p
	r	r[1] r[2]	r[1] r[2]	r[1] r[2]	r	r	r
	s	s ſ[1] s ſ[2]	s ſ[1] s ſ[2]	S s ſ[1] s ſ[2]	s ſ	S s ſ	s s ſ
		t[1] t[2]	t[1] t[2]	t[1] t[2]		t	t
		u[1] u[2]		u[1] v[2]	u	u	u
	z	z[1] z[2]	z	z[1] z[2]	z	z	z
		me					[illegible]

	32	33	34	35
	1489 - 1494	1494 - 1495	1495 - 1519	1519 - 1540
	Friedrich V.	Sigismund II.	Leonhard	Matthäus Lang
A	a	a	a	A A[1] A[2] A[3]
B	b	b	b	B[1] B[2] B[3]
C	c c	c c	c	C[1] C[2] C[3]
D	d d	d	d	D[1] D[2] D[3]
E	e	e	e E	E[1] E[2] E E[3]
F	f			
G	g g	g	g g	G[1] G[2] G[3]
H	h	h	h	H[1] H[2] H[3]
J	i	i	i	I[1] I[2] I[3]
K				
L	l	l	l	L[1] L[2] L[3]
M				M[1] M[2] M[3]
N	n	n	n	N[1] N[2] N[3]
O			o	
P	p	p	p	P[1] P[2] P[3]
Q				
R	r	r	r	R[1] R[2] R[3]
S	S s s	S s s	S s s	S[1] S[2] S[3]
T	t	t	t	T[1] T[2] T[3]
V	v	v	v	V[1] V[2] V[3]
W				
X				
Y				
Z	z	z	z	Z[1] Z[2] Z[3]
Ligatur. Noten Zahlen		9	[illegible]	EC[1] 1519[1] [illegible][2]

	1106 – 1131	1132 – 1167	1167 – 1174	1174 – 1179	1179 – 1194	1194 – 1195	1196 – 1200	1200 – 1214
	Hiltebold	Roman I.	Heinrich I.	Roman II.	Dietrich I.	Wernher	Ekkehard	Walter
A	A	A A	A [3]	A	A [1] A [2]	A	A	A
B	B							
C	C	C	C [1] C [2] C [3]	C	C [1] C [2]	C	C C	C
D	D	D	D [2] D [3]	D	D [1] D D [2]	D	D	D
E	E	E E	E [1] E [2] E [3]	E E	E [1] E [1][2] E	E E E	E E	E
F								
G	G G	G	G [2] G [3]	G	G [1] G [2]	G	G	G
H	H		H [2] H [3]			H	H	
J	I	I	I [1] I [2] I [3]	I	I [1] I [2]	I	I	I
K							K	
L	L			L	L [1]		L	L
M		M		M				
N		N	N [1] N [2] N [3]	N	N [1] N [2]	N	N	N
O	O	O		O	O [1] O [2]		O	
P	P	P	P [3]	P	P [1] P [2]	P	P	P
Q								
R	R	R	R [1][2] R [3]	R	R [1] R R [2]	R	R	R
S	S	S	S [1] S [2] S [3]	S	S [1] S [2]	S	S	S
T	T			T	T [1] T [2]			T
V	V	V	U V [2] V [3]	V	V [1] V [2]	V	V	V
W						W		W
X								
Y								
Z								
Ligaturen Noten Zahlen			Æ [1,2,3]	II	VS [1]		VR	

9	10	11	12	13	14	15	16
1214 – 1218	1218 – 1220	1221 – 1253	1253 – 1278	1279 – 1281	1283 – 1298	1299 – 1326	1326 – 1333
Heinrich II.	Ulschalk	Ulrich I.	Dietrich II.	Johann	Hartwind Hertnidius	Heinrich III.	Gerold
A A	A	A	A [1]	A A	A	A	A
C C	C	C	C [1] C [2]		C C	C C	C
D	D	D	D [1] D	D	D	D	D
E E E	E	E E	E [1] [2]	E	E	E E	E
G	G	G	G [1] G [2]	G	G	G G	G
H				h	h	H	
I	I	I	I [1] I [2]	I I	I	I	I
L	L	L					L
			M				
N	N	N		N	N	N N	N
		O	O [1] O [2]				
P		P	P [1] P [2]	P	P	P	P
R	R	R	R [1] R [2]	R R	R R	R R	R
S	S	S	S [1] S [2]	S	S	S	S
			T [1] T [2]		T		
V	V	V	V [1] V [2]	U	V	V	V
		VO		UR			

Gurk

	17	18	19	20	21	22	23	24
	1334 - 1337	1337 - 1344	1344 - 1351	1353 - 1359	1359 - 1363	1363 - 1376	1376 - 1402	1402 - 1411
	Laurenz v. Griming	Conrad	Ulrich v. Waidhaus	Paulus	Johann v. Lenzburg	Johann v. Toeckheim	Johann v. Mayrhoffer	Conrad
A	A	A	A 1)		A	A A A	A	A
B								
C	C C	C	C 1) C 2)		C	C	C	C
D	D	D	D			D		D
E	E	E	E 1) E 2)		E E	E E	E	E
F					F		F	
G	G	G	G 1) G 2)		G	G	G	G
H					h	h	h	
J	I	I	I 1) I 2)		I	I	I	I
K								
L	L	L	L 1) L 2)		L	L		
M					M			M
N	N	N	N 1) N 2)		N	N	N N	N
O	O				O	O	O	O
P	P		P 1) P 2)			P P	P	P
Q								
R	R R	R	R 1) R 2)		R	R	R R	R
S	S	S	S 1) S 2)		S	S	S S	S S
T			T 2)		T			
V	V	V	V 1) V 2)		V	V	V	V
W								
X								
Y								
Z								
Ligaturen Noten			HI			7		

25	26	27	28	29	30	31	32
1411 - 1433	1433 - 1436	1436 - 1453	1453 - 1469	1473	1474 - 1487	1491 - 1501	1501 - 1519
Ernst	Laurenz v. Lichtenberg	Johann v. Schallermann	Ulrich Hinenberg	Sixtus	Laurenz v. Freiberg	Raimund Bertrand	Matthäus Lang
a	a	a	a[1] a[2]		a	A	A[1] A[2]
c	c	c	c[1] c[2]			C	C[1] C[2]
	d		d[1] d[2]		d	D D	D[1] D[2]
e	e	e	e[1] e[2]		E e	E	E[1] E[2]
g	g	g	G g[1] g[2]		G g	G	G[1] G[2]
		h					H[1] H[2]
i	i	i	i[1] I[2]		i	I	I[1] I[2]
	l	l	l[1] l[2]		l		
		m	m[1, 2]			M	M[1] M[2]
n	n	n	n[1, 2]		n	N	N[2] N[2]
	o	o	o[1] o[2]		o		O[1] O[2]
p	p	p	p[1] p[2]		p	P	P[1] P[2]
r	r	r	r[1] r[2]		r	R	R[1] R[2]
s s	s s	s s	s s[1] s s[2]		S	S S	S[1] S[2]
t					t		T[1] T[2]
v	v	v	v[1] v[2]		v	V	V[1] V[2]
	w						
ar	ↄ		1·2·7·2[1] 18[2]				HE[1-2] A/[1-2]

Seckau

	1	2	3	4	5	6	7	8
	1218 – 1230	1231 – 1243	1244 – 1268	1268 – 1283	1283 – 1291	1292 – 1297	1297 – 1308	1308 – 1318
	Karolus	Heinrich I.	Ulrich I.	Bernhard	Leopold I.	Heinrich II	Ulrich II	Friedrich I.
A	A	A	A	A A A			A	A
B								
C	C	C	C	C C C	C	C	C C	C
D	D		D	D	D	D	D	D
E	E	E E	E E	E	E E	E	E E	E
F								F
G	G	G	G			G	G	G
H	H	h		H		h		
J	I	I	I	I	I	I	I	I
K	K							
L	L		L	L L	L		L	
M				M				
N	N	N	N	N	N	N N	N	N
O	O	O	O	O	O O	O	O	O
P	P	P	P P	P	P		P	
Q								
R	R	R	R R	R R		R	R	R
S	S	S	S	S	S S	S	S	S
T								
V	V		V	U	V	V	V	V
W		W	W	W	W			
X								
Y								
Z								
Ligaturen Noten	D		ɔ	NH			ɔ	

9	10	11	12	13	14	15	16
1318 – 1334	1334 – 1337	1337 – 1352	1353 – 1371	1372 – 1380	1380 – 1399	1399 – 1414	1415 – 1417
Wocho	Heinrich III.	Rudmar	Ulrich III.	Augustin	Johann v. Neuberg	Friedrich Perneck	Sigmar v. Holneck
A	A	A[1] A[2]	A	A[1] A[3]	A[1] A[2]		
C	C	C[1] C[2]	C	C[1] C[2] C[3]	C[1] C C[3]	C	
D		D[1] D[2]	D	D	D[2]	D	
E E	E	E[1] E[2]	E	E[1] E[2] E[3]	E[1] E[2] E[2]	E	
						E	
G	G	G[1] G[2]	G	G[1] G[3]	G[2]		
H					H[1] H[2]		
I	I	I[1] I[2]	I	I[1] I[2] I[3]	I[1] I[2]	I	
				K[2]			
			L				
		M[1] M[2]			M[1]		
N	N	N[1] N[2]	N	N[1] N[3]	N[1] N[2]	N	
O	O	O[1] O[2]	O	O[1] O[2] O[3]	O[1] O[2]	O	
P	P	P[1] P[2]	P	P[1] P[2] P[3]	P[1] P[2]	P	
R	R	R[1] R[2]	R R	R[1] R[3]	R[1] R[2]	R	
S	S	S[1] S[2]	S	S[1] S[2] S[3]	S[1] S S[2]	S S	
				T[1] T[3]	T[1]		
V	V	V[1] V[2]	V	V[1] V[2] V[3]	V[1] V[2]	V	
		AR EP EN[1]			UP EP EN[1]		

	17	18	19	20	21	22	23	24
	1417 - 1431	1432 - 1443	1443 - 1446	1446 - 1452	1452 - 1477	1477 - 1480	1480 - 1481	1481 - 1502
	Ulrich	Conrad	Georg Lenbacher	Friedrich III.	Georg II.	Christof I.	Johann II.	Matthias Scheit
A	1) 2)				1) 2)			1) 2)
B								
C	1) 2)				1) 2)			1) 2)
D	1) 2)				1) 2)			1) 2)
E	1) 2)				1) 2)			1) 2)
F								
G	1) 2)				2)			1) 2)
H								1) 2)
J	1) 2)				1) 2)			1) 2)
K								
L	1) 2)				2)			
M	1)							1) 2)
N	1) 2)				1) 2)			1) 2)
O	1) 2)				1) 2)			1) 2)
P	1) 2)				1)			1) 2)
Q								
R	1) 2)				1) 2)			1) 2)
S	1) 2)				1) 2)			1) 2)
T								1) 2)
V	1) 2)				1) 2)			1) 2)
W								
X								
Y					1) 2)			
Z								
Ligaturen Noten								2) 2)

25	26
1503 – 1508	1509 – 1536
Christof II.	Christof III.
	A A
	B
	C
	D
	E
	H
	I
	L
	M
	N
	O
	P
	R
	S
	V
	HREN

Lavant

	1	2	3	4	5	6	7	8
	1228–1257	1258–1265	1265–1267	1267–1275	1275–1284	1284–1291	1291–1298	1298–1303
	Ulrich	Otto	Almerich	Herbord	Gerhard	Konrad	Heinrich	Wulfingus
A	A			A	A A A	A A	A A	A
B				B B[2]				
C	C			C[2]		C	C	C
D	D			D D[2]	D	D	D	D
E	E			E E[2]	E E	E E	E	E
F				F				
G	G				G G		G	G G
H				h	h	h	h	
J	I			I I[2]	I	I	I	I
K								
L	L			L L[2]	L	L	L	L
M								
N	n			N N	N	N N	N	N
O				O	O			O
P	P			P	P	P	P	P
Q								
R	R			R R R[2]	R	R	R	R
S	S			S S[2]	S	S	S	S
T					T	T	T	T
V	V			V	V	V	V	V
W								
X								
Y								
Z								
Ligat. Noten Zahlen								

7	9	10	11	12	13	14	15
	1304 – 1317	1317 – 1332	1333 – 1342	1342 – 1356	1357 – 1363	1363 – 1387	1392 – 1408
	Werner	Dietrich I.	Heinrich II.	Heinrich III.	Petrus	Heinrich IV.	Conrad II.
I	A A	A A		A[1] A[2]		MA[1] H[2]	
	a	a		a[1] a[2]		a[1] a[2]	
	D	D		D[2]		D[1]	
	E E	E E		E[1] E[2]		E[1] E[2]	
	G	G G		G[2]		G[1]	
	H			h[1] h[2]		h[1] h[2]	
	I	I		I[1] I[2]		I[1] I[2]	
	L	L		L[1] L[2]		L[1] L[2]	
		M					
	N	N		N N[1] N[2]		N[1,2] N[2]	
	O						
	P P	P		P[1] P[2]		P[1] P[2]	
	R	R R		R[1] R[2]		R[1] R[2]	
	S			S[1] S[2]		S[1] S[2]	
	T	T		T[1] T[2]		T[1] T[2]	
	V	V		V[1] V[2]		V[1] V[2]	
				M[2] EP[2]		NR[1]	

	16	17	18	19	20	21	22	23
	1408-1411	1411-1421	1422-1424	1424-1433	1433-1436	1436-1444	1444-1463	1463-1468
	Ulrich II.	Wolfard	Friedrich Theys	Laurentius v. Lichtenberg	Hermann	Laurentius v. Lichtenberg	Theobald	Rudolf v. Rundesheim
A	a		a				A	a
B							b	
C	c		c				c	c
D	d		d				d	
E	e		e				e	e
F			f					
G	g						g	
H			h					
J	i		i				i	i
K								
L	l						l	l
M								
N	n		n				n	n
O	o						o	o
P	p						p	p
Q								
R	r		r				r	
S	ſ s		s				s ſ	ſ
T	t						t	t
V	v		u				u	u
W								
X								
Y								
Z								
Ligaturen Noten Zahlen								

24	25	26	27
1468 – 1482	1483 – 1486	1487 – 1508	1508 – 1533
Johann I.	Georg I.	Erhard	Leonhard
		A	A
			C
		D	D
		E	E
		G	G
			H
		I	I
		L	L
		N	N
			O
		P	P
		R	R
			S
		T	T
		V	V
		14	150[8]

Eine unbekannte Biblia Pauperum der Schloßbibliothek Moritzburg.

Von Dr. E. Rothe

Unter den Schätzen der Schloßbibliothek Moritzburg erweckte eine Biblia Pauperum ſofort mein Intereſſe, die bisher keinerlei Beachtung gefunden hat. Nachdem ich mich vergewiſſert habe, daß ſie Cornell in ſeinem grundlegenden Buch[1]) nicht erwähnt, alſo auch nicht kennt, halte ich es für meine Pflicht, dieſes einzigartige Stück aus der Vergeſſenheit zu ziehen.

Die Handſchrift iſt im Jahre 1845 vom großen Bibliothekar des nachmaligen König Johann Julius Petzholdt für die Sekundogenitur-Bibliothek erworben worden, und zwar laut Handſchriſtenkatalog für den ergötzlichen Preis von 36 Thalern. Leider iſt nicht mehr feſtzuſtellen, wo er ſie her hat, da im Akzeſſionsjournal des Jahres 1845 neben dem Eintrag die Zeile frei geblieben iſt, auf der bei anderen Neuerwerbungen der Buchhändler zu ſtehen pflegt. Ich vermute daher, daß Petzholdt das Buch aus privater Hand hat. Wo es früher einmal geſteckt hat, iſt aus einer Inſchrift erſichtlich, die ſich im vorderen Buchdeckel findet: „Das Püchll hat Artolff Trenbechk kaufft von maister Jacob Pader zw Reichersperg umb ainen Tucaten beschehen am Suntag vor dem heiligen Pfingsttag Anno ec LXVIIII°"; darunter mit Tinte gezeichnet das Wappen der Familie Trenbeck. Darnach iſt über die Geſchichte des Buches nichts mehr zu ermitteln, die Blätter ſind in Vergeſſenheit geraten, bis ſie Petzholdt vor dem Untergang rettete.

Was wir vor uns haben iſt eine Papierhandſchrift (29,5 : 21,5 cm groß) des 15. Jahrhunderts; jedenfalls deutet darauf der Ductus der Schrift. Die Biblia Pauperum umfaßt 96 Bll., ein bibliſcher Traktat ohne Bilder vom gleichen Schreiber nimmt Bl. 97—125 ein. Der Text iſt in geſpaltenen Kolumnen angeordnet zu 40—50 Zeilen die Seite, außer auf Blatt 58 b, 86 b, 90 b—96 b, wo durchgeſchrieben iſt. (vgl. Abb. 3 u. 5.) Bl. 1 a iſt leer, 1 b bringt die erſte der 82 Abbildungen. Der Text beginnt auf Bl. 2a mit den Worten: „An dem anefang do got adam geschaffen hat aus einer erd" . . . und ſchließt auf Bl. 96 b mit der Unterſchrift des Schreibers: „Explicit hoc to . . .m ?[2]) scriptum et completum per quendam bonum socium Petrum Miltenberger 3a feria ante nativitatis Christi Anno Domini CCCC^{o}XLVIII°; das iſt geweſen der 24. Dezember 1448. Bl. 97a beginnt der bibliſche Traktat mit einer Überſchrift in roten Buchſtaben: „Noli timere descende in egiptum faciamque te ingentem magnam et inde reducam te ec"; er endet auf Bl. 125 mit den Worten: „Scriptum et completum in sabbato die in octava innocentum puerorum Anno domini M^{o}CCCC^{o}XLVIII Per me Petrum Miltenberger." Am 4. Januar 1449, alſo bereits 11 Tage ſpäter, hatte der Verfaſſer ſeine religiöſen Betrachtungen abgeſchloſſen. Es liegt demnach der außerordentlich angenehme Fall vor, daß wir den Namen des Schreibers kennen und eine abſolut ſichere Datierung haben. Über ſeine Perſon Vermutungen auszuſprechen, erübrigt ſich, „socius" hat vieler-

[1]) Cornell, Henrik: Biblia pauperum. Stockholm: 1925.

[2]) geſchrieben to^{m}, ſo daß eine Ergänzung zu tomus wegfällt.



Abb. 1

lei Bedeutung. Doch ist es nicht aus der Luft gegriffen, ihn nach Sprache und Besitzervermerk im Augustiner Chorherrenstift Reichersberg am oberen Inn, das bereits 1084 gegründet wurde, zu lokalisieren. Wie die Inschrift besagt, hat der Meister Jakob die Handschrift bis 1469 dort aufbewahrt, bis sie verkauft wurde. Und was die Sprache betrifft, (siehe Anhang) so besteht kein Zweifel, daß wir es mit einer oberdeutschen Mundart zu tun haben. Verschluß- und Reibelaute sind verhärtet, vor allem steht „p" für „b", z. B. „pracht" für „brachte", „gepain" für „Gebein" u. s. w. Für „k" findet sich die Schreibung „ch" z. B. „chom" für kam, außerdem ist der Wechsel von o und a typisch für das Bairische[1]). Auch die Ausstoßung des unbetonten „e" in der Endsilbe z. B. „seittn" für „Seiten", die Diphtongierung des i zu ei z. B. „warleich" für „wahrlich" und manche andere Dialekteigentümlichkeiten sprechen dafür. Stammen doch die meisten älteren Handschriften dieser Gattung aus bayrisch-österreichischen Klöstern; und es ist sicher, daß die Biblia Pauperum in Bayern entstanden ist und lange auch nach einem Jahrhundert noch dort lebendig blieb[2]). Der allgemeinen Beschreibung des Manuskriptes ist noch zuzufügen, daß der alte Einband leider fehlt; das barbarische 19. Jahrhundert hat ihn durch einen neuen, geschmacklosen ersetzt und dabei die Ränder der Seiten so stark beschnitten, daß manchmal die oberste und unterste Zeile kaum noch zu entziffern sind.

Was die Biblia Pauperum betrifft, die uns hier einzig interessiert, so gehört sie nach der Einteilung Cornells dem deutschen erzählenden Typus an, d. h. sie ist deutsch geschrieben, Hauptdarstellung und Seitenbilder sind auf mehrere Seiten verteilt, so daß man sie nicht zusammen sehen kann. Das Ganze besteht aus 41 Gruppen. Text und Abbildungen wechseln regelmäßig ab, bis auf eine kleine Verschiebung gegen Ende zu, von der noch zu sprechen ist. Die ursprünglichen Lektionen sind zu Erzählungen angeschwollen, die sich der Art der Historienbibel nähern, wie überhaupt dieser späte Typ der Biblia Pauperum seinen einstmaligen Bilderbuchscharakter eingebüßt hat.[3]) Je nach Länge des Textes ist zuweilen eine Seite ganz bilderlos, mehr wie eine Illustration ist nie auf der Seite. Die Miniaturen sind einfache colorierte Zeichnungen, ihre künstlerische Qualität wird späterhin zu behandeln sein. Für das alte Testament finden sich Doppelbilder in gemeinsamer Umrahmung, nur durch einen Strich in der Mitte getrennt. Die Scenen des neuen Testamentes beanspruchen für sich allein denselben Raum und sind eingefaßt von den üblichen vier Prophetenbildern. Dies dürfte mit zum Ausdruck bringen, daß das Leben Jesu der Kern der Biblia Pauperum ist; die Vorbilder des alten Testamentes treten schon durch den kleineren Maßstab in den Hintergrund. Die Anordnung ist folgendermaßen, daß auf ein Doppelbild des alten Testamentes zwei Abschnitte Text folgen, die in größter Ausführlichkeit den Hergang erzählen, darauf kommt das Hauptbild des neuen Testamentes, anschließend zwei weitere Kapitel Text, die die Typologie bringen. Es sind also an Stelle von ursprünglich zwei kurzen Lektionen vier lange Erzählungen getreten, die immer zwei und

[1]) siehe: Paul, Hermann: Mittelhochdeutsche Grammatik. Halle a. S. 1913. S. 53.
[2]) siehe Cornell. S. 149
[3]) siehe Cornell. a. a O. Seite 66ff.



Abb. 2

zwei kreuzweiſe zuſammen gehören. Da der Inhalt der Moritzburger Biblia Pauperum nicht weſentlich von der üblichen Darſtellung des deutſchen erzählenden Typus abweicht, halte ich es für ausreichend, als Anhang eine kurze Textprobe zu geben, und zwar den allererſten Anfang, den Sündenfall und Gideon und das Vließ in ihrer Typologie zur Verkündigung. Ein Vergleich dieſes Textes mit dem der Grazer Biblia Pauperum[1]) zeigt deutlich die Darſtellungseigentümlichkeiten beider Handſchriften. Das Grazer Exemplar bringt Geſchichte und Typologie in 2 Abſchnitten in ſachlicher, kurzer Art. Miltenberger dagegen zeigt Anſätze individueller Formung des Stoffes. Dabei iſt inhaltlich intereſſant, daß er die bibliſche Geſchichte auf germaniſche Verhältniſſe überträgt, was zuerſt beim Heliand vorkommt. So iſt der Richter Gideon zum germaniſchen Ritter, ja zum dux geworden, wie die Schrift neben dem Bild beſagt. (ſiehe Abb. 1.) Und Maria wird nach mittelalterlichem Tugendideale wegen ihrer diemuetichait, gehorſam und messichait geprieſen, der Evas ungehorſam, geitichait (avaritia) und hochvart gegenüberſtehen (ſiehe Anhang). Jeder neue Abſchnitt beginnt mit einer roten Initiale, ſonſt findet ſich keine weitere Verzierung in der Schrift. Die alten Tituli fehlen überall, nur über der Kreuzigungsdarſtellung iſt der übliche Vers: „Eruit a tristi baratro nos passio Christi“ zu leſen. (Siehe Abb. 5.) Merkwürdigerweiſe ist in einer Münchner Biblia Pauperum Cgm 20, der älteſten des deutſchen erzählenden Typus, auch nur der Titulus bei der Kreuzigungsdarſtellung geſetzt,[2]) den wegzulaſſen, wie die übrigen, man ſich anſcheinend ſchwerer entſchloß. Als Überſchriften über die Bilder werden Prophetenſprüche in deutſcher Sprache verwendet, die eigentlich in die Spruchbänder gehörten, und zwar werden ſie nicht direkt über der Abbildung angebracht, ſondern am oberen oder unteren Rand der Seite. (Siehe Abb. 1 und 5.) Vergleicht man die Prophetenſprüche der ſpäten Moritzburger Handſchrift mit der frühen Konſtanzer Biblia Pauperum[3]) ſo findet ſich, daß weder die dargeſtellten Propheten noch die zu einem Bild gehörigen Sprüche im Laufe eines Jahrhunderts gewechſelt haben, daß alſo das Schema durchaus feſtgelegt iſt. Z. B. wird die Anbetung der Könige (ſiehe Abb. 2) in beiden Handſchriften eingerahmt von Balaam, Ysaak, David und Micha, wenn auch in verſchiedener Reihenfolge. Und die Sprüche differieren nur im Dialekt, ſo heißt es in der Konſtanzer Handſchrift, die in oberalemanniſcher Mundart geſchrieben iſt: „Dy kunige vun tharse un insulen werden gobe brengen;“ in der Moritzburger: „di chunig von tarchß und von den inseln werdent ir gab und oppffer pringen.“ Für die Bilder des alten Testamentes werden lateiniſche Überſchriften verwendet, z. B. bei der Darſtellung von Gideon und dem goldenen Vließ ſteht rechts am Rand: „De Gedeone duce contra madyan et amalech Judicum VI°“. (Siehe Abb. 1.) Dieſe kurzen lateiniſchen Inhaltsangaben finden ſich nur bei 23 von 82 Illuſtrationen des alten Teſtaments, bei 6 erläutern Spruchbänder die dargeſtellte Scene; z. B. als Jakob der Tod Joſephs vorgetäuſcht wird, rahmen zwei Spruchbänder die Figuren ein mit den Worten: „siech, ob

---

[1]) ſiehe Cornell a. a. O. Anhang.
[2]) ſiehe Cornell a. a. O. S. 102.
[3]) ſiehe Laib und Schwarz: Biblia pauperum. Nach dem Original in der Lyceumsbibliothek zu Conſtanz hrsg. . . 2. Aufl. Freiburg i. Br.: Herder (1892).

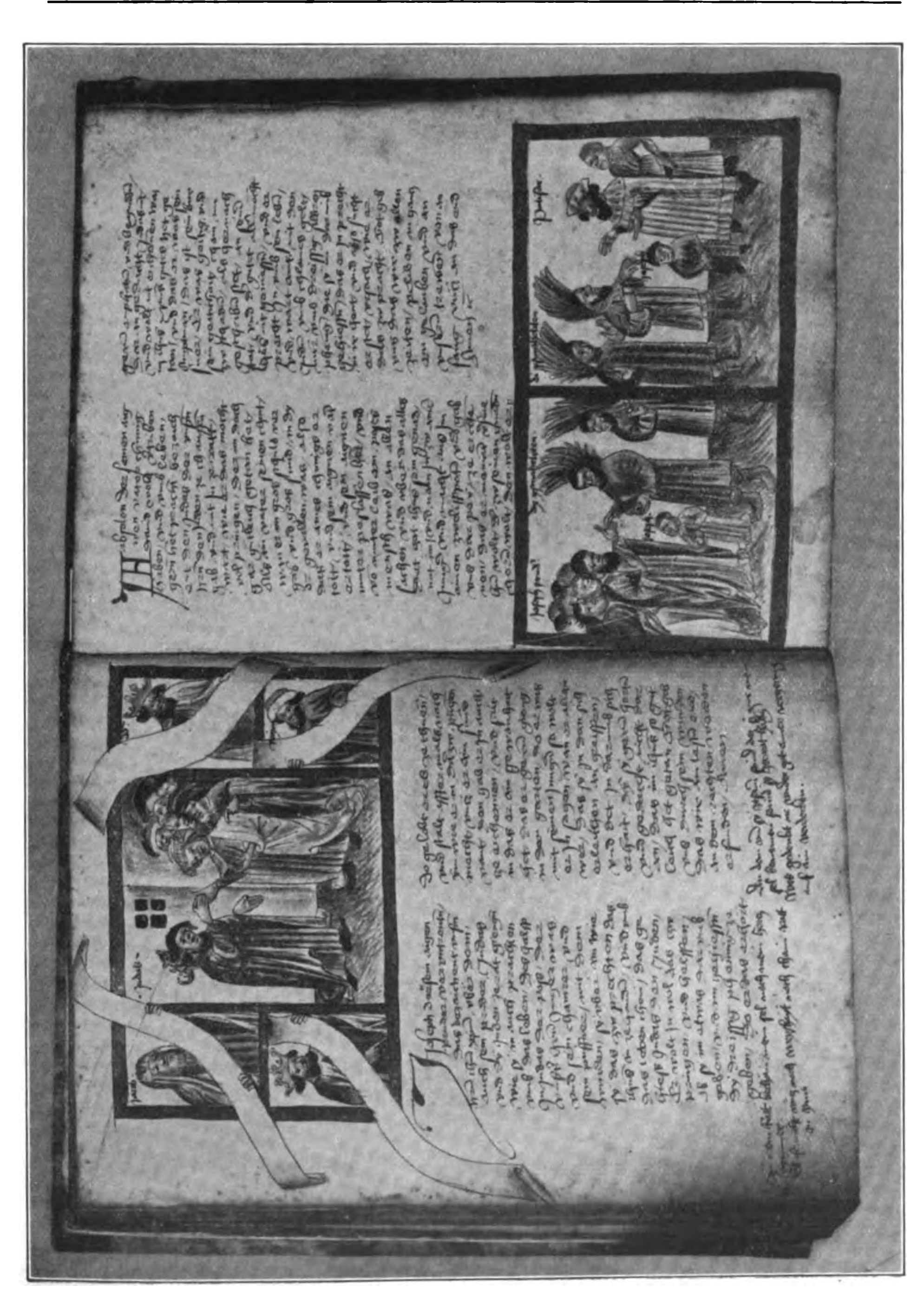


Abb. 3

das deins suns rock sey oder nicht“ und „Myr hat ain posß tyer mein sun Joseph fressen.“ Je weiter man im Buch blättert, um so spärlicher werden die Überschriften, bis sie ganz fortfallen. Einmal findet sich die Häufung von Überschrift, Titel und Spruchband und zwar bei dem allerersten Bild, der Verfluchung der Schlange. (Siehe Abb. 1.) Über dem Bild ist zu lesen: Du verflucht under allen tyern ge auf der prust ec.“ Das Spruchband wiederholt diese Worte im Vulgata-Text: „Super pectus tuum gradieris“ und am linken Rand steht die zusammenfassende Überschrift: „De maledictione serpentis gen III°. Der gleiche Reichtum an Erläuterungen ist dem Nachbarbild zuteil geworden. Das Gespräch des Engels mit Gideon ist deutsch und lateinisch wiedergegeben. „Got ist mit dir, du sterkester aller Mannen ec. Ist got mit uns, warumb hat uns dann so vil ubell begriffen.“ „Dominus tecum virorum fortissime. Si Dominus nobiscum est cur apprehenderunt nos haec mala;“ die Personen, der Engel (Angla) und Gideon werden mit ihren Namen bezeichnet; und über dem Vließ steht der mittelhochdeutsche Ausdruck dafür Schepper,[1]) darunter seine Bedeutung: Signum victorie in vellere (siehe Abb. 1). Während wie gesagt die Überschriften und Erläuterungen bei den Bildern des alten Testamentes immer knapper werden, so fehlen fast nie die Namen der dargestellten Personen, die meist mit roter Tinte eingeschrieben sind. Bei Scenen des neuen Testamentes sind immer Überschriften vorhanden, doch sind zuweilen die Prophetensprüche durch Texte, die eigentlich in die Spruchbänder gehörten, ersetzt worden. So ist z. B. über der Verkündigung Mariä zu lesen: Angla: „Grust bistu voller genaden got ist mit dir“ Maria: Ich pin ain diern gotes, geschech mir nach deinen worten.“ Die sonst für diese Scene üblichen Prophetenprophezeihungen[2]) sind fortgefallen. An anderer Stelle bei der Versuchung z. B. stehen die Sprüche am oberen Buchrand, das Gespräch des Teufels mit Christus im Spruchband. Die Reihenfolge der 41 Gruppen ist die gleiche, die Cornell auf Tab. 4, Seite 103 als typisch für den deutschen erzählenden Typ gibt, nur fehlt die Geißelung; die Kreuzabnahme und der Selbstmord des Judas sind außer der Reihe ans Ende gerückt. Es erübrigt sich also eine langweilige Aufzählung der Scenenfolge. In der Darstellungsweise kommen nur ganz selten Abweichungen vom üblichen Schema vor, so wird z. B. beim Sturz der Götzen der Prophet Oseas aus Versehen zweimal abgebildet, oder ein ander Mal werden Nebukadnezar, Cyrus und Darius verwechselt. Auch Irrtümer beim Verteilen des Textes kommen vor, so sind die beiden Kapitel über die Versuchung und Speisung der Fünftausend arg durcheinander gebracht. Auf Blatt 94 und 94b ist Platz gelassen für zwei weitere Bilder, doch ergibt sich bei näherer Betrachtung, daß garnichts fehlen kann, da die Anzahl der Illustrationen mit dem vorhandenen Text übereinstimmt. Dadurch, daß sich auf Blatt 81 und 81b zwei Abbildungen unmittelbar folgen, ist eine Textverschiebung eingetreten, die sich erst auf Blatt 94b wieder ausgleicht.

Ebenfalls 41 Gruppen, ganz ähnliche Schrift, als Miniaturen auch einfache kolorierte Zeichnungen wie die Moritzburger Biblia Pauperum hat

[1]) siehe Grimm, Jacob u. Wilhelm: Deutsches Wörterbuch. Leipzig: Hirzel 1893. Bd. 8.
[2]) siehe Laib und Schwarz a. a. O. S. 37.

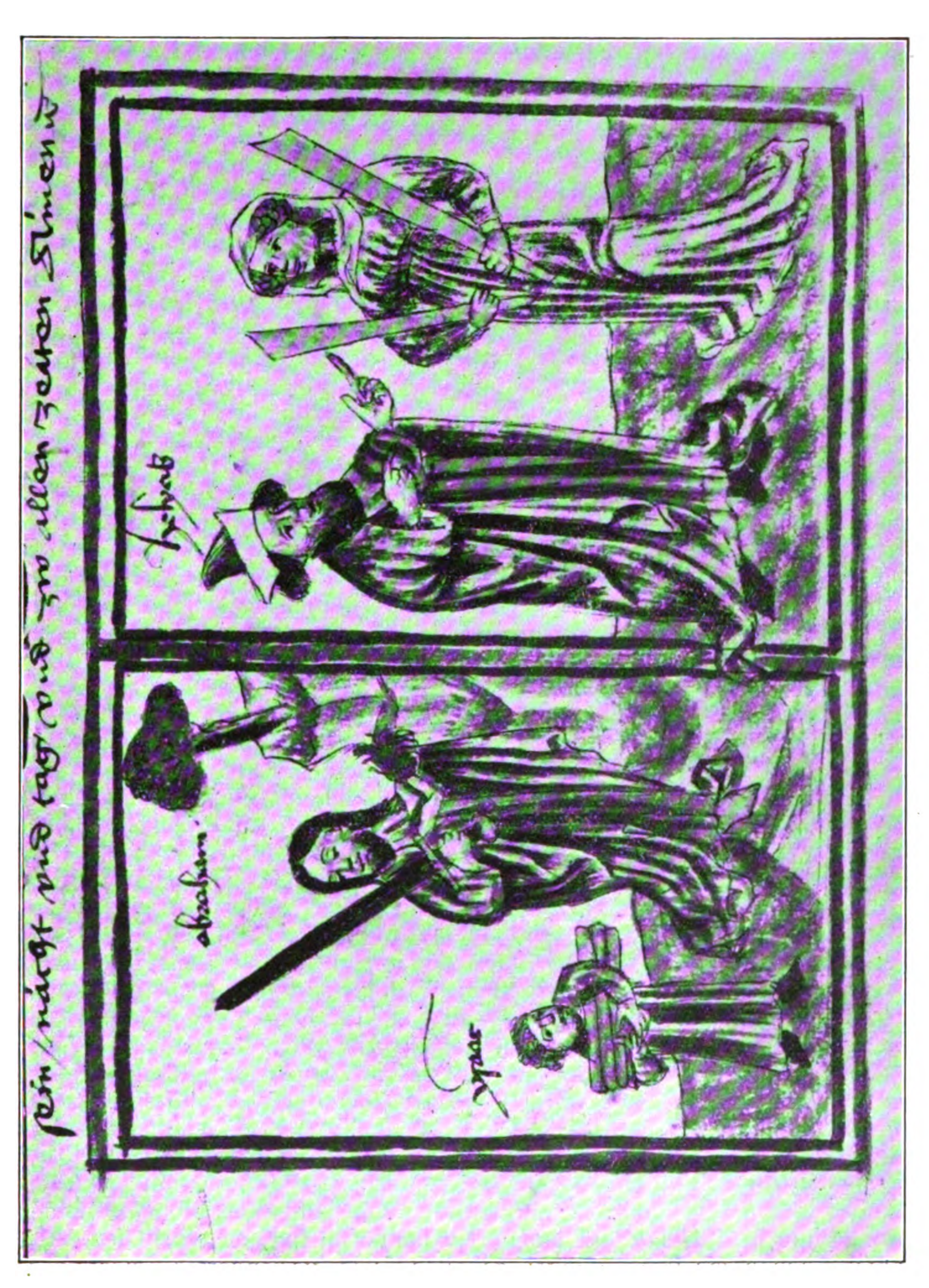


Abb. 4

eine Münchner Handschrift Cgm 297[1]). Zeit, Typ, Art, alles scheint auf engste Zusammengehörigkeit beider Exemplare zu schließen. Leider ist es mir trotz heftigster Bemühungen durch die strengen Bestimmungen der Münchner Staatsbibliothek nicht möglich gewesen, die beiden Handschriften miteinander zu vergleichen, was sicher zu hochinteressanten Aufschlüssen geführt haben würde.

So bleibt nur noch zum Schluß ein Wort über die Illustrationen zu sagen. Der Technik nach sind es, wie bereits erwähnt, einfache, kolorierte Zeichnungen. Die Farbgebung ist durchweg einheitlich, d. h. dieselben Farben wiederholen sich beständig. Blau und rot dominieren, dazu kommt ein Grauschwarz und ein Gelb, das bis ins Grüne übergeht. Bei flüchtiger Durchsicht wird der erste Eindruck auf eine äußerst primitive und naive Darstellung zukommen; bei näherer Betrachtung wird sich diese Auffassung ändern. Nicht etwa was Raumbildung, Perspektive anbelangt, ist hier Großes geleistet worden, die meisten Darstellungen sind sehr flächenhaft gehalten, auch die Farbengebung ist, an anderen Handschriften gemessen, von keiner überwältigenden Wirkung, aber der Ausdruck, die Gebärdensprache ist von einer solchen naiven Lebendigkeit, daß sie jeden dafür empfänglichen Menschen berühren muß. Ganz „modern" muten zuweilen einzelne Gesten an, wie z. B. eine schiefe Kopfhaltung, eine Armbewegung, weil hier nach lebendigem Ausdruck gesucht wird, wie in der heutigen Zeit. Man betrachte z. B. die Darstellung des ungläubigen Thomas (siehe Abb. 6). Vier Jünger sind um Christus als Mittelpunkt herumgruppiert. Die Aufmerksamkeit wird unmittelbar auf die Hand des Thomas gelenkt, die von Christus geführt, die Wundmale betasten soll. Der rote Mantel des Herrn, der sich in prachtvoll plastischer Faltenbildung bis zum Boden zieht, ist vorne auseinander geteilt, so daß das schwarze Untergewand zum Vorschein kommt. Der Kopf ist leise zur Seite geneigt, die ganze Figur ist in sich gebogen, das Antlitz zeigt mildes Bedauern mit dem Ungläubigen. Dieser hingegen weist Züge gespannter Neugier auf, während die Umstehenden das Geschehnis mit verschiedener Anteilnahme begleiten. Die Prophetenbilder sind hier wie immer unbeteiligt an der Hauptszene; jeder einzelne wird für sich als Porträtkopf charakterisiert. Oder man nehme die Kreuzigungsdarstellung (siehe Abb. 5). Das Wesentliche hier ist nicht etwa der Gekreuzigte selbst oder die schmerzverzerrte Maria, sondern die ganze Gestalt und der verlängerte Zeigefinger des Hauptmanns, dessen inbrünstiges Bekenntnis „Wernlich der ist gotes sun gewesen" mit roter Tinte eingeschrieben, den Inhalt des Bildes ausmacht. Auch die Anbetung der Könige entbehrt nicht des Reizes in der Art, wie der kniende König Caspar dem Christuskind in liebevoller Verehrung seine Gabe hinreicht (siehe Abb. 2). Besonders gelungen in der Figurengebung ist die Darstellung der Witwe von Sarepta (siehe Abb. 4); der etwas zurückgeworfene Körper, die Hände, die die Hölzer halten, die plastische Gewandung, die das Knie dahinter ahnen läßt und der germanische Kopf mit dem blonden Haar; man könnte sie sich fast auf einem Kirchenportal stehend vorstellen. Als Kontrast neben ihr Elias, dunkel gehalten; sein verlängerter Zeigefinger

[1]) siehe Cornell S. 104 u. Tafel 68.



Abb. 5

bekräftigt seine Prophezeihung. Diese kurzen Andeutungen mögen genügen, um verständlich zu machen, um was es sich hier handelt. Es kam dem Künstler in erster Linie auf Deutlichkeit, Ausdruck und lebendige Darstellung an, man vergesse nie, das wir es mit einem Lehrbuch zu tun haben.[1]) Dahinter steht ein starkes, ich möchte fast sagen, typisch deutsches Empfinden, das seinen eigenen Reiz hat. Zugegeben, daß wir Buchillustrationen der gleichen und früherer Zeiten von ungleich größerer Qualität und viel prächtigerer Farbenwirkung haben, so ist es gerade die primitive, naive Darstellungsart, die ihre Wirkung auf uns heutige Menschen nicht verfehlt.

Zum Schluß gebe ich die versprochene Textprobe die folgendermaßen beginnt[2]): An dem anefang, do got Adam geschaffen hat aus ainer erd, do nam er in und pracht in In das paradeis. Darnach sand got adam ainen entbalm[3]) slaff an, und do adam entslieff, do nam got ain ripp aus seiner seitten und schüeff Evam, dy frawen dar aus; und darnach nam got Evam und fürt sy zw hern Adam, das er sech, wie er sey wolt nennen und ir ainen namen gebn. und do Adam dy frawen erst an sach, do sprach er: „das ist ain gepain aus meinem gepain und ain fleisch von meinem fleisch. Si wirt ain mennyn gehaissen, wan sy von ainem rippn[4]) genom ist.“ und got gab In zehant gewalt uber alle tier, vogel und auch visch, das sy des möchten niessen, wie sy wolten, und waren rayn. Er erlaubt In auch alles das obs ze niessen, das in dem paradieß was, An das obs allain der chuntschafft des guten und auch des posen, und das sy sich dar vor hüetent, und wan sy das nit enteten, so sturben sy fürbar. Do ging dy slang dar und riet Even, das sy des obs ess. Es wer nicht daran, das in got mit dro hiet furgeborffen. Sy sturben nicht davon, ob sy es essen, und des volget fraw Eva, und ward essen und gab dem man auch, der aß mit ir. und do chom got und flucht Adam und Eva und stieß sy aus dem paradiß in das jamertal. und verflucht[5]) auch dy slangen, und wer verflucht under allen tieren und muest fürbas erd essen und auff dem pauch gen, dy vor auff recht ist gangen. und auch ain Ewig veintschafft dy solt sein zwischen sein und der frawen, und wirt nach gen irs fusporen, und sy wirt Im das haubt czertreten. und also wurden sy aus dem paradiß paide verstossen.

von ainem ritter in der alten E list man in ainem puech, das ist genant Judicum, das ist als vil gesprochen Als der richter puech, In dem sechsten Capitel. und was der vor gesprochen ritter Gedeon genant, und aines mals nach dem snit sas er und sürbt seinen cheren und waitzen an seinen tennen. des erschain Im ein Engel und sprach zw im also: „Got ist mit dir, du sterchister aller mannen.“ zehant antwurt er her wider dem engel unerschrochenlich und sprach: „ist got mit uns, was hat uns dan ditz groß

---

[1]) Darauf wies als erster Lessing hin: Zur Geschichte und Literatur. Aus den Schätzen der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel 2. Beitrag X. Ehemalige Fenstergemälde im Kloster Hirschau.

[2]) Die Interpunktion ist von mir zugefügt, um das Lesen zu erleichtern.

[3]) mir unverständliches Wort.

[4]) von mir ergänzt, da übercorrigiert.

[5]) vor „auch“ im Text ein einzelnes überflüssiges *a*.



Abb. 6

ubel pegriffen, das uns so grossleich unser veint von madian obligent.“ Do sprach der Engel wider zw im: „Du solt mein volch von seinen veinten losen und beschirmen.“ Do fragt er den Engel wie das beschehen scholt. do im der Engel die mainung sagt, dannoch wolt er es nit gelauben und pegert aines urchundes dar uber und sprach: „Ich leg auff den tenen ain lampvel und beger, das ain taw vall dar auff und das ander erdrich druchen beleib und chain taw nyndert mer vall, dan in das vell. und das geschach dy nacht also. dar nach zw der andern nacht begert er, das ain taw viel allenthalben auff dy erd und das vell nit betaubet würd und druchen pelib. des gewert In got auch und das vell druchen belaib und der taw sust allenthalben gefallen was. und do gelaubt er dy wort, dy der Engel im gehaissen het und besamet sich und fur gegen dem feinden, doch nur mit dryn hundert mannen und gesigt den veinden an, der unselig vil was und an czal. und halff im got, als im der Engel gehaissen het, und wart frid pey seinen czeiten dy weil er lebt und her uber dy Juden was uncz an sein end.

Als got dem slangen flucht und zw im sprach, Er verflucht sey umb den falschen lugenthafften rat, das was darumb, das sich der tivel het in dy slangen verporgen und frawen Eva betrog, das sy das gepot ubergieng und viell in dy ungehorsam. und auch mit ir velt Adam, das er auch asss das obs mit ir. und got sprach mer zw ir, Er wolt legen und stellen an veintschaft zwischen sein und des weibes, und er wurd[1] irs fuß stapfen war nemen, und sy wurt im sein haupt czertreten. das wart erfüllt an mariam unser frawen. wan als Eva wider das gepot det und volget des tewfels rat, also was maria got herwider gehorsam und gelaubt dem Engel seine wort wor zw werden, dy er ir furlegt, do er sprach: „von dir wirt heiligs geporen, das wirt gehaissen gotes sun und wirt enphangen von dem heiligen geist, der In dich chumpt. ze hant gelaubt sy den worten, do sy gewiß was worden; ir chewsch ergab sich got und sprach also: „Ich pin ein dieren gotes, geschech mir nach deinen worten.“ Eva dy sündet trivaltichlich mit der ungehorsam, mit der geitichait und mit der hochvart. maria vand[2]) genad vor got mit der diemutichait und mit der gehorsam und messichait, das ist mit der cheisch, und zetrat dem tewfell das haubt, das ist der posen alten slangen, wan si im mit allen dingen wider was, und er sy me erberen macht noch genaigen zw chainerlay sünden tägleich oder tötleich. wan sy der diemutigsten menschen ayne was und dy chewschte, dy nach got ye wart ader ymmer mer chumpt, auff dy erd cham. darumb sy auch dy höchst nach got. Amen.

Der scherper oder das lampvel, das der vor geschriben Gedeon auf den tennen warff und betawbet wart als vollichlich, das her Gedeon daraus tauhet ein schal vol taues, und beczaichent sand marien, dy hohen gotes muter, dy der heilig geist mit seinen genaden als vollichlichen betauet, Also das dy maget perhaft wart von dem Engellischen gruss mit den werchen des heiligen geistes, do der Engel grust mit dem engelischen und himelischen grues und mit der potschafft und sprach zw ir: „Gegrusset seistu,

---

[1]) sowohl für wurd als für wuad ein Strich in der Schreibung zu viel.
[2]) von wir ergänzt. Im Text „vnd“.

maria, voller genaden, der got ist mit dir. du pist gesegent uber all frawen.“ Aus dem vell tauhet auch her gedeon ein schall voller thawes. Also was In In marien leib geschepfet der mensch, der gotes sun, und auch der menschait volles taues was und auch der gothait, und was mensch warleich und got, der pey der schall bezaichen ist, als er spricht an dem psalter: „mein chraft ist ein dorret als ein stal an dem chrewz.“ wan da von ist es gesprochen. Dy selb schall der menschait hat uns getrenchet mit dem taw seines plutes. das aber das vell, das ist der scherper, an der andern nacht nit betawet wart, Als auch gedeon begert het, und truchen pelaib, und der tenne vor tau nas ward, das bezaichet, das maria nyne feicht was worden von chainerlay uncheischer begerung noch chorung und sy chaines mannes leib nye berürt und ein maget pelaib all ir tag vor der gepürd irs chindes und in der gepürd und nach der gepürd an leib und an dem gemüet, und nye man gewaltig ward mit chainerlay gever, nIschimf noch In ernst. Amen.

Berichtigungen zu Paul Kerſtens „Vollſtändigſtem Verzeichnis der deutſchen Buchbinderei-Literatur von 1644—1927“.

Von Heinrich Schreiber.

Paul Kerſten brachte im Allgemeinen Anzeiger für Buchbindereien 1928, S. 999ff, eine deutsche Buchbinderei-Bibliographie, deren Angaben im folgenden einer bibliographiſch-kritiſchen Prüfung unterzogen werden.

Am Ende jedes Titels ſind die bibliographiſchen Quellen in folgender Weiſe kenntlich gemacht:

H = Heinſius, Allgemeines Bücherlexikon
Hi = Hinrichs Fünfjahrskatalog
K = Kayſer, Vollſt. Bücherlexikon
A bedeutet, daß das Werk ſelbſt vorlag.

Mejer, Bibliographie der Buchbinderei-Literatur, iſt in allen Fällen verglichen und die Nummer in der zweiten Spalte vermerkt. Beim Fehlen anderer Hilfsmittel ſind ſeine Angaben zugrunde gelegt.

1. Vorkerſtenſche Periode.

Jahr	Mejer Nr. (Kennwort)	Verbeſſerungen.
1644	—	Invention Newer Contrafacturiſcher Vorſtellung Allerhand Bücher auffm Schnit Zierlichen zu stempffen ... hiebevor ... Kupffer herausskommen ... Matthaeum ... Buchbündern und Stempffelſchneidern ... — *2. Aufl. ſ. 1656*
1656	—	... allerhand ... auf dem ... Zuſtempffen ... *In der Widmung iſt* Gryphswold *überklebt. Vgl. Loubier in der Zobeltitzfeſtſchrift: Von Büchern und Menſchen, Weimar 1927. S. 369.*

Jahr	Mejer Nr. (Kennwort)	Verbeſſerungen.
1697	—	
1698	—	Chriſtoph Weigel, Abbildung der gemeinnützlichen Haupt-Stände . . . nach dem Leben gezeichnet . . .
1708	2061	. . . Zeidler, . . . oder Einleitung in die Buchbinder-kunſt . . . *A*
1712	2414	Friedericus Friſius (*auch* Fries, Frieſe) . . . in deſſ. Der vornehmſten Kuenſtler und Handwerker Ceremonial-politica, Leipzig 1708—16, S. 541—600 (= Deſſ. Ceremoniel der Handwerker ?). *Vgl. Graeſſe, Tréſor des livres rares 2.636.*
1733	2060	Großes vollſtändiges Univerſal-Lexicon aller Wiſſen-ſchaften und Künſte . . . v. Joh. Heinrich Zedler, Bd. 4, Spalte 1754 (Artikel Buchbinder-Handwerk *9Zeilen!)A*
1741	1968	. . . Der in allen . . . Arbeiten wohl anweiſende . . . 4 Teile. *H*
1744	—	*gemeint?:* Meliſſantes (d. i. Joh. Gottfr. Gregorii *(Holzmann-Bohatta)),* Handbuch für alle Bürger und Bauern, in Form eines hiſt. Lexici von allerley Ständen . . . *H*
1745	—	Georg Heinr. Zinke, Allgem. ökonom. Lexikon . . . 2 Tle. Leipzig 1742. 2. Aufl. 1745. 7. Aufl. 1820. *K. Vgl. auch* Joh. Hübners curiöſes und reales Natur-, Kunſt-, Berg-, Gewerck- und Handlungs-Lexicon, Leipzig 1712 (= Teil 2 ſeines realen Staats-, Con-verſations- und Zeitungs-Lexici) *und oft, in der Ausg. v. 1792 bezeichnet:* ehem. hersg. v. Georg Heinrich Zinken. *A*
1762	1593	. . . Buchbinderkunſt . . . 2 Tle. *Vgl. Krünitz(hier 1784) 7, S. 165.*
1762	1816	. . . Halle . . . Brandenburg 1762.
1767	2012	Peter Nathan (J. P. ?) Sprengel, Handwerke und Künſte in Tabellen, Sammlung 1 . . .
1784	1894	Joh. Georg Krünitz, Oekonomiſch (= technol.) Ency-clopädie. Tl. 7, 2. Aufl. Berlin 1784, Artikel Buch-binder S. 161 ff. *A*
1785	1724	J. Jac. H. Bücking, . . . Buchbindens. Daſſ. mit Kup-fern, Augsburg 1785. Verb. und hrsg. v. J. M. D. B., Stadt am Hof, Stendal 1807. *K*
1802	1849	. . . einige Vortheile und bequeme Handgriffe der Buchbinder . . . 1801. *Erſch-Gruber.*
1819	1680	. . . Buchbinderkunſt . . . 2. Aufl. 1819.
1819	1839	. . . Beyträge . . . mit Beziehung . . . *K*
1820	2031	Chriſtian Fr. Gottlieb . . . Tl. 1. 2. — Tl. 2 auch u. d. Titel: Der Fabrikant bunter Papiere, Ilmenau 1827. 5. Aufl. v. Aug. Kirſch, Weimar 1856 (= Neuer Schauplatz der Künſte und Handwerke Bd. 2.) *K*

Jahr	Mejer Nr. (Kennwort)	Verbesserungen.
1820	1896	. . . 2 Bde.
1822	1804	Hand- und Lehrbuch der Buchbinder- und Futteralmacherkunst. 1. Ausg. 1822. 2. Ausg. mit Anm. . . . v. Hermbstädt. 1832. *K*
1832	1912	Louis Sebastian Lenormand . . .
1832	1923	Albert Lohnau . . . 2. verb. Aufl. Quedlinburg 1832.
1832	1590	G. Alt-Müller, Der bewegliche Büchereinband . . . in Paris.
1832 (Vogt)	2045	
1834—36	1979	. . . Muster-Bildern verschiedener Zusammenstellungen für . . . 1833—36. *K*
1835	1915	Louis Sebastian . . .
1837	—	?
1841	1613b	F. L. Behrend.
1841	1663	. . . 1. Aufl. Quedlinburg 1841 (1842?). 2. verm. Aufl. 1842. — 70 Anweisungen in der Buchbinderkunst. 3. verm. Aufl. 1847. *K*
1842	1805	C. H. Grimm, Album du relieur-doreur. Livr. 1—8. Vorlegeblätter für Buchbinder und Vergolder. Paris, Leipzig 1840 (1842?) - 46. *Vgl. 1845.* *K*
	1941	*oder?:* (Ohne Verfasser) Musterblätter für . . . 1842. *K*
1843	1944	. . . elegantesten und modernsten Galanteriearbeiten . . . Lief. Iff. *Aus*: Zeitung für Buchbinder und Papparbeiter *und*: Industrie-Album. *K*
1843—48	1854	. . . Zusammenstellungen von Stempeln aus der Gravieranstalt v. A. Falckenberg & Co. H. Iff . . . *K*
1844—54	2672	*s. im Abschn. Zeitschriften.*
1845	1945	Fr. A. Wilhelm Netto . . . Buchbinder, Papparbeiter und Mechaniker. Quedlinburg 1845. *K*
1845	1972	Ad. Reber . . . bei der Buchb. . . . 1844. 2. Aufl. 1845. *K*
1845	1989	J. A. F. Schade . . . *K*
1845	1991	. . . Buchbinderkunst . . . *Anhang s.* 1846. *K*
1845	1805	C. H. Grimm, Album . . . Vorlegeblätter . . . *Vgl.* 1842. *K*
1846	1992	L. Schäfer, Prakt. Anweisung alle Arten Papparbeiten . . . Anhang zum Handbuch d. Buchbinderk. *Vgl.* 1845. *K*
1848	—	?
1850	1995	C. K. Ernst Schmidt . . . und die Verg. . . . *K*
1853	1885	Aug. Kirsch, Die Fabrication der Portefeuilles . . . (= Neuer Schauplatz der Künste und Handwerke Bd. 202.) *K*
1853	448	Heinrich Lempertz, . . . Bücherhandels und der mit ihm verwandten Künste und Gewerbe. *K*
1853	2039	Gustav Ulbricht, . . . *K*

Jahr	Mejer Nr. (Kennwort)	Verbeſſerungen.	
1855	2038	Guſtav . . .	K
1858	1642	A. Bonnardot, Die Kunſt die . . . aus Papier . . . Quedlinburg 1859.	
1860	1657 ff	Ludwig Brade und Emil Winkler, das illuſtrirte . . . (= Bibliothek des Wissenswürdigſten aus der techn. Chemie, Ser. 2, Bd. 2.) 2. Aufl. Brades illuſtr. Buchbinderb. . . . 4. Aufl. 1904.	K
1861	2405	Auguſt Eſchebach, . . . Gedichte. Selbſtverlag.	K
1861	1784	Auguſt . . . neuen praktiſchen Blattvergoldekunſt. 11. Aufl. Berlin: Selbſtverl. 1861.	K
1861	1908 1791	F. C. Leiſchner, Anleitung z. Verfert. aller Papparbeiten. 3. Aufl. v. Aug. Kirſch, Weimar 1852. 5. Aufl. u. d. Titel: A. Franke, Die Verfertigung aller Arten Papp- und Galanteriearbeiten, Weimar und Leipzig 1897.	
1867	342	Jakob v. Falke, . . . St. Marcus- . . .	
1867	1601	E. F. Balinger, Deutliche und vollkommen bewährte Anweiſung aus Büchern . . . Flecken . . . zu vertilgen . . .	K
1868	1959	L. Brades illuſtriertes . . . umgearb. v. I. R. Herzog. *Vgl.* 1860. *Atlas dazu*: Ideen-Magazin, Leipzig 1869.	K
1870	—	?	
1870	1842	. . . Die Geheimn. . . . Spaichingen 1870.	K
1875	—	Joh. Heinrich Ludwig Bergius. . . . Policey . . . Bd. 1, Leipzig 1775. S. 340 ff.	A
1877	594	Richard Steche, . . . mit beſ. Berückſ. ſeiner Entwicklung in Sachſen . . .	
	595	Derſ., Zur Geſchichte des Bucheinbandes, *in*: Archiv f. Geſch. d. dt. Buchhandels 1 (1878), S. 120—175.	
1877	2559	Ed. Schmidt-Weißenfels, . . . Hiſt.-novelliſtiſche Bilder d. bemerkenswerteſten Zunftgenoſſen. Berlin 1879. (Stuttgart 1880?) (= Das Handwerk, Bd. 9).	K
1877	1230	Karl Zimmermann, Bucheinbände aus dem Bücherſchatz der Kgl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden. Hrsg. 1887/88. Neue Folge, hrsg. v. Lier, ſ. 1892.	K
1878—79	794	Moderne Bucheinbände. Sammlung künſtleriſcher Orig.-Entwürfe . . . Mit Beitr. v. C. G. Aeckerlein (u. a.) hrsg. v. Guſtav Fritzſche. H. 1—4.	K
1879	2453	. . . Hauſirer . . . *In*: Archiv . . . 4 (1881) S. 35—53.	A
1880	(Luthmer)	*ſ.* 1893.	
1880	2025	Jacob Suchanek, . . .	
1880	2342	Buchbinder-Lieder vom 1. Verbandstag . . .	
1880—92	891	Oskar Löwenſtein . . . Dresden 1892.	
1881	1615	Joſ. M. Bergmeiſter, Die geſammten modernen Galanterie-Arbeiten.	K

Jahr	Mejer Nr. (Kennwort)	Verbeſſerungen.
1881	2054	... Otto Winckler ... 1883 (?). (= (Otto Winckler) Aus der Buchbinder-Werkſtatt, H. 2.) *K*
1881		ſ. 1879 Kirchhoff.
1881	596	J. Stockbauer, Abbildungen von Muſtereinbänden aus der Blütezeit der Buchbinderkunſt.
1881	2054	Otto Winckler, ... (= (Derſ.,) Aus der Buchbinder-Werkſtatt, H. 3.) *K*
1882	1659	... Rob. Metz. ſ. 1860.
1882	—	A. F. Butſch, ... Tl. 1. 2. 1878—80. *Enthält nichts über Einbände.* *A. K*
1882	1849	Joh. Chriſt. Hüttner, ... bequeme Vortheile ... Buchbinderey ... 1802.
1882	2551	Paul Richter ... (Teil 1) ... *Vgl.* 1895.
1882	2054	Otto Winckler ... 2. Aufl. 1880. (= (Derſ.) Aus der Buchbinder-Werkſtatt, H. 1.) *K*
1883	1587	Paul Adam ... Buchbinderei. Bd. 1—3. 1883—85(86) und Suppl. 1891. *K*
1883	2047	Vorlageblätter ... *K*
1883	2054	(Otto Winckler), Aus der Buchbinder-Werkſtatt, H. 1—3. Leipzig 1880—81. *K*
1884	1795	... Vorlagen zur Herſtellung geſchnittener und gepunzter altdeutſcher Lederarbeiten.
	1796	4. Aufl. 1887. 5. Aufl. engliſch: Directions and designs for the manufacture of cut ... latherwork. *H*
1884	(Muſterbll.) —	?
1884	1917	Wilhelm Leo, ... Marmorieren von Bücherſchnitten. 4. Aufl. 1884.
1884	1845	E. Ludwig und Otto Horn, Muſtervorlagen und Motive zur Decoration von Buchdecken und Rücken. Lief. 1—8. 1884. *K*
1885	1470	... Objecte ... Kleinkunſt im Mähriſchen Gewerbe-Muſeum 1884—85. *K*
1886	—	A. Kullmann und F. W. Zichlarz. ? *Vgl. aber Mejer* 1895.
1886	2497	... In: Archiv f. Geſch. ... Bd. 10 (1887) (*Mejer*: 1884) S. 159—206. Bd. 15 (1892) S. 63—72. *A*
1886	1844	(Otto) Horn und Patzelts Vorlagen ... Unter Mitwirkung v. O. Horn (u. a.) *Hi*
1886	—	? *Vgl.* 1888 Horn.
1887	1916	Wilhelm Leo, Anleitungen und Recepte ... Buchbinder-Werkſtätte. Stuttgart 1883. 5. Aufl. 1887.
1888	1815	... Marmorierkunſt, Orig.-Vorlageblätter. Lief. 1. 2.
1888	1846	(Otto) Horn und Patzelts Zierſchnitte. Vorlagen zum Verzieren von Gold- und Farbſchnitten durch Ciſelieren. Unter Mitwirkung von A. Bydzovsky, O. Horn und E. Ludwig. *K. Hi*

Jahr	Mejer Nr. (Kennwort)	Verbeſſerungen.	
1888	912	Johannes Maul (und H. Friedel) . . .	*Hi*
1888	2374	Karl Bücher . . . In: Archiv für Geſch. des deutſch. Buchh. Bd. 19 (1896) S. 305—376.	*A*
1889	2454	. . . Werkſtatts-Einrichtung Leipziger zünftiger Buchbindereien. (= Koch und Kirchhoff, Zur Geſchichte der Buchbindereien 2, in: Archiv f. Geſchichte . . . S. 159—177).	*A*
1889	2460	Adolph Koch . . . (= Koch und Kirchhof, Zur Geſchichte d. Buchbindereien 1, in: Archiv f. Geſch. . . . S. 152—159).	*A*
1889	1414	Katalog der im Germ. Muſeum vorhandenen intereſſanten Bucheinbände und Teile von ſolchen. (Verf. A. v. Eſſenwein u. a.).	*A*
1889	2417	Guſtav Fritzſche, 1864—1889. (Jubiläumsſchrift).	
1889	—	Wilhelm Stieda, . . . kleineren . . . (= Deſſ. Studien zur Geſchichte des Buchdrucks und Buchhandels in Mecklenburg 9, in: Archiv für Geſch. d. deutſchen Buchh. 12 (1889)).	*A*
1889	(1796)	*vgl.* 1884 Fritzſche.	
1889	2033—36	Eduard Tonndorf, . . . H. 1 = Tonndorf, Der Farbendruck (= Tonndorf, Die Arbeiten an der Vergoldepreſſe, Tl. 1). 2. Aufl. 1891.	*Hi*
1889	2654	(Wilh. Leos) Buchbinder-Kalender. Hrsg. v. d. Verl. des Allg. Anz. f. Buchb. Stuttgart 1889ff (39. Jahr: 1929).	*A*
1890	1	Paul Adam, . . . (= Seemanns Kunſthandbücher. Bd. 6.)	*A*
1890—91	789	Ferd. Ritter v. Feldegg, . . . Kunſtbuchbinder- und Lederarbeiten. 1889—1894.	*Hi*
1891	1814	Joſ. Halfer, . . . Budapeſt 1885. 2. Aufl. 1891. Mit Anh.: Verzierung der Buchſchnitte.	*Hi*
1891	1843	Otto Horn, . . . Handvergoldung und Lederauflage. 1885 (?)	*Hi*
1891	1096	Paul Ladewig, . . . Tarifirung . . . In: Zentralblatt f. Bibliothekswefen, 8 (1891) S. 529—550.	*A*
1891	1969	Preſtele.	
1891	2035	Tonndorf . . . 2. Aufl. Mit Anh.: Die Herſtellung v. Imitations-Drucken. *Vgl.* 1889.	*Hi*
1892	1664	Adolf Bube, . . . Preßvergolderei, d. Blind-, Relief-, Bronze- u. Farbdruckens u. d. Ledermoſaik. 2. Aufl.	*Hi*
1892	427	Albr. Kirchhoff, Chriſtoph Birck, Buchbinder und Buchführer in Leipzig: 1534—1578. In: Archiv . . . S. 11—62.	*A*
1892	1582	Paul Adam, . . . Leipzig: Ottmann.	*K. M*
1892	210	L. Bickell, . . . Jahrh. aus heſſiſchen Bibliotheken . . . Engl. Ausg. 1893.	*K*

Jahr	Mejer Nr. (Kennwort)	Verbeſſerungen.
1892	1725	Büttner, . . . Vorlagen . . . nebſt Anleitung zur Lederplaſtik. *K*
1892	1230	Bucheinbände aus dem Bücherſchatze der Kgl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden (Hrsg. v. Zimmermann, *vgl.* 1877). Neue Folge hrsg. v. H. A. Lier. *K*
1893	466	. . . In: Geſchichte der techniſchen Künſte, hrsg. v. Br. Bucher, Bd. 3, S. 115 ff (Mejer: 401—510). *A*
1893	(Uhlig) —	?
1894	2461	Heinrich Kofel . . . 1544—1894 . . . Nebſt Katalog der Fachausſtellung *K*
1894	2449	Jubiläumsfeier der Buchbinder-Innung Leipzig. Gedichte.
1895	1807 (Groſſe)	. . . 1888. 2. Aufl. 1905. (= Chem.- techn. Bibliothek Bd. 165).
1895	1823 f (Hauptmann)	. . . 2. Aufl. 1901. 3. Aufl. 1906.
1895	2551 (Richter)	. . . Feſtſchrift zur Jubelfeier des 300 jähr. Beſtehens Tl. 1 *vgl.* 1882.
1895	1978	Friedrich Röding und F. W. Zichlarz, . . . Muſter zum Verzieren für zu ciſelierende und zu malende Buchſchnitte.
1895	2319	Mor. Hecht, Die heutige Lage der Buchbinderei in Leipzig. In: Unterſuchungen über die Lage des Handwerks in Deutſchland, Bd. 5, S. 308 ff. (= Schriften des Vereins für Sozialpolitik 66. 1896). *A*
1895	2319	Karl Bücher . . . Ebenda S. 261 ff. 1896 *A*
1895	2576	Arthur Spiethoff, . . . In: Unterſuchungen . . . Bd. 7, S. 377 ff. (= Schriften . . . 68. 1896). *A*
1895	2604	Otto Trüdinger, Die Lage der Buchbinderei . . . In: Unterſuchungen . . . Bd. 8, S. 411 ff. (= Schriften . . . 69. 1897). *A*
1895—1900	795 (?)	Neue Einbände der Leipziger Buchbinderei-A.-G. vorm. Guſt. Fritzſche. 1898—1900.

Geſchichte des Jenaer Buchhandels.*)

Friedrich Lütge hatte für den Jenaer Verlag von Guſtav Fiſcher deſſen Geſchichte**) bearbeitet und 1928 erſcheinen laſſen. Dabei hat er tieferen Einblick in die Geſchichte des dortigen Buchhandels erhalten; an Hand eingehenden Quellenſtudiums iſt er dieſer ganzen Entwicklung nachgegangen. Der Verfaſſer hatte manch anderem Bearbeiter gegenüber, der ſich ein ähnliches Thema erwählt, den Vorteil, daß ihm aus drei verſchiedenen

*) Geſchichte des Jenaer Buchhandels einſchließlich der Buchdruckereien. Von Dr. rer. pol. Dr. phil. Friedrich Lütge. Jena 1929. Verlag von Guſtav Fiſcher. XIII. 310 Seiten.
**) Verlag Guſtav Fiſcher. Jena 1928.



Archiven: dem Thüringischen Staatsarchiv in Weimar, dem Jenaer Universitätsarchiv und dem Jenaer Stadtarchiv, eine Fülle einschlägigen Aktenmaterials zur Verfügung stand. Allerdings haben auch diese Akten über manche Punkte geschwiegen, so besonders über die Geschäftsgebräuche früherer Zeiten. Die Darstellung Lütges wird dadurch besonders anschaulich, daß er einzelne Akten in wörtlichem Abdruck wiedergibt. Seinen besten Wert erhält das Buch aber durch zweierlei Umstände: einmal durch die Ausdehnung auf Buchdruck und verwandte Buchgewerbezweige, sodann richtet der Verfasser sein Augenmerk auf die Schichtung der einzelnen Buchgewerbebetriebe, auf die „Struktur" des Buchgewerbes. Es ist reizvoll, einmal an einem lokalen Einzelbeispiel gezeigt zu bekommen, wie Druck und Verlag sich im Verlauf der einzelnen Zeiten in einer Hand zusammengefunden und dann jeweils wieder in zwei selbständige, unabhängige Gewerbebetriebe gespalten haben. Aber darüber hinaus fällt auch ein Licht darauf, wieweit Verlag und Sortiment in einem Besitz beieinander waren oder dann später sich wieder trennten. Es ist weiter nicht überraschend, daß sich in Jena die Dinge im ganzen in ähnlicher Weise entwickelt haben, wie dies für den ganzen deutschen Buchhandel erwiesen ist.

Zu jedem einzelnen Zeitabschnitt gibt L. nach eingehender Darstellung der personalen und buchhändlerischen Ermittlungen in zwei besonderen Abschnitten die rechtlichen und wirtschaftlichen sowie die sozialen Verhältnisse, unter denen die Träger des Buchgewerbes gelebt haben. Hier wäre vielleicht einzuwenden, ob es ratsam war, die sozialen Zustände in einem gesonderten Abschnitt zu behandeln, zumal da die Akten über diese Dinge mitunter etwas spärlich gewesen zu sein scheinen. Im Rahmen dieser Besprechung seien nur einige wenige Dinge erwähnt, auf die L. zu sprechen kommt: Niederlassungsform und -recht, Konzessionierung, Privilegien, Lehrlings- und Gesellenwesen, Zensur und Nachdruck. Damit ist der reiche Inhalt gerade dieser Abschnitte jedoch keineswegs erschöpft.

Jede Stadt, die in der Geschichte des Buchgewerbes einmal eine Rolle gespielt hat, steht unter besonderen geographischen, wirtschaftlichen und kulturellen Bedingungen: diese werden andere sein in einer Universitätsstadt als in einer reinen Handelsstadt, andere in einer abgelegenen Kleinstadt als in einer Residenzstadt. Jena steht als Buchdruck- und Buchhandelsstadt, wie die meisten anderen Universitätsstädte, in engster Beziehung zu der Landesuniversität, die in diesem Falle ihr Merkmal dadurch erhielt, daß mehrere Fürsten zu ihrem Unterhalt beitrugen. Die geographische Lage Jenas ist an sich schon recht günstig gewesen und gewinnt ihre besondere Bedeutung durch die relative Nähe zu Erfurt, das vor allem im 17. Jahrhundert als Buchhandelsstadt von Bedeutung war, und dann zu Leipzig. Diese Nachbarschaft hatte für die Jenaer Buchgewerbetreibenden ihre Vorzüge und ihre Nachteile.

Es würde zu weit führen, hier die Entwicklung des Jenaer Buchgewerbes bis ins Einzelne zu verfolgen; es kann sich nur darum handeln, einige wenige charakteristische Züge herauszustellen. Mit der Reformation kam der Buchdruck nach Jena, mit der Universität (1558) der erste seßhafte Buchdrucker. In jenen ersten Jahrzehnten stand im Mittelpunkt des Jenaer Buchdrucks die sog. „Jenaer" Luther-Ausgabe, die in acht deutschen und

vier lateinischen Bänden erschien. Neben diesem großen Werk verschwinden in jener Zeit die Jenaer Druckwerke an Bedeutung und Umfang. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts ließen Jenaer Buchhändler auch außerhalb, so z. B. in Erfurt, drucken. Wie fast überall, so ist auch hier für die Zeit des dreißigjährigen Krieges das Aktenmaterial dürftig. Zwischen Druck, Verlag und Sortiment finden sich im 17. Jahrhundert die mannigfachsten Besitzkombinationen. 1660 war ein langwieriger Streit zwischen Stadt und Staat (Universität) dahin geschlichtet worden, daß der Buchdruck der Universitätsgerichtsbarkeit unterstand, während die Buchhändler der städtischen Obrigkeit unterstanden. Schon früher wurde für den Buchdruck der Konzessionzwang eingeführt; für den Buchhandel dagegen wurde wesentlich später eine ordentliche Lehrzeit gefordert. Wie auch andernorts überwachten die staatlichen Behörden die Preisfestsetzung, ja sogar zeitenweise die Ausstattung der Bücher. Im allgemeinen war die soziale Stellung der Buchdrucker eine weit höhere als diejenige der Buchhändler. Mit dem Buchhändler Johann Bielcke und dessen Sohn Johann Felix war im 18. Jahrhundert eine, allerdings nur kurz währende, Blütezeit Jenas als Buchhandelsstadt angebrochen. Im Gegensatz zu dem deutschen Süden und Südwesten spielte der Nachdruck in Jena fast kaum je eine Rolle. Die Vorzugsstellung, die lange Zeit der Buchdrucker vor dem Buchhändler eingenommen hatte, schwand allmählich dahin, besonders als die dortige Buchdrucker-Gesellschaft, eine Innung, die sehr streng über ihre Mitglieder wachte, an Ansehen erheblich eingebüßt hatte. Auffallend ist die Vielzahl der Buchdruckereien, die zu manchen Zeiten in Jena existierten. Lütge weist nicht mit Unrecht daraufhin, daß die Zeit der deutschen Klassik an Jena als Buchhandelsstadt verhältnismäßig spurlos vorübergegangen ist; das mag aber mit seinen Grund darin haben, daß Fromman nicht genug Initiative und wohl auch Kapitalkraft hatte, um mit Göschen und Cotta ernstlich in Konkurrenz zu treten. Am Ende seines Buches gibt L. ein wertvolles Kapitel, das alle in Jena während der klassischen Zeit erschienenen Zeitschriften eingehend behandelt. Nicht allein der Freund der Buchhandelsgeschichte wird dies Buch lebhaft begrüßen, weil es ein reiches Quellenmaterial und viel Produktionsziffern in den Zusammenhang der Entwicklung des deutschen Buchhandels stellt, auch der Literarhistoriker wird ebenso wie der Wirtschaftshistoriker reichen Gewinn von der Lektüre dieses Buches haben. Derartige Darstellungen, die sich auf die Entwicklung eines einzigen Ortes beziehen, zeigen uns klar und deutlich die innigen Verflechtungen, die zwischen dem deutschen Geistesleben und der Buchhandelsgeschichte bestanden haben und bestehen.

In seinem Vorwort weist der Verfasser noch darauf hin, daß er sich stofflich und zeitlich habe Beschränkungen auferlegen müssen: er habe das Technisch-Typographische der Buchdruckereien ausgeschaltet und seine Darstellung nur bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts geführt. Das ist in mancher Hinsicht zu bedauern, aber der Wert des Buches wird dadurch nicht geschmälert. Werner Siebeck.

Die Typen der Inkunabelzeit. Eine Betrachtung.

Von Ernst Consentius.

Berlin: Walter de Gruyter & Co. 1929. S. [8] 160[4].

Es war eigentlich nicht meine Absicht, zu dem Buche von Consentius öffentlich Stellung zu nehmen, da zu erwarten war, daß die darin angegriffene Kommission für den Gesamtkatalog der Wiegendrucke es nicht unbesprochen lassen würde. Die Beobachtung aber, wie verwirrend in den Kreisen der mit der Frühdruckforschung weniger Vertrauten die maßlosen Ankündigungen und Waschzettel des Verlags gewirkt haben, veranlaßt mich doch, auch meinerseits zu der Frage das Wort zu ergreifen, ohne mich allerdings hier auf die vielen an sich recht interessanten Einzelheiten einzulassen.

Consentius geht von dem Satze des Verfassers des „Typenrepertoriums der Wiegendrucke", Konrad Haebler, aus: „Die neuere Inkunabelforschung hat das Typenrepertorium als Grundlage für die Ursprungsbestimmung der Wiegendrucke ziemlich anerkannt." Das hat vor allem die Inkunabelkommission getan, indem sie nicht nur in dem von ihr herausgegebenen „Gesamtkatalog" die in jedem Drucke verwendeten Typen und alle anderen Zeichen mit den Nummern des Repertoriums bezeichnet, sondern auch undatirte Drucke auf Grund dieses Werkes einem bestimmten Drucker zuweist. Ich setze hier als bekannt voraus, wie das Typenrepertorium entstanden, wie es eingerichtet und zu benutzen ist.

Consentius macht nun gegen diese Wertschätzung zwei Einwände geltend, die in der Tat, wenn sie begründet wären, den Wert des Repertoriums als Grundlage der Inkunabelforschung stark herabmindern würden. Einmal hebt er hervor, daß schon in sehr früher Zeit nicht nur Typen, sondern auch Stempel und Matrizen aus einer Hand in die andere gewandert seien, sodann will er nachweisen, daß schon im 15. Jahrhundert Typen gewerbsmäßig hergestellt und von den Schriftgießereien an verschiedene Drucker verkauft worden seien. Wenn aber mehrere Drucker die nämliche Type besessen und benutzt hätten, wäre es natürlich nicht angängig, ein undatirtes Druckwerk, nur weil die darin verwendeten Typen mit denen eines bekannten Druckers übereinstimmten, dessen Werkstätte zuzuschreiben.

Mit dem ersten Einwand scheint mir Consentius nur offene Türen einzuschlagen, denn die Typenwanderung von einem Drucker zum anderen war ja jedem bekannt, der sich eingehender mit der Geschichte des Frühdrucks beschäftigt hat. Es wäre auch unbegreiflich gewesen, wenn Typen und noch mehr Stempel und Matrizen nicht wie andere Wertgegenstände behandelt worden wären und durch Verkauf, Miete, Leihe, Erbgang oder andere Veranlassungen den Besitzer und Benutzer gewechselt hätten. Die langen Auseinandersetzungen des Verfassers über diese allbekannte Tatsache waren also eigentlich vollkommen überflüssig. Eben so bekannt ist es aber den Inkunabelforschern, daß kaum eine dieser in andere Hände übergegangenen Typen von dem neuen Besitzer ganz unverändert weiter benutzt worden ist. Manchmal verrät auch lediglich eine veränderte Technik des Setzens und Druckens einen neuen Besitzer. Der Grund ist natürlich

nicht der von Consentius in etwas hämischer Weise Haebler untergeschobene, daß der neue Besitzer diese Abänderungen vorgenommen habe, um in seiner Type etwas Besonderes zu haben und sie von der seines Vorgängers zu unterscheiden. Derartige Erwägungen lagen einem Drucker des 15. Jahrhunderts wohl durchaus fern. Den Käufern eines Buches wäre es damals ebenso wie heute auch jedenfalls ganz gleichgültig gewesen, ob die Typen eines Druckers mit denen eines anderen übereinstimmten oder nicht. Die Veranlassung zu Abänderungen oder Zusätzen, die ja meistens nur ganz unbedeutender Art sind, wird vielmehr in den zahlreichsten Fällen nur rein zufälliger Natur gewesen sein, Fehlen einzelner Typen oder Zeichen, Unordnung im Setzkasten und dergleichen mehr. Soviel ist aber sicher, daß bei eingehender Untersuchung diese an sich geringfügigen Unterschiede vollkommen hinreichen, die Werkstätte zu ermitteln.

Gewichtiger scheint der zweite Einwand. Es finden sich schon im 15. Jahrhundert Bezeichnungen wie Buchstabenschneider, Geschriftschneider, Lettersnider, fondeur de lettres und ähnliche, die auf ein schon entwickeltes oder wenigstens im Entstehen begriffenes Schriftgießereigewerbe hinzuweisen scheinen. Dazu kommt, daß gegen Ende des Jahrhunderts gewisse Typenarten ganz oder fast ganz übereinstimmend bei verschiedenen Druckern gebraucht worden sind. Der Schluß, den Consentius aus diesen bekannten Tatsachen zieht, daß diese Werkstätten von gewerbsmäßigen Schriftgießereien mit ihrem Schriftzeug beliefert worden seien, ist aber nicht zwingend. Zu Ende des 15. Jahrhunderts macht sich in den größeren Druckereien schon eine ziemlich weitgehende Arbeitsteilung bemerkbar. Der Setzer besorgt den Satz, der Drucker den Druck, andere Arbeiter stellen die Druckfarbe her. So sind auch besondere Stempelschneider und Schriftgießer in einzelnen Druckwerkstätten nachgewiesen, und zu ihnen gehören wohl auch Nicolaus Wolf fondeur de lettres in Lyon 1493, Hendrik Lettersnider in Antwerpen 1496 und Jean Fyroben fondeur de lettres in Lyon 1498, die von den Verteidigern gewerbsmäßiger Schriftgießereien im 15. Jahrhundert immer wieder ins Treffen geführt werden. Aber es ist keinem, auch nicht Consentius, obgleich er mit Bienenfleiß alle, auch die kleinsten für seine Ansicht sprechenden Nachrichten zusammengetragen hat, gelungen, auch nur einen unwiderleglichen urkundlichen Beweis für das Bestehen eines besonderen Schriftgießereigewerbes, das nur diese Tätigkeit ausübte, beizubringen. Auch jene drei Männer sind uns nur als Drucker bekannt. Und wenn sie wirklich, was ja an sich möglich wäre, die von ihnen für ihre eignen Druckereien gegossenen Typen gewerbsmäßig auch an andere Drucker verkauft haben, so beweist das für die ältere Zeit des Buchdrucks vor den neunziger Jahren noch gar nichts. Bei einem früheren Bestehen von Schriftgießereien wäre es doch auffallend, daß gerade die kleineren Druckereien sich am meisten in ihren Typen unterscheiden und oft die seltsamsten Formen aufweisen. Wenn ihre Besitzer fertige Typen in Schriftgießereien hätten kaufen können, hätten sie vermutlich in erster Linie von dieser Erleichterung und Verbilligung ihres Betriebes Gebrauch gemacht. Ich kann daher auch dem zweiten Einwand keine durchschlagende Wichtigkeit beimessen und muß nach wie vor in dem Typenrepertorium die brauchbarste Grundlage für die Bestimmung undatirter Drucke erblicken. Daß aber die Typen

allein in manchen Fällen zur Feftftellung des Druckers nicht hinreichen, weiß jeder Inkunabelforfcher und natürlich vor allem auch die Kommiffion für den Gefamtkatalog der Wiegendrucke, die keineswegs fo fchematifch einfach arbeitet, wie man nach den Ausführungen von Confentius vermuten könnte. Was im Einzelnen neben den Typen herangezogen werden muß, kann nur von Fall zu Fall entfchieden werden. Ich darf vielleicht hier darauf hinweifen, daß, als ich in meinem Auffatz „Technifche Beiträge zur Inkunabelkunde“ im „Gutenberg-Jahrbuch“ 1927 S. 16 einen feither dem R-Drucker, alfo Adolf Rufch in Straßburg zugefchriebenen Druck dem Michael Greyff in Reutlingen zuweifen wollte, ich mit Satzftützen, Wafferzeichen, Einband und fogar mit eingeklebter Makulatur gearbeitet habe.

So umftürzend für die feitherige Inkunabelforschung, wie man nach der Meinung des Verfaffers und den Ankündigungen des Verlegers vermuten müßte, wird alfo das Buch von Confentius nicht wirken. Es hat aber trotzdem fein Verdienft, indem es einmal überfichtlich alle die Tatfachen zufammengeftellt hat, die zur Vorficht bei der Zuweifung undatirter Drucke an beftimmte Drucker mahnen. Adolf Schmidt.

Bücherbefprechungen.

Van Hoesen, Henry Bartlett, and Frank Keller Walter. **Bibliography, practical, enumerative, historical. An introductory manual.** Jll. New York: Scribner 1928. XIII. 519 S. 8⁰.

„Bibliographie ift die Wiffenfchaft von der Befchreibung und Zufammenftellung gedruckter fchriftftellerifcher Erzeugniffe“ fagt der Große Brockhaus; „— diejenige Wiffenfchaft, die fich mit der Befchreibung und Beurteilung der literarifchen Erzeugniffe der verfchiedenen Völker und Zeiten beschäftigt, foweit fie durch den Druck vervielfältigt find“ belehrt der neue Meyer (Martens). Und wo man in deutfchen Werken fonft noch fich Rats erholt, man wird ftets ähnlich enge Definitionen des Begriffes Bibliographie finden, der doch gewiß durch seinen Namen und den Gebrauch davon abgeleiteter Wörter Anlaß genug gäbe, die vielfeitige Verwendung des Wortes in anderem als dem angegebenem Sinne zu erwähnen. Vollends das englische Wort Bibliography? Jede Art von Kenntnis des Umgangs mit Büchern fällt unter diefen Begriff und eine Einführung in diefes gewaltige Stoffgebiet ift eine riefige Aufgabe, die nicht ohne weiteres auf 500 Seiten fich löfen läßt. Die Schrift der Babylonier und das Bibliographical Decameron, Textkritik und Brüffeler Inftitut — all folches foll unter einen Hut, der im Englischen mit Bibliographie deutlicher bezeichnet ift als bei uns etwa mit „Schrift- und Buchwefen“. Verzeichnende Bibliographie (enumerative) nennt der Engländer das, was bei uns heute als Bibliographie fchlechthin gilt. Kommt man von diefer Erwartung her, fo enthüllt das neue Buch fortfchreitend beim Auffchlagen neue Inhalte. Auf dem Einband nur „Bibliography, enumerative and historical („Buchkunde“)“ verfprechend, nennt es im Titel auch noch practical B. (Methode der wiffenfchaftlichen Arbeit) und enthält in Wahrheit auch noch eine ganze Bibliothekslehre. Diefe vier Abteilungen Bibliographie, zu den ca. 25 Millionen Büchern der Weltliteratur in Beziehung gefetzt, wollen lehren: 1. Wie find diefe Bücher geworden? (Hiftor.) 2. Wo befinden fie fich und wie find fie zu erreichen? (Bibliothecal) 3. Wovon handeln fie und welche find zu benutzen? (Enumer.) 4. Wie ift mit ihnen für ein neues zu arbeiten? (Pract.)

Daß die Verfaffer, beide Bibliothekare amerikanifcher Univerfitäten und bekannt durch bibliothekswissenschaftliche, paläographische und ähnliche Arbeiten, auf diefem Riefengebiet befchlagen find, erweifen fie mit ihrer Darftellung in der vorliegenden „Bibliographie“ aufs neue. Die Zufammenfaffung eines fo großen Gebietes in einem Werk, die überblickende, oft nur auswählende Behandlung des einzelnen Gegenftandes, find Punkte, über die man würde rechten müffen, wenn nicht den Verfaffern daran läge, nicht nur angehende Bibliothekare, fondern alle wiffenfchaftlich Arbeitenden in das Gefamtgebiet

des Wissens vom Buch einzuführen. Diesem Zweck dienten auch die Vorlesungen an der Princeton-University, aus denen das Buch hervorgegangen ist. In Deutschland fehlen solche Vorlesungen, fehlt auch eine solche Darstellung, die man vergleichen könnte. Für das Gebiet der reinen Bibliographie, das auch hier den Hauptteil einnimmt, ist Schneider natürlich Vorbild (aber unerreicht) und wichtigste Stoffgrundlage gewesen (man lasse sich nicht verleiten des ähnlichen Titels wegen etwa Mc Kerrows Introduction to Bibliography, die fast nur das technische Entstehen des Buches behandelt, zu vergleichen); leider fehlt dem neuen Buch eine so scharfsinnige geistige Durchdringung des gesamten Gebietes, eine so logische Anordnung und Aufzählung der einzelnen Teile. Nicht jeder Benützer wird deshalb die Fülle des Inhaltes ganz ausschöpfen können, weil vieles an mehreren, unerwarteten Stellen steht und mit dem Register nicht gut zu arbeiten ist; Mühlbrechts Bücherliebhaberei, Arnolds Bücherkunde sind an unpassender Stelle behandelt. Ganz unverständlich in der allgemeinen Anordnung des Stoffes ist mir die Stellung des Kapitels „Library Science“ mitten zwischen Fachbibliographie und „General Reference books“, nicht wegen der von anderer Seite betonten Unmöglichkeit der Trennung von Bibliotheksverwaltung und Bibliotheksgeschichte, sondern wegen des Einschnittes in der Behandlung der reinen Bibliographie, die dadurch in zwei Hälften getrennt ist. Das für jede Einzelfrage beigebrachte Material hilft aber über solche äußerlichen Schwächen leicht hinweg. Haben sich doch die Verfasser nicht begnügt gedruckte Quellen zu benutzen, sondern sich großenteils auch auf „wandelnde Bibliographien“ gestützt, denen sie es verdanken, daß sie eine Reihe kommender Erscheinungen schon ankündigen können, so von Lowe einen Index der Handschriftenfaksimilepublikationen. Sie wissen auch den bibliographischen Wert guter Antiquariatskataloge zu schätzen und weisen an vielen Stellen darauf hin, schöpfen sogar oft ihr eigenes Wissen daraus (so vermute ich die Angabe über die Zahl der Drucke der Imitatio Christi entstanden), sind freilich in der Titelverzeichnung solcher Kataloge wenig kritisch.

Wenn Bibliographie das Wissen, das zu allem Wissen führt, bedeutet, so steht mit Recht die praktische Bibliographie am Anfang; die Anweisungen zur Methodik wissenschaftlicher Arbeit sind so vielseitig, daß die Fragen der Frakturschrift, der römischen Zahlen, der Verzettelung, der Indexherstellung nicht übersehen sind. Ich wünschte, jeder deutsche Student bekäme im ersten Semester diese 35 Seiten zu lesen; wie viel wird hier aus Unkenntnis gesündigt? — Die verzeichnende Bibliographie geht von der Fachbibliographie aus. Stets steht die Literatur in englischer Sprache im Vordergrund; diese Ungleichmäßigkeit liegt im Plan des Buches; weniger verständlich ist die ungleiche Behandlung der einzelnen Fachgebiete, von denen die Medizin ganz auffallend schlecht wegkommt. Einige ganz wichtige Dinge der deutschen Literatur hätten nicht fehlen dürfen; ich vermißte Grotefend (während der viel weniger der Praxis dienende Ginzel behandelt wird), ferner die Behandlung Abers (Handbuch der Musiklit.) im Textteil, sowie die großen neuen Musiklexika; Timmling hätte bei Kunst erwähnt werden dürfen. — An die Behandlung der allgemeinen Nachschlagewerke (Lesesaalbibliotheken) schließt sich an die Darstellung von Sonderbibliographien, Nationalbibliographien, universaler Bibliographie bis zur Bibliographie in dritter Potenz.

Der bibliothekskundliche Abschnitt ist vor allem wieder auf den Bibliotheksbenutzer zugeschnitten, führt ihn aber zugleich in die Probleme ein, welche den scheinbar so einfachen inneren Dienst der Bibliotheken so erschweren. Mit Sachlichkeit ist vor allem auch das Aufstellungsproblem behandelt, ruhig das System der Congress Library gegen Dewey abgewogen; man ersieht auch aus dieser amerikanischen Darstellung, daß Deweys Herrschaft nicht allumfassend ist. — Reich mit Schriftproben illustriert ist der Abschnitt über die Schrift, der den historischen Teil einleitet; hier liegt der Nachdruck auf der ältesten Geschichte; die jüngeren Schriftarten sind wie gewöhnlich ganz kurz behandelt. Für den Übergang von der Schrift zum Druck sind gute Proben gegeben. Die Druckgeschichte umfaßt ein eigenes Kapitel, dem sich ein weiteres über Buchausstattung und -Handel anschließt. Hier ist auch ein Überblick über die Einbandgeschichte gegeben, in welchem der Lederschnittband ganz fehlt und die Behauptung, England sei vom 12.—16. Jahrhundert im Einband führend gewesen, sicher nicht richtig ist. — Den Abschluß des historischen Teils bildet die Geschichte der Bibliotheken, ein Kapitel voll phantastischer Zahlen, deren manche eine Nachprüfung verlangen würden, voll interessanter Einzelheiten auf engem Raum.

Auch der nur als Appendix bezeichnete bibliographische Teil (S. 425—501) leidet unter der falschen Einteilung, die hier noch besonders auffällt, weil an den Titeln das ausgesprochen Gleichartige sich viel leichter erkennen läßt als in der Darstellung; und weil

eine so eng an die Einteilung der Darstellung sich anschließende Bibliographie wenigstens systematisch in den Grundzügen sein müßte. Nun drängt sich aber wieder mitten in die rein bibliographischen Werke ein Abschnitt über Bibliothekswissenschaft, der mit dem ans Ende gestellten bibliotheksgeschichtlichen aufs engste zusammengehörte. Eine weitere Unterteilung als in der Darstellung ist kaum erfolgt; nur bei den Bibliographien einzelner Gebiete ist rückschauende und laufende Bibliographie getrennt; im übrigen herrscht die alphabetische Folge. Es gehen deshalb auch reine Bibliographien mit beschreibenden und verkappten, ja mit Darstellungen über die betr. Gegenstände durcheinander. Am Anfang der Abschnitte stehen Verweisungen; sie heben die falschen und vor allem die inkonsequenten Einordnungen nicht auf. Diesch würde man keinesfalls an der Stelle suchen, an die er hier geraten ist (Nr. 1142). Die Bibliographie (im engsten Sinn) umfaßt 1643 Nrn.; da viele Zwischennummern gegeben sind, kann man 2000 Titel schätzen. Das ist nicht viel, aber für den Zweck des Buches genügend. Nur müßte dann die Auswahl zuverlässiger sein. Es geht nicht an, Stemplingers Schriftchen über Buchhandel im Altertum zu erwähnen, wenn das Archiv für die Geschichte des deutschen Buchhandels fehlt, Zur Westens Buch über Exlibris zu nennen, und Warnecke nicht, Briquets Neudruck anzuführen und Hains nicht, einen Einbandkatalog von Quaritch zu verzeichnen, während Maggs, Baer, Sonntag fehlen. Wenn Hählers Geschichte des spanischen Frühdrucks genannt ist, dürfen seine deutschen Buchdrucker im Auslande, darf vor allem Vouilléme nicht fehlen. Dabei ist wohlbedacht, daß die deutsche Literatur in einem englischen einführenden Werk nicht in gleichem Maße wie die englische zu berücksichtigen ist. Aber es erscheinen auch unter den englischen und den schlechthin internationalen Titeln Lücken; bei Geschichte der Schrift ist ein Hinweis auf Lowe, Beneventan script (zumal ein Aufsatz von ihm erwähnt ist) unentbehrlich; von Thompson dürfte nicht allein die Introduction gebracht werden; Paleograph. Society und Monumenta palaeograph. sind hier ebenso wesentlich wie die beim Buchdruck erwähnten Monum. typographica. Zum 2. Kapitel hätte man Witkowskis und Stählins editionstechnische Schriften gern gesehen. In der Anführung der Vornamen ist die Bibliographie sehr genau und aufschlußreich; G. D. Hobson erscheint hier mit vollem, Paul Lehmann mit drei Vornamen nach Förstermannschen System (dieser freilich nicht an allen Stellen); andererseits ist Max Joseph Husung nur M. genannt und gar Adolf Schmidt: A. Karl Jakob Lüthi erscheint in der Namensform Lüthi-Tschanz. An kleinen Versehen habe ich bemerkt: Gunkeld (Nr. 740); Mühlbrecht, Buchliebhaberei (1008); die beiden Kürschner als jährlich erscheinend. Von Eberts „Bildung des Bibliothekars" ist nur die englische Ausgabe erwähnt (1001). Schreiber.

Der große Brockhaus, Bd. 2, Artikel Bibel, Bibliographie, Bibliotheken und zugehöriges. S. 681–697.

Es lohnt sich, auf diese buch- und bibliothekskundlichen, gut gearbeiteten Artikel einen Blick zu werfen; sie enthalten für einige Teilgebiete der Wissenschaft vom Buch gut orientierende Einführungen, die Grundlagen einer Ausbildung auf diesen Gebieten. Der am Buchwesen Interessierte darf an dem Artikel „Bibel" nicht vorübergehen; über Entstehung, Handschriften, Drucke und Übersetzungen ist das Wichtigste gesagt. Unbedenklich hätte die — doch nicht sichere — Zahlenangabe der erhaltenen griechischen Handschriften des neuen Testaments wegbleiben dürfen; dagegen hätte für den Codex Aleph ein Hinweis gegeben werden können, daß seine eine Hälfte in Leipzig liegt; man wird aber den Artikel „Septuaginta" noch abwarten müssen. Bei den Übersetzungen wäre eine Erwähnung der Bezeichnung „Itala" erwünscht gewesen, wie auch die Anführung von Sabbatiers klassischem Werk in der Literatur. Die „Biblia pauperum" ist nicht nur Unterrichtswerk. — „Bibliographie" ist nur in dem engen deutschen Sinn gefaßt und sogar auf Drucke beschränkt; wenn noch ein Gesichtspunkt fehlte, so ist es der der Trennung in abgeschlossene und laufende Bibliographie, wonach besonders die Aufzählungen von Fachbibliographien hätten eingeteilt werden können (deren Auswahl natürlich subjektiv werden mußte). Daß die Bibliographie de la France hätte erwähnt werden müssen, ist so sicher wie man die Bibliographie der Schulschriften nicht beim Land, sondern bei „verschiedene" (wobei die bibliographia erotica besonders liebevoll behandelt ist) erwartet hätte. Den fachmännischen Bearbeiter verraten vor allem die Artikel „Bibliothek" und „Bibliothekslehre"; ist bei letzterer doch schon der neue Dresdener Aufstellungsmodus erwähnt. Hier ist auch ein Plan der deutschen Bücherei beigegeben. Die statistische Übersicht der hauptsächlichsten Bibliotheken der Welt arbeitet zum Teil mit sehr groben Zahlen; es ist gefährlich, wenn ohne Kommentar die größten Handschriftensammlungen in folgender Reihen-



folge aufgezählt werden: Leningrad 231 746; Paris 122 000; London 68 400; Rom 53 182; München 50 000 ... Unklar ist die Scheidung zwischen „Bibliothekar" und „Bibliotheksbeamter", ungenügend informiert der Artikel „Bibliotheksschulen". Wir hätten gewünscht, daß solche Ungleichmäßigkeiten innerhalb eng verwandter Artikel sich hätten ausgleichen lassen. Bewundern müssen wir aber, wie der Alleswisser auch in seiner neuen Auflage dem Wissensdurstigen in jeder Frage eine auf dem neuesten Forschungsstand beruhende Antwort gibt. Schreiber.

Haebler, Konrad: **Rollen- und Plattenstempel des 16. Jahrhunderts.** Unter Mitwirkung von Ilse Schunke. Bd. 2. Leipzig: Harrassowitz 1929. (480 Seiten, 8 Tafeln) (•Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten, H. 42; Ser. 2, H. 25.)

Mit diesem zweiten Band ist das Häblersche Corpus der deutschen Renaissancebände abgeschlossen und erst richtig benutzbar. Wie im ersten Band bewundert man auch hier die fruchtbare Sammeltätigkeit des Verfassers; dadurch, daß er sein Material so rasch mitteilt, erhält die Einbandforschung eines ihrer ersehntesten Hilfsmittel; endlich ist es möglich, ohne lange Reisen und ohne eigenes Sammeln Vergleichsmaterial heranzuziehen. Freilich ist ein gewisses Studium beider Bände nötig, ehe man sie mit Nutzen zu Rate ziehen kann. Kostet es schon einige Mühe, sich in dem nach dem zweiten Initial geordersten Band zurechtzufinden, so machen die vielen Abteilungen des zweiten Bandes, über die keine Übersicht, nur eine Aufzählung im Vorwort orientiert, selbst dem Geübten Schwierigkeiten und die Zitierweise ist (ohne daß damit wesentlich an Raum gespart wäre) ein Mysterium, das nur der Auserwählte voll verstehen kann. Ist es z. B. gerechtfertigt, daß der Benutzer eines Werkes, das durch seine ganze Anordnung zum Nachschlagewerk bestimmt ist, von sich aus (ohne irgend einen Hinweis) darauf achtet, ob ein Punkt in halber Höhe oder auf der Zeile steht, und sich darüber klar wird, ob es etwas und was es zu bedeuten hat? Darf man einen Unterschied zwischen eingeklammerten und offenen Jahreszahlen als Verweisungen machen, wenn an den Seitenköpfen der dadurch angedeuteten ganz heterogenen Verweisstellen dieser Unterschied nicht gemacht ist? Wie vieles Suchen hätte sich durch eine weniger ausgeklügelte Zitierweise vermeiden lassen! Hat doch im übrigen der Verfasser deutlichst gezeigt, daß er für alle Fragen, mit denen man an sein Buch würde herankommen können, Verständnis hatte; bei jedem der durch die Überlieferung des Materials bedingten verschiedenartigen Ordnungsgesichtspunkte sind die Hinweise auf anderwärts eingeordnete Quellen gleicher Gattung eingestreut. Denn die Anordnung ist nicht so, daß jeder Stempel, jede Rolle einzeln in ihrer gesonderten Erscheinungsform behandelt und eingeordnet wäre, sondern es ist schon so viel kritische Arbeit geleistet, daß Zusammenfassung des Materials eines Buchbinders, Trennung verschiedener Träger gleicher Initialen vorgenommen ist, wo es das Vorkommen auf einem oder mehreren gleichartigen Einbänden möglich machte, beziehungsweise die Verschiedenartigkeit die Trennung forderte. Es ist also eine absteigende Reihenfolge, wenn nach den Initialen des ersten Bandes im zweiten Band folgende Gruppen behandelt werden: [nur] datierte Stempel; Stempel mit Marken; lokalisierte Stempel (nach Fürsten, Städten und Einzelbesitzern); datierte Einbände; unbezeichnete Stempel nach Fundorten (wovon ein Teil schon bei lokal. Stempeln behandelt ist); ohne Quelle. Dieser Vielseitigkeit formaler Gruppen kann man natürlich nur mit Hilfe eines Index Herr werden, und so ist der ikonographische Index der wichtigste Bestandteil des zweiten Bandes, wenn er auch nicht alle angeführten Stempel erfaßt. Über den Rahmen des Buches hinaus führt der Buchbinder-Index, der auch die Namen nur literarisch bekannter Buchbinder des 16. Jahrh. enthält, für diese Zeit also ein nahezu vollständiges Quellenlexikon der Buchbinder darstellt. Außerdem hat der 2. Band Gelegenheit gegeben, eine stattliche Zahl Nachträge zum ersten zu veröffentlichen, die dem Verfasser hauptsächlich von Ilse Schunke, Herm. Herbst, Er. v. Rath und A. Ehrmann zur Verfügung gestellt worden sind.

Im einzelnen wäre vielerlei zu berichtigen (auch typographisch); wie weit er von Vollständigkeit entfernt ist, wußte der Verfasser selbst; wir sind mit ihm der Meinung, daß mit einer Veröffentlichung in dieser Form mehr gedient ist als mit der Deponierung des handschriftlichen bezw. Abreibungs-Materials an einer Bibliothek. Überflüssig wird damit auch das Deponieren der Originalaufzeichnungen nicht, denn — und das ist der unangenehmste Mangel an beiden Bänden — mit den 8 Tafeln Proben von Stempeln ist dem exakten Forscher wenig geholfen; mit den Beschreibungen allein ist es fast unmöglich, einen Stempel mit aller Sicherheit zu identifizieren. Man muß irgendwie die Möglichkeit haben, bildlich zu vergleichen. Dem dienen meist die Angaben der einschlägigen Bände.



Aber nicht immer sind Quellen angegeben, nicht stets genau, selten alle, die Häbler kennt. Die Abreibungen Häblers sind deshalb ein Schatz, den man mit denen Schwenkes vergleichen kann. Und so sind diese beiden Bände noch nicht das letzte, was Häbler in dieser Frage der Einbandforschung zu geben hat. Schreiber.

The Library Association Hand Book for 1928. With lists of Council, Officiers, Fellows and Members, also the Standing Committees. London: Libr. Assoc. 56 S.

Syllabus of information on facilities for Training in Librarianship and the Professional Examination. 1928 and following years London: Libr. Assoc. 27 S.

Für die fachgemäße und genügende Vorbildung des bibliothekarischen Nachwuchses sorgt in England nicht der Staat durch Vorschriften und Prüfungen, sondern die Berufsvereinigung durch Ausbildung und Diplomierung. Wie alt diese Vereinigung, die Library Association, besonders im Vergleich zu dem entsprechenden deutschen Verein — während doch Deutschland als Land der Bibliotheken gerühmt wird — schon ist, weiß man aus der vor zwei Jahren begangenen Halbjahrhundertfeier; J. Winter Jones, damaliger erster Bibliothekar am Britischen Museum hat sie ins Leben gerufen; 1898 wurde sie durch königlichen Erlaß als verantwortliche Berufsvertretung anerkannt. Die Ziele der Vereinigung erstrecken sich auf alle Gebiete des Bibliothekswesens gleichmäßig, mit besonderem Nachdruck auf die Erleichterung der Bibliotheksbenützung, die Bibliographie eingerechnet. Durch ihre publizistische Tätigkeit dient die Gesellschaft in vorbildlicher Weise diesen Zielen. Der von ihr herausgegebene Subject Index to Periodicals sagt genug. Seit 1899 erscheint als offizielles Organ mit den Verhandlungsberichten die Zeitschrift Library Association Reard. Im laufenden Jahr gibt die Gesellschaft erstmalig einen jährlichen Fachliteraturbericht (über 1928) unter dem Titel The Year's Work in Librarianship, besorgt von Arundell Esdaile, dem Schriftleiter der Zeitschrift, heraus, eine Bibliographie des Bibliothekswesens in sachlicher Anordnung, deren einzelne Abschnitte von bekannten Fachleuten bearbeitet sind. Auch durch die Festsetzung der Richtlinien für Einbandstoffe ist die Gesellschaft bekanntgeworden. Mehrere ständige Ausschüsse leisten die Spezialarbeiten, darunter einer für Veröffentlichungen (unter W. R. B. Prideaux), einer für Ausbildung (unter J. Hutt), einer für Katalogregeln (unter H. Guppy) usw. Die Liste der Mitglieder aller Art (auch Institute), die Satzungen, eine Liste der bisherigen Versammlungen und manches andere enthält in dankenswerter Zusammenstellung das Hand-Book. Die hohen Mitgliedsgelder werden zur Unterstützung schwacher Bibliotheken verwendet. Auch in der Bibliothekspolitik ist die Vereinigung eine Macht. Besonders aber kommt diese unumstrittene Stellung zum Ausdruck in der Ausbildung, Prüfung und Diplomierung des Nachwuchses; Kurse und Prüfungen werden in London, Liverpool, Manchester, Birmingham und anderswo gehalten. Zirka 900 Kandidaten sind schon geprüft worden. Das von der Gesellschaft ausgestellte Diplom ist weithin angesehen als Befähigungsnachweis. Die Prüfungen finden zweimal im Jahr statt.

Über alle Fragen der Ausbildung gibt der Syllabus in ausführlicherer Weise Auskunft als es irgend eine Prüfungsbestimmung in Deutschland tut. Diese Kurse bestehen schon seit 1893; erst 1919 wurde die Bibliothekarschule an der Universität London eröffnet; auch sie steht noch unter der Aufsicht der Library Association. Die Kurse umfassen 6 Sektionen (Prüfung in 4 davon ist nötig für die Mitgliedschaft; nur mit Prüfung in allen 6 Fächern kann man fellow werden):

1. Literärgeschichte
2. Bibliographie (auch Buchkunde) Buchauswahl, Paläographie, Archivkunde
3. Klassifikation
4. Katalogisieren
5. Bibliotheksverwaltung
6. Bibliothekstechnik.

Zu der Prüfung aus diesen 6 Fächern kommt noch eine schriftliche Arbeit. Die Vorbildung, die nachgewiesen werden muß (Alter nicht unter 17 Jahre) entspricht etwa dem Beginn des Universitätsstudiums; auch gleichwertige ausländische Zeugnisse werden anerkannt. Um das Diplom nach dem Studium der 6 Sektionen zu erhalten, muß in allen Sektionen die Prüfung bestanden sein, eine wissenschaftliche These verfochten werden, dreijährige Praxis und die Fähigkeit, lateinische oder griechische und französische, deutsche, italienische oder spanische Texte zu lesen nachgewiesen sein. Mit dem Diplom der Londoner Bibliothekenschule genügt der Nachweis dreijähriger Praxis. Auch nach dem Diplom können noch Fortbildungskurse genommen werden. — Die Ausbildung geschieht brieflich,



in Sommerkurſen, an der Univerſität London und in Mancheſter. Das Londoner Inſtitut hat auch die Bibliothek der Geſellſchaft bei ſich.

Neben dieſen Allgemeinangaben enthält der Syllabus noch Erläuterungen der einzelnen Ausbildungsfächer mit wertvollen Literaturangaben, die freilich für die nichtengliſche Literatur ſehr ſpärlich und ziemlich wahllos ſind. Es würde ſich lohnen, dieſe Liſte für den deutſchen Bibliotheksſchüler zu ergänzen. Gerade bei der allgemeinen Literatur dürften neben den großen und kleineren engliſchen Zeitſchriften die großen deutſchen und franzöſiſchen nicht fehlen; freilich hat auch kein Land einen ſolch zuſammenfaſſenden Index wie die angelſächſiſchen Länder in Cannons, Bibliography of library economy. Im 2. Abſchnitt, der die geſamte Buchkunde umfaßt, kommt die Paläographie ſehr kurz weg; nur Thompſon iſt erwähnt, neben mehreren Werken zur Stenographie. Im Abſchnit Klaſſifikation wird Dewey nur als ein Syſtem neben anderen behandelt. Bucheinband erſcheint in der 2. und der 6. Sektion und kehrt auch bei den Fortbildungskurſen wieder. Dieſe erſtrecken ſich auf hiſtoriſche Bibliographie (d. i. Buchgeſchichte), Geſchichte der Bibliotheken (Edwards fehlt in der Literatur), Techniſche und Handelsbibliotheken, Wiſſenſchaftsgeſchichte, Entwicklung des Bibliothekswefens. Graeſel ausgenommen fehlen in der Bibliographie (die nach Text books und Reference books getrennt ist) deutſche Namen ganz. Bei einem ſo bis in alle Einzelheiten durchdachten Ausbildungsſyſtem nimmt ſolche Beſchränkung etwas wunder, denn es handelt ſich doch um den wiſſenschaftlichen Bibliothekar!

Schreiber.

Kautzſch, Rudolf: **Wandlungen in der Schrift und in der Kunſt.** Rede, geh. bei d. Jubelfeier d. Ver. Dt. Schriftgießereien am 1. 12. 1928. Mainz, Gutenberg-Geſ. 1929. 41 S. 10 Taf. (= Kleine Drucke der Gutenberg-Geſellſchaft 10.).

Die Entwicklung der Schrift mit der Geſchichte der großen Kunſt in Beziehung zu ſetzen, iſt ein fruchtbarer, bisher noch nicht ausgeſchöpfter Gedanke. Kautzſch deutet die großen Wandlungen in der Karol. Zeit, in der Renaiſſance und im Klaſſizismus als eine Art grundſätzlicher Umkehr, die ſich in beiden Gebieten gleichzeitig zeigt. Und das Weſen dieſer Wandlungen kennzeichnet er als die Ablöſung einer dynamiſch wirkenden Kunſt durch eine Kunſt des ſchönen Seins. Das Verhältnis von weltbetonter und ichbetonter Kunſt beſtimmt die jeweilige künſtleriſche Haltung. Ob die Gegenwart eine grundſätzliche Wandlung bringt, iſt nicht weſentlich; die ſachlichſten Überlegungen für die Geſtaltung der Schrift können nur durch die Phantaſie die ſtets geforderte ſchöne Form erhalten. — Der gedankenreiche Vortrag iſt durch vorzügliche Abbildungen und Lichtdrucktafeln noch bereichert; für die Ausſtattung haben die beteiligten Stifter-Firmen das Beſte geleiſtet.

Schreiber.

Dieſch, Carl: **Katalogprobleme und Dezimalklaſſifikation.** Eine bibliothekswiſſenſchaftliche Unterſuchung und Abwehr. Leipzig: Harraſſowitz 1929. 66 S.

Bei der ſkrupelloſen Art, mit der vor der breiten Maſſe für die Dezimalklaſſifikation Propaganda gemacht wird (man leſe als Muſterbeiſpiel Schürmeyer im Berliner Tageblatt vom 23. 7. 29) können nicht eindringlich genug die Mängel und Gefahren des verführeriſchen Gedankens gegen ſeine Vorzüge abgewogen werden. Das geſchieht in der Praxis in ſtiller Überlegung oft genug; aber nur zu leicht läßt die ſtillſchweigende Ablehnung den Verdacht aufkommen, als gäbe es keine Gründe, die ſich mit Allgemeingültigkeit gegen die DK ins Feld führen ließen. Der beredte Anwalt aller ſolcherart Verdächtigten iſt Dieſch. Man weiß, daß er ſich ſchon vorbeugend ſchriftlich ausgeſprochen hatte, als die Frage der DK auf das Programm des deutſchen Bibliothekartages geſetzt wurde (in Göttingen, der Heimat des modernen Realkataloges), daß er unter mächtigem Beifall mit temperamentvollem Wort der Anſicht der großen Mehrheit der deutſchen Bibliothekare Ausdruck gab, die DK ſei für die überwältigende Mehrzahl der deutſchen Bibliotheken unannehmbar. Nun hat er noch einmal zur Feder gegriffen, um mit ebenſo unverblümten, oft genug ſcharfen, aber bei aller Unmittelbarkeit nie unüberlegten Worten auf einer viel breiteren Baſis als es ihm in den Göttinger Tagen möglich war, die Schwächen der DK aufzudecken. Aber Dieſchs Schrift iſt mehr als eine Kritik des Syſtems; denn es iſt wahrlich nicht leicht hierüber noch etwas zu ſagen, das nicht in nuce in Georg Schneiders Sätzen enhalten wäre. Sie iſt vielmehr eine offene Kampfanſage an die Taktik der „Dezimaliſten". Die ſyſtematiſchen Kataloge der Deutſchen Bibliotheken ſind zu wertvoll, um durch geſchickte Machenſchaften einer mechaniſierenden Minderheit über den Haufen geworfen zu werden. Und da dieſer Minderheit Gründe wenig bedeuten, iſt der einzig mögliche Weg ihr beizukommen, wenn man ſich gegen ihre Arbeitsweiſe richtet. Es iſt

eine bewußte Irreführung der Öffentlichkeit, wie Hanauer in der Minerva-Zeitschrift die heute geltenden Anschauungen charakterisiert. Man kann solche Taktik, die „Taktik von frommen Sekten", nicht scharf genug brandmarken; es ist höchste Zeit, daß der Kampf, wenn schon einmal die beiden Ansichten unversöhnlich gegeneinander stehen, wieder auf ein ehrliches wissenschaftliches Niveau gehoben wird, wo sachliche Gründe gegeneinander abgewogen werden können. Und es ist wirklich an der Zeit zu warnen, daß nicht eines Tages den Bibliotheken die DK aufgezwungen wird, noch ehe sachlich über deren Wert entschieden ist. Hier wendet sich Diesch offen gegen die Arbeitsweise des vom Verein Deutscher Bibliothekare gebildeten Fachnormenausschusses für Bibliothekswesen in seiner vierten Abteilung, welche die Anwendungsmöglichkeiten der DK untersuchen sollte und sich statt „Ausschuß zur Prüfung der Frage der Einheitsklassifikation" (was nicht gleich DK heißen muß!) nur noch „Arbeitsausschuß für die Dezimalklassifikation" nennt. Daß trotz solcher Machenschaften die Gefahr einer allzuraschen allgemeingültigen Entscheidung zugunsten der DK so groß wäre, wie es Diesch S. 6 ausdrückt, kann ich bei den Schwierigkeiten, welche die Bibliotheken heute schon in viel einfacheren Fragen haben, kaum glauben.

Nicht nur durch eine sachliche Kritik der DK und ihrer einzelnen Teile und Anwendungsmöglichkeiten wächst das Heft über eine reine Streitschrift hinaus, sondern auch durch die Verbindung der Untersuchung mit den allgemeinen Katalogproblemen der deutschen Bibliotheken. Wenn Diesch gegen eine Überschätzung des Wertes der systematischen Kataloge überhaupt das Wort ergreift und auf der andern Seite betont, daß der system. Katalog das Kontrollorgan der Bibliothek (notabene jeder Bibliothek mit ihrem besonderen Charakter!) ist, so ist damit Wesentlicheres zur Vorbereitung des endgültigen Urteils gesagt, als durch die ebenso scharfsinnige wie überzeugende Kritik sich überschneidender Unterabteilungen. Man werfe ihm nicht vor, daß er für diese Einzelkritik nicht zuständig sei, sei es, weil er in den angezogenen Gebieten nicht Fachmann sei, sei es, weil er einseitig von seinem Fachgebiet aus urteile; es häufen sich die Stimmen gerade von technisch-organisatorischer Seite, die mit der DK unzufrieden sind; es ist geradezu amüsant zu beobachten, wenn Bibliothekare sagen: für technische Fächer mag sie ja gut sein — und wenn man dann in der Zeitschrift für Organisation liest: Für Bibliotheken mag sie ja gut sein, aber das Gebiet der Organisation ist völlig unzureichend behandelt. Und in derselben Zeitschrift: „Eine absolute Lösung der Systematik läßt sich weder für eine bestimmte Zeit, noch für eine Folge von Zeiten erreichen." Daß damit auch der systematischen Aufstellung das Urteil gesprochen ist, sei bei dieser Gelegenheit gesagt, da es vielleicht das einzige ist, was Diesch nicht genugsam betont. Schreiber.

Hoecker, Rudolf und Vorstius, Joris. **Internationale Bibliographie des Buch- und Bibliothekswesens, mit besonderer Berücksichtigung der Bibliographie.** Dritter Jahrgang 1928. In kritischer Auswahl zusammengestellt. Leipzig, Otto Harrassowitz. 1929. VIII und 203 S. 4°.

Wieder ist die Internationale Bibliographie des Buch- und Bibliothekswesens erschienen und wiederum können wir nur Worte des Dankes den Verfassern wie dem Verlag aussprechen. Die Herausgeber suchen ihre Bibliographie ständig zu verbessern und brauchbar zu machen, was besonders hervorgehoben sei. Die Nachprüfung des gegebenen Materials löst vollste Zufriedenheit aus. Möchte man auch da und dort diesen oder jenen Aufsatz oder Artikel genannt sehen, so kann man mit den Herausgebern deshalb nicht rechten. Die Gefahr, ins Uferlose zu kommen, liegt zu nahe. Auf einige Unebenheiten dürfen wir aber vielleicht aufmerksam machen. Den „Bilderschmuck der Frühdrucke" wird man kaum unter „einzelnen Druckern und Offizinen" suchen, sondern doch mehr unter Buchkunst; was über die Drucker selbst gesagt wird, ist nichts Neues, wichtig aber ist die Darstellung der Holzschnitte usw. Die deutsche Bibliothekarschule in Leipzig ist mit ihren Veröffentlichungen nicht genannt. Von den Museumsbibliotheken und was über sie gesagt worden ist, erfahren wir nichts. Die Gründung der Internationalen Gesellschaft für Schrift- und Buchkunde ist den Bearbeitern wohl entgangen. Die ausführliche Besprechung von Jensens Geschichte der Schrift durch Rudolf Stübe vermißt man nicht gern. Der Verfasser des Aufsatzes „Das Schriftmuseum F. Soenneken in Bonn" konnte, trotzdem er nur L., A. gezeichnet ist, als Legrün erkannt werden, da er in der Inhaltsübersicht genannt ist. Doch wozu solche kleine Ausstellungen! Der Wert der Arbeit bleibt. Unsere Leser seien vor allem auf die Abschnitte VIII (Schriftwesen und Handschriftenkunde) und IX (Buchgewerbe) aufmerksam gemacht sowie auf XIII (Bibliophilie).

Jahresbericht des Literarischen Zentralblattes über die wichtigsten wissenschaftlichen Neuerscheinungen des deutschen Sprachgebietes. 5. Jahrgang 1928. Mit Anhang: Wichtige wissenschaftliche Neuerscheinungen des Auslandes. Zugleich Register zu Jahrgang 79 der Zeitschrift. Herausgegeben von der Deutschen Bücherei. Schriftleitung: Bibliothekar Dr. Hans Praesent. Leipzig 1929. Verlag des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler.

Bei diesem neuen Band des Jahresberichtes sei zunächst für die Leser unseres „Archiv" darauf hingewiesen, daß die Gruppe „Allgemeines, Buch- und Schriftwesen" in zwei selbständige Gruppen mit verschiedenen Bearbeitern geteilt wurde, was zweifellos einen gewissen Vorteil hat. „Buch- und Schriftwesen", das uns besonders interessiert, ist von Dr. Julius Rodenberg, dem Verwalter der „Kostbaren Drucke" an der Deutschen Bücherei bearbeitet worden. Er teilt sein Gebiet in zwei Abschnitte: I. Handschriftenkunde und Schriftwesen, II. Buchgewerbe. Der anschließende Abschnitt „Bibliothekswesen", bearbeitet von Dr. Hans Praesent, wird ebenfalls mit Aufmerksamkeit von gar manchem durchgesehen werden. Die Abteilungen „Kunstwissenschaft" und „Vorgeschichte und Geschichte", ferner „Volkskunde, Völkerkunde" und „Klassische Altertumswissenschaft" brauchen als besonders begrüßenswert nicht besonders genannt zu werden. Man kann auch bei diesem Band nur den Dank aller Interessierten für die mühevolle Arbeit aussprechen, die sie uns in solch übersichtlicher Form vorgelegt haben.

Mouseion: **Bulletin de l'office international des musées.** Institut de coopération intellectuelle de la société des nations. Paris. 3. Jahrgang, Nr. 7, April 1929.

Das mit 8 Tafeln ausgestattete Heft bietet verschiedene interessante Aufsätze. Leo Frobenius, der Direktor des Städt. Afrika-Institutes in Frankfurt a. M., übt unter dem Titel „La signification et la tâche des musées etnographiques" Kritik an der Verschiedenheit der ethnographischen Sammlungen, die zumeist aus Privatsammlungen entstanden seien, und weist unter Betonung der Wichtigkeit der Völkerkunde für unser gesamtes Wirtschaftsleben Wege zur Abstellung dieses Mangels. Ein zweiter beachtenswerter Aufsatz von André Blum: „Quelques méthodes d'examen scientifique des tableaux et objets d'art" behandelt an Hand von 2 Tafeln die Möglichkeiten, Kunstgegenstände zu prüfen. Ein längerer Abschnitt ist dann dem Leben der Museen gewidmet. Einzelne Museen kommen zu Wort, ein neues Museum in Albanien wird verzeichnet. Weiter finden sich einige Seiten über Museumstechnik (Heizung, Ventilation usw.). Interessieren dürfte das Resultat einer internationalen Rundfrage des „Institut de coopération intellectuelle" über einheitliche Ausgestaltung von Museumsführern. Mit Tagungsberichten und kleineren Mitteilungen schließt das reichhaltige Heft. H. A. Schramm.

Leidinger, Georg: **Albrecht Dürer und die „Hypnerotomachia Poliphili."** München 1929 (35 S.) = Sitzungsberichte der Bayr. Akad. d. Wissenschaften. Phil.-hist. Abt. Jg. 1929, H. 3.

Georg Leidinger hat in der Bayrischen Staatsbibliothek ein Exemplar der Hypnerotomachia Poliphili gefunden, das, einem unanfechtbaren handschriftlichen Eintrag zufolge, aus der Bibliothek Albrecht Dürers stammt. Die Untersuchungen, die er an diesen Fund anschließt, sind nach verschiedenen Richtungen bedeutsam, obwohl sich der Weg des Buches nur bis zum Jahre 1555 verfolgen läßt, obwohl, ja gerade weil ein Einfluß des Buches und seiner Holzschnitte auf die Kunst Dürers sich nicht nachweisen läßt. Der Kunsthistoriker wird aber nicht allein diesen im Vergleich zu manchen Erscheinungen des „Dürerjahres" erfreulich wichtigen Nachtrag als einen Beleg für den Hinweis Luigi Aldovrandis auf das rein deutsche Künstlertum Albrecht Dürers annehmen; ihn interessieren auch die Nachträge, die Leidinger in diesem Zusammenhang zu seiner Gebetbuchausgabe bringt, Untersuchungen, welche auch die Giehlow'schen Hieroglyphenforschungen ergänzen und einen Einfluß der Hieroglyphica des Horapollon auf Dürers Kunst nachweisen. Auf diese auf den ersten Blick etwas abseits liegenden Forschungen führten die in der Hypnerotomachia vorkommenden hieroglyphischen Inschriften, und die damit in Zusammenhang stehende Frage nach der Hieroglyphenkenntnis der Renaissance. So sicher nun der Einfluß Horapollons nachgewiesen ist, so verblüffend ist die völlige Unmöglichkeit, ein Gleiches mit dem Polifilo zu erweisen. Ein ähnliches Ignoramus ist das Ergebnis der Forschungen über die Geschichte des Polifilo-Bandes. Und doch erfahren unsere Kenntnisse von Dürers Bibliothek daraus mancherlei Bereicherung. Wird doch nicht nur zusammengefaßt, was von der Bibliothek Dürers und ihrer Geschichte bis zum Jahre 1555 bekannt ist oder aus den Quellen erschlossen werden kann, sondern darüber

hinaus da und dort die Beziehung zu Dürers Schaffen aufgedeckt. Dadurch wird die Unterſuchung auch zu einem Vorbild für die geiſteswiſſenſchaftlich betriebene Buchkunde.
Schreiber.

Kaufmann, Alfred. **Internationales Adreßbuch der Exlibris-Sammler.** Wien IX, Währingerſtr. 65. II. Auflage. 1929. 40 S. 8⁰.

Wer da glaubt, eine große Zahl von Adreſſen in dieſem Hefte zu finden, wird ſich enttäuſcht ſehen, lieſt er aber die Mitteilungen des Herausgebers am Schluß, ſo findet er, daß dieſe von ihm gegebenen Adreſſen dem Exlibris-Tauſchverkehr zu gute kommen ſollen. Der Herausgeber hat ganz recht: Nicht die Zahl der Adreſſen iſt die Hauptſache, ſondern der Wert der Adreſſen. So muß man ihm dankbar ſein für ſeine Zuſammenſtellung und kann mit dem Herausgeber nur hoffen, daß auch das Exlibrisſammeln im wahren Sinne des Wortes ſich wieder belebt.

Mitteilungen.

Gutenberg-Jahrbuch 1929. Wieder iſt unter der Redaktion von A. Ruppel im Verlag der Gutenberg-Geſellſchaft in Mainz das Gutenberg-Jahrhuch erſchienen, und wieder können wir ſagen: Es iſt eine Tat, dieſes Jahrbuch herausgebracht zu haben. Es iſt im beſonderen dem Deutſchen Buchdruckerverein zur Feier ſeines 60jährigen Beſtehens gewidmet. Die Gutenbergforſchung als ſolche hat freilich wenig Bereicherung erfahren, aber für die Geſchichte des Buchdrucks iſt manch wertvoller Beitrag in dieſem 1929er-Jahrbuch enthalten. Das Jahrbuch iſt in fünf Teile eingeteilt: I. Aus der Geſchichte der Buchdruckerkunſt. II. Druckkunſt der Gegenwart. III. Schrift und Type. IV. Sammlungen. V. Nachträge. „Von der alten chineſiſchen Buchdruckkunſt" handelt Ting Wen-Yuan, Aſſiſtent am China-Inſtitut und Lektor an der Univerſität Frankfurt a. M. Wir können ſeine Ausführungen nicht nachprüfen, wünſchen aber ſeinen Studien auf dieſem Gebiete jeden Erfolg. Der Privatgelehrte Ernſt Schulz-München ſteuert ſodann einen Beitrag „Das erſte Leſebuch an den Lateinſchulen des ſpäten Mittelalters" bei. Man braucht nicht in allem einverſtanden zu ſein, dankbar bleibt man doch für dieſen Aufſatz. Und dann: „Gutenberg und die Nacherfinder" von Otto Hupp. Wer Otto Hupp kennt, weiß, daß er etwas zu ſagen hat und ſagen will. Schade nur, daß er ſo wenig Zeit hat, in die Literatur der Geſchichte der Buchdruckkunſt einzugreifen. Seine Ausführungen ſind außerordentlich leſenswert. Der franzöſiſche Beitrag „La Technique de certains incunables illustres. Tirage separe des gravures et du texte. Figures en lamelles metalliques" von Aug. Vincent darf unſer Intereſſe nicht weniger beanſpruchen. Es folgt in italieniſcher Sprache aus der Feder von Albano Sorbelli ein Aufſatz „Enrico di Colonia ed altri tipografi tedeschi a Bologna nel sec. XV". Für ſolche Bauſteine zu einer Geſchichte des Buchdrucks kann man nur dankbar ſein. Victor Scholderer ſteuerte wertvolles Material bei unter dem Titel „Early Bolognese Type-Faces in Germany". Victor v. Klemperer wird mit ſeinen Ausführungen „Konrad Kachelofen, Johannes Kachelofen" weitgehend Intereſſe finden, ebenſo wie die Ausführungen von Hellmut Lehmann-Haupt über die „Holzſchnitte der Breydenbachſchen Pilgerfahrt als Vorbilder gezeichneter Handſchriften-Illuſtration." „Sulla tipografia Modenese del Quattrocentro e specialmente sulle edizioni silografiche" ſchrieb Domenico Fava in italieniſcher Sprache. Dieſer Artikel iſt beſonders beachtenswert und wird manchem etwas Neues bringen. Erich von Rath hat aus ſeinem reichen Wiſſen kurze Ausführungen zur Kupferſtichilluſtration des 15. Jahrhunderts beigeſteuert, auf die aufmerkſam zu machen uns beſonders angelegen iſt. Auf das Gebiet von Fälſchungen führt uns Maurits Sabbe mit ſeinem Aufſatz: „Falſche Moretus-Drucke". Es iſt recht verdienſtlich, was der Verfaſſer uns ſagt. Über die Bücher des Auslandes ſind wir im allgemeinen nicht genügend unterrichtet. Deshalb begrüßen wir die Ausführungen von Stilijan Tſchilingiroff über das bulgariſche Buch ganz beſonders. Die folgenden drei Beiträge ſind der Druckkunſt der Gegenwart gewidmet. Zunächſt handelt über „Handgemachtes Buch und Maſchinenbuch" der bekannte ungariſche Drucker Emerich Kner, ſodann berichtet Albert Windiſch über William Morris als Drucker, ſchließlich erfahren wir von V. Sičynskyj näheres über die zeitgenöſſiſche Ukrainiſche Buchgraphik. Die nächſte Gruppe von Beiträgen wendet ſich der Schrift und Type zu. Was Ernſt Weil über Kunſtgeſchichte und Typenforſchung ſagt, wird im Streit der Meinungen nicht ohne Beachtung bleiben. Nachdrücklichſt ſeien

unſere Leſer auf den Beitrag von Raffaello Bertieri hingewieſen: „Gli studi italiani sull' alfabeto nel rinascimento Pacioli e Leonardo da Vinci." Konrad F. Bauer's Aufſatz „Zur Geſchichte der Unger-Fraktur" iſt wie derjenige von Harry Carter „Observations on modern type design" eine weſentliche Bereicherung des Gutenberg-Jahrbuches. Noch ſind ihm am Schluſſe einige Nachträge angefügt. Alles in allem haben wir in dem 1929er Band des Gutenberg-Jahrbuches Beiträge zum Schrift- und Buchweſen vor uns, die **für immer** von Bedeutung ſind und an denen alle diejenigen, die auf unſerem Gebiete arbeiten, nicht ungeſtraft vorbeigehen können.

Autographen. Unter unſeren Leſern befindet ſich eine große Anzahl Autographenſammler. Sie haben uns den Wunſch nahe gelegt, doch auch regelmäßig über Autographenkataloge, Autographenverſteigerungen und Autographenſammlungen zu berichten. Wir tun das gern, da Autographen mit unſerer Zeitſchrift in engſtem Zuſammenhange ſtehen. Heute zeigen wir von dem Antiquariat Leo Liepmannsſohn-Berlin SW. 11, Bernburger Straße 14, folgende Kataloge an: **56.** Autographen von Muſikern, Schriftſtellern, Gelehrten, Naturforſchern, bildenden Künſtlern und hiſtoriſchen Perſönlichkeiten, ſowie von handſchriftlichen und gedruckten Tabulaturen. November 1929. Der Katalog führt 679 Nummern auf und bringt auf 8 Tafeln u. a. folgende Abbildungen: Gluck, Ballet aus dem „Orpheus"; Gluck, Orcheſterſtück in Partitur; Schein, Eigenhändiger Brief; Schubert, Entzückung an Laura; Schumann, Klavierquartett uſw. Katalog 57 mit dem Titel „Zwei Goethe-Bildniſſe" und Katalog 58 „Goethe-Zeichnungen und ein Goethe-Bildnis" gehören zwar nicht direkt und ausſchließlich unter Autographen, ſind aber mit ihren Unterſchriften und Beiſchriften begehrenswerte Stücke. Joſeph Baer & Co., Frankfurt a. M., Hochſtraße 6, kommt mit dem dritten Teil der Sammlung des verſtorbenen Heinrich Stiebel auch auf die Autographen. Es werden verſteigert: Handſchriften

[illegible]

Was euch nicht angehört
Müsset ihr meiden,
Was euch das Innre stört
Dürft ihr nicht leiden.
Dringt es gewaltig ein
Müssen wir tüchtig seyn;
Liebe nur Liebende
Führet herein.

Weimar d. 6. März 1825. J W Goethe

und Briefe aus allen Gebieten, darunter Goethe (Fragmente aus Faust und dem Westöstlichen Diwan), E. M. Arndt, Bettina und Ludwig v. Arnim, Bismarck, Robert Blum, Börne, Brahms, Clemens Brentano, Dalberg, Heine, Klinger, Heinrich Lautensack, Liszt, Felix Mendelssohn, Merian der Ältere und der Jüngere, Oxenstierna, Rahel, Mayer Amschel Rothschild, Dorothea Schlegel, Schopenhauer, Schwind, Spener, Friedrich Stoltze, Richard Wagner, Marianne von Willemer u. a. Zwei der Autogramme bilden wir für unsere Leser ab: Clemens Brentano, „Das Lied von den heiligen 5 Wunden“ und Goethe, Eigenhändiges Fragment aus Faust.

Zu dem Thema **„Luther und die deutsche Bibel des Mittelalters“** legte in einer Sitzung der philosophisch-historischen Klasse der Preußischen Akademie der Wissenschaften der Literaturhistoriker Dr. E. Burdach eine Untersuchung von D. Freitag, Pfarrer an

St. Trinitatis in Charlottenburg, vor: „Die Urschrift der Lutherbibel als Dokument für Luthers Benutzung der deutschen Bibel des Mittelalters." Aus Luthers eigenhändiger Niederschrift seiner Übersetzung des Neuen Testamentes ergibt sich, daß er den Text der gedruckten deutschen Bibel in der Ausgabe Günther Zainers (Augsburg 1475) dauernd als vorläufiges Hilfsmittel gewissermaßen probeweise gebraucht hat. Der von ihm durchstrichene oder korrigierte, durch eigene bessere Fassungen ersetzte Wortlaut seines Autographs zeigt in charakteristischen seltenen Ausdrücken, in der Sinnfassung einzelner Bibelstellen, in der Wortfolge Übereinstimmungen mit Zainers Druck, die in ihrer Gesamtheit betrachtet als Entlehnungen Luthers gelten müssen. Zainers deutsche Bibel diente ihm neben der Vulgata als Sprungbrett für seine weit überlegene Übersetzungskunst und half ihm bei der raschen Herstellung und volkstümlichen Gestaltung seiner Übertragung.

Aus der „Wartburg" 1929, Heft 8, mitgeteilt von Dr. R. S.

Flugschriften, Relationen, Einblattdrucke. So lautet der Titel des Kataloges 594 des Antiquariats Karl W. Hiersemann, Leipzig, Königstr. 29. Der Holzschnitt auf dem Titelblatt, den wir durch freundliches Entgegenkommen des Hiersemannschen Antiquariats hier abbilden können, ist für Schrift- und Buchwesen in mancher Beziehung beachtlich. 1185 Nummern über das interessante und gern gesammelte Gebiet werden angeboten. Diese Fülle von Material erhebt den Katalog zu einem Nachschlagewerk, das manchem willkommen sein wird.



Kat. 594 Antiquariat Hiersemann, Leipzig

Ein unbekanntes Alphabet aufgefunden. Unter dieser Überschrift bringt die „Neue Leipziger Zeitung" vom 26. Oktober 1929 die Mitteilung, daß bei den neuesten Ausgrabungen zu Ras Schamra in Syrien Tontäfelchen mit einer bisher unbekannten Schrift aufgefunden worden seien. Das Alphabet bestehe aus 26 Zeichen. Wir werden auf diesen Fund in einem besonderen Artikel zurückkommen.

Deutscher Städteverlag (Artur Seelemeyer, Hannover). Wieder sind uns eine Anzahl Hefte dieses verdienstvollen Unternehmens „Monographien deutscher Städte" zugegangen, die sich würdig ihren Vorgängern anreihen und in kurzem glänzende Aufschlüsse in bester Ausführung geben. Es ist sehr erfreulich, daß diese Hefte in rascher Folge uns dankbar zu begrüßende rasche Orientierung ermöglichen. Uns liegen jetzt folgende Hefte vor: Die Stadt Rüstringen, Nordseebad in Oldenburg. 70 Seiten 4°, mit Angabe über die städtischen Sammlungen und die Bücherei der Jadestädte. — Die Stadt Schöningen in Braunschweig. 32 Seiten 4°. — Die Stadt Northeim in Hannover. 36 Seiten 4°. — Heiligenstadt im Eichsfeld. 13 Seiten 4°. — Die Stadt Einbeck mit Mitteilungen über die Sammlungen des Vereins für Geschichte und Altertümer der Stadt Einbeck und Umgegend. 60 Seiten 4°. — Fritzlar. 14 Seiten 4°. — Deggendorf a. d. Donau. Eingangspforte zum Bayrischen Wald. 18 Seiten 4°. — Donauwörth, die ehemals freie Reichsstadt. Mit Mitteilungen über das Cassianeum, das städtische Museum und städtische Archiv. 19 Seiten 4°. — Lage-Lippe. 50 Seiten 4°. — Anderten-Misburg bei Hannover. 50 Seiten 4°. — Horn in Lippe. 17 Seiten 4°. — Immenstadt und Oberstaufen im Allgäu. Mit Mitteilungen über das Heimatmuseum. — 34 Seiten 4°. — Papenberg a. d. Ems. 36 Seiten 4°. — Schötmar in Lippe. 16 Seiten 4°. — Bramsche in Hannover. 18 Seiten 4°. — Jeßnitz in Anhalt. Raguhn in Anhalt. 18 Seiten 4°. — Warburg in Westfalen mit Mitteilungen über das städtische Archiv von Stadtrat Dr. Marré. 27 Seiten 4°. — Lichtenfels. 16 Seiten 4°. — Rügenwalde a. d. Ostsee, darin: Rügenwalder Bau- und Kunstdenkmäler von Konrektor Karl Rosenow. Beachte

die Mitteilungen über das Kreisheimatmuseum. 22 Seiten 4°. — Schönebeck a. d. Elbe. 38 Seiten 4°.

Die „Museumskunde“ erscheint wieder. Der Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin, hat die „Museumskunde, Vierteljahrsschrift für Verwaltung und Technik privater und öffentlicher Sammlungen“ wieder aufleben lassen, die Karl Koetschau im Jahre 1905 gegründet und in 17 Bänden bis zum August 1924 mit so großem Geschick und großer Hingabe durchgeführt hatte. Diese 17 Jahrgänge sind eine Fundgrube von Anregungen und Erfahrungen für jeden Museumsbeamten, aber auch für jeden Sammler und Freund des Sammelwesens. Kein Wunder, daß die Zeitschrift bald auch im Auslande viele Freunde fand. Man hat ihr Eingehen im Jahre 1924 lebhaft bedauert. Hoffentlich bekommen wir bald noch ein Gesamt-Verzeichnis dieser 17 Jahrgänge. Kaum hatten die Museumstagungen wieder begonnen, als auch sofort der Wunsch nach dem Wiederaufleben der „Museumskunde“ lebhaft wurde. Erfreulicherweise hat sich der bisherige Verlag zu ihrer Weiterführung entschlossen. „Der Reeder hat hat also nicht gewechselt, wohl aber der Kapitän.“ Nr. 1 der neuen Folge liegt bereits vor. Die „Museumskunde“ ist jetzt amtliches Organ des Deutschen Museumsbundes, was sehr zu begrüßen ist. Sie wird herausgegeben unter ständiger Mitarbeit von Dr. K. K.-Eberlein, Berlin und Prof. Dr. Schramm, Leipzig von Direktor Dr. K. H. Jacob-Friesen, Hannover. Das Programm der „Museumskunde“ ist im wesentlichen folgendes: Museum: Anlage, Architektur, Raumgestaltung, Theorie, Technik, Erfahrung, Verwaltung. Möbel und Geräte, Licht - Luft - Wärme, Besuchszeiten; Museumsarbeit: Museums- und Sammlungsarten, einzigartige Funde, Bergung und Pflege, Restaurierungswesen, Auf- und Ausstellung, Beschriftung, Bestimmung, Hilfsmittel der Chemie, Mechanik, Optik; Museumsbeamte: Vorbildung in Museum und Universität, Berufsfragen, Standesfragen, Stellennachweise- und Angebote, Personalien und Nekrologe, Gelehrtenkunde, Vereinswesen, Tagungen und Kongresse, Vergünstigungen, Ausweise, Reisen und Unterkünfte; Museumshelfer: Arbeitsnormung und Mechanik, Aufnahme und Reproduktion, Bildwesen, Bildstellen und -Nachweise, Kopie und Abguß, Verlagswesen, Druckwesen, Austausch und Leihwesen, Werbewesen, Stiftungen, Museumsvereine und Veranstaltungen; Museumsliteratur: Museographie, Museumsbibliotheken, Museumsschriften, Kataloge, Führer und Werber, Handbücher, Zeitschriften, Bibliographien, Verlage, Neuerscheinungen des In- und Auslandes: Museumsmarkt: Kunsthandel, Kunstsammeln, Kunstauktionen, Kunstfälschung, Kunstpreise, Katalog und Angebot, Import und Export; Museumskultur: Kunsterziehung, Volks- und Schulbildung, Vortragswesen, Führungswesen, Unterrichtswesen, Ausstellung und Turnus, Volks- und Heimatdienst.

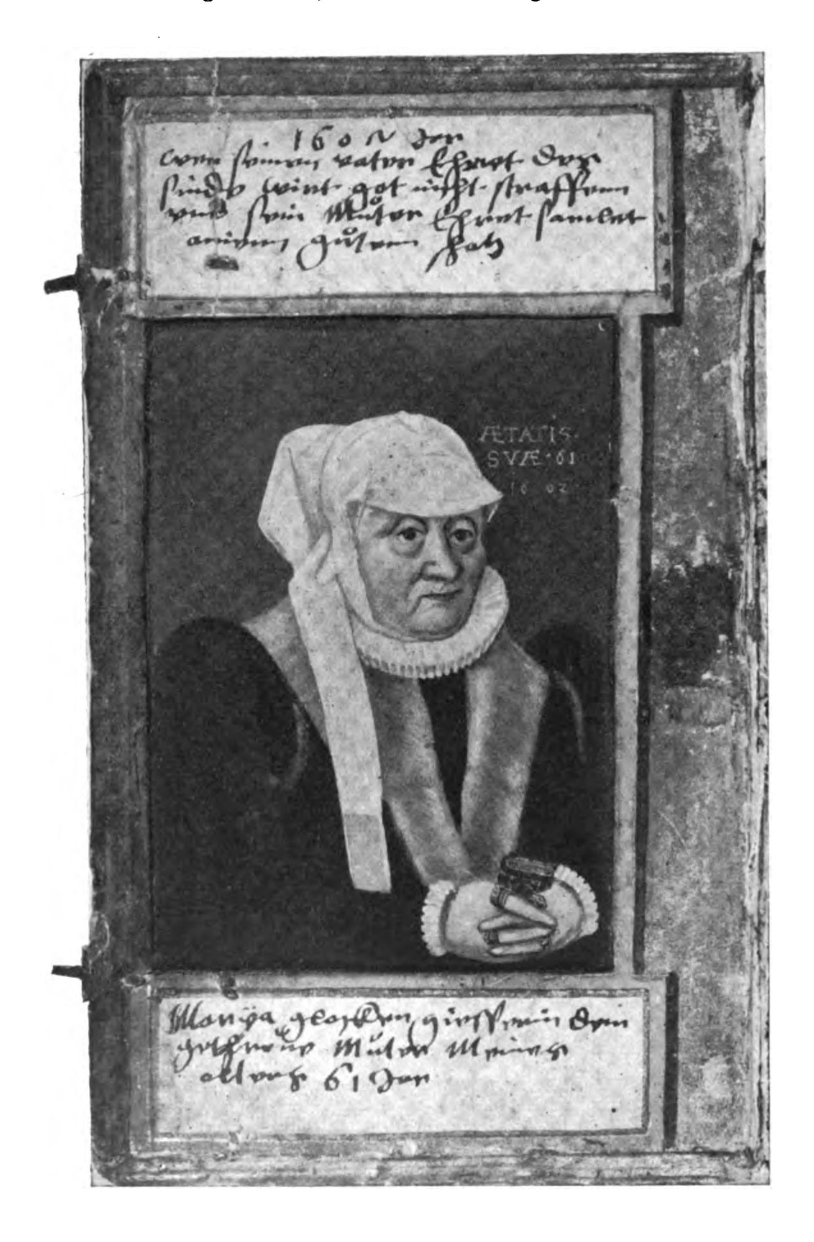
Von dem **„Basler Bücherfreund“,** herausgegeben von Henning Oppermann, Basel, Blumenrain 27 ist Heft 1 und 2 des 5. Jahrganges erschienen. Sie sind betitelt: Auswahl seltener Werke. Was diese wenigen Worte sagen, findet der Bücherfreund schon beim flüchtigen Durchsehen bestätigt. Es ist wirklich eine Auswahl seltener Werke, die hier zusammengestellt ist. Den Titeln der Werke geht ein Aufsatz von Professor H. A. Schmid voraus: „Erasmus und Hans Holbein d. J. zur Faksimile-Ausgabe des im Basler Kupferstichkabinett befindlichen Exemplars der „Laus Stultitiae“. Es folgen dann in alphabetischer Reihenfolge 639 Nummern höchst beachtlicher Art, die durch ein gutes Sachregister schnell übersehen werden können. Eine ganze Reihe Abbildungen ist erfreulicherweise beigegeben, die auf wichtige Bücher noch besonders hinweisen.

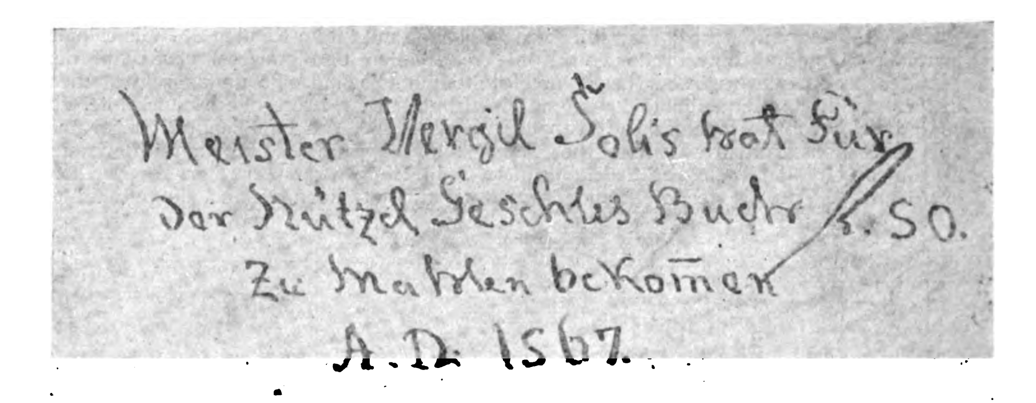
Aus den Antiquariaten.

Gilhofer & Ranschburg - Luzern haben in unserer Berichtsperiode nicht weniger als drei wertvolle Kataloge herausgegeben. Wer sie genauer mustert, muß zu dem Resultat kommen, daß solche Kataloge für immer von Wert sind. Zunächst Katalog XIX: „Miniaturen des 13.—15. Jahrhunderts, Handzeichnungen des 15.—19. Jahrhunderts. Jeder Sammler und Sachverständige wird seine Freude an diesem mit prachtvollen Abbildungen geschmückten Katalog haben. Dasselbe gilt von Katalog XX: Eine kostbare Sammlung von Kupferstichen und Holzschnitten alter Meister des 15.—17. Jahrhunderts, und Katalog XXI: Moderne Graphik, ist nicht minder beachtenswert, sodaß man deren käuflichen Erwerb aufs wärmste empfehlen kann, so lange ein solcher noch möglich ist.



Karl & Faber, München, Max Joſef-Straße 7 haben mit ihrem Katalog 39: Genealogie, Heraldik (Sammlung Eliſe Freiin von König-Warthauſen und anderes) etwas auf den Markt gebracht, was weit über dem Durchſchnitt ſteht. Es ſind eine umfangreiche genealogiſch-heraldiſche Handbibliothek, ſeltene Holzſchnittbücher, wertvolle Manuskripte, darunter das berühmte Ingeram'ſche Wappenbuch von 1459, das Familienbuch der Nützel von Virgil Solis, koſtbare Stammbücher, Adels- und Wappenbriefe, umfangreiche Sammlungen von Originalſiegeln, Lackſiegelabdrücken und Stempelſtöcken. Freiherr von Berchem hat dazu ein Vorwort geſchrieben, das uns raſch und gut informiert über die reichhaltige




Meister Vergil Solis hat für das Nützl Geschlts Buch fl. 50.
zu Mahlen bekomen
A. D. 1567.

Sammlung. Eine ganze Anzahl Abbildungen schmückt den trefflichen Katalog. Erlesene Stücke werden angeboten, sodaß der Katalog dem Sammler direkt ein Führer sein kann. Wir bilden zwei der Hauptstücke mit ab: Die Portrait-Miniatur der Maria Glockengieszerin (1602) und die Eintragung, daß „Meister Virgil Solis für das Nützl Geschts Buch Fl 50 zu Mahlen bekommen. A. D. 1567."

Gilhofer & Ranschburg - Wien verschickt Katalog 218: „Rare Books, Autographs, Manuscripts, Miniatures, Standard-Works on Botany, Geography, History, Literature, Medicine, Philosophy, Zoology, etc." Die Ausstattung des Kataloges ist hervorragend, der Inhalt bedeutsam. Die vielen, gutgelungenen Abbildungen erhöhen seinen Wert, ebenso die beigegebenen Übersichten: I. Index of Authors, Editors and Artists, II. Subject Index." Wir machen besonders auf die Nummern 29–41 (Autographs), auf den Abschnitt „First Editions" mit seinen zahlreichen Nummern, auf den Abschnitt „Illustrated Books" aufmerksam. Im einzelnen sei hingewiesen auf die Ptolemaeus-Ausgabe, Straßburg 1513 (7500 Frs.) und die Trechselsche-Ausgabe 1535 (4000 Frcs). Bei den Autographen fallen die von Beethoven und Bruckner sofort in die Augen, jener mit 600 Frs., dieser mit 3—400 Frs.) notiert. Besonders beachtenswert ist die Abteilung „Geographie", die eine Abbildung von London aus Werdenhagens Buch „De rebus publicis Hanseaticis" vom Jahr 1641 schmückt. Luther-Sammler wird der Abschnitt: „Original Editions of Luther and other Reformation-Tracts" besonders interessieren.

Von **C. G. Boerner**- Leipzig, Universitätsstraße 26 ist uns wieder wertvollstes Katalog-Material zugegangen: Versteigerungs-Katalog CLXII: Kupferstiche des 15.—18. Jahrhunderts, dabei eine alte Sammlung aus einem fürstlichen Schlosse, sowie der zweite Teil der Sammlung Kuhnen-Brüssel, ferner kleinere Beiträge aus in- und ausländischen öffentlichen und privaten Besitzen. Seltene Kupferstiche des XV. und XVI. Jahrhunderts vom Meister E. S., Martin Schongauer, Mair von Landshut, F. van Brügge, Dürer, den deutschen Kleinmeistern; kostbare Radierungen von Rembrandt, prachtvolle Farbdrucke und Linienschnitte französischer Meister des 18. Jahrhunderts, schöne englische Schabkunstblätter, farbige Städteansichten, frühe Lithographien, Malerradierungen, farbige Sportblätter, Kunstbücher und illustrierte Werke zumeist des 18. und 19. Jahrhunderts. — Versteigerungskatalog CLXIII: Sammlung von Handzeichnungen alter niederländischer Meister des XVI. und XVII. Jahrhunderts. Aus dem Besitz des kürzlich verstorbenen Dr. Kurt Otto-Leipzig, sowie wenige weitere Beiträge aus in- und ausländischem Besitz, dabei schöne, zum Teil farbige Originale von: Avercamp, Borssom, Bruegel, Cuyp, Doomer, Van Dyck, Everdingen, Goyen, Huysum, Jordaens, Livens, Molyn, Neyts, Ostade, Rembrandt, Rubens, Ruisdael, Saenredam, Van de Velde, Verhaecht und anderen bekannten Meistern.

Auch **Rudolph Lepkes Kunst-Auktions-Haus,** Berlin W 35, Potsdamerstr. 122a–b hat uns wiederum einen prächtigen Katalog zugehen lassen; er trägt die Nummer 2020, sein Titel lautet: „Galerie eines Wiener Sammlers". Es ist die Sammlung eines österreichischen Privatmannes, die hier versteigert wird, und wie das Vorwort sagt, „einen

guten Maßstab abgibt dafür, was ein Sammler von bürgerlicher Kultur und Geschmack erreichen kann und was sich auch heute noch erreichen läßt: gleichmäßiges künstlerisches Niveau, eine gewisse abgerundete Auswahl und gute Erhaltung der Bilder." Der Katalog ist prächtig ausgestattet und mit einer großen Anzahl von schönen Tafeln versehen.

Aus kunst- und kunstgewerblichen Zeitschriften.

Pantheon. Monatsschrift für Freunde und Sammler der Kunst. Herausgegeben von O. v. Falke und A. L. Mayer, Jahrgang 1929. 10. Heft. Oktober. F. Bruckmann A.-G., München.

Mayer, A. L. Die Sammlung Del Monte in Brüssel. S. 441—444. — Wescher, P. Die Gemälde der Sammlung Eduard Simon, Berlin. S. 444—451. — Von der Bercken, E. Einige unbekannte Werke Jacopo Tintorettos. S. 452—453. — Pazaurek, Gustav E., Perlmutter im Anschluß an die Stuttgarter Ausstellung. S. 454—462. — Borenius, Tancred. A painting by Sano di Pietro. S. 463. — Baldass, Ludwig. Die Gemälde der Sammlung Figdor. S. 464—472. — King, William. Eine Gruppe emaillierter Venetianer Gläser im Britischen Museum. S. 473-475. — Leihausstellung alter Kunst im Rijksmuseum. S. 478—480.

Kunst und Künstler.

Heft X. Juli 1929. Die Galerie des neunzehnten Jahrhunderts in Wien. Von Karl Scheffler. S. 375—85. — Georges Braque. Von Christian Zervos. S. 386—89. — Neue Arbeiten Rudolf Grossmanns. Von Karl Scheffler. S. 390—93. — Schmiedearbeiten von Andreas Moritz. Von Alfred Neumeyer. S. 394—96. — Fritz Friedrichs 1882—1928. Von Friedrich Ahlers-Hestermann. S. 397—1401.

Heft XI. August 1929. Die Sammlung Adolph Lewisohn, New York. Von Edith von Térey. S. 417—22. — Das Erbe Poussins. Von Hugo Troendle. S. 425—28. — Wenn Dilettanten zeichnen. Von Rudolf Grossmann. S. 429—34. — Zur Säkularfeier des Kunstvereins für die Rheinlande und Westfalen. Von Kurt Karl Eberlein. S. 435-38. — Die neuen Säle des Louvre und des Luxembourg. Von Marie Dormoy. S. 439—42. — Deutsche Maler 1780—1850. Ausstellung bei Hugo Helbing Berlin. Von H. Mackowsky. S. 452.

Heft XII. September 1929. Neue Arbeiten von Karl Walser. Von Walter Hugelshofer. S. 457—61. — Aus dem Leben Fragonards. Nach Honoré F. Portalis. S. 462—68. — Blechen in Kottbus. Von K. Scheffler. S. 469. — Vincent van Gogh in Arles. Von Dr. Benno Stokvis. S. 470—74. — Die moderne Galerie in Wien. Von Hans Tietze. S. 476 bis 479. — Alte und neue Baukunst. Von Wolfgang Herrmann. S. 480—82. — Arbeiten von Alfred Mahlau. Von Walter Paatz. S. 483. — Kunstgeschichte in Rußland. Von Vitale Bloch. S. 484. — Ausstellung alter Kunst in Amsterdam. Von Werner R. Deusch. S. 485—86. — Die Kieler Ausstellungen nordischer Kunst. Von Albert Dresdner. S. 487 bis 488. — Heinrich Zille †. Von K. Scheffler. S. 492. — Die Sammlung Eduard Simon. Von W. R. Deusch. S. 493—94.

Jahrgang XXVIII. Heft I. Oktober 1929. Original und Reproduktion. Von Max I. Friedländer. S. 3—6. — Die Pariser Courbet-Ausstellung. Von Curt Glaser. S. 7—14. — Reparations-Architektur. Von Karl Scheffler. S. 16—20. — Erinnerung an Feuerbach. Von Hermann Uhde-Bernays. S. 21—25. — Ernst Barlachs „Geistkämpfer" an der Universitätskirche zu Kiel. Von Oskar Gehrig. S. 26—29. — Raoul Dufy. Von Christian Zervos. S 30—34. — Breslauer „Wuwa" S. 36—37.

Die christliche Kunst.

Nr. 11. August 1929. Über Glasmalerei. Von Th. M. Landmann. S. 321—33. — Moderne Glasmalerei. Von Wilhelm Moufang. S. 334—44.

Nr. 12. September 1929. Um neuzeitliche Kirchenbaukunst. Von Georg Lill. S. 353 bis 356. — Kirchenwettbewerb Mainz. Von R. Hoffmann und Gg. Lill. S. 356—62. — Kirchenwettbewerb Leipzig-Connewitz. Von G. Lill. S. 364—68. — Kirchenbau und Kirchenplanung am Niederrhein. Von August Hoff. S. 368—72. — Neues zum Herrenberger Altar von Jörg Ratgeb. Von A. Pfeffer. S. 378—81.



Der Kunstwanderer. Halbmonatsschrift für Alte und Neue Kunst, für Kunstmarkt und Sammelwesen. 11. Jahrg. 1929.

1/2. Augustheft. Begutachtung alter Gemälde mit Hilfe von Röntgenbestrahlung. Von Friedrich Marle-Paris. S. 533—34. — Aus spanischen Museen: Barcelona. Von Rosa Schapire-Hamburg. S. 535—38. — Ein Königsberger Silberschild aus der Sigmaringer Sammlung. Von Alfred Rohde-Königsberg. S. 538—41. — Ein neuer Medaillenschautisch im Münzkabinett Berlin. Von Arthur Suhle. S. 541—43. — Ausstellung „Das Judentum in der Geschichte Schlesiens". Breslau, Kunstgewerbemuseum. Von E. Stein. S. 444—45. — Die Tätigkeit des Landesgewerbemuseums in Stuttgart. Von Otto Pelka. S. 545—49. — Scherenschnitte. Von Leopold Wächtler in Leipzig. S. 549—56. — Iconographia Odontologica. Von Paul Rosenbacher. S. 558—60. — Original und Reproduktion. Von Wilfried Basse. S. 560—61. — Dresdener Kunstausstellungen. S. 561. — Die Jubiläumsausstellung des deutschen Künstlerbundes in Köln. S. 562. Thüringer Fayencen. — Mod. Holzschnittkunst in Polen. S. 563.

1/2. Oktoberheft. Friedländer, Max I. Die niederländische Malerei an der Wende zum 16. Jahrhundert. S. 41—44. — Wolbe, Eugen, Hans Thoma in seinen Briefen. S. 45—47. — Eberlein, Kurt Karl. Toile de Jouy. S. 50—54. — Buchwald, Conrad. Ein unbekanntes Bildnis Heinrich Heine's. S. 54—56. — Wilm, Hubert. Die Rokoko-Ausstellung in Venedig. S. 59—60. — Landau, Dora. Die Neuordnung des Städtischen Museums in Halle a. S. S. 60—63. – Donath, Adolph. Die Bildhauerin Dora Gordine. S. 63—67. — Aus dem nordischen Kunstleben. S. 67—68.

Deutsche Kunst und Dekoration. Wohnungskunst, Malerei, Plastik, Architektur, Gärten, Künstlerische Frauenarbeiten. 32. Jahrgang. (Darmstadt, Verlagsanstalt Alexander Koch G. m. b. H.

Heft 9. Juni 1929: Der Maler Tytgat. Von E. R. Weiß. S. 137—43. — Der Maler Wilhelm Thöny-Graz. Von Kurt Pfister. S. 145—48. – Der Maler Lascaux. Von André Salmon. S. 151—54. — Bilder in Wohnräumen. Von Alfr. Wenzel. S. 157. — Der mexikanische Maler Diego Rivera. Von Alfons Goldschmidt. S. 161. — Zu den Arbeiten von M. Ziffer. Von L. W. Rochowanski. S. 167. – Jenseits des künstlerischen Wertes. S. 168—72. — Keramiker von Gudrun Baudisch. Von Karl Maria Grimme. S. 175–76. — Masken und Larven. Von Wilhelm Michel. S. 177—78. — Zweckfreie Kunst. Von E. W. Bredt. S. 185 - 88. — Neuer Verkehr als Schützer alter Monumente. Von E. W. Bredt. S. 191.

Heft 10. Juli 1929. M. Kisling-Paris. Von Florent Fels. S. 205—07. — Bildniskunst und Physiognomik. Von Erich Stephani-Berlin. S. 208—212. — Arbeiten von Fritz Schmoll gen. Eisenwerth. Von Georg Lill. S. 225. – Lene Schneider-Kainer. Bilder aus Asien. Von A. Gläser. S. 229—33. — Die Krieger-Gedächtniskirche in Meißen und ihre Porzellan-Ausstattung. Von E. Zimmermann. S. 235—41. — Ernesto de Fiori. Von Hans Siemsen. S. 243—45. — Die volkswirtschaftliche Leistung der „Deutschen Werkstätten Hellerau-Dresden-Berlin-München". Von Alice von Pechmann. S. 251. — Kunst und Sachlichkeit. Von Oscar A. H. Schmitz. S. 252—64.

Heft 11. August 1929. Der schöne Mensch in der neuen Kunst. Internat. Ausstellung Darmstadt 1929. Von Wilhelm Michel. S. 267—73. — Münchens künstlerische Zukunft. Von Wilhelm Hausenstein. S. 277—86. — Badisches Kunstschaffen der Gegenwart. Ausstellung der Mannheimer Kunsthalle. S. 291—302. — Münchener Glaspalast 1929. Von Kurt Pfister. S. 302—04. — Jubiläumsausstellung der Wiener Kunstgewerbeschule. Von L. W. Rochowanski. S. 307—09. — Oesterreich auf der internationalen Architektur-Ausstellung. S. 317—24. — Malerei und Skulptur. Von Oskar Schürer. S. 326. — Kunst und höhere Schule. Von Fritz Nemitz. S. 328—30.

Heft 12. September 1929. Neue Kunst in der Kasseler Orangerie. Von B. Grasset. S. 335—39. — Kunst und Sport. S. 341. — Lebensrhythmus und Fassade. Von Herbert Hofmann. S. 345—46. — Eine moderne Galerie in Wien. Von Wolfgang Born. S. 349—50. — Ossip Zadkine-Paris. Von André Salmon. S. 355—61. — Der Bildhauer Despiau. Von Hans Heilmaier. S. 365—72. — Figuren aus dem Park von Veitshöchheim. S. 375—80. — Xavier Nogués-Barcelona. S. 381—83. — Gibt es noch Italien-Sehnsucht? Von Paul Schubring. S. 384—85. — Malerei und Photographie. Von Fritz Nemitz. S. 386. — Englische Landhäuser. S. 391 - 98. — Die Plastikerin Susi Singer. Von L. W. Rochowanski. S. 402—06.

Jahrgang 4 Nr. 1/2 Auguſt 1930

ARCHIV FÜR SCHREIB- UND BUCHWESEN

Offizielles Organ der Internationalen Geſellſchaft
für Schrift- und Buchkunde

Herausgegeben von

Profeſſor Dr. Albert Schramm-Leipzig



Heckners Verlag, Wolfenbüttel
1930

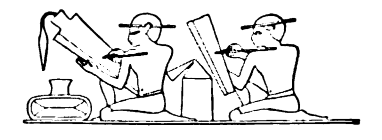
Inhalt

Nunquam retrorsum

Beiträge zur Schrift- und Buchkunde
als Ehrengabe für Herrn Professor Dr. Albert Schramm
anläßlich seines 50. Geburtstages am 5. August 1930

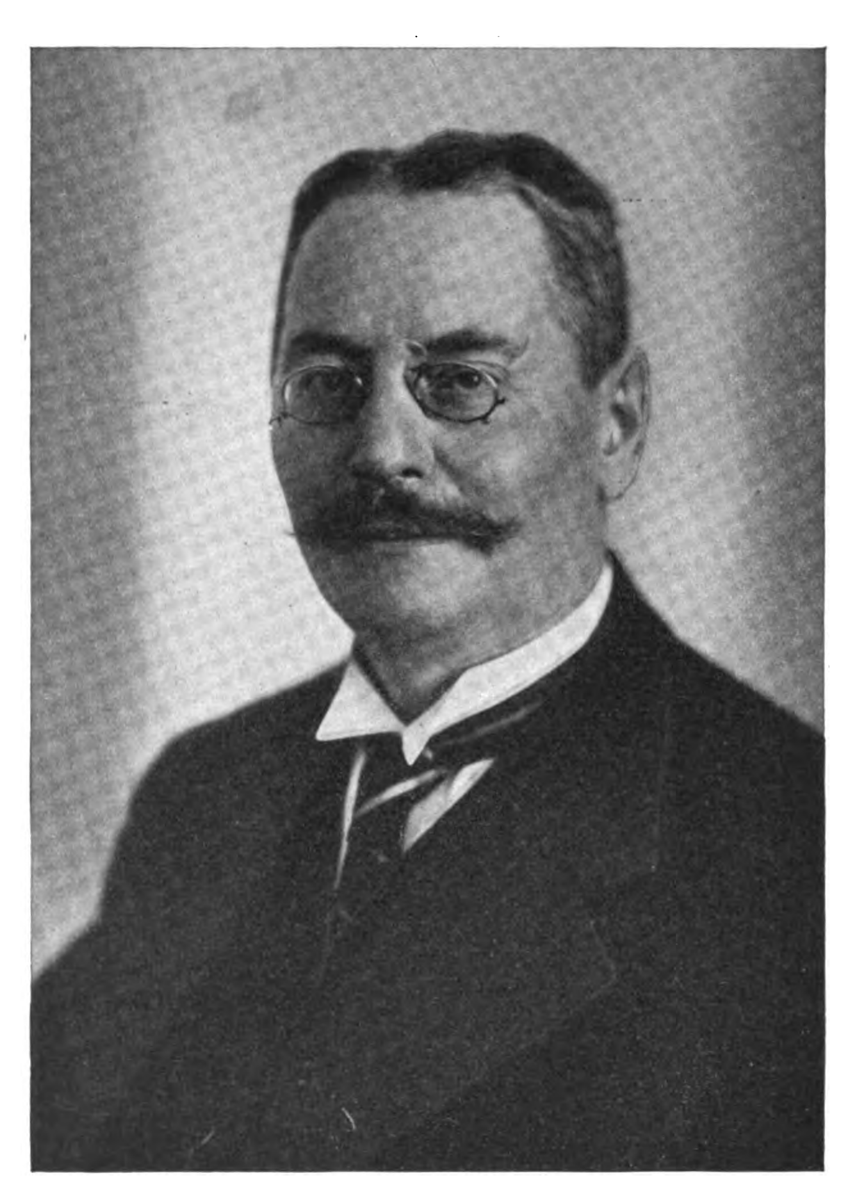
herausgegeben
von

Rudolf Stöwesand



Heckners Verlag, Wolfenbüttel
1930





Albert Schram.

Albert Schramm,

dem Manne der Buchkunde,

widmen dies Heft in dankbarer Verbundenheit

Bork, Ferdinand, Professor, Studienrat, Königsberg i. P.

Herbst, Hermann, Dr. phil., Bibliotheksrat, Stellvertreter des Direktors, Wolfenbüttel, Herzog-August-Bibliothek

Hommel, Hildebrecht, Dr. phil., Staatsbibliothekar, Würzburg, Universitätsbibliothek

Löffler, Karl, Dr. phil., Professor, Oberbibliothekar, Stuttgart, Landesbibliothek

Mentz, Arthur, D., Dr. phil., Oberstudiendirektor, Königsberg i. Pr.

Pfannmüller, Gustav, D., Professor, Oberbibliothekar, Darmstadt, Landesbibliothek

Schaible, Eduard, Regierungsrat, Darmstadt

† Schramm, Hans Albert, stud. phil., Wien

Schreiber, Heinrich, Dr. phil., Bibliothekar, Leipzig, Universitätsbibliothek

Schubert, Johannes, Dr. phil., Volontär, Leipzig, Universitätsbibliothek

Stöwesand, Rudolf, Dr. phil., Pfarrer, Starsiedel bei Lützen

Buch und Buchſtabe.

Prinzipielles und Perſönliches als Einführung
vom Herausgeber.

Buch und Buchſtabe ſind die Behälter, die der menſchliche Geiſt konſtruiert hat zu ſeiner eigenen Konſervierung, um ſich in ihnen zu erhalten und damit zu triumphieren über die Vergänglichkeit des Einzelindividuums, an das er einerſeits immer unlöslich gebunden iſt und mit dem er vergeht und von dem er doch andererſeits auf dieſe eine Weiſe abtrennbar wird und frei und bleibend.

Buch und Buchſtabe ſind die genialſten Erfindungen des menſchlichen Geiſtes, denn ſie bedeuten nichts mehr und nichts weniger als den Sieg über den Tod.

Buch und Buchſtabe ſind die Schalen, in denen der menſchliche Geiſt ſich ſelber auffängt und weiter reicht von einem Geſchlechte der Sterblichen zum andern.

Es kann nicht meine Aufgabe ſein, hier den Nachweis dafür zu erbringen, daß die Erforſchung und Kenntnis des weiten Komplexes, den die Worte Buch und Buchſtabe etikettieren, eine ſelbſtändige Wiſſenſchaft ſei. Das hieße Eulen nach Athen tragen, der Nachweis iſt erbracht. Schon liegt und zwar in allen Kulturſprachen eine auf den erſten Blick faſt verwirrende Fülle von Veröffentlichungen der mannigfachſten Art vor, die ſämtlich vom dickſten Nachſchlage- und Tafelwerk bis hin zum kurzen Zeitſchriftenaufſatz das Schreib- und Buchweſen behandeln. Gerade die letzten Jahrzehnte haben da mächtig voran gebracht. Glänzende Namen leuchten auf: Paul Schwenke, Konrad Haebler, Ernſt Vouilliéme, Hans Loubier, um nur wenige zu nennen; was dieſe Männer geleiſtet haben, bleibt. Und eine Schar von jüngeren Kräften iſt den verehrungswürdigen Altmeiſtern gefolgt, ununterbrochen ſind fleißige Arbeiter tätig, den ſtolzen verheißungsvoll begonnenen Bau weiter in die Höhe zu führen.

Unter ihnen, in vorderſter Reihe, König und Kärrner zugleich, wirkt der Mann, der nun auch ſchon 50 Jahre alt wird und dem aus dieſem Anlaß dieſe Blätter gewidmet ſind: Albert Schramm. Er iſt es, dem die neue alte Wiſſenſchaft den kurzen einprägſamen ſchlag- und bildkräftigen Namen Buchkunde verdankt; denn das Wort Buchkunde, das, wie er definiert, „im weiteſten Sinne die Kenntnis vom Buch, vom geſchriebenen und gedruckten Buch und allem, was mit ihm zuſammenhängt,“ [1]) umfaßt, begreift als übergeordneter Sammelbegriff die Schrift mit, „ohne die das Buch keine Bedeutung hat“, [1]) ſo daß es in der Praxis gar nicht nötig iſt, die ausführlichere und deutlichere Bezeichnung Schrift- und Buchkunde, Schreib- und Buchweſen, Buch und Buchſtabe anzuwenden, Buch ohne Buchſtaben gibt es ja nicht.

Es iſt immer reizvoll, das Werden eines Menſchen zu betrachten. Nichts kommt dem dankbaren Entzücken gleich, mit dem eine Mutter, ein Vater das langſame ſtetige Wachſen des eigenen Kindes beobachten, nichts der inneren Befriedigung, mit der dem Hiſtoriker die Entwicklung von Geſcheh-

[1]) Schramm: Die Buchkunde an den deutſchen Univerſitäten. Zeitſchr. f. Buchkunde 1924 Jg. 1 S. 1. Die bibliographiſch genauen Titel aller oben aufgeführten Werke Albert Schramms enthält der Schlußaufſatz aus der Feder ſeines Sohnes.



nissen und Menschen deutlich wird. Fichte hat recht: Das höchste Interesse des Menschen ist der Mensch.

Wie wurde Albert Schramm zu dem Manne der Buchkunde?

„Früh wächst das Mark in den Knochen der Söhne des Romulus." Noch keine sechs Jahre alt war das Knäblein, das, geboren als Sohn des Stadtakzisers am 5. August 1880 in Sindelfingen, Oberamt Böblingen, Königreich Württemberg, aber schon in frühester Kindheit mit den Eltern nach Ehingen an der Donau verzogen, dort in der Klippschule seine ersten i und n andächtig auf die Schiefertafel malte, freilich noch ohne zu ahnen, daß er dereinst in besonderer Weise der Welt der Buchstaben verpflichtet sein würde. Genau so wenig dachte der Gymnasiast von Eßlingen am Neckar an solche Zukunft, als er im Jahre 1892 die Gabelsbergersche Stenographie erlernte. Und doch erkennt die rückschauende Beobachtung in dieser scheinbar geringfügigen Tatsache das wesentlichste Merkmal seines geistigen Habitus und die folgenschwerste Entscheidung seines Lebens. Denn daß sich der Knabe die Fertigkeit des Kurzschreibens erwarb, das war keine Mußsache mehr wie das Schreibenlernen des ersten Schuljahres, das zwangsweise allen ABC-Schützen aufgenötigt wird, sie mögen wollen oder nicht, das war freiwilliges Interesse an der Schrift, war Drang, nicht Zwang, und somit tut schon der Zwölfjährige ganz spontan und in freier Entschließung den ersten Schritt auf der Bahn, die dann der Jüngling und Mann immer deutlicher als seine Bahn erkennen und schließlich unter energischer Abwendung von anderen Möglichkeiten der Lebensfahrt konsequent und zielbewußt beschreiten sollte.

Wie bezeichnend, daß der Tübinger Student der Theologie und Orientalia Zeit und Lust fand, im Jahre 1899 in Stuttgart die Stenographielehrerprüfung zu bestehen, daß er seine kirchengeschichtlichen Studien zum Anlaß nahm, Origenes und die drei großen Kappadozier auf ihr Verhältnis zur Tachygraphie zu untersuchen, daß er als Stenograph amtlich tätig war in der württembergischen Kammer der Abgeordneten und 1902 im braunschweigischen Landtag? Wohl führte er das einmal übernommene Studium durch und brachte es zu ehrenvollem doppelten Abschluß: Sommer 1903 bestand er die erste theologische Staatsprüfung, und Februar 1904 promovierte er in Tübingen zum Dr. phil. auf Grund seiner Dissertation „Die palästinischen Ortsnamen im Alten Testament". Halten aber konnte ihn weder die Theologie noch Württemberg. Die Session des sächsischen Landtages von 1903 auf 04 sah ihn als Hilfsstenographen in Dresden, die stenographische Landesamtsbibliothek zugleich als freiwilligen Helfer.

Albert Schramm ist nach Sachsen gekommen und in Sachsen geblieben bis auf den heutigen Tag.

Die erste Etappe dort für ihn hieß Dresden, und sein erstes großes Arbeitsgebiet wurde — nun kein anderes als die Stenographie. Unter Verleihung der Staatsdienereigenschaft, wie der amtliche Ausdruck lautete, am 1. Juli 1904 beim stenographischen Landesamte angestellt, am 7. Juni 1907 zum Assessor ernannt, am 26. April 1909 zum Regierungsassessor, war er dort fast ein Jahrzehnt hindurch tätig, praktisch bei Landtagen und Synoden, Stadtverordnetenversammlungen und Kongressen, Stenographielehrerprüfungen und Vorbereitungskursen für diese, vorwiegend aber literarisch. Sein Hauptverdienst war



die Herausgabe der erſten Bände des Handbuches der ſtenographiſchen Literatur, zugleich des Kataloges der Landesamtsbibliothek, eine Arbeit einzig in ihrer Art, die leider nicht fortgeführt werden konnte, da die dazu erforderlichen ſehr großen Mittel aus Stenographenkreiſen allein nicht aufgebracht werden können. Genau ſo wichtig und bedeutend war ſeine Fürſorge für die Bunten Blätter, dieſe prächtigſte illuſtrierte ſtenographiſche Zeitſchrift der Welt, die er von 1907 bis 1914 in Gemeinſchaft mit Ernſt Ahnert herausgab. Außerdem war er ſelbſtverſtändlich dem amtlichen Organ des ſtenographiſchen Landesamtes, dem ſogenannten Korreſpondenzblatt, ein treuer und eifriger Mitarbeiter; neben der allmonatlichen Bücherſchau und vielerlei Kritiken ſtenographiſcher Werke lieferte er ihm zahlreiche Aufſätze zur Stenographiegeſchichte: über ſteinerne Zeugen für Tachygraphie im Altertum, Tachygraphie und Märtyrerakten, zur Tiroliteratur, über Hippolyte Prévost, Thomas Shelton, Trithemius. Viele Jahre hindurch bearbeitete er auch, nachdem er den Teil Württemberg des ſtatiſtiſchen Jahrbuches der Schule Gabelsberger abgegeben hatte, die Literatur der Schule Gabelsberger in demſelben Jahrbuche. Lehrbücher entſtanden unter ſeiner fleißigen Feder, ein Vademecum für Gabelsbergerſche Stenographie als kurzer Ratgeber für Vereinsvorſtände, Unterrichtsleiter und Stenographielehrer 1913, eine franzöſiſche Ausgabe Sténographie française d'après le système Gabelsberger-Rausser, die 1929 in 7. Auflage herauskam, ein Göſchenbändchen „Stenographie nach dem Syſtem Franz Xaver Gabelsberger", ein weiteres über die Redeſchrift desſelben Syſtems 1914. Fortſchrittlich und weitblickend wie er war, ſchloß er ſich ſofort nach ihrem Entſtehen der neuen deutſchen Einheitsſtenographie, der Reichskurzſchrift, an und trat als propagator und propugnator für ſie ein in ſeinem Lehrbuch und Leſebuch in Reichskurzſchrift, die beide als Reclambändchen eine ungeheure Verbreitung erfuhren, und in ſeiner Anleitung zum Gebrauch der Redeſchrift der deutſchen Einheitskurzſchrift 1930. On revient toujours à son premier amour. Es zog und zieht ihn immer wieder zu ſeiner alten Liebe, der Stenographie, hier iſt die Domäne, in der er wirkſam bleibt, auch nachdem er längſt nicht mehr dem ſtenographiſchen Landesamte angehörte und auf ein weiteres Arbeitsfeld geführt worden war.

Doch ehe davon die Rede ſein kann, muß erſt noch einer anderen geiſtigen Provinz gedacht werden, die ſein reger Geiſt betrat und eroberte: das Eſperanto. In Polen hatte der Warſchauer Augenarzt Dr. Lazarus Ludwig Zamenhof (1859—1917) das kühne auch ſchon von anderen verſuchte Projekt der Schaffung einer künſtlichen Weltſprache wiederum aufgegriffen und als Verwirklichung eines alten menſchlichen Traumes das Eſperanto erdacht. Von der Großartigkeit des Gedankens begeiſtert und frei von engen Bedenken trat Albert Schramm auf Zamenhofs Seite und ſetzte ſchnell entſchloſſen ſeine jugendliche Stoßkraft für die Bewegung ein. Er rief das Sächſiſche Eſperanto-Inſtitut ins Leben, das jetzt als Reichsinſtitut ſeinen Sitz in Leipzig hat, wurde ſein erſter Leiter, erſtattete Rechenſchaftsberichte und ſetzte die Einrichtung der Eſperantolehrerprüfung durch. Durch Unterricht und Vereinsgründungen, Verſammlungen und Vorträge innerhalb und außerhalb des Landes warb er für die Sache. Auch hier war ſeine Feder fleißig, er redigierte die illuſtrierte Zeitſchrift La Bela Mondo 1908/09, danach ab 1910 als eine „Zeitſchrift für Eſperantiſten und ſolche, die es werden wollen", zunächſt mit Siegfried Lederer

zusammen, dann allein „Rund um die Welt". Sein „Lehrbuch der internationalen Hilfssprache Esperanto" liegt jetzt in 37. Auflage vor, sein viel später erschienenes „Fortbildungsbuch für den Esperantounterricht" in 3. Auflage. Den Höhepunkt seines Eintretens aber für diese Bewegung bedeutete der Weltkongreß von 1908, der Internationale 4. Kongreß, wie sein offizieller Name war, der unter dem Protektorate König Friedrich Augusts in Dresden stattfand. Den König als Protektor zu gewinnen für etwas, das immerhin problematisch war und ist, das war die erste Glanzleistung des Initiators dieses Kongresses Albert Schramm, die Art der Durchführung die zweite. 40 Nationen waren versammelt, an ihrer Spitze Zamenhof in Person. Ihnen allen predigte in der Kreuzkirche Lic. Dr. Kühn, jetzt Superintendent in Auerbach im Vogtlande, restlos von allen verstanden; 40 Nationen sangen das Laŭdu ni Dion. 40 Nationen sahen und hörten in der Hofoper, die der König zur Verfügung gestellt hatte, Goethes Iphigenie in der glanzvollen Übertragung Zamenhofs selber, aufgeführt durch Emanuel Reicher und seine Tochter Hedwig Reicher. Bei dem Ausflug nach Meißen kam Kotzebues Lustspiel „Die Unglücklichen" zur Aufführung, wobei die 11 Rollen von Vertretern der verschiedensten Nationen gespielt wurden, Herren und Damen aus Deutschland, Amerika, Schweden, Oesterreich, Catalonien, Frankreich, Polen, Finnland, England, Italien, Dänemark. Die prachtvoll gelungenen Festtage waren der Höhepunkt nicht nur des Eintretens Albert Schramms für das Esperanto, sie waren der Höhepunkt seiner gesamten Dresdener Tätigkeit überhaupt.

1913 verließ Albert Schramm Dresden und ging nach Leipzig, um hier das Amt eines Direktors des Deutschen Schriftmuseums und des Buchgewerbemuseums zu übernehmen, die beide vereinigt wurden, nachdem Johannes Schinnerer von der Verwaltung des Buchgewerbemuseums zurückgetreten war, und die etwas später, 1918, den neuen Namen Deutsches Museum für Buch und Schrift, kurz Buchmuseum, erhielten. Damit begann für ihn die zweite Etappe seiner Sachsenzeit, nach der Hauptstadt des Landes diente er nunmehr der Buchstadt, getreu dem genius loci und dem genius in seiner eigenen Brust widmete er sein Leben, das bisher der Schrift, zumal der Kurzschrift, ihrer Verbreitung und historischen Erforschung gegolten hatte, dem gesamten Schrift- und Buchwesen.

Vom 1. August 1913 bis zum 31. Dezember 1928 hat Albert Schramm die Stellung des Buchmuseumsdirektors innegehabt, und diese Mandel Jahre waren schwere und ungewöhnliche in jeder Beziehung. Daß er sofort bei seinem Amtsantritt gleichzeitig ehrenamtlicher wissenschaftlicher Direktor der großen Internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik wurde, der sogenannten Bugra, in deren Zeichen Leipzig 1914 stand, war das erste, das vermehrte Arbeitslast brachte. Dann kam das Außergewöhnlichste vom Außergewöhnlichen, das tod- und verderbenbringende Trifolium Krieg, Revolution, Inflation. Ganz allein, seiner wissenschaftlichen Mitarbeiter beraubt, die ihr Leben dem Vaterland zum Opfer brachten, mußte Albert Schramm neben seiner eigentlichen Arbeit am und im Museum die Bugra auflösen und abräumen, wobei es ihm gelang, vieles, was dort ausgestellt war, als Stiftung und Geschenkgabe für das Museum zu erhalten, so daß dieses mit einem Male den stattlichen Umfang von 88 Räumen annahm, für den die Stadt Leipzig zunächst die Betonhalle des Ausstellungsgeländes

zur Verfügung ſtellen konnte, bis auch ſie für Kriegszwecke gebraucht wurde und das Muſeum in dem gewaltigen Bau der Zeitzer Straße 8—14 Unterkunft fand. Hier lag es in den Tagen des Kapp-Putſches im Feuer der Aufſtändiſchen und der Reichswehr, ſo daß der Direktor das Schlimmſte für ſeine ängſtlich behüteten Schätze befürchtete; es wäre nicht das erſte Mal geweſen, daß ein bellum civile unerſetzliche Kulturgüter blindwütend zerſtört hätte. Die böſe Zeit war kaum glimpflich vorüber gegangen, da drohte ein neues Geſpenſt: die wahnwitzige Geldentwertung machte die Erſchwingung der Miete für die vielen Räume zu einer Unmöglichkeit, und zum zweiten Male mußte Albert Schramm umziehen — man mache ſich klar, was es bedeutet, allein mit unzulänglichen Hilfskräften mit einem Muſeum umzuziehen —, diesmal als Gaſt in den Weſtflügel der Deutſchen Bücherei am Deutſchen Platz. Dort iſt das Muſeum noch jetzt, auf das äußerſte eingeengt; hoffentlich kann ihm bald ein würdiges eigenes Haus gebaut werden. Es wird kaum je wieder ein Muſeumsdirektor mit ſolchen Schwierigkeiten zu kämpfen haben werden, wie ſie Albert Schramm ſich gegenüber ſah in den ſchweren Jahren ſeiner Amtszeit. Dabei hat er nicht nur ehrenhaft behauptet, was ihm überantwortet war, er iſt im Gegenteil — das wurde ſchon angedeutet — noch darüber hinaus semper Auguſtus, allezeit Mehrer des Reichs, geweſen und hat das ihm anvertraute Inſtitut ebenſo gefördert wie die Wiſſenſchaft, der es dient, die Buchkunde.

Das vornehmſte Hilfsmittel dazu wurde ihm die Bugra. Der Aufbau der Kulturhalle brachte ihn genau wie ihr Abbau in Verbindung mit der Welt und ihren Wiſſenſchaftlern. Es iſt nur zu erklärlich, daß ſein Gelehrtenherz höher ſchlug vor dem großartigen Anſchauungsmaterial, wie es auf der Bugra in einer bisher nie erreichten Vollſtändigkeit vor Augen lag, und daß er alles daran ſetzte, davon zur Bereicherung ſeines Muſeums zu erlangen, was nur möglich war, weil es ja auch wirklich jammerſchade geweſen wäre, wenn das mit ſolchem Fleiß und Wiſſen Zuſammengetragene wieder in alle Winde verweht worden wäre. Ein zweites Hilfsmittel, Beziehungen in die Ferne zu erlangen und für das Muſeum nutzbar zu machen, bot ihm ſein perſönliches Verhältnis zu dem bekannten Staatsſekretär des Auswärtigen Amtes der Bethmannzeit von Kiderlen-Wächter; der Diplomat, Tübinger Normanne wie Albert Schramm, lieh gern dem Bundesbruder ſeinen Einfluß, indem er die deutſchen Amtsſtellen im Ausland anwies, den Sammelwünſchen des Leipziger Buchmuſeumsleiters bereitwilligſt entgegenzukommen. Das reichhaltige chineſiſche Gelehrtenhaus einſchließlich der koſtbaren großen Wandſchmuckrolle, die das von der 1908 verſtorbenen Kaiſerin-Witwe, der langjährigen Regentin Chinas, eigenhändig ſchwungvoll gemalte Glücksſymbol Langes Leben trägt, hat durch ſolche Vermittlung ſeinen Weg nach Deutſchland gefunden. In gleicher Weiſe verhalfen ihm ſeine Eſperantiſtenfreunde zu indiſchen Palmblattbüchern von den einfachſten im Holzumſchlag bis zu den wertvollſten in ſilberbeſchlagenen und edelſteinbeſetzten Deckeln; es halfen ihm die Miſſionare von Baſel zu Botenſtäben aus Afrika und zu jener merkwürdigen Schrift, die der intelligente Ndzoya von Bamum in Kamerun in unſeren Tagen für ſein ſchwarzes Volk erfunden hat — von allem anderen ganz zu ſchweigen.

So an der Quelle sitzend wie kaum ein anderer, war Albert Schramm, seit 1915 übrigens Professor, stets lebhaft bemüht, den reichsprudelnden Born auszuschöpfen und zu ihm heranzuführen. Mit Aufsätzen zur Bugra begann er, er schrieb über die internationale Stenographieausstellung dort, das Esperantohaus, das russische Haus, die Ausstellung der deutschen Kolonien, die Hausbibliothek des Kaisers, das Schrift- und Buchwesen der Mittelmeerkulturen. Das Buchmuseum selbst erschloß er durch mehrere Führer, seine Geschichte durch die sehr instruktive Darstellung „Das Buchmuseum zu Leipzig 1885—1925", seine Wiegendrucke durch den Inkunabelkatalog von 1925. Ein beliebtes Lehrbuch wurde der bei Quelle & Meyer erschienene Band Schreib- und Buchwesen einst und jetzt. Zum lutherischen Weltkonvent von 1923 schuf er — zusammen mit dem Inspektor der Leipziger Mission, jetzigen Oberpfarrer in Chemnitz, Gerber — die Festschrift der Illustration der Lutherbibel. Die illustrierten Bibeln der Inkunabelzeit hat er gesondert behandelt, ebenso Günther Zainer in einem gründlichen sehr lesenswerten Aufsatz in Werden und Wirken, der großen Festschrift zu Karl Wilhelm Hiersemanns 70. Geburtstag. Sein standard work aber ist der Bilderschmuck der Frühdrucke bei Hiersemann; von dem auf 28 Bände berechneten Riesenwerk liegen bisher 12 mächtige Folianten vor. An Neudrucken in Faksimile brachte er das Donatblatt heraus, das im Besitze des Buchmuseums ist, den Ackermann von Böhmen Konrad Fyners, den Tuberinus Günther Zainers, den Totentanz vermutlich Heinrich Knoblochtzers, den Brief Graf Eberhards im Barte an Herzog Siegmund von Oesterreich Michael Greyffs, das japanische Kamisuki Choho-ki (zu deutsch: Bequemstes Handbuch der Papierherstellung) von Jahre 1798 von Kunihigashi Jibei. Der Krieg bot ihm Stoff zu zwei größeren Arbeiten, einer Zusammenstellung aller Kriegszeitungen, soweit er ihrer oder Nachrichten über sie habhaft werden konnte, und des Kriegsnotgeldes, ferner zu einer eigenen Kriegszeitschrift Die Heimatpost. Auch daß er sich mit der Blindenschrift und der Schaffung von Blindenliteratur beschäftigte, war eine Folge des Krieges und seiner Verwüstung am menschlichen Leibe.

Über dem allem kam das rein Äußerliche der Verwaltung, wie es der eigentümliche Doppelcharakter des Instituts als eines Museums der Bücher, eines Museums also und einer Bibliothek, bedingt, das Museums- und Bibliothekstechnische, keineswegs zu kurz. Schon die Bibliothek des stenographischen Landesamtes in Dresden verdankte ihm außerordentlich viel: ihre vollständige Neuordnung und Neueinteilung, ihre Ausstattung mit Mobiliar und Katalogeinrichtungen, ihre sorgfältige Verwaltung und Vermehrung. Ähnlich durchgreifende Änderungen führte er in der Bibliothek des Buchmuseums ein; daß heute neben dem bis dato nur allein vorhandenen alphabetischen Katalog, der unter ihm streng nach den Preußischen Bestimmungen durchgeführt worden ist, ein Standortskatalog in 34 Bänden existiert, ein Schlagwortkatalog, ein Künstlerkatalog, einige Kataloge für die einzelnen Abteilungen, seit 1918 auch eine nach Schlagworten geordnete Kartothek über alle wichtigen Zeitschriftenaufsätze, die Buchkunde und Kunst betreffen, das ist sein Werk. Eigene Veröffentlichungen technischer Art sind seine Bugrabibliographie, die Zusammenstellung der deutschen Verlage in „Deutschlands Verlagsbuchhandel" und der deutschen Wissenschaft und Kunst

in der von ihm besorgten zweiten Auflage des Pantheon. Er ist der Begründer und Herausgeber des Jahrbuches der deutschen Museen, das 1930 im 3. Jahrgang da ist; er ist der Bearbeiter der Bibliographie der Museumskunde, des 1929 neu erstandenen amtlichen Organs des deutschen Museumsbundes.

Mit dem 1. Januar 1929 schied Albert Schramm vom Buchmuseum und übernahm am selben Tage hauptamtlich die Leitung der Bibliothekarschule, die er bisher bereits nebenamtlich verwaltet hatte. Schon immer nämlich hatte dem weitblickenden Praktiker die Heranbildung geeigneten Nachwuchses für den immer stärkere Anforderungen stellenden Bibliotheks- und Museumsdienst sehr am Herzen gelegen, schon immer hatte er auf die Begründung einer selbständigen Bibliothekarschule gedrängt; und schließlich war es seiner nimmermüden Energie gelungen, trotz vieler Einwendungen und Bedenken, ja trotz des Krieges im Jahre 1915 ihre Einrichtung durchzusetzen. Er erreichte auch bald die Krönung dieses seines Werkes dadurch, daß das sächsische Kultusministerium im September 1917 eine bibliothekarische Staatsprüfung für den mittleren Dienst einführte, der nebenbei bemerkt die für den höheren Dienst 1919 folgte, und ein staatliches Prüfungsamt einsetzte, in dem er, von Anfang an hineinberufen, jetzt noch als letzter der ersten Mitglieder sitzt. Hunderte von dankbaren Schülern und Schülerinnen sind seit der Zeit in seinen Vorlesungen und Vorträgen, auf seinen Führungen und Studienreisen gewesen, hunderte werden es — so hoffen wir — in Zukunft noch sein, denn die Bibliothekarschule hat sich von Anfang an einer stetigen Blüte zu erfreuen gehabt, und auch ihr gegenwärtiger status ist erfreulich wie je.

Unter solchen Auspizien verläßt Albert Schramm das erste Halbjahrhundert seines Lebens, so schreitet er hinein in das zweite, der Sohn des Württemberger Landes, den er auch in Sachsen nie verleugnet hat in seiner temperamentvollen Beweglichkeit, der wackere Schwabe, der sich nit forcht, sondern aufrichtig und gerade seine Meinung sagt, auch dann, wenn er damit aneckt, viel zu ehrlich, um tayllerandhaft die Sprache dazu zu mißbrauchen, seine Gedanken zu verbergen. Damit hat er manche befremdet und manche gewonnen, wie es denn immer auf die Art ankommt, mit der man Menschen und Dinge beschaut, ob mit konvexer oder konkaver Brille oder gar natürlich mit den gesunden Augen. Albert Schramm ist immer ein natürlicher Mensch gewesen und ein natürlicher Mensch geblieben, umgänglich und zugänglich, ohne Kothurn und Stelzen, gleich aufgeschlossen Menschen und Problemen gegenüber, in keiner Weise eng oder einseitig, ein großer Anreger zu vielen Monographien[1]) und Doktorarbeiten, genau so fesselnd in der Unterhaltung wie in der Vorlesung, hier auch geschätzt um der Späne willen, die so nebenbei abfallen, der aufschlußreichen Exkurse wegen über das und jenes, was er neben dem eigentlichen Thema in interessanter Plauderei zu sagen weiß. Seine ermutigende Güte haben alle spüren, seine freundliche Hilfsbereitschaft viele erfahren dürfen.

---

[1]) Ich darf hier dankbar bekennen, daß auch meine eigene Arbeit „Der heutige Bestand der Welt an Gutenbergbibeln mit besonderer Berücksichtigung derer in den alten Einbänden" (Archiv für Schreib- und Buchwesen, Sonderheft Nr. 2, 1929) auf seine Anregung zurückgeht. „Sie könnten eigentlich mal alles zusammenstellen, was wir über die noch existierenden Gutenbergbibeln wissen", sagte er eines Tages. Und das habe ich dann getan.



Mit dankbarem Stolze mag er zurückblicken auf das erſte Halbjahrhundert ſeines Lebens, das Mühe und Arbeit war und darum köſtlich. Denn was gibt es Schöneres auf der Welt als Mühe um Dinge, die einem der Mühe wert ſind, und Arbeit, die man von innen heraus tun muß, weil man einfach nicht anders kann! „So mußt du ſein, du kannſt dir nicht entfliehen, ſo ſagten ſchon Sibyllen und Propheten; und keine Zeit und keine Macht zerſtückelt geprägte Form, die lebend ſich entwickelt." Das zwölfjährige Kind ſchon hob ſein Genius auf den rechten Weg; noch mit verbundenen Augen, in ſeinem dunklen Drange unbewußt deſſen, was ihm geſchehen war, tat er die erſten Schritte. Doch als die Binde fiel, da durchdrang ſein ſehender Blick je mehr und mehr das weite Gebiet ſeines Königreiches, da ſchritt er munter fürbaß, da griff er fleißig zu, auch Kärnerarbeit nicht verſchmähend, vom Groſchenbüchlein und Reclamheft bis hin zum Rieſenfolianten reicht ſein bibliographiſches Werk. Und ſehend und ein Seher iſt er geblieben bis auf den heutigen Tag. Denn das iſt es, was ihn beſonders auszeichnet und ganz und gar für ihn charakteriſtiſch iſt, die intuitive Sicherheit, mit der er Ziele ſieht und Ziele ſteckt. Und dann brauſen die ſchnellen Roſſe ſeiner lebendigen Phantaſie mit ihm davon, er ſieht im Geiſte ſchon all das vollendet, was in Wirklichkeit noch kaum oder gar nicht begonnen iſt, er iſt ſchon mitten drin in der Zukunft und ſchaltet und waltet in ihr wie in der Gegenwart. So ſah auch Zeppelin, ſein großer Landsmann, ſein wirkliches Luftſchloß ſchon wirklich in der Luft fliegen, hörte das donnernde Lied der Propeller und ſtand am Steuer — und es war doch noch keine Aluminiumrippe an der anderen, und die Leute lachten über ihn und ſchimpften ihn einen Narren. Solchen Tadel hat ſich noch jeder gefallen laſſen müſſen, der weiter ſieht als die Mitwelt; doch iſt durch ſeine Tatkraft aus dem Traume wirklich Wirklichkeit geworden, dann haben die klugen Andern das alles natürlich ſchon lange vorher gewußt. Indes hat ſich noch niemand, den der Genius trieb, von den Vielzuvielen irre machen laſſen, und Albert Schramm zumal, ſoviel er auch ſchon erreicht und geleiſtet hat, hängt mit leidenſchaftlicher Zähigkeit an dem, was noch erreicht werden muß. Voller Pläne geht er hinein in das zweite Halbjahrhundert ſeines Lebens, und ihr vornehmſter iſt die Sorge um die Wiſſenſchaft vom Buch und Buchſtaben, *ſeine* Wiſſenſchaft, der er nun einmal in beſonderer Weiſe verbunden iſt.

Noch hat ſie ja nicht die ihr gebührende Stellung. „Wenn *ein* Wiſſenszweig an den deutſchen Univerſitäten im argen liegt, ſo iſt es die Buchkunde." Dieſe Worte, mit denen er in dem großen Einleitungsaufſatze „Die Buchkunde an den deutſchen Univerſitäten, Anregungen auf Grund einer Rundfrage" den erſten Jahrgang ſeiner Zeitſchrift für Buchkunde im Jahre 1924 wie mit einem Fanfarenſtoß eröffnete, gelten leider noch heute. Noch iſt dies Wort Buchkunde, das er empfohlen hat, nicht in die neuſten Auflagen des Brockhaus und Meyer hineingedrungen: ſie kennen nur Buch und Buchkunſt. Wohl gibt es Profeſſoren der Bibliothekwiſſenſchaft in Berlin, Leipzig, München, Göttingen, Tübingen, Freiburg, Heidelberg, Bonn, ſogar einen Lehrſtuhl für Buchhandelsbetriebslehre ſeit 1925 an der Handelshochſchule Leipzig, es gibt Lektoren der Stenographie, aber die Buchkunde als Buchkunde hat noch an keiner Univerſität einen beamteten Vertreter.

Merkwürdig berührt das, wenn man von den Arbeiten eines Schwenke, Haebler, Loubier, Vouilliéme, Schramm herkommt; unwillkürlich hält man diefe tiefgründigen Forfcher für Zierden irgendeiner Univerfität. Aber das find fie nicht; fie find Lehrer ohne Katheder, Profefforen ohne Profefluren. Deutfchland hat noch immer keinen Lehrftuhl für Buchkunde. Und dabei ift die Zeit erfüllt, die Wiffenfchaft der Buchkunde ift da mit all ihren zahlreichen Unterdifziplinen: Gefchichte der Schrift von der Paläographie und Tachygraphie bis hin zur Stenographie, Gefchichte des Druckes, Inkunabelkunde, Gefchichte des Buchhandels, Buchkunft, Einbandforfchung — all diefe Arbeitsfelder werden fleißig beftellt und beackert, Jungmeifter find an die Seite der Altmeifter getreten, die Arbeit fleckt, die Wiffenfchaft blüht — aber noch immer hat kein deutfches Land die Nötigung verfpürt, dem lange Vorhandenen die gebührende ftaatliche Anerkennung zu geben.

Man wende nicht ein, das arm gewordene Deutfchland könne fich folchen „Luxus" nicht leiften. Das ift ja gerade der Jammer, daß man in der Tat nahe daran ift, die ftaatliche pflegerifche Fürforge für Wiffen und Wiffenfchaft als Luxus anzufehen. Es war zu Beginn diefes Jahres, daß der zuftändige Referent eines Volksbildungsminifteriums wörtlich zu mir fagte: „Die neue Regierung wird eine ausgefprochene Sparregierung fein; darunter leiden natürlich in erfter Linie die kulturellen Belange." Was find das für barbarifche Worte: „Natürlich in erfter Linie die kulturellen Belange!" Darf es dahin kommen, daß danach in der Praxis verfahren wird?!

Und dabei ift es durchaus möglich, fo gut wie koftenlos den notwendig gewordenen buchkundlichen Lehrftuhl zu errichten und zu befetzen.

Auch dafür weiß Albert Schramm Rat, der unermüdliche Vorkämpfer nicht nur der materia, fondern auch der forma feiner Wiffenfchaft.

Wie er die materia beherrfcht, das beweift fein Leben und Werk. Wie er fich faft väterlich um fie kümmert, das beweifen im befonderen feine nie abreißenden Bemühungen, die weit auseinandergezogenen und darum für fich allein faft auf verlorenem Poften ftehenden zahlreichen Mitarbeiter und Intereffenten zu einer ftarken Einheitsfront zufammen zu fchließen. Zu diefem Zwecke rief er feine erfte Zeitfchrift „Archiv für Schriftkunde" ins Leben, aber der Krieg machte fie ihm kaputt. Er wartete die Inflation ab und gründete eine zweite, die er „Zeitfchrift für Buchkunde" nannte, 1924. Nachdem auch fie innerverlegerifchen Schwierigkeiten, die mit der Sache nichts zu tun hatten, 1925 zum Opfer gefallen war, warf er nicht etwa die Flinte ins Korn, fondern fchuf eine dritte, das nunmehr im 4. Jahrgang erfcheinende „Archiv für Schreib- und Buchwefen", das er mit Sonderheften ausbaute, von denen jetzt gerade das fünfte im Druck ift. Und um den fo gefammelten engeren Kreis der eigentlichen Mitarbeiter hat er in der Erkenntnis, daß ein deutfcher Verein für Buchwefen und Schrifttum für die alle Kulturvölker umfaffende Wiffenfchaft eine zu fchmale Bafis bilde, den weiteren Kreis der Intereffenten konzentrifch herumgefchloffen in der Internationalen Gefellfchaft für Schrift- und Buchkunde, die auf feine Initiative Oktober 1928 in der alten Buchftadt Frankfurt a. M. zufammentrat und zu deren erftem Präfidenten er gewählt worden ift.

Albert Schramm iſt eben nicht der Mann, der das Ziel hoch oben in die Wolken malt und es ſich nicht im geringſten angelegen ſein läßt, wie man dahin kommt. Er iſt noch immer trotz ſeines leuchtenden Idealismus Realpolitiker geweſen, der mit den vorhandenen Mitteln zu rechnen und hauszuhalten weiß und in ſeinem ſchon genannten Aufſatze „Die Buchkunde an den deutſchen Univerſitäten“ Vorſchläge gemacht hat, ſo einfach und einleuchtend, daß man ſich wundert, warum nicht ſchon lange nach ihnen verfahren iſt.

Zunächſt freilich ſieht es ſo aus, als fordere er das völlige Unmögliche, wenn er verlangt, daß ſich die Univerſitäten gleich ein ganzes Inſtitut für Buchkunde angliedern ſollten. Doch ſchränkt er dieſe Theſe ſofort dahin ein, daß ein ſolches Inſtitut natürlich nicht für alle Univerſitäten in Frage käme, ſondern nur für diejenigen, in deren Städten das Buchgewerbe blühe, alſo etwa Berlin, München, Leipzig, Frankfurt a. M.

Hierbei faßt er nun den Begriff Buchkunde im allerweiteſten Sinne, indem er zu der eigentlichen Buchkunde, welche Schrift, Druck, Inkunabelweſen, Buchhandel, Buchkunſt, Einband befaßt, noch zwei weitere Gebiete dazu nimmt, zum erſten die ſchon beſtehende Bibliothekwiſſenſchaft, alſo Bibliotheksverwaltungslehre, Bibliographie, Geſchichte der Bibliotheken, und zum zweiten das geſamte Buchrecht, das bisher innerhalb der juriſtiſchen Fakultät ſeine Stätte hat, das Urheberrecht und Verlagsrecht in ſeinen Verzweigungen in Deutſchland und der übrigen Kulturwelt. Es läßt ſich darüber ſtreiten, ob für ſolchen Oberbegriff der Ausdruck Inſtitut für Buchkunde ganz glücklich gewählt iſt. Nimmt man ihn, ſo nimmt man ja damit der eigentlichen Buchkunde den ihr und nur ihr zukommenden Namen. Ich würde deshalb vorſchlagen, das geplante Inſtitut, um Mißverſtändniſſe von vornherein auszuſchließen, nicht Inſtitut für Buchkunde, ſondern Inſtitut für Buchwiſſenſchaft zu nennen und dieſe Buchwiſſenschaft dann ſich in die drei großen Unterabteilungen der Bibliothekwiſſenſchaft, Buchkunde und Buchrecht gliedern zu laſſen.

Wie aber ſoll nun, that is there the question, ein ſolches Inſtitut für Buchwiſſenſchaft finanziert werden? Nichts leichter als das, ſagt Albert Schramm, man beſetze es lediglich mit ehrenamtlichen Dozenten, d. h. mit Honorarprofeſſoren! Jede der genannten Univerſitätsſtädte hat ja bereits Männer, die, in der Bibliothek oder ſonſt angeſtellt, ſchon in der Buchwiſſenſchaft arbeiten, von niemandem geheißen, aus Luſt und Liebe zur Sache. Das ſind die gewieſenen Profeſſoren. Man belaſſe ſie in ihrer Stellung, erteile ihnen aber zugleich den amtlichen Lehrauftrag für Buchwiſſenſchaft an der Univerſität, und das Inſtitut iſt fertig. Fürwahr eine verblüffend einfache Löſung, das Ei des Kolumbus.

Um hierfür ein Beiſpiel aus der Praxis zu geben: in Leipzig iſt das Inſtitut für Buchwiſſenſchaft de facto ſchon ſeit Jahren da, wenn auch noch nicht de jure und dem Namen nach, ſeitdem nämlich die Kurſe für den höheren bibliothekariſchen Dienſt beſtehen. Das iſt ſeit etwa einem Jahrzehnt der Fall, und an ihrer Einrichtung iſt Albert Schramm, der Initiator der Bibliothekarſchule für den mittleren Dienſt und ihr Leiter, ebenfalls nicht ganz unbeteiligt; ich erinnere nur an ſeinen Aufſatz im Korreſpondenzblatt des akademiſchen Schutzvereins „Einige Worte über die Ausbildung

der Bibliothekare", in dem er einer gemeinsamen Vorbereitung der Bibliotheks-, Museums- und Archivbeamten ein beachtliches Wort redet; und an der Durchführung solcher eben genannten bibliothekarischen Kurse ist er sogar sehr stark beteiligt. Denn während der Direktor der Universitätsbibliothek in seiner Eigenschaft als ordentlicher Professor für Bibliothekwissenschaft dies Gebiet traktiert, liest Albert Schramm als der gewiesene Fachmann über Buchkunde, und es wäre nicht schwer, den betreffenden Juristen der Universität als Dozenten für Buchrecht dazu zu fügen. Ähnlich günstig wie in Leipzig liegen die Verhältnisse in Berlin, München und Frankfurt a. M. Die zu solchen Instituten gehörenden Sammlungen und Handbibliotheken hat wiederum Leipzig in besonderer Weise in seinem Buchmuseum, in der Universitätsbibliothek und in der Deutschen Bücherei; aber auch Berlin, München und Frankfurt a. M. verfügen in ihren Staats- und Universitätsbibliotheken über all die Schätze, die dazu nötig sind.

Damit stünden wir dicht vor der Verwirklichung der alten Ziele Albert Schramms, dicht vor der Errichtung eines buchkundlichen Lehrstuhles, dicht vor der Errichtung eines ganzen Instituts für Buchwissenschaft. Aber wie so oft im Leben ist es auch hier: der letzte scheinbar leichteste Schritt ist in Wirklichkeit der schwerste. Sechs Jahre sind seit jenem hallenden Fanfarenruf verflossen, und noch immer nicht hat die Buchkunde die ihr zukommende äußere Anerkennung als Wissenschaft im Rahmen der universitas literarum erhalten. Der Kampf um Buch und Buchstabe ist noch nicht zu seinem siegreichen Ende geführt. So bleibt uns nichts anderes übrig, als mit dem verehrten Lehrer und Freund von neuem Panier aufzuwerfen und weiter zu fechten, und die Losung kann keine andere sein als die: Jungs, holt fast! Nunquam retrorsum!

Die Schrift der Karer.

Von Ferdinand Bork.

In der von dem vielgewundenen Maiandros begrenzten Landſchaft Kleinaſiens wohnten im Altertum die Karer. Man weiß nicht gerade viel von ihnen. Ihre große Zeit ſcheinen ſie gehabt zu haben, als ſie von Pſamtik im 7. Jahrhundert v. Chr. nach Ägypten gerufen wurden, um unter ſeinen Fahnen zu kämpfen und die Aſſyrer aus dem Lande zu werfen, die nach Aſſurachiddins glücklichen Feldzügen das Nilland beherrſchten. So iſt es gekommen, daß wir, von wenigen Inſchriftfunden auf kleinaſiatiſchem Boden abgeſehen, die meiſten kariſchen Schriftdenkmäler gerade aus Ägypten kennen.

Obwohl etwa 75 verſchiedene Graffiti und Inſchriften vorliegen, gibt es doch keine beachtliche Darſtellung der kariſchen Schrift und der kariſchen Sprache. Beide Probleme müßten eigentlich gemeinſam behandelt werden. Jedenfalls muß bei Fragen der Schrift oft die Grammatik und die Sprachwiſſenſchaft das entſcheidende Wort ſprechen. Nun iſt freilich unſer bisheriges Wiſſen um das Kariſche recht unbedeutend. Mit Sicherheit kannten wir außer einigen Vokabeln nur ein Poſſeſſivſuffix, das ich *.oo*[1] leſe. Aber gerade dieſes Suffix wird uns weiterhelfen.

Die kariſchen Inſchriften verdanken wir der unvergleichlichen Umſicht und dem unermüdlichen Suchen A. H. Sayce's. Was andere Forſchungsreiſende beigeſteuert haben, fällt gegenüber ſeiner Leiſtung kaum ins Gewicht. Außerdem hat er ſeine Funde ſofort veröffentlicht, ſogar auf die Gefahr hin, ſich ſpäter ſelber berichtigen zu müſſen. Leider aber hat ſeine Arbeit in den Kreiſen der Kleinaſienforſcher keinen rechten Widerhall gefunden. Nur J. Sundwall hat einen Beitrag „Zu den kariſchen Inſchriften und den darin vorkommenden Namen“ geliefert (Klio XI. [1911] S. 464 bis 480). Die Maſſe der von Sayce gehobenen Schätze ruht auch heute noch ungehoben in den Schriften der Society of Biblical Archaeology.

Somit iſt keine umfängliche Literatur zu bewältigen, ſondern als Quellen für die Schrift und die Texte kommen noch nicht ein Dutzend Veröffentlichungen in Frage, die meiſtens nur wenige Seiten, ja Zeilen, umfaſſen und die auch noch das enthalten, was ſchon vor Sayce bekannt geweſen war. Ehe ich ſie aber aufzähle, will ich die von mir verwendeten Abkürzungen der Fundorte und Gegenſtände zur Bezeichnung der Inſchriften bekannt geben.

Ab. = Abydos	Mand. = Mandelia	Sk. = Gregs Skarabäus
A. S. = Abu Simbel	M. = Memphis	Tr. = Tralles
D. P. = Diospolis Parva	N. = Naukratis	Vas. = Vaseninschrift
H. = Hešān	R. = Bronzering d. Br. Mus.	W. H. = Wadi Halfa
Ichn. = Ichneumoninschr.	Sais = Sais	Z. = Zagazig.
Kr. = Krya	Sl. = Silsilis	

Quellen.

1. A. H. Sayce, The Karian Language and Inscriptions (TSBA[2]) IX [1893] S. 112—154, 4. Tafeln.) Enthält die Inſchriften Ab. 1—30; A. S. 1—7;

[1]) Ein Punkt zwiſchen zwei Zeichen beſagt, daß vom Wortſtamme ein Praefix oder Suffix abgetrennt werden ſoll.

[2]) TSBA = Transactions of the Society of Biblical Archaeology.

Kr. 1; M. 1—4; N. 1; R. 1; Sk; Z. 1. Da ich die Inschriften nach den Fundorten usw. bezeichne und einige gleichlautende Nummern zusammenfasse, so stimmen die Bezeichnungen nicht überein. Damit man die Texte bei Sayce finden kann, möge ein Verzeichnis folgen:

Bork = Sayce	Bork = Sayce	Bork = Sayce	Bork = Sayce
Ab. 1 = IV, 1	Ab. 13 = IV, 16, 17	Ab. 25 = IV, 32	A. S. 7 = I, 7
Ab. 2 = IV, 2, 3	Ab. 14 = IV, 18	Ab. 26 = IV, 33, 34	Kr. 1 = VII
Ab. 3 = IV, 4, 24, 25	Ab. 15 = IV, 19	Ab. 27 = IV, 35	M. 1 = II, 1
Ab. 4 = IV, 5	Ab. 16 = IV, 21	Ab. 28 = IV, 36	M. 2 = II, 2
Ab. 5 = IV, 6, 9, 10	Ab. 17 = IV, 22	Ab. 29 = IV, 37	M. 3 = II, 3
Ab. 6 = IV, 7	Ab. 18 = IV, 23	Ab. 30 = IV, 38	M. 4 = II, 4
Ab. 7 = IV, 8	Ab. 19 = IV, 26	A. S. 1 = I, 1	N. 1 = V
Ab. 8 = IV, 11, 20	Ab. 20 = IV, 27	A. S. 2 = I, 4	R. 1 = VI, 2
Ab. 9 = IV, 12	Ab. 21 = IV, 28	A. S. 3 = I, 2	Sk. = VI, 1
Ab. 10 = IV, 13	Ab. 22 = IV, 29	A. S. 4 = I, 3	Z. 1 = III
Ab. 11 = IV, 14	Ab. 23 = IV, 30	A. S. 5 = I, 5	
Ab. 12 = IV, 15	Ab. 24 = IV, 31	A. S. 6 = I, 6	

2. A. H. Sayce. The Karian and Lydian Inscriptions (PSBA[1]) 17 [1895] S. 39—43, 1 Tafel) und

3. A. H. Sayce. Note to the Paper on the Karian and Lydian Inscriptions. (Ebenda S. 207); enthalten die Inschriften Sl. 1, 2; W. H. 1—6

4 Tituli Asiae Minoris I, E. Kalinka, Tituli Lyciae, Wien, 1901. Enthält Kr. 1.

5. A. H. Sayce, Lydian and Karian Inscriptions in Egypt. (PSBA 27 [1905] S. 123—128, 2 Tafeln). Enthält D. P. 1; Ichn.; Mand. 1; Sais 1; Sl. 3; Tr. 1, 2; Vas.

6. G. Legrain, Inscriptions from Gebel Abou Gorâb. (Ebenda S. 129, 1 Tafel). Enthält Sl. 1, 3—5.

7. A. H. Sayce, An Inscription of S-ankh-ka-ra. Karian and other Inscriptions. (PSBA 28 [1906] S. 171—177, 2 Tafeln). Enthält Sl. 6—11; M. 5, 6.

8. A. H. Sayce, Karian, Aramaic and Greek Graffiti from Heshân. (PSBA 30 [1908] S. 28—29, 1 Tafel). Enthält H. 1.

9. A. H. Sayce, Karian, Egytian and Nubian-Greek Inscriptions from the Sudân. (PSBA 32 [1910] S. 261—268, 1 Tafel). Enthält W. H. 1, 7, 8.

Die karische Schrift ist eine Mischung der Buchstaben, und zwar einer den westgriechischen Alphabeten verwandten Art, und von Silbenzeichen, die gleich oder ähnlich in der kyprischen Silbenschrift wiederkehren (vgl. Isaac Taylor, The Alphabet II S. 108—123). Taylor und Sayce halten die Silbenzeichen für die älteste karische Schrift und die Buchstaben für eine jüngere Aufpfropfung. Diese Ansicht ist richtig. Von den karischen Buchstabenzeichen fehlen *M*[2]) und *Φ*. Statt ihrer finden sich zwei aus der Silbenschrift geflossene Zeichen ähnlicher Gestalt und Bedeutung, *mi,* das auch *m* mitbezeichnen muß, und *vo.* Das Dasein dieser beiden sowie das Fehlen von *M* und *Φ* lassen die letzlich auf die minoischen Schriftarten zurückgehende Silbenschrift als älter erscheinen. Die in ihren Formen einfachere und doch ausdrucksfähigere Buchstabenschrift wird sich nicht auf einmal durchgesetzt haben, sondern ganz allmählich, und sie wird

[1]) PSBA = Proceedings of the Society of Biblical Archaeology.

[2]) M wurde ausgeschieden, weil es dem Buchstaben Schin zum Verwechseln ähnlich war.

von den Silbenzeichen nur die ſchwerer ſchreibbaren verdrängt haben. Daß ſich dabei *mi* und *oo* haben halten können, mag u. a. auf ihre doppelte Ähnlichkeit mit *M* und *Φ* zurückzuführen ſein. Ich halte es ſogar für ſehr wahrſcheinlich, daß *oo* an das griechiſche *Φ* angeglichen worden iſt, zumal da das zu Grunde liegende kypriſche *pu* dem kariſchen *oo* nicht gleich, ſondern nur ähnlich iſt. Auf die anderen der kariſchen Schrift fehlenden Buchſtabenzeichen komme ich ſpäter zurück.

Im Gegenſatze zu Sayce, der die Lautwerte der Zeichen mehr gefühlsmäßig beſtimmt hat, dringe ich auf eine einwandfreie Methode. Man muß die Buchſtaben und die Silbenzeichen geſondert behandeln und mit der Abteilung der letzteren aus dem kypriſchen Syllabare Ernſt machen. Daß dieſes Verfahren mit genauer Beobachtung des Sprachlichen Hand in Hand gehen muß, iſt ſelbſtverſtändlich. Ich brauche wohl nicht zu bemerken, daß meine Ergebniſſe oft von denen abweichen, die Sayce gewonnen hat.

Aber auch wenn wir beide den gleichen Weg zurückzulegen ſcheinen, gelangen wir oft zu verſchiedenem Ziele. Gewohnt, eine Sprache mit dem Ohre aufzufaſſen, mir vor allem das phonetiſche Geſamtbild klarzumachen, kann ich bei der üblichen Umſchreibung der Buchſtaben nicht halt machen, ſondern ich verſuche bis zu den Lauten ſelber vorzudringen. So wie das heutige Armeniſche die gleiche lautliche Grundlage aufweiſt wie das mit ihm nicht verwandte benachbarte Georgiſche, ſo werden auch das Kariſche und das Lykiſche, Sprachen gleicher Herkunft, die in nächſter Nachbarſchaft lebten, in ihren Lauten nicht zu ſtark von einander abweichen können. So halte ich es für methodiſch richtig, wenn ich bei der Beſtimmung der Laute meinen Blick nach den Lykiern hinwende, um dort Anregungen zu holen. Werden die Ergebniſſe nicht immer überzeugend wirken, ſo liegt das an dem wenig umfangreichen Stoffe, der nicht genug Belege zu liefern vermag.

Die Buchſtabenzeichen.

Die Buchſtabenzeichen laſſen, da die Inſchriften teils links- teils rechtsläufig ſind, namentlich bei E, F, K u. a. Verschiedenheiten erkennen, die auf die Richtung der Schrift zurückzuführen ſind. Im Folgenden beziehen ſich die den Abſchnitten vorangeſetzten Zahlen auf die Nummern der Schrifttafel, deen Umschrift von Nr. 3, 4, 9, 19, 46 etwas abweicht.

26. hat den Wert *k'h'*. Während Sayce ſich mit *kh* begnügen zu können glaubt, halte ich die Palatalaffrikate *k'h'* [1]) für den richtigen Lautwert, wie ja auch das benachbarte lykiſche Schriftſyſtem die gleiche Eigentümlichkeit zeigt (vgl. F. Bork, Skizze des Lükiſchen. § 5). Jedenfalls ſchließen ſich im Kariſchen an *k'h'* öfters ein *h'* oder ein *j* an, z. B. *a-o-no-k'h'.h'-h'e* (M.3), *K'h'*(?)*-che-k'h'-u-che+oo* (Ab.13) [2]) neben *K'h'*(?)*-h'e-k'h'-u-che* (Ab.14), ... *che-k'h'-h'e-che* (Ab.24) und *k'h'-ja* „der Mann" (A.S.7) neben *k'h'-a*(!) (M. 4). Der erſte Beleg iſt freilich nicht recht beweiskräftig, weil hier an den Stamm ein bekanntes Suffix *.h'-h'e* angefügt worden ist.

[1]) *K'* = *k* in norddeutschem „Kies"; *h'* = *ch* in norddeutschem „ich".

[2]) In meiner Umſchrift werden die Eigennamen in üblicher Weiſe durch große Anfangsbuchſtaben herausgehoben.

Buchstaben.

Nr.	semitisch	karisch	Laut
1.			a
2.			pf
3.			qh
4.			th
5.			e
6.			v
7.			c
8.		—	—
9.			þ
10.		—	—
11.			k
12.			l
13.		—	—
14.			n
15.		—	—
16.			o
17.			p
18.			č
19.			he
20.			r
21.			s
22.			t
23.			u
24.	—	—	—
25.	—		k'
26.	—		kk'
27.	—	—	—

Silbenzeichen.

Nr.	kyprisch	kypr. Wert	karisch	Kar. Wert
28.		ko		ko
29.		ti		ti
30.		to		to
31.		pe		pe
32.		ta		ta
33.		te		te
34.		ri		ri
35.		ro		ro
36.		mi		m., mi
37.		no		no
38.		ja		ja
39.		jo		jo?
		le		le?
40.		pa		va
41.		pu		vo
42.		u		vu
43.		še!		se
44.		ke!		ke
45.				?

Ligaturen.

Nr.			karisch	Wert
46.				he+vo
47.				mi+vu

Tafel der karischen Schrift.

25. Die Bemerkungen zu Nr. 26 beruhen aber auf der Vorausſeƫung, daß das von Sayce *h* geleſene Zeichen Nr. 25 *h'* zu ſprechen iſt, alſo den ich-Laut darſtellt. In dem lykiſchen Schriftſyſteme habe ich dem entſprechenden kreuzförmigen Zeichen, welches in griechiſcher Widergabe gelegentlich als *σ* erſcheint, den gleichen Lautwert zugeſprochen. So wie im Lykiſchen Bildungen wie *h'rppe, h'ppṇtəros, h'ttãme,* mit *h* geleſen, lautliche Unmöglichkeiten ſind, die kein Menſch ſprechen, geſchweige denn mit dem Ohre aufnehmen und in der Schrift feſthalten kann, genau ſo iſt der kariſche Name *A-l·ʋ-th-h'..* mit einem *h* ſchlechterdings unausſprechlich. Man wird auch hier auf die Ausſprache *h'* hingedrängt. *h'* iſt mit *k'h'* verwandt, da in dem Namen *A-ri/R(e)-a h'.ja.l.ʋa(?)* (Sl. 1) der zweite Beſtandteil an den Namen der Sippe oder des Stammes *R(e)-a-k'h'.ja*-[*n*] der Ichneumoninschrift anklingt.

In einigen der kariſchen Beiſpiele habe ich *k'h'* mit einem Fragezeichen verſehen. Damit hat es folgende Bewandnis. Die Graffiti entbehren zuweilen der rechten Sorgfalt. Erſt das Verſtändnis der lautlichen Möglichkeiten, der Lesarten und der grammatiſchen Bildungen läßt erkennen, was im Einzelfalle gemeint ist. Wenn derselbe Name einmal *H'e-k'h'-u(?)-che.ʋo* (Ab. 12, 13), ſonſt *K'h'(?)-h'e-k'h'-u-che* u. ä. geſchrieben wird, ſo wird die erſte Silbe etwa *K'h'e* bezw. *Kh he* gelautet haben, die am Wortbeginne mundartlich zu *H'e* bezw. *Ḥe* vereinfacht worden ſein mag, ſo wie wir Norddeutſche aus Pferd, Pfad, Pfote ein Ferd, Fad, Fote machen. Wenn aber ein Schreiber dafür *U-che-k'h'-u-che.ʋo* oder *U-h'e-k'h'-u-che* einſeƫt, ſo hat er anſcheinend aus Nachläſſigkeit den ſenkrechten Strich vergeſſen, der *u* zu *k'h'* macht. Dieſer Strich ſcheint nur in Ab. 15 vorhanden zu sein.

Ähnliche Verſehen — vielleicht ſind es auch nur Verwitterungserscheinungen oder Leſefehler — finden ſich öfter. So wird *F* (= *ʋ*) gelegentlich ein dritter Seitenſtrich gegeben und es ſo zu *E* gemacht; oder es wird der *ʋo* durchziehende Strich vergeſſen und ſo *ʋo* in *o* verwandelt. Verwechslungen zwiſchen *no* und *ʋa* (Hörfehler!) zwiſchen *ʋa* und *ja* und zwiſchen *che*+*ʋo* und *che* (Weglaſſung eines Striches) kommen vor.

2, 3, 4. Wenn meine Annahme, daß das kariſche *k'h'* eine Affrikate iſt, ſtimmt, ſo wird man in gleicher Weiſe auch *B*, *Γ*, *Δ* als ſtimmloſe Affrikaten anſprechen mögen, als welche ſie ja im Lykiſchen auftreten (vgl. „Skizze" § 9, 11). Leider iſt der Beweisſtoff recht dürftig; aber das Wenige, das vorhanden iſt, iſt doch recht wichtig. Derſelbe Name wird einmal *M-a-qch-ʋu(?)-a.ʋo* (Tr. 1), das andere Mal *M-a-k'h'-ʋa(?)-se* (Ab. 2) geſchrieben. Im erſteren Falle ſteht er im Poſſeſſivus. Wenn der eine Schreiber einen Laut *k'h'*, der andere *qch* ſchreibt, ſo iſt entweder das eine falſch oder wahrſcheinlicher beides. In leƫterem Falle wären die zwei Schreibungen Notbehelfe, um einen Laut auszudrücken, der mit den Mitteln der kariſchen Schrift nicht erfaßt werden konnte. Dann aber würde doch aus den Schreibungen zu erſehen ſein, daß ein Affrikate gemeint iſt, und und daß dieſe in der Nähe von *k'h'* und von *qch* zu ſuchen iſt. Daß dieſe Schlußfolgerung berechtigt iſt, beweiſt der Schreiber von Sais 1 mit ſeiner Lesart *Mi-qch-k'h'-ʋa-se*. Er will andeuten, daß weder *qch* noch *k'h'* richtig ſind, ſondern daß die Wahrheit in der Mitte liegt: es ſoll nicht heißen *Miqchʋase* (*qch'* velar wie etwa im Worte Knödel, wie es in Tirol geſprochen

wird), auch nicht *Mik'h'ɒase* (*k'h'* etwa wie in norddeutschem *kch* im Worte Mückchen), sondern etwa wie *khh* d. h. wie ein *k*, dem ein *ch* wie im Worte „ach" folgt. Ein weiterer Schreiber hat die Sache noch anders angefaßt; er schreibt *Mi-ch(e)-k'h'-a(?)-se* (Ab. 2). Er hat durch Vorschlag eines *ch* das folgende *k'h'* aus einer vorderen (palatalen) in eine mittlere (gutturale) Affrikate verwandelt.

Der Name *M-h'e-s-n-a-pf-ɒa* (A. S. 1), *Mi-s-n-pf-ɒa* (M. 4; A. S. 6?) lautet im Komitativus *M-h'e-s-n-a-ɒo.r* (A. S. 7). Daneben kommt er ohne Suffix, also im Stammfalle, als *Mi-s-n-a-ɒ(o)-ɒu* (W. H. 4, 5; Sl. 7) vor. Für die Aussprache des *B* ist damit nichts gewonnen; eher könnte man vermuten, daß die letzte Schreibung, deren *ɒo-ɒu* ich *ɒ-ɒu* lesen möchte, ein zweigipfliges *ɒ* ausdrücken möchte. Daß derartiges beabsichtigt gewesen sein mag, scheint der Name *R-a-ɒ.mi-che.ɒo* (Ab. 27) zu beweisen, dessen erster Bestandteil *Raɒ.* auch in *R-a-ɒ u-ɒo-ɒ-c* (W. H. 7), in *R-a-ɒ.ri-ra-s(e)-a-che.ɒo* (M. 6) und in *R a-ɒu-ɒo.ri ra(?) h'(e) a-ɒ-h'e.ɒo* (Ab. 8) belegt ist. Im letzten Belege bedeutet *ɒu-ɒo* wohl: *ɒ-ɒo*.

Für *Δ* = *tth* habe ich keinen Beleg gefunden.

Da der dürftige Stoff den Ausbau der Beweisführung verhindert, so möchte ich mit Rücksicht auf meine Ausführungen über *k'h'* und *qch* die noch weiter gestützt werden sollen, den Leser bitten, meine Widergabe von *B*, *Γ*, *Δ* als „Arbeitshypothese" anzusehen. Jedenfalls mag das Obige zeigen, wie sich die Probleme der Schrift dem Phonetiker anders zu erkennen geben als dem Philologen.

6. In Verbindung mit der Widergabe der Zeichen *B*, *Γ*, *Δ* habe ich F als *ɒ* aufgefaßt, und die Silbenzeichen 40—42 mit *ɒ* beginnen lassen. Im Verlaufe der Entzifferung wurde es mir zur Gewißheit, daß das verbale Suffix *th* das der 1. Person Sing sein müsse. Dieses konnte aber aus sprachwissenschaftlichen Gründen nur die Widergabe eines aus *-hɒ* hervorgegangenen *-f* sein. Wenn nun die Schrift ein *f* durch *th* widergibt, so hat sie eben kein Zeichen für den Laut *f*; mithin ist der Buchstabe Nr. 6 ein *ɒ*.

Die Erörterung dieser Dinge aber gehört in eine Arbeit über die karische Sprache.

21. Eine erhebliche Schwierigkeit bereitete mir die Wiedergabe des Schin, das die Lage des M, aber schrägen Auf- und Endstrich hat.[1]) Lange war ich der Überzeugung, daß es sich um das Zeichen für den Laut š handele, habe diese Meinung aber aufgeben müssen und lese es *s*. Einige Schreiber nämlich, die die Laute im Ohre hatten, merkten, daß sie mit den Mitteln ihrer Schrift einiges nicht ausdrücken konnten. Sie halfen sich in der Weise, daß sie die Lautzeichen, die dem auszudrückenden Laute am nächsten standen, entweder neben- oder übereinander stellten. Andere, denen es nicht so auf die Lauttreue ankam, wählten eine annähernde Schreibung. Eine solche ist z. B. *s-a-tth* „Soldat" in W. H. 1. oder *ɒa-tth* (M. 1). Beide sind mit einander kaum zu vereinen. Dasselbe Wort wird aber in Sl. 3 geschrieben $\frac{th}{s}$*-tth-u* oder *s-th-tth-a*. Auf die merkwürdigen Endvokale, die

[1]) Die Ähnlichkeit des Mem und des Schin in der in Karien eindringenden Buchstabenschrift ließ es geraten erscheinen, das Mem auszuscheiden und dafür das Zeichen *mi* der Silbenschrift beizubehalten.



14) neben *K'h'(?)-che-k'h'-u-che+oo* (Ab.13), *U-a-k'h'-che.o* (Ab.8) und *o-th(?)-h'e-che* (Sl. 5), vielleicht neben *u-th h'e-h'* (Sl. 4).

Die am Wortanfange häufige Doppelkonsonanz z. B. *H'-ri o-ti, K-th-mi(?)-k'h'-ja-se(?)-che(?), K'h'-mi-o-o-s-k'h'.oo, L-oa r.ja-n, L-h'e-re-oo-tth-ja-ou(?)-s-a, L-ja-oo-o-c, L-ja-ti, N-h'e-h'-oo, N-h'e-p-u-k'h', N oa-th-u-p. ja.n, N-ra-k'h'-ou-o-ro-l-qch(?), S-l-m o-tth.oo, S-l ou k'h'-o.oo, S r-a oa.oo.h'-h'e, S-o-ch(e)-o-k'h'(oo)* ufw. läßt erkennen, daß das Zeichen *mi* beim Wortbeginne vor Konsonant meiftens *m* zu lefen fein wird. Damit aber wird, wie aus dem nächften Beifpiele hervorgeht, auch der Vokal *e* des Zeichens *h'e* gefichert werden. Man wolle vergleichen *M-h'e-s-n-a-pf-oa* und *Mi-s-n pf-oa, Mi-s-n-a-o(o) ou* u. a. m. Man lefe auch *M-h'e k'h'-a(?)-se* (Ab. 2) neben *M-a-k'h'-oa(?)-se* und *M-a-qch-ou-a.oo* (Tr. 1), die in fremden Gewande als *Μοξος, Μαγας* und *Mak'h'a* erfcheinen dürften. In Sais 1 wird diefer Name als *Mi-qch-k'h'-oa-se* überliefert, in dem die Verbindung *qch k'h'* befagt: nicht *qch*, auch nicht *kh'* fondern *khh.* Ob man ebenfo wie das Zeichen *mi* auch *che, h'e* und *se* bei Beginne und Schluffe der Wörter einfach *ch, h', s* lefen darf, ift möglich, läßt fich aber noch nicht erweifen.

Das Zeichen *h'e* führe ich zurück auf ein kyprisches Zeichen, das in der griechifchen Schrift den Lautwert *xe.* hat, in der alafifchen wohl den Wert *h'e.*[1])

Das Zeichen *che* halte ich für ein femitifches Qoph. Nur weil es ficher mit *h'e* wechfelt, glaubte ich ihm den Wert *che* zubilligen zu follen. Es ift durchaus möglich, daß es tatfächlich ein *ch* fein foll. Wie aber wäre in diefem Falle der Bedeutungswandel *q > ch* zu erklären? Vermutlich hat das alte *q* der Sprache etwa den Charakter des *q* im heutigen Georgifchen gehabt, das ein Mittellaut zwifchen Qoph und Ghajin ift.[2]) Wenn dies zutrifft, fo hätte die karifche Schrift für die Affrikate *qch* zwei Ausdrucksmöglichkeiten gehabt, Gamma und Qoph, und fie hat durch Hervorhebung des zweiten Beftandteiles im Qoph diefes Zeichen zu einer Spirans werden lassen und damit eine Lücke des Alphabetes ausgefüllt. Daß man das Qoph übernahm und Chet nicht, wird wohl darauf zurückzuführen fein, daß in dem gebenden Alphabete der Laut des Chet ein anderer war, der für karifche Lautverhältniffe nicht in Betracht kam, nämlich der eines langen *e.* Die Buchftaben find nicht von Aramäern oder Phoinikern entlehnt worden, fondern von den Griechen. Als die einwandernden Hellenen vermutlich nach heftigen Kämpfen die Infelkarer nach Kleinafien abdrängten, werden sie den zeitweife unterworfenen Karern ihre Schrift aufgezwungen haben.

32. *ra.* Die Infchrift Ab. 25 beginnt mit dem Namen *L h'e-re-oo-tth-ja-ou-s-a.* Es folgt *r-a* „er", „der" und der zweite Name *L(?)-(ja)-oo-o-c,* der ebenfo fuffixlos ift wie der erfte. Danach fteht wiederum *r-a* und ein Name im Poffeffivus, *Va-qch⁻h'e-th-oo.* Die beiden erften Namen find alfo nebengeordnet, „Lh'erevotthjavusa (und) er, nämlich Ljavoc." Von letzterem wird angegeben, daß er des Vakchh'eth Sohn fei. Das erfte *r-a* dient alfo zur Hervorhebung der Nebenordnung, das zweite zur Verftärkung der Unterordnung. Einfacher ift die Konftruktion in A. S. 1 *M-h'e-s-n-apf-o-a / r-a*

[1]) Vgl. mein Buch „Die Sprache von Alasia". (Mitt. d. Altor. Gef. V, 1. S. 12.)
[2]) R. Meckelein, Georgifch-deutfches Wörterbuch. 1928. S. X.

41. *Vo* ist meist das Possessivsuffix, z. B. *Mi-s-n-a-ʋ(o)-ʋu(?) H'e-ʋ(?)-ʋ-s-h'e-ʋo* „Misnavvu, des H'ev(a)vsh'e (Sohn)“ (W. H. 4). Zuweilen nennt der Schreiber nur den Namen seines Vaters, *E-mi-ʋo* „Emis (Sohn)“ (N. 1). Mitunter lautet das Suffix auch nur *ʋ*, z. B. *U-k'/h'-ʋo-ʋ.h'e U a-k'h'-che.ʋ mi-ʋu th.* „Ich Uk'h'vov, des Uakche (Sohn) habe (es) geschrieben(?).“ (Ab. 8). Die Fälle dieser Art erweisen *ʋ* als Anlaut des Zeichens *ʋo*. Dies wird noch dadurch bestätigt, daß ihm zuweilen ein *ʋ* vorangeht, z. B. *H'e-r-ʋ-ʋo-o-c, H'e-s-o.ʋ-ʋo, M-h'(e)-u-n-ʋa-no-o.ʋ-ʋo, H'-a-ʋ.ʋo* (Lesart *H'-a ʋ[?].ʋa[?]), R-o-r(e)-u-l(?).ʋ-ʋo, n a-ʋ-a-ʋ-ʋo(?)-s-o-(s).* Im ersten Belege folgt auf *ʋo* ein *o;* ebenso in folgenden Wörtern: *L-ja-ʋo-o c, R a-ʋ-u-ʋo-o-c, R(?)-e-s-n-che-ʋo-o-r(?)-?, U ʋo-o-c, ʋo-o(?)-pf-ti-l.* Damit wird der Auslaut *o* von *ʋo* sichergestellt. Zum Überflusse sei auf *s a-ʋ-o(?)* „Grab“ (M. 4) und *s a-ʋo* „Grab“ (Mand. 1) hingewiesen. — Die Verbindung von *ʋo* mit kyprischem *pu* dürfte keine Schwierigkeit machen; nur wird die karische Form stark von der des Φ beeinflußt worden sein.

40. *ʋa.* Diesem Zeichen geht zuweilen ein *ʋ* oder *pf* voraus, z. B. in *H'-a-ʋ(?).ʋa(?), H(e) ja-ʋ-ʋa-ja-no.ʋo, M-a-ʋ-ʋa-ja-e n,* neben *M-a-ʋ-a-ja-e-n, M-h'e-ra-ʋ-ʋa(?)-ʋo-u-ja, Mi-s-n-pf-ʋa,* neben *Mi-s-n-a-ʋ(o)-ʋu, M-h'e-s-n-a-pf-ʋa,* neben *M h'e-s-n(?)-a-ʋo.r, che-ja se ʋ ʋa(?)-s-h'e.*

Es wird zuweilen mit *ʋo* verwechselt, z. B. *H'-a-ʋ(?).ʋa* (Lesart *H'-a-ʋ-ʋo*), *Ri-k'h'-ʋa-h'e.ʋa(?) neben Ri-k'h'-ʋa(?)-h'e-che.ʋo.*

Die Gestalt des karischen *ʋa* weicht von der des kyprischen *pa* ab. Doch da die Vorgeschichte beider Zeichen unbekannt ist, ist heute eine Entscheidung, ob Verwandtschaft oder Unverwandtschaft anzunehmen ist, unmöglich.

44, und 19, *h'e* und *che.* Das erste Zeichen dürfte richtig als *h'e* bestimmt sein, da a. die Verbindung *h'-h'e* namentlich b. als Suffix „ich“ oft genug belegt ist und c. als solches mit einfachem *h'e* wechselt, z. B. a. *Vo-h'-h'e.ʋ, H'-h'e-th-u-p,* b. *H'e-s-o.ʋ-ʋo.h'-h'e, Ch(e)-h'e-ʋa-ʋ h'e.ʋo.h'-he, K'h'-u-o-c.ʋo. h'-h'e, M-a-ʋ-n-a-ʋo.ʋo.h'h'e, O-ʋ-u-c.h'-h'e, S-r-a-ʋa.ʋo.h'-h'e;* c. daneben aber *M h'e-s-h'e.ʋ.h'e, U-k'h'-ʋo.ʋ.h'e, K'h'-a-no.h'-h'e.h', M-ri-e-ʋ.h'e.h'.r.* In den zwei letzten Belegen wird das Suffix durch einfaches *h'* iteriert, „Kh'ano-ich-ich“ (= „Ich K'h'ano“), „Mriev ich-ich-mit“ (= „mit mir, Mriev“).

Es sei auch erwähnt, daß *h'e* auch auf *k'h'* folgt, z. B. in *K'h'?-h'e k'h'-u-che.*

Lautet aber *h'e* mit der palatalen Spirans *h'* an, so wird das damit wechselnde *che* mit der velaren beginnen. Eine oben angedeutete Möglichkeit, der Sache auf den Grund zu gehen, bieten die Fälle, wenn *h'e* und *che* über- oder nebeneinander gestellt werden, um anscheinend etwas Dazwischenliegendes zu bezeichnen. Es könnte sich wohl nur um den mittleren Laut der Reihe *h', hh, ch* handeln, *h'* ist unser ich-Laut, *hh* der ach-Laut, *ch* ein ganzer (velarer) uch-Laut. Es mögen die Belege folgen: { *He* / *H'e*-*ʋ-n-o-s* (Ab. 13. 15), ... { *h'e* / *che* (Sl. 3), — *a(?)-h'eche* (Ab. 7), *He-ʋ-a-ʋ-s-(e)-a-che+ʋo* neben *H'e ʋ-ʋ-s-h'e.ʋo* (W. H. 4, *H'e-k'h'-u(?)-che.ʋo* (Ab. 12, 13). Die Verbindung *k'h'-ch* zeigt, daß *ch* den vorangehenden Laut berichtigen will, daß also nicht *k'h'* gemeint sei, aber auch nicht *qch,* sondern *khh.* Belege: *L-ja-l-h'e-k'h'-che.ja(?) n.ʋo* (A. S. 7) *L-ja-l-h'e-k'h'-che* (Sl. 3), *K'h(?)-he'-k'h'-u-che* (Ab.

eine ſyntaktiſche Erſcheinung ſind, gehe ich hier nicht ein. Für die Schriftfrage beſagt die Über- und die Nebeneinanderſtellung von *s* und *th*, daß der widerzugebende Laut weder ein š noch ein *th* iſt, ſondern ein, anſcheinend ganz ſchwaches, dem *h* nahes *s*. Dafür ſpricht beſonders die Schreibung in M. 1.

7. Das Zajin umſchreibe ich im Anſchluſſe an das gleiche lykiſche Zeichen mit *c* (= ts). Ein Beweis dieſer Umſchrift iſt zurzeit nicht zu erbringen. Andere Möglichkeiten, wie *z*, ž, *ǧ* ſind denkbar.

18. Nur ein einziges Mal iſt Tsadē belegt in Sl. 1. Ich lege ihm den alten Wert des Zeichens, č, bei.

Beachtenswert iſt, daß das Kariſche anſcheinend drei Ziſchlaute kennt, *c*, *č*, *s*.

Das Schema der einfachen kariſchen Konſonanten, d. h. unter Ausſchluß der zweigipfligen und anderer möglicher Sonderlaute iſt etwa folgendes:

Artikulation	Fortes	Affrikaten	Spiranten	Ziſchlaute	Stimmhafte
Labiale	*p*	*pf*	*f*		*m*
Dentale	*t*	*tth*	*th*	*s*, *č*	*n*
Palatale	*k'*	*k'h'*	*h'*, *j*	*č*	*l*, *r*
Gutturale	*k*	*khh*	*hh*		
Velare	*˙q*	*qch*	*ch*		

Die Laute *j* und *hh* des obigen Schemas, das durchaus vorläufig iſt, werden ſpäter begründet werden. Den etwa 24 Konſonanten ſtehen die Vokale *a*, *e*, *i*, *o*, *u* gegenüber, von denen *i* kein eigenes Lautzeichen zu haben ſcheint, doch wird in den Silbenzeichen *ri*, *ti*, *mi* ein *i* zum Vorſcheine kommen.

Im ganzen ſcheint der Lautbeſtand dem des Lykiſchen verwandt zu ſein, doch haben die Karer anſcheinend mehr einfache und keine naſalierten Vokale.

Die Silbenzeichen.

Folgende von Sayce aufgeſtellte Gleichungen mit kypriſchen Formen nehme ich an: 28 *ko*; 42 *ʋu*; 36 *mi*, *m*; 33 *re*, 30 *to*; 43 *se*.

Sayce's Grundirrtum iſt ſeine Anſicht von dem Vokalreichtume des Kariſchen, die ihn veranlaßt hat, folgende Vokalzeichen anzunehmen: *a*, *e*, ĕ, *ä*, *ê*, *â*, *(ô)*, *ai*, *i?*, *i*, *o*, *ö*, *u*, *ü*, *(rv)*. In einem Falle hat er ſogar die Vermutung geäußert, daß das von mir mit *th* umſchriebene Zeichen Theta ein Vokal ſein könnte.

Welche Bewandnis hat es nun mit dem Vokalreichtume des Kariſchen? — In den Inſchriften begegnen uns Bildungen, die geradezu auffallend vokalarm ſind, wie *S·l-ʋu-k'h'-o* (= Σέλευκος?), *A-l-ʋ-th-h'*... *k'h'-s-n-s-o-s*, *l-s-h'e-s*, *k-r-k-r·(s')*, *ʋ-th-h'e che-?*, *S·ʋ-ch(e)·o k'h'·(ʋo)*, *S·l-m o-tth·ʋo(!)*, *Fa-ʋ-s-l-ja-(n)*, *s-ʋ-s-a* ... u. a. Unter dieſen iſt eine erhebliche Anzahl, die ſogar nach Sayce's Umſchrift als vokalarm gelten müſſen. Vokalarme Sprachen entbehren aber auch meiſtens einer feineren Ausarbeitung der Vokalfärbungen.

Wie mir ſcheint, ſind die meiſten der Sayce'ſchen Vokalzeichen verkannte Zeichen der Silbenſchrift. Um meine Arbeit nicht mit Polemik zu belaſten, will ich auf eigenem Wege vorzugehen verſuchen und beginne mit den einzelnen Zeichen.



Ri k'h'-va(?)-h'e.va(?), wo *r-a* nur die Unterordnung andeutet. „Mh'esnapva, er des *Rik'h'vah'e* (Sohn).“ Gerade dieſe Stelle läßt den Anfang von W. H. 2 verſtehen. *Ja-e/ra/M-a-th[s-vo], M-r(??)-o-ja.vo/Tth o-v.vo.* „Jae, er des Matths (Sohn), (Sohnes) des Mroja, (Sohnes) des Tthov“. An der Stelle der Schreibung in Buchſtaben, *r-a*, ſteht hier ein Silbenzeichen, deſſen Verwandtſchaft mit kypriſchem *ra* nicht zu verkennen iſt, und das wir ohne Bedenken *ra* leſen dürfen. Das gleiche Bild zeigt Ab. 19.

Was ſchon aus Ab. 25 hervorging, nämlich daß *ra* nicht „der Sohn“ iſt, wie Sayce vermutete, ſondern ein Pronomen „er“ „der“, wird durch Kr. 1 beſtätigt. Dieſe jüngſte aller kariſchen Inſchriften beginnt mit einer bis auf den Urgroßvater zurückgeführten Genealogie „Thokovus, des Rh'esavuk'h' (Sohn), (Sohnes) des Rorul, (Sohnes) des Slvuk'h'o (=Σέλευκος?)“ und ſie endet mit der kurzen Ausſage *ra k'h'-o-v-k'h'-o v h'e tth-a-vu.s* „er hat das Felſengrab gemacht“. Dieſe Überſetzung ergibt ſich mit Sicherheit aus der Tatſache, daß die Inſchrift über dem Eingange eines ſchönen Felſengrabes in der kariſch-lykiſchen Grenzlandſchaft Kaunien ſteht, ferner daraus, daß *k'h'ov k'h'ov* die Iteration eines Stammes *k'h'ov* iſt, der ſich im benachbarten Lykiſchen als *k'h'opa* „Felſengrab“ wiederfindet.

34. *ri.* Eine gewiſſe Ähnlichkeit hatte Sayce veranlaßt, die deutlich unterſchiedenen Zeichen *ri* und *se* zuſammenzuwerfen. Daß es wirklich zwei ſind, wird namentlich durch M. 6 bewieſen, wo ſie in der Namengruppe *R-a-v-ri-ra-s-(e)-a-ch(e).vo* auftreten. Man wolle auch Sl. 1 vergleichen. *Ri* iſt ein ziemlich ſeltenes Zeichen und kommt ſonſt noch in Ab. 3; A. S. 1 und M. 4 vor.

Die Verwandtſchaft des *ri* mit dem gleichbedeutenden kypriſchen Zeichen dürfte nicht zu beſtreiten ſein. Es iſt von beſonderer Wichtigkeit für das Kariſche, weil es uns die Erkenntnis zweier mit *a ri* beginnender Namen vermittelt, deren Wert auf ſprachlichem und geſchichtlichem Gebiete liegt, weil wir die mit *ari, ar* „gebend“ [1]) zuſammengeſetzten Namen von Nippur an über Mitani (Nordmeſopotamien) durch Kleinaſien hindurch bis nach Karien verfolgen können.

35. *ro.* In Ab. 25 kommt neben einem deutlichen *ra* ein ähnliches Zeichen vor, das ſich von dieſem durch einen ſenkrecht durchgeführten Strich unterſcheidet. Ich vermute darin ein *ro,* das auf das kypriſche *ro* wohl zurückgehen kann. Eine etwas abweichende Geſtalt hat das Zeichen in der Ichneumoninſchrift und eine weiter abſtehende in W. H. 1. Dieſe Form ſieht wie ein *u* aus, iſt aber von dem W. H. 1 vorkommenden u-Zeichen weſentlich verſchieden.

38. *ja.* Das mehrfach belegte quadratiſche oder rechteckige Zeichen wird mit kypriſchem *ja* zuſammengehören. Anſcheinend wurde das urſprünglich kreisförmige Zeichen ſo verändert, weil es von *o* nicht mehr unterſchieden werden konnte. Es kommen Verwechslungen dieſes *ja* mit dem nur durch einen kleinen ſenkrechten Strich abweichende *va* vor.

39. *jo* oder *le.* Wenn Sayce damit recht behalten ſollte, daß der in A. S. 3 belegte Name *A-n-a-jo-r.vo* mit 'Ανάγυρος zu verbinden ſei, ſo dürfte

[1]) Die Bedeutung des Stammes ergibt ſich aus dem Mitani.

das Zeichen, bei dessen Bestimmung man zwischen kyprischem *le* und *jo* schwanken kann, eher ein *jo* sein. Eine Entscheidung ist zur Zeit nicht möglich.

29. *ti.* Das Zeichen *ti* kommt nur in wenigen Namen vor, *L-ja-ti, H'-ri-o-ti, M-c-a-che-ti.* Außer seiner Ähnlichkeit mit kyprischem *ti* ist nichts zu Gunsten meiner Lesung anzuführen.

31. *pe* und 37. *no.* Die Zeichen *pe* und *no* sind den entsprechenden kyprischen gleich, bei letzterem könnte man auch vielleicht auch an *h'a* (= *xa*) denken, doch wird diese Möglichkeit wohl durch die Tatsache ausgeschlossen, daß zuweilen ein *o* auf *no* folgt, wie in *M h'(e)-u-n ϖa-no-o.ϖ ϖo* (Ab. 10). Ob man richtig handelt, wenn man das erste Zeichen *pe* liest, ist sehr fraglich. Wenn meine Annahme, daß das kyprische *pa* und *pu* zu *ϖa* und *ϖo* geworden sind, sich bestätigen sollte, so läge für *pe* der Lautwert *ϖe* näher. Bei der Seltenheit des Zeichens ist diese Frage nicht von erheblicher Bedeutung.

45. Dieses nur in Tr. 1 vorkommende Zeichen bleibt unbestimmt.

Ligaturen.

46. *che+ϖo.* Der karischen Schrift sind Ligaturen eigentümlich. Für *che+ϖo* gibt es zwei durch aufgelöste Schreibungen gedeckte Beweisstellen, *Che ϖ a ϖ s(e) a-che+ϖo* neben *H'e-ϖ-a-ϖ-s-h'e.ϖo* in Ab. 2 und *K'h'(?)-che-k'h'-u-che+ϖo* nebst *H'e-k'h'-u-che.ϖo* in Ab. 13. Es mag hier auch das vereinzelte ... *a ϖ-a-h'e-che+ϖo* (Ab. 18) erwähnt werden. In Ab. 15 ist der Strich, durch den die Ligatur gekennzeichnet wird, entweder vergessen oder übersehen worden.

47. *mi+ϖu.* Diese Ligatur wird durch eine leider auch nicht ganz klare Doppelung der Lesart halbwegs gestützt, beide nur in Ab. 8.

Zur Verwendung der Silbenzeichen.

In der karischen Schrift wirkt die Gewohnheit der Silbenschrift insofern stark nach, als die Silbenzeichen fast durchweg Silbenbeginner sind. Als Silbenschließer können gegebenen Falles nach den kyprischen Regeln wohl nur die e-haltigen Silbenzeichen gelten, sodaß man für *che, h'e, se, re, pe* die Werte *ch, h', s, r, p* voraussetzen darf.

Da, wie oben nachgewiesen, das Karische mehrkonsonantigen Beginn der Silben kennt, so wäre es möglich, daß nach den kyprischen Regeln Silbenzeichen ihren Vokal einbüßen könnten, daß also in *ϖo-ro-ϖo-r(?)-ϖu-č-mi* (Sl. 1) der Anfang *ϖro* zu lesen wäre. Bei dem geringfügigen Bestande an Silbenzeichen ist es sogar wahrscheinlich, daß die e-haltigen Silbenzeichen und auch andere am Wortanfange vor Konsonant ihren Vokal verlieren könnten, daß wir also *R(e) h'e'-s a-ϖu-k'h'.ϖo* (Kr. 1), *H̯(e) ja-ϖ-ϖa. ja-no.ϖo* (M. 1) u. ä. mit *R'he-* und *H̯ja-* beginnen lassen dürften.

Schwieriger aber ist die Frage zu beantworten, wie die Zweilauter mit folgendem Vokale zu lesen sein werden. Die beiden Beispiele *H̯e-ϖ a ϖ s*(e) a-*che+ϖo* neben *H'e-ϖ a-ϖ-*s-*h'e.ϖo* (Ab. 2) und *l*-s-h'*e.s* (Ab. 25) „sie haben gekauft(?)" neben *qch h'e*.s-h'(e)-a.*ch*(e)-*u* (Mand. 1) „wir haben gekauft" zeigen, daß die volleren Schreibungen *sa* bez. *h'a* meinen.

In beiden Fällen handelt es sich um einen Übergangslaut von *s* und vom palatalen *h'* zum velaren *ch.* Ein drittes Beispiel betrifft einen Namen,

der ſowohl aus dem 7. Jahrhundert v. Chr. als auch in einer zweiten um Jahrhunderte jüngeren Form bekannt iſt. *R·a ʋ* r o - l.*h'*(*e*)-*o·n* (Ichn.) und *R·o* r(e) - u l.*ʋ ʋo* (Kr. 1). Aus dieſer Gegenüberſtellung geht hervor, daß *re u·l* als *rul* zu leſen iſt.

Dieſe drei Belege zeigen, daß Verbindungen wie *h'e-a, h'e-o, h'e-u; che-a, che o, che u; re a; se a* wie *h'a, h'o, h'u; cha, cho, chu; ra; sa* zu leſen ſind.

Auffallend iſt, daß das Zeichen *ʋo*, obwohl ein *ʋu* vorhanden iſt, in mehreren Fällen vor *u* ſteht, z. B. *ʋ*(*o*) *u·jo·c h'e.ʋo* (Z.1), *ʋ*(*o*) *u jo c h'e.th* (M.4), *M·ʋ*(*o*)-*u.r* (Ab. 27), *M h'e·ra ʋ·ʋa*(?) *ʋ*(*o*) *u-ja* (M. 6). Ich möchte dieſe Tatſachen als Beweiſe dafür in Anſpruch nehmen, daß der Vokal des *ʋo*-Zeichens urſprünglich ein *u* geweſen iſt, daß alſo die Ableitung aus *pu* zu Rechte beſteht.

Schlußbemerkungen.

Sieht man von den Ligaturen ab, ſo enthält die kariſche Schrift, ſoweit wir ſie kennen, 21 Buchſtaben, 18 Silbenzeichen und einen Worttrenner. Von den Zeichen mit ſilbischem Werte ſind fünf *e*-haltig, *h'e, che, pe, re, se*. Sie mögen gewählt worden ſein, weil gerade dieſe am eheſten als einfache Konſonanten gelten konnten. Die vielen *r*-haltigen Zeichen *ra, re, ri, ro* empfahlen ſich wohl durch ihre Kürze gegenüber den Verbindungen *r a, r e* uſw.

Verſuchen wir einmal dieſem Gedanken nachzugehen, ſo muß es auffallen daß ſo manche unzweifelhaft kurze kypriſche Zeichen, wie *ta, lo, ʋe, sa, mo* nicht beibehalten worden ſind. Bei *ta* und *lo* mag die Verwechſelbarkeit mit *h'*, bei *ʋe* die Gleichheit mit *c* ausſchlaggebend geweſen ſein, *ša* konnte nicht übernommen werden, weil es dem normalen *u* völlig gleich war, und *mo*, weil es dem an *Φ* angeglichenen *ʋo* allzu ähnlich war. In allen Fällen war die Praxis des Schreibens ausſchlaggebend. Die kariſche Schrift iſt ein kluger Ausgleich zwiſchen der Silben- und der Buchſtabenſchrift, der ſich vor dem einen Syſtem durch größere Kürze, vor dem anderen durch größere Klarheit und Einfachheit der Formen auszeichnet.

Auf die ſchriftgeſchichtliche Stellung des dem kariſchen Syſteme zu Grunde liegenden Mutteralfabetes will ich nur ganz kurz eingehen. Nach dem Unterſuchungsbefunde kann man über dieſes folgende Ausſagen machen: 1. Ihm fehlte Sāmekh; dafür tritt Schin ein. 2. Ihm fehlte Chet. Wäre ein ſolches vorhanden geweſen, ſo hätten die Karer nicht auf dem Umwege über Qoph zum Ausdrucke des *ch* gelangen können. Gerade dieſe Tatſache ſcheint die unvermittelte Entlehnung von einem Semitenvolke auszuſchließen. 3. Vorhanden iſt Tsadē und zwar in einer altertümlicheren Form, als ſie in den archaiſchen Alfabeten von Thera, Melos und Kreta vorkommt. 4. Schin hat den Lautwert *s* wie bei den Griechen. 5. Wāw gibt den Laut *u* wieder. Außerdem wird davon ein Digamma mit dem Wert *ʋ* abgeſpalten, wie bei den Griechen. 6. Von den Zuſatzbuchſtaben iſt von den Karern *Φ* ausgeſchieden worden. *Ψ* hat den Lautwert *k'h'* und *X* den anſcheinend auf *ks* zurückgehenden *h'*.

All dieſe Tatſachen laſſen erkennen, daß das von den Karern entlehnte Mutteralphabet eine Vorſtufe der weſtgriechiſchen Alfabete iſt.

Es mag hier noch daran erinnert werden, wie sehr sich die Lautwerte der Zeichen haben wandeln müssen, um den Lautverhältnissen der karischen Sprache einigermaßen gerecht zu werden.

Es bleibt nur noch übrig, hurz über das Verhältnis der karischen Silbenzeichen zu den kyprischen zu berichten.

1. Eine Reihe von Zeichen stimmt in beiden Systemen überein, wie *ko, ti, to, pe, re, mi, no, le (jo)*.

2. Andere Zeichen sind einander ähnlich, wie *ri, ra, ro, se, h'e*.

3. *ou* ist aus anderen kleinasiatischen Schriftarten, auf Kypros als *u* bekannt. — Wie *oo* mit kyprischem *pu* zusammenhängt, wäre *oa* endlich mit kyprischem *pa* zusammenzubringen. Indessen möchte ich es nicht unerwähnt lassen, daß die letzte Form der Schrifttafel und Nr. 40 auch an das westsemitische Chet erinnern konnte. Doch sind die sprachlichen Folgerungen so ungeheuerlich, daß man von dieser Möglichkeit wohl absehen darf. Man müßte alsdann alle *o* des Karischen in *h* umsetzen. — Das Zeichen *ja*, das ursprünglich wohl ein Kreis gewesen ist, erscheint in der karischen Schrift als Quadrat oder Rechteck, weil es dem *o* zu Liebe differenziert werden mußte.

Scheidet man die offenbare Angleichung des *oo* an *Φ* aus, so kann man nur zu dem Schlusse kommen, daß die kyprische und die karische Silbenschrift nahe verwandt sind. Ob man aber es wird wagen dürfen, die karische auf die kyprische zurückzuführen, das möchte ich heute noch nicht entscheiden.

Das karische Schriftsystem als Ganzes erscheint als überaus wichtiges Glied der Gruppe der westasiatisch-griechischen Schriftarten.

Johannes von Brakel.

Ein Beitrag zur Bibliotheksgeschichte des Benediktinerklosters Klus bei Gandersheim

von Hermann Herbst.

Von kaum zu überschätzender Bedeutung für die Überlieferung des gesamten mittelalterlichen Geistesgutes durch Handschriften und späterhin gedruckte Bücher sind die Reformbewegungen innerhalb der Mönchsorden und der Laienwelt im Verlaufe des 15. Jahrhunderts. Namentlich sind von diesen die Windesheimer Kongregation der Augustinerchorherren wie die Brüder vom gemeinsamen Leben unermüdlich in diesem Sinne tätig gewesen. Der geistige Vater der moderna devotio, die in diesen beiden Kreisen ihren lebendigen Ausdruck findet, Gerhard Groot, mag ihnen vor allem als Beispiel für dies Streben gedient haben. Seine zahlreichen Briefe an Freunde, Gönner und Gelehrte, mit denen er im geistigen Austausch stand, legen Zeugnis dafür ab, mit welchem Eifer er Handschriften sammelte, welche Summen Geldes er darauf verwendete, Handschriftenverfertiger an den verschiedenen Orten zu beschäftigen, und wie er diesen gleichen Geist auch unter seinen Schülern und Freunden zu erwecken oder wachzuhalten suchte.[1]) Mit welchem Erfolge, das ist sonderlich zu betonen heute nicht mehr notwendig.[2]) Und auch in den Reformbewegungen anderer Orden findet sich dieses gleiche Streben. Die Ceremoniae[3]) der Bursfelder Kongregation, der bedeutendsten Bewegung dieser Art im Benediktinerorden, schreiben vor: Opera autem quibus se occupare debent fratres sunt hec: videlicet scribere libros aut rubricare vel ligare, pergamenum et alia necessaria preparare et his similia. Inter que scribendi exercitium tanto censetur esse utilius quanto spirituali vicinius. Ein eigenes Kapitel[4]) handelt weiter ausführlich über die Pflichten des Armarius, d. i. des Bibliothekars, der sämtliche Bücher des Klosters unter seiner Verwaltung hat, soweit sie nicht zu gottesdienstlichen Verrichtungen sich anderweitig im Chor, auf dem Altar oder in der Sakristei befinden. Wie sich diese Vorschriften in den der Reform angehörenden Klöstern auswirkten, darüber gibt es kaum Einzeluntersuchungen. Besonders günstig liegen die Verhältnisse bei dem Mutterkloster der Bursfelder Union, Klus bei Gandersheim. Ein umfangreiches

---

[1]) Nur auf einige markante Stellen brauche ich hier hinzuweisen: Brief Nr. 11 (ed. von Nolte in der Tübinger Theolog. Quartalschrift Jg. 52. 1870. S. 285–290); Brief Nr. 13 (ed. von Nolte a. a. O. S. 290–292); Brief Nr. 16 (ed. von Preger in Abhandlungen der histor. Klasse der kgl. bayer. Akademie Bd. 21. 1895. S. 50–51); Brief Nr. 28 (ed. von Hyma in Archief voor de Geschiedenis van het Aartsbisdom Utrecht. Deel 53. 1927. S. 25–32); Brief Nr. 32 (ed. von Preger a. a. O. S. 29–31); Brief Nr. 33 (ed. von Acquoy. Gerardi Magni Epistolae 1857. Nr. 9); Brief Nr. 37 (ed. von Acquoy, a a. O. Nr. 10); Brief Nr. 63 (ed. von Preger a. a. O. S. 34); Brief Nr. 64 (ed. von Preger a. a. O. S. 40–41).

[2]) Vgl. H. Vonschott, Geistiges Leben im Augustinerorden am Ende des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit (Berlin 1915) und E. Barnikol, Studien zur Geschichte der Brüder vom gemeinsamen Leben (Tübingen 1917). In beiden Schriften ist weitere Literatur angegeben.

[3]) Dist. 3 cap. 9. Ich zitiere nach dem in der Wolfenbütteler Bibliothek befindlichen Exemplar der seltenen Jnkunabel Hain 4883.

[4]) Dist. 2 cap. 8. Vgl. auch E. G. Vogel, Einiges über Amt und Stellung des Armarius in den abendländischen Klöstern des Mittelalters. In: Serapeum 4 (1843) S. 17–29; 33 bis 43; 49–55.



Material harrt hier noch der Ausſchöpfung, aus dem in den folgenden Ausführungen ein kleiner Ausſchnitt gegeben werden ſoll.[1])

Als Handſchriftenherſteller wie als Buchbinder wird aus der Reihe der Brüder des der Bursfelder Reform angehörenden Kloſters Klus bei Gandersheim mehrfach ein frater Johannes de Braclis genannt. In der Kluſer Chronik des Mönches Heinrich Bodo[2]) erſcheint er erſtmalig unter Abt Wedego von Klus (1460–1505), der ihn als Novizen in das Kloſter aufgenommen hat. Er wird genannt Johannes Doliatoris patria Braklensis.[3]) Vielleicht iſt das ſüdweſtlich von Höxter gelegene Brakel ſeine Heimat. Sein Name erſcheint noch einmal in der Liſte der Brüder unter Abt Konrad Hyſſung (1505–1541).[4]) Als ſein Todesjahr wird 1525 angegeben.

Dieſe beſcheidenen chronikaliſchen Angaben werden erweitert durch einige Einträge, die ſich in ehemaligen Handſchriften und Büchern aus der Kluſer Kloſterbibliothek finden.[5]) Hierher gehört der cod. 547 Helmst.[6]), der den Winterteil eines Breviarium de observantia ordinis sancti Benedicti per Germaniam enthält und zum größten Teil von der Hand des Johannes de Braclis geschrieben iſt.[7]) Er hat aber auch die Handſchrift eingebunden, wie ſich aus dem Schreibervermerk auf fol. 388^v ergibt. Es iſt ein hellbrauner Rindledereinband über Holzdeckel. Der Schmuck beſteht aus vereinzelten Abdrucken blindgedruckter Einzelſtempel, die eingeordnet ſind innerhalb rechteckiger Felder, in die die Flächen des Vorder- und Hinterdeckels durch parallellaufende Linien zu den Kanten aufgeteilt ſind. Unter den verwendeten Stempeln begegnen ein ſpitzovaler Wappenſtempel (ſiehe Tafel I Nr. 3) und die Namenſtempel Maria und Jeſus (ſ. Tafel I Nr. 2 und 11). Zur zeitlichen Beſtimmung der Handſchrift läßt ſich ſagen, daß ſie wohl im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts entſtanden iſt, möglicherweiſe noch vor 1488. Denn nach den Beſchlüſſen der Bursfelder Kongregation

---

[1]) In einer größeren Darſtellung über Klus und die Bursfelder Reform, deren Abſchluß bevorſteht, behandelt ein Kapitel die Geſchichte der Bibliothek. Ich freue mich, dem verehrten Jubilar hier einige Sonderausführungen über dieſen Gegenſtand darbieten zu können.

[2]) cod. 19. 13 Aug. 4° der Wolfenbütteler Bibliothek, fol. 95r bis 261r.

[3]) fol. 144r.

[4]) fol. 154r: frater Joannes Doliatoris patria Braclensis, obiit 1525.

[5]) Die Beſtände der einſtigen Kloſterbibliothek zu Klus befinden ſich heute in der Bibliothek zu Wolfenbüttel, wohin ſie auf dem Wege über die Univerſitätsbibliothek Helmſtedt gekommen ſind. Vgl. H. Herbſt, Zur Geſchichte der Bibliothek des St. Blaſiuskloſters zu Northeim. In: Braunſchweigiſches Magazin. Jg. 1927, Sp. 66.

[6]) Beſchrieben im gedruckten Katalog der Wolfenbütteler Handſchriften durch O. von Heinemann, Nr. 595.

[7]) Gemäß den folgenden Schreibernotizen: fol. 172v am Ende des Ordinarius de tempore: explicit pars hiemalis ordinarii de tempore per fratrem Johannem de Braclis in Clusa, in vigilia beati Georgii pape.

fol. 388v: explicit pars hiemalis ordinarii scriptus et ligatus per fratrem Johannem de Braclis in Clusa et ergo pro salute eius oretur. Ave Maria. Ipso die Mauricii ac sociorum eius martirum.

Von der Hand des Johannes sind geſchrieben die foll. 1–172v und 225r–388v. Im ganzen laſſen ſich drei verſchiedene Hände unterſcheiden.

war in den Jahren 1486–1488 von dem Lüneburger Drucker Johannes de Colonia ein Brevier für die Bursfelder Union gedruckt worden, zu dessen Gebrauch die der Union angehörenden Klöster verpflichtet waren.[1]) Damit entfiel auch der Grund für die handschriftliche Herstellung von Brevieren.

Inhaltlich wie äußerlich ganz gleicher Art mit der eben beschriebenen Handschrift ist der cod. 533 Helmst.[2]) Es ist ebenfalls ein Winterteil des Breviers, von verschiedenen Händen geschrieben, unter denen auch die des Johannes de Braclis wieder vertreten ist;[3]) zwar nennt er sich diesmal nicht mit Namen. An der Provenienz aus Klus ist aber gar nicht zu zweifeln.[4]) Das beweist zudem ganz eindeutig der Einband, auf dem wieder die drei obenerwähnten charakteristischen Stempel sowie ein weiterer runder Wappenstempel (s. Taf. I Nr. 1) vorkommen. Für die zeitliche Ansetzung dieser Handschrift möchten die gleichen Ausführungen gelten wie oben zu cod. 547 Helmst.

Hierher gehört ferner die Handschrift 596 Helmst.[5]), ein Sammelband, der sich aus zwei Hauptbestandteilen zusammensetzt. Der erste Teil enthält eine umfangreiche Schrift des Vincentius Gruner[6]), Officii misse totius canonisque expositio, niedergeschrieben von einem Mönche Henricus Ordekunde aus dem Benediktinerkloster St. Blasius zu Northeim.[7]) Der zweite Teil enthält neben kleineren Stücken den tractatus de septem profectibus religiosorum.[8]) Möglicherweise ist dieser zweite Teil der Handschrift in Klus entstanden, ganz sicherlich sind aber beide Teile daselbst zu diesem Kodex zusammengebunden worden. Als Buchbinder gibt sich durch einen handschriftlichen Eintrag[9]) auf der Innenseite des Hinterdeckels Johannes de Braclis zu erkennen. Und in der Tat begegnet wieder die gleiche Einbandbearbeitung wie bei den vorhergehenden Handschriften. Unter den verwendeten Einzelstempeln erkennt man den runden wie den spitzovalen Wappenstempel wieder.

---

[1]) Vgl. J. Linneborn, Die Reformation der westfälischen Benedictiner-Klöster im 15. Jahrhundert durch die Bursfelder Congregation. In: Studien und Mitteilungen aus dem Benedictiner- und Cistercienser-Orden Bd. 20–22 in Fortsetzungen. Auch als Sonderabdruck (1901), wonach ich zitiere, S. 27 und 30.

[2]) Beschrieben von O. v. Heinemann a. a. O. Nr. 580.

[3]) fol. 237r–328r und 364r–374r.

[4]) Die von O. v. Heinemann ausgesprochenen Angaben über die Provenienz dieser Handschrift sind unzutreffend.

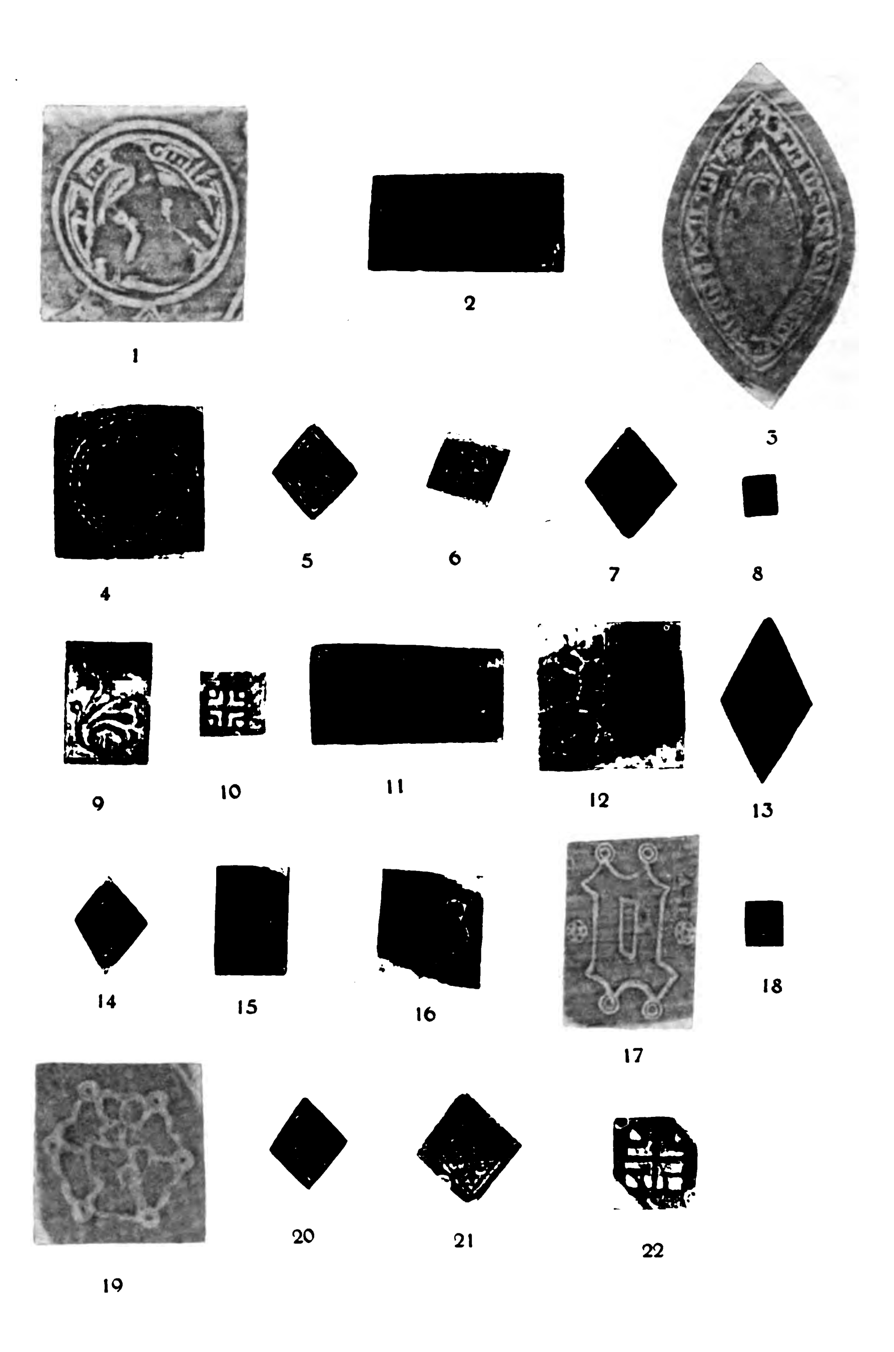
[5]) Beschrieben von O. v. Heinemann Nr. 644.

[6]) Gruner stammt aus Zwickau, war 1410 Rektor der Universität Leipzig, † als Abt zu Altzella.

[7]) fol. 335r: Completum per me Heynricum Ordekunde, professum monasterii sancti Blasii in Northeym sub anno domini [Lücke] in die Gregorii pape, pro quo deus sit benedictus in secula seculorum. Amen. Wie diese Handschrift von Northeim nach Klus gekommen ist, vermag ich nicht zu erklären. Sie sollte vielleicht als Vorlage dienen und ist dann vergessen worden.

[8]) fol. 411r: explicit Hugo vel secundum alios Bonaventura de septem processibus religiosorum in quo habetur vita cuiuslibet status plene. Der wahre Verfasser ist der Franziskaner David von Augsburg.

[9]) Presens liber ligatus est per fratrem Johannem Braclis.


1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22

Noch einmal gibt ſich dieſer Kluſer Mönch durch einen handſchriftlichen Vermerk als Buchbinder kund und zwar diesmal mit einem Einband zu einem Sammelband [1]), der zwei Inkunabeln enthält:

a) Michael de Ungaria, Sermones praedicabiles per totum annum. Straßburg 1487. Hain *9046.

b) S. Bernhardus, Omelia super illud Johannis XVIIII stabat. S.l.e.a. Hain 2869.

Der Einband iſt in dieſem Falle ſogar datiert. Er fällt in das Jahr 1490. Damit iſt eine feſte untere Grenze der Tätigkeit des Handſchriftenſchreibers und Buchbinders Johannes de Braclis gewonnen. Vielleicht darf man die Grenze noch einige Jahre weiter herunterdrücken, bis etwa 1485, obwohl ſichere Belege dafür fehlen. Nach oben iſt natürlich das Todesjahr 1525, das aus der Chronik Bodos bekannt iſt, die Grenze der Tätigkeit unſeres Mönches. In den erſten Jahren zu Klus lernen wir ihn noch als Handſchriftenſchreiber kennen. Hierfür laſſen ſich aus der ſpäteren Lebenszeit keine Beiſpiele mehr aufdecken. Das iſt nicht verwunderlich. Mit der Ausbreitung der Druckkunſt ging notwendigerweiſe die Schreibtätigkeit zurück. Gleichzeitig gibt Johannes de Braclis Beweiſe einer anderen Kunſtfertigkeit, des Buchbindens. Wir haben vier Einbände von ihm kennengelernt, die ohne Zweifel ihm zuzuſchreiben ſind. Wir vermögen von dieſen Erzeugniſſen ſeiner Kunſt ſeine Arbeitsweiſe abzuleſen. Sie verraten uns den Beſtand an Einzelſtempeln, mit deren Hilfe er ſeine Einbände ſchmückt. Und damit gewinnen wir ein ausgezeichnetes Hilfsmittel, auf dem Wege der vergleichenden Stempelunterſuchung [2]) auch weitere Einbände in den Kreis der Buchbindertätigkeit des Kluſer Mönches einzubeziehen, die nicht in allen Fällen durch ſichere Kennzeichen, wie handſchriftliche Vermerke, alte Bibliotheksſignatur u. ä. ihre Provenienz verraten. Zugleich gelingt es, auf dieſe Weiſe den Umfang der alten Kluſer Bibliothek zu erweitern. Hierher gehören die folgenden Werke:

5. cod. 73 Helmst. (O. v. Heinemann Nr. 92.)

Es iſt eine Pergamenthandſchrift des 15. Jahrhunderts mit den muſikaliſchen Teilen des Miſſale. Die Blätter 181–183 ſind aus Papier und nachträglich eingefügt. Auf ihnen begegnet die Hand des Johannes von Brakel. Der Einband beſteht aus gelbem Schweinsleder, das über Holzdeckel gezogen iſt und Abdrücke der Stempel 1, 3, 5, 6, 8, 11 aufweiſt. Sonſtige Provenienzhinweiſe fehlen.

[1]) Quodl. Helmst. 62. Auf der Rückſeite des hinteren Vorſatzblattes ſteht: Presens liber ligatus est per fratrem Johannem Braclis professum in Clusa anno domini M° quadringentesimo et XC°.

Auf dem Titelblatt des erſten Stückes ſteht am oberen Rande der Beſitzvermerk: Liber beati Georgii in Clusa. Auf dem Vorderdeckel oben iſt noch die alte Kluſer Bibliotheksſignatur C 32 erhalten, mit roter Schrift auf weißem Papierſchildchen.

[2]) Daß auch ſie Gefahren in ſich birgt, iſt mit Recht in den letzten Jahren wiederholt betont worden. Dieſe ſchrumpfen aber tatſächlich in ſich zuſammen, wenn man es mit ſo charakteriſtiſchen und auffallenden Stempeln zu tun hat, wie es bei dem Kluſer Buchbinder der Fall iſt.

6. cod. 373 Helmst. (O. v. Heinemann Nr. 408.)
Es ist eine Papierhandschrift mit 155 von neuerer Hand gezählten und von verschiedenen Händen des 14. und 15. Jahrhunderts beschriebenen Blättern, die aus mehreren ursprünglich selbständigen Teilen sich zusammensetzt.

a) Der erste Bestandteil reicht bis fol. 38 und enthält eine Quaestio und Responsiones des bekannten Nikolaus de Lira. Er stammt aus dem Besitz des Geschichtsschreibers Dietrich Engelhus.[1])
b) Der zweite Bestandteil reicht bis fol. 46 und enthält neben einer Zusammenstellung von Auctoritates scripturarum que videntur esse contrarie cum ipsarum solutionibus die Epistola des Petrus Damianus de incontinentia ephororum et sacerdotum. Nach einer Schreibernotiz ist dieser Teil in Northeim entstanden.[2])
c) Der dritte Bestandteil umfaßt den Rest der Handschrift und gibt sich als Kluser Eigentum zu erkennen.[3]) Er enthält mehrere kleine Schriften: einen tractatus de virtutibus et vitiis, einen libellus de vitiis spiritualibus, ein Breviloquium de virtutibus principum antiquorum et philosophorum des Johannes de Walsedo und anderes.

Diese verschiedenen Bestandteile, von denen sich nicht im einzelnen nachweisen läßt, wie sie nach Klus gekommen sind, sind daselbst dann zu einer Handschrift zusammengebunden worden und zwar, wie die benutzten Einzelstempel wieder ausweisen, von Johannes de Braclis. Es begegnen folgende Stempel: Nr. 1–3, 6, 11.

7. cod. 587 Helmst. (O. v. Heinemann Nr. 635.)
Papierhandschrift mit dem Sommerteil des Breviers der Benediktiner von der Observanz. Die Handschrift ist zum größten Teil von einer Hand geschrieben und zwar außerhalb des Klosters, wie sich aus einer Schreibernotiz ergibt.[4]) Sie ist dann nach Klus gekommen, denn der Einband, in dem sie sich befindet, weist alle die Merkmale auf, die

---

[1]) fol. 19r: Explicit questio de probatione per scripturas a judeis recepta, quod misterium Christi predictum a lege et prophetis sit impletum, determinata a fratre Nicolao de Lira de ordine fratrum minorum, comparata Prage per Tidericum Engelhus de Einbek anno domini MCCCLXXX8. Sequuntur responsiones Nycolai de Lira ad quendam Judeum ex verbis evangelii secundum Matheum contra Christum nequiter arguentem etc.

Dietrich Engelhus kam 1381 an die Universität Prag, 1386 wurde er daselbst Bakkalaureus, 1389 ebenda Magister in artibus, 1393 geht er als solcher von Prag nach Erfurt. Die kurze Nachricht oben paßt also sehr gut zu den bisher bekannten Lebensdaten. Über Engelhus vgl. neuerdings Paul Lehmann, Aus der ‚Vorratskammer' des Chronisten Dietrich Engelhus, in: Historisches Jahrbuch Bd. 47 (1927) S. 489–499.

[2]) fol. 43v: scriptum per Johannem etc. anno domini M°CCCC°XLVIII° in vigilia annuntiationis Marie in Northeym.

[3]) fol. 47r steht der Besitzvermerk: Liber sancti Georgi in Clusa. Wahrscheinlich ist dieser Bestandteil in Klus selbst geschrieben.

[4]) fol. 127v: finit pars estivalis de tempore per me dominum Hermannum Pitsticker de Greve anno domini etc. XCVIII. Diese Persönlichkeit vermochte ich nicht näher zu bestimmen. Die beiden letzten Blätter 358 und 359 sind von der Hand des Johannes von Brakel geschrieben.

die bisherigen Erzeugnisse der Kunstfertigkeit des Johannes de Braclis kenntlich machen. Es begegnen die Einzelstempel Nr. 1, 2, 4–6. Sonst findet sich keinerlei Provenienzhinweis.

8. cod. 615 Helmst. (O. v. Heinemann Nr. 664.)
Diese Papierhandschrift, in der Hauptsache von einer Hand geschrieben und zwar von derselben, die den dritten Bestandteil des oben unter Nr. 6 beschriebenen cod. 373 Helmst. angefertigt hat, stammt möglicherweise aus Klus. Eine Provenienzangabe fehlt. Nur der Einband vermag wieder eindeutig zu zeigen, daß die Handschrift aus Klus stammen muß. Er ist von Johannes de Braclis angefertigt, von dessen Stempeln diesmal der runde Wappenstempel ausschließlich verwendet worden ist.

Der Kodex ist ein Sammelband zahlreicher kleiner Schriften, dessen Inhalt hier vollständig aufzuzählen zu weit führen würde.[1]) Es sind vorwiegend Schriften der erbaulichen, aszetischen Richtung, die unter dem Einfluß der Reformbewegungen in der Literatur des 15. Jahrhunderts vorherrschte, in der besonders der Kartäuserorden mit zahlreichen Schriftstellern[2]) vertreten ist neben den Windesheimern und Schriftstellern ähnlichen Charakters aus älterer Zeit, wie dem hl. Bernhard und Bonaventura. So enthält der Kodex z. B. vom hl. Bernhard die Meditationes de cognitione humanae conditionis[3]) und die sich ebenfalls unabsehbarer Verbreitung erfreuende Formula honestae vitae des gleichen Autors[4]), ferner des hl. Bonaventura Imago vitae oder Soliloquium[5]), das Speculum peccatorum des englischen Augustiner-Eremiten Richardus Hampolus[6]), den Dialogus rationis et conscientiae des Bischofs Mathäus von Krakau[7]), die anonyme Schrift Stella clericorum u. a.

9. cod. 989 Helmst. (O. v. Heinemann Nr. 1091.)
Pergamenthandschrift des 13. Jahrhunderts, die von einer Hand geschrieben ist bis auf einige jüngere Nachträge. Sie enthält ein Psalterium feriatum. Die Handschrift ist wohl nicht in Klus entstanden, sondern ist auf einem bisher noch unbekannten Weg erst in späterer Zeit dahin gelangt und dort eingebunden. Das beweist der Einband, auf dem in der gewohnten Anordnung die Stempel des Kluser Buchbinders Johannes de Braclis auftauchen. Es sind die Nrr. 1, 3, 5, 8, 11. Sonst fehlt jeder Provenienzhinweis.

10. cod. 1346 Helmst. (O. v. Heinemann Nr. 1460.)
Pergamenthandschrift des 14. Jahrhunderts, die ein Psalterium enthält, von einer Hand geschrieben. Auch diese Handschrift ist höchst-

[1]) Ich verweise auf die Beschreibung bei O. v. Heinemann, und nur soweit diese ergänzungsbedürftigt ist, gebe ich hier noch genauere Angaben.
[2]) z. B. Dionysius Ryckel, Jakob Jüterbogk, Johannes Hagen von Erfurt, Jakob von Gruytrode u. a.
Vgl. auch die Studie von Pierre Debongnie, Jean Mombaer de Bruxelles abbé de Livry, ses écrits et ses réformes. (1927).
[3]) ed. Migne, P. L. 184 col. 485 ff.; wird Bernhard fälschlich zugeschrieben.
[4]) ed. Migne, P. L. 184 col. 1167–70.
[5]) ed. in der Quaracchi-Ausgabe. t. VIII (1898) S. 28–67.
[6]) s. Tanner, Bibliotheca Britannico-Hibernica. (1748) S. 375.
[7]) Vgl. Franke, Mathäus von Krakau. 1910.

wahrscheinlich nicht in Klus entstanden, sondern sie ist erst späterhin in den Besitz des Klosters gelangt. Der Einband ist die übliche Arbeit des Buchbinders Johannes de Braclis. Es begegnen die Einzelstempel Nrr. 1, 3, 5–8. Irgend eine Provenienzangabe ist nicht vorhanden.

Offen zu Tage dagegen liegt wieder die Geschichte des

11. cod. 1359 Helmst. (O. v. Heinemann Nr. 1473.)
Es ist eine Papierhandschrift eines Mönches zu Klus.[1]) Auf fol. 3ʳ beginnt der Schreiber:. Liber sancti Georgii in Clusa / quem quidam inutilis et infirmus frater / ibidem, pro ut dominus dedit, collegit de / diversis libris et scripturis pro sua devo – / tione et instructione et consolatione in adversis / judicans secundum parvitatem ingenii sui / hic collecta et conscripta esse necessaria / cuique simplici fratri ut illa semper ad manum habeat in quibus consolationem et devotionem non modicam invenire poterit ... In der Tat ist diese Handschrift eine Sammlung von Auszügen aus den verschiedensten Schriften, die auf das Mönchsleben Bezug haben, der Erbauung dienen und den Mönch den rechten Weg zum Seelenheil lehren. An einer Stelle hat sich auch der Schreiber des Kodex zu erkennen gegeben[2]): Anno domini millesimo quadringente – / simo nonagesimo secundo ego frater / Conradus Hammenstede omnium / monachorum novissimus et indignum / nomen monachi portans hec / prout dominus dedit de diversis libris / et scripturis collegi pro propria devotione et instructione et consolatione in adversis / et aliorum quibus hec placent / anno etatis mee quinquagesimo secundo [Das Folgende ist unleserlich]. Als Schreiber der gesamten Handschrift gibt sich also Konrad Hammenstede zu erkennen, der im Jahre 1492 daran gearbeitet hat und auch mit vier ganzseitigen Miniaturen in Federzeichnung den Kodex ausgeschmückt hat. Dieser Bruder Konrad hatte großes künstlerisches Ansehen im Kloster. Von ihm wird anderweitig überliefert[3]), daß er die Kirche ausgemalt hat und das Refektorium, und auch einige tabulas[4]) hat er angefertigt. Gestorben ist er 1497. Dieser Bruder Konrad ist also ein älterer Zeitgenosse des Buchbinders Johannes de Braclis im Kloster Klus. Von dem letzteren stammt der Einband zu dieser Handschrift, auf dem sich trotz des schlechten Erhaltungszustandes noch Abdrücke der Stempel 1 und 5 erkennen lassen.

So deutlich wie in diesem Fall läßt sich nicht immer die Provenienz ablesen. Umgekehrt beweist uns dieses überzeugende Beispiel, daß die bisherige Methode der Provenienzbestimmung in vorhergehenden Fällen allein

[1]) Manuale cuiusdam pauperis fratris in Clusa steht auf der Innenseite des Vorderdeckels.
[2]) Dem Schreiber ist der Eintrag später unbillig erschienen, er löschte ihn daher mit schwarzer Tinte breit aus und schrieb dazu am Rande: dominus dixit me hoc ex superbia scripsisse. Igitur ... O. v. Heinemann ist diese ganze Stelle entgangen, die so aufschlußreich ist.
[3]) Kluser Chronik Bodos fol. 144r: Conradus Hammenstede. Iste ecclesiam depinxit et refectorium et aliquot tabulas fecit. Obiit 1497.
[4]) Es ergibt sich nicht aus der betreffenden Stelle, was man sich darunter vorzustellen hat. Ob Altaraufsätze?, oder einfache Holztafelgemälde?

nach dem Einband auch richtig war und auch ſeine Berechtigung haben wird in den nächſtfolgenden Fällen, bei denen es ſich durchweg um Frühdrucke handelt und bei denen zumeiſt der Einband das einzige Erkennungsmittel für die Provenienz iſt.

12. Albicius Bartholomaeus Pisanus.
Summa de casibus conscientiae [Speyer: Peter Drach, bis 1479].
G. K. W. 3455 [Bibl.-Sign.: 489. 6 Theol. 2°.]
Ohne irgend eine Provenienznotiz. Auf dem Einband begegnen die Einzelſtempel Nr. 1 und 6 des Johannes de Braclis.

13. Sammelband. 456. 20 Theol. 2°.
a) Vincentius Bellovacensis.
Liber de morali principis institutione. S. l. e. a.
Reichling. Add. fasc. I nr. 358.
b) Johannes Chrysostomus.
Sermones ad vulgarem populum 25. Liber de cordis compunctione ad Demetrium. Quedam dicta super evangelium. S. l. e. a.
Hain 5041.
c) Johannes de Turrecremata.
Glosa psalterii sive expositio brevis et utilis super toto psalterio.
Straßburg 1487. Hain 15707.

Eine Provenienzangabe fehlt. Auf dem Einband begegnen die Einzelſtempel Nr. 1, 3, 5, 6, 8.

14. Signatur: 3510 Helmst.
Michael de Ungaria, O. Min.
Sermones de sanctis sive Biga salutis.
Hagenau: Johann Rymann und Heinrich Gran 1499.
Hain *9055.
Eine Provenienznotiz fehlt. Nur der Einband, auf dem die Einzelſtempel Nr. 1, 2, 4–6, 8, 11 vorkommen, läßt die Zugehörigkeit zu Klus erkennen.

15. Signatur: 3513 Helmst.
Michael de Ungaria, O. Min.
Sermones de sanctis sive Biga salutis.
Hagenau: Johann Rymann und Heinrich Gran 1502.
Nur die auf dem Einband vorkommenden Einzelſtempel Nr. 3, 6, 7, 11 lassen die Zugehörigkeit zu Klus erkennen.

16. Signatur: 3521 Helmst. (Sammelband)
a) Jacobus de Gruytrode, Lavacrum conscientiae omnium sacerdotum. Leipzig 1496. Hain 9959.
b) De sacramento altaris [Lübeck: Steffen Arndes] 1493.[1])

[1]) Zu dieſem Druck vgl. J. Collijn in Zeitſchrift des Vereins für lübeckiſche Geſchichte und Altertumskunde. 9 (1901) S. 325.

c) Jacobus de Hagen, De erroribus et moribus christianorum. Lübeck 1488. Cop. 3335.

Auf dem Vorderdeckel befindet ſich auf einem viereckigen weißen Papierſchild die rot geſchriebene alte Kluſer Bibliotheksſignatur D 35. Auf der Rückſeite des Vorſatzblattes ſteht der Provenienzvermerk Liber sancti Georgii in Clusa nebſt einem kurzen Inhaltsverzeichnis. Die Herkunft aus Klus iſt ſomit ganz ſicher. Zu alledem begegnen auf dem Einband noch die Einzelſtempel Nr. 1, 5–8 aus der Werkſtatt des Buchbinders Johannes de Braclis.

17. Signatur: 3530 Helmst. (Sammelband)

a) Johannes Trithemius, Liber de triplici regione claustralium et spirituali exercitio monachorum. Mainz: Peter Friedberg 1498. Hain 15618.

b) Vincentius, O. Praed.
Tractatus brevis de interiori homine informativus sive compilatio de vita et instructione pie in Christo vivere volentibus. Magdeburg: Moritz Brandis 1493. Hain 7024.

c) Nicolaus de Blony.
Tractatus sacerdotalis de sacramentis deque divinis officiis et eorum administrationibus.
Straßburg: Martin Flach 1499. Hain *3259.

Ein Provenienzvermerk fehlt. Nur die auf dem Einband vorkommenden Einzelſtempel Nr. 1, 4, 6 bezeugen die Herkunft aus Klus.

18. Signatur: 3531 Helmst. (Sammelband)

a) Johannes Trithemius.
Liber de triplici regione claustralium [wie oben unter Nr. 17].

b) Tractatus de martyrio sanctorum. s. l. e. a. Hain *10864.

c) Bernardus Carthusiensis.
Dialogus de immaculata conceptione b. virginis Mariae.
Leipzig 1493. Hain *2840.

Nur durch die vorkommenden Einzelſtempel Nr. 1, 2, 5, 8, 11 auf dem Einbande läßt ſich die Provenienz aus Klus erkennen.

19. Signatur: 3533 Helmst. (Sammelband)

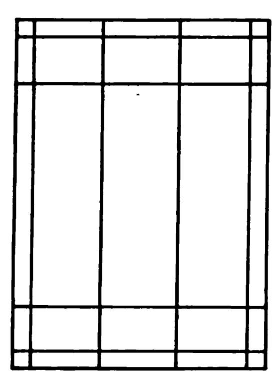
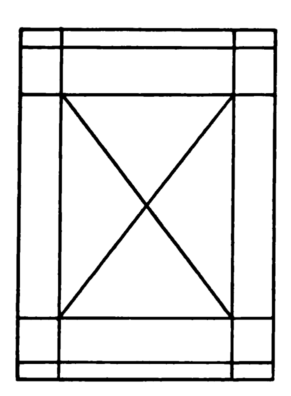
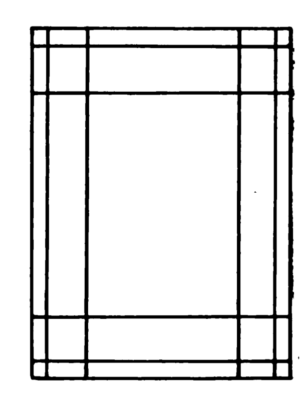
a) Johannes Trithemius.
Liber de triplici regione claustralium [wie oben unter Nr. 17].

b) Gerardus de Vliederhoven.
Cordiale quatuor novissimorum cum multis exemplis pulcherrimis. s. l. e. a.

c) Johannes Trithemius.
Liber lugubris de statu et ruina monastici ordinis.
s. l. 1493. Hain *15626.

Auch hier fehlt eine Provenienzangabe. Auf dem Einband begegnen die Einzelſtempel Nr. 1, 3, 5, 6, 8 des Johannes de Braclis.

Die Einbände zu den in der vorſtehenden Liſte verzeichneten Handſchriften und Drucken dürfen wir als das bisher bekanntgewordene Einbandwerk des Kluſer Mönches Johannes de Braclis anſprechen. In einigen Fällen iſt dieſer Mönch ſogar als der Verfertiger einiger Handſchriften erkannt worden. Als Zeitraum ſeiner Tätigkeit ergeben ſich die Jahre von etwa 1485 (1490 iſt ſicher bezeugt) bis zu ſeinem Tode 1525. Seine Einbandarbeiten ſind ziemlich einheitlichen Charakters. Er verwendet Rind- und Schafleder, das immer über Holzdeckel geſpannt iſt. Auch Schweinsleder kommt vor. Die Flächen des Einbanddeckels teilt er ohne viel Abwechſelung ziemlich regelmäßig nach den beigezeichneten Schemata auf:

Vorder- und Hinterdeckel ſind zumeiſt gleichartig verziert, doch bleibt auch gelegentlich der Hinterdeckel ohne irgend einen Schmuck bis auf eine Diagonaleinteilung. Die Linien ſind mit einem Dreiſtrich-Linieneiſen gezogen. Die freien Felder ſind mit Abdrücken von Einzelſtempeln beſetzt, oft in dichter Anordnung, dann wieder ſparſam. Einmal begegnet faſt der geſamte Stempelvorrat auf einem Einband, dann wieder wird der Schmuck eines Einbandes mit Abdrücken von einem einzigen Stempel beſtritten. Von den von dieſem Buchbinder verwendeten Einzelſtempeln vermitteln die Abbildungen auf Tafel I eine gewiſſe Vorſtellung. Es ſind die konventionellen Stempel jener Zeit, deren Motive weit verbreitet ſind, ſo daß nicht ſonderlich darauf einzugehen iſt. Nur zwei Stempel bilden eine Ausnahme, die Nrr. 1 und 3. Es ſind zwei eigenartige Siegelſtempel, die durch ihr Vorkommen alle Einbände des Johannes de Braclis beſonders auszeichnen. Sie kommen entweder beide zugleich vor oder immer einer von beiden. Der eine von dieſen (Nr. 1) iſt ein runder Siegelſtempel mit der Inſchrift im Umkreis: Guilh. de Luc.[1]) Der andere (Nr. 3) iſt ein ſpitzovaler Siegelſtempel mit der Umſchrift: S' THIDERICI DE BRAC PLEBANI IN SESEN; das iſt alſo ein Siegelſtempel des Pfarrers Dietrich von Brakel zu Seeſen. Es ſcheint mir nicht ausgeſchloſſen, daß dies ein Bruder oder ein anderer Verwandter des Kluſer Mönches Johannes von Brakel war; und auf dieſe Weiſe würde es ſich leicht erklären laſſen, wie dieſer letztere in den Beſitz des Siegelſtempels gekommen iſt, der von Haus aus natürlich nicht zum Schmuck

[1]) Die Deutung dieſer Inſchrift würde hier zu weit abführen.

von Bucheinbänden dienen sollte. Beide Stempel mögen dem Kluser Buchbinder für den neuen Zweck geeignet erschienen sein. Sie sind durch ihn der neuen Bestimmung zugeführt zur Ergänzung des schon von ihm vorgefundenen anderweitigen Stempelvorrats, zu dem wohl alle übrigen von ihm sonst noch verwendeten Stempel gehören. Denn die Vermutung ist naheliegend, daß man schon vor Johannes de Braclis im Kloster eine Buchbinderei gehabt hat und daß man darin mit Einzelstempeln arbeitete. So ist es nicht verwunderlich, daß die meisten der von Johannes de Braclis verwendeten Einzelstempel — bis auf die beiden Siegel — bereits auf älteren Einbänden aus der Zeit vor des Johannes Wirksamkeit begegnen und zwar in einem auffallend guten und frischen Erhaltungszustand der Abdrücke, während diese auf den Einbänden des Johannes oft recht schwach und undeutlich erscheinen. Einige Einzelstempel (Nr. 13–22) der früheren Kluser Einbände fallen mit dem Auftauchen der Siegelstempel gänzlich weg. Sie waren wahrscheinlich, als Johannes de Braclis die Werkstatt übernahm, zu abgenutzt für weiteren Gebrauch. Die Verwendung der Siegelstempel ist jedenfalls eine Grenze in der Tätigkeit der Kluser Buchbinderei. Ihr Vorkommen bzw. ihr Fehlen in Verbindung mit dem Vorkommen der übrigen Stempel (Nr. 1–12) wird zu einem wichtigen Hilfsmittel, einige Kluser Handschriften zeitlich näher zu bestimmen, die nach ihrem Einband auf Grund der Stempelvergleichung bereits der Zeit vor Johannes de Braclis zuzuweisen sind. Die Richtigkeit dieser Arbeitsmethode läßt sich wieder dadurch erhärten, daß zuvor an einigen Handschriften aus anderen Gründen sich diese zeitliche Zuweisung als richtig erweist.

1. cod. 13 Helmst. (O. v. Heinemann Nr. 16.)
   Diese Papierhandschrift mit des Nikolaus von Lira Postilla super epistolas Pauli und einer Passio Christi ist im Jahre 1465 zusammen mit zahlreichen anderen Handschriften nach Klus gekommen.[1]) Sie hat dort einen neuen Einband[2]) — braunes Rindleder über Holzdeckel — bekommen, denn es finden sich darauf in ausgezeichneten Abdrücken die Stempel Nr. 2, 4–6, 8–11, 13–19, 21. Die Handschrift ist wahrscheinlich sofort nach der Ankunft in Klus eingebunden, in der ersten Freude über den kostbaren Besitz, der damals in das Kloster einkam, zu einer Zeit, da auch äußerlich die Früchte der Reform reiften, wie es die steigende wirtschaftliche Kraft verrät.
2. cod. 268 Helmst. (O. v. Heinemann Nr. 301.)
   Diese Papierhandschrift enthält die Sermones dominicales des Jacobus de Voragine und ist nach einer Schreibernotiz im Jahre 1438 von dem Kapellan Arnold am Benediktinernonnenkloster zu Buxtehude geschrieben worden.[3]) Es ist nicht unmöglich, daß sie durch Johannes

[1]) Damals erwarb das Kloster aus dem Besitz des Pfarrers Heinrich Ghiler zu Klein-Freden 19 Handschriften, z. T. größten Formats, in Pergament. Über die ganze damalige Situation im Kloster wie besonders über diesen Handschriftenerwerb handele ich ausführlich in der angekündigten größeren Studie über Klus und die Bursfelder Reform.

[2]) Die Angaben von O. v. Heinemann über Provenienz und Einband sind irrig.

[3]) fol. 216v: explicit Jacobus de Voragine compilator sermonum predictorum cuius anima requiescat in pace, sub annis incarnationis domini M° CCCC° XXXVIII° in die Beate Margharete virginis gloriose collectus per quendam Arnoldum cappellanum ad claustrum antiquum prope Buxtehude. Orate pro eo!

Buxtehuden, einen Gönner des Klosters Klus zur Zeit des Abtes Gottfried (1446—1460), ihren Weg nach Klus gefunden hat. Eine entsprechende Notiz beweist ihre Zugehörigkeit zu diesem Kloster,[1]) und der Einband ist gekennzeichnet durch das Vorkommen der Stempel Nr. 2, 4, 6–8, 10–12, 14–18, 21.

3. cod. 322 Helmst. (O. v. Heinemann Nr. 357.)
Ganz sicher ist die Provenienz aus Klus bei dieser Papierhandschrift, die eine Sammlung von Heiligenleben enthält und zum Teil von einem wohlbekannten Mönche zu Klus, Andreas Soteflesch,[2]) daselbst im Jahre 1471 geschrieben ist. Der Kodex ist sicherlich bald nach seiner Vollendung eingebunden worden und zwar in Klus. Es begegnen in auffallend klaren Abdrücken die Einzelstempel Nr. 4, 6–9, 12–19, 20, 22.

Im Gegensatz zu diesen Beispielen, bei denen der Einband zusätzliche Beweiskraft hat für die Provenienz aus Klus neben anderen Argumenten, ist er in den folgenden Fällen fast das einzige Mittel zur Erkennung der Kluser Provenienz.

4. cod. 464 Helmst. (O. v. Heinemann Nr. 498.)
Es ist eine Papierhandschrift von wenigstens zwei Händen geschrieben mit vier kleineren Schriften.[3]) Eine Provenienzangabe fehlt. Dafür begegnen auf dem gelblichen Schweinslederband die Einzelstempel Nr. 4, 6, 12, 15, 17 und auf dem Vorderdeckel außerdem die alte Kluser Bibliothekssignatur D 9 in roter Schrift auf weißem Papierschildchen.

5. cod. 552 Helmst. (O. v. Heinemann Nr. 600.)
Diese Papierhandschrift mit zahlreichen kleineren erbaulichen und aszetischen Schriften des hl. Bernhard, Bonaventura, Hugo von St. Viktor, einer Ars moriendi, ferner dem umfangreichen 2. Buche des Malogranatus „tractans de statu proficientium", also alles Schriften, die im Zeichen der Reform so lebendig geworden waren, hat keinerlei Provenienzhinweis. Ich vermute, sie ist in Klus geschrieben worden, aber einen mir bekannten Schreiber vermag ich nicht zu erkennen. Der Einband ist ganz sicher in Klus angefertigt. Es begegnen die bekannten Einzelstempel Nr. 4, 10, 12, 21, und außerdem sind auf dem Vorderdeckel noch deutlich Reste der alten Kluser Bibliothekssignatur D 5 (?) zu erkennen.

6. cod. 589 Helmst. (O. v. Heinemann Nr. 657.)
Diese Papierhandschrift enthält ebenfalls zahlreiche kleine Schriften, und mehrere Hände sind zu unterscheiden. In einem Falle nennt

[1]) fol. 1r: Liber sancti Georgii in Clusa.

[2]) Über diesen ehemaligen magister artium Andreas Soteflesch und seine Handschriften handele ich ausführlich in der versprochenen Studie.

[3]) a) Magistralis tractatus de articulis symboli apostolici et fidei catholice. b) Henricus Nidda (d. i. der Augustinereremit Heinrich von Vrimar), Expositio decem preceptorum. c) Buch 1 der Imitatio Christi des Thomas a Kempis. d) Johannes Gerson, De consolatione theologiae.

ſich ſogar der Schreiber: frater Johannes Rummrod zu Klus.[1]) Das dürfte niemand anders ſein als der unter Abt Wedego aufgenommene Novize Johannes, der nur einmal in Bodos Chronik[2]) genannt wird und an dieſer Stelle weiter keinen Beinamen bekommt. Er muß ſchon vor 1505 verſtorben ſein, da er unter Wedegos Nachfolger Konrad Hyſſung nicht mehr erſcheint. Aus dem Inhalte dieſes Sammelbandes ſind hervorzuheben die Schrift des Gerardus de Vliederhoven Cordiale quatuor novissimorum, der tractatulus de reformatione virium animae des Gerhard Zerbolt von Zutphen und ein Sermo recordationis in passionem domini, addita contemplatione de duodecim horis passionis, der die Unterſchrift des oben genannten Mönches zu Klus trägt, nach deren Form es ſcheinen möchte, als ob er zugleich der Verfaſſer des Sermons wäre.

An der Herkunft dieſer Handſchrift aus Klus iſt nicht zu zweifeln.[3]) Denn auch der Einband ſpricht deutlich dafür. Es begegnen die bekannten Einzelſtempel Nr. 4, 8, 10, 21.

7. cod. 709 Helmst. (O. v. Heinemann Nr. 773.)

Dieſe Papierhandſchrift enthält ein Dictionarium latinum ohne einen beſonderen Provenienzhinweis bis auf die alte Kluſer Bibliotheksſignatur E 3 auf dem Vorderdeckel und die auf dem ſchlecht erhaltenen Einband noch erkennbaren Stempel Nr. 4, 6, 15–17.

8. Sammelband mit Drucken. Signatur: Qu. H. 44.

a) Gregorius Magnus, Regula pastoralis. [Köln: U. Zell, ca. 1470.] Vouillième, Köln. 509. Hain 7981.
Bemerkung des Rubrikators am Kolophon: 1472 per XIIJ s 13 fer.

b) Antoninus Florentinus, Confessionale. [Köln: Drucker der Albanuslegende, nicht nach 1472.] G. K. W. 2085.

c) ein handſchriftlicher Text: Tractatus perutilis de negligentiis contingentibus. (O. v. Heinemann Nr. 3908.)

Auf dem Vorderdeckel iſt die alte Kluſer Bibliotheksſignatur A 12. Auf dem Einband begegnen die Stempel Nr. 4–8, 12, 15, 21.

9. Zwei Frühdrucke in einem Band. Signatur: Qu. H. 74.

a) Ceremonia nigrorum monachorum ordinis S. Benedicti de observantia Bursfeldensi. [Marienthal i. Rheingau 1474.] Hain 4883.

b) Ordinarius divinorum monachorum ordinis S. Benedicti de observantia Bursfeldensi. [Marienthal i. Rheingau 1474.] Hain 12059.

Der Band enthält ſonſt keinerlei Provenienzhinweis bis auf die zur Verwendung gelangenden Stempel Nr. 6, 12, 15, 16.

Der Ausgangspunkt der Unterſuchung war die Perſönlichkeit des Kluſer Mönches Johannes von Brakel, der ſich als Handſchriftenſchreiber und Buch-

[1]) fol. 209v: explicit presens opusculum per me fratrem Johannem Rummrod in Clusa.
[2]) fol. 144r: frater Johannes.
[3]) Auf fol. 126v ſteht außerdem der alte Eigentumsvermerk: Liber sancti Georgii in Clusa. Zudem findet ſich auf dem Vorderdeckel die alte Kluſer Bibliotheksſignatur D 31.

binder zu erkennen gab. Seine Tätigkeit fällt in die Jahre von ca. 1485 bis 1525. Aus diesem Zeitraum stammen eine Reihe von Einbänden, die auf Grund handschriftlicher Bezeugung und mit Hilfe der Stempelvergleichung als das Werk dieses Mönches anzusprechen sind. Als besonderes Kennzeichen dieser Einbände ergeben sich zwei auffallende Siegelstempel. Darüber hinaus finden sich auf diesen Einbänden eine Reihe von weiteren Einzelstempeln verwendet, die bereits auf älteren Kluser Einbänden und zwar rückwärts bis zum Jahre 1465 vorkommen. Im einzelnen vermag hierüber die folgende Tabelle ausführlich zu unterrichten:

Signatur	Stempel Nummer																					
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22
cod. 547 Helmst.		×	×			×					×											
cod. 533 Helmst.	×	×	×		×	×																
cod. 596 Helmst.	×		×			×		×		×												
Qu. H. 62	×				×	×	×	×	×	×												
cod. 73 Helmst.	×		×		×	×		×			×											
cod. 373 Helmst.	×	×	×			×					×											
cod. 587 Helmst.	×	×		×	×	×																
cod. 615 Helmst.	×																					
cod. 989 Helmst.	×		×		×			×			×											
cod. 1346 Helmst.	×		×		×	×	×	×														
cod. 1359 Helmst.	×				×																	
489. 6 Theol. 2°	×					×																
456. 20 Theol. 2°	×		×		×	×		×														
3510 Helmst.	×	×		×	×	×		×			×											
3513 Helmst.			×			×	×					×									×	
3521 Helmst.	×				×	×	×	×														
3530 Helmst.	×			×		×																
3531 Helmst.	×	×			×			×			×											
3533 Helmst.	×		×		×	×		×														
cod. 13 Helmst.		×		×	×	×		×	×	×	×		×	×	×	×	×	×	×		×	
cod. 268 Helmst.		×		×		×	×	×		×	×	×		×	×	×	×	×			×	
cod. 322 Helmst.				×		×	×	×	×			×	×	×	×	×	×	×	×	×		×
cod. 464 Helmst.				×		×						×			×		×					
cod. 552 Helmst.				×						×		×									×	
cod. 589 Helmst.				×				×		×											×	
cod. 709 Helmst.				×		×									×	×	×					
Qu. H. 44				×	×	×	×	×				×			×						×	
Qu. H. 74						×						×			×	×						

Diese tabellarische Übersicht zeigt deutlich, daß die Stempel Nr. 2, 4–22 zu dem alten Material der Kluser Klosterbuchbinderei gehörten, von denen zahlreiche, Nr. 2, 4–12, auch noch unter Johannes von Brakel verwendet worden sind. Die Stempel Nr. 13–20, 22 verwendet er nicht mehr, dagegen tauchen mit ihm zwei neue auf, Stempel Nr. 1 und 3, die beiden charakteristischen Siegelstempel. Die Stempelvergleichung vermochte in zahlreichen Fällen den sicheren Ausschlag in der Entscheidung für Kluser Provenienz zu geben. Sie ermöglichte darüber hinaus sogar eine zeitliche Bestimmung und Scheidung des einmal als Kluser Besitz erkannten Bibliotheksbestandes. Freilich wird der letztere Schritt nur unter vorsichtiger Berücksichtigung aller sonstigen Umstände getan werden dürfen. Denn schließlich

braucht Johannes von Brakel nicht in allen Fällen ſeine Siegelſtempel verwendet zu haben. Die oben zuletzt beſchriebenen neun Einbände gehören ganz ſicherlich nicht zu ihm, wie ſich aus mancherlei Gründen ergeben hat. Sie ſtammen vermutlich von verſchiedenen Buchbindern, wie die Art der Einbandtechnik, der Deckelaufteilung nahelegt. Es iſt aber keinerlei Anhalt dafür da, irgend einen der zahlreichen Mönchsnamen, wie ich ſie für dieſe Zeit feſtſtellen konnte, als den eines Verfertigers eines dieſer Einbände in Anſpruch zu nehmen. Es iſt umſo bedauerlicher, als ſich darunter Einbände wie z. B. der zu cod. 13 Helmst. befinden, an die die Erzeugniſſe der Kunſt des Johannes von Brakel bei weitem nicht heranreichen. Aber künſtleriſche Bewertung kann und ſoll hier nicht Aufgabe ſein. Der Wiſſenſchaft kommt es allein auf Erweiterung der Erkenntnis an. Und daß in dem vorliegenden Fall die vergleichende Stempelunterſuchung ihren Teil hierzu beigetragen hat, dürfte ihren Wert als wiſſenſchaftliches Hilfsmittel von neuem erwieſen haben.

Die Handschriften der Stadtbibliothek Hof.

Von Hildebrecht Hommel.

Dem Mann, für den diese Zeilen ein Festgruß sein sollen, hat vor fünfzig Jahren die Sonne des schwäbischen Himmels in die Wiege gelacht. Und wenn wir sein vielseitiges Werk und sein regsames Wirken nun schon seit Jahrzehnten sich von Sachsen aus entfalten sehen, so kann es nicht anders sein, als daß er irgendwann einmal die Stadt Hof, die süddeutsche Einfallspforte zum Sachsenland, passiert hat. Und hat ihn da im Vorbeifahren der Lärm der Arbeit und der Rauch der Kamine an seine neue sächsische Heimat gemahnt, so hat er wohl nicht vermeint, daß dort neben Baumwollspinnerei und Brauereien auch Sinn und Boden für die Pflege des alten Buches vorhanden ist.

Ist der Sinn für Kunde und Zeugen vergangener Zeit dort nie ganz erstorben gewesen und in jüngster Zeit wieder mehr und mehr erwacht, so ist der Boden für solche Bestrebungen noch heute weit günstiger, als die verrußte Außenseite der Stadt ahnen läßt. Wer den Fuß in die Altstadt wagt, dem zeigt die Stadt der Arbeit und des Fortschritts in keuscher Verschämtheit manch sorgsam gehegte Spur aus alten Tagen: aus einer Zeit, da Hof eine Art geistigen und kulturellen Mittelpunkts des ganzen Vogtlands war. Daß diese Stadt, in der der unsterbliche Jean Paul entscheidende Jugend- und Reifejahre verbrachte, als Exponenten ihrer alten Kultur von langher eine Bibliothek gehabt haben muß, wird einem da zur Selbstverständlichkeit.

Und sie hat deren einige besessen: bei der Kirche, bei der Schule, beim Rat. Waren diese Schätze geraume Zeit — fast hundert Jahre lang — so brachgelegen, daß man von dem größten Teil der Tausende alter Bände nicht mehr wußte, wem sie eigentlich gehören, so hat das letztvergangene Menschenalter darin Klarheit geschaffen, und wenn die Neuaufteilungen, die notwendig schienen, auch nicht immer zur glücklichsten Lösung führten[1]), so gibt es doch jetzt in Hof in klarer Sonderung eine überaus wertvolle Kirchenbibliothek, eine alte (staatliche) Gymnasialbibliothek vorwiegend historisch-philologischen Inhalts, und eine Stadtbibliothek, deren Bestände hauptsächlich — aber nicht ausschließlich — das Gebiet der Theologie und Juristerei umfassen.

Die Stadtverwaltung war es, deren Initiative und deren Mittel es ermöglichten, den Anfang zu machen mit der Sichtung, Ordnung und Katalogisierung ihrer Bücherschätze. Dabei kam manch wertvolles Gut zutage, das es wert ist, daß ein weiterer Kreis Kenntnis von ihm erlange. So soll hier mit der Veröffentlichung des Handschriftenkatalogs der Anfang gemacht werden. Freilich, Klosterhandschriften des Mittelalters dürfen hier nicht erwartet werden; auch solche hat Hof besessen aus seinem alten Franziskanerkloster, aber verheerende Brände und „Harpyjarum manus", wie eine alte Quelle zur Hofer Bibliotheksgeschichte[2]) jene auch heute und auch in Hof noch nicht ausgestorbenen Marder der Bib-

[1]) Über die alte und neue Geschichte der Hofer Stadtbibliothek soll an anderem Ort ausführlicher berichtet werden.

[2]) J. Chr. *Layriz:* Origines urbis Curiae. 1685 ff., p. 208.



liotheken nennt, haben ganze Arbeit getan. Was an Handschriften vorhanden ist, beleuchtet im wesentlichen das geistige Leben der Stadt seit der Reformation und zeigt uns Hof als Hort der neuen Lehre. Nur in zufälligen Fragmenten lebt die Erinnerung an das Mittelalter fort.

Den „eigentlichen Grund“ zu der Bibliothek hat Heinrich von Waldeck, Erb- und Lehenherr auf Culmitz, Döbrastöcken und Berg, gelegt, der in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die theologische Bibliothek seines Vaters und Großvaters von 1159 Bänden dem Gymnasium schenkte. Ihre Spuren werden in einer Anzahl der Handschriften deutlich werden (vergl. bes. die Nrn. 27, 30—35, 42 und die Bemerkungen dazu). Eine weitere ansehnliche Stiftung vorwiegend juristischer Werke machte der Bayreuthische Landeshauptmann in Hof, Philipp Ludwig von Weitershausen, ein Kind der Aufklärung, durch sein am 10. August 1795 eröffnetes Testament; auch aus seinem Besitz stammt eine Anzahl der Handschriften, wohl mehr als sich mit Sicherheit feststellen läßt. (Vgl. J. Th. B. *Helfrecht:* Über die Höfer Schulbibliothek. Hof 1795, S. VIII und XXIV f.)

Museum und Archiv der Stadt haben — besonders auch in neuerer Zeit — eifrig für sich gesammelt; ein Katalog dessen, was hier an Handschriften dazu kam, soll später in zwei weiteren Abschnitten in fortlaufender Zählung veröffentlicht werden, in eigenen Abhandlungen schon deshalb, weil die betr. Bestände leider auch räumlich von der eigentlichen Stadtbibliothek und untereinander getrennt sind und weil sie nicht so gleichmäßig historisch gewachsen sind wie die aus einem Teil der alten Gymnasialbibliothek hervorgegangene Stadtbibliothek. Ein Index, der auf die fortlaufenden Nummern verweist, soll seinerzeit die drei Verzeichnisse beschließen.

Dem Fünfzigjährigen sei zu seinem Feste hier zunächst der Strauß der 50 Handschriften der eigentlichen Stadt-Bibliothek gebunden.

Ein paar kurze Bemerkungen sind noch vorauszuschicken. Es ist nicht möglich, all die in nah und fern einzeln aufzuführen, die mündlich und schriftlich zur Identifizierung und zur zeitlichen und sachlichen Festlegung der z.T. dem Ordner nur ganz geringe Handhaben bietenden Manuskripte sowie zur Klärung oft entlegener Einzelfragen mit Material und Ratschlägen dienten. Darum sei ihnen allen hier herzlichst gedankt. Die Reihenfolge, in der die Handschriften aufgeführt werden, ist innerhalb der einzelnen Unterabteilungen nach Möglichkeit die chronologische. In welcher Sprache sie abgefaßt sind, ist nur dann ausdrücklich erwähnt, wenn dies aus dem Titel oder der Einordnung nicht eindeutig hervorgeht.

Übersicht:

A. Pergamenthandschriften:

Es handelt sich zumeist um Fragmente, die bei Ausbesserung von Einbänden abfielen, nur Nr. 16 und Nr. 19 wurden ihres Inhalts wegen abgelöst. Da die Fragmente großenteils sehr klein sind, kann die Datierung meist nur ganz annäherungsweise und mit Vorbehalt gegeben werden.

I. Lateinische Handschriften:

1.

Kleines Fragment einer Handschrift theologischen Inhalts. Zweiseitig beschrieben in spätkarolingischer Minuskel.

63:18 mm (10. Jahrh.). Sig.: 2° Manuscr. 4/1.

2.

Drei aneinander anschließende *Vulgata*-Fragmente, enthaltend Partien von Dan. XIII, v. 2—9 und 20—28 (die Geschichte von Susanna und Daniel); vom rechten Blatt einer Lage. — 2°, beidseitig beschrieben; je 14½ Zeilen.

(ca. 1200) Sig.: 2° Manuscr. 4/2.

3.

Zwei auf den ausgebesserten Einband eines Frühdrucks aufgeklebte Blätter eines *Missale,* die Lektionen des 1. und 2. Weihnachtsfeiertages enthaltend. (13. Jahrh.) Sig.: 4° Frühdr. 22 (Einbd.).

4.

Drei kleine Fragmente eines *Missale,* jeweils den Anfang einer „Col-l“[ectio] (= erste Oration am Anfang der Messe) enthaltend; zwei von den drei Fragmenten beidseitig beschrieben.

(13. Jahrh.) Sig.: 2° Manuscr. 4/4.

5.

Kleines Fragment einer juristischen Handschrift, beidseitig eng beschrieben. Kapitelüberschrift: „De commodato“ (= Darlehen).

(ca. 13./14. Jahrh.) Sig.: 2° Manuscr. 4/5.

6.

Fragment eines 2°-Blattes einer juristischen Handschrift mit späteren Randnotizen, zweiseitig eng beschrieben; Rückseite schwarz und größtenteils unleserlich. (14. Jahrh.) Sig.: 2° Manuscr. 4/6.

7.

Fragment einer theologischen Handschrift; zwei Kolumnen, beidseitig beschrieben. Rote und blaue Initialen.

(14./15. Jahrh.) Sig.: 2° Manuscr. 4/7.

8.

Kleines Fragment eines liturgischen Textes mit *Neumen* auf einer Notenlinie; zweiseitig beschrieben.

(ca. 14./15. Jahrh.) Sig.: 2° Manuscr. 4/8.

9.

Fragment einer theologischen Handschrift in groß-2°, vom oberen Teil eines Blattes; 2 Kolumnen, zweiseitig beschrieben.

(14./15. Jahrh.) Sig.: 2° Manuscr. 4/9.

10.

Zwei aneinander anschließende Fragmente eines *Lectionariums* in 2°; oberer Teil eines Blattes, zwei Kolumnen, zweiseitig beschrieben.
(14./15. Jahrh.) Sig.: 2° Manuscr. 4/10.

11.

Fragment eines *Missale* in 2°, mit Neumen auf vier Linien; zweiseitig beschrieben. (14./15. Jahrh.) Sig.: 2° Manuscr. 4/11.

12.

Kleines Fragment einer zweiseitig beschriebenen Handschrift.
(14./15. Jahrh.) Sig.: 2° Manuscr. 4/12.

13.

Oberer Teil eines Blattes eines *Lectionariums* in 2°, beidseitig beschrieben in zwei Kolumnen; mit roten Initialen.
(14./15. Jahrh.) Sig.: 2° Manuscr. 4/13.

14.

Kleines Fragment einer juristischen Handschrift in 2°, beidseitig eng beschrieben. Kapitelüberschrift: „De remissionibus".
(14./15. Jahrh.) Sig.: 2° Manuscr. 4/14.

15.

Fragment eines *Lectionariums* in 2°; verschiedene Hände. Beidseitig beschrieben. (15. Jahrh.) Sig.: 2° Manuscr. 4/15.

16.

Fragment (unterer Teil) der **Sterbematrikel des Nürnberger Predigerklosters** von ca. 1490—1531. Einseitig beschrieben, oberer Teil und Ecken weggeschnitten. Drei Kolumnen.
groß-2° (48 cm [= Originalbreite]: 37½ cm)
Nürnberg 1494—1531. Sig.: 2° Manuscr. 18.

Wurde Mitte des 17. Jahrh. als Einband einer jurist. Handschrift (2° Manuscr. 12, s. unt. Nr. 38) verwendet. Es fehlen die Jahre von ca. 1490—1493, von ca. 1505—ca. 1510 und von ca. 1519—ca. 1524. Mit dem letzten Eintrag von Januar 1531 schließt das Verzeichnis ab (von 1525 an ging das Kloster langsam ein, bis es 1543 der Stadt übergeben werden konnte: Andr. *Würfel,* Beschreibung der . . . Kirchen, Klöster und Capellen in Nürnberg 1761, S. 61; *ders.*: Diptycha Ecclesiarum Norimbergensium . . . 1766, S. 297; Fr. *Bock,* Das Nürnberger Predigerkloster. i. d. Mittlgn. d. Ver. z. Gesch. d. St. Nürnbg., 25. Heft 1924. S. 159 ff.). Das Blatt enthält 36 Namen, von denen 8—10 ganz oder teilweise unleserlich sind. Nur sieben Namen scheinen bisher bekannt zu sein (verzeichnet bei Fr. *Bock* a. a. O., S. 182 f. und S. 185 als Nrn. 74, 83, 110, 111, 112, 114, 115). Von den übrigen sind eine Anzahl in auswärtigen Klöstern gestorben; im ganzen erscheinen drei als Beichtväter des Nürnberger Katharinen-Frauenklosters (Dominikanerinnen), darunter einer bisher unbekannt (vgl. Wltr. *Fries,* Kirche und Kloster zu St. Katharina in Nürnberg, a. a. O. S. 43, Anm. 108 a): Johannes Schmidel confessor sororum † Sept. 1503. Für die Forschung ist das wichtigste Novum das Todesjahr der beiden bekannten Buchbinder Forster'scher Schule: Wilh. Krug († 1494) und Johs. Wirsing († 1495); über sie vgl. zuletzt Fr. *Bock* i. Jahrbuch der Einbd.-Kunst II 1928, S. 31 f.

Die Identifizierung der Handschrift, in der Nürnberg nicht genannt ist, hat Paul Glück-Bamberg freundlichst nachgeprüft und durch den Nachweis der Arbeiten von Fries und Bock bestätigt. Die Handschrift wird voraussichtlich in den Mittlgn. d. Vereins f. Gesch. d. Stadt Nürnberg veröffentlicht werden.

II. Deutsche Handschriften:

17.

Drei Fragmente einer Urkunde („ . . . Schöpffen vnde Rath . . .“), eines davon aus zwei Stücken zusammengeklebt und beidseitig beschrieben.

2⁰(?) (15. Jahrh.) Sig.: 2⁰ Manuscr. 4/17.

18.

Kleines Fragment einer Handschrift mit Randglossen.

2⁰(?) (15. Jahrh.) Sig.: 2⁰ Manuscr. 4/18.

19.

Fragment einer Handschrift, das ca. 1600 (in Nürnberg?) als Einband verwendet wurde. Zwei Blatt einer Lage, das erste nur noch zur Hälfte erhalten. In zwei Kolumnen geschrieben. Zwischen beiden Blättern fehlt eine Lage (?). Unten einige Zeilen weggeschnitten. Es handelt sich um ein Stück aus einem deutschen *Mystikertext,* Betrachtungen und Gebete über das Leiden enthaltend.

4⁰ (15. Jahrh.) (1½ Bl.) Vorläufige Sig.: 2⁰ Manuscr. 4/19.

An einer Stelle des Textes wird das Auswendiglernen der „hundert Betrachtungen“ empfohlen. An andern Stellen erscheinen formelhaft die Wendungen „der erst maister sprach“ (usf. bis zum 10. Meister), ferner: „der erst schad ist wie (od. daz) . . .“ (usf. „der ander schad“ etc.). Als Kapitelüberschriften erscheinen „Die weishat“, „daz ist ain gut gepet“ etc. Die Sprache ist oberdeutsch.

Das Stück stellt sich inhaltlich nah zu spätmystischen Schriften wie etwa zu den Predigten des Joh. Geiler von Keisersberg oder zu Plenarien wie „Der Schatzbehalter“, „Die Himmelsstraß“ u. a. Das letztgenannte Erbauungsbuch bietet ebenfalls Aufzählungen wie „Das erst übel ist, daß . . .“ und empfiehlt ebenfalls das „offt überlesen“ der Betrachtungen (vgl. Vinc. *Hasak:* Der christliche Glaube . . . in . . . deutschen Sprachdenkmalen . . . 1868, S. 275 und 279).

B. Papierhandschriften:

I. Theologie:

Vgl. a. die Nrn. 1—4, 7—11, 13, 15, 16, 19, 38, 40, 46—50).

20.

Ehrenbergk, Hartmud von: Eynn Cristlich vermanung und anzaigung eynes Geistlichen Erbaren weges zu Erledigung der grausamen künftigen tyranney der Tuerken.

2⁰ (o. O.) (1523) (6 Bl.) Sig.: 2⁰ Frühdr. 40 / Beiband 4.

Zusammen mit der Handschrift Nr. 44 (s. unt.) angebunden an ein Exemplar der Straßburger Ausgabe des Layenspiegels von Udalricus Tengler 1518.

21.

a) Bl. 1— 6: *37 Thesen der „Antinomer“* mit Vorrede Martin **Luthers** von 1537, in deutscher Übersetzung.

b) Bl. 7—12: *Luther,* Martin: Thesenreihe (48 Thesen) zu seiner zweiten Disputation gegen den „Antinomer“ D. Johannes Agricola (von) Eisleben („Islebius“) (12. Jan. 1538), in deutscher Übersetzung.

c) Bl. 12—16: *Luther,* Martin: Dritte Thesenreihe (40 Thesen) gegen Joh. Agricola vom Anfang des Jahres 1538, in deutscher Übersetzung.

d) Bl. 16—19: *Luther,* Martin: Vierte Thesenreihe (41 Thesen) gegen Joh. Agricola vom Anfang des Jahres 1538, in deutscher Übersetzung.
e) Bl. 20—23: Deutsch abgefaßter Brief des Kurfürsten *Joachim* II. von Brandenburg [an D. Joh. Bugenhagen Pomeranus in Wittenberg] in Sachen des Joh. Agricola. Datum ... Cölnn an der Sprew (= Neukölln) 28. Okt. 1540. (Zeitgenössische Abschrift).
f) Bl. 23—25: desgleichen, Datum Cölnn an der Sprew 6. Nov. 1540. (Zeitgenössische Abschrift).

4° (o. O.) (geschrieben ca. 1540/45) (25 numer. Bl.) Sig.: 4° Frühdr. 37 / Beiband 11.

Letztes Stück eines Sammelbandes wertvoller reformatorischer Frühdrucke. Der Besitzer, der den Band laut Vermerk 1548 zusammenbinden ließ, vorne mit einem handschriftlichen Inhaltsverzeichnis versah und sich bei der Gelegenheit als M. *Knise* bezeichnet, ist auch der Schreiber der Handschrift [1]).

Sämtliche Thesen waren bisher nur lateinisch bekannt und sind erstmals von Luther nacheinander in vier Plakatdrucken im Dezember 1537 und Anf. Januar 1538 veröffentlicht (ein Exemplar dieser sehr seltenen Drucke in der Hamburger Staatsbibliothek unter Sig. 2° O. A. IX, No. 487 c), später dann mehrmals abgedruckt worden (am zugänglichsten in: Lutheri Opera Latina varii argumenti ... Vol. 4. Francof. ad Moen. 1867, p. 420—424 und 427—436; die beiden ersten Thesenreihen auch bei P. *Drews,* Disputationen Luthers 1895, S. 249—252 und 336—339). —

Von den zwei Briefen Joachims II. ist bisher nur der zweite (vom 6. 11. 1540) bekannt; er ist nach einer späten Abschrift (v. J. 1594) aus einer Erlanger Handschr. (Cod. Erlang. 1665 in 2°, p. 112 b f.) von S. *Kawerau* abgedruckt worden in der Zeitschr. f. Kirchengesch. 1880, S. 450 f. — Die hier verzeichneten neuen Funde sollen veröffentlicht und ausführlicher gewürdigt werden in der Zeitschrift für bayr. Kirchengeschichte 1930.

22.

Symbolum, quod *Apostolicum* vocant, ... Praeterea ... quatuor ... Conciliorum ... πίστεως ἐκθέσεις ... etiam ... Athanasij Symbolum, et Niceni expositio ... (Scripsit) Johann. [Heus]inger Svinfurtensis.

8° (o. O.) [ca. 1582] (8 Bl.) Sig.: 8° Manuscr. 16.

Der Schreiber, der auf dem Einband mit „JHS 1582" als Besitzer des Bands bezeichnet ist und auch sonst das Sammelbändchen theologischer Drucke des 16. Jahrh. mit handschriftlichen Notizen und Exzerpten (aus Cyprianus, Eusebius, Gregor von Nazianz, Ph. Melanchthon, Mart. Crusius und Mart. Chemnicius) versehen hat, war 1600—1606 Pfarrer in Zell und Weipoltshausen, von da an bis 1623 Diaconus in Schweinfurt (siehe Mich. *Sixt:* Ref.-Gesch. v. Schweinfurth 1794, S. 297 und 291).

23.

Instruction und Articuli Visitationis. Des ... Friedrich Wilhelms Herzogen zu Sachssen Vormundt, vnd der Chuhr Sachsen Administratorn, ... Visitatores [sic!] so ... sonderlichen zu Plauen den 23. 24. 25. vnd 26. Nouemb: gehalthen worden. Ao. 92. (Abschriften)

[1]) Auf das Titelblatt des im gleichen Sammelband enthaltenen frühesten Druckes der Stadt Berlin (Joh. *Agricola:* Confession ... 1540 in 4°), auf dessen Inhalt sich die beiden Briefe Joachims beziehen, schrieb Knise eine auf Agricola bezügliche Bemerkung, die zu verraten scheint, daß er sein theologischer Parteigänger oder doch Anhänger war. Möglicherweise ist er identisch mit dem im Sommersem. 1495 in Leipzig immatrikulierten Johannes Knyße de Yßlebe (Gg. Erler, Die Matr. d. Univ. Leipz. I 1895, S. 408); dann würde schon die Herkunft aus Eisleben das Interesse für den jüngeren Landsmann Agricola (geb. ca. 1494) erklären.



(7 Blätter Herzogl. Verordnungen etc.; 12 Bl. je 4 affirmative und 4 negative Artikel; 1 Bl. „Forma Subscriptionis“; 2 Bl. betr. die Weigerung des tapferen Stadt-Medicus D. Nicolaus Widtman, das der Visitation zugrundegelegte Bekenntnis zu unterschreiben.)

4° Plauen (1592) (22 Bl.) Sig.: 4° Dog.-pol. 7t / Beiband.

24.

Huber, D. Samuel:

a) Bekandtnus samuelis Huberi SS Theologiae Doctoris Vonn dem Streit Von der gnadenwahl. (5 negative Thesen.)

b) Was ich D. Samuel Huber glaube. (6 positive Thesen).

c) An D. Hunnio Vnnd seinen mitherrn (?) verwürfe (ver-weisse?) ich diese lehren. (13 Thesen.) [Subscript:] Samuel Huberus, Doctor Ratisbonae scripsit. A° 94. 29. Junij:

8° (Regensburg) 1594 (3 Bl. = 5 S.)
(Abschrift aus der ersten Hälfte des 17. Jahrh.)
Sig.: 8° Dog.-pol. 83d / Beiband.

Der 1547 in Burgdorf bei Bern geborene, vom reformierten Glauben zum Luthertum übergetretene Theologe war, „Universalist“ und Gegner der Prädestinationslehre auch in der mildesten, von seinem Wittenberger Kollegen Aegidius Hunnius vertretenen Form Er verlor 1594 seine Professur und hatte sich auf dem Reichstag in Regensburg wegen seiner Lehre zu verantworten.

Bereits am 7. Februar des Jahres hat er ein offizielles Bekenntnis seiner Lehre in deutscher Sprache abgefaßt und seinen Widersachern eingereicht (abgedruckt *Acta* Huberiana T. I. Tubing. 1597, S. 254 ff.), am 7. Juli 1594 hat er in Regensburg seinem Gegner Lucas Osiander eine kurze lat. „Confessio“ übergeben (ebenda, T. II, S. 215 f.). Zu beiden ist das hier abgeschriebene, mehr persönliche — viell. für seine Freunde abgefaßte? — Bekenntnis eine wertvolle Ergänzung. Die Handschrift ist nicht die des Besitzers des Bändchens: Christoph Lip[per]t aus Wunsiedel (immatrikuliert Leipzig 1590, Wittenberg 1597), sondern stammt wohl von dem Nachbesitzer des Bändchens, mag aber noch zeitgenössisch sein, da Huber's Sekte und das Interesse für seine Lehre nach seinem Tode sehr bald erlosch (Huber starb nach unstetem Wanderleben am 25. 3. 1624 zu Osterwieck i. d. Prov. Sachsen); ihr Glaubensinhalt freilich, die Überzeugung vom Auserwähltsein aller zum ewigen Leben, nah verwandt mit der Anschauung von einer Apokatastasis hapanton, findet heute noch in jedem undogmatischen Gemüt Widerhall. (Vgl. *Jöcher's* Gel.-Lex. II 1750, Sp. 1742 f. und die neueren Enzyklopädien s. v. Huber; an älterer Literatur noch besonders Sam. *Huber,* Histor. Beschreibung des gantzen Streits/ ... 1597, Bog. Q).

25.

Stumpf, Johann: Ein Schön geistlich Liedt Im Thon Ach gott vnd He[rr] D. Johans Stump[fij] — „Ach gott Vatter im Himmelreich ...“ (entstanden wohl in Bayreuth; 14 vierzeilige Strophen; Abschrift).

8° (o. O.) [ca. 1625] (2 Bl. = 3½ S.) Sig.: vor 8° Th. pr. 83.

Der Verfasser des Liedes, geb. 1587 zu Nemmersdorf in Oberfranken, war von 1613 an ständig in Bayreuth, zuletzt als Superintendent und Konsistorialrat. Er wurde im Sept. 1632 von den kaiserlichen Truppen als Geisel nach Leipzig geschleppt und nach argen Mißhandlungen und Strapazen erst nach der Schlacht bei Lützen wieder in die Heimat gebracht. Drei Tage nach der Rückkunft starb er an den Folgen der erlittenen Drangsale (17. 12. 1632). Das Lied ist aus der Not des Krieges gedichtet, dessen Opfer der Verfasser nachmals selber wurde. Es ging in manches ältere Gesangbuch über; wie mir Ernst Ortloph-Nürnberg freundl. nachwies, ist es abgedruckt bei Alb. *Fischer* & W. Tümpel: Das deutsche evangel. Kirchenlied des 17. Jahrh. Band III 1906, S. 163 f. unter Nr. 213. — Über Joh. Stumpf vgl. G. W. A. *Fikenscher,* Gelehrtes Fürstenthum Baireut Bd. 9, 1804, S. 104—112 und die kleine Monographie von *Hagen* im Archiv f. Gesch. d. Obermainkreises I 3, S. 118 ff. (im Bd. I 1 der gleichen Zeitschr. findet sich als Titel-

bild eine Lithographie nach Stumpfs im Chor der Bayreuther Stadtkirche befindlichem Ölporträt). St. war der Herausgeber des ersten Baireuther Gesangbuchs (1630).

26.

Augspurgische Religionshandlung. Fürgangen Mense Juni 1628.
4⁰ (o. O.) (1628) (28 Bl.). Sig.: vor 4⁰ Dog.-pol. 84.

27.

[Waldeck,] Johannes Heußinger [von]: Lateinische Notizen zu Jac. Heerbrandi Aphorismi e Compendio Theologico ... 1605 (in 12⁰), auf 4⁰-Blättern, mit denen dieses Bändchen durchschossen ist. Vermutlich Kollegnachschrift.
4⁰ [Schweinfurt?] [16]30 (75 Bl.). Sig.: 4⁰ Th. misc. 24d.

Der Schreiber der Handschrift Johann H. v. W. war nachmals von 1659 bis zu seinem Tode (22. 5. 1673) Superintendent von Wunsiedel und durch seine Gelehrsamkeit, Redebegabung und Sprachgewandtheit (er beherrschte neun Sprachen) berühmt. Er war am 4. 2. 1613 als Sproß einer altangesehenen aber verarmten Familie Heußinger (sein Vater war Bauer) in dem Dorf Cremiz geboren und besuchte nach kurzem Aufenthalt an der Leipziger Universität um 1630 (s. ob.) gerade nochmal für einige Jahre das Gymnasium in Schweinfurt, wo er nebenbei Hauslehrer war. Nach weiteren Studien in Straßburg und Jena bekleidete er von 1637 an nacheinander ein paar Dorfpfarrers-Stellen und das Dekanat in Baiersdorf bei Erlangen. Auf einer seiner Pfarreien vertrieb er einmal gegen Ende des 30jährigen Krieges mit zwei Bauern 24 Reiter aus dem Dorfe. So war es nicht ohne Sinn, wenn auch er geadelt wurde, als im Jahre 1651 Kaiser Ferdinand III. zweien seiner Brüder, die sich als Offiziere im Kriegsdienst ausgezeichnet hatten, einen Adelsbrief (mit dem Prädikat „von Waldeck") verlieh. Sein Sohn war der ein Menschenalter in Hof als Superintendent wirkende Joseph Friederich, der sich späterhin nur noch „von Waldeck" schrieb und zur Konsolidierung seines ererbten jungen Adels von 1689—95 drei Herrschaftsgüter erwarb; aus seinem bezw. seines Sohnes Besitz stammt auch diese Handschrift (s. ob. die Einleitung und vgl. unt. die Nrn. 30 u. ff.). — (Vgl. Fikenscher, Gel. Baireut Bd. 10, S. 38—42.)

Der Tübinger Professor Jacob Heerbrand war bereits 1600 gestorben, aber sein theologisches Compendium und Extrakte daraus wurden weiterhin viel im theologischen Lehrbetrieb an Universitäten und Gymnasien benützt und den Vorlesungen zugrundegelegt.

28.

Hunnius, Aegidius: Theses de abrogando Exorcismo, quas paulo ante discessum ex hac Vita Conscripsit, ut de iis Witebergae in Academia disputaretur. (Abschrift eines Druckes, der 1606 in Erfurt bei Mart. Wittel erschienen ist.) 4⁰ (o.O.) [ca. 1630?] (16 Bl.). Sig.: 4⁰ Asc. 2g / Beiband 8.

Der Verf. scheint für Abschaffung des Exorzismus als eines Aberglaubens Stellung zu nehmen (vgl. jedoch die Bemerkung zur nächsten Nr.).

29.

Garthius, Helvicus: Epistola de Disputatione D. Hunnii de Exorcismo ad Fridericum Taubmannum. Ossatii Misniae (= Oschatz) 16. Jan. 1607. (Abschrift von der gleichen Hand wie Nr. 28.)
4⁰ (o. O.) [ca. 1630] (3 Bl.). Sign.: 4⁰ Asc. 2g / Beiband 9.

H. Garthius, der Schwiegersohn des Aeg. Hunnius, antwortet hier auf einen Brief des Taubmann. Er versucht, darzutun, daß die Hunnius'sche Schrift nur eine Zusammenstellung der gegen den Exorzismus sprechenden Gründe sei, die Hunnius' eigene Stellungnahme noch nicht enthalte, vielmehr durchaus offen lasse (vgl. dazu Henke und Kunze in der Realenc. f. prot. Theol. u. Kirche, 3. Aufl. Bd. 8, 1900, S. 458; dort weitere Literatur). —

Der Adressat des Briefs ist der aus Wonses in Franken gebürtige Wittenberger Theologe und Satiriker († 24. 3. 1613), seit 1595 Professor der Beredsamkeit, den man übertreibend als „Hofnarren" der sächsischen Kurfürsten Christian II. und Johann Georg I. bezeichnet hat.

30.

Martini, Jacobus: ... Propriâ manû scriptus, nunquam in lucem editus, Commentarius in Novem priora capita S: Prophetae Danielis, ... (Titelblatt von der Hand des Jos. Frieder. von Waldeck.)

2° [Wittenberg, ca. 1630/40] (706 S.). Sign.: 2° Manuscr. 10.

Martini ist geboren zu Langenstein 16. 10. 1570, gestorben zu Wittenberg 30. 5. 1649; er war 1623—49 Theologieprofessor in Wittenberg (s. Jöcher's Gel.-Lex., Fortsetzg. Bd. IV 1813, S. 851—54). Die Handschrift war laut Eintrag nach des Verf. Tode zuerst im Besitz des Johann Heußinger von Waldeck (s. ob. zu Nr. 27), dessen Sohn Jos. Friederich sie dann erbte.

31.

Musaeus, Joh.: Tractatus De Nouissimis [= über die „letzten Dinge"]. 4° (Jena) [ca. 1660?] (18 S., 93 Bl., Schluss fehlt). Sig.: 4° Manuscr. 34.

Die Handschrift scheint von Musäus (geb. 7. 2. 1613 in Langenwiesen, gest. 4. 5. 1681 als Professor in Jena) selbst geschrieben zu sein, enthält aber zahlreiche Notizen von der Hand seines Schülers Jos. Fried. v. Waldeck, der 1660/62 in Jena bei ihm studierte (Fikenscher, Gel. Baireut 10, S. 43) und der die Arbeit später bei Abfassung von Nr. 34 (s. unt.) benützte und mehrfach zitierte Über Musäus, der auch sonst eine Reihe von Arbeiten ungedruckt hinterließ, siehe Jöcher's Gel.-Lex. III, 769f. und Zeumer, Vit. profess. Jenens. p. 178ff.

32.

Waldeck, Joseph Friedrich von: Sammelband in 4°. (1659—1709) (1024 S., eine Anzahl davon leer.) Sig.: 4° Manuscr. 61.

Inhalt:

p. 1—470: a) ... Catechetische Fürstellung der Zeith und Ewigkeit [58 Katechismuspredigten] ... Geschehen in der pfarr-Kirchen zu S. Veit in ... Wunsiedel ... 1. Adv. 1675 [bis] 27. Trinitat. 1676 [ein Teil dieser Predigten laut Vermerk später in Hof wiederholt?] (Wunsiedel 1675—76) (461 S. u. 2 Bl. Register).

p. 471—78: b) Zwei Reden bei profanen Anlässen, die zweite gehalten 14. August 1693 vor der Hofer Bürgermeisterwahl. (Hof).

p. 481—90: c) „Proloquia" für die öffentlichen Schulprüfungen am Hofer Gymnasium 1681, 1682 & 1687 nebst „Σκιαγραφία" [Entwurf] der 1681 abzuhaltenden Examensdisputation: „de Theologia in genere". (lateinisch). (Hof 1681—87.)

p. 491—634: d) [in 8°-Format?] Materialien und Konzepte für Hofer Schulprüfungen (lateinisch); theologischen Inhalts. [Hof] (1680ff.)

p. 641—86: e) Material zu einer Reihe von Disputationen „De lege et Evangelio". (lateinisch). [Hof] (1690).

p. 689—706: f) Entwurf einer lateinischen Examensdisputation „De aeterna Dei electione hominum ad ... gloriam, siue de Praedestinatione". [Hof, ca. 1695?]

p. 719—57: g) Material und Entwurf zu einer lateinischen Examensdisputation „Ad XXIII. articul. de scandalo et ad XXIV. artic. de cruce et consolationibus, juxta Compendium Theol. B. [Leonh.] Hutteri. [Hof] (1703).

p. 759—868: h) Ausarbeitung des Materials zu einer latein. Examensdisputation am Hofer Gymnasium „De Novissimis" [= über die „letzten Dinge"] (Hutter, Comp. theol., artic. XXVIII). [Hof] 1708 (110 numer. S.).

p. 887—903: i) [in 8°-Format?] Neun Konzepte zu lateinischen Ansprachen und Vorsprüchen bei Gymnasialfeiern. (Die beiden letzten — von 1706 und 1709 — sind lose eingelegt, das letzte Stück ist wohl eine der letzten schriftlichen Äußerungen des April 1709 verstorbenen Autors). [Hof] (1681—1709).

p. 909—94: k) [in 12°-Format?] Ein halbes Schock griechischer, lateinischer und hebräischer Gratulations- und Gelegenheitsgedichte und „Invitationes" (in Prosa) etc., die z. T. — laut Vermerk — auch gedruckt sind.
(Wunsiedel, Jena, Wittenberg, — Basel? 1662—etc.) (1659—63).[1])

p. 1002—21: l) Sechs Rezepte bezw. genaue Beschreibungen alchemistischer „Processus" und „Tincturen" (sämtl. in deutscher Sprache). Besonders interessant das 4. Rezept (p. 1007—1017): Barthel Waltenbergers (Waldenbergs) Kunst, und rechte Tinctur aller metallen, so er einem Geistlichen Doctori, uf Bitt, verehret, welche mein Seelig. Schwer-Vatter, Herr Wolff Adam Pachelbel von und uf Gehag, . . . Wunsiedel, mit eigener Hand abgeschrieben, daraus ichs Jos. Fr. von Waldeck hierein gezeichnet habe. [auf p. 1014:] „Actum, d. 29. Septembr., Ao. 1553 Bartolt. Waldenberg." Auf p. 1017 interessante Zeichnungen der Retorten und Instrumente, die zu dem Rezept benötigt sind.
Das 5. Rezept (p. 1018 f.) ist dem J. Fr. v. W. „in großem Vertrauen Von Hn. Michael Kölbeln, alten Schulmeister zu Schönbrunn [bei Wunsiedel] gegeben, und erklehret worden, d. 29. Jan. 1677." —
Das letzte Rezept [p. 1020 f.] betrifft eine „Tinctura verissima . . . , so mir ein guther Freund vertrauet". Waldeck schließt es seines Amts und Berufs eingedenk mit den Worten: „. . . , so hastu guth und beständig gold. Gott gebe auch zur Seelen, was noth ist, Amen!" —
[Wunsiedel, ca. 1677].

p. 1022—24: m) Auszüge „e [Seb.] Münsteri Cosmographia, edit. Basiliensis, auct. ad ann. 1578", die Waldeckische Familiengeschichte betreffend. (deutsch). [Wunsiedel, ca. 1677].

Dieser Band, der die ganze Vielseitigkeit des berühmtesten der alten Hofer Superintendenten widerspiegelt, umfaßt (zusammen mit der nächsten Handschrift, No. 33) ein halbes Jahrhundert eines arbeitsreichen Lebens. Jos. Friedr. von Waldeck (damals noch Heussinger) war geboren am 23. 9. 1641 zu Lindenhard bei Bayreuth, wo sein Vater (s. ob. Nr. 27 und 30) Pfarrer war; er studierte in Jena 1660—62 (vgl. ob. Nr. 31), in Wittenberg 1662/63, wurde vom Studium weg Rektor der lateinischen Schule in Wunsiedel, wo er fortan auch seinem alternden Vater fleißig mit Predigen aushalf. Vorübergehend war er dann 1668/70 Pfarrer in Marktleuthen gleichen Kapitels (vgl. unten Nr. 34), von 1670 an als Syndiaconus, später als Archidiaconus wieder in Wunsiedel, schließlich von 1679 bis zu seinem Tode (29. 4. 1709) Superintendent, Professor der Theologie und Inspector des Gymnasiums zu Hof, wo er bei großer Beliebtheit eine eifrige Tätigkeit entfaltete. Veröffentlicht hat er außer einigen Programmen — ganz kennzeichnend für

[1]) Die Subscripte sind z. T. ausgestrichen; anscheinend sind einige Gedichte von J. Fr. v. W. auf Bestellung für andere gemacht.

die vorwiegend aufs Praktische gerichtete Art seines Wirkens — fast nur Leichenpredigten, darunter die große dreiteilige Sammlung „Ehren-Gedächtnis der Gerechten" (Hof 1699).

Einen neuen Zug zu seinem Bilde fügen in der vorliegenden Handschrift die Zeugnisse von seiner Beschäftigung mit der Alchemie, die sich ja damals in vielen Köpfen mit strammer lutherischer Orthodoxie wohl zu vertragen schien. Den Hang zur Mystik mag er überdies von seinem Vater geerbt haben, dem in Lindenhard einmal nachts die Muttergottes erschienen sein soll, ihn in glänzendem Gewande zum katholischen Glauben zu überreden. (*Fikenscher*, Gelehrtes Baireut Bd. 10, S. 40 u. 42—48; *Jöcher's* Gel.-Lex. IV. Sp. 1780).

Der interessante Sammelband wurde 1930 im Tauschweg vom Dekanat Wunsiedel erworben und bietet eine wilkommene Ergänzung zur folgenden Nummer und zu den anderen aus Jos. Fr. v. Waldecks Besitz an die Gymnasial- und dann später zur Stadtbibliothek Hof gekommenen Bücher und Handschriften (s. ob. die Einleitung).

33.

Waldeck, Joseph Friederich von: Etwa hundert Faszikel Predigten aus seiner ganzen Amtszeit, z. T. schon in Wunsiedel und Marktleuthen gehalten und nachmals — z. T. mehrfach — wiederholt (oft laut Vermerk „mutatis mutandis"!). Die größeren Faszikel vereinigen die an den gleichen Sonntagen verschiedener Jahre gehaltenen Predigten. (Im ganzen ca. 500 Predigten.) (Ungebunden.)

4° Wunsiedel, Marktleuthen, Hof. Ca. 1665ff. Sig.: 4° Manuscr. 62.

34.

W[aldeck], J[os.] F[rid.] a, Pastor in Marckleuthen: ... De Extremo Judicio, Articuli XVII. Augustanae Confessionis, quoad potiora, ... calamo festinantiss[imo] ob Synodum Wunsideliens[em] d. 14. Julij 1669. habendam, ... [Entwurf einer Synodaldisputation.]

8° (Marktleuthen, Ofr. 1669) (14, 23, 30 Bl.). Sig.: 8° Manuscr. 22.

35.

Acta Curiensis in Varisciâ Synodi secundum Augustanae Confessionis inuariatae Articulos ... ad Div. Michaëlis publicè celebratae (Praeside atque Examinatore) Jos. Friederico de Waldeck ... Superintendente ...

a) III. Artic., de Persona & Officio Christi, ... XI. Oct. 1682.

b) XXVIII. seu Artic. VIII. abusuum, ... de potestate ecclesiastica, ... 6. Oct. 1706.

4° (Curiae) (2 Hefte) 1682 und 1706 (1) = 1 Bl., 108 S., 4 Bl.; 2) = 46 Bl.). Sig.: 4° Manuscr. 2.

Die „Acta" enthalten jeweils auch genaue Verzeichnisse der Kapitelsgeistlichen, die an der betr. Synode teilnahmen. — St. Michael ist heute noch die Hauptkirche in Hof.

36.

Calmet, Dom Augustin: Untersuchung von dem Kriegs Wesen der alten Hebreer. Aus dem Französischen des Dom Aug. C. (Dissertation sur la milice des anciens Hebreux.) [Enthält auf S. 105—146:] *Folard,* Chevalier [Jean-Charles] de: Dissertation sur la Tactique des Hebreux [im Anschluß an Calmet's Schrift].

4° (o. O.) [Mitte des 18. Jahrh.] (152 S.). Sig.: 4° Manuscr. 7.

Beide Abhandlungen scheinen unveröffentlicht zu sein und sind von der gleichen Hand geschrieben. Bei *Calmet,* der ca. 25 Werke im Manuskript hinterlassen hat, kann es sich allerdings auch um einen Auszug aus einem seiner größeren exegetischen Werke handeln. Er ist 16. 2. 1672 in Lothringen geboren, war Benediktiner in St.-Vannes und starb als hochgeachteter Gelehrter am 25. 10. 1757 in Sénones (s. *Biogr.* universelle, 2de Ed., T. VI, p. 422).

J.-Ch. *Folard* (geb. Avignon 13. 2. 1669, gest. ebenda 23. 3. 1752) war ein bedeutender Polybios-Forscher und Kriegs-Historiker (s. *Biogr.* Univ. [2] XIV, p. 288—91).

Die Handschrift stammt aus dem Besitz des Landeshauptmanns Ph. L. v. Weitershausen (s. oben die Einleitung).

37.

Sieben *Predigtentwürfe,* davon fünf zum 90. Psalm und je einer zum 91. u. zum 92. Psalm, anschließend ein Kirchengebet. (Verfasser nicht ermittelt.)
8⁰ (o. O.) [ca. 1800?] (5 Bl.). Sig.: 8⁰ Manuscr. 12.

II. Jurisprudenz:

(Vgl. a. die Nrn. 5, 6, 14 und 17.)

38.

Prolegomena de libris vtrivsque iuris [und acht weitere Extrakte juristischer Compendien meist in übersichtlicher Tabellenform]. (Darunter besonders ein „Arbor consanguinitatis" und eine „Computatio graduum consanguinitatis et affinitatis".)
2⁰ (Nürnberg?) [Mitte 17. Jahrh.] (96 S. und 15 leere Blätter; meist quer über beide Seiten geschrieben; auch S. 14—19 und 43—45 leer).
Sig.: 2⁰ Manuscr. 12.

Es handelt sich möglicherweise um ein ausgearbeitetes Kollegheft von Altdorf (?). Auf Nürnberg weist S. 41 ein Auszug „aus der verneuerten Gerichts-Ordtnung zu Nürmberg p. 188" und die Provenienz des als Einband der Handschr. verwendeten Pergamentfragments (s. ob. Nr. 16). Terminus post quem ist die Erwähnung einer ‚nunc' geltenden Gebühr nach Festsetzung Kaiser Ferdinands II. vom Sept. 1631, auf p. 77; terminus ante quem ein Nachtrag von offensichtlich späterer Hand auf p. 34 f., der sich auf d. J. 1713 bezieht. Die Handschr. ist kalligraphisch mehr gemalt als geschrieben, mit schwarzer (brauner), grüner und roter Tinte, auf schönem Papier mit interessanten Wasserzeichen. Vielleicht aus der Weitershausen'schen Bibliothek (s. ob. die Einleitung)?

39.

Elementa Juris Feudalis vniuersalis.
8⁰ (o. O.) [Anf. od. Mitte des 18. Jhdts.] (16 Bl.) Sig.: 4⁰ Manuscr. 12.

Wohl ein Kollegheft, dessen Verfasser bezw. Schreiber jedoch nicht zu ermitteln war.

40.

Boehmer [Justus Henning]: Discursus Juris Canon[ici] Lib. III/IV.
4⁰ [Halle] [ca. 1730?] (700 S. und 3 Bl. Inh.-Verz.) Sig.: 4⁰ Manuscr. 5.

Kolleg-Nachschrift von unbekannter Hand. J. H. Boehmer, der berühmte Verfechter naturrechtlicher Anschauungen, ist geb. 29. 1. 1674 zu Halle, wo er seit 1697 bis kurz vor seinem Tode (Hannover 1749) Kirchenrecht lehrte. Ein schriftlicher Niederschlag des in jenem Kolleg behandelten Themas erschien 1738 unter dem Titel: Institutiones Juris Canonici.

41.

Elementa Juris Germanici. Deutsche Kolleg-Nachschrift von der Hand des J. E. *Hofmann* (in 695 §§).
4⁰ (Erlangen) [Mitte des 18. Jhdts.] (214 Bl.) Sig.: 4⁰ Manuscr. 12[1].

III. Philosophie:

42.

Metaphysica. [Geschrieben von der Hand des Jos. Frieder. von Waldeck.] 4⁰ [Jena?] [ca. 1660/62?] (110 Bl.; Schluß fehlt).
Sig.: 4⁰ Manuscr. 32.

Wohl ein Kollegheft aus der Jenaer Studienzeit v. Waldecks.

43.

Eschenmayer, Prof. [Adam Karl August]: Psychologie oder Seelenlehre. Ein Fragment. Tübingen abzuschr. angef. am 19ten Noubr. 1814. [Auf dem vorderen Vorsatzblatt:] Carl **Sand.** stud. theol. Abgeschr. zu Tübingen. 1814—1815. Im Winter. groß-8⁰ Tübingen 1814—15 (40 Bl.).
Sig.: 4⁰ Manuscr. 13.

Eine der Reliquien des unglücklichen Burschenschafters Carl Sand, der durch die Ermordung Kotzebue's (1819) berühmt geworden ist und das Jahr darauf am 20. Mai in Mannheim seine Tat mit dem Leben büßte. Er war in Wunsiedel als Stadtrichtersohn 5. 10. 1795 geboren. 1814 begann er in Tübingen nach Absolvierung des Regensburger Gymnasiums seine Studien. Das Kolleg über Psychologie, das er bei Eschenmayer hörte und das im Wesentlichen nur die Empirische Psychologie umfaßt, entspricht etwa dem I. Teil von dessen „Psychologie", die 1816 in Tübingen in erster, 1822 in zweiter Auflage erschien. Eschenmayer war damals (seit 1811) a. o. Professor für Medizin und Philosophie in Tübingen, von 1818—36 ord. Professor. Er war am 4. 7. 1768 in Neuenbürg in Württbg. geboren, war vor seiner akademischen Laufbahn Arzt gewesen und zog sich auch später wieder vom Lehramt zurück, starb am 17. 11. 1852 in Kirchheim u. T. (s. Allg. Deutsche Biogr. VI 1877, S. 349).

Das Manuskript Sands ist das Geschenk eines Prof. Schwenck, früher war es im Besitz der Familien Moroff und Gebhardt.

IV. Geschichte. Kriegswesen. Verschiedenes:

(Vgl. a. d. Nr. 16, 20, 23, 32b, c, i, k, l, m und 36.)

44.

Verzeichnus was zu eynner besatzung einss schloss, von geschüetz vnd werhe auch speyss vnd gedranck, was man darzu haben sol, stet hinnach geschribenn.

2⁰ (o. O.) (1525) (12 Bl.) Sig.: 2⁰ Frühdr. 40 / Beiband 3.

Demselben Bande beigebunden wie Nr. 20 (s. ob.).

45.

[*Lonicer,* Adam: Handschriftliche Auszüge aus dessen 1557 erstmals gedrucktem „Kreuterbuch", mit guten Kopien der Abbildungen; Bl. 17—29 u. 23—26 ohne Abb.; Bl. 3 (eingeschoben) enth. Abschrift aus einem andern Kräuterbuch.]

2⁰ (o. O.) [ca. 1570/75?] (26 Bl.)
Sig.: vor 2⁰ Inc. 15.

Die Handschrift ist einer defekten Ausgabe des „Herbarius zu teutsch . ." Augsburg 1488 (Hain Nr. *8945 = nach Feststellung von Fritz Hommel-München identisch mit Hain Nr. *8953) vorgebunden. Auch zwischen einzelne Blätter dieses Drucks sind von der gleichen Hand stammende Kopien von Abbildungen aus Lonicer eingeheftet.

Adam L. Lonicerus (geb. 10. Okt. 1528 Marburg) starb 29. Mai 1586 in Frankfurt a. M. als Stadtphysicus. Er war der Schwiegersohn und Mitarbeiter des berühmten Frankfurter Buchdruckers Christian Egenolph. (Vgl. Allg. Dte. Biogr. Bd. 19, 1884, S. 157 f.)

Die Identifizierung der Handschrift wird dem Münchener Spezialforscher Hermann Fischer verdankt.

46.

Laudtner, Hanns, „Württembergerischer Bott" zu Heidelberg: Origineller Besitzereintrag — z. T. in Versform, in einer reformierten Glaubenslehre —, durch den der Band zugleich „seiner lieben Haussfraw Susanna Laudtnerin" vermacht wird.

8⁰ Heidelberg 23. 12. 1624 (11 Zeilen) Sig.: in 8⁰ Dog.-pol. 7ᵇ.

47.

[113 *Orationes scholasticae,* valedictoriae, Recitationes etc., calligraphice conscriptae ab alumnis Gymnasii Curiensis.]

2⁰ [Curiae] (ca. 1655—1659) (402 Bl.) Sig.: 2⁰ Manuscr. 11.

Ab Bl. 64 sind die Reden, die von den einzelnen Schülern selbst geschrieben sind, zumeist datiert, anfangend von 1656, bis 1659; nur Bl. 353—58 enth. ein deutsches (Weihnachts-)Gedicht; sonst ist alles lateinisch abgefaßt; gelegentlich begegnen auch Schuldramen, das umfangreichste trägt den Titel:

. . . *Drama* Natalitium Diei 27. Julii Genethlis . . . Principis haereditarii [Christiani Ernesti Marchionis Brandenburg.] . . . debitum, in quo sistentur personae XXIII. [duce] (Con-Rectore Guolffg. Matthaeo Chytraeo.) 2⁰ [Curiae 1658] (Bl. 297b—310a). Sig.: in 2⁰ Manuscr. 11.

Verfasser sind offenbar die Schüler des Hofer Gymnasiums, deren jeder seine Rolle bestritten zu haben scheint.

48.

Relatione de Cardinali Viuenti.

4⁰ (o. O.) [ca. 1690] (16 Bl.) Sig.: 4⁰ Manuscr. 48.

Eine kurze italienische Sammelbiographie der damals lebenden Kardinäle. Von der gleichen Hand geschrieben wie Nr. 49 (s. unt.)

49.

[*Descriptio Romae.*]

4⁰ (o. O.) [ca. 1700] (16 Bl.) Sig.: 4⁰ Manuscr. 10.

Kurze lateinische Beschreibung der Sehenswürdigkeiten Roms, von der gleichen Hand geschrieben wie Nr. 48 (s. ob.)

50.

Oehninger, Georg: Drei Briefe, die ersten beiden im Original, der dritte in Abschrift:

a) Leipzig 10. Sept. 1772 an einen seiner Gönner in Hof.
4⁰ (1 Bl., Rückseite leer.)

b) Berlin 28. Apr. 1773 an denselben. 4⁰ (1 Bl.)

c) Berlin 28. April 1773 an Weinhändler Dedel in Kizingen. 2⁰ (2 Bl.)

Sig.: 8⁰ Dog.-pol. 82 / Beiband.

Pater Mansuetus, mit seinem bürgerlichen Namen George Oehninger, war 1713 in Ochsenfurt geboren und trat dort früh in den Kapuziner-Orden ein. Er war 44 Jahre lang im Kloster und wurde zuletzt 18 Jahre lang von 1750 an wegen eines nach seiner Aussage geringfügigen Vergehens eingesperrt gehalten. Nach seiner Flucht aus der Gefangenschaft und aus dem Orden trat er zum Protestantismus (1773 zum reformierten Glauben) über und hatte ein Wanderleben zu führen, bis er in Berlin ein notdürftiges Asyl fand. In höherem Alter hat er dort sogar noch geheiratet. Er scheint unterwegs verschiedene Gönner gewonnen zu haben, so den Kitzinger Weinhändler Dedel, eine Reisebekanntschaft, aus der er materiellen Nutzen gezogen zu haben scheint. Auch im protestantischen Hof war man ihm sehr entgegengekommen, einer der dortigen Geistlichen scheint ihm weitergeholfen zu haben; dafür bedankt er sich in den ersten beiden Briefen. Der Adressat derselben hat sich den dritten Brief seines interessanten Inhalts wegen — wohl auch um der Sicherheit halber ein Duplikat zu haben — abgeschrieben, als er das Original zur Weiterexpedition erhalten hatte. Oe. berichtet hauptsächlich von seinen Reiseschicksalen und von der abwartenden Vorsicht, mit der man ihn in Berlin vonseiten des Hofs (Friedrich II.!) und der obersten Kirchenbehörde behandelte. In einigen gedruckten Schriften. deren einer die Briefe beigebunden sind, zeugt Oehninger von seinem Glaubenswechsel und weiß von seinen Erfahrungen als Ordensmann allerhand Schauderdinge zu berichten. Vergl. über ihn *Rotermund* in Ersch & Gruber's Allg. Encyklopädie III, 2 1832, S. 57f.

Zur Geſchichte der abendländiſchen Schreibformen.

Eine Würdigung des gleichbetitelten Buches von Hermann Delitſch

von Karl Löffler, Stuttgart.

Wir haben an ſich keinen Mangel an Werken über die Geſchichte unſerer Schrift. Sowohl ſyſtematiſche Darſtellungen liegen aus neueſter Zeit vor — es ſei an P. Lehmanns Palaeographie vom Jahr 1925 oder an die von B. Bretholz aus dem Jahr 1926 erinnert —, als auch Tafelwerke zur Veranſchaulichung der Formen ſtehen ganz friſch zu Gebote — ſ. den Atlas von H. Degering aus dem verfloſſenen Jahr —. Dabei hat die eigentliche Wiſſenſchaft von der Schrift, die Palaeographie, ihre Aufgabe vorwiegend darin geſehen, Mittel zu liefern, um einen alten Text nach Zeit und Ort genau feſtzulegen und richtig zu leſen. Die Formen der Schrift ſelbſt in ihrem Weſen und in ihrem Werden zu unterſuchen, hat ſie kaum als ſelbſtändigen Zweck gelten laſſen. Wenn dies gelegentlich von kulturgeſchichtlicher oder künſtleriſcher Seite aus ſchon verſucht worden iſt, ſo ging man hier wieder zu weit und glaubte aus den Buchſtaben den Wandel von Weltanſchauungen und von Schönheitsidealen ganzer Zeitabſchnitte herausleſen zu müſſen, ohne den ſchon in den Formen ſelbſt liegenden Entwicklungslinien genügend Rechnung zu tragen. Der Frage endlich, welche Rolle der Stoff, auf dem die Schrift feſtgehalten iſt, und die Werkzeuge, mit denen ſie hergeſtellt wurde, ſpielen, iſt eine ausſchlaggebende Bedeutung bei der Darſtellung faſt nie beigelegt worden.

Dieſen ſeitherigen Behandlungen gegenüber hat das 1928 im Verlag Hierſemann erſchienene Werk von H. Delitſch ſein eigenes Gepräge. Das Buch geſellt ſich nicht einfach zu den andern als ein weiteres der gleichen Art, ſondern es vertritt eine beſondere Richtung, inſofern es von der Seite eines Vertreters und Lehrers der Schreibkunſt kommt. Der Verfaſſer ſteht zwar auch in der akademiſchen Welt, aber nicht bei der gelehrten Wiſſenſchaft, ſondern mehr auf der Seite der Praxis, indem er an der Leipziger Akademie für Buchgewerbe und Graphik die Stelle des Leiters der Abteilung für Schrift innehat. Profeſſor Delitſch iſt auch in weiteren Fachkreiſen kein Unbekannter mehr, ſeit er ſich 1912 ihren Dank durch die deutſche Ausgabe von Days Alphabeten erworben hat.

Die Herkunft gibt dem Buch ſeine beſondere Note, ſchon in dem Beſtandteil, der ſonſt am wenigſten vom Verfaſſer beeinflußt erſcheint, in den Abbildungen. Das Werk, das an ſich nicht in die Reihe der Tafelwerke tritt, ſondern mehr eine ſyſtematiſche Darſtellung bietet, iſt außerordentlich reich an Anſchauungsſtoff. Es enthält außer 16 Lichtdrucktafeln gegen 400 Schriftproben auf 88 Seiten Abbildungen. Dieſe Proben, die uns den Wandel der abendländiſchen Schriftformen veranſchaulichen ſollen, ſind aber nicht einfache Wiedergaben, wie ſie ſonſt meiſt in unſerer Zeit mit Hilfe der Photographie gewonnen werden, ſondern ſind gewiſſermaßen durch die Perſönlichkeit des Verfaſſers hindurchgegangen, der alle die 400 Schriftzeichen ſelbſt nachgeſchrieben und dabei die Technik aller Zeiten in eigenem Experiment nachgeahmt und erprobt hat.

Dieſe Verbindung von Praxis und Wiſſenſchaft könnte man faſt auch ſchon in der buchtechniſchen Verarbeitung des Anſchauungsſtoffes mit der Dar-

ſtellung ſehen. Die 88 Seiten Abbildungen ſind in den Textdruck eingereiht und dies iſt ſo geſchickt erfolgt, daß der Leſer des Textes meiſt auf der Nebenſeite das Bild zur Veranſchaulichung ſieht und nicht erſt, wie es bei ähnlichen Werken gewöhnlich nötig iſt, lange hin- und herblättern und ſo immer wieder den Zuſammenhang zwiſchen Text und Bild von Fall zu Fall herſtellen muß. Natürlich iſt auch in unſerem Buch das Ideal nicht reſtlos erreicht, weil es eben im voraus nicht ganz ausgeklügelt werden kann, und man empfindet dann gerade dieſen Ausnahmsfällen gegenüber das ſonſtige Verfahren um ſo angenehmer. Auf alle Fälle iſt es hier in weiterem Maß gelungen, als es mir in ähnlichen Werken bekannt geworden iſt. In dieſer vorbildlichen typographiſchen Geſtaltung des Buches iſt wohl auch die Einwirkung des erfahrenen Praktikers zu erkennen.

Aber auch abgeſehen von dieſen Vorzügen der äußeren Form iſt das Werk wegen ſeines außerordentlich reichen Inhalts warm zu begrüßen. Es gibt kaum ein Buch über die abendländiſchen Schriftformen, das auf ſtark zweieinhalb Hundert Seiten ſo viele Teile und Fragen dieſes Gebiets behandelt und veranſchaulicht, und es gibt ſicher keines, das gerade die techniſche Seite, die Frage, mit welchem Schreibwerkzeug, mit welcher Federführung und mit welcher Handhaltung die einzelnen Schriftformen hergeſtellt worden ſind, ſo genau verfolgt. Doch bringt Delitſch natürlich nicht bloß eine Unterſuchung der Technik der verſchiedenen Schriftarten, ſondern einen Überblick über den ganzen Gang der Entwicklung, einen Überblick, der ſich von den üblichen Darſtellungen auch inſofern vorteilhaft unterſcheidet, als er nicht beim Ausgang des Mittelalters Halt macht, ſondern auch auf die ſpätere Zeit eingeht und bis in die Gegenwart führt, in der vorwiegend das Gebiet des eigentlichen Schönſchreibens aufgeſucht wird. Dabei werden auch die Initialen behandelt, aber nur die geſchriebenen, nicht die gezeichneten, und zugleich wird auch die Urkundenſchrift einbezogen.

Eine Vorſtellung vom Inhalt des Buches möge ein kurzer Gang durch dasſelbe verſchaffen.

Gleich die älteſte Form unſerer abendländiſchen Schrift, einerſeits die Grundlage aller ſpäteren und zugleich die, die heute noch als Schrift der Gegenwart lebt, die Kapitalis, zeigt den entſcheidenden Einfluß der Technik, indem ſie den Meißel des die Inſchrift einhauenden Steinmetzen verrät. Aber andererſeits beweiſen die Formen, die wir auf Inſchriften ſehen, auch ſchon die Einwirkung der Schreibſchrift. Von Anfang an gehen hier zwei Techniken nebeneinander her, die eine ausgeführt mit ſpitzem Schreibinſtrument (Stäbchen oder Griffel), wie wir ſie hauptſächlich in den Papyri finden, die andere mit breitem, wodurch ein Wechſel zwiſchen ſtarkem und ſchwachem Strich möglich iſt. Die Alltagsſchrift erhält den ſeitlichen Zug durch ihr Inſtrument, dünnes Rohrſtäbchen oder Schreibgriffel) das zwiſchen Zeige- und Mittelfinger ſeitwärts gehalten werden mußte. Nach Delitſch erklärt ſich daraus auch die eigentümliche Erſcheinung, daß die Bogen, die wir z. B. bei Kapitalis B rechts vom Schaft ſehen, in der Kurſive nach links wandern. Zugleich wird erklärt, wie gewiſſe ſonderbare Formen der Kurſive, z. B. das *E*, das in zwei unverbundene, nebeneinander gleichlaufende Striche aufgelöſt iſt, oder das *M* gleich drei ſolcher Striche, durch Schreiben auf Wachstafeln entſtanden ſeien. Die Technik des Schriftmalens

mit breitem Pinfelftrich, wie wir fie auf Wandmalereien finden, wobei man die Pinfelfläche entweder breit oder fchmal oder fchräg halten konnte, führt zur Schrift mit breitgefchnabelter Feder, die auch feitlich gehalten wurde. So wird die Kapitalis, auf diefe Weife mit dem neuen Inftrument gefchrieben, zur Ruftica, der Schrift des abfterbenden Heidentums. Dagegen entftehen bei der Uncialis, der Schrift der erften chriftlichen Literatur des Abendlands, die älteren Formen dadurch, daß die Federbreite immer mehr einen Neigungswinkel von 45° erhält, wobei die runden Formen eine Abwechslung von ftarken und fchwachen Strichen zeigen; bei der jüngeren Uncialis wird die Federbreite horizontal gehalten, wodurch die wagrechten Linien noch dünner und die fenkrechten und linksfchrägen ftärker werden. Bei ihr kommt auf, was Delitfch „zufammengefetzte Technik“ heißt, wobei mit fpitzer Feder dünne Striche geführt werden und die dicken dadurch entftehen, daß der Zwifchenraum zwifchen den dünnen Grenzftrichen ausgefüllt wird, was fich etwa vom 6. Jahrhundert ab findet. Diefe neue Technik wird dann auch für die Kapitalis angewandt und führt hier zu den „merowingifchen“ Initialen.

Nach diefem Gang durch die ältefte Zeit, der die Wandlung aus der ftreng gemeißelten Infchriftkapitale zu den auf Papyrus und Wachstafeln gefchriebenen Kurfivformen und zu den in Kapitalen und Unzialen gefchiedenen Breitfederformen gezeigt hat, wird als Abfchluß die Halbunziale vorgeführt, die zu den Breitfederformen gehört, aber in ihrem Grundcharakter weniger durch technifche Neuerungen, als durch den Unterfchied zwifchen dem Zwei- und dem Vierlinienfyftem gekennzeichnet wird.

In der gleichen Richtung entwickelte fich die Alltagsfchrift. Im Beftreben, fo rafch als möglich zu fchreiben, hatte man die Buchftaben miteinander verbunden, wodurch fich ihre Geftalt änderte, man hatte die einen hochgeftellt, z. B. das a, andere angehängt, z. B. das i, und war zum Syftem der Kleinbuchftaben gekommen, indem man, um die Leferlichkeit zu erhöhen und dem Auge Anhaltspunkte zu bieten, Ober- und Unterlängen herausgezogen hatte. So war man alfo auch hier zum Vierlinienfyftem gelangt, das wir in der jüngeren römifchen Kurfive fehen. Diefe führte weiterhin zu den fogenannten Nationalfchriften, die Delitfch kurz umfchreibt: die italifche, bei der die Verbindung von t und g mit i hervorgehoben wird und die in ihrer fpäteren befonderen Abzweigung, der füditalifchen oder beneventanifchen Form, durch die eigentümlichen Knickungen gezeichnet wird, die weftgotifche, die an ihrem g erkannt wird, die fchmale und hohe merowingifche und — wobei Delitfch etwas eigene Wege geht — die oftfränkifche, aus der fich die karolingifche Schrift entwickelt habe. Neben diefen Formen nimmt die infulare Schrift als Erzeugnis der Ifolierung einen eigenen Platz ein.

Es liegt in der Natur der Sache, daß bei diefen Entwicklungen mit rein technifchen Gefichtspunkten nicht fo viel anzufangen war, und noch weniger bei der Schilderung der karolingifchen Schrift, die jahrhundertelang ziemlich unverändert bleibt. Doch ift auch hier die Darftellung von Delitfch lehrreich und bringt viele Proben zur Veranfchaulichung, die z. B. die Ausbildung der „Füßchen“, der Gabelung und dergl. zeigen.

Eine wichtigere Rolle fpielt die Technik wieder bei der Bildung der Initialen und der Großbuchftaben überhaupt, die in den letzten Jahr-

hunderten des Mittelalters eine größere Bedeutung gewinnen. Von hier wird ein interessanter Exkurs gemacht zur Urkundenschrift, die von der Mode der verlängerten Schrift zu einer besonderen Art Gitterschrift führt.

Bei der Darstellung der gotischen Schrift, deren Herrschaft mit dem 13. Jahrhundert einsetzt, sucht Delitsch immer neue Seiten zur Kennzeichnung ihrer Art, wobei natürlich auch wieder die Technik eine geringere Rolle spielt als die Formen selbst, die jetzt viel reicher werden. Spitzbogen schließen oben und unten die Zeilen ab, dazwischen stellen hohe, enge, senkrechte Schäfte die Verbindung her. Der Eindruck wird hauptsächlich bestimmt durch die straffe Gitterwelt der Minuskelzeichen, und die bewegtere und geschweiftere Linienführung der Majuskeln, die jene unterbricht, wird mehr als Beiwerk aufgefaßt. Eine große Bedeutung erhält der Rhythmus der lichten Räume zwischen und in den Buchstaben und Zeilen; zugleich lebt sich immer freier die Freude an der Verzierung aus. Am reichsten ist die Manigfaltigkeit der Zierformen bei den Initialbuchstaben der Spätgotik, die besonders in Urkunden sich finden. Auch für die Frühgotik sind am bezeichnendsten die Initialformen, für die das N mit dem doppelten, fast horizontalen Verbindungsbalken typisch ist. Die Entwicklung läßt sich am besten in der englischen Schrift verfolgen, wo man am schönsten sieht, wie in der Frühgotik immer mehr die Vertikale durchdringt. Überhaupt ist die Gotik am strengsten in England durchgeführt — ein prächtiges Beispiel für hochgotische Schrift zeigt Delitsch in seiner Tafel IX aus einer englischen Handschrift. Weniger schroff wird sie in Frankreich ausgebildet. In Italien war die echte Gotik nie ganz heimisch, weil man dort von Anfang an eher beim Rundprinzip blieb. Die deutschen Formen sind besonders in der Frühgotik gegenüber den andern schlichter und derber.

Beim Nachweis der Entwicklung der gotischen Kursivschrift ist im wesentlichen die Urkundenschrift zu Grunde gelegt. In England wird die gotische Kursive als Kanzleischrift zunächst von den Gerichtshöfen geübt, aber dann von der Antiqua abgelöst und findet später nur noch gelegentlich für kirchliche Zwecke Anwendung. Bei Frankreich ist interessant, wie auch hier vielfach das gleiche Zusammengehen mit England zu beobachten ist, wie bei der Buchschrift. Andererseits ist Frankreich die Heimat einer Übergangsform zwischen Buchschrift und Verkehrsschrift, der lettre bâtarde oder Parisienne, die aber über die Grenzen Frankreichs hinausreicht und auch nach England dringt. Bei ihr wird wieder gezeigt, wie die Technik eine Rolle spielt, insofern diese Schrift mit einer linksgespaltenen Feder hergestellt wird, weil nur eine solche sowohl feine wie starke Striche mit dem gleichen Schreibinstrument ermöglichte. Auch Italien, das, wie oben gesagt, der Gotik im Ganzen immer zurückhaltend gegenüberstand, schrieb eine ansprechende gotische Kursive, über der aber schon früh ein Renaissancegeist zu schweben scheint.

Von Italien, das eigentlich nie zur Spätgotik gelangte, ging später auch die cursiva humanistica aus, die dann zur heutigen „lateinischen" Kurrentform führte. Man hatte auf die karolingische Minuskel zurückgegriffen, in der man die antike Schrift sah. Diese Antiqua war wohl mit dem 15. Jahrhundert als Schreibschrift zu Ende, begann aber weiterhin als Druckschrift ihren Siegeszug durch die Welt und trägt als solche ja heute noch den alten Namen. Die weitere Entwicklung der Kursive, der rechtsschrägen

cursiva humanistica, verfolgt Delitſch hauptſächlich in den Schreibmeiſterbüchern der Schreibkünſtler aus den verſchiedenen Ländern, die dort ihrerzeit oft eine große Rolle ſpielten, heute aber vielfach ganz vergeſſen ſind. Er läßt dabei keinen Zweifel, wie er über die letzte Stufe denkt, die von der „Schönſchreibekunſt“ in der deutſchen Schule erreicht worden iſt.

Den Schluß des Buches bildet die Darſtellung von der Entwicklung der Schrift der deutſchen Renaiſſance in ihren drei Formen: Frakturſchrift, Kanzleiſchrift und Kurrentſchrift, natürlich in der Beſchränkung auf Schreibſchrift und unter Beiſeitelaſſen der Druckſchrift. Die Fraktur tritt als Schreibſchrift ſtark zurück gegenüber der Kanzleiſchrift und ſelbſtverſtändlich noch mehr gegen die Alltagsform der Kurrentſchrift, wird dagegen zur beherrſchenden deutſchen Druckſchrift. Bei der Kurrentſchrift ertönt wieder die Klage von Delitſch über die letzte Unkultur, die er beſonders dem ſpitzen Federſchnitt und der anormalen Federhaltung mit einwärts gedrehtem Handgelenk und nach auswärts weiſender Federſpitze zuſchreibt.

Das Buch von Delitſch führt einen lehrreichen Gang durch die Geſchichte unſerer Schriftformen, der verſucht eine Überſicht über die entwicklungsgeſchichtlichen Zuſammenhänge zu gewähren und die zeitſtiliſtiſchen Geſetze aufzuzeigen. Das Eigenartige iſt dabei, daß dies an der Hand der Technik geſchieht. Freilich kann ſie nicht die einzige Erkenntnisquelle ſein und iſt es natürlich auch bei Delitſch nicht. Andererſeits läßt ſich nicht leugnen, daß der Verfaſſer dabei doch dann und wann der Gefahr der Einſeitigkeit erlegen iſt. Die Technik des Schreibens hat gewiß immer eine Einwirkung auf die Geſtaltung der Buchſtaben gehabt, aber das letzte Geheimnis ſteckt gewiſſermaßen in der Form ſelbſt, die vielleicht eine beſtimmte Entwicklungstendenz ſchon in ſich trägt und dieſe Richtung dann dem jeweiligen Schönheitsideal anpaßt. Delitſch verfolgt wohl auch die Form und ſieht in ihr den Stil der Zeit, aber die Entwicklung faßt er zu einſeitig unter dem Geſichtspunkt der Technik ins Auge. So hat es vielleicht doch tiefere Bedeutung und mag ſchon im Kern durch die Form ſelbſt bedingt geweſen ſein, daß z. B. in der älteren römiſchen Kurſive das E zu den zwei parallelen Strichen geworden iſt, wenn wir daran denken, daß der Kleinbuchſtabe der heutigen deutſchen Schreibſchrift auch wieder eine ganz entſprechende Geſtalt zeigt, wo der Einfluß der Technik des Schreibens auf Wachstafeln nicht in Frage kommen kann. Der gleiche Gedanke legt ſich beim M nahe. Auch geht der Verſuch, die Technik als Erklärung für die Entſtehung der verſchiedenen Schriftarten zu nehmen, gelegentlich wohl etwas zu weit. Die Ruſtica wird gegenüber der Kapitalis Quadrata nicht bloß durch die Steilhaltung der Werkzeugbreite entſtanden ſein. Ebenſo trennt die Unzialis von der Kapitalis eine Welt des Stilwandels wohl mehr als die Änderung des Neigungswinkels, in dem die Federbreite zur Schriftlinie angeſetzt wurde; das Gleiche gilt für den Unterſchied der älteren und jüngeren Unzialſchrift ſelbſt. Auch iſt bei der Entſtehung der Bewegung, die dann zur karolingiſchen Schrift geführt, die Bedeutung der breitſchnabeligen Feder vielleicht doch geringer geweſen.

Ein anderer Punkt, der gelegentlich leiſe Bedenken wecken könnte, ſind die Fachausdrücke, die Delitſch manchmal in der Anwendung der graphiſchen Fachſprache braucht und damit in anderem Sinn, als ſie in der

Palaeographie üblich sind. Während der Palaeograph z. B. Buchschrift und Kursive scheidet, verwendet Delitsch die Bezeichnung Kursive nur im Sinn einer Schrift, die rechts- oder linksgeneigt ist, also im Gegensatz zu Steilschrift, womit er sich dem Sprachgebrauch der Graphiker anschließt. Die Kursive des Palaeographen nennt er dagegen Kurrentschrift, also auch wieder im Sinn des Buchdruckers und Graphikers. So kommt es dazu, daß er gelegentlich von einer besonderen Kursive sagt, daß sie sehr kurrent sei, was dem in der palaeographischen Welt Heimischen zunächst befremdlich scheint. Unter „Schraffierung" versteht Delitsch die ausladenden Verzierungen an den Strichenden der Buchstaben, besonders der Kapitalen und der Antiquaschrift, was wohl auch gegenüber dem sonst üblichen Sprachgebrauch ungewöhnlich ist.

Auch anderes, was über den Rahmen der Besonderheit der Terminologie hinausgeht, wird vielleicht da und dort Ablehnung erfahren: so die „Scriptura Germanica", die „germanische Schrift", wie die Vorstufe der karolingischen Minuskel, die sich aus den Nationalschriften herausgearbeitet hat, genannt wird, womit einmal „ostfränkische Schrift" als gleichbedeutend genommen wird. Das schwierige Problem der Entstehung der karolingischen Minuskel ist damit weniger gelöst als verdeckt. Daß die Vorstufe und die karolingische Schrift selbst eine Mischung aus verschiedenen Elementen darstellt, ist ganz richtig gesehen, aber die bestimmte Zuweisung einer größeren Anzahl von Einzelbuchstaben an die eine oder andere Nationalschrift ist im Einzelnen anfechtbar. Auch ist ein Punkt, der gerade in diesem Kapitel der Wissenschaft von der Schrift schon so viel Unheil angerichtet hat, auch hier nicht ganz ohne Schaden geblieben. Delitsch weist auf die eigentümliche Erscheinung hin, daß Karl der Große, dem sicher in irgend einer Weise ein Anteil am Verdienst der Schaffung der karolingischen Schrift zukommt, in seinen Urkunden nicht diese karolingische Minuskel, die im Buch auch „germanische" Schrift genannt wird, benutzen ließ, sondern die „merowingische". Hier ist der Unterschied, der mehr im Gegensatz der Buchschrift zur Verkehrsschrift liegt, durch die Anwendung der völkischen Bezeichnung in ein schiefes Licht gerückt.

Weiterhin mag das, was zweifellos von Delitsch als Verdienst in Anspruch genommen werden darf, daß er sich der Mühe unterzogen, alle die Hunderte von Schriftproben genau in der alten Schreibweise nachgeschrieben zu haben, auch wieder ein Stein des Anstoßes für die eine oder andere Seite werden. Es wird vielleicht auf die gerade heute in der Palaeographie als Gesetz geltende Regel hingewiesen werden, daß als Grundlage nur vollauf einwandsfreie Facsimile vorgeführt werden dürfen, die in Größe und Form durchaus die Originale ersetzen, wie sie heute unsere so vervollkommnete photographische Kunst am objektivsten ermöglicht und wie es bei Nachahmung durch Menschenhand, auch wenn peinlichste Gewissenhaftigkeit als oberstes Gesetz gegolten hat, nicht so unanfechtbar gewährleistet wird.

Doch soll mit diesen Andeutungen von Punkten, die vielleicht Meinungsverschiedenheiten ergeben, der Wert des Buches von Delitsch nicht herabgesetzt werden. Es ist ein willkommenes Hilfsmittel, uns den Reichtum unserer Schriftformen klar zu machen, voll von Anregung und Belehrung, willkommen nicht bloß dem Schreibkünstler, wenn auch in erster Linie ihm zugedacht, sondern auch den weiteren Kreisen der Gebildeten, die ja glücklicherweise heute diesem Gebiet wieder mehr Beachtung schenken als vordem.



Römiſche und griechiſche Stenographie.

Von Arthur Mentz.

Die Frage, ob die Griechen oder die Römer die Erfinder der antiken Kurzſchrift ſind, iſt umſtritten. Neuerdings hat Theodor Birt in den Streit der Meinungen eingegriffen [1]). Er entſcheidet ſich für die Griechen. Er geht dabei von einer Stelle des Servius-Kommentars zur Aeneis aus. Zu Vergils Worten von der Sibylle [2]): fata canit foliisque notas et nomina mandat bemerkt Servius: tribus modis futura praedicit: aut voce aut scripto aut signis, id est quibusdam notis ut in obelisco Romae videmus vel, ut alii dicunt, notis litterarum, ut per unam litteram significet aliquid. In foliis autem palmarum Sibyllam scribere solere testatur Varro. Aus dieſen Worten ſchließt Birt, daß Servius bereits die Kurzſchrift gekannt habe; und da die Sibylle griechiſche Orakel abgegeben habe, müſſe Servius das Vorhandenſein griechiſcher Stenographie angenommen haben.

Mir iſt es unerfindlich, wie Birt in den Worten des Servius etwas von Stenographie finden kann. Dieſer ſagt doch ausdrücklich, daß man ſich die notae der Sibylle vorſtellen könne nach Art der kritiſchen Leſezeichen oder nach Art der notae litterarum, durch die die Sibylla per unam litteram significat aliquid. Darunter ſind vermutlich die Kürzungen nach Art von M = Marcus, L = Lucius, BMF = bene merenti fecit usw. zu verſtehen. Allenfalls könnte man entſprechend der Überſchrift des 25. Kapitels bei Iſidors origines (de notis litterarum) an eine Geheimſchrift denken, die die Buchſtabenzeichen verſtellt [3]). Das wird aber nicht der Erklärung gerecht, daß ein Buchſtabe alles wiedergeben ſoll. Bei der Kurzſchrift iſt jedenfalls ein weſentliches Merkmal, daß ſie die Worte nicht durch litterae, ſondern durch eigene, kürzere Zeichen wiedergibt [4]). Man könnte aus der Stelle alſo höchſtens ſchließen, daß Varro die Kurzschrift noch nicht kennt. Denn es hätte wohl nahe gelegen, ſie bei dieſer Stelle zu erwähnen, wenn ſie damals ſchon vorhanden geweſen wäre. Aber die Beweiſe e silentio haben ja immer nur geringen Wert.

Ebenſo wenig Beweiskraft hat m. E. die von Birt zitierte Stelle aus Suidas s. v. *Σίβυλλα Χαλδεία* : *ὅτι δὲ οἱ στίχοι αὐτῆς ἀτελεῖς εὑρίσκονται καὶ ἄμετροι, οὐ τῆς προφήτιδός ἐστιν ἡ αἰτία, ἀλλὰ τῶν ταχυγράφων οὐ συμφθασάντων τῇ ῥύμῃ τοῦ λόγου ἢ καὶ ἀπαιδεύτων γενομένων καὶ ἀπείρων γραμματικῆς*. Es iſt bekannt, daß *ταχύγραφος* keineswegs ein Stenograph zu ſein braucht. Der Fachausdruck würde *σημειογράφος* sein. *ταχύγραφος* kann auch ein ſchneller Schreiber ſein, der ſich der gewöhnlichen Schrift bedient. Haben doch die Logographen der franzöſiſchen Revolution ohne Kurzſchrift ſogar Reden nachgeſchrieben. Und dieſe Auffaſſung paßt für dieſe Stelle beſſer. Man ſieht förmlich den ſich mühenden Schreiber, der beim beſten Willen mit der umſtändlichen Schrift die Arbeit nicht ſchaffen kann. Die Alten dachten jedenfalls über die Leiſtungsfähigkeit ihrer Kurzſchrift ſehr hoch. Ausonius preiſt den Stenographen mit den Worten [5])

[1]) Im Rheiniſchen Muſeum, N. F. 79 (1930), S. 1 ff.
[2]) Aen. III 444.
[3]) Vgl. Traube im Archiv f. Stenographie, 53. Jg. 1901, S. 205.
[4]) Vgl. Johnen, Geſchichte der Stenographie, I. Berlin 1911, S. 1 ff.
[5]) Vgl. Johnen a. a. O. S. 190.

Natura munus hoc tibi
Deusque donum tradidit.
Quae loquerer, ut scires prius
Idemque velles, quod volo.

Es ist doch nicht anzunehmen, daß die Suidas-Stelle demgegenüber die Kurzschrift als unzureichend hinstellen wollte. Überdies ist die Notiz so späten Ursprungs, daß sie für die Entscheidung über das Alter der Kurzschrift nicht in Betracht kommt.

Allzu leicht gleitet auch Birt über eins meiner Argumente hinweg. Plutarch sagt im Cato minor 23,3: *οὔπω γαρ ἤσκουν οὐδ’ ἐκέκτηντο τοὺς καλουμένους σημειογφάφους, ἀλλὰ τότε πρῶτον εἰς ἴχνος τι καταστῆναι λέγουσιν.* Gewiß wurden diese Worte zunächst geäußert zu Ciceros erstem Versuche, eine römische Kurzschrift zu schaffen. Aber ein Grieche sagt sie. Und er sagt es in einem Werke, in dem stets ein Grieche und ein Römer gegenübergestellt und mit einander verglichen werden. Mir will es darum scheinen, daß wir recht daran tun, die Stelle so zu nehmen, wie sie lautet: Cicero (oder vielmehr sein Freigelassener Tiro) machte den ersten Versuch, eine Kurzschrift (nicht bloß römische Kurzschrift) zu schaffen [1]. Und die sonstige Überlieferung paßt doch sehr gut zu dieser Auffassung. Nach Suetons Darstellung [2]) ist die römische Kurzschrift in mühseliger Arbeit von Tiro, Filagrius, Aquila und Seneca geschaffen worden, indem der folgende stets das Werk seines Vorgängers fortbildete. Wenn es eine griechische Kurzschrift bereits gegeben hätte, wäre das einfach unverständlich. Dann hätten die Römer die Erfindung ebenso übernommen wie sie es sonst mit Kunst und Wissenschaft getan haben. Birt schätzt doch die Geistesarbeit der Erfindung einer Kurzschrift zu gering ein, wenn er annimmt, daß sich in jeder griechischen Stadt der Antike eine eigene Kurzschrift entwickelt habe [3]. Jedenfalls urteilte die Antike selbst über die Bedeutung der Erfindung anders. Mit solch allgemeinen Erwägungen kann man schließlich alles erweisen.

Ich glaube aber, daß wir mit der Methode, hier oder dort eine Erwähnung der Kurzschrift aufzustöbern, überhaupt nicht recht weiterkommen. Für die Geschichte der Kurzschrift kommen nur solche Systeme in Betracht, die irgendwie auf die fernere Entwicklung der Kunst gewirkt haben. Sollte also selbst das Werk eines Erfinders aufgezeigt werden, der älter als Tiro ist, so bliebe es die Schöpfung eines Sonderlings, wenn es nicht wirklich praktisch verwendet und weiter anregend gewesen ist. So gehört das „Akropolissystem“ solange zur Vorgeschichte der antiken Kurzschrift, als nicht sein Zusammenhang mit dem späteren System erwiesen ist. Wir werden also m. E. eher zu brauchbaren Ergebnissen kommen, wenn wir die antiken Systeme in ihrem Wesen zu erfassen und mit einander zu vergleichen suchen. Da ist allerdings mit allgemeinen Erwägungen nichts zu machen. Seit kurzem kennen wir ja nun auch die griechische

[1]) Vgl. Mentz, Geschichte und Systeme der griechischen Tachygraphie, Berlin 1907, S. 14 f.

[2]) Bei Isidor, origines cap. 22; vgl. Traube a. a. O.

[3]) Mit mindestens demselben (ich glaube besserem) Rechte können wir annehmen, daß der enge Kreis der griechischen Polis eine Stenographie unnötig machte.

Stenographie wenigstens in ihren Hauptzügen. Können wir vielleicht die Kenntnis der griechischen Stenographie in den Tironischen Noten nachweisen?

Die CNT weisen drei Kapitel für Endungsnoten auf: 13,56—19,91[1]). cap. VI enthält im wesentlichen Zeichen für Verbalendungen, cap. VII für Nominalendungen und cap. VIII gibt eine Ergänzung zu beiden. Auf dieses Kapitel wollen wir unser Augenmerk lenken. Wir beginnen mit den fünf letzten Zeichen 19,87—91:

cla cra cima cina clac

Hier wird dasselbe Zeichen durch vier Punkte und eine Durchkreuzung zu verschiedenen Endungssilben abgewandelt.

Die Unterscheidung des gleichen Zeichens durch einen beigesetzten Punkt ist im System der Tironischen Noten nicht auffallend. Auch im ersten Kapitel, das man in seinem ersten Teil sicher als Tiros Arbeit ansprechen kann, findet sich der Punkt als diakritisches Zeichen. So bedeutet ˥ *et*, mit davor gesetztem Punkte aber *trans*, mit folgendem Punkte *tamen*. Ebenso finden sich Noten mit darüber- und solche mit darunter gesetztem Punkt. Die vierfache Stellung des Punktes scheint also der römischen Kurzschrift schon von ihrem ersten Schöpfer gegeben zu sein. Aber in unserem Falle stehen sie systematisch zusammen und schließt sich daran bezeichnender- oder verräterischerweise die Durchkreuzung.

Ich habe nun gezeigt, daß sich auf diesem Prinzip der Kommentar der Wortnoten der griechischen Schnellschrift aufbaut[2]). Greifen wir ein Beispiel heraus! Die seltsam erscheinende Note ist in ihre Bestandteile aufzulösen: , die nun nacheinander bedeuten: *ἀντίπαλον, ἐπίβουλον, πολέμιον, μίσει, χολεμικῶς*. Es wird also dasselbe Zeichen dadurch abgewandelt, daß es ein Endungszeichen in vierfacher Stellung um das Hauptzeichen und in der Form der Durchkreuzung erhält. Statt der Endungszeichen kann man nun einen Punkt stellen, der die Lage der Endung im allgemeinen angibt. Daß der griechischen Kurzschrift diese Verwendung des Punktes sehr geläufig war, ergibt eine Zeichenreihe einer Hallenser Wachstafel, die ich seinerzeit herausgegeben habe.[3]) Ich finde diese Zusammenstellung der vierfachen Stellung um das Hauptzeichen mit der Durchkreuzung für so eigenartig, daß ich hier eine gegenseitige Beeinflussung annehmen möchte. Und da diese Zusammenstellung die Grundlage der griechischen Stenographie ist, sie in den CNT nur gelegentlich am Ende eines Abschnittes auftritt, möchte ich annehmen, daß die römische Stenographie entlehnt hat.

Zu einem gleichen Ergebnis führt uns der Anfang unseres Kapitels. Hier wird uns folgende Notenreihe vorgeführt: *bat, bar, bam, bant, bac, bau, bal, bab, bad, baf, bap, bag, bai, bax.* Die ersten vier Zeichen sind uns

---

[1]) Commentorii Notarum Tironianarum, edid. W. Schmitz, Leipzig 1893.
[2]) Archiv für Papyruskunde, Bd. VIII, S. 43 ff.
[3]) ebda., S. 57 unter d.

bereits aus Kap. VI bekannt, *bant, bat, bar, bam*. Sie allein kommen auch für die römische Sprache im allgemeinen in Betracht. Im 8. Kapitel sind nun stark theoretisch diese Silben ergänzt. Da für *bas,* das ja öfter vorkommen kann, sich bereits 16,60 eine Note findet, sind nun alle Möglichkeiten erschöpft. Ob überhaupt alle praktisch vorkommen, ist mir zweifelhaft. Das erinnert wieder stark an das Silbenlexikon der griechischen Kurzschrift. Da finden wir folgende Bildungen: *αν, ας, αρ, αλ, αγ, αϑ, αμ, απ, ατ, αχ.*[1]) Meist begnügen sich dort die Schüler bei ihren Übungen mit den ersten Zeichen, die allein in der Praxis erscheinen, daneben kommen aber auch die anderen Zeichen vor. Das scheint mir wieder griechisch zu sein. Der praktische Römer schuf das, was für die Stenographie wirklich nötig war, der Hellene theoretisierte.

Auch die mittlere Partie des 8. Kapitels weist uns auf einen fremden Einfluß.[2]) Die Zeichen für die Endungen *sta, sca, spa, staha, scaha, spaha, stla, scla, spla, stlaha, sclaha, splaha, stra, scra, spra, straha, scraha, spraha,* sind wieder stark theoretisch und begeistern sich an der Ausnutzung des Punktes. Dann folgen Zeichen für *bi, bis, ci, cis,* usw., die bereits im vorigen Kapitel mit kürzeren Sigeln vertreten sind. Die Zeichen erscheinen hier systematischer, eine Erscheinung, die man in den Noten der griechischen Stenographie häufiger als bei den Römern beobachten kann. Dann folgen 19,43—19,84 Zeichen für Endungen, die mit *ph, th, ch, x, z, ps* beginnen, also mit den Hauchlauten und Doppelkonsonanten der griechischen Sprache. Auch hier spielt ein Punkt die entscheidende Rolle. Diese Zeichen bestätigen, daß der Verfasser ein guter Kenner der griechischen Sprache war. Das konnte natürlich auch jemand sein, der die griechische Kurzschrift nicht kannte. Aber es unterstützt doch unsere Annahme, die wir aus anderen Beobachtungen gewonnen haben.

Stimmt unsere Annahme, so müssen wir feststellen, daß der Schöpfer unseres Kapitels die griechische Kurzschrift keineswegs sklavisch nachgeahmt hat. Er hat aus der graphischen Eigenheit und der systematischen Anlage der griechischen Kurzschrift Anregungen zur Vervollständigung seines Systems geschöpft. Aber er blieb der Grundlage seiner Kurzschrift getreu. Überall werden die Zeichen so gebildet, daß sie den Anfangsbuchstaben der gekürzten Silbe enthalten, nirgends werden — wie bei den Griechen — ganz neue, eigene Zeichen erfunden, nirgends schreitet man gar zur Bildung von *τετράδες* im Sinne der Griechen. Das aber bestätigt aufs neue die Erkenntnis, daß die römische Kurzschrift in ihren Grundlagen eine selbständige Erfindung ist, und das spricht wieder dafür, daß ihr Erfinder Tiro, der so gut wie sein Herr Cicero in der griechischen Kulturwelt zu Hause war, in dieser noch keine Stenographie vorfand.

---

[1]) Ebda., S. 39, Tafel I. Ob die 6 letzten Bedeutungen ganz richtig sind, ist zweifelhaft. Das bleibt sich aber für unsere Untersuchung gleich.

[2]) Vgl. auch meine Ausführungen im Rheinischen Museum, Bd. 68 (1913) S. 619 ff. und im Hermes, Bd. 51 (1916) S. 206 ff.



Westfälische Schreiberverse aus dem Jahre 1238.

Von Gustav Pfannmüller.

In seinem „Schriftwesen im Mittelalter" widmet Wilhelm Wattenbach den Unterschriften der Schreiber seine ganz besondere Aufmerksamkeit. Im Verlauf seines Buches macht er häufig von ihnen Gebrauch und bietet zum Schluß des Abschnitts über „Die Schreiber" eine reiche Auswahl. In der Einleitung zu dieser Auswahl führt Wattenbach aus, daß die Schreiber sehr häufig nach Vollendung ihrer mühsamen Arbeit einige Worte hinzugefügt haben, Namen, Zeit der Abschrift und den Veranlasser derselben angegeben und uns dadurch manche wertvolle Nachricht übermittelt haben. Oft bitten sie um ein frommes Gebet des Lesers oder sprechen sonst einen frommen Wunsch aus. In späterer Zeit erlauben sie sich sogar öfter einen mutwilligen Scherz. Dabei wiederholen sich gewisse Verse durch viele Jahrhunderte, häufig werden sie auch von den Schreibern entstellt, fromme Sprüche später parodiert.

In diesem Zusammenhang lobt Wattenbach die gute alte Sitte, in gedruckten Handschriftenverzeichnissen dergleichen Kleinigkeiten mitzuteilen, weil sie sich sonst gar zu sehr der Benutzung entziehen. Wir wollen dieser guten Sitte folgen und aus der Handschrift 1993 der Hessischen Landesbibliothek die poetische Unterschrift eines Schreibers mitteilen, die sich durch eine gewisse Originalität auszeichnet und außerdem den Vorzug hat, genau datiert werden zu können.

Die genannte Handschrift, eine Pergamenthandschrift aus dem 13. Jahrhundert, stammt nach den Angaben auf fol. 1a und 173b aus dem westfälischen Zisterzienserkloster Bredelar, das 1803 aufgehoben wurde und mit dem Herzogtum Westfalen an den Landgrafen Ludwig X. von Hessen-Darmstadt fiel. So kam die Handschrift mit noch vier Bibelhandschriften, von denen eine aus demselben Jahre 1238 wie unsre Handschrift, eine andre aus dem Jahre 1241 stammt, in die damalige Hofbibliothek nach Darmstadt. Sie ist von zwei Händen in zwei Spalten zu je 33—35 Zeilen auf Tintenlinien geschrieben. Die Reihenfolge der Quaternionen ist auf der letzten Seite unten durch römische Zahlen angegeben. Die Handschrift ist mit reich verzierten, mehrfarbigen Initialen in Rot, Blau, Grün, Gelb und gelegentlich auch Graubraun geschmückt.

Am Anfang hat der Schreiber die Handschrift dreifach vor Dieben zu schützen gesucht. Fol. 1a, Spalte 1, Zeile 2 (rot) findet sich der auch von Wattenbach oft angeführte Satz: Servanti benedictio, Tollenti maledictio. In Sp. 2, Z. 1 (rot): Siquis detulit, penetret flegetontis abissum und in Z. 2 (schwarz): Nec sibi sit requies, sed sine fine lues. Die Schlußschrift der Handschrift lautet (mit aufgelösten Abkürzungen): Scriptus est liber iste a duobus fratribus . . . . utrisque in hac domo monachis. Consummatus vero Anno domini M.CC.XXX.VIII. Presidente huic loco pie memorie venerabili abbate domino widekindo. Amen. Danach ist die Handschrift also im Jahre 1238 unter dem Abt Widekind vollendet worden. Leider sind die Namen der beiden Mönche, die die Handschrift geschrieben haben, so gründlich ausradiert, daß sie nicht mehr lesbar sind.



Die Handſchrift enthält ausgewählte Stücke aus der lateiniſchen Bibel und zwar aus dem Alten Teſtament die fünf Bücher Moſis, Joſua, Richter und Ruth, aus dem Neuen Teſtament die Apoſtelgeſchichte, die Apokalypſe und die ſieben kanoniſchen Briefe des Jakobus, Petrus, Johannes und Judas. Am Ende der Apoſtelgeſchichte trug der Schreiber mit roter Tinte auf dem unteren Rande neben dem ebenfalls mit roter Tinte geſchriebenen „Expliciunt actus apostolorum“ folgende fünf Diſtichen ein:

Istis scriptorem merito mediante laboris
Consociet Christus connummeretque viris.

Ut cum solvat eum luteo de carcere, regni
Consortem faciat participemque sui.

Qua ne fraudari possit mercede, beate
Vivere concedat et sine labe mori.

Tuquoque lector habe partem precis huius, utrique
Nostrum si cupias idque preceris agi.

Dicito fiat, ego respondeo sic cupienti:
Te quoque contingat, hac prece posse frui. Amen.

Die erſten drei Diſtichen enthalten ein Gebet des Schreibers an Chriſtus. Begeiſtert von den „Taten der Apoſtel“, deren Niederſchrift er ſoeben vollendet hat, ſpricht er den Wunſch aus — als Lohn für ſeine Arbeit —, mit dieſen Männern vereinigt und, von dieſem Kerker aus Lehm erlöſt, des Reiches Chriſti teilhaftig zu werden. Damit er aber nicht um ſeinen Lohn betrogen werde, bittet er Chriſtus um ein glückliches Leben und einen ſanften Tod.

Der Wunſch, des Reiches Chriſti teilhaft zu werden, findet ſich auch ſonſt öfter, beſonders ſchön in den Verſen, mit denen Otloh ſeine Lebensbeſchreibung des heiligen Bonifaz beſchloß (Wattenbach S. 286). Ebenſo der Wunſch, mit den superi oder celestes oder dem chorus electorum vereinigt zu werden (Wattenbach S. 496, 500, 501). Das Originelle in den vorliegenden Diſtichen beſteht darin, daß der Schreiber mit den Apoſteln vereinigt zu werden wünſcht. Es geht daraus hervor, welchen Eindruck die Taten derſelben auf ihn gemacht haben.

Während nun aber der Schreiber in den meiſten überlieferten Unterſchriften nur an ſich und ſein Seelenheil denkt, ſpricht unſer Schreiber — und das iſt der zweite originelle Zug in unſern Verſen — in den beiden letzten Diſtichen den Wunſch aus, daß auch der Leſer, wenn er es wünſcht und darum bittet, an dieſem Gebete teilhabe. Er ſoll nur ſein fiat ſprechen, dann wird ihm der Schreiber mit dem Wunſche antworten, daß auch er zugleich mit ihm der Früchte dieſes Gebetes teilhaftig werde.

So glaube ich, daß dieſe Diſtichen, die noch dazu, was nicht ſo oft der Fall iſt, genau datiert werden können, es verdienen, den zahlreichen Schreiberverſen, welche Wattenbach geſammelt hat, hinzugefügt zu werden. Sie ſind nicht nur formell äußerſt flüſſig und gewandt, ſondern ſie laſſen uns auch einen Blick in die Seele des frommen Schreibers tun, der ſeine Arbeit nicht bloß mechaniſch ausgeführt, ſondern auch mit wahrer, innerer Anteilnahme begleitet hat.

Abkürzungen in Schrift und Sprache.

Von Eduard Schaible.

Meinem Freunde Schramm habe ich einmal Unrecht getan; ich habe ihn zu Unrecht bezichtigt, er sei der geistige Vater des Namens Bugra der Leipziger Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik im Jahre 1914. Die Vermutung sprach damals für diese Annahme: Bis dahin war mir kein Beispiel dieser neuen Abkürzungsart vorgekommen, bei der aus Deutlichkeits- oder Wohlklangsgründen der bisher gebräuchlichen Abkürzung auf den Anfangsbuchstaben der Stamminlaut hinzugefügt wird — ganz so, wie es die Gabelsbergersche Redeschrift für ihre Stammkürzungen fordert. Nun war Schramm an jener Ausstellung hervorragend beteiligt und zugleich ein vorzüglicher Gabelsbergerscher Stenograph. Also? Trotzdem war meine Schlußfolgerung irrig. Ich habe ihm daher das begangene Unrecht abzubitten. Das kann kaum besser geschehen, als daß ich im Rahmen dieser Festschrift mit der durch den beschränkten Raum gebotenen äußersten Kürze über ein Gebiet abhandele, das mir, wenigstens soweit die neue Zeit in Frage kommt, stark vernachlässigt zu sein scheint.

Seit 30 Jahren arbeite ich an einer Sammlung der Abkürzungen der Schrift. Für das Altertum und Mittelalter stehen uns ausgezeichnete und umfangreiche Werke zur Verfügung. Sie sind bekannt. Für die neuere Zeit dagegen fehlt es an solchen Werken sehr. Das erste ist wohl von Kolroß, der in seinem Enchiridion die Kürzungsweise der Zeit um 1500 erklärte. [1]) Faulmann stellt in seinem „Buch der Schrift" Abkürzungen verschiedener Länder zusammmen; Dr. Johnen, Geschichte der Stenographie S. 282/3, weist hin auf Walther, der „auch die deutschen Abkürzungen etwas berücksichtigt." Schriftabkürzungsweisen einzelner sind in Fachzeitschriften verstreut: Korrespondenzblatt des Königlich-Sächsischen Stenographischen Instituts (Crusius und Polyander), Der Schriftwart (Rörer), Archiv für Schreib- und Buchwesen (Blasberg). Für die neueste Zeit besteht an die schon in dritter Auflage erschienene Zusammenstellung HFK = Handels und Firmenkürzungen von Oskar Freitag und Georgs Handelslexikon. An einer zusammenhängenden Darstellung des gesamten neuzeitlichen Schriftkürzungswesens, abgesehen von der Kurzschrift selbst, gebricht es. Das Gebiet ist allerdings sehr umfangreich und nicht leicht zu erfassen. Täglich kommt Neues dazu. Gerade diese Sammlung deutscher **Schrift**kürzungen aber, die durch den Weltkrieg ungemein vermehrt wurde, ließ mit der Zeit ein anderes Blickfeld mehr und mehr in den Vordergrund treten: die Kürzung in der **Sprache**, die sich immer mehr, immer interessanter und wichtiger abhob, der aber von der Sprachwissenschaft bisher wenig Beachtung geschenkt wurde. Abgesehen von einzelnen kleinen Hinweisen in sprachgeschichtlichen Büchern und in den Veröffentlichungen des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins tritt eigentlich nur eine Arbeit heraus: Dr. Günther, Von Wörtern und Namen, Abschnitt 14 Pars pro toto und Abschnitt 15 Abbreviaturen. Genannt zu werden verdient auch: Nyrop, das Leben der Wörter.

[1]) Auch Hulákovsky, Abbroviaturae vocabulorum enthält im dritten Teil deutsche Abkürzungen des XV. und XVI. Jahrhunderts.



Beide Kürzungsweisen, die der Schrift und der Sprache, stehen unverkennbar im Zusammenhang. Es ist sehr schwer zu entscheiden, ob die Kürzung der Sprache der der Schrift vorausging oder umgekehrt. Nur in einzelnen Fällen und für einzelne Gebiete läßt sich das mit Bestimmtheit ermitteln. Meist gehen beide ineinander über, sich wechselseitig befruchtend. Wasserzieher sagt zwar mit Recht: Das Sprechen geht dem Schreiben voraus. Beim Kürzen aber war es wohl, wie das da und dort schon vermutet wurde, umgekehrt, wird die Schriftkürzung der Sprachkürzung vorausgegangen sein. Aus einem praktischen Grunde. Die Kürzung der Schrift wurde verhältnismäßig früh erzwungen durch den Zeilenschluß und durch den Mangel an Stoff und Raum auf Münzen, Grabsteinen usw. Ein solcher Zwang lag für die Sprache nur da vor, wo Gefahr drohte und zu einer vollständigen Mitteilung keine Zeit mehr war: Halt! Achtung! Feuer! usw. Eine Sprache muß schon sehr entwickelt sein, muß gewissermaßen da und dort schon lästig fallen[1]) (siehe den Sternheimschen Stil), bis man daran denkt, sie zu kürzen. Primitive Menschen haben vielmehr eine große Freude am Sprechen. Heute noch beobachten wir dies an den kleinen Kindern: Lange Zeit saß meine 3jährige Enkelin sinnend da, man merkte, es müsse sie innerlich etwas ganz Besonderes bewegen; plötzlich entfuhr ihr explosionsartig das Wort: wi-o-lett, dessen Aussprechen ihr offenbar große Schwierigkeiten bereitet hatte, und nun wiederholte sie unaufhörlich dieses Wort. Man denke an die Kinder-, Ammen- und Kosesprache, bei der man wiederholt: Mama, Papa, Wauwau, Putput, in der die Franzosen eine besondere Fertigkeit haben: Bébé, coco, dodo, Loulou, Chichi, fifille, poupoule, flafla; englisch: Byebye; russisch: Ol-ol[2]) (Olga-Nikolajewna). Dieses Streben zieht sich auch durch die Sprache der Erwachsenen: Schröder hat unter dem Titel „Streckformen" eine Menge solcher Fälle zusammengestellt, in denen lautverstärkende Silben eingeschoben werden: schwänzeln: scharwenzeln; schmotzer: schmarotzer; klatsch: kladatsch: kladderadatsch; kreelen: krakeelen: krakereelen.

Unendlich häufiger aber als die Verlängerung ist die Verkürzung des Worts. Von den ersten Anfängen ihrer Entwicklung an zeigt die Sprache das Bestreben, Laute, Silben und Wortbestandteile auszustoßen. Das geht in der neuesten Zeit soweit, daß Kluge in seiner Deutschen Sprachgeschichte in die Klage ausbricht:

„So greift die Schrift neuerdings vielfach verhängnisvoll in das Leben der gesprochenen Sprache ein. Es sind ungehörige Übergriffe, wenn Abkürzungen, die zunächst nur auf dem Papier eine Berechtigung haben, schließlich gesprochen werden können. Das war am Ende des vorigen Jahrhunderts vereinzelt und selten, was wir seit dem traurigen Weltkrieg erleben mußten, daß aus den Schreibstuben der Behörden Kürzungen wie Uboot für Unterseeboot, kv für kriegsverwendungsfähig, Flak für Flugabwehrkanone[3]) sich in Umgangssprache und Schriftsprache einbürgerten, und Wörter wie Hapag, Bugra gab es auch schon vor dem Kriege als Vorboten eines papiernen Deutsch. Heute aber beherrschen Kurzwörter, die von dem Telegrammstil den Weg auf Postkarten und Briefe und schließlich in das ganze Schrifttum gefunden haben, die Sprache aller Ge-

[1]) Jakob Grimm, Über die deutsche Sprache: Es ist lästig, was man jeden Augenblick im Munde hat, in ganzer Breite aufzusagen.
[2]) Kosename in der Zarenfamilie.
[3]) Flug(zeug)abwehrkanone.

sellschaftsklassen und verunstalten das neueste Sprachleben gegen Natur und Zweck der Sprache, die dazu berufen ist, offen und ehrlich dem Gedanken zu dienen." [1])

Ich kann über einen gewissen Widerspruch in diesen Worten nicht hinwegkommen. Wie die Sprache soll doch auch die Schrift dem Gedanken dienen, sie ist doch nur der Ersatz für die Sprache, für das lebendige, an unser Ohr klingende Wort. Wenn für die Sprache Offenheit und Ehrlichkeit verlangt wird, warum nicht auch für ihren Ersatz die Schrift? Ich meine, gerade in der Schrift, der das lebendige Wort, insbesondere der Wortton, der die erläuternde Hand-, Kopf-, Körperbewegung, [2]) der die Möglichkeit der sofortigen, vielleicht sogar überhaupt der Rückfrage und Aufklärung fehlt, kann eine Abkürzung noch mehr Unheil anrichten als in der mit dem Ton verrauschenden, nur noch unsicher und auf kürzere Zeit im Gedächtnis haftenden Sprache. Man kann die Kürzungen, gleichviel, ob gesprochen oder geschrieben, verdammen, man muß sich aber mit ihnen abfinden, weil eben nun einmal die Sprache zu einem „praktischen Instrument schneller Verständigung" geworden ist und die Kürzungen darum in unserem ganzen Schrift- und Sprachleben herrschend geworden sind. Man kann sie auch verteidigen oder anerkennen. Das hat Dr. Reichel in einem hübschen Aufsatz, „Satzkürzungen in der Sprache", im Korrespondenzblatt des Königlich-Sächsischen Stenographischen Instituts zu Dresden getan; er hat sie verteidigt, obwohl er als damaliger Berufsstenograph alle Ursache gehabt hätte, sie zu verwünschen: Sie vergrößern die Sprechschnelligkeit des Redners und mindern, selbst schon Kürzungen, die Kürzungsleistung des Stenographen, weil die für die Begriffe gewählten, meist scharf ausgeprägten Kürzungen kaum eine weitere Abkürzung zulassen. Diese Kürzungen haben darum auch schon Eingang in die amtlichen Protokolle gefunden. Das hessische Landtags-Protokoll der 82. Sitzung vom 17. März 1924 enthält auf Seite 1767 Spalte 2 den Satz: Der rechte Flügel der SPD hat es verstanden, auch die USP ins Schlepptau zu nehmen. Wer wird nach Jahrzehnten diesen Satz noch richtig zu lesen vermögen? Ist doch schon jetzt der Begriff USP vollständig verblaßt! Was wird man später mit folgendem Satze anfangen können: Alle kommunistischen Hilfsorganisationen werden herangezogen, die Antifa und der K. J. V. D., der R. F. M. B. und die Ifa, die I. A. H. und R. F. B.? [3]) Der in einer Versammlung gesprochene Satz:

Die Habämfa hat mit der Erdeba wegen Us einen Vertrag abgeschlossen, ist von jedem Teilnehmer richtig verstanden worden — außer dem Stenographen, der leider nicht zu den Eingeweihten gehörte und dem die

[1]) Deinhardt, Ausdruck und Gedanke in deutschen Amtsstuben S. 11: Abgekürzt schreiben spart Raum und Zeit: Gewiß? Dasselbe aber gesprochen ist Unsinn, Unfug, Wortgelalle der Wilden.

[2]) Wir hatten im Württembergischen Landtag einen Redner, der einen großen Teil seiner Sätze, die Schlußfolgerungen, nur durch solche Bewegungen ausdrückte.

[3]) Sowjetrußland tut sich durch die Menge seiner Kürzungen so hervor, daß schon der Gedanke geäußert wurde, das geschehe planmäßig, um, wie die Betriebe und die Menschen, so auch die Sprache zu mechanisieren. Ein Grund für diese stark ausgeprägte Neigung liegt vielleicht darin: Die Führer der Sowjetbewegung sind großenteils Juden (Trotzki-Bronstein, Sinowjew-Apfelbaum, Radek-Sobelsohn, Kamenjew-Rosenfeld). Den Juden aber liegt (s. u.) die Abkürzung seit Jahrtausenden im Blute.

Bedeutung erſt allmählich klar wurde. Es war damit allerdings eine recht beträchtliche Kürze erzielt gegenüber dem vollen Wortlaut:

Die Halliſche Bäckereimaſchinenfabrik hat mit dem Reichsverband deutſcher Bäckereien wegen der Zeitung „Unſer Brot" einen Vertrag abgeſchloſſen.

Kürzungen ſind in einem gewiſſen Umfange für die Sprache von heute ebenſo notwendig wie für die Schrift, ſind zum Teil geradezu als Notwehr aufzufaſſen. Man überlege ſich nur, welch ſchleppenden Gang eine Verhandlung nehmen müßte, bei der in jedem zweiten Satz etwa das Wort Hamburg-Amerikaniſche-Paketfahrt-Aktiengeſellſchaft voll auszuſprechen wäre, und welche Erleichterung dafür Hapag bedeutet. (Der „Norddeutſche Lloyd" hat es in dieſer Beziehung beſſer, er hat ſich von vornherein, nach engliſcher Überlieferung, ein ſprachliches Gewand zugelegt, das ihn dieſer Sprech- und Schreibſchmerzen enthebt.) Es gibt eben Wortzuſammenſetzungen, die nach Kürzungen geradezu ſchreien.

Freilich, das hat Kluge, der feinſinnige Sprachforſcher, auch nicht treffen wollen. Er beklagte die Kürzungen, die der Sprachverein Blödwörter, Schwundwörter nennt, Kürzungen, die ſchon von weitem den Stempel des Zwangs und der Unnatürlichkeit an der Stirne erkennen laſſen. Es iſt kein Zweifel, dieſe Abkürzungen haben einen unheimlichen Umfang angenommen. Der Weltkrieg war ihr Nährboden, die Nachkriegszeit mit ihrer ſchwülen, wirren und unklaren Luft begünſtigte ihr Wachstum. Wie Pilze ſchoſſen und ſchießen ſie immer noch aus der Erde. Sogar im amtlichen Dienſte, in den ſie früher, außer den ſpärlichen Abkürzungen für Geſetze und Verordnungen, ſo leicht nicht eindringen konnten: Zur Reichstagswahl am 4. Mai 1928 wurde der abgekürzte Wahlvorſchlag F. F. F. zugelaſſen. Wieviele unter den Reichstagswählern, Männern und Frauen, alſo von denjenigen, die zu einem ſolchen Vorſchlag ihre Stimme geben ſollten, haben damit etwas anfangen können, haben gewußt, daß darunter eine ſpartakiſtiſche Vereinigung gemeint war? Über die Abkürzung in einer Verlobungsanzeige, h. im. vor dem Namen des Bräutigams, habe ich mir, haben ſich mit mir ſchon viele vergeblich den Kopf zerbrochen. Die gewagteſten Vermutungen wurden dabei aufgeſtellt. Viele ſolcher Kürzungen ſind jetzt ſchon uns, den Zeitgenoſſen, unverſtändlich. Wie mag es wohl der armen Nachwelt ergehen, wenn ſie vor ſolche Rätſel geſtellt wird im Gebiet der Politik, des Handels und Verkehrs, kurz, im ganzen Amts- und Geſchäfts- wie im perſönlichen Leben!

Nur in ihrer Fülle ſind die Abkürzungen Kinder der Neuzeit. In den letzten Jahrzehnten, richtiger etwa ſeit 1910, begünſtigt durch den Weltkrieg, hat ſich eine förmliche Kunſt-Kurzſprache entwickelt. Kürzungen aber hat es gegeben, ſeit die Sprache Umgangsſprache geworden war und die Schrift ihren Erſatz bildete. Vor einiger Zeit hat die „Frankfurter Zeitung" die Begründung der Unſitte der Abkürzungen, die, „wie jedermann weiß oder doch vermutet, aus dem Engliſchen übernommen iſt", dem Ingenieur Max Eyth in die Schuhe geſchoben, der im dritten Bande ſeines Werkes „Im Strome unſerer Zeit" ſelbſt erzählt — und hier haben wir den Nachweis, daß es ſich um eine Sprechkürzung handelt —, wie er der Kürze halber der von ihm ins Leben gerufenen Deutſchen Landwirtſchaftsgeſellſchaft den Namen Reichsverein hatte geben wollen, wie man ſich aber für den erſten,

das Wesen des Vereins kennzeichnenden, Ausdruck entschieden hatte, und wie er nun eine halbe Nacht hindurch üben mußte, um dieses lange Wort ohne Stocken auszusprechen. Er fügt dann hinzu, während der zweiten Hälfte erfand ich die Bezeichnung D. L. G., gesprochen De-El-Ge (Deelge), was rasch Eingang fand, „weil niemand merkte, wie englisch das ist". Auch Thea von Harbou läßt in ihrem Roman „Das indische Grabmal" einen indischen Fürsten zu einem Europäer sprechen: „Wenn Sie im Abendlande an die Märchenbauten Indiens denken, dann denken Sie zunächst an dies marmorne Wunder, das die Engländer in ihrer Kautschuksucht, alles zusammenzuziehen, Tadsch Mahal nennen." Man hat, irrig, Jean Paul die Urheberschaft von I C tus, als Abkürzung für iuris consultus-Ictus zugeschrieben. Als Ahnherr glaubte man dann den Schwedenkönig Gustav Adolf ansehen zu können, der sich während eines Aufenthalts in Berlin den Namen eines bescheidenen Gars beigelegt hatte aus den Anfangsbuchstaben seines Namens und Titels: **G**ustavus **A**dolphus **R**ex **S**ueciae. Die Abkürzungen sind viel älter. So soll das aus früh-christlicher Zeit stammende christliche Symbol der Fisch, griechisch *ἰχθύς*, entstanden sein aus *Ἰησοῦς Χριστός Θεοῦ υἱὸς σωτήρ*, d. i. Jesus Christus, Gottes Sohn, [der] Retter. Diese Abkürzungsweise entnahmen die ersten Christen nach der Überlieferung dem Gebrauch der Juden, als Gedächtnisstützen ganze Sätze nur mit den Anfangsbuchstaben zu bezeichnen und daraus neue Wörter, vielfach auch ihre Namen,[1]) zu bilden. Nach neueren Forschungen hat auch schon die Bibel, nicht erst der im vierten und fünften Jahrhundert nach Christus entstandene Talmud, Abkürzungen enthalten, wenngleich, schon durch die Auslassung der Selbstlaute, der Talmud, der die Niederschrift mündlicher Verhandlungen darstellt, von solchen Abkürzungen einen weit größeren Gebrauch macht.

Aber noch weiter müssen wir zurückgehen. Schon im tiefen Altertum wird das Alphabet in zwei symmetrisch gebaute Hälften von je 9 beziehungsweihe 11 Buchstaben zerlegt, die da und dort, in der aethiopischen Schrift stets, umgestellt werden: Die eine Hälfte beginnt mit a, b, g = aleph, beth, gimel — aus dem lateinischen Gebrauch hat sich später unser Abc, haben sich die Abcedarier, unsere Abcschützen,[2]) entwickelt. Aus der zweiten Hälfte, mit l, m, n, beginnend, entstand das Wort elementa.

Ja, schon vor der Einführung des Alphabets bestanden Kürzungen. Ausgangspunkt aller Wortkürzungen, sagt Mommsen, haben für Italien die Zahlzeichen gegeben. Die lateinischen Zahlzeichen I V X waren schon da, ehe das Alphabet Aufnahme fand.

Bei den orientalischen Völkern begegnen wir frühzeitig, schon im sechsten Jahrhundert vor Christus solchen Abkürzungen. Bei ihnen machen sich noch mystisch-religiöse Einflüsse geltend: der Glaube an die besondere Kraft der Buchstaben und ihren Einfluß auf den Menschen.

Urgrund für die Abkürzungen in Sprache und Schrift waren, neben dem Mangel an Stoff und Raum, die abergläubische Scheu, heilige Namen

[1]) Rambam-Rabbi Mose ben Maimun ist der Beiname des jüdischen Gelehrten und Talmuderklärers Maimonides.

[2]) Heute sprechen wir auch von den „ABC-Staaten" und von einem „Abc-Pflaster".



auszuſprechen oder zu ſchreiben, ſowie das Streben, den Eigentümer des Namens dem böſen Blick zu entziehen. Die Scheu, den Namen Gottes auszuſprechen oder zu ſchreiben,[1]) wirkt noch bei Luther nach, der das Wort „Herr“ mit vier großen Buchſtaben drucken läßt, wenn ſie ſich auf Gott-Vater beziehen = HERR, mit zwei Großbuchſtaben, wenn ſie auf Chriſtus gehen = HErr. Aus dieſer Kürzung mag die heute noch in kaufmänniſchen Briefen zu treffende Kürzung zu erklären ſein.[2]) In China iſt ſogar das Schreiben der Hieroglyphen, die einen Teil des Namens des regierenden Herrſchers bilden, verboten. Bei manchen Negerſtämmen iſt es nicht geſtattet, von dem Tod eines Häuptlings zu reden. Als neuzeitliches Beiſpiel erleben wir, daß für „Tirol“, das Wort, das in Südtirol nicht mehr gebraucht werden darf, geſchrieben wird a. n. = alten Namens.

In der aufgeklärten neueren Zeit liegt der Grund für die Kürze, neben der Bequemlichkeit und einer gewiſſen Nachläſſigkeit des Sprechens, in dem Gewinn an Zeit. Heyſe ſagt darüber (Syſtem der Sprachwiſſenſchaft): Urſprünglich war die Bedeutſamkeit einzig herrſchendes Prinzip, dann tritt der Wohllaut als beſtimmendes Moment hervor, endlich die bloße Verſtändlichkeit, verbunden mit mehr oder weniger Gleichgültigkeit gegen den Laut. Die ſymboliſche Kraft des Lautes wird nicht mehr gefühlt und darum die ſinnliche Urbedeutung des Wortes nicht mehr in ihrer ganzen Fülle feſtgehalten: Die organiſche Lautform wird allmählich zerrüttet, abgeſchwächt, verflüchtigt durch Verkürzung oder Zuſammenziehung, Abſchleifung bis zur gänzlichen Abwerfung der Bildungs- und Biegungsſilben. Das ganze Gewicht fällt (im Deutſchen auch der Ton) auf den Begriff. Die Bedeutung dieſer Formen iſt aber nicht verloren, der Geiſt hält ſie innerlich feſt, nur iſt ihm die lautliche Stütze nicht mehr notwendig. Er drückt das logiſche Verhältnis auf ideelle Weiſe aus durch die Wortſtellung oder ergänzt es aus dem Satzzuſammenhang. Die Hebung des geiſtigen Elementes über das ſinnliche iſt ein notwendiger Fortſchritt, ſagt W. von Humboldt.

So ſehen wir für die aus dem ſchnelleren Sprech- und Schreibtempo geborene Kürzung der Sprache und Schrift zwei Triebkräfte: Natur und Kunst (oder Künſtelei). Den Entwicklungsgang dieſer beiden möchte ich hier kurz, mit ſtichwortartigen Beiſpielen, feſtlegen.

Die

natürliche Kürzung

hat es zu tun mit der

Auslaſſung von Lauten, hauptſächlich von Selbſtlauten. Zwei bezeichnende Beiſpiele dafür: paraveredus, deſſen Stamm ſchon aus vehere

[1]) Die nachweisbar älteſte Kürzung ſoll, abgeſehen von der Kürzung der Bilderſchrift durch die hieratiſche und demotiſche Schrift, die Kürzung des Namens Gottes Jahve ſein, den die Juden zu ſprechen oder zu ſchreiben ſich ſcheuten.

[2]) Wenn es ſich hierbei nicht um den einfachen Abkürzungsſchnörkel handelt: wie in , der wohl auch der Grund ſein mag, daß man in bayeriſchen Wirtſchaften den Bierpreis mit 24 dl angezeigt fand. Die Leſung „das Liter“ iſt wohl abzulehnen. Es wird die Abkürzung gewesen ſein = denarius (die wir heute noch in ₰ und im engliſchen dw (t) = peñyweight haben), eine Abkürzung, deren Kürzungsſchnörkel ſpäter nicht mehr verſtanden und als l geleſen wurde.

verkürzt ist, wird allmählich zu dem deutschen „Pferd"; das altdeutsche arbeolaosa wird zu erblos.

Abschleifung von Endungen:[1]) Aus punktum wird Punkt, aus Petrus Peter, aus Sekretarius wird Sekretari und daraus das (französische) Sekretär; aus unum wird französisch un, aus amicus wird ami. Mein rheinhessisches Hausmädchen sagt: Ich hunn schon geß, läßt also die Doppelvorschlagsilbe ge und die Endsilbe en weg.

Zusammenziehung: Aus lateinisch ambactus wird gotisch: andbahti, althochdeutsch ambaht, mittelhochdeutsch ambet und dieses allmählich ampt, Amt; aus Schuochsûtære wird Schuster, aus Wintbrouwa wird Wimper, aus Kienföhre wird Kiefer, aus bi nez = bei der Nässe (zu ergänzen: wachsende Pflanze) wird Binse; aus habaidedeima wird althochdeutsch hapetimês und mit der Zeit: wir hätten. habeo wird französisch zu ai, homines zu on. Aus der Zusammensetzung Gottes einzig bildet der Schwabe das Eigenschaftswort gotzig. Das Wort Talmi stammt aus dem Französischen: Der Erfinder hieß Tallois, das Erzeugnis demi-or, Tallois-demi-or wurde zusammengezogen in Talmi.

Auslassung von Wortbestandteilen, besonders bei der Namensbildung, vor allem bei der Schaffung von Kosenamen: Alexander wird Xander, Jakobine wird zu Bine, aus Volkhard wird Volz, aus Margarete wird Meta, Sarkophag (der fleischfressende, zu ergänzen: Stein) wird zu Sarg, aus dem englischen fashionable stammt das wienerische fesch; aus einmal macht der Norddeutsche mal.

Bezeichnung des Ganzen durch einen Teil: Kino, Sowkino, Zoo, Auto, Metro, Rak, am Toto, Pneu, Cut, Bus für Omnibus, Tram, Photo, Steno, Dactylo, Gent. Der Oberkellner wird nur mit Ober gerufen, während der Oberbürgermeister durch Oberober geehrt wird. Nikolaus Franz Niembsch von Strehlenau nannte sich nur Lenau.

Heraushebung des Wichtigsten (des Bestimmungswortes) unter Weglassung des nach den gegebenen Verhältnissen weniger wichtigen oder selbstverständlichen Teils einer Redeform: Für den Begriff oder Namen wird nur ein Fürwort gesetzt. Vor dem Weltkrieg erschien in Paris ein Buch über Wilhelm II. mit dem Titel: Lui. „Er"! Wen meinte man damit in den letzten Wochen und Monaten? Ob er gut hinüberkommt? Wann kommt er an? Jedermann wußte, von wem man sprach: Es ist doch fein, was er geleistet hat, sagt der Schaffner auf der „Elektrischen". Man war sich einig, ohne den Namen „Graf Zeppelin" zu nennen, wobei dahingestellt bleibt, ob man den Erfinder oder seine Erfindung meinte. Ebenso versteht man am Schenktisch, wenn der Ober ein Pils, einen Schwarzen bestellt. Und im Karneval wird es nicht wörtlich genommen, wenn „eine Türkin" zu vermieten oder zu verkaufen ist. Man kauft einen Mercedes-Wagen oder eine Mercedes-Schreibmaschine), gar einen Nag oder für das Kind einen Holländer. Den breitesten Raum bieten derartigen Kürzungen die Politik und die Börse, die Politik, die jetzt in der Wallstreet, nicht

[1]) Kluge, Deutsche Sprachgeschichte Seite 266: Um 900 beginnt der Verfall der zum Mittelhochdeutschen führenden Endungen, indem die Sprechweise schneller wurde. In den Endungen verlieren die Selbstlaute ihre klare Aussprache, und so ist das Eintreten des Endungs-ĕ eine Art Kürzung.



mehr am Quai d'Orſay, dem Ballhausplatʒ oder in der Wilhelmſtraße gemacht wird. Jeder Börſianer weiß richtig zu deuten: Verluſtabſchluß der Nordwolle; bedeutſam iſt der „Uebergang der Frankfurter Leben auf die Allianz Leben," ſo gut wie ein Landwirt den Satʒ richtig aufnehmen wird: Uebereinſtimmend kamen aus vielen Teilen des Reiches Meldungen über das Knappwerden von gelbfleiſchiger Induſtrie. Auf ein hübſches Beiſpiel weiſt Nyrop hin: Der Knaſter iſt die Bezeichnung für eine Sorte Tabak, hat aber aus der Zuſammenſetʒung: canastertabac ſeinen Namen von dem Korb (canasta), in dem er verſandt wird, nicht von der Ware.

Weglassung von Satʒgliedern: Die Weglaſſung von Satʒgliedern ſpielte bei der Namensgebung eine große Rolle: Handwerksnamen werden zu Familiennamen, aus Karl der Schmied wird Karl Schmied; Hans der Wirth wird zu Hans Wirth. „Man kommt", „man ſagt" iſt gekürzt aus: der Mann kommt, der Mann ſagt. „Ein ſtücker ſechs" ſagt man und meint ein Stück oder ſechs. Aus machen täte wird machte, Dank ſagen wird zu danken, zu meinem Rücken wird zurück. Das Gemiſch und Gemaſch Abraham a Santa Claras wird zu Miſchmaſch, aus der Donner und das Wetter wird das Donnerwetter, aus dem Erſten als dem Beſten wird dem erſten Beſten oder Erſtbeſten. Die Irredenta iſt die terra irredenta. Hanc viam sternendam wird in Kiel zum „Sternendamm". Der Franzoſe ſpricht von einer quinzaine und denkt ſich dazu de jours, oder er wohnt au premier und iſt zu treffen au Sebasto (sur le boulevard Sebastopol). Bei „den Kürzeren ziehen" denkt man kaum mehr an den kürzeren Strohhalm. Biſt du fett durch den Winter gekommen? fragt der nomadiſierende Eskimo ſeinen Stammesgenoſſen, meint aber nicht dieſen, ſondern deſſen Renntierherde.

Verwendung von Umſtandswörtchen für ganze Redensarten. Ich erinnere hier nur an das höfliche bitte?, das ſagen ſoll: Ich bitte, noch einmal zu wiederholen, ich habe es nicht verſtanden, für das der Schwabe ſein weniger höfliches, manchmal geradezu unhöfliches hân? benütʒt; ich erinnere weiter an Wendungen wie das häßliche norddeutſche nicht wahr?, das gekürzt wird zu nicht? oder nich?,[1]) weiter an das liebe ſchwäbiſche gelt? das im Rheinheſſiſchen als gelle? auftritt, an das engliſche sir, das oft im Sinne von: hier bin ich, was wünſchen Sie? benütʒt wird. Das mundartliche „Speizam" ſoll heißen: Wünſche wohl geſpeiſt zu haben! Hierher gehört auch das Telegramm von Clemencau: Wir ſind ruhig, tapfer und des Übermorgen gewiß.

Zuſammenfaſſung von Haupt- und Zeitwort oder ganzen Redensarten in einem Zeitwort: Der Mäuſebuſſard, der in den Randfichten „aufgebaumt" war; glasklar „blaute" der Himmel; wie „umfraute" ſie den Mann; „unbeſchrankte" Wegübergänge; worauf der Mann gewaltig „erzürnte"; leitet der Beobachter das Flugzeug in gerader Luftlinie, ſo „franzt" er; mächtig „ſteilt" der ſchlanke Leuchtturm in die Luft; Dampfer mit Schulkindern „jubeln" vorbei; von allen Seiten hat man ihn „bekniet", der Abſtimmung aus dem Wege zu gehen; Hunde ſind „anzuleinen".

[1]) Deinhardt S. 61: Bei Weibern beiderlei Geſchlechts nun ſchon manches Jahr umgehende Nich?-Grippe.



Neuerdings greift die Unsitte um sich, gewisse Umstands-Bindewörter wegzulassen: Einige genußreiche Stunden in der Natur als auch beim gemütlichen Schoppen; der Fall erhält eine besondere Bedeutung, daß die Schließer beobachtet haben wollen; bezüglich des Rückzahlungsdruckes dürfte eine teilweise gewisse Erleichterung erfolgt sein, als die Fundierung früher schwebender Schulden fortgeschritten ist; der Scholar steckt bis alle Ohren in Folianten ferner Jahrhunderte.

Die

künstliche Kürzung

(durch Sicht- und Hörzeichen) besteht in der

Kürzung auf den Anfangsbuchstaben nach der uralten hebräisch-römischen Weise. Schon 1868 finden wir: N. A. Z.; Z. C. Diese Kürzungen sind, sofern sie nur Mitlaute enthalten, zunächst nur für die Schrift bestimmt (im Altertum vor allem auf den Steinen, daher „lapidare Kürze“). Dahin gehören auch die konventionellen Abkürzungen ppa = per procura, l. c; p. c; p. f; p. p. c. usw.

Zur Aussprache geschriebener Kürzungen wird der Selbstlaut hinzugefügt, der dem zur Kürzung verwendeten Mitlaut anhaftet, (siehe oben: Deelge): Be-Ge-Be. Die Kürzungen werden dann fortgebildet durch Anfügung von Endungen: die Kadetten, die Hakatisten, die Vaudesteer; ein Emmchen. (= 1 M), sogar schon: Behgehbist (BGB'ist)!

Hinzufügung des Stamminlauts zu der Kürzung auf den Anfangsmitlaut: Bugra, Schupo, Sipo, Schiri, (Schiedsrichter). Hierher gehören die in neuerer Zeit im Karneval aufkommenden Kürzungen für ganze Sätze zur Bezeichnung des Inhaltes des betreffenden Karnevalballs, die „Nudidali“ = Nurdiktatur der Liebe, Latakosi = Lachen, tanzen, kosen, singen, und vor allem die Namen für Ausstellungen, die kurz sein und doch einen zarten Hinweis auf den Inhalt der Ausstellungen geben sollen: Jugosi, Gesolei.

Kürzung durch Abschneidung (Suspension) und Weiterbildung durch Endungen: sec. = seconde: en cinq secs; sol. = solidus: deux (sols-) sous; Ew. = iuwere = euere. Die Taxameter werden zu Taxis, die Professionals zu Profis, in der Schülersprache der Professor zu Profax.

bilderschriftlichen Darstellung: das Kreuz als Segnungs-, Eigentums- und Mehrungszeichen, mathematische und chemische Zeichen, Gaunerzinken, (Auto-) Warnungszeichen, Aushängeschilder.

Jede einzelne dieser Kürzungsarten kann mit einer Fülle von Beispielen belegt werden, die zeigen, wie unendlich mannigfaltig die Kürzungen in Sprache und Schrift sind, sie heutzutage geradezu beherrschen.

Von der Goldſchnittlyrik zum Schmetterlingsbuch.

Orientaliſche Literatur in deutſcher Ausſtattung.

Von Heinrich Schreiber.

Zuſammenhänge im Schreib- und Buchweſen der öſtlichen und der weſtlichen Völker aufzudecken, iſt von mancherlei Seiten ſchon verſucht worden, und der Jubilar, dem dieſe Zeilen gewidmet ſind, kann ein gut Teil des Verdienſtes, ſolche Forſchungen gefördert zu haben, für ſich in Anſpruch nehmen. Noch ſind der ungelöſten Fragen zu viele, als daß es Zweck hätte, zuſammenfaſſend dieſes Gebiet zu betrachten, das uns letzten Endes Aufſchlüſſe über einzelne Wurzeln unſeres kulturellen Lebens geben ſoll. Umſo leichter findet einer, der ſich noch nicht Jahrzehnte mit dieſen Fragen beſchäftigt hat, den Mut, einen kleinen Bauſtein beizutragen, der eines Tages in Verbindung mit vielen anderen vielleicht die Unterſuchung dieſer Fragen wird fördern helfen können.

Man braucht nicht tief in die Vergangenheit hinabzuſteigen, um Einflüſſe der öſtlichen Buchkultur auf die weſtliche feſtzuſtellen. Auch die täglich durch die Hände des Bibliothekars oder Bücherfreundes gehende Menge von Büchern bietet Beiſpiele ſolcher Einflüſſe genug. Hier an die neue Welle des Intereſſes für alle orientaliſchen Literaturen, die vor kaum mehr als einem Dezenium einſetzte, noch eigens zu erinnern, wird kaum nötig ſein; das Intereſſe deutſcher Dichter, Gelehrter und Gebildeter für die Literaturen des Oſtens in ſeine Anfänge zu verfolgen, liegt nicht im Plan dieſer Skizze. Denn wenn es auch das Ziel aller buchgeſchichtlichen Unterſuchungen ſein muß, die allgemeinen kulturellen Zuſammenhänge aufzudecken, die großenteils in der Literatur ihren Niederſchlag gefunden haben, ſo wird es doch dem Fachmann überlaſſen bleiben müſſen, uns dieſe Verbindungslinien aufzuzeigen. Hier handelt es ſich darum zu unterſuchen, welche Rolle in der Entwicklung des europäiſchen Buchweſens den öſtlichen Einflüſſen zuzuſchreiben iſt. Daß die jüngſte Gegenwart dazu reichlich Material liefert, wurde ſchon geſagt; ich beſchränke mich faſt ganz darauf. Inwiefern öſtliches Buchweſen der Ausſtattung orientaliſcher Literatur durch deutſche Verleger als Vorbild gedient hat, habe ich an einer größeren Zahl von Proben zu unterſuchen unternommen.

Das Material zu ſolchen vergleichenden Betrachtungen bietet die Univerſitätsbibliothek Leipzig in reichſtem Maße. Iſt doch die orientaliſche Literatur eines ihrer bevorzugten Sammelgebiete. Auch die deutſchen Überſetzungen und Nachdichtungen genießen dieſe beſondere Pflege. Ein äußerer Anlaß kam dazu: Im Jahre 1929 veranſtaltete die Univerſitätsbibliothek eine bis zum Frühjahr 1930 dem allgemeinen Beſuch zugängliche Sonderausſtellung aus ihren Beſtänden unter dem Titel „Orientaliſche Literatur in deutſchem Gewande". Hier handelte es ſich freilich einzig um das ſprachliche Gewand. Aber da hauptſächlich gedruckte Bücher zur Auslage kamen, konnte auch mancherlei Buchkünſtleriſches, manche Einzelheit der Buchausſtattung beobachtet werden. Eine größere Überſchau über dieſe inhaltlich einzigartige Ausſtellung iſt meines Wiſſens nirgends veröffentlicht worden. So mag gleichzeitig als eine erinnernde Rückſchau auf die Ausſtellung gelten, was ich mit den Augen des Einbandfreundes am Äußeren

der ausgestellten Werke beobachten konnte und hier mitteile, in vollem Wortsinn das „Gewand“ der in deutscher Sprache erschienenen orientalischen Literatur betrachtend.

Die Kenntnis orientalischer Literaturen ist viel älter als die Nachahmung ihrer äußeren Gestalt. Lediglich ein sehr naheliegender Faktor solcher Nachahmung war schon vor hundert Jahren dem Herausgeber und Verleger wichtig genug: Die Beigabe des Originaltitels. Naheliegend, weil bei Übersetzungen oft genug der Titel der Ursprache auf dem Titelblatt erscheint, was bei zweisprachigen Ausgaben schon seit langer Zeit sogar die Regel bildet. So fand ich in

Fundgruben des Orients. Auf Veranstalt. v. Wenceslaus Rzewusky. Bd. 5. Wien: Schmid 1816

einen arabischen Nebentitel; teilweise sind im Innern die arabischen Texte beigegeben. Ebenso ist mit arabischem Nebentitel ausgestattet:

Der Vertraute Gefährte des Einsamen in schlagfertigen Gegenreden von Abu Manssur Abdu'lmelik Ben Mohammed Ben Ismail Ettseâlebi aus Nisabur, übers. v. G. Flügel, Wien: Schmid 1829.

Hier steht durchweg der arabische Text neben dem deutschen. In beiden Fällen spricht noch ein gelehrtes Interesse an dem Originaltitel mit. Es gibt aber auch andere Fälle, in denen das rein Ausstattungsmäßige eines solchen Brauches deutlich zum Ausdruck kommt; denn jetzt handelt es sich um Übersetzungen ohne den Urtext. So greife ich z. B. aus einer größeren Reihe des Diederichsschen Verlages heraus:

Laotse, Tao Te King, Das Buch des Alten vom Sinn und Leben. Verdeutscht und erläutert v. Rich. Wilhelm, Jena 1915.

Hier ist in Original-Holzschnitt ein chinesisches Titelblatt eingefügt, dessen Erläuterung auf einer darübergelegten Pause zu finden ist. Ganz ähnlich ist derselbe Verleger verfahren mit:

Frühling und Herbst des Lü Bu We. Aus d. Chines. verdeutscht und erläutert v. Rich. Wilhelm, Jena 1928.

Der chinesische Vortitel ist eine wortgetreue Übersetzung des deutschen Haupttitels ins Chinesische; wieder gibt ein Blatt Seidenpapier die Erklärung der einzelnen chinesischen Zeichen. Nur die Absicht einen Begriff davon zu geben, wie das Buch in der Ursprache aussehen kann, hat diese hübsche Bereicherung des deutschen Buches veranlaßt. Auch der Insel-Verlag hat seiner „Rache des jungen Meh“ (1927) noch einen chinesischen Nebentitel beigegeben.

Aber nicht erst diese neueste Periode des allgemeinen Interesses an orientalischer Literatur bringt uns die Beispiele ihrer im Zeitgeschmack gehaltenen buchlichen Gestaltung. Schon bald nach ihrer wissenschaftlichen Entdeckung taten die Verleger das Ihre, sie auch für den Bücherschrank des Liebhabers herzurichten. Auch die orientalische Lyrik hat in Deutschland ihre Goldschnittzeit durchgemacht. Alles was an Reizen und Greueln den Verlegerbänden eines Grote oder Bonz, den Gedichten von Geibel und Scheffel mitgegeben wurde, tragen die für den Salon berechneten Übersetzungen orientalischer Literaturen — in dieser Zeit auf die dichterischen Erzeugnisse beschränkt — in den Bibliotheken durch die Jahrhunderte. Selten fehlt diesen Bänden der rote hoch gepreßte Kaliko-Einband, mit

farbigen oder goldenen Ornamenten geziert, selten der Goldschnitt, selten die in ausdruckslosen Farben gedruckte Umrahmung der Buchseiten, selten das schwere goldgemusterte oder Moirée-Vorsatz, selten sind diese Einbände frei von der trügerischen Schau-Absicht, die sich in der Vernachlässigung im Schmuck des Rückdeckels erschreckend kundtut. Ein paar Vertreter dieser Sondergattung deutscher Goldschnittlyrik:

Sakuntala von Kalidasa. Deutsch bearb. v. Edm. Lobedanz, Leipzig: Brockhaus 1867.

Der rote Originallederband ganz im Stil der Lyrikbände der Zeit; Titel in Gold aufgedruckt. Vorsatz von gelbem Glanzpapier.

Vasantasenâ. Frei wiedergegeben v. M. Haberlandt, Leipzig: Liebeskind 1893.

Hier garantiert Verleger und Jahreszahl für diese Art Buchausstattung in Reinkultur. Dentelle-Umrahmung auf dem roten Vorderdeckel. Nichts erinnert an den orientalischen Inhalt. Aber eine ganze Anzahl Verlagserzeugnisse auch schon früherer Jahre zeigen den Versuch, den Einbandschmuck auf den Inhalt abzustimmen:

Die Lieder des Mirza Schaffy. Mit einem Prolog von Friedr. Bodenstedt. 18. Aufl. Berlin 1867.

Die Lieder und Sprüche des Omar Chajjâm. Verdeutscht v. Friedr. Bodenstedt, Breslau: Schletter 1881.

Während der erste dieser beiden Einbände nur im Goldornament leichte Anklänge an orientalische Muster zeigt, ist der zweite, von Sperling hergestellt, im Muster und in den Farben (grau Leinwand mit Schwarz- und Golddruck, Schnitt rot mit Golddruck) stark auf persischen Geschmack abgestimmt. Die Vollendung dieser Tendenz finden wir an einem Einband wie dem zu

Heinr. Brugsch, Die Muse in Teheran. (Nachdicht.). Frankfurt a. O.: Trowitzsch 1885.

Die Motive zu dem Ganzleinen-Originaleinband (farbig gedruckte Miniatur), zum Vorsatz (Pflanzenornament), zum Schnitt (rot mit Gold), zu den Seiteneinfassungen usw. sind einer alten persischen Handschrift entnommen, welche der Verfasser dem Verleger zum Geschenk gemacht hatte. Künstlerisch noch besser gelungen ist diese Lösung bei einem Einband des Cottaschen Verlages:

Indische Gedichte. Aus d. Sanskrit übertr. v. Joh. Hertel. Stuttgart 1900.

Vorderdeckel und Rücken des roten Originalleinenbandes sind reich mit Gold und Farben bedruckt, einen orientalischen Einband mit Glück nachahmend, selbst das grüne Vorsatz ist gut dazu abgestimmt; freilich fehlt auch hier der Schmuck des Rückdeckels. Noch ist auch das Salon-Format dieser Gattung von Buchausstattung beibehalten, das auch für die orientalischen Übersetzungen der Goldschnittlyrikzeit typisch ist. Die weitere Angleichung an die orientalische Buchform wie auch die Entwicklung des deutschen schöngeistigen Buches überhaupt haben in unserm Jahrhundert die kleinen Formate für Übersetzungen aus orientalischen Sprachen fast ganz verschwinden lassen.

Anderen Arten des Originaleinbandes ließen manche Verleger schon sehr früh eine an den Orient zunehmende Ausstattung angedeihen:

Nalas und Damajanti. Eine indische Dichtung aus dem Sanskrit übers. v. Fr. Bopp. Berlin: Nicolai 1838.

Den farbigen Vortitel hierzu zeichnete H. Asmus: eine indische figürliche Darstellung. Der farbig bedruckte Originalpappband erinnert in seiner Ornamentik an indische Motive. Noch auffallender aber ist die Broschüre, in der sich ein Buch eines anderen der Bahnbrecher in der Übersetzung orientalischer Literaturen, Hammer-Purgstall, erhalten hat:

Zeitwarte des Gebetes in sieben Tagzeiten. Ein Gebetbuch, arabisch und deutsch hrsg. v. Hammer-Purgstall. Wien 1844: Strauß.

Vor und nach dem arabischen Text sind mandelförmige arabische Ornamente zum Schmuck verwendet. Eines davon kehrt auf dem Umschlag wieder. Die Broschur ist in schwarzes Papier eingeschlagen und das Ornament ist mit Silberfarbe aufgedruckt. Diese Broschur aus dem Jahre 1844 ist eines der schönsten Dokumente für die Absicht des Verlegers, die Ausstattung der deutschen Übersetzung durch Anlehnung an das Original reizvoll zu gestalten. Wie diese Absicht bei modernen Übersetzungen in den einzelnen Elementen der Buchausstattung, vor allem aber im Einband, zum Ausdruck kommt, soll im folgenden noch überblickend betrachtet werden.

Die immerhin ansehnliche Zahl einschlägiger deutscher Verlagserzeugnisse, die zu diesem Zweck durchgesehen werden konnten, wird genügen um auf alle wesentlichen Einzelheiten hinweisen zu können. Es ist dabei nicht möglich gewesen, alle Formen der Auslieferung zu berücksichtigen — fast alle Luxusausgaben mußten ausscheiden — doch wird gerade die Form, die eingesehen werden konnte, als die verbreitetste auch am meisten Geltung beanspruchen dürfen. Zur Vereinfachung zähle ich, um nach Nummern zitieren zu können, die Titel der eingesehenen Werke auf. Daß die chinesische Literatur dabei so stark in den Vordergrund rückt, beruht auf keinerlei Absicht, da die Auswahl ohne Ansehung des Titels nur nach der Ausstattung getroffen ist.

1. Gg. Friedr. Daumer: Gesamm. poet. Werke, hrsg. v. Leop. Hirschberg 1.: Dichtungen des Morgenlandes. Berlin: Trowitzsch 1924.
2. Klabund: Dichtungen aus dem Osten. Bd. 1 (China: Kreidekreis) 2 (China: Lyrik) 3 (Japan). Wien: Phaidon-Verlag 1929.
3. Tausend und eine Nacht. Übers. v. G. Weil. Mit Bildern v. F. Schultz-Wettel, hrsg. v. L. Fulda. Bd. 1—4. Berlin: Neufeld u. Henius o. J. (1913).
4. Türkische Geschichten. Übers. v. Habib Edib. Weimar: Kiepenheuer 1917. (Deutsche Orientbücherei 23).
5. Klabund: Das Sinngedicht des persischen Zeltmachers. München: Roland-Verlag 1917.
6. Die Sinnsprüche Omars des Zeltmachers aus d. Pers. v. Fr. Rosen. Leipzig: Insel. (Insel-Bücherei Nr. 407).
7. H. Bethge: Hafis. (Nachdichtungen). Leipzig: Insel 1920.
8. H. Bethge: Arabische Nächte. Leipzig: Insel 1920.
9. H. Bethge: Das türkische Liederbuch. (Nachdichtungen). Berlin: Morawe und Scheffelt (1921).
10. Indische Sagen. Übers. v. Ad. Holtzmann. Neu hrsg. v. M. Winternitz. Jena: Diederichs 1921.

11. Die Erzählungen aus den Tauſend und ein Nächten. Vollſt. Ausg. Nach der Calcuttaer Ausg. v. 1839 v. Enno Littmann. Bd. 1—6. Leipzig: Inſel 1923.
12. Türkiſche Märchen. Hrsg. v. Fr. Gieſe. Jena: Diederichs 1925.
13. Enno Littmann: Vom morgenländiſchen Floh. Dichtung und Wahrheit über den Floh bei den Hebräern. Mit Rad. v. Marcus Behmer. Leipzig: Inſel 1925.
14. Rabindr. Tagore: Fruchtleſe. Leipzig: Wolff.
15. H. Bethge: Die indiſche Harfe. (Nachdichtungen). Berlin: Morawe und Scheffelt (1920).
16. Indiſche Märchenromane 1. Verdeutſcht v. Joh. Hertel. Leipzig: Haeſſel 1922.
17. Die Weisheit der Upaniſchaden. Ausw. überſ. v. Joh. Hertel. 2. Aufl. München: Beck 1922.
18. Die Lieder der Mönche und Nonnen Gotamo Buddhos. Überſ. v. R. E. Neumann. 2. Aufl. München: Piper 1923.
19. Paul Kornfeld: Sakuntala. Schauſpiel nach Kalidaſa. Berlin: Rowohlt 1925.
20. Mahatma Gandhis Leidenszeit. Überſ. v. Emil Roniger. Zürich, Leipzig: Rotapfel-Verlag 1925.
21. Indiſche Gedichte aus 4 Jahrtauſenden. In deutſch. Nachbildung v. Otto v. Glaſenapp. Berlin: Grote 1925.
22. H. Bethge: Die chineſiſche Flöte. (Nachdichtungen). 8. Aufl. Leipzig: Inſel 1917.
23. Reden und Gleichniſſe des Tſchuang-Tſe. Deutſche Auswahl v. Martin Buber. Leipzig: Inſel 1918.
24 Klabund: Das Blumenſchiff. Nachdichtungen chineſiſcher Lyrik. Berlin: Reiß 1921.
25. Chineſiſch-deutſche Jahres- und Tageszeiten. Lieder und Geſänge, verdeutſcht von Rich. Wilhelm. Jena: Diederichs 1922.
26. Dichtungen des Oſtens. Der chineſ. Novellenſammlung Djin-Gu Tji-Guán erſte Folge: Die gelben Orangen der Prinzeſſin Dſchau. Aus d. Chineſ. v. W. Strzoda. München: Hyperionverlag (1922).
27. H. Bethge: Pfirſiſchblüten aus China. (Nachdichtungen). Berlin: Rowohlt 1923.
28. Alb. Ehrenſtein: Pe-Lo-Thien. Berlin: Rowohlt 1923.
29. Altchineſiſche Liebeskomödien, übertr. v. H. Rudelsberger. Wien: Schroll (1923).
30. Dſchung-Kuei. Bezwinger der Teufel. (Altes chineſ. Volksbuch. Überſ. v. Cl. du Bois-Reymond). Mit Nachbild. chineſ. Zeichnungen. Potsdam: Kiepenheuer (1923).
31. Chineſ. Novellen. Übertr. v. H. Rudelsberger. Wien: Schroll (1924).
32. P'u Sung-Ling: Seltſame Geſchichten aus dem Liao Chai. (Frei übertr. v. E. Schmidt). Berlin: Häger 1924. (Ex oriente lux Abt. I, 1).
33. Lieder eines chineſ. Dichters und Trinkers. ‹Po Chü-i›. Übertr. v. L. Woitſch. Mit Illuſtr. v. R. Hadl. Leipzig: Aſia Major 1925.
34. Vinc. Hundhauſen: Chineſiſche Dichter in deutſcher Sprache. Mit zwei Bildern nach Orig. des Wang Ting-Dſche. Peking, Leipzig: Pekinger Verlag 1926.

35. Chines. Geister- und Liebesgeschichten. Übers. v. Martin Buber. Mit 16 Abb. nach chines. Holzschnitten. Frankfurt: Rütten u. Loening 1927.
36. Die Rache des jungen Meh oder das Wunder der zweiten Pflaumenblüte. Aus d. Chines. v. Fr. Kuhn. Leipzig: Insel 1927.
37. V. Hundhausen: Der Ölhändler und das Freudenmädchen. Eine chines. Gesch. in 5 Gesängen. 2. Aufl. Peking, Leipzig: Pekinger Verlag 1928.
38. Klabund: Der Kreidekreis. Spiel in 5 Akten nach d. Chinesischen. Wien: Phaidon-Verlag 1929.
39. Klabund: Dumpfe Trommel und berauschtes Gong. Nachdicht. chines. Kriegslyrik. Leipzig: Insel (Insel-Bücherei Nr. 183).
40. H. Bethge: Japanischer Frühling. (Nachdichtungen). 4. Aufl. Leipzig: Insel 1920.
41. Japanische Sprichwörter. Aus d. Japan. v. H. Sandaga. Leipzig: Xenienverlag o. J.
42. Malaiische Weisheit und Geschichte. Übertr. v. Hans Overbeck. Jena: Diederichs 1927 (Insulinde 1).

Die Nachahmung des orientalischen Buches, die fast in all diesen deutschen Erscheinungen mehr oder weniger ausgeprägt als Reiz in der Ausstattung zu beobachten ist, hängt natürlich stark von dem Ursprungsland der entsprechenden Literatur ab. Ein persisches, ein chinesisches Buch ist leichter mit der europäischen Buchform in Einklang zu bringen als ein indisches. Je schärfer die Abweichungen, umsomehr beschränkt sich die Nachahmung auf eine bloße Andeutung im künstlerischen Schmuck. Aber schon um die orientalische Buchform nachzuahmen finden sich reichlich Abweichungen vom europäischen Codex; vom europäischen Blockbuch wird deshalb im folgenden mehrfach die Rede sein müssen. Weniger Wert wird auf die Verwendung des originalen Materials gelegt. Das Druckpapier weicht selten von dem ab, welches auch für deutsche Literatur verwendet wird, nur bei zwei Werken (10 und 24) fand ich reisähnliches Papier, das vielleicht noch den Inflationsverhältnissen zuzuschreiben ist. In 34 sind wenigstens die Holzschnitte auf chinesisches Seidenpapier gedruckt. Finessen, wie Druck auf chinesische Seide, bleiben den schwer bibliophilen Ausgaben vorbehalten.

In Drucktype, Druckanordnung und was dazu gehört, sind die Nachahmungsmöglichkeiten sehr beschränkt. Auf die Wahl der Type ist viel Sorgfalt verwendet; moderne Antiquaschriften beherrschen das Feld uneingeschränkt. Weitaus die meisten der Werke sind in bestbekannten Offizinen gedruckt; man liest immer wieder die Namen Beck, Dietsch und Brückner, Haag-Drugulin, Haberlandt, Holten, Bibliogr. Institut, Staatl. Akademie Leipzig, Mänicke u. Jahn, Ohlenroth, Poeschel und Trepte, Spamer. Dem Drucker stellt die Form des Blockbuches eine besondere Aufgabe, die nicht nur in der ungewohnten Art besteht, wie die Form auszuschießen ist, sondern auch in der besonderen Sorgfalt die dem genauen Aufeinanderpassen der Schriftspiegel zu widmen ist; beide Aufgaben sind stets zufriedenstellend gelöst. Aber unter den vielen Blockbüchern in deutscher Sprache ist kaum eines (37), worin auch der Rand der einzelnen Blochbuchblätter überdruckt ist und so den Eindruck eines wirklichen chinesischen Blockbuches vermittelt; auch die Seitenzählung ist in diesem

Falle den Ornamenten des äußeren Seitenrandes eingefügt. Weiter kann die Druckanordnung sich nicht dem Original annähern. Lediglich an den mehr ornamentalen Schriftstellen, also auf Titel und Einband, kann die Phantasie des Buchkünstlers sich von der orientalischen Buchform inspirieren lassen. Man findet deshalb gelegentlich auf dem Einband eine Schrift, die, aus Keilen zusammengesetzt, dem Chinesischen ähnelt und Antiquabuchstaben darstellt (2). Von da ist nicht mehr weit dazu, diese Buchstaben in ostasiatischer Weise von oben nach unten lesen zu lassen (2, 38, 41), eine Schriftanordnung, die uns längst durch die Reklame vertraut ist und vor allem für die Beschriftung des Rückens als günstige Lösung empfunden wird.

Weitere Anklänge an das literarische Herkunftsland vermittelt die künstlerische Ausstattung. Oft genug werden Originalwerke aus der Kunst des Ursprungslandes reproduziert (25, 29, 31—35). Aber auch die Künstler, denen die gesamte Ausstattung oder der Bildschmuck übertragen ist, bemühen sich, mit den fremden Ausdrucksmitteln, welche der betreffenden Literatur konform sind, die gewollte Wirkung zu erzielen. Und es sind erste Namen auf dem Gebiet deutscher Buchkunst, welche in den Schlußschriften und auf den Titelblättern genannt werden oder auf manchem Einband sich schon von außen verraten: Behmer (13), Ehmcke (12, 42), Goldscheider (2), Hadl (33), Mathéy (28), Orth (5), Pinner (24), Schneidler (10), E. R. Weiß (8 und oft); andere werden noch als Einbandkünstler besonders zu erwähnen sein. Überflüssig, zu betonen, daß bei den Entwürfen solche Künstler die Nachahmung des fremden Stiles nie bis zur Aufgabe der künstlerischen Persönlichkeit führt; aber auch, daß diese Grenzsetzung in der Wirkung als zwiespaltig empfunden würde; handelt es sich doch um nichts anderes als um die Einfühlungspflicht des Buchillustrators, der Steiner-Prag bei der Illustration eines Romantikertextes ebenso nachkommt, wie Schultz-Wettel in der von Ludwig Fulda besorgten Ausgabe von Tausend und eine Nacht (3).

Der nachahmende Charakter der Buchausstattung, der gleichzeitig durch das exotische Äußere anlocken und die Haltung des Lesers durch den ersten Blick bestimmen will, kommt nirgends so stark zum Bewußtsein, wie im Einband. Unter den aufgezählten Werken ist kaum eines, das nicht in der Form oder im Schmuck des Einbandes an den orientalischen Inhalt erinnerte. Lediglich die zwei in die Liste aufgenommenen Bändchen der Insel-Bücherei verzichten aus begreiflichen Gründen ganz darauf, will man nicht das verwendete Überzugpapier, dessen für die ganze Sammlung einheitliche Haltung ja zum Glück nicht durch das Muster bestimmt wird, als Andeutung nehmen; und den Tagore-Band des Kurt Wolff-Verlages muß ich als ein Beispiel aus einer ganzen Reihe, deren Erscheinen aber weiter zurückliegt, als das der meisten erwähnten Werke, hier nennen; die beim Erscheinen überwiegende literarische Absicht erklärt genug; wer aber trotzdem nach Anklängen schnüffelt, kann seine Erwartungen auch in den grellen Farbflächen des Deckelbezuges erfüllt finden. Meist ist es die Gestaltung der Deckelflächen, welche den ersten Kontakt mit der orientalischen Literatur herstellen soll. Das gilt für den Umschlag der Broschüre ebenso wie für den fertigen Verlegereinband in jedem vorkommenden Material. Die in deutscher Sprache erschienene orientalische Literatur jener Jahre unter-

scheidet sich in der bevorzugten gebundenen Auslieferung kaum von der gleichzeitigen schöngeistigen Literatur überhaupt. Aber auch die wenigen Original-Broschuren obiger Liste machen die orientalisierende Mode mit. So zeigt Nr. 19 eine weiße Lotosblüte auf dem schwarzen goldbedruckten Umschlag; Nr. 21 eine indische Zeichnung; nur Nr. 17 hat einen ganz europäischen Umschlag.

Unter den Verlegerbänden ist eine Vorliebe für Leinen- oder Pappbände nicht festzustellen, soweit es sich um europäische Bindeweise handelt. Das zum Bezug verwendete Papier wird fast stets mit orientalisierenden Mustern bedruckt; Beispiele sind jedem Bücherleser aus den Reihen des Diederichsschen Verlages (Insulinde, Märchen der Weltliteratur, Religiöse Stimmen der Völker) genugsam bekannt (Vgl. 12, 42). Bei den Nachdichtungen orientalischer Lyrik sind solche Überzugpapiere anscheinend unentbehrlich, seien es ornamental wiederkehrende passende Muster (der türkische Säbelreiter bei 9, die vielen chinoisierenden Motive) oder einzelne zart schmückende (das Verlagssignet der Asia Major in 33) oder den ganzen Einband beherrschende Darstellungen (die Originallithographie von G. A. Mathéy bei 27, die chinesischen Blüten bei 35 und 36). Auch die Verwendung des seidig glänzenden Ballonleinens für Ganzbände kann zu den Mitteln gezählt werden, welche schon von außen die rechte Einstellung zum Buchinhalt bestimmen wollen. Es ist wahrscheinlich kein Zufall, daß gerade bei dieser Literaturgattung die Halbbände seltener sind, als Ganzbände, und daß der Ganzpappband, dessen künstlerische Wirkung vielfach unterschätzt wird und erst jetzt wieder mehr zu Geltung zu kommen scheint, hier ein größeres Wirkungsfeld hat, als sonstwo in der guten Literatur.

Die große Rolle des Einbandschmuckes macht es auch verständlich, daß das Aufgebot an Einbandkünstlern noch größer ist als das an Künstlern für den Buchschmuck. In den aufgezählten Werken werden folgende Namen genannt: Behmer (11), Mathéy (15, 27, 28), Preetorius (26), Scheurich (4), Walser (9), Weiß (7, 8, 22, 23, 35, 40). Das bedeutet, daß für jedes dritte dieser Werke, die keine bibliophile Auswahl darstellen, ein deutscher Einbandkünstler als verantwortlich genannt wird. Weitaus zurückhaltender sind die Angaben über die ausführenden Werkstätten; wenige Proben, wie Fikentscher (9), Fritzsche (15), Wübben u. Co. (3), genügen um festzustellen, daß die Herstellung der Einbände leistungsfähigen Häusern anvertraut ist.

Von dem orientalisierenden Schmuck des Buchäußeren gibt es also nur wenige Ausnahmen. Dagegen scheiden sich in der Bindeweise zwei große Gruppen: Die europäische und die ostasiatische. Über die europäische Art ist hier nicht mehr viel zu sagen. In der größeren Zahl aller Fälle wird von den europäischen Bindebräuchen nicht abgegangen. Beim Aufschlagen der Bände fällt höchstens auf, daß nicht stets weißes oder in sonst einer neutralen Farbe gehaltenes Vorsatz verwendet ist, sondern in Anlehnung an den Deckelüberzug gefärbte Papiere, unter denen sich Batikpapiere einer großen Beliebtheit erfreuten (1, 29, 32). Die Insel-Ausgabe der Tausend und ein Nächte hat zu ihrem von Marcus Behmer entworfenen grünen Ganzleinenband ein starkes rotes Vorsatz mit goldgedruckten arabischem Muster. Die Verwendung solch ornamentierter Vorsatzpapiere ist selbst bei den Blockbüchern nicht die Regel; ein chinesisches Muster findet man z. B. bei 38.



Am auffallendſten wird die Angleichung des Einbandes an den orientaliſchen dort, wo die europäiſche Buchform verlaſſen wird zugunſten der oſtaſiatiſchen, vor allem der chineſiſchen Einbandart. Ich bemerke im Vorbeigehen, daß keines der ins Deutſche überſetzten islamiſchen Literaturwerke der vorſtehenden Liſte einen Einband der dort heimiſchen Art, die doch ſicher nicht ſchwierig nachzuahmen wäre, trägt, daß vielmehr auch für dieſe Literaturen die dafür unpaſſende Form des Blockbuches gelegentlich angewendet wird. Bethges Nachdichtungen türkiſcher, arabiſcher, perſiſcher und indiſcher Lyrik ſind in der Ausſtattung ſeinen als Blockbuch gebundenen Nachdichtungen chineſiſcher und japaniſcher Lyrik angeglichen. Das Blockbuch in der Form des Schmetterlingsbuches (das heißt mit am Rücken verbundenen Doppelblättern im Gegenſatz zum Leporello-Buch) iſt wohl die bekannteſte und heute auch verbreitetſte Art des chineſiſchen Buches. Ob die Gründe, welche dort das einſeitige Bedrucken fordern, auch für das ins Deutſche eingeführte Blockbuch maßgebend ſind, iſt hier nicht zu erörtern, da nur die Ausdehnung der Nachahmung zu unterſuchen iſt.

Genau ein Drittel der unterſuchten Werke ſind als Blockbuch gebunden; auf die 22 oſtaſiatiſchen Werke entfallen davon 10 Blockbücher. Aber auch dieſe Blockbücher zeigen große Verſchiedenheiten in der techniſchen Ausführung. Weſentlich iſt ja außer der „Schmetterlingsform“ die Heftung mit Durchſtechen des Buchblocks. Die deutſchen Blockbücher ſind meiſt durch 3, gelegentlich durch 4 oder 5 Löcher geheftet. Statt Schnüren iſt manchmal (2, 38) Baſt verwendet. Die Schnüre ſind nicht immer um den Rücken geknüpft, ſelten in Verlängerung der Heftlinie um Ober- und Unterſchnitt. Das meiſt ziemlich ſtarke Papier läßt ein ſo feſtes Anziehen der Heftſchnüre wie beim chineſiſchen Buch nicht zu, der Buchblock würde deshalb zu loſe, wenn er nicht noch einen anderen Halt erhielte. Dieſer beſteht in einer Art von „Patentieren“, jener vereinfachten deutſchen Heftart, bei der die am Rücken glatt beſchnittenen Blätter aufgerauht, geleimt und überklebt werden. So ſorgfältig, wie es dieſe Heftart für einen ſoliden Einband erforderte, iſt bei keinem der vorliegenden Einbände gearbeitet. Meiſt iſt auf den glatt beſchnittenen Rücken Leim gegeben, darauf das Rückenleinen aufgeklebt. Manchmal ſind kleine Schnitte vorher eingeſägt, iſt der Rücken mit Papier überklebt und dann noch mit dem Rückenleinen, oder er iſt hohl behandelt. Auch hilft man ſich damit, das Vorſatz über den Rücken zu kleben (2). Für die Decke und das Vorſatz bringt dieſe Bindeart einige Änderungen mit ſich. Meiſt wird das deutſche Blockbuch als Ganzpappband hergeſtellt. Man zieht über einen leichten Karton das Überzugpapier und klebt um deſſen eingeſchlagene Ränder das Vorſatz, ſodaß ſowohl Überzug als auch Vorſatz loſe auf den Karton aufliegen. Dazu, auch das Vorſatz in Schmetterlingsform zu bringen, iſt erſt 1929 der Phaidon-Verlag gekommen (2). Sollen die Decken ſteifer ſein, ſo wird der Ganzleinenband bevorzugt; neben der Heftung muß dann ein Gelenk angebracht ſein. Eine Verbindung des Schmetterlingsbuches mit der europäiſchen Bindeweiſe bringt in glücklicher Weiſe der Inſel-Verlag mit ſeiner „Rache des jungen Meh“ (36): Als Blockbuch gedruckt, iſt der Band patentiert, ohne daß der Block zur Heftung durchſtochen iſt; der Rücken des Ganzleinenbandes iſt auf den geleimten Buchblock unmitelbar aufgeklebt. Man darf dieſen Band getroſt

als musterhaft für die Angleichung an den fremden Geschmack und die Einhaltung für die künstlerische Wirkung gebotener Grenzen bezeichnen. Der gerade Rücken, fest oder hohl, ist auch bei den nicht als Blockbuch gebundenen Werken sehr beliebt geworden (24, 26, 30, 33, 35). Die Blockbuchausstattung ist folgenden Nummern zuteil geworden: 2, 7, 8, 9, 15, 22, 25, 27, 28, 36, 37, 38, 40, 41. Diese ansehnliche Zahl macht es freilich noch nicht überflüssig, daß ein Hinweis beigedruckt wird, daß die Blätter nicht aufgeschnitten werden dürfen; auch in Bibliotheken ist dagegen schon gesündigt worden.

Noch weitergehende Nachahmungen findet man in Luxusausgaben; so sind 500 Exemplare von Nummer 25 auf Daunen-Papier gedruckt und in chinesisches Papier gebunden, 100 Exemplare von Nummer 28 sind auf China-Papier gedruckt und in chinesische Rohseide gebunden; auch von Nummer 34 ist eine Luxusausgabe in alte chinesische Seide gebunden. Auf etwas ganz Naheliegendes sind aber nur ganz wenige Verleger gekommen, nämlich dem Einzelheft des Schmetterlingsbuches den originalen festen Umschlag zu geben; statt dessen geben die Verlage mit buntem Papier bezogene Kasseten. Über die Hauptarten des chinesischen Einbandes hat vor kurzem J. Schubert im dritten Jahrgang von „Buch und Schrift" so ausführlich geschrieben, daß ich deren Kenntnis voraussetzen darf. Der eigentliche Schutz des Schmetterlingsbuches ist der stoffüberzogene Karton mit Elfenbeinschließen. Ich habe ihn unter den 42 aufgezählten Werken nur für die 2 Hefte von Nummer 37 gefunden. Als reinen Pappumschlag mit den Elfenbeinschließen hat die Bertoldsche Druckerei schon für ihren 2. Druck diesen Einband geliefert:

Herm. Hülle, Über den alten chinesischen Typendruck und seine Entwicklung. Berlin 1923.

Man braucht nicht bis in die Spezialbibliotheken zu gehen, um orientalische Literatur in orientalisierendem Gewand zu finden; auch der Bahnhofsbuchhandel führt solche Werke. Als blockgeheftete Broschüre mit chinesischer Darstellung auf dem Umschlag kann man da kaufen:

Djin Ping Meh. Übers. v. Otto Kibat. Gotha: Engelhard-Reyher-Verlag 1928.

So wird das Buch eine weitere Verbreitung finden, als die Übertragungen aus dem Japanischen, die seinerzeit vor dem Jahr 1900 K. Florenz in Nachahmungen besonderer Art auf den Markt geworfen hat. Seine „Dichtergrüße aus dem Osten", „Japanische Dramen", „Japanische Dichtungen" und „Japanische Märchen", in Leipzig bei Amelang und Tokyo bei Hasegawa erschienen, waren auf ein starkfaseriges, weiches, krêpeartiges Papier als Blockbuch gedruckt, ohne Umschlag, nur am Rücken überklebt; der Text stand auf verschiedenfarbig grundiertem Papier, von japanischen Künstlern illustriert. Man braucht kaum mehr zu sagen, um verständlich zu machen, daß es nicht schade wäre, wenn nach dieser Erwähnung die genannten Werke der Vergessenheit anheimfallen.

Die Nachahmung orientalischen Buchwesens hat dem deutschen Buchgewerbe manch neue wertvolle Anregung gebracht. Vielleicht sind es die Blockbücher, die der Methode des Patentierens wieder Eingang verschafft haben; der schon erwähnte Band des Insel-Verlags ist von ausgezeichneter



Haltbarkeit. Ich erwähne in diesem Zusammenhang auch eine buchbinderische Leistung aus China, die ebenfalls die Universitätsbibliothek Leipzig aufbewahrt: eine chinesische Handschrift von solchem Gewicht, daß keine der üblichen Bindearten auf die Dauer Halt gewähren könnte; vorbildlich in der Wahl des jeweils entsprechenden Materials ist dieser Band mit Bronzeschienen und durch den Block gestoßenen Stiften geheftet. — Aber neben diesen Hinweisen darf ein anderer hier nicht vergessen werden: Daß die europäische Bindeweise immer stärkeren Einfluß auf die orientalsche Buchherstellung zu nehmen beginnt. Ist doch nicht nur das europäisch geheftete Buch in China schon sehr verbreitet, sondern man findet dort auch schon den Übergang zur wagrechten Zeile. Man darf all diese Erscheinungen als Zeichen einer fortschreitenden internationalen Verständigung auf dem Gebiet des Buchwesens betrachten und niemand wird anstehen, sie freudig zu begrüßen.

Etwas über die Versuche zur Vereinfachung der chinesischen Schrift.

Von Johannes Schubert.

Die, wie das Chinesische auch schriftlich gebrauchten und mit ihm zum selben, dem sogenannten indo-chinesischen Sprachstamm gehörenden Idiome, also das Tibetische, Leptschaische, Barmanische, Siamesische usw., deren Charakteristika man gewöhnlich durch die Worte isolierend, monosyllabisch und singend [bei einigen dieser Sprachen nicht zutreffend] auszudrücken pflegt, besitzen Nationalschriften, welche allgemein zu den Buchstabenschriften zu zählen sind. Von diesen ist außer der tibetischen Schrift, die der Forschung noch so mancherlei Rätsel aufgibt, besonders die siamesische interessant, weil man mit ihr auch klar und eindeutig die Töne der betr. Silben (Wörter) auszudrücken in der Lage ist und überhaupt dem ganzen Schriftbilde des Wortes sofort seine Aussprache ablesen kann. Ferner bereiten diese Sprachen auch hinsichtlich einer Umschrift in lateinische Buchstaben (Romanisation) keine Schwierigkeiten, wenn auch — leider — nicht gerade nur immer eine einheitliche Transkription für jede dieser Sprachen festgesetzt ist.

Ganz anders steht es mit dem Chinesischen, das bekanntlich eine sogenannte Wortschrift (Begriffsschrift) besitzt. Eine solche Schrift ist selbstverständlich viel schwieriger und mühsamer als eine Silben- oder Buchstabenschrift zu erlernen und kann schon deshalb nie Allgemeingut des Volkes sondern nur mehr der Gebildeten werden, wie das auch in China der Fall ist. Es bleibt dabei aber doch zu beachten, daß trotz der Schwierigkeiten, die diese Wortschrift selbst dem einheimischen Schüler entgegenstellt, auch die so fortschrittlich gesinnten Japaner, die Koreaner und Annamiten die chinesische Schrift heute noch ausnahmslos in ihrer Literatursprache anwenden.

Über die chinesische Wortschrift selbst kann und soll hier nur einiges angedeutet werden, was zum Verständnis des Folgenden unbedingt nötig ist. Genaueres findet sich in jeder chinesischen Grammatik [z. B. der von Georg von der Gabelentz, Leipzig: Weigel 1881] oder auch schon in Hans Jensen's „Geschichte der Schrift", Hannover: Lafaire 1925 und dergleichen Werken. — In der chinesischen Schrift als Wortschrift hat jedes (einsilbige Stammwort sein besonderes Zeichen mit evl. Varianten. Das, was die Sprache durch Töne wiedergibt, ist in der Schrift durch verschiedene Zeichen ausgedrückt d. h. Wörter von gleichem Laut und Ton, aber verschiedener Bedeutung werden in der Schrift unterschieden. Die Schriftzeichen, die natürlich im Laufe der Geschichte verschiedene Formen durchgemacht haben [s. die aus Gabelentz: Anfangsgründe der chinesischen Grammatik, Leipzig: Weigel 1883 entnommene Tafel [Abb. 1] und eine kurze, klare Beschreibung bei Hauer: Das Tsᶜien-tzĕ-wên, S. 2—4 in „Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen" 1925, 1. Abtlg.], zerfallen ihrer Bildung nach in 6 Klassen [z. B. urspr. Bildzeichen (1), Symbole (2), symbolische Zusammensetzungen (3) usw.]. Im Laufe der Zeit haben sich dadurch insgesamt über 40000 verschiedene Zeichen ergeben, von denen aber etwa $^2/_3$ veraltet sind. [Das berühmte Originalwörterbuch des Kaisers

Abb. 1: Verschiedene Formen der chinesischen Normalschrift (s. S. 93).

VI.	V.	IV.	III.	I.
自	自	自	自	自
天	天	天	天	天
子	子	子	子	子
以	以	以	以	以
至	至	至	至	至
於	於	於	於	於
庶	庶	庶	庶	庶
人	人	人	人	人
一	一	一	一	一
是	是	是	是	是
皆	皆	皆	皆	皆
以	以	以	以	以
修	修	修	修	修
身	身	身	身	身
為	為	為	為	為
本	本	本	本	本

Kang^{1}-hsi^{1} (4), das sogen. Kang^{1}-hsi^{1}-dsï^{4}-diăn^{3} (5) in 30 bis 40 Bänden enthält diese Zeichen]. Den Schlüssel zu diesen (nicht-alphabetischen) Zeichen bilden die 214 Klassenzeichen oder Radikale, hervorragende, meist sinn-angebende Zeichen, nach denen auch gewöhnlich die Wörterbücher an-geordnet sind. Jedes chinesische Zeichen ist entweder eins von diesen Klassenzeichen selbst oder mit einem solchen zusammengesetzt (6).

Schon bei dieser ganz kurzen Charakterisierung wird mancher wohl nicht umhin können, die Frage nach einer einfacheren Silben- oder gar Buchstabenschrift aufzuwerfen oder den Wunsch der Existenz einer solchen zu hegen. Bevor wir an diese Frage herantreten, sei noch erwähnt, daß bei den meisten Sprachen dieses Stammes zunächst immer scharf zwischen Schrift- und Umgangssprache zu unterscheiden ist, da beide gewöhnlich von einander so stark abweichen, wie etwa das Italienische vom Latei-nischen und jede von beiden eines besonderen Studiums bedarf. Deshalb möchte ich hier vorwegnehmen — und das ist für die Stellung des ganzen Problems für China: Nationalschrift? Vereinfachte Schrift? Lateinschrift? von größter Wichtigkeit — daß für die in Wortschrift wiedergegebene Schriftsprache eine vereinfachte Silben- oder Buchstabenschrift überhaupt nicht in Frage kommen kann. Ein derartiger Text wäre in romanisierter Form absolut nicht zu verstehen, da die Schriftsprache einen größeren Wortreichtum als die Umgangssprache aufzuweisen hat, deshalb auch gleich-klingende Silben in erhöhtem Maße auftreten und andererseits Partikeln, die das Verständnis der Texte sehr erleichtern, weniger gebraucht werden. Alle diese Fragen hat der Hamburger Sinologe A. Forke in der Ein-leitung zu seinem Artikel „Neuere Versuche mit chinesischer Buchstaben-schrift" [in den „Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen", Abtlg. Ostasiat. Studien, Jahrg. 9 (1906), S. 401—408] sehr klar und ein-gehend behandelt.

Daß die Schwierigkeiten, die der Umschrift chinesischer Zeichen in latei-nische Buchstaben entgegenstehen ungeheuer groß sind, geht schon aus der großen Anzahl von Umschriften hervor, die dafür aufgestellt worden sind. Fast jede Missionsgesellschaft — die Missionare waren ja die Ersten, die sich einer solchen schwierigen Aufgabe gegenübergestellt sahen —, fast jeder Verfasser einer chinesischen Grammatik usw. haben ihre eigene Umschrift. Zur Umschriftfrage ist zu vergleichen der Abschnitt „Sinologie" in der kürzlich erschienenen Festschrift für den Präsidenten der Not-gemeinschaft und Staatsminister Schmidt-Ott „Aus 50 Jahren deutscher Wissenschaft", S. 269, von E. Haenisch, Prof. für Sinologie in Leipzig und ferner H. Hülle: Die Erschließung der chinesischen Bücherschätze der deut-schen Bibliotheken, S. 212—214 [in „Ostasiatische Zeitschrift" VIII, 1919/20].

Außer der verschiedenen Auffassung der gleichen Laute und den ver-schiedenen nationalen Eigenarten spielt die große Menge der chinesischen Dialekte dabei eine nicht geringe Rolle. Um ein sehr anschauliches Beispiel zu bekommen, vergleiche man nur einmal die Proben der Bibelübersetzungen, in denen die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft die Heilige Schrift in chinesischer Sprache druckt [„Gottes Wort in vielen Sprachen", London: Brit. und Ausl. Bibelgesellschaft 1921, Nr. 77—94!]. Mit dem durch die Mission zuerst im Süden von China gebrauchten „Standard Alphabet"

von Lepsius war zwar hinsichtlich der Umschrift eine gewisse Vereinfachung erreicht, nur muß es jedem einzelnen Ortsdialekt angepaßt werden [C. R. Lepsius: Standard Alphabet for reducing unwritten languages and foreign graphic systems to a uniform orthography in european letters. London, Berlin: 1863^2, p. 232—236].

Eines eigenartigen, aber doch ganz gut bewährten Systemes zur vereinfachten Wiedergabe chinesischer Laute ist noch zu gedenken: Der sogenannten Numeralschrift („Numeral Type") des schottischen Missionars W. H. Murray in Peking. Das System basiert auf der von dem Franzosen Braille erfundenen Blindenschrift, indem 408 Laute des Pekingdialektes durch Braille'sche Punkte dargestellt sind, die als Zahlen gelesen werden müssen und damit die mit Nummern bezeichneten Laute [„Numeral Type"!] erkennen lassen. Die Numeral Type für Blinde, für die Braille's System mit erhabenen Punkten gebraucht wird, besteht seit 1879, die für Sehende — wiedergegeben durch Linien, die die Verbindung der Braille'schen Punkte darstellen — seit 1890. Die Numeralschrift soll sich ebenso schnell wie das Standard Alphabet von Lepsius erlernen lassen, ist leicht zu schreiben und kann auch mit der Schreibmaschine getippt werden. Als Beispiel greife ich heraus: Der Laut Nr. 1 = „a" wird dargestellt durch einen Punkt in der Blinden-Numeralschrift •, durch ◡ in der Numeralschrift für Sehende. „Ang" = Laut Nr. 4 wird dargestellt durch drei Punkte in der Blinden-Numeralschrift •:, durch ⏋ in der Numeralschrift für Sehende. Die Verbindung von Laut Nr. 1 und 4 in der folgenden Weise: • •: (oder entsprechend ◡ ⏋) ergibt als Zahl gelesen 14 und diese Nummer hat der Laut „chao". Zur genauen Bestimmung treten dann noch gewisse Zeichen für die Töne hinzu. Das ganze System ist erklärt bei Kastler: Die neuesten Versuche zur Vereinfachung der chinesischen Schriftzeichen [in den „Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen", Jahrg. 12 (1909), Ostasiat. Abtlg., S. 199—209].

Die bisher angedeuteten Vereinfachungsversuche gingen alle von Nichteinheimischen aus, so daß es an der Zeit ist, die Versuche zu überblicken, die von Chinesen selbst in dieser Hinsicht unternommen worden sind.

Wie die Fremden in China sich gezwungen sahen, das Chinesische mit den ihnen bekannten Charakteren zu umschreiben, so sahen sich andererseits auch die Chinesen veranlaßt, Laute bezw. Ausdrücke fremder Idiome mit ihrer Wortschrift wiederzugeben. Schon sehr frühe, unter der Dynastie We^4 (220—264) (7) hat der Gelehrte Sun^1-Yän^2 (8), Verfasser eines [phonetischen?] Kommentars zu dem alten Wörterbuche Örl^3-ya^3 (9), der den Titel Örl^3-ya^3-yin^1-i^4 (10) trägt, eine auf schon vorhandene vereinzelte Versuche zurückgehende Methode zur Darstellung der Aussprache gebraucht, die mit der Formel „A wird ausgesprochen wie B + C" wiederzugeben ist, d. h. es wird ein chinesisches Zeichen durch zwei andere — die aber nur phonetischen Wert haben [die Bedeutung des Zeichens kommt dabei gar nicht in Betracht] — wiedergegeben, von denen das erste den Anlaut, das andere den Auslaut bezeichnet. Als Beispiel diene ein chinesisches Zeichen (11), dem zwei Aussprachen zukommen 1. du^4 = Maß, Regel, hinübergehen 2. do^4 = messen, schätzen, planen. Um nun anzudeuten, daß an einer bestimmten Stelle do^4 und nicht du^4 gelesen werden soll,

schreibt der betr. Kommentator [in unserem Falle Dschu^{1}-Hsi^{1} (12) (1130 bis 1200) zu Mĕng^{4}-dsï^{3} (13) 1, 7:8] „ausgesprochen **d**[ai^{4}] + [l]**o**^{4} (14)". Das System, den europäischen Sinologen unter dem Namen „fan^{3}-tjiä^{1} (15)" bekannt, ist dargestellt in Fu Liu (16): Les mouvements de la langue nationale en Chine. Paris, Pékin 1925, S. 19—21 und 30—53. In Erweiterung dieser Methode stellte mit der vollen Ausbreitung des Buddhismus in China, zur Zeit als die Indienfahrten ihre Höhe erreichten d. h. unter der Tang^{2}(17)-Dynastie (618—907), ein chinesischer, buddhistischer Mönch mit Namen Schou^{3}-Wĕn^{1} (18) zur Bestimmung der Aussprache in Anlehnung an die Lautfolge im Sanskritalphabet, 36 Lautzeichen [das San^{1}-schi^{2}-liu^{4}-dsï^{3}-mu^{3} (19) = Alphabet in 36 Zeichen] auf, die in neun große Lautklassen [6 Klassen zu je 4 Zeichen; 2 Klassen zu je 5 Zeichen; 1 Klasse mit 2 Zeichen] geteilt werden. Dieses Alphabet ist ein Verzeichnis der Anlaute, welche die chinesische Sprache im 6.—8. Jahrhundert besessen hat. Vgl. hierzu die Übersichtstabelle in Georg von der Gabelentz: Chinesische Grammatik mit Ausschluß des niederen Stiles und der heutigen Umgangssprache. Leipzig: Weigel 1881, S. 27 und Fu Liu: A Study of the arrangement of the 36 letters in Shou-Wen's System of Ponetic Notation [chinesisch! (20)] in „Journal of Sinological Studies [The Kuo-hsio Chi-k'an (21)]", Peking: 1923, Vol. 1, Nr. 3, S. 451—464.

Auf dem so im Laufe der Zeit gewonnenen Standpunkt bleibt die Entwicklung des Problems nun lange Jahre stehen. Erst später tauchen wieder Namen von Leuten auf, die sich um die Förderung desselben durch Schaffung eines vereinfachten Lautschriftsystemes irgendwie verdient gemacht haben, so Wang^{2}-Dschau^{4} (22) und Lau^{2} Nai^{3}-hsüan^{1} (21), außer vielen anderen, von denen jedoch kaum viel mehr als der Name bekannt ist. Wenden wir uns zunächst dem zeitlich früheren dieser von ihnen geschaffenen Alphabete, dem des Philologen Wang^{2}-Dschau^{4}, eines Mandschu, Mitgliedes der Han-lin-Akademie, zu. Im Grunde zurückgehend auf das alte, oben erklärte fan^{3}-tjiä -Verfahren und hinsichtlich der 12 Vokalarten (Auslaute) auf die 12 Kardinalwurzeln seiner Muttersprache, des Mandschu [vgl. den Artikel von Kastler a. a. O.], besteht das Alphabet, das den Namen Guan^{1}-hua^{4}-dsï^{4}-mu^{3} (25) („l'alphabet de la langue officielle") trägt, aus 50 Anlauten und 12 Auslauten. Man gibt dabei eine chinesische Silbe durch Verbindung eines Anlautes mit einem Auslaut wieder, wenn auch einige Zeichen als selbständige Silben mit auftreten können. Während nun beim fan^{3}-tjiä^{1}-Verfahren oder dem Alphabet des Schou^{3}-Wĕn^{1} die Anlaute und Auslaute durch volle chinesische Zeichen, die in solchem Falle nur Lautwert haben, dargestellt werden, sind diese neuen Zeichen Vereinfachungen aus bestimmten Normalschriftzeichen nach dem Vorbilde der beiden japanischen Kana(26)-Alphabete. Die Töne werden durch hinzugefügte Punkte bezeichnet. Das System, welches in zu diesem Zwecke entstandenen Schulen in Peking und Umgebung gelehrt wurde, ist nur für den Peking-Dialekt zugeschnitten. Mit Versuchen 1901 einsetzend, ist es wohl 1904 schon an die Öffentlichkeit gelangt. Neben dem von Wang^{2}-Dschau^{4} selbst herausgegebenen Dui^{4}-bing^{1}-schuo^{1}-hua^{4} (27) („Lectures pous les soldats"), Tientsin 1904 soll eine ganze Literatur in dieser Schrift existieren. Man findet das System genau abgebildet bei

A. Forke: Neuere Versuche mit chinesischer Buchstabenschrift in den Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen, Jahrg. 9 (1906), Ostasiat. Abtlg. S. 401—7. Weitere Beschreibungen stehen bei Kastler a. a. O., S. 206—209 sowie bei Fu Liu a. a. O., § 24. 27 [hier eine Probe aus dem genannten Dui^{4}-bing^{1}-schuo^{1}-hua^{4}] und bei Walter Simon: Die nationalsprachliche Bewegung in China = Deutsche Literaturzeitung, Jahrgang 47 (1926), Heft 39, Spalte 1967/68. Eine Bibelteilprobe (aus Lukas) in dieser Schrift in „Gottes Wort in vielen Sprachen", S. 22.

Außer dem Alphabet des Wang^{2}-Dschau^{4}, das, wie gesagt, für den Pekingdialekt bestimmt ist, gibt es noch zwei Alphabete für Küstendialekte der Provinz Kuangtung, nämlich eins für Swatow, von einem Swatow-Chinesen erfunden und eins von einem Chinesen aus Hongkong [s. Forke a. a. O., S. 403]. Letzteres soll nicht gebraucht worden sein. Ersteres ist genauer bei Forke a. a. O. S. 407–408 beschrieben. Es ist eine Buchstabenschrift [nach europäischer Art] von 7 Vokalen, 3 Nasalen und 15 Konsonanten sowie 7 Zeichen für die 8 Töne des Swatow-Dialektes (der 1. Ton bleibt unbezeichnet).

Im Anschluß an Wang^{2}-Dschau^{4} und sein Alphabet bildete der Philologe und spätere Kultusminister Lau^{2} Nai^{8}-hsüan^{1} sein System aus, indem er 116 Anlaute und 20 Auslaute sowie einige Zeichen für die 8 Töne festsetzte, mit denen er die Dialekte von Peking (50 Zeichen für Anlaute, 12 Zeichen für Auslaute, 4 Zeichen für 4 Töne), Nanking (56 Zeichen für Anlaute, 15 Zeichen für Auslaute, 5 Zeichen für 5 Töne), Kiangsu und Tschekiang (das alte Wu^{8} (28)) (63 Zeichen für Anlaute [in sich wieder in 2 Gruppen getrennt], 18 Zeichen für Auslaute, 8 Töne) sowie von Fukien und Kuangtung (83 Zeichen für Anlaute [in sich wieder in 2 Gruppen getrennt], 8 Töne) darstellen konnte. Die Zeichen sind graphisch fast diegleichen wie die des Wang^{2}-Dschau^{4}, nur die Anordnung ist geändert. Das Alphabet des Lau^{2} Nai^{8}-hsüan^{1} heißt Djiän^{8}-dsï^{4} (29) („les caractères simplifiés") und ist in seinen Werken Dëng^{8}-yün^{4}-i^{1}-dö^{2} (30) („Étude sur la classification des rimes") und Djiän^{8}-dsï^{4}-tjüan^{2}-pu^{8} (31) („Méthode complète de mots simplifiés"), Nanking 1907 behandelt. Eine Probe aus letzterem zeigt die verkleinerte Abbildung bei Fu Liu a. a. O., p. 10 (B). Die Beschreibung des Alphabetes ebenda, p. 9, § 25—26.

Die weitere Entwicklung des Lautalphabetes geht nunmehr Hand in Hand mit der um diese Zeit schon bestehenden Sprachreformbewegung (Bai^{2}-hua^{4}(32)=Umgangssprache). Darüber s. außer bei Fu Liu a. a. O. auch Walter Simon a. a. O. Nach Ersetzung des ehemaligen Ausdruckes „Guan^{1}-hua^{4}" (33) (Beamtensprache) durch „Guo^{2}-yü^{8}" (34) (Nationalsprache) auf Grund einer Eingabe an den Unterrichtsminister, trat in Verfolg der ganzen Angelegenheit am 15. Februar 1913 ein Kongreß aus 79 Mitgliedern zusammen, der als Ergebnis seiner mancherlei Sitzungen das sogenannte Nationalalphabet Dschu^{4}-yin^{1}-dsï^{4}-mu^{3} (35) („Alphabet pour transcrire les sons") aufstellte. Zur Erlernung wurden i. J. 1915 Klassen eingerichtet; am 25. November 1918 kam die Bestätigung durch Ministerialerlaß und 1920 fügte man einen weiteren Vokal hinzu. Das ganze Alphabet besteht aus nur 39 Zeichen [24 Anlaute, 3 Inlaute und 12 Auslaute]. Der neue hinzugekommene Auslaut (ě = œ in franz. sœur) erhöht die Zahl

der Zeichen auf 40. Von den Auslauten können durch Zusammensetzung weitere 22 gebildet werden. Die Schreibart dieser neuen, alphabetischen Zeichen ist die gleiche, wie die der alten chinesischen Schrift in senkrechten Reihen von rechts nach links. Hier gibt es ebenfalls eine ganze Literatur und die Brit. u. Ausl. Bibelgesellschaft hat das Neue Testament auch in dieser Art Schrift drucken lassen (Probe s. „Gottes Wort in vielen Sprachen", S. 21). Wichtig ist die Aussage Fu Liu's a. a. O., p. 23, daß auch dieses Alphabet die normalen Schriftcharaktere nicht ersetzen kann? Sehr gut wiedergegeben sind die einzelnen Zeichen bei Fu Liu a. a. O., p. 24, § 71 und 90. Die hier abgebildeten Zeichen sind dem „China Year Book 1921—22", p. 549/50 entnommen und sind in einer anderen Anordnung als bei Fu Liu gegeben. Die danebenstehenden, lateinischen Äquivalente stammen von Hsüan^2·Tung^2 Tjiăn^2 (36), Prof. der chinesischen Orthographie und Etymologie an der Nationaluniversität Peking (heute Peping). Über das Alphabet, seine Verbreitung, Vorteile usw. unterrichten außer den bereits

Abb. 2: Das Nationalalphabet (s. S. 99).

24 CONSONANTS (聲母)

	Corresponding sound in Roman Letters		Corresponding sound in Roman Letters
ㄅ	b	ㄬ	gn (in French)
ㄆ	p	ㄒ	ch (as in German ich)
ㄇ	m		
ㄈ	f	ㄓ	dj (in English)
ㄪ	v	ㄔ	ch (in English), tch (in French) or tsch (in German)
ㄉ	d		
ㄊ	t		
ㄋ	n	ㄕ	sh (in English, ch (in French) or sch (in German)
ㄌ	l		
ㄍ	g		
ㄎ	k	ㄖ	j (in French) ĵ (in Esperanto)
ㄫ	ng		
ㄏ	x (in Russian), ch (in German) or ĥ (in Esperanto)	ㄗ	dz (in English)
		ㄘ	ts (in English)
		ㄙ	s
ㄐ	dji		Not exactly as designated, for in English these two Sounds are pronounced with the blade of the tongue, whereas in Chinese they are pronounced which the front of the tongue.
ㄑ	chi		

(Fortsetzung auf folgender Seite.)

(Fortsetzung von vorhergehender Seite.)

15 FINALS (韵母) OF WHICH THE FIRST THREE ARE CONSIDERED AS MEDIALS (ACTUALLY 16)

	Corresponding sound in Roman Letters		Corresponding sound in Roman Letters
ㄧ	i	ㄟ	a (English long a)
ㄨ	u	ㄠ	a+u
ㄩ	ü (German umlaut)	ㄡ	o (English long o)
ㄚ	a	ㄢ	ăn
ㄛ	o	ㄣ	ĕn
ㄜ	ẽ (er in English)	ㄤ	ang
ㄝ	ê ‹pronounced as the first vowel e in "there" in English›	ㄥ	ĕng
ㄞ	ă+i ‹English short a›	ㄦ	er ‹as is pronounced by the Americans in Mid-west›

22 DERIVED FINALS (結合韵母)

	Corresponding sound in Roman Letters		Corresponding sound in Roman Letters
ㄧㄚ	ia	ㄨㄛ	uo
ㄧㄛ	io	ㄨㄞ	uăi
ㄧㄝ	i+e	ㄨㄟ	ui
ㄧㄞ	i+ă+i	ㄨㄢ	uăn
ㄧㄠ	i+a+u	ㄨㄣ	un
ㄧㄡ	i+u	ㄨㄤ	uang
ㄧㄢ	i+ên	ㄨㄥ	ung
ㄧㄣ	in	ㄩㄝ	ü+ê
ㄧㄤ	iang	ㄩㄢ	ü+ên
ㄧㄥ	ing	ㄩㄣ	ün
ㄨㄚ	ua	ㄩㄥ	iung

zitierten Schriften folgende Werke und Aufsätze: Educational Directory and Year Book of China 1920, pp. 110—117 (Artikel von Yih Zan Tseu); Chinese Recorder 1916 (Mai) (Peil: Scriptures in Phonetics in China), 1921 (S. 362), 1923 (S. 595), 1924 (Abb. S. 133, 616 u. S. 270 ff., 487); Revue indo-chinoise 1919 (Nov./Dez.) p. 435 436 (La réforme de l'écriture en Chine); Ostasiatische Rundschau 1921 (S. 306: Vereinfachte chinesische Schrift), 1922 (S. 3—4: Die neue chinesische Reichsschrift). Über die Schriftreform hat außerdem ein ehemals in Leipzig wohnender Chinese Shou-Lin Cheng in einer Leipziger Zeitung (in den Jahren 1924—26; mit Abbildungen) berichtet. Desgleichen finden sich Notizen in der Rhein-Mainischen Volkszeitung 1930 (vor April), und in den „Typographischen Mitteilungen" 27. Jahrg. Heft 4 (April 1930: Chinas neue Schrift). Zwei weitere Schriften, T. F. Lam: The new Chinese writing, London (XIX, 35 S.) [darüber soll eine Notiz im London & China Expreß vom 12. September 1913 stehen] und ein englisch abgefaßtes Werk [wohl „System of Chinese Lexicography", Shanghai: Commercial Press 1926, (?)] eines Chinesen namens Wong, des Redakteurs der Commercial Press in Shanghai, konnte ich nicht einsehen.

Ein gutes Quellenwerk zur ganzen Frage der Schriftreform, das aber — weil es in chinesischer Sprache abgefaßt ist — den für Schriftwesen interessierten Kreisen erst entsprechend durch Übersetzung zugänglich gemacht werden muß, ist die „Special Number: Reforming of the Chinese characters" des „Chinese National Language Magazine (37)" zusammengestellt und herausgegeben von der Guo^{2}-yü^{3}-yän^{2}-djin^{4}-hui^{4} (38) („National Language Promotion Association") Shanghai: Dschung^{1}-hua^{2}-schu^{1}-djü^{2} (1923) (V, 199 S.). Die oben S. 98 genannten Proben aus den Werken Wang^{2}-Dschau^{4}'s und Lau^{2} Nai^{3}-Hsüan^{1}'s finden sich auch hier (S. 30/31). Desgleichen eine Übersicht des Dschu^{4}-yin^{1}-dsï^{4}-mu^{3} (S. 119/120) wo allerdings bei Darstellung der abgeleiteten 22 Auslaute die Schriftfolge von links nach rechts gebraucht ist, entgegen der Abb. auf Seite 100. Aus diesem Hefte ist ferner noch zu ersehen, daß für das Nationalalphabet neben der Handschrift eine Druckschrift in vier verschiedenen Formen existiert. Ein Teil des Textes in diesen Schriftarten ist hier abgedruckt. Die Schrift läuft dabei im Gegensatz zu dem S. 99 Gesagten von links nach rechts, weil das ganze Heft nach europäischer Art hergestellt ist, sodaß auch die chinesischen Zeichen dieser Richtung angepaßt sind. Die Druckschrift des Nationalalphabetes erscheint in der sogenannten fang^{1}-ti^{3} (41) (eckigen)-Form, die von Djin^{3}-Hsi^{1} Li^{2} (40) vorgeschlagen worden ist, S. 102 Abb. 3 [aus S. 52 des Heftes entnommen]; in der von Jĕn^{2}-Lu^{4} Wang^{2} (42) entworfenen hua^{1}-ti^{3} (43) (Zierform), S. 102 Abb. 4 [aus S. 54 des Heftes entnommen], dsu^{3}-hsi^{4}-ti^{3} (45) (seiden-dünne Form) und yüan^{2}-ti^{3} (44) (gerundete Form). Eine Probe der handschriftlichen Form des Djin^{3}-Hsi^{1} Li^{2} zeigt die Abb. 5 [aus S. 60 des Heftes entnommen].

Von diesem letzten Alphabet, das zur Wiedergabe einer einheitlichen, amtlich festgelegten, nationalen Umgangssprache dienen soll, ausgehend, konnte man auch dem Gedanken näher treten, dieses Alphabet einfach durch entsprechende Lateinbuchstaben zu ersetzen, d. h. das Guo-^{2}yü^{3}, die Nationalsprache romanisiert zu schreiben. Vertreter dieser Methode

Abb. 3: „Eckige Form" der Nationalschrift (s. S. 101).

Abb. 4: „Zierform" der Nationalschrift (s. S. 101).

Abb. 5: Kursive Form der Nationalschrift (s. S. 101).

sind Sï[1]-Niän[2] Fu[4] (46), Yüan[2]-Jën[4] Dschau[4] (47), Djin[3]-Hsi[1] Li[2], Hsüan[2]-Tung[2] Tjiän[2] u. a. In der „Special Number" des Chinese National Language Magazine sind 2 Proben des oben im Nationalalphabet wiedergegebenen Guo[2]-yü[3]-Textes in Lateinbuchstaben nach Hsüan[2]-Tung[2] Tjiän[2] [S. 62/63] und 1 Probe nach Yüan[2]-Jën[4] Dschau[4] [S. 64/65] zu finden.

Über den eigentlichen Gebrauch des Nationalalphabetes sagt Fu Liu a. a. O., S. 54, § 188: „Puisque l'Alphabet National n'est qu'un moyen qui sert à représenter les sons, ce sont les caracteres ordinaires qui servent pour l'écriture normale. Dans les lectures pour enfants, tous les mots nouveaux sont accompagnés de leurs Prononciations Nationales correspondants; les textes sont en caractères ordinaire". (!!)

Der Versuch, auch diese chinesische Normalschrift, die Wortzeichen, zu vereinfachen, ist ebenfalls gemacht worden, indem man dabei einmal auf die verschiedenen Formen, die die Schrift im Laufe der Zeit angenommen hatte, zurückging und, sobald das alte Zeichen einfacher in der Darstellung war, als das jetzt gebräuchliche dieses einfachere setzte oder andererseits bei vorhandenen Varianten für ein und dasselbe Zeichen die vulgäreren, einfacheren Varianten benutzte bezw. wieder einführen wollte [Vgl. die Abb. bei Fu Liu a. a. O., p. 55]. Die Methode geht auf den schon mehrfach genannten Hsüan[2]-Tung[2] Tjiän[2] zurück und hat manche Vertreter gefunden.

Neuerdings (Januar 1930) noch hat ein Chinese namens Dĕng¹-Hau⁴ Tschĕn² (48) einen Aufsatz: Dschung¹-guo²-dsï⁴-ying¹-gai¹-dsĕn³-yang⁴-gai³-liang² (49) („Auf welche Weise sollen die chinesischen Schriftzeichen verbessert [d. h. vereinfacht] werden?) in der chinesischen Zeitschrift „Current events“ (50) Nanking, Vol. II, Nr. 1, veröffentlicht, in welchem er das Problem wieder neu zur Diskussion stellt. Die Zukunft muß zeigen, ob eins der vereinfachten Systeme endgültig durchzudringen vermag oder die herkömmliche, tausende von Jahren alte Schrift weiterhin — wie es scheint — den Sieg behalten wird.

Anmerkungen.

1) ⊙ = Sonne. [Zeichen] = Berg. [Zeichen] = Kind. Heute ausgesprochen 日, 山, 子.
2) 丄 = oben. 丅 = unten. 中 = Mitte. Heute ausgesprochen 上, 下, 中.
3) z. B. Mund (口) und Vogel (鳥) = schreien, singen. (鳴).
4) 康熙 5) 康熙字典 6) 木 Baum (Klassenzeichen Nr. 75), 李 Pflaume.
7) 魏 8) 孫炎 9) 爾雅 10) 爾雅音義 11) 度
12) 朱熹 13) 孟子 14) 待 dai⁴ = behandeln, warten; 洛 lo⁴ = Flußnamen.
15) 反切 16) 劉復. 17) 唐 18) 守溫 19) 三十六字母
20) 守溫三十六字母排列法之研究 21) 國學季刊
22) 王照 23) 勞乃宣 24) ——— 25) 官話字母
26) 假名 oder 假字 27) 對兵說話 28) 吳 29) 簡字
30) 等韻一得 31) 簡字全譜 32) 白話 33) 官話
34) 國語 35) 注音字母 36) 錢玄同 37) 國語月刊的特刊 漢字改革號 38) 國語研究會 39) 中華書局
40) 黎錦熙 41) 方體 42) 王人路 43) 花體
44) 圓體 45) 粗細體 46) 傅斯年 47) 趙元任
48) 陳登皞 49) 中國字應該怎樣改良?
50) 時事月報

Nachtrag:

1. Die in den Anmerkungen befindliche Nr. 24 ist zu streichen. —

2. Die „Mergenthaler Linotype Co., 29 Ryerson Street, Brooklyn, N. Y., U.S.A.“ hat im April 1922 einen Prospekt herausgegeben: „China's phonetic script and the linotype“, in dem das „Nationalalphabet“ mit seinen chinesischen Grundzeichen, aus denen die einzelnen Buchstaben abgeleitet sind, wiedergegeben ist. Sehr gute Proben von Texten in Nationalschrift, hergestellt mit der Linotype, sind beigegeben.

Der Schreibgriffel der Babylonier.

Ein Bericht, erstattet vor der Internationalen Gesellschaft für Schrift- und Buchkunde anläßlich ihrer 2. Tagung am 1. Dezember 1929 in der Universität Frankfurt a. M.

von Rudolf Stöwesand.

Inter arma silent musae ist ein altes Wort, dessen Gültigkeit nur beschränkt ist. Tyrtaei gibt es immer, und die Männer der Wissenschaft haben sich wenigstens durch den Kanonendonner, der von 1914 bis Ende 1918 die ganze Welt durchhallt hatte, kaum stören lassen, noch nicht einmal in unmittelbarster Nähe des Waffenlärmes. Eines der markantesten Beispiele dafür ist dieses. Als Sven Hedin nach seinen 1914 und 15 unternommenen Reisen an die deutschen Fronten in Frankreich-Belgien und Rußland auch den türkischen Kriegsschauplatz in Palästina und Mesopotamien aufsuchte, da fand er dort an den Ufern des Euphrat im Jahre 1916 Robert Koldewey unablässig am Werke, das alte Babylonien aus dem Schutt der Jahrtausende neu erstehen zu lassen.[1]) In der Tat hat Koldewey diese seine schon 1898 begonnene große Lebensarbeit erst 1917 aufgegeben, vielmehr aufgeben müssen, weil sich die Engländer in den Besitz des Irak setzten. Die Wissenschaft der Ausgrabungen aber kam dadurch nicht zum Erliegen. Die neuen Herren des Landes nahmen den steckengebliebenen Spaten auf und setzten schon im Frühjahr 1918, wenn auch an anderen Stellen, die gelehrte Buddelei fort, erst recht dann in den folgenden Friedensjahren, z. T. unterstützt von den Amerikanern. Eine Anzahl von Forschern ist da zu nennen: Thompson, Hall, Wooley, Mackay, Langdon — und eine Reihe von Orten: Eridu, Tell el Obeid, Ur, Kisch.[2])

Hier in Kisch nun ist es gewesen, daß der aufgewühlte Boden ein Instrument — eigentlich zwei — herausgab, in dem die Ausgraber den authentischen Schreibgriffel der Babylonier endlich wieder aufgefunden zu haben mit aller Bestimmtheit versichern, eine Entdeckung, wenn sie sich bewahrheitete, von außerordentlicher Wichtigkeit für unsere Disziplin des Schreibwesens, da es vordem noch nicht gelungen ist, ein Werkzeug vorzulegen, dem der consensus der Gelehrten die Eigenschaft des Griffels zuzuerkennen geneigt war, so daß man sich bisher mit Vermutungen und Rekonstruktionen notdürftig hat behelfen müssen.

Zwei Vorfragen zunächst: was ist Kisch? und wer sind die Ausgraber, die dort solche Entdeckung machten?

Heute heißen die Erdhügel, unter denen die uralte Stadt Kisch begraben liegt, nach deutscher Schreibung Ohämir, nach englischer Uhaimir, nach französischer El-'Akhymer.[3]) 15 km östlich von Babylon am Ufer des Euphrat gelegen, der Sage nach die erste Hauptstadt des Landes nach der Sintflut, war Kisch in den ältesten Zeiten Sitz von vier Dynastien, deren letzte um 2700 v. Chr. geendet hat, auch nach dem Verluste ihre Selbständigkeit immer eine bedeutende Stadt des Königreiches.

---

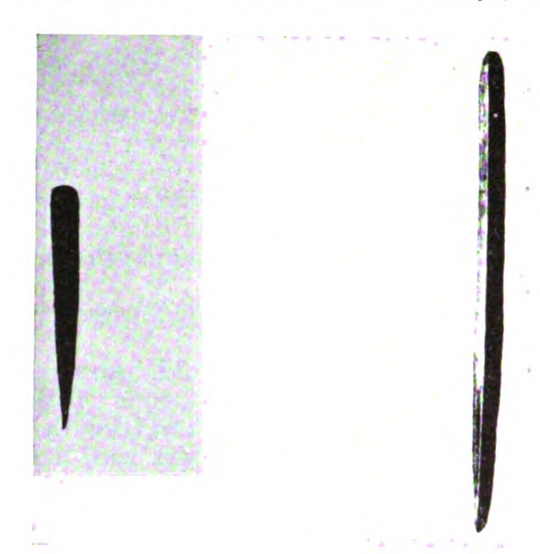
[1]) Robert Koldewey: Das wieder erstehende Babylon, die bisherigen Ergebnisse der deutschen Ausgrabungen. 4. erweiterte Auflage. Leipzig, Hinrichs.

[2]) Stephan Langdon: Ausgrabungen in Babylonien seit 1918. Nach dem Manuskript des Verfassers übersetzt von Franz H. Weißbach. Leipzig, Hinrichs 1928. — Vergl. mein Referat darüber im Archiv für Schreib- und Buchwesen, Jahrg. 3 (1929), S. 89 ff.

[3]) Weitere Schreibungen s. Langdon, Excavations I S. 32 Anmerkung.

Ohämir ist in früheren Jahrzehnten ein paar Mal von Europäern betreten worden, das erste Mal im Jahre 1816 von Buckingham, das letzte Mal 1852 von Jules Oppert. Dann hat sich über ein halbes Jahrhundert hindurch niemand mehr um die alten Schuttwälle und ihre Geheimnisse gekümmert. Der erste, der in unserer Zeit sein Augenmerk wieder auf Kisch gerichtet hat, war der Franzose Henri de Genouillac; im Auftrage des französischen Ministeriums des Öffentlichen Unterrichts reiste er 1911 ab und grub dort von Januar bis April 1912. Von ihm wird gleich nachher ausführlicher die Rede sein müssen.

Nach dem Kriege, im Jahre 1921, erschien eines Tages in Oxford ein englischer Reisender namens Herbert Weld und überbrachte eine Sammlung von Tontäfelchen, die aus Kisch stammten. Unter seinem Einfluß und vor allem auf Grund seiner Subventionsversprechungen beschloß die Universität Oxford im folgenden Jahre, die Ausgrabungen in Kisch wieder aufzunehmen, und zwar gemeinsam mit dem Field Museum of Natural History von Chicago. Leiter der Ausgrabungen von amerikanischer Seite wurde Ernest Mackay, von englischer Seite der Oxforder Universitätsprofessor Stephan Langdon. Mackay kam in Ohämir im Januar 1922 an, Langdon stieß im Dezember 1923 dazu. Die Ausgrabungen dauerten vom Februar 1922 bis zum 20. März 1924.[1]) Beide Ausgraber haben begonnen, den Ertrag der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, Langdon in seinem großen Werke Excavations at Kish. The Herbert Weld (for the University of Oxford) and Field Museum of Natural History (Chicago) Expedition to Mesopotamia. Vol. I: 1923—1924. Paris: Paul Geuthner 1924.


Abb. 1. Griffel (rechts) und Zeilenzieher (links) nach Langdon.

In diesem Werke hat Langdon dem bedeutungsvollen Grifffelfunde ein Sonderkapitel, Chapter IX: The Stylus and the Art of Writing (S. 95—98), und eine Anzahl Abbildungen gewidmet. Dem hier gegebenen Berichte nach war es Mackay, der bei den Ausgrabungen von 1923 und 24 in den Stadtruinen des westlichen Kisch, also im Wohnviertel, zusammen mit Resten von Brieftäfelchen und Kontrakturkunden der Hammurabizeit[2]) zwei geglättete beinerne Gegenstände entdeckte,[3]) von denen Langdon in dem einen den lange gesuchten echten Griffel der sumerischen und babylonischen Schreiber und in dem anderen

[1]) Langdon, Excavations I S. 55. Genouillac, Recherches S. 29.
[2]) Hammurabi regierte nach Langdon (Excavations I S. 14) von 2067 bis 2025 v. Chr.
[3]) Vergl. auch Langdon-Weißbach S. 59.

einen Ritzer zum Linienziehen auf den Täfelchen erkennen will. Abbildung 1 zeigt die beiden Gegenſtände (nach Plate XXIX Nr. 1 bei Langdon) und zwar den längeren eigentlichen Griffel rechts, den kürzeren Zeilenzieher links vom Beſchauer. Der Griffel ſelbſt wies ſtarke Spuren von Abnutzung auf (was badly worn, ſchlimm verbraucht), war aber doch noch ſoweit in guter Verfaſſung (in good condition), daß Langdon nach längerem Hin- und Herprobieren hinter ſeine etwas verwickelte Handhabung kommen konnte. Das breitere Ende — meint Langdon — wurde gebraucht, um die Keile und Köpfe der Schrift in gewöhnlicher Größe in den Ton zu drücken, das ſchmalere Ende, um dieſelben Zeichen, nur kleiner, zwiſchen die gewöhnlichen Zeichen einzuſchieben. Abbildung 2 zeigt (nach Plate XXX) die Art der Handhabung, d. h. die vier verſchiedenen Stellungen des Griffels in der Hand, die nötig ſind, um die vier Grundformen der Keilſchrift zu erzeugen. Die auf einem alten Reliefbilde veranſchaulichte Haltung des Griffels zwiſchen Daumen und Zeigefinger ſtimmt damit überein.[1]) Abbildung 3 (nach Plate XXXI Nr. 3) zeigt das auf dieſe Weiſe beſchriebene Tontäfelchen; die vier Grundformen der Keile ſind deutlich zu erkennen. Langdon glaubt feſtgeſtellt zu haben, daß mit Ausnahme gewiſſer ſchräger Striche der Keilſchrift (wie in der Form NI oder KA) die Zeichen ziemlich ſchnell hinter-

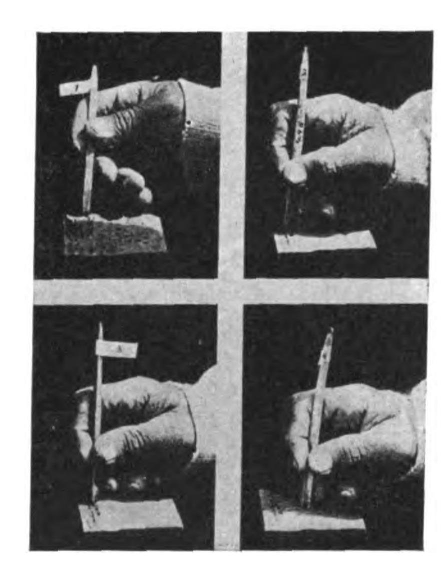


Abb. 2. Die Handhabung des Griffels nach Langdon.



Abb. 3. Das von Langdon beſchriebene Tontäfelchen.

1) Vergl. Bruno Meißner: Babylonien und Aſſyrien Bd. 2 S. 343 und Abb. 53. Dieſelbe Abbildung, aber ganz undeutlich bei Meſſerſchmidt, Orientaliſtiſche Literatur-Zeitung 1906 S. 187.

einander gemacht werden konnten durch einfache Drehungen des Griffels mit den Fingern, ohne daß die Stellung der Hand dabei geändert zu werden brauchte. Man schrieb seiner Meinung nach also, indem man den Griffel zwischen Daumen und Zeigefinger hielt und mit Hilfe der anderen Finger je nach der Geschicklichkeit mehr oder weniger schnell herumdrehte. Großen Wert legt Langdon auch auf die Feststellung, daß der Griffel dreieckig ist, so, daß zwei Seiten breiter sind als die hintere, und daß sein Ende so geschnitten ist, daß es beim richtigen Halten vier Flächen (faces) hat. Die bisher versuchten Rekonstruktionen, mit denen er sich im einzelnen auseinandersetzt, verwirft er sämtlich als völlig abwegig (completely erroneous).

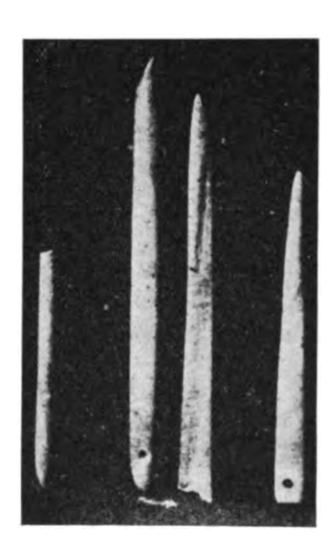
Damit wäre alles in bester Ordnung und unsere Freude über die endliche Entdeckung des so lange schon schmerzlich vermißten Babyloniergriffels eine ungetrübte, wenn nicht ein Mann aufgestanden wäre, der dem gefundenen Gegenstand schlankweg die Griffeleigenschaft abstreitet und behauptet, daß wir in ihm eine Nadel zu erblicken hätten: jener schon genannte Franzose Henri de Genouillac. Langdon hat diesen Einspruch zwar in seinem letzten nur deutsch erschienenen Buche „Ausgrabungen in Babylonien seit 1918“ (1928 bei Hinrichs in Leipzig) mit der apodiktischen Feststellung beantwortet: „Gegen de Genouillac, der diesen Gegenstand für eine Nadel hält, ist unbedingt daran festzuhalten, daß es sich um einen wirklichen Schreibgriffel handelt.“[1]) Wir aber können uns an diesen paar Worten natürlich nicht genügen lassen, denn de Genouillac ist nicht ein ixbeliebiger, sondern Autorität wie Langdon selbst. Er hat vor Langdon — 1912 — als erster Europäer im 20. Jahrhundert in Kisch ausgegraben, widriger Umstände halber aber erst nach Langdon — 1924 — die Ergebnisse seiner Arbeit vorlegen können.

Die zwölfjährige unliebsame Verzögerung erklärt er selbst im Vorwort seines zweibändigen Werkes Premières recherches archéologiques à Kich (Paris, Edouard Champion, 1924) folgendermaßen. Das ottomanische Gesetz behält den türkischen Museen das Eigentum an allen Antiquitäten vor, die von fremden Ausgrabern in der Türkei gefunden werden. In Gemäßheit dieses Gesetzes hatte de Genouillac im April 1912 elf Kisten mit Ausgrabungsgegenständen an den ottomanischen Bevollmächtigten gesandt; er hatte sogar, um die Angelegenheit zu beschleunigen, allerdings vergeblich vorgeschlagen, sie auf eigene Kosten fix und fertig inventarisiert und versiegelt zu schicken. Im Mai 1913 war de Genouillac im Auftrage seines Ministeriums selbst in Konstantinopel, um das gesamte Material aufzunehmen und zur Veröffentlichung vorzubereiten; zu seinem größten Erstaunen waren die Kisten noch gar nicht in Konstantinopel eingetroffen. Im April 1914 lagerten sie nach einer Mitteilung der türkischen Museumsverwaltung an ihn immer noch in Bagdad. Dann kam der Krieg. Nach dem Waffenstillstand erhielt de Genouillac endlich die offizielle Versicherung, daß sich die Kisten zu seiner Verfügung in Konstantinopel befänden, aber zwei Mal war es Offizieren des französischen Okkupationskorps, die von ihm geschickt waren, um die Anwesenheit der Kisten im Kaiserlich Ottomanischen Museum festzustellen, nicht möglich, sie zu sehen oder sichere Auskunft zu erhalten.

[1]) Langdon-Weißbach S. 59 Anmerkung 3.

Die nächsten vier Jahre hindurch konnte sich de Genouillac selbst nicht frei machen, erst April 1924 erhielt er den Urlaub, der ihm gestattete, nach Konstantinopel zu eilen, um die vor einem Dutzend von Jahren begonnene Arbeit endlich fertig zu machen.

Es ist nicht ohne Wert, sich noch über das persönliche Verhältnis zwischen Langdon und de Genouillac Rechenschaft abzulegen. Der Engländer hatte, wie de Genouillac mitteilt, am 25. Mai 1922 an den Franzosen eine Postkarte geschrieben des Inhalts, ob er nicht Lust hätte, die Oxforder Expedition mitzumachen, zwar nicht als Leiter, doch als Mitarbeiter. „Aber er trat," fährt de Genouillac fort,[1]) „wenig später in Vorbesprechungen mit einem anderen Ausgraber ein, ohne meine Entschließung abgewartet und ohne auf meinen Vorschlag geantwortet zu haben, daß ich kommen wollte, um mich mit ihm in Oxford zu besprechen . . . Im Jahre 1924[2]) begab sich Langdon selbst nach El-'Akhymer, und im Frühjahr gab er bekannt, daß er die „Bibliotheken", d. h. die Schreiberschule, des alten Kisch entdeckt hätte; ich hatte das seit 1913 angekündigt . . . Langdon vergaß jedenfalls selbst dem Institut de France gegenüber denjenigen zu nennen, der für die Zukunft die archäologischen Untersuchungen in Kisch angefangen und auf sie als erster das Augenmerk gerichtet hatte."


Abb. 4. Die Nadeln des Genouillacs.

Auch de Genouillac hatte 1912 in Kisch beinerne Gegensände ausgegraben — Abbildung 4 zeigt sie —, in denen er nur Nadeln zu sehen vermag, obwohl sie ihn durch ihre Form zunächst sehr an Griffel erinnerten. Zweimal nimmt er in seinem Buch auf sie Bezug, zuerst Band 1, wo er Seite 22 schreibt: „Aus Bein werde ich Schminkpaletten aufführen, styli, die ich zuerst für calami der babylonischen Schreiber nach ihrem Verzicht auf das alte Schilfrohr gehalten hatte, die aber vielleicht dicke grobe Nadeln sind . . . Hilprecht hat eine hübsche Anzahl davon in Nuffar gefunden",[3]) ferner Band 2 auf Seite 25, wo es bei der Beschreibung der eben genannten Abbildung heißt: „Vier Nadeln aus Bein, drei mit Öhr, die eine schrägkantig abgebrochen . . . Trotz allem, was geschrieben worden ist, und trotz der eigenen Versuche von Langdon, die seine Behauptung beweisen sollen, können diese Gegensände keine styli sein; die Studie von Messerschmidt über das Zuschneiden von Schilfrohr bleibt gültig . . . Schon lange vor mir selber (1912) hatten Scheil und Hilprecht eine Menge dieser Nadeln

[1]) De Genouillac, Recherches S. 29.

[2]) Irrtum, es war Dezember 1923, s. o.

[3]) En os, je signalerai des palettes à fard, des styles que j'avais regardés d'abord comme des calames de scribes babyloniens ayant renoncés à l'ancien roseau mais qui sont peut-être des grosses aiguilles . . . Hilprecht en a trouvé un bon nombre à Nuffar.

gefunden“.[1]) Intereſſant iſt der Ausdruck für Nadeln, den de Genouillac hat: quatre aiguilles-épingles, wörtlich vier Nähnadeln-Stecknadeln; dieſes Doppel ſoll doch gewiß beſagen, daß die fraglichen Gegenſtände die beiden Eigenſchaften, die man von einer Nadel verlangen kann, in ſich vereinigen. Man ſieht auch deutlich auf Abbildung 4 bei zweien das Öhr. Ihnen kann man deshalb die Nähnadeleigenſchaft kaum abſtreiten, es ſei denn, daß man unterſtellt, die Schreiber hätten ihr Werkzeug an einer Art Faden oder Riemen am Gürtel oder ſonſtwie getragen, wovon wir aber nichts wiſſen. Überliefert iſt vielmehr, daß der Griffel für gewöhnlich in einem Lederetui „in der Binde der Hüfte“ getragen worden ſei.[2]) Immerhin ſcheint mir das Vorhandenſein des Öhres ein bedeutſames Gegenargument gegen Langdon zu ſein; denn de Genouillac will doch gewiß darauf hinaus, daß Langdons angeblicher Griffel in Wirklichkeit, wenn nicht eine Stecknadel, ſo eine ſchrägkantig abgebrochene Nähnadel ſei. Beſtimmt kann Langdons ſpitzer Zeilenzieher eine Nadel ſein, zumal Meſſerſchmidt in ſeiner eben von de Genouillac genannten Studie mit ernſten von Langdon nicht widerlegten Gründen das Vorhandenſein eines Extrazeilenziehergriffels ausdrücklich abſtreitet.[3]) Beachtlich bleibt auch das zweite Gegenargument de Genouillacs, daß ſchon vor ihm und Langdon andere Ausgraber derartige Objekte in Mengen aufgefunden hätten, ohne daß ſie auf den Gedanken gekommen wären, ſie als Griffel zu bezeichnen.

Ich rekapituliere: In Kiſch fand 1923 der Amerikaner Mackay einen länglich ſchmalen Gegenſtand, in dem der Engländer Langdon den echten Griffel zu erkennen glaubt, der Franzoſe de Genouillac dagegen eine Nadel. Damit reiht ſich auch das beinerne Werkzeug von Kiſch zunächſt noch den mancherlei anderen umſtrittenen Gegenſtänden an, dem Feuerſtein, der ſich 1855 in Eridu fand, dem Bronzeinſtrument, das in Kujundſchik ausgegraben wurde, dem Elfenbeinſtichel, den Oppert in Babylon entdeckte, und den Knochenpfriemen, in denen allen einzelne Gelehrte ſchon früher Griffel hatten ſehen wollen, ohne daß ſolchen Vorſchlägen allgemeiner Beifall zuteil geworden wäre, ſo daß man lieber zu Rekonſtruktionen ſeine Zuflucht nahm.

Da wir alſo zu einem endgültigen Reſultat nicht haben kommen können, ſei auch über ſie kurz referiert. Wir werden den dabei zu machenden Beobachtungen noch manche Gegengründe gegen Langdon entnehmen müſſen. Am eingehendſten unterrichtet Meſſerſchmidt darüber in ausgezeichneten trotz Langdon keineswegs veralteten längeren Ausführungen „Zur Technik des Tontafelſchreibens“ in der Orientaliſtiſchen Literatur-Zeitung von 1906 (S. 185—196, 304—312, 372—380). Auf dieſer Studie, die auch

[1]) Quatre aiguilles-épingles en os (trois avec chas), l'une brisée en biseau ... Malgré tout ce qui a été écrit et les propres essais de Langdon comprouvant sa thèse (Excavations, pl. XXX et XXXI, p. 95), ces objets ne peuvent être des styles; l'ètude de Messerschmidt (Orientaliſtiſche Literatur-Zeitung a. 9, nos 4, 6, 7) sur la taille des roseaux reste probante, comme je l'ai démontré, à la Societé Asiatique (J. A., CCV, 2, p. 354, séance du 14 nov. 1924). Bien avant moi-même (1912), Scheil et Hilprecht avaient trouvé quantité de ces épingles.

[2]) Meißner a. a. O. S. 343.

[3]) Orientaliſtiſche Literatur-Zeitung 1906, S. 309 f.



Langdon lobt, ſowie auf Ausführungen des Amerikaners Clay vom ſelben Jahre 1906 baut ſich im weſentlichen der folgende Überblick auf.

Der erſte, deſſen Nachdenken über die Griffelform ſich zu einer Rekonſtruktion verdichtete, war Rudolf Zehnpfund. Sein Vortrag „Über babyloniſch-aſſyriſche Tafelſchreibung“, den er 1889 auf dem 8. Internationalen Kongreß der Orientaliſten in Stockholm hielt,[1]) läßt erkennen, daß man damals in einem Eiſenſtäbchen den Griffel vermutete. „Der irgendwo erwähnte metallene dolch- oder troikartähnliche Gegenſtand, von dem eine Abbildung nicht zu erlangen war, ſchien trotz aller Verſuche, mit derartigen Eiſenſtäbchen[2]) zu arbeiten, nicht zum Schreiben geeignet. Alle ſo erzielten Keilformen ſahen denen der Originale durchaus unähnlich.“ Das genaue Studium eines Tontäfelchens im Berliner Muſeum brachte Zehnpfund darauf, daß der richtige Griffel aus Holz und zwar ein vierkantiges vorn leicht abgeſchnittenes Stäbchen geweſen ſein müſſe. Abbildung 5 zeigt den Holzgriffel Zehnpfunds, daneben eine damit beſchriebene Tontafel. Was die ſo uralt ausſehenden Keilſchriftzeichen angeht, ſo hat ſich Zehnpfund einen Scherz erlaubt. Der Text iſt keineswegs uralt, ſondern höchſt modern, er iſt nämtich die vergnügte Rotweinballade aus dem Menu des Stockholmer Feſtmahles, die Paul Haupt zum Verfaſſer hat, den mit Friedrich Delitzſch langjährigen Herausgeber der Aſſyriſchen Bibliothek. Daß der Griffel aus Holz geweſen ſein müſſe, ſchließt Zehnpfund aus dem aſſyriſchen Namen kan tuppi, Schreibrohr (wörtlich reed of the tablet; kan = Rohr, tuppi = Tontäfelchen), ein Rohr müſſe eben ein Rohr, Schilfrohr, alſo ein Holz geweſen ſein und kein Metall, ferner aus der Wahrnehmung, daß in längeren Texten plötzlich von einer beſtimmten Stelle an der Winkel der Keile ein anderer werde, was nur daraus zu erklären ſei, daß der Schreiber ſeinen durch längeres Schreiben ſtumpf gewordenen Griffel friſch geſpitzt habe. Als einen dritten Beweis teilte noch Paul Haupt auf der Kongreßtagung die Beobachtung mit, daß in der glatten Vertiefungsfläche einiger Keile unter der Lupe ſich feine oft gebogene ganz parallele oder konzentriſche Linien bemerken



Abb. 5. Griffel Zehnpfunds
und die von ihm beſchriebene Tontafel.

[1]) Abgedruckt in Actes du huitième Congrès International des Orientalistes, tenu en 1889 à Stockholm et à Christiania. Leyden 1893. S. 267—272.

[2]) Es war vor allem Oppert, der einen dreikantigen rechtwinkligen vorn ſchräg abgeſchnittenen metallenen Degen propagierte.

ließen, die nur von härteren Adern in der Fläche eines Holzgriffels herrühren könnten.

Die auf dem Kongreß von 1889 gewonnene Einſicht, daß das Griffel material Holz geweſen ſei, iſt ſeitdem nicht wieder verlorengegangen, ſondern ſtets beibehalten worden. Meſſerſchmidt (a. a. O. S. 189) überhöht ſogar noch die Behauptung Haupts, indem er erklärt, daß auf der Mehrzahl der Tafeln ſchon mit bloßem Auge der Abdruck von Holzfaſern bei den Keilen ſichtbar ſei. Auch der Franzoſe de Morgan, jener glückliche Ausgraber, dem bei ſeinen mit Scheil ſeit 1897 in Suſa unternommenen Forſchungen 1901/02 der Fund des berühmten Dioritblockes mit dem Codex Hammurabi gelungen war, war ſich darüber klar, daß der Stoff des Griffels Holz geweſen ſein müſſe, obwohl er nichts von den Faſerſpuren erwähnt, wenn er auch die Form, die Zehnpfund gewählt hatte, für falſch hielt. Richtiger erſchien ihm ein Holzſtab, wie ihn Abbildung 6 zeigt, der an dem einen Ende dreikantig zugeſchnitten iſt, ſo daß ſein Durchſchnitt ein gleichſchenkliges Dreieck ergibt, der aber am anderen Ende kreisrund geformt iſt. Auf dieſe Weiſe ſchlug er gleich zwei Fliegen mit einer Klappe: das dreieckige Ende ſeines Griffels — das mit der einen Kante eingedrückt wurde — mache die Keile, das andere runde die kreisförmigen Zahlenzeichen.

Abb. 6
Der Criffel de Morgans

Beide Vorgänger übertrifft der ſehr ſcharfſinnige Meſſerſchmidt. Er ſtellt feſt, daß Zehnpfunds Griffel die Keile ungenau und de Morgans Rekonſtruktion nur die Zeichen einer beſtimmten Periode wiedergebe. Bei einer Unterſuchung von Tontafeln aller Perioden, die er anſtellte, merkte er, daß die Griffeleindrücke in beſtimmten Perioden immer wieder andere waren, wie auf Abbildung 7 an einer Reihe ſenkrechter Keile in ſchematiſcher von ihm herrührender Zeichnung dargeſtellt iſt. „Oben ſind die Keileindrücke vorgeführt, wie ſie in Vorderanſicht dem Blick erſcheinen, darunter ſind ſie in dem Durchſchnitt durch a—b dargeſtellt, ſo daß die Größe des Winkels des Griffeleindrucks deutlich ſichtbar wird.“[1]) Meſſerſchmidt ſtellte alſo eine Entwicklung der Schrift feſt von ganz ſchmalen Keilformen zu immer breiteren. „Dabei ergab ſich nun das bemerkenswerte Reſultat, daß der Griffel im Lauf der Jahrhunderte ſeine Form geändert hat, ſo daß es nicht möglich iſt, mit einem einzigen Inſtrumente Keilſchriftoriginale aller Zeiten nachzuahmen; ferner konnte ich feſtſtellen, daß daneben im einzelnen auch noch perſönliche Liebhabereien der Schreiber auf die Geſtaltung der Griffelform Einfluß gehabt haben, Liebhabereien, wie ſie heute an der Vorliebe des einen für ſpitze, des anderen für ſtumpfe Federn ein Analogon haben.“[2]) Manche

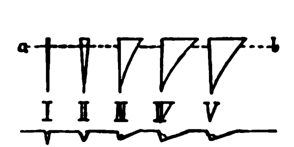


Abb. 7. Entwicklung der Keile (a—b), darunter die dazugehörigen Griffeleindrücke (I—V).

[1]) Meſſerſchmidt a. a. O. S. 192 f.
[2]) Meſſerſchmidt a. a. O. S. 192.

Schreiber liebten es nämlich, den Griffel mehr oder weniger abzuſchrägen. Abbildung 8 zeigt den Griffel, wie ihn Meſſerſchmidt zu benutzen pflegte; die obere Schrägkante iſt hier ziemlich flach, ſie konnte alſo auch um vieles ſchräger abgeſchnitten werden. Wie er dazu kam, in Gemäßheit des Wortes kan Rohr und zwar Bambusrohr als Material zu benutzen, wie er dieſe Hypotheſe durch die ſcharfſinnigſten Beobachtungen ſtützt, was er über noch andere mögliche Griffelformen ſagt, das mag man in dem genannten Aufſatz ſelber nachleſen. Eigene Schreibverſuche Meſſerſchmidts zeigt Abbildung 9 (a. a. O. S. 380) und zwar in der oberſten Reihe neuaſſyriſche Schrift, in der zweiten neubabyloniſche und in der dritten von links nach rechts Schrift der Hammurabizeit, der Telloh- und der dieſer vorangehenden Periode. Der Raumerſparnis wegen iſt nur in der zweiten Reihe rechts von der Abſchrift das Original beigefügt, eine Tafel des Berliner Muſeums. Ein Unterſchied wird die Abſchriften freilich ſtets von den Originalen trennen, nämlich die Schärfe der Zeichen, die die Originale auf Grund ihrer langen Lagerung in der Erde natürlich nicht mehr in der Weiſe haben können.

Abb. 8 Der Griffel Meſſerſchmidts.



Abb. 9 Von Meſſerſchmidt beſchriebene Tontäfelchen, in der 2. Reihe rechts ein Original.

Im ſelben Jahre wie Meſſerſchmidt 1906 veröffentlichte der Amerikaner Albert Clay in Philadelphia, ohne daß er von Meſſerſchmidt oder Meſſerſchmidt von ihm etwas wußte, ebenfalls Anſichten über den Griffel.[8]) Er hielt zwei Formen für richtig, eine mit viereckigem und eine mit abgeſchrägtem Ende; die viereckige ſei die urſprüngliche, die abgeſchrägte, die an Meſſerſchmidt erinnert, die ſpätere. Abbildung 10 (Clay S. 18) zeigt nebeneinander die Griffelform Zehnpfunds, die de Morgans und die beiden Rekonſtruktionen Clays. Die Beobachtung, daß eine große Zahl von Täfelchen die Keilſpitzen nach rechts geneigt aufwies, war ihm der Anlaß zu der Vermutung, daß dieſe Eigentümlichkeit durch den Gebrauch eines abgeſchrägten Griffels hervorgerufen ſei. Die hübſche Abbildung 11 (Clay S. 19), die alle Kritik dem Beſchauer überläßt, zeigt gruppiert um das

[8]) The Babylonian Expedition of the University of Pennsylvania Vol. XIV. Albert T. Clay: Documents from the temple archives of Nippur dated in the reigns of Cassite rulers. Philadelphia, University of Pennsylvania, 1906, S. 17—20, the stylus.

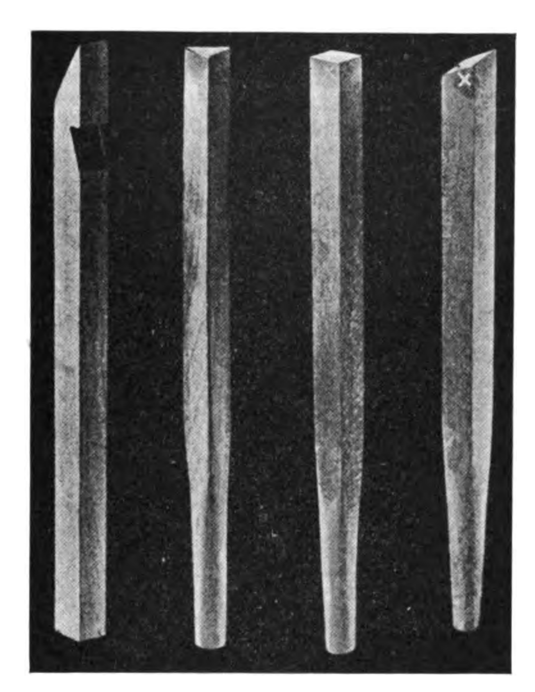


Abb. 10. Der Griffel Zehnpfunds, der de Morgans und die beiden Clays, einer mit viereckigem und einer (×) mit schrägem Ende.

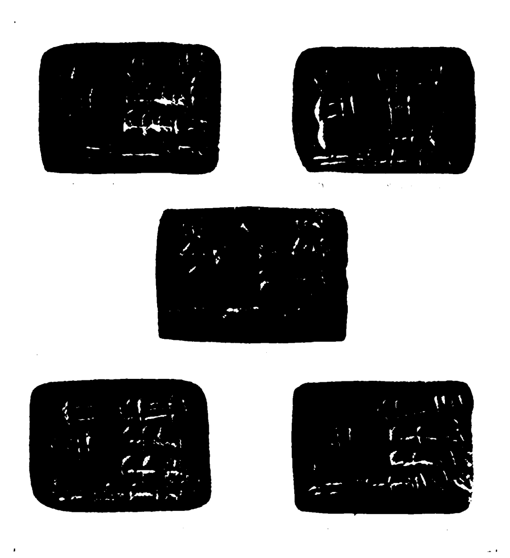


Abb. 11. Schrift mit den Griffeln Zehnpfunds, de Morgans und Clays, in der Mitte das Original.

Original vier Abschriften, die erste mit Zehnpfunds, die zweite mit de Morgans, die dritte mit Clays viereckigem und die vierte mit Clays schrägem Griffel beschrieben. Merkwürdig berührt Langdons Ansicht, daß sein angeblich echter Griffel alle die von Messerschmidt und Clay festgestellten Eigentümlichkeiten auch produziere, dann nämlich, wenn man ihn falsch halte.[1]) Trotz seinem Folgesatze, daß diese Eigentümlichkeiten den Handschriftgriffeln zu verdanken seien, bleibt die Annahme der falschen Griffelhaltung, die sich bei Schreibern doch kaum voraussetzen läßt, eine befremdliche.

Der gewichtigste Gegengrund gegen den beinernen Griffel Langdons scheint mir aber in dem einstimmig festgestellten Holzcharakter des genuinen Griffels zu liegen, zugleich die Erklärung dafür, daß uns davon eben keiner erhalten geblieben ist. Langdon fühlt das auch selbst; er schreibt[2]): „Der babylonische Gebrauchsgriffel war aus dem gewöhnlichen Schilfrohrstengel des Landes gemacht, wie wir das wissen aus dem Namen kan tuppi, Rohr des Täfelchens, und er ist eine sumerische Erfindung, wie wir das wissen aus seinem älteren Namen in dieser Sprache gi-dub-ba. In der Tat können Spuren der Rohrfaser in den Eindrücken auf vielen Tafeln ge-

[1]) Langdon, Excavations S. 97 Anmerkung 1: In fact the real stylus will produce any of the peculiarities of wedges noted by Messerschmidt and Clay, if it be hold in an intrue position. These peculiarities are really due to the styles of handwriting.

[2]) Excavations S. 97.

sehen werden. Aber es ist augenscheinlich, daß der beinerne in Kisch gefundene Griffel bestimmt war, die Schrift dieser Periode zu schreiben, und er wird die Zeichen der Keilschrift in jeder Periode von Gudea bis zur persischen Zeit schreiben. Aber er wird nicht die Keile der vorsargonischen Periode schreiben . . ." Langdon nimmt also doch wohl eine Entwicklung des Griffels vom Holz zum Bein an unter Beibehaltung des Ausdruckes kan Rohr, etwa wie bei uns aus der Gänsefeder die aus Stahl geworden ist, ohne daß der ursprüngliche nicht mehr zutreffende Name Feder aufgegeben worden wäre, oder wie im Englischen das Wort write ritzen für Schreiben beibehalten wurde, obwohl man schon seit Jahrhunderten nicht mehr ritzt. Eine Griffelentwicklung vom Holz zum Bein ist also an sich durchaus denkbar und möglich. Aber das unwiderlegliche Zeugnis der vielen Täfelchen aus allen Perioden mit den Faserabdrücken! Sie alle sind doch bestimmt nicht mit Bein geschrieben? Oder sollten Holzgriffel und Beingriffel neben einander in Gebrauch gewesen sein?

Das ist in großen Umrissen dargestellt der gegenwärtige Stand des babylonischen Griffelproblems. Am Schluß steht ein Fragezeichen. Der Schleier ist noch nicht gelüftet, das Problem bleibt Problem. Und so kann ich, wie ich meinen Bericht mit einem lateinischen Worte begann, ihn auch ebenso schließen; die Frage: Wie sah der babylonische Schreibgriffel aus? ist auch heute noch nicht anders zu beantworten als mit dem Satze: Sub judice lis ist.

Die Bücher und Schriften von Albert Schramm.

Eine bibliographische Zusammenstellung von † Hans Albert Schramm.

Genau einen Monat vor dem 50. Geburtstag seines Vaters, am 5. Juli 1930, ertrank bei einem Bade in der Donau in der Nähe von Aggsbach Albert Schramms einziger Sohn, Hans Albert Schramm, 21 jährig, Wiener Studiosus der Kunstgeschichte, Herausgeber der Heiligen-Legenden in Einheitskurzschrift nach dem Erstdruck Günther Zainers von 1471/72. Er hatte die Bibliographie seines Vaters für diese Festschrift übernommen und so gut wie vollendet; seine Absicht, noch eine einleitende Übersicht dazu zu schreiben, hat er nicht mehr ausführen können.

1. Inaugural-Dissertation.

1904. Die palästinensischen Ortsnamen im Alten Testament. Inaugural-Dissertation, Tübingen. Leipzig 1904. 52 Seiten Oktav.

2. Stenographie.

a) Lehrmittel und Lesestoff.

1897. Zum 100jährigen Geburtstag von Kaiser Wilhelm I. In Stenographie übertragen. Maulbronn 1895. 32 Seiten Oktav.

1897. Deutsche Sagen. 1. Nach Gebrüder Grimm u. Uhland. In Gabelsbergerscher Stenographie. Blaubeuren 1897. 23 Seiten Oktav. — 2. Heldensagen. Blaubeuren 1899. 23 Seiten Oktav.

1899. Zehnpfennig-Bibliothek. 10 Bändchen in Gabelsbergerscher Stenographie. Tübingen 1899.

1905. Sammlung Göschen. Stenographie nach dem System von F. X. Gabelsberger. 1905. 141 Seiten Oktav. In mehreren Auflagen.

1906. ff. Bibliothèque Gabelsberger-Rausser. Association sténographique Gabelsberger-Rausser. I. 1906. 32 Seiten Oktav. II. 1906. 32 Seiten Oktav. III. 1906. 24 Seiten Oktav. IV. 1907. 32 Seiten Oktav. V. 1907. 24 Seiten Oktav. VI. 16 Seiten Oktav. VII. 1908. 32 Seiten Oktav.

1907. Bunte Blätter. (Zusammen mit Ernst Ahnert). 1907—1914.

1907. Sammlung Göschen. Die Redeschrift des Gabelsbergerschen Systems. 120 Seiten Oktav. 1907. In mehreren Auflagen.

1910. Diktat-Bibliothek. Diktatstoffe für Stenographen aller Systeme. 1910. 102 Seiten Oktav.

1910. Monatsschrift für Pflege der fremdsprachlichen Übertragungen des Gabelsbergerschen Systems. Französische Abteilung. 1910 ff.

1910. Esperanta Stenografio laŭ la sistemo de Gabelsberger. 18 Seiten Oktav. 1910.

1911. Internacia Stenografia Gazeto Gabelsberger. Jahrgang 1911 ff.

1912. Sténographie Française d'après le système Gabelsberger-Rausser. 24 Seiten Oktav. 1912. Sixième édition. 1929.

1913. Vademecum für Gabelsbergersche Stenographen. Kurzer Ratgeber für Vereinsvorstände, Unterrichtsleiter und Stenographie-Lehrer. 1913. 76 Seiten Klein-Oktav.

1926. Reichskurzschrift. Vollständige Darstellung der Reichskurzschrift für Schul- und Selbstunterricht. Reclams Universal-Bibliothek. 78 Seiten Oktav.

[1927]. Lesebuch in Reichskurzschrift. Reclams Universal-Bibliothek. 75 Seiten Klein-Oktav.

1930. Anleitung zum Gebrauch der Redeschrift der deutschen Einheitskurzschrift für bibliothekarische, buchhändlerische und buchgewerbliche Kurse. 46 Seiten Oktav.

b) Geschichte der Stenographie.

1902. Was die beiden Württembergischen Königlichen Bibliotheken von dem Abte Trithemius besitzen. (Korrespondenzblatt des Königl. Stenographischen Instituts zu Dresden. 1902. Seite 43 ff, 75 ff).

1902. Zur Tiro-Literatur. (Korrespondenzblatt des Königl. Stenographischen Instituts zu Dresden. 1902. Seite 132 ff, 149 ff, 171 ff, 259 f).

1903. Martin Crusius. Korrespondenzblatt des Königl. Stenographischen Instituts zu Dresden. 1903. Seite 8 ff, S. 52 ff.

1903. Zur Geschichte der Stenographie in der alten Kirche. I. Origenes. 1903. 12 Seiten Oktav. II. Die drei großen Kappadozier. 1903. 12 Seiten Oktav.

1904. Die Tachygraphie und die Märtyrerakten. (Korrespondonzblatt des Königl. Stenographischen Instituts zu Dresden. 1904. Seite 71).

1905. Bibliographische Notizen zu Trithemius und zu Leichtlen. (Korrespondenzblatt des Königl. Stenographischen Instituts zu Dresden. 1905. Seite 167 f).



1907. Steinerne Zeugen über die Stenographie im Altertum. (Bunte Blätter 1907, Seite 32—38).

1907. 50 Jahre stenographischer Statistik. (Bunte Blätter 1907, Seite 76—80).

1907. Die Stenographie in der russischen Reichsduma. (Bunte Blätter 1907, Seite 160—164).

1907. Die Gabelsbergersche Stenographie in Griechenland. (Bunte Blätter 1907, Seite 280—286).

1908. Der Spanheimer Benediktiner-Abt Johannes Trithemius. (Bunte Blätter 1908, Seite 33—36, Seite 75—77.) Johannes Trithemius. Ein Nachtrag. (Bunte Blätter 1908, Seite 279—280).

1908. Die Gabelsbergersche Stenographie in Helsingfors. (Bunte Blätter 1908, Seite 197—200, 234—237).

1909. Ein Standbild für Johannes Trithemius. (Korrespondenzblatt des Königl. Stenographischen Instituts in Dresden 1909, Seite 196 f).

1909. Die amtlichen Stenographen der deutschen Parlamente. (Korrespondenzblatt des Königl. Stenographischen Instituts in Dresden 1909, Seite 243 ff, 280 ff, 338 ff).

1909. Die Gabelsbergersche Stenographie im Auslande. (Bunte Blätter 1909, Seite 194—199).

1909. Die Bibliothek des Königl. Stenographischen Landesamts in Dresden. (Bunte Blätter 1909, Seite 274—279, 314—317).

1910. Bilder aus der Geschichte der Stenographie. (Bunte Blätter 1910: Der erste Stenographenverein der Welt. Seite 37 ff; Systemstreitigkeiten zu Beginn des 18. Jahrhunderts. Seite 74 ff; Thomas Shelton. Seite 118 ff; Francisco de Paula Marti. 438 ff, 474 ff).

1911. Bilder aus der Geschichte der Stenographie. (Bunte Blätter 1911: Thomas Gurney. Seite 76 ff; Hippolyte Prévost. Seite 194 ff; Ulrich Friedrich Kopp. Seite 274 ff).

1911. Diktiermaschinen. (Korrespondenzblatt des Königl. Stenographischen Instituts in Dresden 1911, Seite 309 ff)

1911. Der Parlograph. (Bunte Blätter 1911, Seite 434 ff, 474 ff).

1912. Mitteilungen aus der Bibliothek und Sammlung des Königl. Stenographischen Landesamts zu Dresden. (Korrespondenzblatt des Königl. Stenographischen Landesamts 1912, Seite 317 ff).

1912. Bilder aus der Geschichte der Stenographie. (Bunte Blätter 1912: Edward Gauntlett, Seite 158 ff; 354 ff; 394 ff). Aulay Macaulay. Seite 434 ff).

1913. Bilder aus der Geschichte der Stenographie. (Bunte Blätter 1913: William Addy. Seite 74 ff.)

1914. Die Stenographische Halle auf der Leipziger Weltausstellung. (Bunte Blätter 1914, Seite 78 ff).

3. Esperanto-Literatur.

1907. Lehrbuch der Internationalen Hilfssprache „Esperanto". 66 Seiten Oktav. 1907. 36.—37. Auflage 1926.

1907. Schlüssel zum Lehrbuch der internationalen Hilfssprache „Esperanto". 28 Seiten Oktav. 14. Auflage 1922.

1908. Kongresa Gazeto. Kvara internacia Esperanto-Kongreso. Dresdeno 16—22 de Aŭgusto 1908.

1908. IV. Internacia Esperantista Kongreso. Dresden, 16an—22an de Aŭgusto 1908. Kongresa libro. 130 Seiten Oktav.

1908. Bericht über den IV. Internationalen Esperanto-Kongreß. Dresden, 16.—22. August 1908. 80 Seiten Oktav.

1908. Germana Jarlibro Esperantista por 1908. 167 Seiten Oktav.

1908. La Bela Mondo. Dresden 1908/09. Illustrierte Zeitschrift in Esperanto.

1908/09. Sächsisches Esperanto-Institut zu Dresden. Bericht über das Jahr 1908/09. 16 Seiten Oktav. Bericht über das Jahr 1909/10. 16 Seiten Oktav. Bericht über die Jahre 1911/12 und 1912/13. 12 Seiten Oktav.

1909. Universo. Internacia Revuo por la Belo. 1909 ff.

1909. Fortbildungsbuch für den Esperanto-Unterricht. 1909. 3. Auflage 1921. 59 Seiten Oktav.

1910. Rund um die Welt. Eine Zeitschrift für Esperantisten und solche, die es werden wollen. Zusammen 1910—1911 mit Prof. Dr. Lederer, nach dessen Tode allein 1912 ff.

1910. Was muß jede Esperanto-Gruppe in ihrer Bibliothek besitzen? (Rund um die Welt. 1910. Seite 5—7, 26-27).

1910. Verbreitung des Esperanto in Deutschland. Statistische Nachrichten. (Rund um die Welt. 1910. Seite 15—17).

1910. Winke für den Esperanto-Unterricht. (Rund um die Welt. 1910 ff).

1911. Internacia Stenografia Gazeto Gabelsberger. 1911 ff.

1911. Siegfried Lederer †. (Universo. II. Seite 289 ff).

4. Literatur zur Schrift- und Buchkunde.

1914. Archiv für Schriftkunde. Jahrgang I. Leipzig, Köhler, 1914/18.

1916. Das Buchgewerbe in den deutschen Museen. 1. Kgl. Landesgewerbemuseum Stuttgart. (Archiv für Buchgewerbe 1916. Seite 289 ff); 2. Germanisches Museum zu Nürnberg 1917. Seite 81 ff.

1917. Archiv für Buchgewerbe. Schriftleitung 1917.

1907. Kaiser Maximilian und das Buch. (Archiv für Buchgewerbe 1907, 250 ff).

1918 ff. Zeitschrift des Deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum. Leipzig 1918 ff.

1918. Feodorowsche Drucke. (Zeitschrift des Deutschen Vereins für Buchwesen und Schriftum. Leipzig 1918. Seite 39—41).

1918. Altslavische Drucke in der Bücherei der Moskauer Synodaldruckerei. (Zeitschrift des Deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum. 1918. Seite 128—132).

1919. Liebesgaben deutscher Hochschulen für ihre im Felde stehenden Studierenden. (Mitteilungen des Verbandes Deutscher Kriegssammlungen. 1919. Nummer 1, Seite 12 ff).

1919. Buchdrucker- und Buchhändlersignete. „Das Plakat". November 1919. Seite 401—412.

1920 ff. Der Bilderschmuck der Frühdrucke. Bd. 1: Die Drucke von Albrecht Pfister in Bamberg. Bd. 2: Die Drucke von Günther Zainer in Augsburg. Bd. 3: Die Drucke von Johann Bämler in Augsburg. Bd. 4: Die Drucke von Anton Sorg in Augsburg. Bd. 5: Die Drucke von Johann Zainer in Ulm. Bd. 6: Die Drucke von Konrad Dinckmut in Ulm. Bd. 7: Die Drucke von Lienhart Holle, Johann Reger, Johann Schäffler und Hans Hauser in Ulm. Bd. 8: Die Kölner Drucker. Bd. 9: Die Drucker in Eßlingen, Urach, Stuttgart, Reutlingen, Tübingen, Blaubeuren. Bd. 10: Die Drucker in Lübeck 1: Die beiden Brüder Brandis. Bd. 11: Die Drucker in Lübeck 2: Steffen Arndes. Bd. 12: Die Drucker in Lübeck: Gothan; Mohnkopfdrucke. Die Drucker in Magdeburg. Bd. 13: Die Leipziger Drucker. Bd. 14: Die Mainzer Drucker. (Das gesamte Werk ist auf 28 Bände berechnet).

1922. Schreib- und Buchwesen einst und jetzt. Leipzig. Quelle & Mayer. 45 Seiten und 96 Tafeln Oktav.

1922. Die illustrierten Bibeln der deutschen Inkunabel-Drucker. Leipzig 1922. 24 Seiten Quart.

1922. Auslegung des Lebens Jesu Christi. Eine Holzschnittfolge aus dem 15. Jahrhundert. Insel-Bücherei Nr. 350. 1922. 64 Seiten Oktav.

1922 ff. Berühmte Buchdrucker. Die Zeugkiste. I. Günther Zainer. 1922. 8 Seiten Oktav. II. Anton Koberger. 1923. 8 Seiten Oktav. III. Heinrich Quentell. 1924/25. 5 Seiten Oktav. IV. Aldus Manutius. 1926 10 Seiten Oktav.

1923. Die Holzschnitt-Initiale der Inkunabel-Zeit. Het Tarief. In holländischer Sprache.

1923. Die 42 zeilige Bibel Gutenbergs. Das Inselschiff. 4. Jahrgang. 1923. Seite 59 ff.

1923. Die Illustration der Lutherbibel. 1923. Festschrift zum Lutherischen Weltkonvent. Eisenach, August 1923. 43 Seiten und 284 Tafeln Quart.

1923. Victor Gardthausen zum 80. Geburtstag. (Zeitschrift des Deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum. 1923. Seite 41—47).

1924. Zeitschrift für Buchkunde. Leipig 1924 und 1925.

1924. Vom russischen Buch. (Zeitschrift für Buchkunde. 1924. Seite 160 ff).

1924. Karl W. Hiersemann. Börsenblatt für den deutschen Buchhandel 1924.

1924. Günther Zainer, Augsburgs erster Drucker. Sonderdruck aus: „Werden und Wirken", Festschrift für Karl W. Hiersemann zum 70. Geburtstag und 40 jährigen Bestehen seiner Firma.

1924. Taschenbuch für Exlibris-Sammler. Mit Original-Beiträgen erster Künstler. 1924. 68 Seiten Oktav.

1925. Deutschlands Verlagsbuchhandel. Leipzig 1925. XV, 541 Seiten Oktav.

1925. Deutschlands Verlagsbuchhandel. (Zeitschrift für Buchkunde. 1925. Seite 75 ff).

1925. Bucheinbände aller Zeiten und Völker. Festgabe zur 100 jähr. Feier des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler der Leipziger Buchbinderei A.-G., vormals Gustav Fritzsche. 11 Seiten und 22 Tafeln Oktav.

1925 ff. Taschenbuch f. Bücherfreunde (Büchersammler). 1. Jahrgang. 1925. 195 Seiten Oktav. 2. Jahrgang. 1927. 221 Seiten Oktav. 3. Jahrgang. 1928. 224 Seiten Oktav.

1927 ff. Archiv für Schreib- und Buchwesen. 1927 ff. Sonderhefte. 1 ff.

1928. Konrad Fyner, Eßlingens erster Buchdrucker. Eßlinger Zeitung.

1929. Der Wert alter Bibeln. (Deutsche Presse-Korrespondenz. Hannover 1929).

1929. Götter und Göttinnen des Schreib- und Buchwesens. (Papierzeitung 63/1929. Seite 1962 ff).

5. Bugra.

Den zahlreichen Veröffentlichungen über die „Bugra" ist nicht nachzukommen, da sie weithin zerstreut und auch meist ohne Namen veröffentlicht sind. Es werden deshalb hier nur die Beiträge der sogenannten „Bugrahefte" des „Archiv für Buchgewerbe" genannt.

1914. Das Schrift- und Buchwesen der Mittelmeerkulturen. (Archiv für Buchgewerbe. 1914. Seite 27—30).

1914. Internationale Stenographie-Ausstellung (Archiv für Buchgewerbe. 1914. Seite 254—256).

1914. Die Ausstellung der deutschen Kolonien. (Archiv für Buchgewerbe. 1915. Seite 140—143).

1914. Die Hausbibliothek des Kaisers auf der Bugra. (Archiv für Buchgewerbe. 1914. Seite 351—352).

1915. Das Esperanto-Haus auf der Bugra. (Archiv für Buchgewerbe. 1915. Seite 143—145).

1915. Das russische Haus auf der Bugra. (Archiv für Buchgewerbe. 1915. Seite 175—178).

6. Museumsveröffentlichungen.

1913. Berichte aus dem Deutschen Buchgewerbe- und Schrift-Museum. (Archiv für Buchgewerbe. 1913. Seite 224 ff. Seite 257 ff usw).

1914. Siegel und Reklamemarken. (Berichte aus dem deutschen Buchgewerbe- und Schriftmuseum. 1914. Seite 88 ff).

1914. Ausstellungen:
Emil Pirchan. März/April 1914. Ernst Busch, Alfons Schneider. Oktober/November 1914.

1915. Deutsches Kulturmuseum zu Leipzig. Ausstellung: Heinrich Jost-München. 16 Seiten Oktav.

1915. Das Deutsche Buchgewerbe- und Schriftmuseum, sein jetziger Stand, sein Zweck und Ziel. (Archiv für Buchgewerbe. 1915. Seite 230—234, 260—263, 311 bis 314, 356—358).

1915. Deutsches Buchgewerbe- und Schriftmuseum zu Leipzig. Kurzer Führer durch die Museumsräume. Leipzig 1915. 24 und 32 Seiten Oktav.

1915/16. Das Deutsche Buchgewerbe- und Schriftmuseum zu Leipzig und die Bücherfreunde. Zeitschrift für Bücherfreunde. 1915/16 II. Seite 169—176.

1916. Der Umzug des Deutschen Buchgewerbe- und Schriftmuseums. (Archiv für Buchgewerbe. 1916. 205 ff).

1916. Das Deutsche Buchgewerbemuseum auf den deutschen Kriegsausstellungen. (Archiv für Buchgewerbe. 1916. 207 f).

1917. Deutsches Museum für Buchwesen und Schrifttum. (Archiv für Buchgewerbe. 1917. Seite 111 f).

1918. Das Deutsche Kulturmuseum zu Leipzig. (Zeitschrift des Deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum. 1918. Seite 90—93).

1918. Deutsches Museum für Buch und Schrift zu Leipzig. Tätigkeitsberichte. 1918/19 ff.

1921. Die Schoppmeyersche Miniaturensammlung im Deutschen Museum für Buch und Schrift zu Leipzig. (Zeitschrift des Deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum. Leipzig 1921. Seite 11-15).

1923. Kurzer Führer durch die Räume des Deutschen Buchmuseums. 1923. 21 Seiten und 24 Tafeln Oktav.

1923. Ausstellung von Buch- und Steindruckarbeiten aus den Königlichen Buch- und Steindruckereien A.-G., vormals Corns. Immig & Zoon, Rotterdam. Januar 1923. 16 Seiten Oktav.

1924. Berichte über die Ausstellung polnischer Bücher und Holzschnitte im Buchmuseum zu Leipzig. (Zeitschrift für Buchkunde. 1924. Seite 134 f).

1925. Das Deutsche Buchmuseum zu Leipzig 1885—1925. Leipzig 1925. 102 Seiten Quart.

1925 Kataloge des Deutschen Buchmuseums zu Leipzig. Die Inkunabeln. 1925. 79 Seiten Quart.

1925. Die Bechersammlung im Deutschen Buchmuseum zu Leipzig. Monatsblätter für Bucheinbände und Handbindekunst, Hauszeitschrift der Firma Hübel & Denck in Leipzig. 1925. Seite 9 ff.

7. Neudrucke.

1920. Tuberinus, De Simone puero. Augsburg, Günther Zainer. ca. 1475. September 1920. 20 Seiten Oktav.



1922. Der doten dantʒ mit figuren clage vnd antwort schon von allen staten der werlt. (Knoblochtʒer, Heidelberg).

1924. Der Ackermann von Böhmen. Druck von Konrad Fyner, Eßlingen. 1474. Bresma-Druck. 5. Dezember 1924.

1925. Brief des Grafen Eberhard von Württemberg an Herzog Siegmund von Österreich, betreffend die obere Herrschaft Hohenburg vom 18. Oktober 1476.

1925. Kunihigashi Jibei, Kamisuki Choko-ki (Bequemstes Handbuch für Papierherstellung. Naniwa 1798). Reproduktion Leipzig 1925.

1926. Donat-Fragment im Buchmuseum zu Leipzig. 6 Seiten Oktav.

8. Kriegs-Literatur.

1914. Erste deutsche Kriegsausstellung. (Archiv für Buchgewerbe. 1914. Seite 277—279).

1916. Die Heimatpost. Wochenschrift fürs Feld. Leipzig 1916. Breitkopf & Härtel.

1917. Deutsche Kriegszeitungen. Sonderheft des Archiv für Buchgewerbe. 1917. 56 Seiten Quart.

1918. Deutsches Notgeld 1914—19. I. Kleingeldersatʒ 1914—18. 150 Seiten Quart. II. 1919 ff.

1918. Kriegs-Notgeld. (Bunte Blätter. 1918. Seite 305—314).

1919 ff. Verband deutscher Kriegssammlungen. Mitteilungen. Zusammen mit Dr. Hans Sachs-Berlin.

9. Bibliothekarische Fragen.

1915 ff. Deutsche Bibliothekarschule zu Leipzig. Bericht über den ersten Kursus für mittlere Beamte 1915—1917. 37 Seiten Oktav.

— Bericht über den zweiten Kursus 1917/19. 24 Seiten Oktav.

— Bericht über den dritten Kursus 1919/21. 29 Seiten Oktav.

- 10 Jahre Deutsche Bibliothekarschule 1915—1925. 8 Seiten Oktav.

1916. Das erste Semester der Deutschen Bibliotheks- u. Museumsbeamtenschule. (Archiv für Buchgewerbe. 1916. 40 f). Das 2. Semester 1916. 208 ff).

1919. Einige Worte über die Ausbildung der Bibliothekare. Korrespendenzblatt des Akademischen Schutʒvereins. 1919. Seite 1—5.

1924. Die Buchkunde an den deutschen Universitäten. Anregungen auf Grund einer Rundfrage. (Zeitschrift für Buchkunde. 1924. Seite 1 ff).

10. Bibliographie und Sammlungswesen.

1904 ff. Jahrbuch der Schule Gabelsberger. Literatur der Schule Gabelsbergers von 1904—1913.

1905. Handbuch der Stenographischen Literatur. II. Band. Die deutsche stenographische Lehrmittel-Literatur. Wolfenbüttel 1905 ff.

1911. Bibliografio. Katalogo de la biblioteko (1888—1911) de Georg Davidov-Saratov. 1911. 130 Seiten Oktav.

1915. Bugra-Bibliographie. (Archiv für Buchgewerbe. 1915. Seite 183—191).

1926. Pantheon. Internationales Adreßbuch der Kunst- und Antiquitäten-Sammler und -Händler, Bibliotheken, Archive, Museen, Kunst-, Altertums- und Geschichtsvereine, Bücherliebhaber, Numismatiker. Ein Handbuch für das Sammelwesen der ganzen Welt. 1926. 472 Seiten Oktav.

1927 ff. Jahrbuch der Deutschen Museen. Wolfenbüttel 1927. 259 Seiten.

— — 2. Jahrgang. Wolfenbüttel 1929. 357 Seiten.

— — 3. Jahrgang. Wolfenbüttel 1930. 404 Seiten.

1929 ff. Museumskunde. Vierteljahrsschrift für Verwaltung und Technik privater und öffentlicher Sammlungen. Amtliches Organ des Deutschen Museumsbundes. Literatur.

11. Blinden-Literatur.

1909. Blindenschrift und Blindenkurzschrift. (Bunte Blätter. 1909. Seite 34—39).

1914. Blindenschrift u. Blindendruck. (Archiv für Buchgewerbe. 1914. Seite 309—311).

1917. Die Deutsche Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig. 1917. 16 Seiten Oktav.

1919. Aus der Praxis für die Praxis. Berichte der Deutschen Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig. Leipzig 1919 ff.

, or

l.

